Peter Bolimuth,

am Ende

wird er ein ganz anderer Mann:

oder

Geſchichte des Herrn von F***.

Erſter Theil.

Berlin,
bey Arnold Meyer, [illegible]

V.
Bibliotheca Regia
Berolinensis

Auf dem runden höckerichen Erdboden, den wir Menschen bewohnen, ist doch wohl nichts gewöhnlicher, als daß Menschen fallen und aufstehen. Mannigmahl ists dermaßen schlüpfrich, daß ein Mensch, der schlechterdings gehen soll und muß das Fallen nicht verhüten kann. Es möchte noch seyn — wenn man nur immer wieder aufstehen könnte! — aber das wird so einem armen gefallenen Stimper oft herzlich sauer. Da liegt er denn wohl zehn andern im Wege die alle über ihn her stolpern, daß des Fallens kein Ende ist. Ein Riese muß ihnen aufhelfen — und dergleichen Leute giebts in unsern Tagen wenig — sonst lägen sie wohl.

Die Herren Vollmuthe stammten aus einer sehr berühmten Familie her, welche dem Vaterlande viel würdige Männer geliefert hatten, die von den Nachkommen nach Jahrhunderten noch in ihrer Asche verehrt wurden. Der Kantor in Hungersdorf, Meister Steffen Vollmuth, verwahrte als einen kostbaren Schatz einen

Stammbaum, auf welchen sein Geschlecht von einen gewissen Bernd von Vollmuth hergeleitet ward, der vor ohngefehr dreihundert Jahren Geheimerath und Oberlandesdirektor gewesen war. Auf beiden Seiten hatte eine saubere Feder, vermuthlich in den kriptokalvinistischen Zeiten kritische Anmerkungen geschrieben, welche unser Kantor nie lesen konnte, ohne im heftigsten Unwillen die unendlichen Schimpfworte, Schurken und Hundsvötter auszustossen.

Ich kann mich nicht überwinden, dies Alterthum zu unterdrücken, wenn mir's auch hie und da ein Leser übel nehmen sollte. Seitdem ich den Stammbaum gesehen habe, bin ich auf meine Vorfahren böse, daß sie zu nachlässig gewesen sind, mir Familiennachrichten zu hinterlassen. Kaum daß ich meine Groseltern nennen kann, geschweige daß ich wissen sollte, was sie für Leute gewesen sind! — Ihre Vorfahren, antwortete mir jüngst ein Naseweis, mögen wohl Leute gewesen seyn, die keine Nachrichten von sich hinterlassen konnten, welche ihnen Ehre gebracht hätten. — Das ärgerte mich grausam! aber was konnt' ich antworten? Wenn man, denk' ich, nur erst soweit ist, daß man Nachrichten hinterlassen will, so wird man's schon drauf anlegen, daß man gute Nachrichten hinterlassen kann. Alles kann wohl nicht gleich sein — 's ist doch aber hübsch, wenn man hinternach sehen kann, wie Familien steigen und herunterfallen. Ja, ja! den

Stamm-

Stammbaum muß ich seinem Untergang entreissen! Zwar die Figur des Baums — das müste eine Kupferplatte und ganzer Bogen seyn — dadurch würde meinen Lesern die Nachrichten gleich um etwas theurer gemacht — nein! das will ich nicht thun. Die Figur des Baums kann man sich wohl vorstellen und auch das bunte Ansehen, wenn neben den Zirkeln, welche die Namen einschliessen, die Noten stehen. Ich will die Geschlechtsfolge der Herren von Vollmuthe voran schicken und die Noten nach der Numern folgen lassen, welche den Namen beigefügt sind. Die alte Orthographie will ich nur ändern, um das Lesen zu erleichtern.

1. Bernd von Vollmuth,
Geheimerath und Oberlandesdirektor.

2. Moritz, Generalmajor. — Pete. — Barbe. — Girgen. — Grolms. — Grethe.

Ursule. — 3. Adolph, Hofmarschall. — Helene.

4. Gustav, Oberjägermeister. — Blandine.

Konkordia. — Klärchen. — Barbe. — 5. Eberhard v. Vollmuth, Jagdjunker.

6. Ludwig Vollmuth, Generalsuperintendent. — Juliane.

7. Ehrenfried, Prediger in Hungersdorf. — Agnes. — Felize.

Franz. — Dore. — 8. Wilhelm, Prediger zu Perlebergk.

Sebastian. — Erdmann. — Friedrich. — Lorenz. — 9. Maximilian, Schulmeister zu P[illegible]

Nachfolgende Noten.

Zu No. 1. Muß sich bei dem Dienstgen allgut haben nähren können! war ein Erzleckermaul, fras keinen Hirsenbrei ohne Rohrzucker und lies doch iedem Kinde funfzig tausend Thaler, ohne liegende Güter.

Zu No. 2. Bärenhäuter! machte der ganzen Familie einen Schimpf und heirathete eine Predigers Tochter. Zum Glück starb sie in den ersten Wochen und nahm den Bastard wieder mit.

Zu No. 3. War ein Ritter im Sauffen und hat für zweimal hundert tausend Thaler Güther glücklich durch die Kehle gejagt. — Meister Steffen hatte noch hinzugesetzt: i so sauf du und der T**! der Schurke hat Schuld; daß ich schon manch Maas Kovend habe trinken müssen.

Zu No. 4. Mag wohl Erzjägermeister gewesen sein! — hatte einen Sohn — funfzehen Maitressen und dreissig Hunde. Die letztern frassen seine Güther auf, und der Sohn erbte den lieben Adel.

Zu No. 5. War ein kreutzbraver Mann und guter Wirth; hätte der Familie schon wieder aufhelfen sollen, wenn er nur Verds Dienst gehabt hätte.

Zu No. 6. Verlohr seinen Vater im sechsten Jahre. Weil er in der grösten Armuth war,

war, und seine reichen Freunde sich seiner nicht annehmen wollten; so nahm ihn ein Schuster zu sich ins Haus, der keine Kinder hatte. Er schmiß den Adel unter die Bank, war sehr auf die Bücher, studirte Theologie und ward Generalsuperintendent in der Residenz. Muß wunderschön haben predigen können, weil ihm die Leute so nachgelaufen sind.

Zu No. 7. War ein liederlicher Kerl im schwarzen Rocke; wenn man der Frau glauben darf. Kann aber wohl Verläumdung seyn, weil die Mägde eine ganz andere Sprache führten. Schmids Fieke kam mit Schimpf und Schande aus seinem Hause, weil sie taufen lies. Ueber die Frau hatte sie Beschwerden genug, aber den Mann rühmte sie nach zwanzig Jahren noch als einen liebreichen, gar zu guten und freundlichen Mann.

Zu No. 8. War ein stiller frommer Mann — so demüthig, daß der Kopf immer auf der linken Seite hieng. Habe doch nicht erfahren können, warum ihn die Leute mögen einen Pietisten genannt haben. Ob's darum war? er hat gemeiniglich drei volle Stunden auf der Kanzel gestanden und des Predigens gar nicht satt werden können.

Zu No. 9. Seinen vier Brüdern ward ein Informator gehalten, auf ihn aber hatte der Vater einen Haß geworfen, weil die Mutter in seiner Geburt das Leben zugesetzt hatte.

ganzen Hauſe war er wie verſtoſſen und keine Seele ſahe ſich nach ihm um. Er gerieth unter die Baurenmägdgens, ſpielte mit des Schulmeiſters Töchtern, verliebte ſich, um der Töchter willen, in des Vaters Handwerk, lernte bei ihm die Schneiderei und bekam nach einigen Jahren den Schuldienſt und die iüngſte Tochter. So weit gieng der Stammbaum. Meiſter Steffen hatte in einem kleinen Büchelchen Materialien zur Fortſetzung geſammlet; er wartete nur, ob er würde Erben bekommen. Denn ſollten ſie dem Stammbaum angehenkt werden.

Maximilians Nachkommen waren alle Schneider und Schulmeiſter geweſen, ſo daß in Perleberie und Hungersdorf ſeit beinahe hundert Jahren kein Bauer zu finden war, der nicht ein Futterhemde nach den Vollmuthſchen Schnitt getragen und in der Kirche den Vollmuthſchen meckernden Ton geſungen hätte. Steffen war Maximilians Ur — Urenkel. Anfangs hatt' es nicht das Anſehen, daß er die Schulmeiſterwürde bei ſeiner Familie erhalten würde; worüber er ſich dermaſſen grämte, daß er wie der Tag vergieng und in der Kirche keine Zeile mit ſang. Die Schuld durft er aber Niemand als ſich ſelbſt beilegen — er hatte ſich mit des Schulzen Tochter zu früh bekannt gemacht. — Gerade ſo, als wenn ein geſunder Menſch, der in acht Stunden nicht gegeſſen

hat,

hat, bei einem gedeckten Tisch stehen und die delikatesten Speisen nur sehen und riechen, aber nicht zugreifen und geniessen soll, gerade in der Lage befand sich Meister Steffen. Er war zu lüstern, zurück zu treten und der Vater noch zu jung, ihm den Dienst zu übergeben. Nun Vater! sprach er, so wollen wir beide essen — er ward Meister, heirathete sein Marieließgen und nährte sich von seinem Handwerke. Seitdem hieß er im Dorfe und der ganzen Nachbarschaft Meister Steffen.

Nicht lange hernach starb der Vater. Der Edelmann hätte den Dienst gern dem Sohn gegeben, aber — er muste sein halbes Recht verlieren. Seit langer Zeit war's zur Mode worden, daß der Patron nicht nur den Schulmeister sondern auch die Schulmeisterin wählte. — Wenn sich nur keiner gemeldet hätte! — aber da kam des Katecheten Sohn von dem benachbarten Dorfe, und erbot sich, des Edelmanns Köchin zu heirathen — gleich ward er Schulmeister. Hätte der gnädige Herr nur wissen können, daß die Frau vier Wochen nach der Hochzeit sterben würde!

Beinahe wäre Meister Steffen für Verdruß über diese Kränkung gestorben. Nun fieng er an die ganze Welt zu hassen — saß Tag und Nacht im Loche und stichelte dermaßen, daß er in wenigen Jahren einen Körper hatte, der krumm und verschoben aussahe. Ein Glück

war's, daß der neue Schulmeister und Steffens Frau nicht lange lebten. Sie starben beide in einer Woche. Gleich nach der Beerdigung kam die Köchin des Edelmanns und ließ sich das Maas zum neuen Mieder nehmen. Man stelle sich Steffens Bestürzung vor, als das Mägdgen hereintrat. Sie war wohlgebaut und wuste ein lebhaftes rundes Gesicht mit feurigen Augen und blühenden Wangen über dem hervorstechenden vollen Busen mit so andächtelnder schamhafter Miene zu tragen, daß sie wohl einen Klügern betrogen hätte. Meister Steffen hatte den Tag vorher seine Frau begraben lassen und eben ietzt war er von des Schulmeisters Beerdigung zurück gekommen, und hatte sich in seinen Lehnstuhl am Ofen hingeworfen. Hier träumt' er sich eine angenehme Zukunft und gieng mit sich selbst zu Rathe, wie er seine Anlagen mit so vieler Klugheit und Vorsicht machen wollte, daß sie ihm nicht fehl schlagen möchten. Ja, ia! sprach er bei sich selbst, 's wird wohl nicht anders sein, ich soll und muß Schulmeister werden. Was hat's nun dem gnädigen Herrn geholfen? — Der gute Mensch lebte wohl noch, hätt' er ihn nicht auf einen Stuhl gesetzt, der für mich bestimmt war. Adel hin, Adel her! darnach frägt der liebe Gott nicht. Er müste keine Augen haben, wenn er nicht sehen wollte, daß ich im Himmel schon Schulmeister bin! Warum hätte denn meine Frau gerade ietzt mit dem Schulmeister

zugleich.

zugleich sterben müssen? Er mags nur bald erkennen, daß ihm der liebe Gott viel nachgiebt ehe er härtere Mittel wählt, ihn quid iuris zu lehren. Wenn er nun ia nicht anders will, als daß er die Frau Schulmeistern auch wählen muß; nun so mag ers thun. Aber keine andere als die Köchin, Jungfer Käthe. Das übrige Weibergeschmeiße in seinem ganzen Hause ist —

Gerade hier trat Jungfer Käthe herein und redte ihn mit einem so scharfen schneidenden Ton an, daß Augen, Ohren und Herz schon bei ihr an der Stubenthür waren, eh' er mit seiner ganzen Meisterschaft aus dem Lehnstuhl kam. — Gott grüße ihn Meister Steffen! kann er mir nicht von diesem Zeuge hier einen Mieder machen? aber übermorgen muß ich ihn haben, hört er's? Vexiren muß er mich nicht! ich habe was vor, daß ich nicht länger warten kann.

Was denn, liebes Käthgen! sie ist doch wohl nicht gar eine Braut?

Ach geh' er doch! warum nicht gar eine Braut! Er kömmt mir bald, wie unser gnädiger Herr. Da Käthgen, sprach der, als er mir den Taffent schenkte — zum neuen Mieder! darinn solst du eine Braut werden; 's ist doch ein gar zu spaßhafter liebreicher gnädiger Herr!

Aus dem Spaß, Käthgen, könnte Ernst werden. Weiß sie wohl, daß wir heute den Herrn Schulmeister begraben haben?

Ja, das sagte der gnädige Herr auch; aber — daraus wird nichts! In den ersten zehen Jahren heirathe ich noch nicht.

Ach liebes Käthgen, da könnten wir uns aber beide einen rechten Gefallen thun, wenn sie mich zum Schulmeister machte und ich mach —

Schweig er nur! ia! — Er macht mir dafür das Mieder; denn will ichs thun. Mach' er nur und nehm' er das Maas! — Nun fieng sich der beste Spaß erst an. Käthgen wollte sich nicht ausziehen und ie schamhafter und unschuldiger sie that, desto neugieriger und leckerhafter ward Meister Steffen. Er stach ihr den Halstuch loß, zog das Kammesohl ab, maaß ihre Taille zehenmahl, bis er sich endlich, als er die Länge der Vorschnierlatze nehmen wollte, um die Schnebbe herum mit der Hand zu lange aufhielt, daß sie in voller Bosheit Kammesohl und Halstuch umwarf und mit der Drohung zur Thür hinaus lief; nun soll er nicht Schulmeister werden!

Aus der verliebten Entzückung fiel Meister Steffen in eine einfältige Bestürzung. Er faste sich aber bald, zog sich an und gieng zum gnädigen Herrn. Keine Stunde, so war der Schulmeister fertig. Steffen muste schriftliche Versichrung von sich geben, daß er Jungfer Käthen zur Frau nehmen wollte; der Edel-

mann aber nahm's auf sich, seine Köchin dahin zu bringen, daß sie ihren Widerwillen gegen eine so frühzeitige Heirath ablegen und ihre Einwilligung geben sollte. Damit er sieht, sprach der Edelmann, daß ich seine Verdienste schätze und belohnen will, so soll er nicht Schulmeister sondern Kantor heissen. Das Konsistorium wird freilich dawider viel zu reden wissen; daran kehr er sich nicht. Mach er's so, daß er mit den Leuten nicht viel zu thun hat, und halt er sich zu mir; das wird sein Schade nicht seyn. Die Bauren müssen wohl, und mein Prediger wird sich aus Gefälligkeit nicht weigern, ihn Kantor zu nennen; wenn ichs thue. Geh' er hin und zeig' er sich dem Magister. Da keine Wittwe und Kinder da sind, soll er so gleich einziehen und die Schule fortsetzen. Für das übrige will ich sorgen. — Auf diese Weise kam die Schulmeisterwürde in Hungersdorf wieder an die Vollmuthsche Familie.

Viel fehlte nicht, so hätte Meister Steffen angefangen, sich von Vollmuth zu schreiben; so groß schien er sich selbst in der neuen Würde zu seyn. Er dachte an nichts, als an seinen Stammbaum und die Herren von Vollmuthe, seine Ahnen, und stellte sich die mögliche Erhebung seines Geschlechts zu seinem vorigen Glanze durch sich und seine Nachkommen so lebhaft vor, als er in des Predigers Stube trat, daß er von dem Generalsuperintendent, dann

von

von dem Oberjägermeister und endlich von dem Hofmarschall und Oberlandesdirektor eine Stunde lang gesprochen hatte, ehe er auf die Nachricht kam, die er eigentlich überbringen sollte. Magister Würdig kannte Steffens dummen Stolz schon längst und gab ihm hier die ersten Lehren als vorgesetzter Prediger mit vieler Klugheit und Sanftmuth. Aber Steffen glaubte Recht zu haben und verlies sich darauf, daß man ihm die Herkunft aus diesem adlichen Geschlechte nicht streitig machen könne. Käthgen bracht' es dahin, daß er von der Narrheit geheilt ward.

So bald die Zeit da war, daß sich Steffen nach den Landesgesetzen verheirathen durfte, so vollzog er seine Hochzeit mit Käthgen. Sie nahm der ersten acht Tage gleich wahr, sich mit ihm auf den Fuß zu setzen, wie sie in der Folge mit ihm zu stehen wünschte. Boshaft war er nicht, aber stolz, abergläubisch und ungeduldig. Bei der gröbsten Einfalt dünkt' er sich weise zu seyn und wenn er bei seinen verkehrten Anlagen seinen Zweck nicht erreichte, so war er im Stande, in Ungeduld zu thun, was der boßhafteste kaum vermag. Er hatte eine unverschämte Dreustigkeit, iedermann die Stirne zu bieten; aber Herz so wenig als Verstand, etwas wider den Geringsten auszuführen. Wer ihm nicht wich, dem wich er ohne alle Ausnahme ganz gewis. Eine redliche Frau konnte sich von sei-

ner

ner Treue alles versprechen; aber die Verliebte hatte auch von seiner Eifersucht alles zu fürchten. Wollte Käthe nicht ganz elend leben, so muste sie ihm nicht blinden Gehorsam ohne Widerspruch angewöhnen, sondern ihr Wort bei ihm dann und wann gültig zu machen wissen. Käthgen war listig genug, dies zu merken, und der Edelmann gnädig genug, in Betrachtung ihrer ihm geleisteten Dienste, sie mit seinen Rathschlägen so zu unterstützen, daß Steffen in kurzer Zeit unterdrückt ward.

In den ersten Wochen fieng er an, von der vornehmen Familie zu sprechen, aus der er herstamme und kam endlich auf den Adel. Das glaub ich alles, lieber Steffen, sprach Käthe; aber davon laß dir ia nichts merken. Du kennst die Edelleute nicht so wie ich. Erführe das der gnädige Herr, so könnt' er einen Haß auf uns werfen und wir wären elende Leute. — Ein paar Tage war Steffen still. — Am dritten fieng er wieder an: Herr von Vollmuth, das klingt doch schön! — du hast Recht, antwortete Käthe; schaffe mir nur adliche Güther — ich bin gleich gnädige Frau! Aber mit deinem Betteladel komm mir nicht! Ein pauvrer Edelmann ist unglücklicher, als ein armer Schneider. — Steffen hatte eine lange Weile das Herz nicht, ein Wort wieder von seinem Adel anzufangen. Endlich fanden sich Kennzeichen, die ihm Hofnung gaben, einen Erben zu bekom-

bekommen. Das war unbeschreibliche Freude für ihn und im ersten Ausdruck seines Vergnügens entfuhren ihm die Worte: Käthgen! ach wenns ein Junge wäre und der brächte unsre Familie wieder. — — Käthe ließ ihn nicht ausreden, sondern sprang aus seinem Arm auf, lief voll aufgebrachter Empfindlichkeit nach der Thür zu und sprach im zornigen Ton: Den Augenblick geh' ich fort und komme nie wieder ins Haus. Werde selbst klüger, oder laß dich von klügern Leuten regieren! Denkst du, ich soll durch dich ein Narr werden. — Steffen hätte sie sollen laufen lassen, aber — er lief ihr nach und gab gute Worte: 's ist mein Spaß, sey nicht böse! — und nun dachte er lange an keinen Adel wieder.

Nach gerade kam die Zeit der Entbindung heran. Peter Paul fiel damals auf einen Sonntag und Magister Würdig war krank. Käthe klagte, aber Steffen muste fort, und den Gottesdienst auf dem Filiale halten. Wenn's nur nicht noch das entlegensten Dorf gewesen wäre! Da war aber nichts zu ändern, Steffen konnte weiter nichts thun, als eilen. Das versprach er; aber er war kaum zum Dorfe hinaus, so ward's Ernst und Frau Käthe sehnte sich nach Hülfe. 's war nur gut, daß Steffen so bedachtsam gewesen war, und im Vorbeigehen bei der Kindermutter ans Fenster geklopft hatte — die kam zur rechten Zeit gelau-

fen.

sen. Dicht an der Schule lag der Edelhof; durch eine Hinterthür zwanzig Schritte, mehr waren's nicht. Die gnädige Frau hatte so viel Liebe für ihre ehemalige Köchin, daß sie ihr beizustehen versprochen hatte. Sie ward gerufen und kam im Augenblick. In einer Stunde war ihre ganze Beschäftigung glücklich geendigt.

's war als wenn den Tag alles hätte kontrair gehen sollen. Der Kantor hatte in Gedanken den Schrankschlüßel zu sich gesteckt, daß man das Kinderzeug nicht kriegen konnte. Die gnädge Frau war gleich bereit, auszuhelfen und lief nach Hause. Sie kam im Augenblick wieder, brachte aber kein Kinderzeug, sondern holte die Kindermutter weg. Des gnädgen Herrn Schwester war an den Herrn Geheimerath von F** verheirathet und vor einigen Wochen schon aus der Residenz gekommen, um ihre Entbindung abzuwarten und im väterlichen Hause die Wochen zu halten. So wie die gnädige Frau ins Haus trat, Kinderzeug zu holen, so hatte der Bote schon die Thür in der Hand, der sie rufen sollte, daß sie also keinen Augenblick zu versäumen hatte und gleich selbst umkehrte, die Kindermutter zu holen. Nun war die Frau Kantorn wieder allein und das Kind lag unangezogen da.

Die Frau Geheimeräthin expedirte sich noch hurtiger als die Frau Kantorn. In einer viertelstun-

tel Stunde kam die gnädige Frau mit der Kindermutter zurück, brachten Zeug und zogen das Kind an. Die Frau Geheimeräthin hatte eine junge Tochter und die Frau Kantorn einen jungen Sohn.

Kaum war das Kind angezogen, so kam der Kantor. Was für eine Freude, da er seinen ganzen Wunsch erfüllt sahe! — Adliche Paten musten's wohl seyn, das war ausgemacht und ich glaube, daß Stessen wer weiß was nicht genommen und dem Kinde bürgerliche gegeben hätte. Es kam nur darauf an, wie er mit seiner Frau darüber einig werden und was er, im Fall sie ihm zuwider seyn würde, für Mittel erwählen sollte, seinen Entschluß durchzusetzen, von welchem er diesmal schlechterdings nicht abzugehen beschlossen hatte. Für diesmahl fanden sich aber keine Schwierigkeiten. Frau Käthe äusserte die Gedanken, daß es wohl nicht gut aufgenommen werden möchte, wenn man den Patron, den gnädigen Herrn von Liebe übergehen wollte, welchen Vorschlag der Vater von ganzem Herzen billigte. Für diese Gefälligkeit konnte die Frau nicht unerkenntlich seyn, zumahl da die Kindermutter dem Herrn Kantor beipflichtete, daß die Paten dem Stande nach einander gleich seyn müsten. Mit ihrer Einwilligung wurden also der Herr Geheimerath von F** und Fräulein Gertrude von K** aus Perleberle dazu bestimmt. Nach dem gnädigen Herrn im Dorfe bekam das Kind den Namen Peter.

Die

Dieſo genannten ſechs Wochen machten unſerm Steffen mancherlei Sorge und Beſchäftigung, daß er an ſeine Hauptabſicht wenig denken konnte. Nachgerade langt' er aber ſeinen Stammbaum wieder vor und wollte denſelben aus ſeinen geſammleten Nachrichten fortführen. Erſt warf ihm ſeine Frau warnende Seitenblicke zu; hernach folgten ſehr faßliche Vorſtellungen von der Narrheit ſeines Vornehmens; aber endlich lernten ſie ſich von beiden Seiten verſtehen und handelten gefälliger gegen einander. Steffen machte ſeiner Frau keine Vorwürfe, wenn ſie auf dem adlichen Hof fleißige Beſuche ablegte; Käthgen aber ſah und hörte nicht, wenn ihr Mann von ſeinem Adel ſprach oder ſchrieb. — Manchmal beſtanden ihre Traktaten nicht lange. — Steffen nahm der Zeit wahr und eilte, ſeine Arbeit zu Stande zu bringen. So bald die Frau zum Hauſe hinausgieng, ſo bald ſchmiß er Ring und Nehenadel weg und nahm den Stammbaum vor. Nicht genug, daß er die Namen der Vollmuthe, wie ſie auf Maximilianen folgten, Erdmann, Jakob, Andreas endlich ſich und ſeinen kleinen Peter hinſchrieb; er ſorgte auch für gültige Taufſcheine, wodurch die Richtigkeit ſeiner Geſchlechtsfolge unwiderſprechlich dargethan ward. Alle dieſe Nachrichten hob er als einen koſtbaren Schatz für ſeinen Peter auf. In einem Wortwechſel entfuhr der Frau die fürchterliche Drohung, daß ſie den verfluchten ſch***. Stammbaum in

 taus-

tausend Millionen Stücker zerreissen wolle, so bald sie ihn in die Hände kriegen würde. Steffen nahm alle seine Dokumente zusammen, siegelte sie ein und gab sie dem Herrn Magister Würdig in Verwahrung mit der Bitte, sie niemanden auszuliefern als ihm selbst, oder, im Fall seines Todes, seinem Sohn.

Peter war ein munteres lebhaftes Kind, das von iedermann im Dorfe bewundert ward und selbst nach Würdigs Urtheil einen Geist in seinen Augen zeigte, der viel versprach. So was ähnliches durfte man nur sagen, so war man gewiß Steffens Freund und konnte tausend vorhergegangene Beleidigungen damit aussöhnen. Peter war seine einzige Freude und nahm alle seine Sorgen hin. Kann ich nur erst meine Zucht mit ihm anfangen! war sein täglicher Wunsch. Gieng die Mutter auf den Edelhof, so nahm er seinen Peter auf den Arm und sprach ihm beständig von seinen Ahnen vor. Peterchen lernte endlich sprechen und das erste vernehmliche Wort war: Bernd! Das war unbeschreibliche Freude für unsern Steffen und neue Ermunterung mit seinem Unterricht fortzufahren. Nicht lange, so sprach Peterchen Bernd von Vollmuth und als er vier Jahr alt war, konnte er das ganze Geschlechtsregister seiner Vorfahren bis auf seinen Vater Steffen herbeten. „Und denn kömmt der kleine Peter" pflegt' er hinzuzusetzen wenn er recht gesprächig war;

war; worüber der Vater so herzlich lachen konnte, daß ihm der Bauch schütterte. Nun muste sich Peter mit zu den Schulkindern setzen und der Vater fieng seine Unterweisung mit Ernst an. Ausser den gewöhnlichen Schulstunden widmete er ihm noch täglich eine gewisse Zeit und fast alle die Stunden, deren doch gewiß nicht wenige waren, welche die Mutter auf dem Edelhof zubrachte. Er hatte deswegen manche Streitigkeiten mit der Frau. Die Arbeit blieb liegen — ihre Umstände wurden schlechter, und wenn nicht eher Vorwürfe kamen, so kamen sie denn, wenn sie Staat und Putz kaufen wollte und kein Geld da war. Sie durfte aber nicht viel sagen, weil sonst ihre Herzensangelegenheit würde gelitten haben. Ich wende doch, antwortete Steffen, meine Zeit wohl besser an als du? — bleib zu Hause und hilf nähen, so kommen wir weiter. Den Augenblick schwieg Käthe still.

Steffen setzte seine Unterweisung fleissig fort und hatte die Freude, ein lenkbares Herz und einen lebhaften, leicht fassenden Verstand bei Petern zu finden. Er fieng freilich auch iede Unart bald auf, welche die Baurenkinder in die Schule mitbrachten; er ließ sich aber auch bald wieder mit Worten davon abbringen und hatte eine so zärtliche Liebe zum Vater, daß er nicht leicht etwas that, was dieser verboten hatte. Im sechsten Jahre fieng er schon an zu lesen, im

achten aber hatt' er schon einen guten Anfang im Schreiben gemacht und konnte an dreissig Psalmen fertig aus dem Kopfe hersagen. Magister Würdig sahe seine Freude an dem Knaben. Er wuste mehr als zu gut, daß die Unterweisung nicht die war, die 's seyn muste und entschloß sich, aus Liebe zu dem Kinde, sich seiner anzunehmen. Er hatte selbst zween Söhne, deren einer etwas älter, der andere aber jünger als Peter war. Schick' er mir, sprach er zum Kantor, seinen Sohn herüber, ich will ihn mit meinen Kindern zugleich unterweisen. Steffen küßte seinem Prediger die Hand für Freude und Dankbarkeit.

Petern konnte kein grösseres Glück wiederfahren als dies. Würdig war ein Mann, der die Erziehung seiner Kinder als sein wichtigstes Geschäfte ansahe, worauf das Glück derselben, die Wohlfahrt des Staats und die Freuden seines Alters gegründet werden müsten. Er hatte sich einen guten Vorrath reichhaltiger, fruchtbarer Kenntnisse gesammlet, womit er ein edles Herz und einen sanftmüthigen, menschenfreundlichen Charakter verband. Er sprach einen natürlichen Ton, der zum Herze führt und wuste diejenige Methode genau zu treffen, die den Fähigkeiten seiner Subieckte am angemessensten war. Erst zeigte Peter einige Furcht, als ihm der Vater sagte, daß er zum Herrn Magister in die Schule gehen sollte. Am zweeten Tage

war

war die Furcht schon verschwunden und je öfter er hinüber gieng, desto deutlicher bemerkte der Vater, daß ihm dieser Gang zur Freude ward. Was würd' er gesagt haben, wenn er damahl hätte wissen sollen, daß dieser Gang bald die einzige Freude seyn würde, die seinem Peter auf der Welt übrig blieb.

In Hungersdorf war die Gewohnheit, daß täglich Abends um neun Uhr und früh um sechs Uhr, ausserdem aber noch in den hohen Festen Nachts um zwölf Uhr und früh um vier Uhr geläutet werden muste. Das war die allerbeschwerlichste Arbeit für Meister Steffen und gern hätt' er sie verlohnt, wenn sich nur iemand dazu hätte verstehen wollen. Er hatte diese Arbeit bei seinem seligen Vater schon viele Jahre lang verrichtet, ohne daß sie ihm sauer worden war; aber ietzt war der Geier mit den Gespenstern ganz los. Im ersten Amtsiahre hatt' er nichts gemerkt, aber seitdem kam er auch niemahl unbeunruhigt nach der Kirche. Wenn's nur nicht noch von Zeit zu Zeit schlimmer worden wäre! — Das erstemahl als er halbtodt vom Läuten zurück kam und seine Frau erschreckte, da er sich so naß, wie aus dem Wasser gezogen zu ihr ins Bette legte, hatte ein weißes Gespenst an der Kirchhofthür gestanden, wo er durch muste. Je näher ich kam, erzählte Steffen, ie gröſſer wards. Ich konnte daran sehen, daß es der leibhaftige Teufel war, weil er, als ich

ich mir ein Herz faßte und ihm mit Gebet entgegenlief, entsetzlich brummte und verschwand. Als ich zurück kam, sah' ich nichts, aber es schmiß mit grossen Steinen hinter mich her. — Nachher hat's Steffen seinem Schwiegervater, dem Schulzen öfters geklagt, daß seine Frau ihn auslache, wenn er ihr etwas davon erzähle und es allemahl dem Edelmann zu seinem Spott wiedersage, weil der's den andern Tag gleich wisse. — Hernach schämt' er sich etwas zu sagen, aber desto gröſſer war seine Angst. Bald stand das Gespenst oben auf der Zarge über dem Pförtgen; bald giengs auf der Kirchhofmauer herum; bald trat's ihm gerade in den Weg, bald schmiß es nach ihm. Endlich im zehenten Jahre seines Amts, nachdems ihn acht Jahre gequält hatte, reists ihm am Weinachtsfeste bei der Kirchhofthür den Kirchschlüssel aus der Hand, huckt ihn auf, trägt ihn nach der Kirche, zur Thurmtreppe hinauf und läßt ihn auf der obersten Stufe fallen, daß Steffen rückwärts herunter schlägt und nicht nur beide Bejne sondern auch einen Arm zerbricht.

Der Kirche gegenüber wohnte der Schulze. Dieser war eben aufgestanden und sahe zum Fenster heraus als der Kantor kam; er sieht das Gespenst und hört den Kantor rufen, da 's ihn auf huckt. In der Geschwindigkeit weckt er seine Knechte, holt sich einen Dreschflegel, läuft nach der Kirche und findet den armen

Kantor

Kantor in diesen kläglichen Umständen auf der Erde liegen, dessen jämmerliches Gewinsele ihm sogleich das ganze Unglück verrieth. Er wuste in der Bestürzung nicht, was er thun sollte; doch faßte er den Entschluß, von der Kirchthür nicht zu weichen. Der Vorfall kam ihm so bedenklich für, daß er den Einfall hatte, ob das Gespenst nicht noch in der Kirche seyn könnte. Er getrauete sich aber nicht, herumzusuchen, weil seine Bedeckung nichts weiter als ein Dreschflegel war und er sich von der Thür nicht entfernen wollte, wodurch dem Gespenste die Flucht hätte erleichtert werden können. Zurückgehen und Hülfe holen wollt' er noch weniger, weil man ihm dann mit desto grössern Schein hätte Furchtsamkeit vorwerfen können. Endlich kam der Knecht nachgelaufen. Gleich befahl er Sturm zu läuten, und in wenigen Minuten war die Gemeine auf dem Kirchhof und in der Kirche bei einander. Der Prediger schickte seinen Knecht, nach dem Vorgang zu fragen. Der Barbierer kam vom äussersten Ende des Dorfs gelaufen und war ausser Athem, als er den Kirchhof erreichte. Er nahm sechs Männer, ließ eine Berge holen und den Kantor nach Hause tragen. Mit den übrigen stellte der Schulze eine genaue Untersuchung nicht nur in der Kirche, sondern auch im ganzen Dorfe an, ohne daß sie irgendwo Spuren eines Verdachts fanden.

Unterdessen hatte sich der Prediger angezogen und kam zum Kantor hinüber, als sich der Barbierer eben anschickte, die zerbrochnen Glieder einzurichten. Halt! — rief Steffen, sobald der Prediger herein trat, — ich muß den Herrn Magister noch einmal ganz allein sprechen. Hernach könnt's zu spät sein! — Sie musten alle hinaus, die in der Stube waren, auch die Frau, und der Kantor unterredete sich mit dem Prediger einige Minuten lang, aber niemand hat den Inhalt ihrer Unterredung erfahren. — Der Barbierer kam mit seinen Gehülfen wieder herein und fieng seine Operation an. Sechs Kerls musten den Kantor halten und einer ihn beständig mit starkem Wasser anstreichen. Er lag wie todt unter ihren Händen und, wenn er durch starke Gerüche aus der Ohnmacht erweckt ward, hätten die Herumstehenden hinein fallen mögen, so ein Jammer war's, seine Schauder erregenden Verzerrungen zu sehen und das klägliche Gewimmere, schreien konnt' er nicht, mit anzuhören. Das alles litte er aber ohne Nutzen. Bei der Einrichtung des zweeten Fußes that er seine Augen zu und öfnete sie nicht wieder.

Peterchen hatte bis hieher geschlafen, endlich ward er durch die Unruhe im Hause erweckt. Das Kind war untröstlich und wollte vom todten Vater nicht weg. Würdig nahm ihn bei der Hand und führte ihn mit in die Pfarre hinüber,

über. Ach du lieber Gott! schrie er den Weg lang, nun hab ich keinen Menschen mehr, der sich meiner annimmt; mein guter Vater ist todt und meine Mutter ist mir nicht gut. Ach wenn ich doch nur auch sterben könnte! — Würdigen floß das Herz im Leibe schon für Wehmuth und Mitleiden; durch die Klagen des Kindes ward er vollends so gerührt, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte. Gieb dich zufrieden, lieber Peter, den besten Vater dort droben — hast du noch — der stirbt dir nicht ab. Weist du auf der Welt keinen Menschen, der sich deiner annehmen will, so komm zu mir! — weiter konnt' er für Wehmuth nichts sagen. Kaum daß das Kind nur etwas beruhigt werden konnte.

Unter diesen Unruhen war der Tag angebrochen. Magister Würdig wollte gern umständliche und zuverlässige Nachricht von dem Vorfalle haben; deswegen schickt' er zum Schulzen und ließ ihn zu sich rufen. Die ganze Gemeine war so bestürzt und irre worden, daß kein einziger nach Hause gegangen war. Da saßen sie alle noch beim Schulzen und sagten einander ihre Gedanken. Sie konnten aber mit der ganzen Begebenheit nicht fertig werden. Jeder schien reden zu wollen und was zu reden zu wissen, aber alle hielten bedenklich zurück und vereinigten sich in dem Wunsch: den Herrn Magister darüber sprechen zu hören. Da hub

so eben ein Bote von ihm kam, so wollte keiner zurück bleiben; sie gjengen alle mit. Der Schulze erzählte, was meine Leser schon wissen und Magister Würdig schüttelte darüber den Kopf. Aber, fragte er, hat man denn gar keinen Argwohn? weiß Niemand von euch einige Spuren anzugeben, die uns auf die Entdeckung der Bosheit bringen könnten? — Ich will nicht hoffen, daß iemand unter euch die Sache für Teufelei und Gespenstergeschichte halten wird — sagt mir doch eure Gedanken!

Davor, antwortete der eine Schöppe, blibet det woll, det der Diwel herkamen werd; der werdde gerade den Herrn Kantor nich ruth gripen!

Ik, sprach der Schenke, welcher neben dem Schulzen wohnte, wollden woll raden, aver — wer derf wat sahn? Ik wachte ind Bedde ub, as der Schulte sinen Knecht rubde, ik sprung glicks ub, un liep naht Fenster. Da sprung det Gespenste in ehn witt Laken zur Kerche hrut un liep die Schlosgatze lang nas. Wer derf aber wat sahn? —

Ich habe den Lerm am ersten gehör't, fuhr Meister Hammer, der Schmidt, fort. Sobald der Herr Kantor schrie, lief ich zum Hof hinunter und von hinten zum Kirchhof herauf. Gleich in der Kirchhofthür war's, als wenn ich eine Stimme gehört hätte, die rief: komm Bruder!

Bruder! ener is fort. — Als ich um die Kirche herum kam, sah' ich das Gespenst vor mir herlaufen und setzte ihm nach. Endlich nahm das Gespenst das weisse Lacken unter den Arm und lies mich eine rothe Latze sehen. Nun zog's aber dermaßen aus, das mir's nicht möglich war, nachzukommen. Unten bei dem Edelhof stieg's über den Zaun und lief nach's freie Feld. Als ich hinkam, war's verschwunden. — Hernach half ich den Kantor mit tragen und war also einer von den ersten, die zur Frau Kantorn ins Haus kamen. Da hab ich mich herzlich wundern müssen, daß sie so wenig betrübt und erschrocken that. Wir brachten den Mann mehr todt als lebendig, aber — 's war ihr um ein eben Ding. Hättest du nicht können deine adlichen Vorfahren zu Hülfe rufen! — das war ihre Anrede. Ich habe mich recht geärgert. —

Das war die ganze Unterredung, die wohl Argwohn und Gedanken genug bei den damaligen Einwohnern erregen mochten, aber keiner getrauete sich doch, sich auszulassen und meine Leser können so wenig als ich etwas daraus nehmen, so lange wir weiter keine Entdeckung machen können. Wenn man nur erfahren könnte, was der Kantor dem Prediger Mag gesagt haben. Ich will allen Fleiß anwenden, es auszukundschaften und denn sollen's meine Leser gewiß auch erfahren.

Die Frau Kantorn konnte sich in ihre Umstände recht gut schicken. Sobald der Mann begraben war, hielt sie sich noch fleissiger als zuvor zum adelichen Hof und bekümmerte sich wenig um ihr Kind. Des Abends nahm sie ihn in ihr Haus auf und des Morgens schickte sie ihn wieder zum Herrn Magister. Den ganzen Tag war er in der Pfarre und wuste sich so einzuschmeicheln, daß er von allen wohl gelitten war. Nachgerade kam die Zeit heran, daß die Stelle wieder besetzt werden muste und der gnädige Herr sowohl als die Frau Kantorn mochten sich wohl schon längst gewundert haben, daß sich noch keine Kompetenten einfanden. Der Magister ward ersucht, bei Gelegenheit mit auf ein neues Subiekt zu denken — Der Junker ließ einigen Schulmeistern in der Nachbarschaft wegen ihrer erwachsenen Söhne durch den dritten Mann einen Wink geben; aber es wollte sich niemand melden. Die Gespenstergeschichte hatte sich weit herum ausgebreitet, und das Schulhaus zu Hungersdorf mit sammt der Kirche in einen sehr üblen Ruf gebracht. Wer nicht recht beherzt und in der Gespensterlehre ganz ungläubig oder einsichtvoller als der gröβte Hause war, von dem konnte man nicht erwarten, daß er's wagen würde, sich in die Gefahr zu begeben. Andere liessen sich vielleicht durch das Stückgen Zulage abschrecken. 's war allgemein bekannt, daß die Wittwe beim Edelmann gut stehe und iedermann glaubte,

daß

daß es darauf angesehen wäre, die Wittwe im Brodte zu lassen. Diese hatte nun eben nicht den besten Ruf. Es fanden sich sogar Leute, welche sie eines Antheils an der Gespensterhistorie, oder doch einer treulosen Verschwiegenheit gegen ihren Mann beschuldigen wollten. Wenn das aber auch alles nicht gewesen wäre, so ists doch nicht iedermanns Sache, mit vornehmen Häusern in so enger Verbindung zu stehen. Kurz, es fand sich niemannd, der Kantor werden wollte.

Endlich bekam der Herr Patron eine Erinnerung vom Konsistorium mit der Bedrohung, daß, wenn er nicht ohne fernern Anstand die Sache beendigen würde, ihm binnen vierzehen Tagen ein Schulmeister gesetzt werden sollte. Ueberdies bekam er ein sehr freundschaftliches Handschreiben vom Superintendent, durch einen Menschen, der ihm darinn zum Schulmeister sehr empfohlen ward. Der Mensch hatte das Glück, der Witwe und auch dem gnädigen Herrn zu gefallen. Er ward zum Prediger geschickt, der ihn examiniren und urtheilen sollte, ob er brauchbar wäre. Den andern Tag hatte er Befehl, sich wieder zu melden. Er kam und ward von der Frau Kantorn zum gnädigen Herrn geführt. Nun! rief er ihm entgegen, hat er bestanden?

Hier, ihr Gnaden, ist mein Zeugniß.

Hat er noch Luſt mein Kantor zu werden.

Ja! wenn ſie die Gnade haben wollen, mich dazu zu erwählen.

Ich ſähe aber gern, daß die Wittwe am Brodte bliebe; hat er nicht Luſt, ſie zu heirathen?

Das könnte gar leicht geſchehen! Da ich ſie aber gar nicht kenne, würden ſie mich ſelbſt tadeln, wenn ich ſogleich eine feſte Entſchlieſſung von mir geben könnte. Von Anſehen iſt ſie die Perſon, die ich für allen lieben kann und wenn ich ſie bei näherer Prüfung ſo finde, als ich wünſche, ſo wird keine andere meine Frau als ſie.

Der Edelmann ſahe wohl ein, daß das alles ſoviel als nichts geſagt war und unter andern Umſtänden würd' er's nimmermehr gewagt haben, nur einen Gedanken auf ſo einer Erklärung zu bauen. Jetzt war aber ein Nothfall. Er muſte fürchten, ums Patronatrecht zu kommen, wenigſtens für diesmahl die Ausübung deſſelben zu verſcherzen. Das Konſiſtorium hätte können einen Beweibten ſchicken — oder wenn die Wahl einen ledigen Menſchen traf, ſo hatt' er doch dem Edelmann nichts zu verdanken und würde ſich noch weniger zu dieſer Heirath bringen laſſen. Vielleicht, dachte man, iſt dieſer Menſch durch Wohlthaten und Liebe zu gewinnen und wenn die Frau Kantorn klug iſt, wird ſie auch ſchon ihre Anlagen zu machen wiſſen.

wissen. Kann sie doch, wenn er anzieht, noch einige Wochen bei ihm im Hause wohnen bleiben. — Der Edelmann entschloß sich, den Menschen zu nehmen, schickte ihn mit einem Schreiben ans Konsistorium zurück und gab ihm die Erinnerung, längstens binnen vierzehen Tagen anzuziehen. Dieser Termin war kaum halb verflossen, so kam der Schulmeister.

Ein Schulmeister oder Kantor auf dem Dorfe ist keine so unwichtige Person, als die Leute in der Stadt gemeiniglich denken. In den Städten nimmt man sechs und mehrere Männer, wenn die Arbeiten alle verrichtet werden sollen, welche auf dem Dorfe dieser eine Mann allein bestreitet. Er steht in gar zu vervielfältigten Verbindungen mit der Gemeine, die's ihr zur Nothwendigkeit macht, daß sie auf ihn sehen und hören muß. Hat er nur mässige Fähigkeiten, so wirds ihn ganz gewiß leichter als dem Prediger, sich in Ansehen bei den Bauren zu setzen. Seine Handlungen, besonders bei den Gastgeboten, haben gar zu fühlbaren Einfluß auf sie. — Da war alles aufmerksam, als der neue Kantor ankam. Nicht nur der Edelmann und die Frau Kantorn, auch der Prediger und ieder Bauer bemerkten alle seine Tritte und Mienen, daß sie nur erst sehen wollten auf was für eine Seite er sich hinlenken würde. Mit dem Prediger, das sahe man gleich, hatt' er nicht Willen, es zu verderben,

derben, weil er in den erſten Tagen öfters nach der Pfarre hinübergieng, ſich in allen Stücken mit den demüthigſten Gebehrden Rath ausbat und mit pünktlicher Genauigkeit iedem gegebenen Wink folgte. Das einzige war bedenklich, daß er eben ſo fleiſſig zum Edelmann gieng, mit der Frau Kantorn freundlich that und noch bei keinem einzigen Bauer, nicht einmahl bei dem Schulzen geweſen war. Montags Abends kam er an und ſchon am Dienſtag gegen Abend ließ der Edelmann der Gemeine ſagen, daß ſie dem neuen Herrn Kantor unverzüglich den Stall decken und in allen Stücken freundliche Willfahrung erzeigen ſollten. Die Frau Kantorn war vom Montag bis zum Sonnabend wider all ihre Gewohnheit nicht mit einem Fuß auf dem Edelhof geweſen — nicht aus dem Hauſe gekommen, als wenn ſie für den Kantor Bier oder ſonſt etwas einholte. Da geſtand ſie keinem Menſchen Rede, — ſahe ſo ſeelenvergnügt aus und lief mit einer Leichtigkeit, als man zur Zeit ihres ſeligen Mannes nie geſehen hatte. Nun kam der Sonntag — da lief doch alles zur Kirche, was Kopf und Beine hatte, den neuen Kantor ſingen zu hören. Die Frau Kantorn ſaß ihm gerade gegen über und hatte ſich ſo glatt als eine Jungfer angezogen. Das adliche Chor war ſo gepfropft voll, weil den Morgen Beſuch von Perleberle und Hundsnaſe ankam, daß man gar beſorgte, das Chor möchte einſtürzen, und Unglück anrichten. Der

Kantor

Kantor fieng an — im Augenblick druckte sich auf allen Gesichtern Erstaunen und Zufriedenheit aus und iedem sahe man's durch die ganze Predigt an, daß er ungeduldig das Ende derselben erwartete, um sich an des Kantors angenehmen und durchdringenden Stimme bald wieder erbauen zu können. Endlich schloß der Prediger und nach dem Kirchengebet ward der neue Kantor mit des Schulmeisters aus Perleberle iüngsten Tochter aufgeboten. —

Auf einmal entstand ein Rumor auf dem adlichen Chor und ein Gemurmele in der ganzen Kirche, daß man vom Prediger kein Wort mehr verstehen konnte. Die Frau Kantorn fiel für Schreck von ihrem Sitz auf die Kniee herunter und hatte ein Zittern an allen Gliedern des Leibes, daß sie weder sitzen noch stehen konnte. Zwey Weiber, die dicht hinter ihr saßen, eilten ihr zu Hülfe und führten sie nach Hause. Auf dem adlichen Chor konnte der Prediger mit allen seinen redenden Blicken, die er hinüber warf, kaum so viel ausrichten, daß allgemeines Aergerniß vermieden ward. So bald er Amen gesagt und sich umgekehrt hatte, kam allen adlichen Füssen so das Laufen an, daß sie alle, wie dazu kommandirt, Rechts um machten und keine Seele mehr auf dem Chor war, als der Prediger in seinen Stuhl trat. Die Bauren blieben mit ihren Weibern, Kindern und Gesinde ruhig, nahmen eine zufriedne Miene an,

sangen andächtig mit, umringelten beim Ausgange ihren neuen Kantor auf dem Kirchhof und wünschten ihm unter altdeutschen Händedrücken zu seiner Heirath recht herzlich Glück.

Der Kantor mochte sich hier im Gespräche mit den Bauren ohngefähr ein Stündgen aufgehalten haben, unterdessen hatte die Frau Kantorn das ganze adliche Gesinde zu Hülfe genommen und das Haus geräumt, so daß sie nicht das mindeste mehr heraus zu holen hatte und dem Schulmeister nicht wieder nahe treten durfte. Im Hause hatte sie aus Bosheit hie und da stinkende Denkmähler aufgerichtet, die dem Kantor zugehörige Sachen beschädigt und beschmutzt, und so viel Niederträchtigkeiten ausgeübt, die ich nicht all' erzählen mag.

Der Prediger saß noch am Tische, als ihm der Edelmann einen Brief zuschickte, worinn er in ziemlich unwilligen Tone den Prediger tadelte, daß er den Kerl als Kantor aufgeboten hätte. Der Kerl ist Schulmeister und weiter nichts. — Es ist ein Beweis, antwortete Würdig, meiner nachgebenden Gefälligkeit gegen den Herrn von Liebe, daß ich dem Schulmeister den Titel Kantor gegeben habe; das Konsistorium hat nur einen Schulmeister in Hungersdorf. Weil man aber auch damit anstoßen kann, so will ich in Zukunft mein Verhalten strenger nach Gerechtigkeit und Fürschrift abmessen, man muß es nur nicht vergessen und

bei andern Gelegenheiten Unnachgeblichkeit für Beleidigungen der Guade halten. Ist er Schulmeister, — so ist er ia kein Kerl! Kann der gnädige Herr so sehr viel von der wahren Würde des Mannes abnehmen, so kann ich wohl so sehr wenig zulegen. Einmal ist das Aufgebot geschrieben, und was geschrieben ist, ist geschrieben; noch zweimal, öfter nicht, will ich ihn Kantor aufbieten. Es sollte mir allezeit leichter werden, das Recht zu erlangen, meinen Schulmeister Kantor nennen zu dürfen, als dem gnädigen Herrn, die unfeile Erlaubniß zu erkaufen, ihn Kerl zu schimpfen; welches ich von nun an ein für allemal verbitte.

Es währte nicht lange, so gieng der Hammer im Dorfe herum und die Bauren versammleten sich auf der gewöhnlichen Stäte. Der Schulze kam nach seiner Gewohnheit, als sie aus einander giengen zum Prediger und erzählte ihm, was vorgehe. Die Gemeine hatte vom Edelmann Befehl bekommen, das Umdecken des Stalls zu lassen; bei den schlechten Zeiten könne es noch anstehen; das Dach sey so gar schlecht noch nicht. Es solle sich keiner unterstehen, den Kerl Kantor zu nennen, weil man Verdruß vom Konsistorium zu fürchten hätte; er sey Schulmeister und weiter nichts. Die künftigen Gefälle an ihn solle man an sich behalten, weil die Wittwe sie noch ein halbes Jahr zu heben habe. — Der Schulze bat sich des Predigers

Rath aus, wie sich die Gemeine zu verhalten habe und wie weit sie dem Edelmann hirrinn folgen dürfe. Nach seinem Rath ward die Sache auf eine Art abgethan, wobei das Ansehen des Edelmanns sehr geschont und Einigkeit zwischen Prediget, Schulmeister und Gemeine erhalten ward.

Auf dem Edelhof daurete eine Gährung fort, von der jedermann zu wissen begierig war, was sie auskochen würde. Der gnädige Herr reiste in der Woche einigemal nach der Residenz. Peterchen kam nicht zum Magister in die Schule, sondern blieb auf dem Edelhof bei der Mutter. — Gegen das Ende der Woche wurde geschlachtet, gebacken und alle Zubereitungen zu einem groſsen Traite gemacht. — Am Sonntage früh kamen alle die Gäste wieder, die vor acht Tagen von Perleberle und Hundsnase dagewesen waren, — und was das gröſste Aufsehen machte, so kamen sie alle nicht nur zur Kirche, sondern fuhren im gröſten Staat mit vier Karossen vor den Kirchhof. Gleich forne in der ersten saß die Frau Kantorn, welche ganz neu aufs prächtigste gekleidet war und vom gnädigen Herrn aufs Chor geführt ward. Gleich drauf gieng der gnädige Herr ins Predigerstübgen zum Herrn Magister; er kam aber bald wieder heraus und setzte sich auf dem Chore auf seinen Stuhl. Einer sahe den andern an; alle sahen auf die Frau Kantorn; kein Mensch aber wuste,

wuſte, was er denken und erwarten ſollte. Es wird geſungen, die Predigt geht zu Ende, das Kirchengebet wird verleſen, das Aufgebot kömmt, aber — nun war alles Erſtaunen — ſtatt, daß der Schulmeiſter zum zweitenmale aufgeboten werden ſollte, ward erſt auf beſondere erhaltene Erlaubniß ein für allemal die Frau Kantorn mit dem adlichen Verwalter, Herrn Kaſpar Melchior Dreifuß aufgeboten und ſogleich am Ende des Gottesdienſtes von vier Landjunkern zur Trauung vor den Altar geführt.

Um die Reden der Leute, wollen wir uns nicht bekümmern; das weiß man längſt, ſie reden und reden, und hören endlich wieder auf. Am Ende iſt doch alles nichts, worauf man ſich verlaſſen kann. Da wuſten die Bauern ſo viel von dem Verwalter zu reden, daß mans ſatt ward, drauf zu achten. Ein Säufer, ein Zänker, ein gottloſer böſer Kerl, der Teufel ſelbſt iſt er — das waren die Ehrentitel, mit welchen er auf dem Wege aus der Kirche beehrt ward. Recht herzlich freueten ſich die Bauren alle, daß die nunmehrige Frau Dreifußin den Lohn für ihre Sünden bekommen würde, welche ſie als Frau Kantorn begangen hätte. — Kinder! fieng der Schulmeiſter an, wie könnt ihr doch ſo wunderlich reden! was hilft euch denn das, wenn die Frau Kantorn noch ſo unglücklich wird? Habt ihr denn nicht ein jeder genug an eurem eignen Bindel zu ſchleppen?

Wirds einem unter euch gefallen, wenn seine Sünden alle auf seinen Kopf kommen sollten? Wünscht ihr lieber das Beste! Wenn sie zu bessern ist, so wird sie dadurch gewiß am ersten gebessert. Das Böse kömmt von selbst, und wenn's da ist, werdet ihrs früh genug erfahren. — Das, dächt ich, wäre auch ein guter Rath für uns. Was gehn uns die Leute an; wir haben's mit Petern zu thun. Die Frau ist uns schon genug bekannt und was Dreifuß für ein Mann sey, darnach wollen wir nicht einmal fragen; 's wird sich von selbst wohl ausweisen.

Vierzehen Tage vergiengen, in welchen man von den Schicksalen des neuen Ehepaars nicht das mindeste hörte. Peter kam nicht zum Herrn Magister und auf dem Edelhof ward alles so geheim getrieben, daß man nichts erfuhr. Wider alle Erwartung kam endlich der Edelmann zum Prediger, und that so außerordentlich freundlich, daß Würdig gleich Verdacht wider ihn schöpfte. Sind sie böse Herr Magister! das war seine Anrede.

Daraus, antwortete Würdig, würden sie sich vermuthlich nicht viel machen, wenn ichs auch wäre. Ich sehe aber auch keinen Nutzen, den ich davon haben könnte; nein, ich bin's nicht.

Sie sind brav Mann! Obgleich meine Absicht gut war, so seh' ich iezt doch ein, daß ich mich übereilt habe. Der Schulmeister ist ein guter Mensch, aber die Wittwe hätte sich nicht für ihn geschickt. Meine Absicht gieng nur auf den kleinen Peter; der ist nun auch versorgt und was der Stiefvater nicht thut, will ich thun.

Daran verrichten sie ein gutes Werk. Der Bursche hat Genie, 's kann aus ihm was werden.

Sagen sie mir doch, was an der Rede ist. Die Mutter spricht: der Vater habe einen Stammbaum gehabt und sey aus einem alten adlichen Geschlechte. Sie hat aber den Stammbaum unter ihres seligen Mannes Sachen nicht finden können. Ich weiß es recht gut, daß ehedem eine Familie von Vollmuth gewesen ist. Wenn ich das wüste, daß er von der Familie herstammte, ich wollte nicht ruhen, das Kind müste wieder zu seinen Güthern kommen. Hat ihnen der selige Kantor nichts davon gesagt? — er sprach ia noch kurz vor seinem Ende mit ihnen! Oder hat er ihnen etwa den Stammbaum in Verwahrung gegeben?

Darauf kann ich ihnen keine Antwort geben. Wenn's auch geschehen wär, so wissen sie wohl, daß ich von den Aufträgen der Sterbenden nirgend als am gehörigen Orte und zur bestimmten Zeit spreche.

Wenn aber ihre Verschwiegenheit dem Kinde schädlich werden kann? — Sie wissen ja, daß man wegen der Vollmuthschen Güther noch proceßirt! — ist die Sache entschieden, dann läst sich schwerlich etwas dagegen ausrichten.

Zu dem allen kann ich nichts sagen. Sie sind Pate und wenn sie auch Vater seyn wollen, was kann Petern fehlen? Wollen sie's nicht seyn, so geben sie ihn mir; ich hab's dem Vater versprochen, mich seiner anzunehmen.

Ach, dafür bleibts wohl! Ich glaube, der Stiefvater iagte die Frau heute wieder fort, wenn er den Jungen nicht haben sollte. Mehr kann ihn sein rechter Vater nicht geliebt haben. Aber wenn sie so gütig seyn und ihn wieder in ihre Unterweisung nehmen wollten; dafür will ich herzlich gern dankbar seyn.

Wenn sie mir ihn nur schicken wollen! ich will ihn nicht anders als meine eignen Kinder behandeln. Aber sie müssen ihn nicht so oft zurück behalten, damit er in einem Zuge mit meinen Kindern fortgehen kann. Hier nahm der Edelmann Gelegenheit von seiner Einrichtung zu reden, die er wegen seines Verwalters getroffen hatte. Meine Absicht war's, sprach er, ihn auf mein Vorwerk hinaus zu setzen; aber Peterchen zu Gefallen hab ich den Vorsatz geändert. Was hätte dort aus dem Kinde werden kön-

können? Nun hab ich ihm den einen Flügel des Schlosses eingegeben, der bisher ledig gestanden hat. Drei Jahr soll er für ein gutes Salair meine Wirthschaft administriren und hernach will ich ihn meine ganze Oekonomie verpachten und mit nichts zu thun haben.

Gott! wie sahe Peter aus, als er zu Würdigen kam! — unreinlich, vertrocknet wie einer, der nicht weiß, wie sich ein gesättigter Mensch fühlt und so gramhaft, daß er die Miene eines funfzigjährigen Leidenden hatte. Würdig übersah im Augenblick die unglückliche Lage des Kindes und gab seinen Söhnen einen Wink, daß sie ihre Verwundrung mäßigten und die neugierigen Fragen unterdrückten. Er gieng desto sanfter und liebreicher mit Petern um und ließ ihn, wie am Unterricht, so an allen Freuden und Genüßen seiner Kinder Theil nehmen. So giengen einige Jahre hin. Peter bekam nach und nach seinen lebhaften Geist wieder, zeigte in der Kindheit männlichen Scharfsinn, ließ frühzeitig einen Hang zu edlen Gesinnungen und großmüthiger Standhaftigkeit blicken und gieng mit einer Triebsamkeit in seinen Kenntnissen fort, die den Würdigschen Söhnen ermunterndes Beispiel war. Aber er kam betrübt und gieng niedergeschlagen wieder fort. Von seinem Vater und Mutter, von ihrer häuslichen Verfassung und von seinen frühen Leiden sprach er kein Wort. Würdig vermu-

thete, daß ihm nicht nur von seinen Eltern, sondern vielleicht auch vom Edelmanne unter harten Bedrohungen müsse Stillschweigen auferlegt worden seyn und hatte allen seinen Hausgenossen verboten, daß ihm niemand Anreitzung geben durfte, etwas auszuplaudern. Wenn's erfahren würde, daß Nachrichten ins Pfarrhaus getragen würden, welche man gerne verborgen halten wollte, so konnte das Petern hätere Begegnung zuziehen und ihn wohl gar um die wohlthätige Freiheit bringen, die er im Pfarrhause genösse. So giengen vier Jahre hin.

Um diese Zeit bekam die Frau Pächtern einen kleinen Dreifuß; ein Umstand, der für Petern von keinen angenehmen Folgen war. Er soll sie meinen Lesern selbst erzählen. Als die Mutter kaum aus den Wochen war, kam Peter mit einem aufgedunsenen Gesichte und dicken Augen zum Prediger. Jeder sah' ihn an — niemand wollte reden. Wenn sie mich auch nicht fragen, fieng Peter an, so kann ich doch nicht länger schweigen. Erbarmen sie sich meiner, Herr Magister, ich kann mein Elend nicht länger tragen; lieber will ich Hund seyn in ihrem Hause, als Kind bei meinen Eltern. Kanaille! Bestie! — das sind die gewöhnlichen Titel, die mir mein Stiefvater giebt. Am ersten Tage nach der Hochzeit bat ich ihn um ein Stückgen Brodt, weil mich hungerte. Da, sprach er, Kanaille friß! und gab mir zwo

Ohr-

Ohrfeigen links und rechts, daß mir das Feuer aus den Augen sprang und Nase und Zähne bluteten. Da trifst du's! fuhr er fort, solche Unordnungen kann ich nicht leiden. Bei Tische wird gegessen! — Wenn nur meine Mutter eine mitleidige Miene gemacht hätte, so wär's doch einiger Trost für mich gewesen; — aber du Freßbestie wirst den Rachen wohl mein Tage nicht voll kriegen! — das war ihr Anhang, den sie zur stiefväterlichen Lehre machte. Ich hatte damals den Verstand noch nicht, den ich jetzt habe; aber ich hatte doch die Empfindungen schon. Ich erinnerte mich nur ihrer, so wust ich, daß das kein väterlich Betragen war. Seitdem hab ich ihn nie wieder um ein Stückgen Brodt angesprochen, aber ich habe mich auch an meiner Eltern Tisch noch nie satt gegessen. Hätten sie nicht täglich meinen Hunger gestillt, so hätt' ich umkommen müssen.

Warum hast du mir denn das nicht eher gesagt? lieber Peter?

Ach, Herr Magister! wenn sie wüsten! — was — Wissen sie denn wohl, warum ich in den ersten vierzehen Tagen nicht zu ihnen geschickt ward? Wo mich mein Vater erreichen konnte, da schmiß er mir die doppelte Faust ins Gesicht. Ich hatte stets eine dicke Nase, blaue Augen und aufgelaufene Backen. Als endlich der gnädige Herr bei ihnen gewesen war und ich wieder zu ihnen gehen sollte, da gab mir

Drei-

Dreifuß — ich kann ihn nicht Vater kennen — die Ermahnung mit, nicht eine Sylbe aus dem Hause bei ihnen zu erzählen, oder setzt' er hinzu, Kanaille! ich drehe — — Doch ich möchte ihre Ohren zu sehr beleidigen; ich will stillschweigen. „Todt will ich dich Bestie schlagen, — oder dumm." Die Erklärung hat er mir tausendmal gegeben und — zeitig genug wird er seine Absicht erreichen.

Weiß denn der gnädige Herr, Peterchen, daß du so übel gehalten wirst?

Was wollte der's nicht wissen! Im ersten Jahre war ich so einfältig und nahm meine Zuflucht zu ihm. Er stellte sich recht mitleidig und versprach meinem Vater deswegen Vorstellung zu machen, aber nun ward's tausendmahl schlimmer. Nach einigen Tagen fragte mich der gnädige Herr, ob ich's nun besser hätte? und als ich von neuen zu klagen anfieng, fuhr er mir mit einer Wuth über den Hals, daß ich glaubte von einem Donner getroffen zu seyn. Du Bube! donnerte er, folge deinem Vater! Ich weiß er ist ein guter Mann und will dich bessern; und du kannst ihn noch bei mir verläumden? — — ich gieng gerne fort, kam nie wieder mit Klagen zu ihm und habe nachher wohl gesehen, daß alles nach seinem Rathe geschieht.

Habe Geduld, Peter, und suche dich deinen Vater recht gefällig zu machen; vielleicht wird's besser.

Gefällig! — wie soll ich denn das anfangen? Sie wissen doch daß mein seliger Vater vierhundert Thaler hinterlassen hat, davon ich die Hälfte haben sollte. Der Edelmann hat sie meinem Vater längst in die Hände gegeben. Als meine Mutter in die Wochen kam, kriegte mich der Edelmann allein: Peter! schenk deinem Vater die zweihundert Thaler, ich weiß er braucht iezt Geld. Du wirst dafür einen guten Vater haben, der dir das Geld doppelt und dreifach ersetzen wird. So bald ich ia sagte, ward Pappier gelangt; ich muste schreiben — gleich zweimahl schreiben wie's mir der Edelmann vorsagte. Unter das eine Blat must ich das iezige Jahr setzen, unter das andere aber eine Jahrzahl, die wir in zwölf Jahren erst schreiben. Soll ich ihnen weisen, was es geholfen hat? — Hier band er seine Haare auf — da war hinten auf dem Kopf ein Loch wie ein vier Groschenstück groß mit einem Pflaster belegt und alles voll Blut.

Du armes Kind; sprach Würdig.

Ach warten sie, das ist noch nichts. Nun zog er sich bis aufs Hemde aus — — da trat Würdig und seine Frau für Schauder einen Schritt zurück, schlugen die Hände ihr einander — daß Gott erbarme, du armes Kind! —

das ist unmenschlich. Beide Würdigsche Söhne fielen auf ihre Kniee zu den Füssen ihrer Eltern und umfaßten einer den Vater und der andere die Mutter und baten mit Thränen: ach lieber Papa! liebe Mama! behalten sie doch Petern hier und lassen sie ihn nicht wieder zu dem unmenschlichen Vater gehen. — Das Hemde war schwarz ale die Erde und star voll Ungeziefer. Ueber den ganzen Rücken waren Striemen bei Striemen Finger dick aufgelaufen, welche an einigen Orten aufbrachen und eiterten, wo die Läuse drinn herum wühlten. — Sehen sie, sprach Peter mit Thränen, das war mein Lohn, als ich vor einigen Tagen die Windeln nicht rein genug gewaschen hatte, — da must ich bei's Faß treten und Vater und Mutter schlugen von beiden Seiten auf mich hinein, bis ich endlich nieder sank. Der Schlag auf dem Kopfe warf mich hin. Es kann seyn, daß es ein Fehlschlag war; vielleicht aber hat mein Vater die Absicht gehabt, seinen Vorsatz, mich todt oder dumm zu schlagen, in Geschwindigkeit auszuführen. Hätt' ich nicht die alte Hirtenmutter gehabt, — sie hätten mich längst aus ihrem Hause geiagt. Zu der gieng ich heimlich alle Morgen hin und ließ mich reinigen, damit sie nur das Ungeziefer nicht merken sollten. Wollte mich, meine Mutter nur rein Stroh zum Nachtlager und alle Woche ein weiß Hemde geben, so hätt' ich längst rein seyn wollen. —

Würdig konnte den Anblick nicht mehr ertragen und bat Petern, daß er sich anziehen möchte. Habe, sprach er, noch eine kurze Zeit Geduld, mein lieber Peter, ich will dich erlösen. Verlaß dich auf mich, geh ruhig nach Hause und sage Niemand nichts. Bis ich Aenderung treffen kann, sollen dir alle deine Leiden in meinem Hause versüßt werden. Magister Würdig hielt sein Wort, aber einige Umstände machten in allen seinen Absichten mancherlei Aufenthalt und Hinderung.

Der Fürst des Landes war ein junger Herr, der sich einige Jahre auf einer Holländschen Universität aufgehalten und verschiedene fremde Reiche und Höfe besucht hatte. Der schnelle Tod des Herrn Vaters beschleunigte dessen Zurückkunft. Er hatte den Fuß kaum in die Residenz gesetzt, so waren die Bedrückungen unter der vorigen Regierung vergessen und der patriotsche Bürger schöpfte aus den menschenfreundlichen Gesinnungen und weit aussehenden, aufs Wohl des Landes abzweckenden Anlagen des besten Fürstens die Hofnung güldner Zeiten. Einstmahl sprach er mit dem Superintendent vom Zustande der Kirchen und Schulen des Landes. Haben sie, frggt' er unter andern, gute Prediger im Lande? Ja, gnädigster Herr, antwortete der Superintendent. Sie haben nicht alle gleiche Gaben und Wissenschaften, aber es sind auch vorzügliche würdige Männer drunter.

Welche sind das? fragte der Fürst, und der Superintendent nannte vier Landprediger, wovon der eine sein Schwager und die andern drei seine Schwiegersöhne waren. Der Fürst verlangte Sie predigen zu hören und befahl dem Superintendent, dazu baldigste Verfügung zu treffen.

Der Fürst hörte einen nach dem andern predigen, sprach aber kein Wort von ihnen und ihren Predigten, so daß der Hof so wenig als der Superintendent wusten, was sie davon denken sollten. Endlich kam der Tag, an welchem der letzte von den vieren auftreten sollte. Nach der Predigt war der Superintendent zum Fürsten bestellt, wohin er gleich aus der Kirche gieng. Es war keine Seele im Zimmer gewesen, als der Fürst und Superintendent, daher man von dem Inhalt der Unterredung nichts erfahren konnte. Man wollte aus der Folge schliessen, daß die Prediger dem Fürsten nicht gefallen hätten, weil unmittelbar hernach die Verordnung erfolgte, daß alle Prediger aus dem ganzen Lande nach der Reihe herum in der Hofkapelle vor dem Fürsten predigen sollten. Nach gerade ward aber die Unterredung auch bekannt. Der Kammerdiener Horch hatte an der Thür gestanden und, weil der Fürst eine starke durchdringende Stimme hatte, die Worte desselben vernehmen können. Weil er ein Feind des Superintendentens war, so mocht ers wohl

einigen seiner Freunde ins Ohr gesagt haben, welche denn wieder ieder einige Freunde hätten, denen sie's unter dem Siegel der Verschwiegenheit in's Ohr sagten, bis es nach und nach die halbe Stadt erfuhr. — Herr Superintendent! sollte der Fürst gesagt haben, einer von uns beyden versteht nicht, was gut predigen heist. Mein Gott! in den Predigten der Männer, welche sie mir als die besten aufgestellt haben, bleibt man ia Eis kalt! Wenn das die besten sind, denn bedaur' ich meine Unterthanen. Ich bin der erste Generalsuperintendent meiner Länder und Vater meiner Unterthanen; 's ist billig, daß ich die Führer derselben alle kenne. Schreiben sie aus! Nun traf sichs gerade, daß Würdig an der Reihe war und den Morgen drauf, als Peter ihm seine Noth geklagt hatte, nach der Residenz reisen muste, weswegen er Petern zur Geduld verwies.

Würdig hatte den Ruf eines geschickten und beliebten Predigers. Der ganze Hof versammlete sich in der Kirche — ieder wollte ihn predigen hören. Es fügte sich, daß gerade eine Vakanz an einer der Hauptkirchen in der Residenz war, der Oberprediger war gestorben. Die Bürgerschaft hatte das Recht, einen aus dreien zu wählen, welche ihnen vom Magistrate vorgeschlagen wurden. Da war's nun eine erwünschte Gelegenheit, gute Prediger kennen zu lernen, die man sonst mit groſsen Kosten er-

kaufen muste. Der ganze Magistrat war in der Kirche und von der Jakobitischen Gemeine hatten sich so viele hinein gedränget als Platz fanden; so daß Würdig die Kapelle gepfropft voll Menschen fand.

Die Stille und unverwandte Aufmerksamkeit der gemischten Menge von Menschen war schon Beweiß genug, daß Würdig gefiel. Endlich schob der Fürst das Fenster auf und trat hervor; Würdig aber fand in demselben Augenblick so viel Aufmunterung, daß er mit einer Freudigkeit in den erhabensten, würdigsten Ausdrücken von der Güte Gottes redete, die allen seinen Zuhörern weite offene Herzen gab. Es war ein schwüler Sommertag — — schnell fuhr ein gelber zickzackigter Blitz durch die Kirche und gleich drauf murmelte der rollende Donner mit schneller Verdoppelung seines Getöses wie aus der Ferne herauf, bis er sich gerade über der Kirche in einem prasselnden Krachen auflöste, daß der Erdboden erschüttert ward, die Fenster klirrten und aller Herzen bebten. Der Fürst und seine Unterthanen waren erschrocken — Würdig stand einen Augenblick still und sahe seine Zuhörer rings herum an. — drauf fieng er an von der Maiestät Gottes in den prachtvollsten Erscheinungen der Natur mit pathetischem Ausdruck zu reden — gieng in die ruhigen Betrachtungen von der Sicherheit des Gottvertrauenden im fürchterlichsten Ungewitter sowohl als im lachenden Sonnenschein über —

und schloß mit den rührendsten Vorstellungen der Güte Gottes im Blitz und Donner ganz unerwartet — allen zu früh. Der Fürst warf dem Prediger einen belohnenden Blick voll dankbarer Gnade zu, wischte Freudenthränen aus seinen Augen und gieng vom Fenster weg. Die Zuhörer neigten sich nieder und suchten alle eine Lage, ihre warmen Empfindungen ungestöhrt zu benutzen.

Würdig war kaum von der Kanzel, so kam der Kammerdiener des Fürsten und gieng ins Predigerstübgen. Jedermann errieth die Absicht. Es war gerade ein Gallatag bei Hofe, an welchem Abends offene Tafel gehalten ward. Würdig ward zur Tafel gebeten.

Nach geendigtem Gottesdienst schickte der Fürst einen von seinen Räthen an den Stadtmagistrat und ließ sie fragen, ob sie nicht für diesmal an der Jakobskirche einen Prediger von ihm annehmen wollten? es solle ihnen nicht nur die schriftliche Versicherung gegeben werden, daß dadurch ihrem Patronatrechte für die Zukunft kein Nachtheil erwachsen solle, sondern der Fürst wolle ihnen in der ersten sich ereignenden Vacanz dafür die Wahl überlassen und einen Prediger von der Jakobitischen Gemeine annehmen. Der fürstliche Rath bekam eine Antwort, wie sie einem solchen Fürsten nur gegeben werden kann. Der Magistrat versammlete sich zu Rathhause, und das Kirchenkolle-

gium von der Jakobskirche ward hinauf gefodert. Man stellte ihnen den Antrag des Fürsten vor und alle antworteten einstimmig: ia! ia! — Unser guter Vater Fürst will uns heute noch Magister Würdigen geben und dann ists eben so gut als wählten wir selbst. Keinen andern mögen und wählen wir!

In einer Stunde brachte der Oberbürgermeister dem Fürsten die Antwort der Gemeine, worauf der geheime Sekretair Befehl bekam, die Vokation in der Stille auszufertigen. Ueber Tafel gab der Fürst Magister Würdigen seinen Beifall in den gnädigsten Ausdrücken zu erkennen und sprach mit ihm über verschiedene Materien, die eben nicht aus theologischen Wissenschaften hergenommen waren. Der ganze gegenwärtige Hof hörte mit Vergnügen, wie viel Genugthuung Würdig dem Fürsten in allen Fächern gab und ieder sichtbare Beifall machte dem edelsten Fürsten so viel Freude, daß er die gegenwärtige Tafel für die angenehmste erklärte, welche er ie an seinem Hofe gehalten hätte. Sie Herr Magister, so wandte sich der Fürst an Würdigen, müssen in Zukunft in meiner Residenz wohnen, damit ich sie öfter hören und sprechen kann. Nehmen sie hin, sprach er, indem er Würdigen die Vokation überreichte; sie sind erster Prediger an der Jakobskirche. Nicht meine Gnade, sondern ihre Verdienste haben sie dazu gemacht. Ich hatte gar

nicht

nicht nöthig, mich der Sache anzunehmen, die Gemeine hätte sie einstimmig gewählt; ich hab's nur darum gethan, daß ich meinem Hof zeigen konnte, wie viel Werth und Ansehen ein würdiger Prediger bei mir hat.

Hätte man Würdigen vorher nicht kennen gelernt, in ietzigen Augenblick würde man sich sehr verkleinernde Begriffe von ihm gemacht haben. Er war bestürzt und von den Gnadenbezeugungen so unbereitet übereilt, daß er sich kaum in den Schranken des Wohlstandes erhalten konnte. Er faste sich aber bald, ward vom Fürsten nach aufgehobner Tafel in den gnädigsten Ausdrücken entlassen, und am morgenden Tage mit fürstlicher Equipage nach seiner Pfarrwohnung zurück gebracht.

Würdig war keine Stunde zu Hause, so wars im ganzen Dorfe bekannt, daß der Magister wegkomme. Der fürstliche Kutscher erzählte dem Schulzen die Aufnahme ihres Predigers in der Residenz; der Schulze aber berief die Gemeine zusammen und erzählte ihnen mit Thränen die Nachricht, daß sie ihren Prediger verlieren sollten. Sie kamen alle auf die Pfarre und da sie durch Bitten nichts ändern konnten und aus der Antwort ihres Predigers einsahen, daß er sich, wenn er auch gern bei ihnen bliebe, dem Willen des gnädigen Fürsten nicht widersetzen dürfe; so giengen sie alle betrübt

trübt in ihre Häuser und beklagten den Verluſt mit ihren Weibern und Kindern.

Der Edelmann erfuhr die Nachricht auch noch denſelben Abend — aber auf ihn machte ſie ganz andre Eindrücke. Er war eben der Mann nicht, dem's um einen guten und gelehrten Prediger zu thun war. Sobald er in die Kirche trat, ſo ſchob er das Fenſter auf, legte ſich auf beiden Aermen heraus, und ſahe tiefſinnig vor ſich nieder, daß man hätte glauben ſollen, er folge dem Prediger mit ſeinen Gedanken von Wort zu Wort nach. Aber man betrog ſich. Er ſahe nach den Baurenmädgens und biß ſich die Nägel von den Fingern. Was alſo der Prediger herſagte, das konnte ihm gleichviel ſeyn. Da verlor er nichts, wenn er auch den einfältigſten Prediger hatte. — Dazu kam noch, daß er ietzt auf keinem gar zu guten Fuß mit Magiſter Würdigen ſtand, wozu die Begebenheiten des ſeligen Meiſter Steffens ſowohl als des neuen Schulmeiſters Gelegenheit gegeben hatten. Und denn kann man ia wohl denken, daß es ihm Freude ſeyn muſte, wenn ihm Gelegenheit gemacht ward, ſein Ius Patronatus zu exerciren. Durch Uebung bekömmt ia der Menſch in allen Sachen mehr Erfahrung und Klugheit. Jetzt wird er ſich ſchon beſſer hüten, einen Prediger von ſo exemplariſcher Tugend und ſtrengen moraliſchen Grundſätzen zu wählen. Hinkt der Prediger ſelbſt, ſo kanns

ihm

ihm so auffallend nicht seyn, wenn hie und da iemand in seiner Gemeine lahm geht. — Mit Petern war die Sache auch nicht so ganz klar. Kein Mensch konnte errathen, was man mit der sclavischen, tyrannischen Zucht für Absichten suchte. Ein grausamer Stiefvater — das läßt man noch so hingehen — man ist der Erscheinung auf dem Erdboden zu gewohnt worden, daß sie nach Jahrtausenden noch Aufsehen machen könnte. Aber eine Mutter, die henkermäßig an dem Sohn handelt, den sie unter dem Herzen getragen hat, das ist etwas ganz unnatürliches. — Der Edelmann hätte sich billig des Kindes annehmen sollen. War's allein seine Sache, daß Peter einen Wütrich zum Stiefvater bekommen hatte, so konnt' er nicht weniger thun, als das Kind wider die Grausamkeit des Vaters in Schutz zu nehmen. Aber man sahe offenbar, daß alles, was geschahe, nach seinem Rath und Willen geschah. Denn konnt's auch nicht anders seyn, der gnädige Herr must' es so ungern als Vater und Mutter sehen, daß Peter im Würdigschen Hause einen Vater und Versüssung seiner häuslichen Leiden fand. Wenn's nur ein Mann nach seinen Absichten war, da hätt' es ihm gewiß nicht zuwider seyn sollen, wenn Peter zum Prediger gieng! Vielleicht bereuet' er iezt, daß die Frau Dreifußin nicht noch Frau Kantorn war — er hätte wohl gar den Einfall haben sollen, Käthgen einen Reiffenrock machen zu lassen. Wenn

mir nur, das war endlich sein letzter Wunsch bei der Affaire, der heilige Mann den Stammbaum hier läst, dann will ich ihm gern Glück auf den Weg wünschen.

Peter blieb acht Tage weg, am neunten kam er, wie gewöhnlich, wieder in die Pfarre. Er weinte bitterlich, so bald er in die Stube trat: „Was soll ich anfangen, wenn sie weg sind! „denn hab ich gar keinen Trost — Gott weiß „wie mirs gehen wird! ach erbarmen sie sich „meiner und nehmen sie mich mit" — weiter konnt' er nichts reden und fiel in Würdigs Arme. Würdig beruhigte Petern so gut er konnte, und gab ihm die feste Versicherung, daß er auch abwesend sich seiner annehmen wolle. Du weist, sprach er, daß ich dich allezeit als mein eigen Kind gehalten und wegen deines guten Herzens und fürtreflichen Genies vorzüglich geliebt habe. Gern, von ganzer Seele gern nähm ich dich auch mit, aber — das ist umsonst! deine Eltern geben dich nicht aus ihrer Gewalt. Gott weiß, was sie mit dir vorhaben! — aber verlaß dich darauf, ich bleibe dein Vater und werde in Umstände kommen, in welchen ich dir in der Folge mehr dienen kann, als wenn ich hier bliebe.

Jetzt besahe man Petern von oben bis unten, er war ganz neu gekleidet, hatte reinliche Wäsche an und stach in seinen gepuderten und frisirten Haaren gegen seinen vorigen Aufzug

jetzt

ietzt so ab, als ein Stutzer gegen den Bettelju-
gen. Ganz natürlich muste ihnen das große Ver-
wunderung machen und Peter wuste sichs selbst
nicht zu erklären. Die Verwundrung nahm täg-
lich zu, als Peter einige Tage wieder kam, gleich
reinlich und ordentlich gehalten ward und über
die ietzige Begegnung der Eltern viel Zufrie-
denheit bezeugte. „Jetzt, sprach er, bin ich
„doch wie Kind im Hause. Ich darf mich bei
„meinen Eltern in der Stube aufhalten, esse
„mit ihnen an einem Tisch und aus einer Schüs-
„sel, behalte eine heile Haut, schlafe in einem
„Bette, darf bei den Büchern sitzen und heiße
„mein lieber Sohn. Sonst sollt' und must' ich
„ein Schneider werden; war doch, hieß es im-
„mer, dein Vater auch nichts mehr als ein al-
„ter, verwünschter schiefer Ziegenbock: ietzt
„klopft mir mein Vater die Backen und spricht:
„sey fleißig, mein Sohn; wenn du was recht-
„schaffenes lernen willst, so will ich alles anwen-
„den und dich studiren lassen. — — Ach!
„lieber Herr Magister, beten sie für mich.
„Jetzt geh' ich keinen Tag zu Bette, ich falle
„auf meine Kniee, danke meinem Gott mit
„frohem Herzen für seine Wohlthaten und bitte
„flehentlichst, daß er meinen guten Vater in all'
„seinem Vornehmen segnen, mir aber sein vä-
„terliches Herz und Liebe erhalten wolle.„
Würdig hatte nicht viel Glauben, daß Peters
Glück von langer Dauer seyn würde und seine
Verwunderung wuchs, ie öfter Peter mit fro-

her Miene und zufriedenem Herzen zu ihm kam. Eine so große Veränderung in den Gesinnungen der Eltern wuste man sich gar nicht zu erklären, weil man weder Beweggründe noch Absichten kannte, welche sie dazu veranlaßt hätten. Indessen blieb Peters Schicksal gut, so lange Magister Würdig noch in Hungersdorf war. Der Gedanke, daß er Petern verlassen — in treulosen Händen zurücklassen müsse, hatte ihm schon manche traurige Stunde gemacht; desto angenehmer war's ihm, daß er im Augenblick der Trennung mit einem leichtern Herzen von ihm scheiden konnte. Er nahm bessere Gedanken von Dreifußes und des Edelmanns Gesinnungen mit sich weg, als er die ganze Zeit der Bekanntschaft von ihnen zu unterhalten Ursach gehabt hatte und glaubte darauf Hofnung eines erträglichen Schicksals für Petern gründen zu können. — Doch war immer noch einige Furcht in seiner Hofnung.

Peter verlohr an Würdigen einen wahrhaftigen Vater und Niemand konnt' es ihm verdenken, daß er über dessen Verlust untröstlich war. Am letzten Tage vor der Abreise war Würdig beim Edelmann und bei Dreifußes gewesen, Abschied zu nehmen und hatte mit Erlaubniß der Eltern Petern zu guter letzt noch einmahl mit zu sich genommen. Peter half Anstalt zur Reise machen, — aß noch einmal an dem Tisch, wo 's ihm öfters so herzlich gut

geschmeckt hatte — letzte sich mit seinen Würdigschen Brüdern — küßte seiner Pflegemutter die Hand — lag lange im Gefühl der Wehmuth und Dankbarkeit sprachlos in Würdigs Armen und gieng endlich, als es schon dunkel war, tausendfach gesegnet, aber schwermüthig und bekümmert nach Hause. — Gott sey tausendmal gelobt, dacht er bei sich, als er die Augen aufschlug und seiner Eltern Wohnung sahe, — tausend — tausendmal gelobt, daß er meiner Eltern Herz gelenkt hat! — Was sollt' ich unglücklicher Mensch anfangen, wenn ich noch die vorigen Leiden und nirgend Zuflucht hätte! —

Indem er dies dachte, war er dicht unter dem Stubenfenster seiner Eltern, wo er ein lautes Gespräch vernahm, das ihn still zu stehen bewog. „Was hat's nun geholfen? — „sprach eine Stimme, welche Peter für des „Edelmanns Stimme erkannte — das dacht „ich gleich, daß der Prediger so wenig von sei„nem letzten Gespräch mit Meister Steffen et„was offenbaren, als den Stammbaum heraus„geben würde. Der Junge soll euch noch Ar„beit und Noth genug machen! Nun habt ihr „ihm doch frisirte Haare und mödische Kleidung „angewöhnt; könnt ihr denn das so ausführen? „Meint ihr, daß er sich gefallen lassen wird, „euch in Zukunft Dienste zu leisten? Seid „nur zufrieden, wenn ihr ihm nicht aufwarten

„oder

„oder wohl gar einen Lakaien halten sollt — den „Edelmann hat er schon im Kopf. — *Aufs „Schneiderhandwerk — ia da werdet ihrs treff„fen! er läuft gewiß fort nach der Residenz zu „Magister Würdigen hin; — und dann wirds „eine schöne Mährte für mich und euch werden, „wenn der Gelegenheit finden sollte, dem Fürsten „die Sache vorzubringen.“ —

Das hat nichts zu sagen, antwortete Dreifuß, die Lust zum Weglaufen soll ihm schon vergehen. Das gute Kleid hat er heute zum letztenmale an; morgen früh wirds weggeschlossen. Zum Magister kann er nicht mehr gehen, nun soll er wieder ans Waschfaß treten oder den Dreschflegel in die Hand nehmen. Da mag er nur eine Miene sehen lassen, die mir nicht ansteht, so hol' ich den Braunen und schlage den R** krumm und lahm. Acht Tage werd' ich ihn doch im Hause erhalten können! denn kömmt mein Bruder — der hat schon zwanzig Meilen von hier einen Ort für ihn ausgemacht, wo er so gut wie angeschlossen sitzen muß und richtig alle Tage mehr Prügel als zu fressen bekommt. — —

Vater! — (Peter merkte gleich am ersten Worte, daß dies die Stimme der Mutter war und da er eben die Stubenthür hatte aufklinken hören, so vermuthete er, daß sie im Hause beschäftigt seyn müsse und ietzt zur Thür herein rufe) — Vater! — plagt dich denn der schwarze

T**!

T**! du schreiest ja, daß mans wie weit hören kann. Laß nur Petern horchen! — (Bratsch flog die Thüre wieder zu.

Peter wuste für Angst nicht, was er thun sollte. Auf einmal entstand in der Stube ein unruhiges Geräusch, das Petern verrieth, daß man die Erinnerung der Mutter nicht ungenutzt lassen wolle. Er schlich sachte von der Seite und kaum daß er sich hinter einen nahen Zaun legen konnte, so kamen der Edelmann und sein Vater mit einer Laterne heraus. Peter empfand Todtenangst hintern Zaun — wenn sie nur zehen Schritte umher suchten, so muste er entdeckt werden. Schon war er entschlossen, aufzuspringen und nachs Feld zu laufen, als sie wieder hinein giengen. 's ist nichts da! sprach Dreifuß — der Junge hat das Herz nicht! — Nun bedachte sich Peter hin und her, wuste aber keinen Entschluß zu faßen. Wär's nur nicht stockfinster gewesen, er wäre aufs Gerathewohl fortgelaufen; aber so — — Endlich stand er auf und wollte zur Pfarre zurückgehen. Indem kam ein Knecht vom Edelhof, welcher aus der Nachbarschaft kam und nach Hause gehen wollte. Peter ward von neuem bestürzt, als er diesem entgegenstieß und ergrief in aller Eil die Entschuldigung, als Hans fragte, wo er hinwolle, daß er das Haus nicht finden könne. Hans lachte hausmäßig und Peter vermied glücklich den Verdacht, daß er hatte umkehren

kehren wollen; er muste sich aber dafür gefallen lassen, mit Hansen nach Hause zu gehen und trat als ein armer Sünder zu seinen Eltern in die Stube hinein.

Nun Peterchen! rief ihm der Vater entgegen, hast du Abschied genommen?

Peter konnte für Weinen kaum ia sagen, und setzte sich ganz trostlos auf ein Fleckgen hin.

Du bist heute betrübt, sprach der Vater noch einmal, so liebreich, daß Peter ihn hätte anspucken mögen, — geh zu Bette, Peterchen, und verschlaf deinen Kummer! morgen früh wollen wir mit einander sprechen. Das war Petern so angenehm, daß er sich keinen Augenblick bedachte. Er gieng in seine Schlafkammer, bereuete aber schon, beim ersten Schritt, daß er herein gegangen war; setzte sich auf sein Bette und weinte, daß es in der Stube gehört werden konnte. Der Vater kam und gab ihm die Erinnerung, sich auszuziehen und ins Bette zu legen, in einem Ton, der auch liebreich seyn sollte, dem mans aber schon mehr anmerkte, daß er nicht natürlich und herzlich war. Peter folgte der Erinnerung, an Schlaf war aber nicht zu gedenken. Endlich gieng der Edelmann fort, im Hause ward alles still und die Eltern schliefen; Peter aber lag immer noch und sahe das Fenster an, das seinen Augen gerade entgegenstand. Da hinaus, dacht' er,

muſt du, anders iſt für dich kein Weg zur Rettung. Bald — in dieſer Nacht noch hinaus — morgen haſt du keinen Rock mehr und vermuthlich auch keine heile Haut. Aber wohin er ſeine Zuflucht nehmen ſollte, bei dem Gedanken fand er mehr Schwierigkeit.

Magiſter Würdig hatte in den letzten acht Tagen mancherlei Unterredungen mit ihm gehalten, welche alle dahin gerichtet waren, ihm Rath und Unterricht für alle Fälle zu geben. „Leide, ſprach er unter andern, was du kannſt, „es ſind deine Eltern. Suche ſie mit Liebe zu „gewinnen und mache dich ihnen durch Dienſt„eifer und Gehorſam gefällig. Sollten ſie aber „iemal wieder aller Liebe und Schonung ſo weit „vergeſſen, daß du in Gefahr kämeſt, Geſund„heit und Leben zu verliehren; oder wollen ſie „dich von den Büchern abziehen und zu einer „Lebensart zwingen, die deiner Neigung zuwi„der iſt! ſo rette dich ſo gut du kannſt, ſchreib „oder komm gerades Weges zu mir. Hier will „ich dir zween Louisd'or ſchenken; verwahre ſie „wohl, daß ſie dir nicht genommen werden und „hebe ſie als einen Nothpfennig auf, der dir bei „ſolchen Umſtänden ſehr nützlich ſeyn wird.“ Dieſe zehen Thaler hatte Peter hinter ſein Bette verſteckt und nicht geglaubt, daß er ſie ſobald würde wieder hervorſuchen müßen. Als er ſie iezt hervor langte, fielen ihm Würdigs Worte wieder ein: ſchreib, oder komm gerades Weges zu mir.

Würdig wollte früh um zwei Uhr abfahren und ganz natürlich muste das Peters erster Einfall sein, bei ihm Zuflucht zu suchen. Bei mehrerer Ueberlegung fand er aber Bedenklichkeiten. Er kannte die Denkart des Mannes und so gewiß er hoffen durfte, daß er alles für ihn thun würde, was nur in seinem Vermögen stände; so sehr zweifelhaft war's, ob er ihn heimlich ohne der Eltern Wissen mit sich nehmen würde. Es konnte auch seyn, daß die Nachbarn bei der Abreise wach würden. Sah einer Petern im Pfarrhause, so konnt' er die Absicht merken und zum Vater hingehen — dann war alles verrathen. — Der Weg nach der Residenz gieng über Hundsnase! so weit konnte sich Peter recht gut finden. Er hätte voraus gehen und auf dem Wege warten können, vielleicht daß ihn da Würdig nicht zurück gewiesen hätte. Aber er muste befürchten, daß, so bald seine Flucht entdeckt würde, der Vater so wohl als der gnädige Herr zuerst auf Würdigen, denken, eiligst nachsetzen und ihn mit Gewalt zurückführen würden. So will ich gehen, das war endlich sein Entschluß, wohin mich Gott führen und meine Füsse tragen werden. Als der Mond zu scheinen anfieng, zog sich Peter behutsam an, flüchtete durchs Fenster und gieng zum Dorfe hinaus gerade in dem Augenblick, als Magister Würdig zum andern Ende des Dorfs hinaus fuhr.

Peter war ietzt vierzehen Jahr alt und hatte schon so viel Verstand und Einsicht, daß er Handlungen und ihre Folgen beurtheilen konnte. Das muß man aber nicht verlangen, daß er auf dem Wege, den er ietzt betreten hatte, immer weit vorweg sehen sollte. Was hilfts sehen, wo man nicht sehen kann! Er war froh, daß er aus seiner Schlafkammer und Hungersdorf war — hatte da Leiden und Elend genug erduldet — wuste, daß die folgenden Tage bitter für ihn seyn würden, wenn er bleiben muste — würde nun recht eigentlich haben in Hungersdorf leben müssen, da sein Wohlthäter weg war, der ihn gespeiset hatte — — dafür, dacht' er, ists immer besser, einen Weg gehen, auf welchem man gar nichts von der Zukunft weiß und siehet. Hat man sonst keinen Vortheil, so hat man doch den, daß man sich über sein Unglück nicht eher ängstiget, als bis es da ist und sich auf manche frohe Stunde Hofnung macht, die Lust zum Leben und Kräfte zum Leiden schenkt. — Willst gehen, wohin dich deine Füsse tragen — arbeiten was du kannst und den Weg verfolgen, den dir Gott und dein Glück öfnen werden. — Dann und wann sah' er einmal zurück nach Hungersdorf und dachte ans Waschfaß — an Windeln — an den Braunen so lebhaft, daß die Füsse immer hurtiger zuschritten und Hungersdorf sich aus den Augen verlohr, ohne zu merken, daß er lief.

Es war kein unbekannter Weg, den Peter ergriffen hatte, mehr als hundertmal mocht' er ihn wohl in seinem Leben schon gelaufen seyn. In der Angst hatte er aber weder an Weg noch Ort gedacht, bis er endlich ganz vom Wege abkam und in der Irre herumlief. Nach sechs Stunden kam er an ein Dorf, welches nicht weiter als zwo Stunden von Hungersdorf liegt, das ihm aber ietzt ganz fremde und unbekannt schien, weil er von einer Seite herein kam, von welcher ers noch nie gesehen hatte. Er gieng hinein und folgte der Strasse, die sich rechter Hand herum beugte; blieb aber für Bestürzung steif stehen, als er die Schule sahe und gegen über das Haus seiner gnädigen Fräulein Pate. Ach! schrie er, Perleberle! — so laut, daß es der Schulmeister hörte, der eben zum Fenster heraus sahe. Woher zu dem Ende herein? rief der Schulmeister, eh' ihn Peter bemerkte — und so früh! Mußge Peter! — ich glaube schwerlich, daß ihre Fräulein Pate schon wird aufgestanden seyn. Wollen sie unterdessen zu mir herein kommen?

Peter wuste nicht, was er thun sollte, so bestürzt und verlegen war er. Wenn sichs gerade so gefügt hätte, daß ihn iemand sahe, der nach Hungersdorf gehen wollte, so konnt' er seinen Eltern verrathen werden, eh' er's dachte, weil ihn in Perleberle iedes Kind kannte. Gleichwohl war er einmal da, hatte seit gestri-

gen

gen Abends keinen Biſſen gegeſſen und war ſechs Stunden herum gelaufen. Er gieng hinein.

Wenn ſich meine Leſer erinnern, daß des Schulmeiſters aus Perleberg jüngſte Tochter an den Schulmeiſter in Hungersdorf verheirathet war, ſo ſollen ſie wohl auf die Gedanken gerathen, daß der Schulmeiſter für Petern kein unrechter Mann ſey, bei dem er gewiß nicht Gefahr laufen werde, wenn er ihm auch ſein Geheimniß entdecken ſollte. Aber man muß den Mann von zwoen Seiten anſehen. Das iſt richtig, er war Magiſter Würdigs eifriger Anhänger und Dreifußes abgeſagteſter Feind; er war aber beides nur um ſeinet Willen und konnte bei geänderter Lage im Augenblick das Gegentheil ſeyn. Für jenen hätt' er ſich aufgeopfert, weil er durch deſſen Vermittelung beim Fürſten von ſeinem elenden Dienſt erlöſt zu werden und in beſſer Brodt zu kommen hoffte. Dieſe hätt' er mit Gift vergeben, wenn ſonſt nichts dabei zu bedenken geweſen wäre; weil ſie nicht nur ſeine Kinder in Hungersdorf bei aller Gelegenheit verfolgten, ſondern auch ihm durch den gnädigen Herrn von Liebe bei ſeiner gnädigen Fräulein Kunigunde manchen Verdruß machten. Um ſich bei Würdigen ein Verdienſt zu machen und zugleich an Dreifußes zu rächen, hätte der Schulmeiſter freilich alles mögliche gern gethan — wäre nur nicht das

gnädige Fräulein Peters Pate gewesen. Das ist eben die andere Seite.

Der Schulmeister lebte mit der Fräulein Kunigunde auf einem ganz besondern Fuß, den Niemand zu erklären wuste. Bald war der Herr von Liebe aus Hungersdorf Tag täglich bei ihr und der Schulmeister durfte ihre Thürschwelle nicht betreten; bald blieb der Herr von Liebe weg und der Schulmeister galt alles bei ihr. In einer solchen Epoche ward er alle Augenblick gerufen, sehr öfters zur Tafel gezogen und muste alle Abend von achte bis neun auch zehen Uhr Andachtstunden mit ihr halten. Acht Tage eher hätte Peter kommen sollen, da mocht' er Vater und Mutter sammt dem Herrn von Liebe ermordet und noch ein Dutzend Schandthaten mehr begangen haben, der Schulmeister hätte ihn nicht verrathen. Da war gerade so ein Zeitpunkt, daß er in vier Wochen nicht war angesehen worden; welches mit eine Ursach war, daß er auf die Gedanken gerieth einen andern Dienst zu suchen. Jetzt aber war seit einigen Tagen sein Vernehmen mit ihr so ausserordentlich gut, daß sie das geringste nicht ohne seinen Rath vornahm, und er die nächtlichen Andachtstunden in seinem Eifer schon bis eilf Uhr ausgedehnt hatte. Ich glaube, er hätte den Gedanken an einen andern Dienst für immer aufgegeben, wenn er einen Bürgen gehabt hätte, daß der Eifer seiner Fräulein nie erkal-

ten

ten würde. Aber so — Wer konnte etwas anders erwarten, als daß er aufs sorgfältigste bedacht seyn würde, mit Schweigen so wenig als mit Reden bei ihr zu verstossen.

Unter diesen Umständen, werden nun meine Leser sagen, ist's für Peter allerdings gefährlich, den Schulmeister zum Vertrauten zu machen; da muß er sich hüten. — Das ist gut genug! wie soll er's aber anfangen? ia wenn er nicht bei ihm im Hause wäre! Er kannte ia die Gesinnung des Schulmeisters so wenig, als sie meine Leser kennen würden, wenn ich ihnen den Mann nicht beschrieben hätte. — Ein vertrauter Umgang des Fräuleins mit dem Schulmeister war noch weniger eine Sache, die er sich träumen lassen konnte. In Hungersdorf sprach man — das hatte Peter tausendmal gehört — „Fräulein Kunigunde hat ein Erbübel „an sich, daß sie von Ohnmachten und Uebel„keiten befallen wird, so bald sie dem Dunst„kreise eines bürgerlichen Körpers zu nahe „kömmt, weswegen sie sich ausser den dringend„sten Nothfällen gern in einer gnädigen Ent„fernung hält.“ — Jedermann verwunderte sich, wenn er ietzt das Gegentheil erfuhr. „Ists „möglich, hieß es, daß sich die Natur unsrer „gnädigen Fräulein in so kurzer Zeit so sehr hat „ändern können, daß sie bei der Gegenwart des „Schulmeisters in den Andachtstunden keine „Uebelkeiten empfindet?! Andacht — sonst

„nichts — kann solche Würkungen hervorbrin„gen.“ Das letzte Urtheil hatte Peter noch nie gehört, weil sichs außer Perleberle noch nicht verbreitet hatte. Aber gesetzt auch, Peter hätte das alles gewust — wärs wohl klüger — wär's ihm zu rathen gewesen, daß er umkehren und weder dem Schulmeister Rede gestehen, noch seine Fräulein Pate besuchen sollte, da er einmal gesehen und erkannt war? — Gewiß wär' er zum Dorfe nicht hinaus gewesen, so lief der Schulmeister schon zum Fräulein hinüber und diese ließ den Kutscher nachreiten und das Dorf aufbieten, um Petern zu holen. Gieng aber Peter zum Schulmeister hinein, so war er alleweile zu bestürzt, zu unvorbereitet, zu unerfahren, allen neugierigen Fragen und aufgestellten Fällen auszuweichen.

Woher denn so früh, Mußge Peter! — zu dem Ende könnt man ia von Hungersdorf nicht herein? — so fragte der Schulmeister noch einmal, als Peter in die Stube trat.

Peter wuste noch keine Antwort: und ward sehr bestürzt, daß es der Schulmeister bemerkte. Schaff' er mir nur was zu essen! ich kann für Hunger nicht reden.

Der Schulmeister ließ Frühstück langen und war so schlau, daß er Petern in die Nebenstube führte, deren Fenster nach dem Hof hingiengen. Hier wareh sie beide ganz allein. Er

schwieg

ſchwieg eine Weile und ſahe mit Verwunderung zu, wie Peter ein Stück Brodt nach dem andern hineinſchlagen konnte. Mußige Peter, fieng er noch einmal an, ſie müßen heute ſchon weit gereiſt ſeyn, weil's ſo gut ſchmeckt!

's iſt mein Frühſtück, ich habe heute noch keinen Biſſen gegeſſen.

Noch keinen Biſſen! wer wird ſie denn ungegeſſen gehen laſſen?

's war noch Niemand auf.

Noch Niemand auf! — wo kommen ſie denn her? das war ia der Weg von Hungersdorf nicht! —

Peter ward bald blaß bald roth und als er einmal die Augen aufſchlug, ſah er, daß der Schulmeiſter den Kopf ſchüttelte.

Meinetwegen, ſprach der Schulmeiſter, als er Peters furchtſamen Blick bemerkte, ich mag nichts wiſſen. Hätt' ich vermuthen können, daß ſie eine geheime Reiſe hätten, ſo würd' ich kein Wort geſagt haben. Aber — wenn's nur gut geht! Ich habe ſie darum in dieſe Stube geführt, als ich bemerkte, daß es nicht ſo recht richtig ſeyn möchte, damit Niemand von der Straſſe ſie ſehen ſollte. Wenn nur nicht ihre Fräulein Pate oder iemand von ihren Leuten ſie ſchon bemerkt hat!

Hier konnte ſich Peter nicht mehr halten. Ach Schulmeiſter! rief er bittend, verrath er mich nicht, er macht mich ſonſt unglücklich.

Bewahre mich Gott, daß ich einen Menschen unglücklich machen sollte! kann ich ihn nicht glücklich machen, so laß ich ihn bleiben, wer er ist. — Hier versprach der Schulmeister unter den heiligsten Betheurungen Verschwiegenheit und Peter offenbahrte sein ganzes Geheimniß. Sobald der Schulmeister hörte, daß Magister Würdig abgereiset sey, und Peter die Absicht habe, zu ihm nach der Residenz zu gehen; sobald führte er eine Sprache, welche ihm Peters ganzes Zutrauen erwarb. O! für den Mann lauf ich durchs Feuer. — Zwar iezt hab ich keine Noth und wollte hier leben und sterben, aber — 's ist gar zu unbeständig. — Wenn sie für mich ein gut Wort einlegen wollen, daß mich der Herr Magister nach seinem Versprechen aus dem Loche hier hilft; so thu' ich alles für sie. Sie sollen schon fortkommen! ich bringe sie auf den Weg.

Der Schulmeister fieng hier noch einmal an, allerlei Fragen aufzuwerfen. Besonders konnt' er sich darinn gar nicht finden, daß Peter nach der Residenz reisen wollte und gleichwohl einen Weg über Perleberle wählte, auf welchem man sich von der Residenz mehr entfernte. Man kann sich, endigte er seine Bedenklichkeiten, wohl wieder von der Seite wenden, es bleibt doch aber allemal ein großer Umweg und macht die Reise sehr kostbar. Wird ihnen auch das Geld ausgehen?

Nun

Nun wär's ohne Nutzen gewesen, wenn Peter hätte zurückhalten wollen; (wenigstens dacht' er so) hatt' er so viel gesagt, so konnt' er auch alles sagen. Der Schulmeister hatte aber kaum die Antwort vernommen, so wust' er eine Ursach vorzuwenden, hinaus zu gehen. Und wohin? — gerade zur Fräulein Kunigunde, welche er diesen Tag noch nicht gesehen hatte. Er hielt sich nicht lange bei ihr auf und kam ganz unschuldig wieder in die Stube zu Petern hinein.

Peter fieng wieder an vom Gelde zu reden und bat den Schulmeister, daß er ihm doch für seine Louisd'or, wenigstens für einen, klein Geld verschaffen möchte, weil er sonst gar nichts hätte. Ehe aber der Schulmeister eine Antwort geben konnte, kam ein Lakai von der gnädigen Fräulein, die sich erkundigen ließ, warum sie denn so lange auf den Besuch ihres Paten warten müste. —. Peter konnte für Schreck nicht antworten; der Schulmeister nahms Wort und ließ sagen: daß sie alle beide sich eben hätten einfinden wollen, ihre Aufwartung zu machen. — Peter ward immer blässer und als der Bediente hinaus war, fieng er an, so unwillig auf den Schulmeister zu reden, daß er ihm Treulosigkeit und Bosheit vorwarf. Dieser wuste sich aber so gut heraus zu reden, daß Peter beinahe, Abbitte gethan hätte. Was hätt' ich denn sonst antworten sollen? Durften

sie sich wohl weigern zu kommen, da sie 's fodern läßt? das sagt' ich ihnen ia gleich, als sie kamen, daß sie würden bemerkt worden seyn, weil ich wohl weiß, daß die Menscher drüben nichts weiter zu thun haben, als aufzupassen. Man durfte ihr ia nicht verdächtig werden, sie wäre im Stande gewesen, sie mit Gewalt holen zu laßen und nach Hungersdorf zurück zu schicken. Ists nicht klug, daß ich den Einfall hatte, ihrem Verweis zuvor zu kommen, ob wir nicht ungerufen kommen könnten? Nun machen sie ihre Entschuldigung so gut sie können und gelingts ihnen, durch bewegliche Vorstellung ihr Mitleiden rege zu machen, so dacht' ich, würd' es ihr Schade nicht seyn. Geld hat sie genug! — Genug Peter ward besänftigt und gieng in der Hofnung, vielleicht um ein paar Louisdor reicher zu werden, zu seiner gnädigen Fräulein Pate hinüber. Ehe wir mit ihm gehen, sollen sie meine Leser erst kennen lernen.

Fräulein Kunigunde stand ietzt ohngefähr im funfzigsten Jahre ihres iungfräulichen Lebens. Sie war von Statur klein, hatte aber einen niedlichen quapplichen Körper von regelmäßigem Gliederbau und ein schwarzbraunes, rundes und volles Gesicht, auf welchem sich noch bis ietzt so viel Ueberbleibsel iugendlicher Schönheit erhalten hatte, daß man immer glauben konnte, es würde ihr nicht mißlingen, wenns ihr sonst darum zu thun wäre, Eroberungen zu machen.

machen. Sie hatte überdies ein sehr ansehnliches Vermögen, welches in einigen wichtigen Güthern, und großen Kapitalien bestand, daß man sich billig wundern muste, wie es zugegangen sey, daß sie sich bei so überwiegender Wahlfähigkeit so lange im ehelosen Stande hatte erhalten können. Vielleicht könnte man Erklärung darüber geben, wenn man mit ihrer ganzen Lebensgeschichte bekannt wäre. Die erste und gröste Hälfte ihrer funfzig Jahre hatte sie auf einem andern ihr zugehörigen Guthe zugebracht, das über vierzig Meilen von Perleberle lag. Als sie hieher kam, hatte sie keinen Menschen als einen einzigen sehr verschwiegenen Bedienten bei sich, welcher im nächstfolgenden Jahre starb. Der Schulmeister wollte Nachricht haben, daß sie aus Verdruß über den dasigen Prediger weggezogen wäre, welcher sich geweigert hätte, sie gnädiges Fräulein zu nennen. Ausser dem aber, daß der Schulmeister im bösen Muthe zu einer gewißen Zeit, in welcher er nicht zur Fräulein kommen durfte, ein paar Worte davon hatte fliegen lassen, wars eine Nachricht, die Misdeutung litte und nach dem Urtheil der damaligen Welt in allen Fällen nicht viel sagen wollte. Das war ausgemacht, böse war sie, und so klein ihr Körper war, so krebisch war ihr Geist. Weit aussehend in ihren Absichten, listig in ihren Anlagen konnte sie dem Klügsten Masken machen und wenns ihr möglich gewesen wäre, den rechten Ton zu treffen,

fen, so hätte sie mit ihren listigen glatten Worten die ganze Welt betrogen. Aber sie hatte von Natur eine starke rauhe Aussprache, die sich bei der unmerklichsten Wallung im Blute bis zur Stärke einer kommandirenden Maiorsstimme erhob und im ruhigen sanften Ausdruck den Weichherzigen niederschlug. Wer sie einmal in einer solchen Viertelstunde gesehen hatte, wenn sie Fehler ihrer Dienstboten beurtheilte, oder die Rechtmäßigkeit ihrer Besitzungen vertheidigte und von Kränkungen ihrer verachteten Liebe sprach, der trauete ihr gewiß zu, daß sie Menschen zerreissen könne.

In ihrer Lebensart hatte sie seit einigen Jahren eine große Veränderung vorgenommen. Sonst hatte sie sehr häufige Besuche von dem benachbarten Adel, und hielt zahlreiche Assembleen. Da gieng kein Tag hin, wo nicht bald dieser bald iener Junker mit und ohne seine Fräulein Schwestern bei ihr waren. Jetzt hatte sie ihre Gesellschaften bis auf den Herrn von Liebe und den Schulmeister ihres Dorfs eingeschränkt. Ob sie an diesen Eitelkeiten kein Vergnügen mehr fand, oder ob sie ihre Gesellschaften aus Ueberdruß verbeissen, das konnte man so genau nicht bestimmen. Liebloſe Leute wollten das letzte behaupten, andere aber, worunter auch der Schulmeister war, hielten den ersten Grund für wahrscheinlicher und wenn ich ihren andächtigen Lebenswandel bedenke, find' ich

ich mich selbst geneigt, dem Schulmeister beizupflichten. Ihr ganzes Hauswesen hatte eine andere Einrichtung bekommen. Ihre Leute durften sich nicht einfallen lassen, wenn irgendwo im Dorfe Lustbarkeiten waren, daß sie nur hinsehen wollten. Allenfalls erhielten sie das Versprechen, daß sie nach gethaner Arbeit eine Stunde für sich haben sollten; wenn aber die Arbeit gethan war, so war auch der Tag vorbei und ihre Lust zum Vergnügen verschwunden. Seid zufrieden! das war der Trost, den sie bekamen, Müssiggang lehrt viel Böses und Gelegenheit macht Diebe: — Arbeitsamkeit und Sparsamkeit empfahl sie ihren Hausgenoßen unaufhörlich; sie selbst aber betete oder zählte Geld. Das nannte sie ihre Bußübung, wenn sie Geld zählen und Louisd'or in den Kasten schliessen konnte, weil sie da, nach ihren Gedanken, für ihre begangenen Verschwendungsünden büsse, ihre noch fortdaurende Neigung zu diesem Laster am besten bekämpfen könnte und die sichersten Kennzeichen eines geänderten Herzens zu erkennen gäbe. Wer nichts hat, meinte sie, dem ist Sparsamkeit keine Tugend. Ihre Wirthschaft ward nach der strengsten Genauigkeit geführt und wenn alles im Hause schlief, dachte sie noch eine Stunde darauf, wie sie recht weislich eintheilen und alles ins Enge ziehen wollte. Kurz sie zeigte sich als eine Heilige in der Verleugnung und ließ keine Verschwendungssünde ungebüst.

Daß

Daß meine Leser nur nicht auf die Gedanken kommen und das Fräulein in den Verdacht des Geitzes nehmen wollen. Das war die empfindlichste Kränkung für sie, wenn sie erfuhr, daß ihre Handlungen so gemißdeutet wurden, wo wider sie keinen andern Trost wuste, als daß sie alle solche Beleidigungen unter dem Namen der Lästerungen der Welt zusammen faßte und ihren Gott bat, daß er sie an ihren unverständigen Feinden nicht bestrafen wolle. Doch wollte sie auch die Welt gern überzeugen, daß sie falsch urtheilte; und ließ sich bei manchen Gelegenheiten freigebig und wohlthätig sehen. Ich will nur einen Beweiß anführen: sie erzog iunge Leute zum Besten des Staats. Wenn sie einen wohlgebildeten iungen Menschen von funfzehen oder sechszehen Jahren, iünger konnte sie keinen um sich leiden, haben konnte, den nahm sie gleich zu sich ins Haus und gab und kaufte ihm alles, daß er die besten Tage bei ihr hatte. Sie hatte nur die Fatalität, daß sie einigemal Leute bekäm, die kränklich wurden und bleich und elend wieder fortziehen musten. Jetzt gieng sie damit um, einen neuen Gegenstand ihrer Wohlthätigkeit zu wählen, wozu ihr einige Vorschläge eingesandt worden waren. Sie saß, als der Schulmeister kam, schon auf dem Stuhl, der ihren Andachtübungen und allen wichtigen Ueberlegungen gewidmet war, zwischen denen beiden Tischgen, worauf zur Rechten ein Spiegel, Pot pourri, Riechfläschgen

und

und Theezeug stand, zur Linken aber ihre ein und zwanzig Gebethbücher lagen. Vermuthlich hatte die Nachricht des Schulmeisters ihre Wahl verzögert, und wer weiß, ob sie nicht gar die wohlthätige Gesinnung hatte, ihren Paten mit auf die Wahl zu bringen! Peter kam von dem Schulmeister begleitet und Fräulein Kunigunde saß noch in dem Stuhl gerade der Stubenthür gegen über. Beinahe hätte der erste Anblick die ganze Wahl entschieden, wenigstens schien die erste Anrede ein Wohlgefallen der gnädigen Fräulein an ihrem Paten zu erkennen zu geben. Ei, ei! rief sie ihm beim Eintritt entgegen, Pate Peter, bist du doch ganz groß geworden! — aber du darf ich wohl nicht mehr sagen?

O ia, gnädige Fräulein Pate, das ist eine Ehre für mich!

Du willst wohl zu mir ziehen! gefällt dir's bei mir?

Es gefiele mir wohl, aber —

Was denn aber? Dein Vater? dafür laß mich sorgen.

Ach! mein Vater, der wäre mich wohl längst gerne loß gewesen — den mag auch ich nicht wieder sehen!

Hat er dich fortgejagt?

Nein! ich bin fortgelaufen und will in die Welt hineingehen.

Hast denn du Geld? sonst läst sichs nicht gut reisen.

Ja zween Louisdor von Magister Würdigen, sehen sie, da ist mein Beutel! Ich denke, sie werden auch ein Paar hinzuthun.

Das ist nicht nöthig; bleib bey mir, so soll dir's an nichts fehlen.

Das geht nicht an, bei ihnen kann ich nichts lernen.

Ach du Bösewicht! für dem Vater wirst du dich fürchten. Ein Thunichtgut, ein Höllenbrand wirst du wohl seyn! das Geld hast du ganz gewiß dem Vater gestohlen. Schulmeister! geschwind ruft den Bettelvogt; der soll den Buben einschließen, bis ein Bote nach Hungersdorf gehen und den Vater holen kann.

Peter stand ganz unbeweglich für Schreck — der Schulmeister erwieß ihm aber den gröſten Dienst, daß er ihm mit den Augen einen Wink nach der Stubenthür hingab, sobald das Fräulein vom Bettelvogt zu reden anfieng. Diesen Rath nahm Peter an und lief so schnell und ungehindert fort, daß er schon zum Hause und Dorfe hinaus war, als das Fräulein und der Schulmeister noch nach Hülfe riefen. Peter sahe sich gar nicht um und lief, was er laufen konnte, bis er endlich auf einer kleinen Anhöhe kraftlos hinfiel und ruhen muste. Der arme

Peter

Peter befand sich in den kläglichsten Umständen. Nun hatt' er keinen Bissen Brodt und keinen Pfennig Geld. Ich glaube nicht, daß er bei seiner Fräulein Pate so lange würde ausgehalten und auf den Wink des Schulmeisters gewartet haben, wenn er nur sein Beutelchen mit seinen zween Louisdor zurück gehabt hätte. Ihre wüthende Stimme machte ihm einen Schreck, daß sein Herz im Leibe bebte; aber das Gefühl der Unschuld bei der Beschuldigung des Diebstahls und der Gedanke an Mangel bei dem Verluste seines Geldes, gaben ihm neuen Muth, bis ers endlich bei den Reden vom Bettelvogt und schließen lassen, selbst nicht für rathsam hielt, länger auszuhalten. Hier auf diesem Hügel überdacht' er nun sein ganzes Elend, weinte und seufzte über die Ungerechtigkeit seiner Fräulein Pate und wuste keinen Rath bei sich zu finden, was er anfangen und wohin er sich wenden sollte.

Musge Peter! — hier! — rief ganz unerwartet eine Stimme, die Petern aufmerksam machte und als er sich umsahe, wars Martin, der auf einem Pferde saß und ein lediges an der Hand führte. Der Kerl iagte, was die Pferde laufen konnten und als er herankam, fieng er von neuem an zu rufen: sehen sie die Bauren nicht? hurtig aufs Pferd.

Peter sahe wirklich eine ganze Rotte Bauern daher gelaufen kommen, die nicht allzufern mehr waren. Er erschrack über seine Gefahr,

Es schien aber, als wenn der Schulmeister dabei wäre und Peter hätte beinahe den Gedanken gefaßt, daß ihm der wohl sein Geld nachbringe. Er wuste nicht, ob er aufs Pferd steigen sollte, oder nicht.

Martin entschied seine Wahl mit einem ziemlich Martinmässigen Nachdruck: Potz alle tausend Schock — — wollen sie denn mit Gewalt sich unglücklich machen? Ein paar Minuten, so haben sie die Kerls beim Leibe und unerträglich wird ihr Schicksal seyn. Nur hurtig, daß wir erst aus dem Garne kommen — denn will ich alles erzählen.

Peter stieg endlich auf und Martin gab dem Pferde die Sporen. Nur feste gesessen, rief er, das Pferd bleibt nicht zurück! — die Kerls waren schon so nahe gekommen, daß sie die Flüchtigen errufen konnten und der Schulmeister war wirklich dabei. Er hatte Peters Beutelchen in der Hand, hielts in der Höhe und rief aus vollen Leibeskräften: Mußge Peter! — ihr Geld! — Peter ward durch den Anblick seines Beutels gereitzt und hätte sich fangen lassen. Aber das wuste Martin wohl, daß sich das Pferd nicht halten ließ, wenn ihm das andere vorlief. — Nur feste gesessen! — angehalten! — rief er noch einmal und jagte mit dem Pferde, daß die Haare pfiffen beinahe eine Stunde lang, bis sie übers Markscheid kamen, wofür sie nichts mehr zu fürchten war.

Das

Das war ein guter Kerl! werden meine Leser denken. Wenns doch lauter Martins auf der Welt gäbe, die Menschen in Gefahren aufsuchen und erretten wollten. Wo kam denn der Mensch gleich her? — Das will ich ihnen aus Gefälligkeit herzlich gern erzählen.

Martin und Peter kannten sich einander recht gut. Martin war ein Bruder des Schulmeisters in Hungersdorf, und hatte an die zwölf Jahre auf dem adlichen Hof des Herrn von Liebe gedient. Man war mit seinem Dienst ausserordentlich zufrieden, daß es nicht nur das ganze Dorf glaubte, sondern auch der gnädige Herr öfters gesagt hatte: Martin würde in seinem Leben nicht von ihm kommen. Aber bei den Spuckbegebenheiten, wobei Meister Steffen das Leben verlohr, muste Martin, ich weiß nicht was gesprochen haben, das den Herrn von Liebe verdroßen hatte; da wars nicht mehr so, wie 's seyn sollte. Hernach kam der neue Schulmeister. Dem ganzen adlichen Hof war's ungelegen, als sichs beim Aufgebot auswieß, daß Martin des Schulmeisters Bruder war. Einmal ließ er sich geduldig einige Spöttereien darüber sagen, das anderemal foderte er Lohn und Abschied, und vermiethete sich, als er beides bekam, bei dem Prediger in Hundsnase.

Der Prediger hatte einen Sohn auf der Universität und da iezt eben die Ferien angiengen, wo die Herren Studenten nichts zu thun

haben sollen, so schickte der Vater seinen Martin, den Herrn Sohn herunter zu holen. Der Weg dahin gieng über Hungersdorf und Perleberle. In Hungersdorf hatte Martin bei seinem Bruder ein Stündgen angehalten und einen Brandtwein getrunken. Den Inhalt ihrer Unterredung werden meine Leser von selbst wohl errathen; da ward von nichts als von Peters Flucht gesprochen. Nach seiner dort vernommenen Nachricht war Dreifuß früh zu Peters Bette gekommen und hatte das Kleid wegschließen wollen. Der erste Gedanke, als Peter nicht im Bette liegt, war gewesen, er würde schon aufgestanden und heimlich hinaus gegangen seyn, vielleicht den Magister Würdig bei der Abreise noch einmal zu sprechen. Als ihn aber im ganzen Hause Niemand gesehen hatte und wissen wollte, so ward er im Dorfe gesucht. Peter war aber nicht da. — Nun war iedermann auf die Gedanken gefallen, Peter sey Magister Würdigen nachgelaufen. Der Edelmann sowohl als Dreifuß faßten im Augenblick den Entschluß, nachzusetzen, lassen Pferde satteln und iagen mit einer Geschwindigkeit fort, daß, nach Martins Ausdruck, alle Leute im Dorfe geglaubt hätten, sie würden beide Hälse und Beine brechen. — Martin war einen Schleifweg geritten und hatte sie beide die Strasse lang iagen sehen. Er hatte sich länger bei seinem Bruder aufgehalten, als er sonst gethan haben würde, wenn der Vorfall nicht

gewesen

gewesen wäre. Da sie aber zu lange ausblieben, konnte er ihre Rückkunft nicht erwarten, so gern er auch gewust hätte, ob Peter das Unglück haben würde von ihnen gefunden zu werden, oder ob er sich retten würde.

Nun gieng Martins Weg auf Perleberle loß. Man kann leicht denken, daß er nicht wird sachte geritten seyn, weil er acht starke Meilen zu machen und bei seinem Bruder sich aufgehalten hatte. Als er in Perleberle einritte, fand er einen allgemeinen Aufstand im Dorfe. Der Schulze hatte die Gemeine zusammen berufen, einige Bauren standen schon auf dem Versammlungsplatz, andere kamen aus ihren Häusern gestürzt, noch andere riefen aus den Fenstern den Zulaufenden entgegen — Fräulein Kunigunde stand in ihrer Thür und kommandirte mit bebender Stimme Eilfertigkeit — der Schulmeister aber lief mit einem kleinen Beutelchen in der Hand durch die Bauren herum. Mit vieler Mühe erfuhr endlich Martin die Ursach, daß Fräulein Kunigundens Pate Peter dumm Zeug angefangen habe und fortgelaufen sey, welchen die Gemeine nachsetzen sollte. „Wenn er auch noch so sehr läuft, sprach der „Schulmeister, ich will ihn schon zum Halten „bringen. Sieht er sich nur um, daß ich ihm „den Beutel zeigen kann; mir trauet er, dann „steht er gewiß." Nun war ich zufrieden, fuhr Peter fort, als ich die Absicht wuste und den

Weg erfuhr, den sie genommen hatten. Ich hätte mein Leben gelassen oder ich muste sie retten, — das war mein Vorsatz.

Sobald Martin und Peter übers Markfeld waren, ritten sie sachte und hattens auch sehr nöthig, weil ihre Pferde sowol als sie außer Othem gesetzt waren. Martin benahm Petern zuerst seine Gedanken wegen des Geldbeutels, daß er ia nicht glauben sollte, als wenn der Schulmeister die Absicht gehabt hätte, ihm sein Geld nachzutragen. Hernach muste Peter seine Schicksale erzählen, welche Erzählung er mit einem recht herzlichen Dank beschloß. „Bist ehrlicher guter Martin, sprach Peter, „habe Dank. In meinem Leben will ich nicht „vergessen, was du heute an mir gethan hast. „Kann ich dir wieder dienen, glaube Martin, „mein Blut schon' ich nicht.

„Jetzt kamen sie an ein Dorf, wo sie ein„kehrten. Ich habe so viel Geld, sprach Mar„tin zu Petern, da er ihm seine Unruhe ansahe, „als wir hier für uns brauchen werden, und „alles was übrig bleibt, laß ich ihnen. Auf „dem Rückweg wird der iunge Herr schon für „mich sorgen. Es mag ihnen gehen wie's will, „so wenden sie sich nur zu diesem Wirth, wenn „sie Hülfe brauchen. Ich kenne ihn sehr gut „und will ihn schon dahin bringen, daß er ihnen „nichts versagen wird, was seine Kräfte verstat„ten. Wenns möglich ist, so lassen sie est

„Nach-

„Nachricht von ihren Umständen hieher kom„men, damit ich wißen kann, wo sie leben und „zu finden sind. Bin ich gleich nur ein schlech„ter Knecht und sie, Mußge Peter, werden „vielleicht einmal ein großer Mann, so können „doch in Zukunft Umstände kommen, in wel„chen ich ihnen wichtige Dienste thun kann.“ Sie sprachen eine Stunde vertraulich mit einander, worauf Martin seinen Weg weiter fortsetzen muste. Wenigstens bis Morgen gegen Mittag, das war ihre Verabredung, sollte sich Peter hier aufhalten, und Martin versprach, auf der Rückreise wieder mit einzusprechen, wenns irgend möglich wäre, daß er seinen jungen Herrn dazu bereden könnte, sich diesen Umweg gefallen zu lassen.

Der Abschied gieng Petern so nahe, daß man ihm Kummer und Betrübniß ansahe. Zum Glück war der Wirth ein freundlicher und wohlthätiger Mann, der sich völlig so zeigte, als Martin Hofnung gemacht hatte und sich alle Mühe gab, Petern aufzuheitern. Er versprach ihm Schutz in seinem Hause, both ihm alle mögliche Unterstützung an, so viel er nur leisten konnte und war bereitwillig, ihm freien Aufenthalt in seinem Hause zu verstatten, so lange er davon Gebrauch machen wollte. Wenn nur die Umstände so gewesen wären, daß es Petern lange bei ihm hätte gefallen können!

Der Wirth hatte acht Kinder und eine überaus gütliche, dienstfertige aber im höchsten Grade unreinliche Frau, die man alle neune nicht ansehen durfte, wenn man essen sollte, was aus ihrer Küche kam. Das that sie, des Morgens wusch sie sich, aber denn auch nicht wieder, wenn sie gleich hundert und funfzigerlei Verrichtungen den Tag über mit den Händen vornahm, welche in einer ganz ungekünstelten Ordnung auf einander folgten. Beim Mittagsessen und so lange Martin da war, hatte Peter nicht auf sie gemerkt, sonst würde ihm die Mahlzeit schwerlich so gut geschmeckt haben. Jetzt war's eine Beschäftigung, die sich für seine melancholische Laune gut schickte. Der Wirth hatte in seiner Wirthschaft zu thun und brachte Petern ein Buch zum lesen, damit ihm die Zeit nicht lang werden sollte. Peter saß am Tische, aber seine Augen sahen immer übers Buch weg nach dem Gewüle der Mutter und ihrer Kinder hin, deren sieben um sie herum wimmelten. Die Mutter saß auf einem niedrigen Stuhl, zog sich den Strumpf ab und verband sich den Fuß. Sieben Löcher waren wenigstens drinnen, aus welchen sie die Materie mit den Fingern wischte. Von dieser chirurgischen Verrichtung gieng sie zum Milchschrank und nahm Sahne ab. Hier hatte wieder ihr rechter Zeigefinger das meiste zu thun, den sie mit unter fleissig durch den Mund zog. Nun ließ sie Brodt langen und schnitt es in Stücken, die Kinder

aber

aber setzten sich um einen kleinen Tisch und schnittens klein, daß es zu Suppen gebraucht werden konnte. Bei dieser Arbeit sahe sie den Kindern nach den Köpfen, die alle einen stinkenden Grind hatten, daß Peter kaum in der Stube bleiben konnte. — Nicht lange kam die Magd und brachte einen Eimer mit Milch aus dem Stall. Die Wirthin stand auf und langte ledige Satten, sahe sich in der Stube um, und da sie nicht fand was sie suchte, so nahm sie den Lappen, den sie statt einer Schürze vorgesteckt hatte und seigte die Milch durch. Die Magd muste die älteste Tochter, ein Mägdgen von vierzehen Jahren herein rufen, der wieß sie ihre Arbeit am Butterfasse an, und sie setzte ihre Verrichtung bei den Kindern fort.

Indem kam der Mann herein: Frau sprach er, es sind Fuhrleute da, die wollen essen; koche Biersuppe, mache Rührei und schneide Schinken darunter! Fertig war die Wirthin, das muß man ihr laßen! Sie sprang auf, schmiß alles bei Seite, gieng hinaus und brachte einen Tiegel und einen Topf herein. In den Topf that sie einige Händevoll von dem vorräthig klein geschnittenen Brodte, goß Bier darauf und setzte den Topf auf den kleinen Tisch. Indem sie sich umkehrte, kam Andreas, ein kleiner vierjähriger Junge, der mit dem Schnupfen beladen war. Neugierig legt er sich mit dem Gesichte über den Topf und fängt so heftig

an zu niesen,' daß ihm zweierlei Saft aus Mund und Nase flog. — Junge! rief die Mutter, du Bl***! und nahm den Topf vom Tische und setzte ihn neben sich auf die Erde hin. Nun griff sie nach einem ledernen Schubsack, den sie an der rechten Seite vor sich hangen hatte, und brachte Eierschalen, eine Geldbüchse, ein Messer und einige Schlüssel heraus, die mit Eidotter überzogen waren. Haben mir, sprach sie unwillig, die Bl*** von Kindern nicht schon die Eier inzwei gedruckt! — Einige waren noch ganz, die nahm sie, schlug sie gegen die Tischkante auf und ließ sie zu den übrigen in den ledernen Sack laufen. Hernach schlug sie selbige mit den Fingern durch einander und kipte den Sack über dem Tiegel um. Unterdessen war der Hund bei dem Topf gewesen, hatte die Suppe gekostet und hernach den einen Hinterfuß über den Topf in die Höhe gehoben. Er mochte nicht so viel hineingelassen als herausgefressen haben, weil die Wirthin noch Brodt nachthat und Bier zugoß. — Der arme Peter konnte nicht länger sitzen, er muste hinaus laufen und sein Mittagsbrodt, soviel davon noch vorräthig im Magen war, wieder von sich geben. Vermuthlich war's eine Würkung des Gedankens, daß der genoßene Eierkuchen eine ähnliche Zubereitung gehabt haben möchte.

Einige Stunden war's noch ruhig im Hause. Gegen Abend kamen alle Knechte aus dem

Dorfe

Dorfe zusammen, spielten, soffen, lermten und schlugen sich mit unter bis Mitternacht hin, daß Peter für Kopfschmerzen nicht bleiben konnte. Dazu kam noch, daß das Haus so elende und enge war, daß einer dem andern kaum räumen konnte. Peter suchte sich endlich auf dem Heuboden einen Platz, wo er schlafen konnte.

Den andern Morgen wuste kein Mensch im Hause wo Peter war. Es kamen Bauren aus Hungersdorf mit Getraide, die einen Brandtwein trunken. Sie hatten in Perleberle gehört, daß Peter gestern da gewesen wäre und seinen Weg hieher genommen habe, und fragten nach ihm. Peter ward noch' einmal im ganzen Hause gesucht und nicht gefunden, und iedermann glaubte nun, daß er weiter gegangen seyn müße. Endlich gegen Mittag, 'als die Bauren schon längst weiter gefahren waren und der Wirth an keinen Peter mehr dachte, kam Peter vom Heuboden herunter und hatte so sanft geschlafen, daß er sich auf seine gestrige Strapaze recht gestärkt fand. Man brachte ihm gleich in der Hofthür die Nachricht entgegen, daß Bauren aus Hungersdorf da gewesen wären und nach ihm gefragt hätten. — Für Peter war das keine angenehme Nachricht. — Wards bekannt, daß er sich hier aufhielte, und das must' es werden, wenn die Bauren nach Hungersdorf zurück kamen, so must' er fürchten, daß ihn seines Vaters Rache bis hieher verfol-

verfolgen würde. Er wartete also die Zeit aus, wo er noch hoffen konnte, daß Martin zurückkommen würde und da er nicht kam, nahm er von seinem Wirth Abschied und gieng weiter.

Es war ein angenehmer Frühlingstag, an welchem in der Mittagsstunde die schwebende Lerche ihren frohen Gesang singt und die Blicke des Wanderers nach einem heitern Himmel hinauf zieht, welche bei der Rückkehr zur Erde im jungen grünenden Grase neue Stärkungen finden. Peter ward durch sie aus seinen tiefen Gedanken geweckt und fand in ihrem Bilde Tröstungen für sein bekümmertes Herz. Dich angenehmen Frühlingssänger, sprach er bei sich, vertrieben ja auch im rauhen Herbste Furcht für künftigen Schicksalen, wie mich, aus deinen bewohnten Fluren. Nahmst nichts mit — fandst auf der Reise deine Nahrung und kommst vergnügt zurück. Dein Schöpfer ist mein Schöpfer auch und wenn er dich sieht, so sieht er gewiß auch mich. — Warst gestern freilich in böse Hände gerathen und bist bei aller deiner Unerfahrenheit ihren Schlingen doch entgangen. Must klüger werden, Peter, und Menschen kennen lernen. An allen Orten werden ja nicht Kunigunden wohnen! — und wenn's mehrere giebt, — was schadets? — sobald Märtine auch da sind! — So gieng Peter mit Gemächlichkeit unter aufmunternden Gedanken fort und fand in iedem Gegenstande neue Aufforderungen zur Frölichkeit.

Am

Am Ende des Angers kam er in Saatfelder, wo auf der einen Seite die Hofnung des Landmanns schon grünte und auf der andern die Oberfläche des Erdbodens zur Aufnahme der Sommersaat zubereitet ward. Da hatten sie alle rothe volle Backen, die hinterm Pfluge giengen und der kleinste Junge gieng so frölich, als der Städtler, wenn er spatziren geht und pfif das Stückgen, wornach er vermuthlich mit seiner Miecke bei der letzten Kirmesse getanzt hatte. — Das ist ia eine Arbeit, dacht' er, die dir nicht unbekannt ist, wirst sie ia auch lernen können! Möchtest freilich lieber bei den Büchern sitzen, — wenn's aber hinterm Pflug auch Freuden giebt, was verliersst du? — Wer froh lebt, sagte immer Magister Würdig, lebt glücklich! — Indem kam Peter an ein Stück Acker, wo ein Mann lang herauf pflügte, der schon Jahre hatte. Es kam ihm vor, als wenn er einigemal einen Tuch aus der Tasche gezogen und die Augen gewischt hätte. Peter verwunderte sich darüber und verspührte ein Verlangen, mit dem Mann zu sprechen. Er nahm kurze Schritte, daß der Bauer mit seinem Pfluge an den Weg heran kam, als er gerade gegen ihm war. Was fehlt euch, lieber alter Vater? sprach Peter; alle, die ich den ganzen Weg lang her hinterm Pfluge sahe, die lachten und pfiffen — und ihr weinet! — was habt ihr für eine Noth, die ihr beim Pfluge beweinen müst?

Der Bauer blieb ſtehen und hörte Petern ſehr aufmerkſam an, weinte aber wie ein Kind, wodurch Peter ſo gerührt ward, daß er für Thränen nicht weiter reden konnte. Un darebber, ſprach endlich der Bauer, kann hä wenen, det ik wene? Ach du leber Gott! det geſt doch ohk gude Menſchen in de Welt! Hä is io doch woll mans noch ehn Bürſchken — wie olt is hä denn?

Ich bin in meinem funfzehenten Jahre.

Och, Och! — vor Godde! — un da wehnt hä, det ik wene?

Ja! das geht mir nahe, daß ich meinen Bruder weinen ſehe.

Bin ik denn ſihn Broder?

Ja freilich ſeid ihr mein Bruder. Alle Menſchen ſind ia Kinder eines Vaters im Himmel und alſo auch Brüder und Schweſtern.

Det het unſe Megiſter ohk geſäht, awers ick hebbe gedacht, hä mehnt mans uns Bure. Nu will ikt em woll ſeggen, wat mi fählt — ſo en Sahne, as hä is.

Denn, Vater, ſchicken wir uns recht gut für einander; mir fehlt ſo ein Vater, wie ihr ſeid, der über den Mangel eines Sohnes weinen kann.

Hier fieng der Väter und Peter an zu weinen, einer machte dem andern mit ſeinen Thränen

ten weichmüthiger, und keiner konnte ein Wort sprechen. — Der Bauer fieng endlich wieder an: wu will hä denn henn?

Das weiß ich selber nicht, — wohin's ist! Sage ich euch doch, ich suche einen Vater. Wenn ich kann zu guten Menschen kommen, da bin ich gern.

Gut! sagte der Bauer und spannte seine Pferde aus. Eins gab er Petern und aufs andere setzte er sich; so ritten sie ganz gelassen und stillschweigend nach dem Dorfe zu, wie Menschen, die ihre kummervollen mißtrauischen Herzen in stiller Prüfung aufblühender unentschiedener Hofnungen ungern stören wollen und doch gern gesehen hätten, wenn einer dazu den Anfang machte. Vor dem Hof des Bauers kam ihnen die Frau entgegen. Der erste Blick überzeugte Petern, daß Rührei, Biersuppe und Eierkuchen hier besser schmecken müsse, als in der vorigen Herberge.

Es war eine Frau in ihren besten Jahren von rothem bäuerischen Ansehen, sie hatte aber gerade die sanfte, freimüthige und anziehende Miene, die in der Brähmmütze sowohl als in der Haube gefällt, und nur die neumodische Hoheit nicht kleidet. Sie hatte ein kalamangen glatt am ungeschnierten Leibe anliegendes Mieder an, und gieng in leinenen aufgekrämpten Ermeln, die weis wie ihr Halstuch und ihre

Zähne waren. Wer mit den Landarbeiten unbekannt war, dem hätte ihr kurzer Rock auffallend seyn können. Es war aber kein solcher auffordernde Siehstdumichnichtrock, dergleichen in den Städten häufig herumgetragen werden, sondern eigentlich ein Greifan- und Arbeiterock. Sobald sie sahe, daß ihr Mann einen Fremden bei sich hatte, sogleich band sie das Schürzband auf und ließ einen Rock herunterfallen, der ihre Füsse beinahe bis auf die Knöchel bedeckte.

Mutterken! — rief ihr der Bauer entgegen — ik brenge en Gast met! 't is doch en gar tu guder Mensche, hä soll uns recht wat schwatsen. Must em ohk en Bedde maken.

Jo, Vaderken, — antwortete die Frau — en ganz wittet. Willkomen — mit diesem Worte reichte sie Petern die Hand und nahm ihm freundlich das Pferd ab. Hanspederken! rief sie ihrem Sohn, einem Knaben ohngefähr von zwölf Jahren zu, help dinen Vader die Pere nah den Stall leden! Petern aber führte sie in die Stube. Willkamen! sprach sie beim Eintritt nochmahl und reichte ihm die vertrauliche Hand. Sie zog einen Schemmel an den Tisch heran — da, sedde hä sik en Betken nedder! ik will nu glicks nuth gahn, un en Betken Subbe maken; denn wollu wie met unse Vadern wat eten.

Peter

Peter war auſſer ſich für Freuden, daß er ganz unverhoft eine ſo gute Herberge gefunden hatte. In iedem Worte ſprach bei den Leuten das Herz und im ganzen Hauſe ſahe man, wo man auch hinſahe, Reinlichkeit und Ordnung, die man in iedem Hauſe gern als gute Vorbedeutungen annimmt. Jetzt ſahe ſich Peter in der Stube um. In der Ecke, die auf beiden Seiten Fenſter hatte, ſtand ein ahornener Familientiſch und auf beiden Seiten der Wände waren Bänke. Im gegenüberſtehenden Winkel ein Bette, vor dem Bette eine Lade, neben der Stubenthür ein Milchſchrank, um den Ofen eine Bank und noch ein paar Schemmel in der Stube — das waren die Geräthe. Die Gardinen um das Bette waren reinlich und ſauber, der Tiſch blank wie Helfenbein und auf den Bänken und Schemmeln war kein unreings ſtaubichtes Fleckgen zu finden. Ein Umſtand war auffallend, — etwas räuchrichte Wände komte Peter mit der übrigen Reinlichkeit nicht vereinigen. Am Abend erklärte ſichs aber, als man nach der daſigen Landesgewohnheit einen Kiehnpolter anzündete, welcher der ganzen Stube Erleuchtung und einige Wärme ga[illegible]

Der Vater kam mit ſeinen vier Söhnen hergin — Willkamen! ſprach der Vater mit dargereichter offener Hand und ſeine Söhne folgten bis zum kleinſten ſeinem Beiſpiele. [illegible]

waren vier muntere Jungens vom zwölften bis zum sechsten Jahre Stufenweise herunter, alle so reinlich als die Mutter gekleidet. Die Mutter kam herein und deckte ein weisses Laken über den Tisch, hernach brachte sie eine Biersuppe und ein Paar gebratene Würste. Petern schmeckte alles fürtreflich und dem Wirth sowol als der Wirthin schiens herzliche Freude zu seyn, wenn sie ihm durch wiederholte Zunöthigungen neuen Appetit machen konnten. Der Vater hatte dabei seiner Frau und Kindern das Gespräch erzählt, das er mit seinem Gast auf dem Felde gehalten hatte, wodurch sie alle Petern so herzlich gut wurden, daß sie nicht wusten, wie sie ihm all' ihre Liebe zu erkennen geben sollten. Aber, fieng Peter an, guter alter Vater, ihr habt ia vier Söhne, die dem Anscheine nach alle viere gute Kinder sind, wie könntet ihr denn sagen: daß euch so ein Sohn fehle, als ich bin. Habt Geduld! in einigen Jahren könnt ihr sie besser haben. Nun fieng der Vater eine Erzählung an, die den Sinn seiner Worte erklärte.

In dem Affent sollent woll sechs un twanzig Jahr wären, as wie ik met mine Mareiliese gedrüet wurde. Nich wahr Mudder? — Och det war doch en gar tu flink Mensche — hier druckte er seiner Frau die Hand und beugte den Kopf über den Tisch, daß er ihr recht ins Gesicht sehen konnte — un ene Hochthit, as im

Dorpe

Dörpe nich wedder geweſt is; — da fehldet döch nu an gar niſcht! Dri Dage hebben wie gedanzt un ieder Bedler krichte ene grote Herſepamme. — Och die armen Lüde lactent doch gar tu ſehre! — Jnt erſte Jahr gaf uns der lebe Gott enen Sahne, det war uns doch ene gar tu hertliche Frehde. Nu wahrt yns mans ene luſt tu arbeden, un wat wi mokten, det ſegnede uhs der lebe Gott ungger de Hände. Nah un nah kamen noch mehr Sähne, bis wie ſechſe hadden, un ie mehr wie krichten, deſto flitiger wurden wi. Wi hăen uns ohk met Goddes Hülpe recht gud geholpen un ſitten, Gottlof, in guden Brode, det wi woll bliben können un kene Noth hăen. — Abers, hier wiſchte ſich der gute Mann dit Augen — dun kahmt, as ik hoſte Frehde tu hăen. As der ältſte ſo en Bengel von ſechtehen Jahren war, det hă arbeden ſülde, da lähde ſick ub de liederliche Side; hă daht niſcht, liep nach de Menſcher, bedrog ſinen Vader un wenn ik em wat ſädde, fuhre mik ebbert Muhl. Da hulp niſcht, ik muſt' em fortlochen. Jk weth woll wu hă is, abbers nu is hă erſt en gottloſer Kărel geworden un ſoll vor mine Oen nich wedder kamen. — Nu wuchs der andere Andres ran. Det war mine ganze Frehde, wie der Junge inſchlug un wurd in enigen Jahren en Kărel der ſor twee arbeden kunde. Jk durbde mi um niſcht bekümmern, hă daht all mine Arbet un ſtellde de Wirthſchaft fort. Der kreg die haelo Pok-

ken un ſtirb. Ge–ſtern – haen – wiern be–be – begraben. Nu muß – ik lehren – wed-der hinger den Plog he–he – herlopen. — Hier weinten ſie alle, Peter ſowol als Vater, Mut-ter und Kinder. —. Indem pochte iemand ans Fenſter. 's war der Schulze: Napper Drei-fuß, rief er, ſin bi iu kene fremde Schape. Nei antwortete der Vater, und der Schulze gieng wieder fort.

Man kann ſich vorſtellen, wie Petern zu Muthe ſeyn muſte, als er hörte, daß ſein Wirth Dreifuß hieß. Nach allen Umſtänden konnte Peter nicht anders denken, als daß er bei ſeinem Stiefgroßvater ſeyn müſſe, welcher Gedanke ihm theils Freude erweckte, theils Bekümmer-niß machte. Er hatte niemahl gehört, daß ſein Stiefvater noch Eltern am Leben habe. Das war aber kein Umſtand, der ihm die Sache zweifelhaft machen konnte, weil des alten Va-ters Erzählung genugſame Erklärung gab, warum Dreifuß in Hungersdorf nie von ſeinen Eltern geſprochen hatte. Sein ganzes Herz ſchwoll für Freuden, als er in einem Manne ſeinen Grosvater fand, den er um ſeines guten Herzens würde geliebt haben, wenn er ihm auch nichts angienge. Aber ſeine Sorge war, ob nicht der gerechte Unwille wider den Sohn dem Stiefenkel Hinderniß ſeyn würde, Liebe bei dem Großvater zu erlangen. Er veränderte ſich im Geſicht und merkte einen Drang des Bluts zum Herze als er nie empfunden hatte. Die beiden alten

Leute hatten ein Verlangen, Peters Schickſal zu wiſſen und hatten ihn ſchon einigemal aufgefodert, daß er nun auch ſeine Begebenheiten erzählen möchte; aber Peter konnte nicht reden. Dem Vater ward endlich bange, ſeinem Gaſt möchte nicht wohl ſeyn und drung mit Bitten in ihn, daß er ſich ins Bette legen möchte; als Peter endlich Herz faßte, zu ſprechen. Ach nein, antwartete er, zu Bette nicht. Wenn ihr mich nur nicht um eures ungerathenen Sohnes willen haſſen wollt. Heißt ihr Dreifuß, ſo iſt euer Sohn mein Stiefvater und ihr ſeid mein Großvater.

Is hä denn, fragte der Vater, der Peden ut Hungersdorp, det Kanters Vollmuths Sahne?

Ja, lieber Großvater, der bin ich.

Daj het em woll min gottloſer Bube afgeſchickt, denn —

Hier gab Peter alle mögliche Verſichrungen und erzählte ſein Schickſal, das er bei ſeinem Stiefvater erduldet hatte, auch die letzten Anſchläge, die er unterm Fenſter gehört hatte, wodurch er bewogen worden war, fortzugehen.

Die guten Leute weinten aus Mitleiden über die Leiden, die Peter ausgeſtanden hatte, und erſtaunten über die Bosheit ſeines Stiefvaters, deſſen der alte Mann von ietzt an nicht mehr als ſeines Sohnes gedacht wiſſen wollte. Der Va-

ter schien die Kränkung zu fühlen, die er Petern mit seinem Verdacht gemacht hatte und reichte ihm seine beiden Hände übern Tisch entgegen, unterdessen daß die Mutter von der andern Seite die ihr entgegen kommende linke Hand des Sohnes in die ihrigen schloß und im altdeutschen sanften Druck die ersten mütterlichen Empfindungen verrieth. Peter drängte sich vor den andern Kindern hinter dem Tisch hervor und fiel Großvater und Großmutter mit Kindlicher Zärtlichkeit um den Hals, welche, im städtschen Ausdruck der Liebe weniger geübt, ihn mit solcher Wärme in ihre Arme schlungen und an die Brust druckten, daß Peter des Vortheils gewiß ward, den er über ihre Herzen erlangt hatte. Beide gaben ihm die Versicherung, daß er die Stelle seines Stiefvaters in ihrem Hause einnehmen sollte, sie aber beide nicht Stiefgroßeltern sondern Vater und Mutter seyn und heissen, ihm auch die Leiden vergüten wollte, welche ihm der gewissenlose Stiefvater aus Boßheit gemacht hätte. Sehst du, rief der Vater, nu hebb' ik einen solchen Sahn — und ich, sprach Peter, habe nicht nur einen solchen Vater, sondern auch eine eben so gute Mutter gefunden, wofür er einen Blick von ihr bekam, der ihm für sein ganzes Leben wahrhaftige Mutterliebe versprach. Nun fiengen sie erst an, bei einem Krug Bier recht offenherzig mit einander zu schwatzen, und schwatzten so lange, bis keiner für Müdigkeit weder schwätzen noch

noch hören konnte. Was den Abend übrig blieb, das ward in den folgenden Tagen nachgeholt.

In dem Hause dieser Leute ward eine überaus ruhige und regelmäßige Lebensart geführt. Vom Gebeth zur Arbeit, von der Arbeit zum Essen, vom Essen zur Arbeit, von der Arbeit zur Ruhe — das war der einförmige Zirkel, in welchem sie sich herumtrieben und nie müde wurden. Immer reichten die Tage zu den Geschäften zu, weil sie weislich geordnet und ernstlich betrieben wurden, und am Abend waren doch noch Stunden der Erholung übrig, welche dem Genuß der häuslichen Freuden gewidmet waren. Da saßen Vater und Mutter unter den Kindern und sprachen von den Hofnungen der Felder, vom wachsenden Viehstande, von Gottes reichem Segen in der Scheune und iedes Kind konnte die Flecken beschreiben, woran es sein scheckichtes Lamm kannte, das ihm bei der frühjährigen Wollschur vom Vater war zugeeignet worden. 's war, als wenn Niemand befahl und doch ieder gehorchte, so daß Jahre vergiengen und kein unfreundlich Wort im Hause gehöret ward. Peter gefiel's überaus wohl und hätt' er den Hauptwunsch seines Herzens befriedigen können, so würd' er mit Freuden seine ganze Lebenszeit hier zugebracht haben. Er gieng dem Vater bei der Arbeit zur Hand, fütterte das Vieh, lö-

sete ihn beim Pfluge ab und faßte von den ländlichen Arbeiten, was ihm noch unbekannt war, so leicht und bald, daß der Vater seine Freude daran hatte. Sonst giengen sie bald nach dem Abendessen, um acht — neun Uhr zu Bette; ietzt ward's gemeiniglich zehn auch eilf Uhr, ehe sie zur Ruhe kamen. Da setzte sich Peter mit seinen vier Brüdern an den Tisch, lehrte sie lesen und schreiben, endlich auch rechnen; sagte ihnen viel, bald von Tugend und kindlicher Frömmigkeit, bald aus der biblischen und weltlichen Historie, so wie er im Würdigschen Hause täglich davon hatte sprechen hören und beschloß zuletzt damit, daß er Eltern und Kindern einen Abschnitt aus den im Hause eingeführten Erbauungsbüchern mit Nachdruck und Empfindung vorlas.

Der alte Vater zeigte eine herzliche Freude, als er sahe, daß seine Söhne bei diesen Uebungen bessern Fortgang als in der gewöhnlichen Dorfschule machten und horchte so aufmerksam zu, als wenn's seine Pflicht gewesen wäre, mehr als seine Kinder daraus zu lernen. Täglich wuchs seine Liebe zu Petern und von Magister Würdigen sprach er nicht anders, als mit Dankbarkeit und Ehrfurcht. Peter lebte aber bei dem allen nicht zufrieden, weil sein Hang zu den Büchern und Wissenschaften so stark war, daß er unmöglich in einer Lebensart Beruhigung finden konnte, wo dieser nicht befriediget ward.

Er

Er wuſte nur nicht, wie ers anfangen ſollte, ſeinem gütigen Vater ſeinen Wunſch zu offenbaren, ohne ihm Kränkung zu machen. Unvermuthet gab ihm dazu der Vater ſelbſt Gelegenheit.

Der alte Dreifuß ſtand mit dem Prediger des Orts ſehr gut. Daher gieng er dann und wann in kleinen Angelegenheiten, die nicht viel auf ſich hatten, zu ihm, um nur Gelegenheit zu haben, mit ihm zu ſprechen. Einſtmal fand er ihn ohne Beſchäftigung und ſehr geneigt, ſich mit ihm in längere Unterredung von ſeinen häuslichen Umſtänden einzulaſſen. Dreifuß nahm Gelegenheit von Petern zu ſprechen und erzählte von deſſen Abendsbeſchäftigungen ſo viel, daß der Prediger ein Verlangen bekam den Burſchen ſelbſt zu ſprechen. Der folgende Tag war gerade ein Sonntag, an welchem Peter zum Vergnügen im Felde herum gieng und dem Prediger begegnete. Peter machte ihm mit einer mehr als bäuriſchen Anſtändigkeit ſeine Verbeugung und, da er gleich vermuthete, daß es der Knabe ſey, von welchem Dreifuß mit ihm geſprochen hatte, ſo redte er ihn an und ließ ihn mit ſich gehen. Er nahm Gelegenheit zum Geſpräch von den Dingen her, die vor ihren Augen waren. Peter gab durch ſeine Antworten zu erkennen, daß er einen Begrif vom Weltſiſtem hatte und mit den gewöhnlichen Naturbegebenheiten nicht unbekannt ſey. Es

war ganz natürlich, daß er sich hierbei mancher lateinischen Ausdrücke bedienen muste, wodurch der Prediger auf den Einfall kam, lateinisch zu sprechen. Peter übertraf auch hier des Predigers Erwartung, daß er ihn als einen für die Wissenschaften erzogenen Schüler betrachtete und bei fortgesetzter kunstmäßiger Unterredung gute Anfänge in den Wissenschaften und fürtrefliche Anlagen bei ihm fand. Nun ließ er sich seine ganze Erziehung von ihm erzählen, befragte ihn um seine Absichten für die Zukunft und gab ihm die Versichrung, mit dem alten Dreifuß zu seinem Besten zu sprechen.

Peter kam außerordentlich vergnügt nach Hause und erzählte, daß er mit dem Herrn Magister eine lange Unterredung gehabt hätte. Der Vater bezeugte darüber eine lebhafte Freude, ward des Fragens und Forschens nicht satt, was er all gesprochen hätte und konnte nicht ruhen, er muste zum Prediger gehen. Er blieb eine Stunde aus, und kam mit rothen weinenden Augen zurück. Das war etwas sehr ungewöhnliches und Mutter sowohl als Kinder hatten in den Augen des Vaters keine Thränen gesehen als bei den Unglücksfällen mit seinen Kindern. Man kann sichs denken, wie bestürzt Mutter und Kinder wurden und mit welcher Ungeduld sie nach der Ursach seiner Thränen forschten. Soviel Erklärung bekamen sie endlich, daß es grösstentheils Freudenthränen wären,

ren, die ihm Peter gemacht hätte, ob sich gleich mancherlei Bekümmernisse und Sorgen mit untermischten. Mehr versprach er ihnen zu sagen, wenn er sein Vieh würde besorgt haben. Die Mutter hatte ähnliche Verrichtungen und nachdem diese vollbracht waren, wandten sie den übrigen Theil des Tages dazu an, sich darüber mit einander zu besprechen und wegen ihres Peters künftiger Lebensart Entschliessungen zu fassen.

Peter! fieng der Vater an, wenn du wissen süldest, wat der Herr Megister von dei geseht hädde, du liepst gliecks hen un gäbesten en Pus dervor. Hä hät dei doch gahr tu sehre gelaet! Ik kann sine Wordde nich so nahspreken, awers he hät dei gahr tu sehre gelaet, det du so ehn guder Junge wärst, un so väle gelehrt häddest, as mancher grote Kärel nich wüste. 't wäre doch, sedde, Schade um dei, wenn du nich süldest fortlehren. Det Herte sprung mei vor Fröden int Lief, as ikt hörde, awers det daht mei weih, det ik dei nich helpen kann. Der Megister kondet mei so lichte vor schwatsen, awers ik wehst schon — ub die Unversteht — det kost Geld, un wer det nich het, der blive weg. Da gräm ik mei nu Dag un Nacht drebber, det ik dei nich helpen kann.

O, nein! lieber Vater, antwortete Peter, grämen sollt ihr euch meinetwegen nicht. Ihr thut ia an mir, was ihr könnt und mehr als ihr

schuldig seyd! Wenn ihr mich wollt bei euch behalten, so will ich arbeiten was ich kann und wenn einmal der liebe Gott mir Brodt giebt, euch im Alter wieder pflegen. Freilich möcht ich gerne in der Welt was rechts lernen, wenn ihr mich von euch lassen wolltet, aber wider euren Willen wollt' ichs nicht gerne thun. Ich käme denn wieder zu euch, wenn ich was gelernt hätte und könnte wohl eher als so in den Stand kommen, euch Guts zu thun. Die Kosten sollten mich nicht abschrecken; der Herr Magister Würdig hat mir wohl hundertmal gesagt, daß man mit wenigen auch studiren könne und daß diejenigen, die gar nichts haben, sehr oft die besten Leute würden. Wenn ihr mich nur zu dem bringen wolltet, denn will ich schon fortkommen; der ist so gut mein Vater als ihr und verläßt mich nicht.

Dreifuß saß einige Minuten tiefsinnig ohne zu antworten, hatte mit seinen beiden Ellenbogen den Kopf unterstützt, sahe seine Frau an, und die Frau sah ihn an, bis er endlich wie aus tiefen Ueberlegungen zu sich kam und die Frage that: Peder, wist du bis nach die Erende bi mei bliben?

Herzlich gern, Vater! noch länger, wenn ihrs haben wollt.

Nu so gef mei de Hand drup, länger nich! arbede prav, denn will ik dei ohk helpen, wat ik kann;

kann; ik will dei nup bringen nah de Resident, un met den Megister selber spräken. Denn sost du so väle studiren, as du willt. — Nun war der Vater zufrieden und Peter vergnügt, der nicht Worte genug finden konnte, dem Vater für alle seine Liebe zu danken.

Peter arbeitete fleißig, aber dabei vergaß er sein Studiren nicht. Der Prediger ließ ihn öfters zu sich kommen und gewann ihn so lieb, daß er sich manche Stunde mit ihm auf eine Art unterhielt, die für Petern Unterweisung war. Kamen Tage, wo die Arbeit so nöthig nicht war, so durft' er sie bei dem Magister zubringen, und war die Arbeit noch so nöthig, so machte der Vater eine Einrichtung, bei welcher Petern einige Stunden übrig bleiben musten, die er den Büchern widmen konnte. Die besten Bücher, die geschickt waren, den menschlichen Verstand aufzuklären, must' er alle lesen. Hatte sie der Prediger in seinem Vorrathe, so wurden sie ihm geschenkt; hatte sie der Prediger nicht, so kaufte sie der Vater. Genug, unter der Anführung des Predigers lernte Peter ein Buch mit Nutzen lesen, und erhielt sich so in der Bekanntschaft mit den Wissenschaften, daß ihm Würdig, als er wieder zu ihm kam, das Zeugniß gab: er komme besser, als er damal von ihm sey verlassen worden. Doch ehe unser Peter dahin kam, fielen einige Begebenheiten vor, die meine Leser auch wissen müssen.

Als Peter ohngefähr acht Wochen hier in Gutleben bei seinem Großdater gewesen war, bekamen sie einstmal am späten Abend einen ganz unerwarteten Besuch. Der Schulmeister Sparbrodt war begraben worden und Peter wiederholte seinen Eltern Abends nach dem Essen die Leichenpredigt, welch[e] Herr Magister gehalten hatte, als iemand s[ich] das Dorf lang herauf geritten kam, der sie alle ans Fenster lockte. Er kam näher und hielt vor Dreifußes Hof stille. Hier bin ich recht, sprach der Fremde, und stieg ab. Wollt ihr mir nicht aufmachen? Der Vater und Peter wusten noch nicht, was sie denken sollten und liefen beide zugleich nach dem Thorweg. Ach! rief Peter, Martin! Willkommen guter Martin! und reichte ihm die Hand. Guten Abend Musge Peter! noch fein gesund? — antwortete ieuer. Der alte Vater griff gleich nachs Pferd, so bald er hörte, daß es ein Bekannter von Petern wäre, und ließ ihn seinen Gast in die Stube führen. Die Pferde waren sehr warm, daß der Vater nicht absatteln wollte und bald nach ihnen in die Stube kam. Er trat mit der Frage herein, ob denn nicht noch ein Mann bei ihm wäre, da er zwei gesattelte Pferde hätte? und Peter hatte in dem Augenblick gefragt, wo er herkäme?

Ich bin ganz allein, antwortete Martin. Es sind dieselben Pferde, mit welchen ich sie aus ihres Fräulein Pate Kunigunde Händen

errettet habe. Unser Herr Magister ward sehr krank, und der junge Herr muste schlechterdings da bleiben, bis der Papa wieder besser war. Alleweile komm' ich von der Unversteht, wohin ich ihn wieder gebracht habe. Ich habe von meinem Herrn die Erlaubniß, daß ich hieher reiten darf, meinen lieben Mußge Peter zu besuchen, welche er mir um so viel lieber gab, da der Herr Magister Würdig vor kurzem an ihn geschrieben und gebeten hat, daß er sich doch nach Mußge Peters Umständen erkundigen und ihm Nachricht schreiben möchte.

Die alten Leute hatten aus Peters Unterredungen mehr als einmal gehört, daß ihm ein gewisser Knecht auf seiner Flucht einen großen Dienst geleistet hatte; der Name war ihnen nur entfallen. Jetzt hörten sie kaum aus der Erzählung, daß dies derselbige war, als sie ihm gutherzig dafür dankten und ihn nach ihrem Vermögen aufs beste bewirtheten. Martin nahm ihre Güte mit so vieler Artigkeit an, als man von einem Menschen von seiner Erziehung und Lebensart kaum erwarten konnte.

Ich soll mich also erkundigen, sprach Martin, was sie machen, damit mein Herr dem Herrn Magister Würdig Nachricht geben kann.

Die Antwort darf ich meinen Lesern nicht sagen, weil sie die Entschliessungen schon wissen, die wegen Petern gefaßt worden waren. Peter

ſetzte ſich hin und ſchrieb einen Brief an Würdigen, worinn er ihm alles umſtändlich meldete. Sollte ſich aber iemand darüber wundern, daß Martin Petern zu finden wuſte, ſo will ich ihn nur an die Abrede erinnern, die ſie mit einander nahmen, daß Peter den Ort ſeines Auffenthalts dem Wirth mit der reinlichen Frau bekannt machen ſollte, und hiermit anzeigen, daß er das gleich in den erſten Tagen gethan hatte.

Ich habe aber noch eine Verrichtung, Mußge Peter! ſprach Martin, als ihm die erſte Frage beantwortet war, die iſt mir ſo wichtig, daß ich hieher geritten wäre, wenn mirs auch mein Herr nicht erlaubt hätte, hätt' ich auch meine Pferde halb todt iagen müſſen. Nehmen ſie ſich in acht! man ſucht ſie zu fangen und nach Hungersdorf zurück zu bringen. Ich habe genaue Nachricht eingezogen. Ihr Vater möchte ſich wohl ſo viel nicht daraus machen, ſie möchten auch ſeyn wo ſie wollten; er iſt froh, daß ſie fort ſind, und wünſcht, daß ſie nie wieder kommen mögen. Seitdem er aber weiß, daß ſie hier bei dem Vater ſo gut aufgenommen ſind, da will er ganz raſend werden. — Der Edelmann aber, der iſt ganz des — — daß ſie ſeinem Netze entgangen ſind. Sie werdens noch wohl einmal erfahren, was der im Schilde führt und warum er ihren Tod lieber als ihr Leben ſehen würde. Er hat allen ſeinen Leuten insgeheim das Verſprechen gegeben, daß derie-

nige

nige fünf Louisdor von ihm bekommen solle, der Mittel zu finden weiß, sie auf seinen Hof zu bringen. Vergessen sie nicht — zu keiner Zeit — daß sie Martin gewarnet hat; nehmen sie sich in Acht!

In Perleberle, fuhr Martin fort, ist der Teufel ganz loß, das hab ich erst bei meiner gestrigen Durchreise erfahren. Ihre Fräulein Pate Kunigunde ist ganz und gar toll, daß sie ihren Händen entgangen sind und ihre guten Absichten vereitelt haben. Sie haben sollen bei ihr bleiben und die Abendandachten mit ihr halten, weil sie des Schulmeisters überdrüßig ist. So gut wie der, soll sie gesagt haben, würden sie's auch können, — und vielleicht wohl besser; Hexerey wär's nicht. Sie soll sich mit dem Herrn von Liebe vereinigt haben, alles mögliche zu thun, um sie zurück zu bringen. — Und der Schulmeister — das ist ein Erzdieb, dem trauen sie nur nicht! der hat ganz gewiß ihre zween Louisdor bekommen und wird allen seinen Witz und Erfindung zusammen nehmen, seiner hohen Patronin zu dienen.

Dafür, meinte Peter, bleibts wohl! wir bekommen uns vermuthlich in unserm Leben nicht wieder zu sehen.

Das sagen sie nicht! antwortete Martin. Wenn sie auch dazu keine Gelegenheit geben, er wird sie schon suchen und finden.

Begeiſterungen kann man nach meinem Urtheil in gewiſſem Verſtande immer zugeben. Es iſt doch ſo was beſonderes, daß manche Worte geſprochen werden, die einen wahren prophetiſchen Sinn haben und pünktlich eintreffen. — Martins Beſuch war bald wieder vergeſſen, die Gerſte war untergepflügt und Peter hatte mit ſeinem Vater die Brache bald herum, als ſie an einem gewiſſen Tage der Herr Magiſter beſuchte. Sie ſaßen zuſammen im Garten unter einem großen Birnbaum, wo Dreifuß eine ſchöne Laube von Jaſmin und Je länger Je lieber angelegt hatte. Peter hatte ſeinen Vater Koffee trinken gelehrt und hier ſchmeckte er heute vorzüglich ſchön. Nach mancherlei abgehandelten Geſprächen fieng endlich der Prediger an: wir werden auch nächſtens einen Schulmeiſter kriegen; der Edelmann ſagte mir, da ich hieher gieng, daß er ihn dem Konſiſtorium ſchon präſentirt hätte.

Nu, fragte Dreifuß, iſt denn ehn ordentlicher Kärel?

Das muß ich erwarten; noch hab ich ihn nicht geſehen. 's iſt der Schulmeiſter Fuchsſchwanz aus Perleberle. Der Name taugt nichts, wenn der Kerl nicht beſſer iſt!

Hier dachte Dreifuß und Peter an Martinen und ſahen beide ſo erſchrocken aus, daß es der Magiſter bemerken muſte, und nicht weni-

ger in Verwunderung gesetzt ward, als er die Beschreibung hörte, welche man ihm von diesem Fuchsschwanz machte.

Ists nicht, fragte er, ein langer hagerer Kerl mit fuchsrothen Haaren? —

Ja, ia, antwortete Peter, der ists. —

Denn hab' ich ihn gesehen. Vor ohngefähr acht Tagen gieng er auf den Edelhof hinauf und hatte einen Brief in der Hand. Vermuthlich ist das ein Empfehlungsschreiben von seiner dasigen Patronin gewesen, die ihn so nachdrücklich muß angepriesen haben, daß der gnädige Herr gleich das Wort von sich gegeben und ihn mit einem Schreiben ans Konsistorium zurück geschickt hat. 's ist mir nur lieb, daß sie ihn mich kennen gelehrt haben! Der soll wohl einen Versuch machen, ob er nicht bei der Fräulein Gertrude auf der alten Seite auch Betstunden anlegen könne?

Det soll em ebbel bekamen! meinte Dreifuß. Unsere Eddellüde häen nich nur adliche Knaken sondern ohk adliche Sielen.

Ja, antwortete der Prediger, das muß man ihnen laßen, unsere Edelleute auf beiden Seiten haben wahrhaftig edele Herzen und wissen Liebe zu den Wissenschaften und Verehrung der Religion auf eine exemplarische Weise zu vereinigen. Nimmermehr hätte der Kerl den Dienst bekommen — der gnädige Herr

muß weder ihn noch seine Patronin kennen. Sie muß grausam in ihn gedrungen seyn, daß er mich nicht einmal befragt hat! — Aber sie, mein lieber Peter! — nehmen sie sich ia in Acht und lassen sie sich mit dem Kerl auf keine Weise ein! Rühren soll er sich gewiß nicht viel, aber — daß er ihnen nicht mit List und heimlicher Bosheit beikomme! Wir haben keine Wittwe, geben sie Achtung, er ist in wenigen Tagen hier.

Richtig trafs ein, in acht Tagen war Fuchsschwanz da. Er war kaum einige Stunden im Dorfe, so fragte er schon nach Peter Vollmuthen. Man wollte ihn abweisen, er bestand aber drauf, daß er ihn sprechen müsse, weil er nicht nur einen Brief vom Herrn Magister Würdig abzugeben, sondern mündlich noch viel wichtiges zu sagen hätte. Ach Gottlob! Musge Vollmuth, daß ich sie wieder sehe! mit diesen Worten trat er in die Stube, wo Peter war, — das ist mir eine herzliche Freude, daß sie gesund und glücklich sind. Ach was hat mich das gedauret, daß sie so fort musten und hatten keinen Pfennig Geld — nun 's ist überstanden. Hier haben sie einen Brief und noch viele tausend Komplimente vom Würdigschen Hause.

Habt ihr mir sonst was zu sagen?

Ja, ich hätte sie gerne mögen allein sprechen.

Das hat nichts auf sich, es sind meine Eltern, die können alles hören, wenns auch noch so große Geheimnisse sind.

Ich wollte ihnen nur sagen, daß sie sich ia in Acht nehmen möchten. Der Herr von Liebe, die Fräulein Kunigunde und ihr Stiefvater haben sich mit einander verschworen, daß sie sich bemühen wollen, sie wieder in ihre Hände zu bekommen, es koste auch was es wolle, List oder Gewalt. Nehmen sie sich ia in Acht! was ich thun kann, sollen sie ihre Absicht gewiß nicht erreichen.

Ihr? ich glaube ihr seid ein abgeschickter Unterhändler — aber hütet euch nur, daß es euch nicht übel bekömmt!

Ach bewahre mich mein Gott! Musge Vollmuth! wie können sie so übel von mir denken! Hab' ich sie nicht in eine Stube allein geführt, wo sie kein Mensch sehen konnte?

Ja! aber ihr habt's auch der Fräulein sagen lassen, oder vielleicht selbst gesagt, daß ich da wäre. Einmal gienget ihr hinaus und bliebet ziemlich lange, eh' ihr wieder kamet.

Ach Gott! wie kann doch ein ehrlicher Mensch so unschuldig in Verdacht kommen! Wissen sie denn nicht mehr, daß ich ihnen winkte, fortzugehen, als die Fräulein unwillig ward?

Ja! aber mit dem Gelde?

Hab ichs ihnen nicht weit genug nachgetragen? Sie wollten ia nicht sehen und hören, ich mochte schreien wie ich wollte!

So! ihr habt mich ia damit nur aufhalten wollen, damit mich die Bauren ergreifen könnten, die hinter euch kamen.

Ach wie unschuldig! —

Schweigt Kerl! — Martin hat eure eigenen Worte gehört, die ihr zu den Bauren und der Kunigunde gesprochen habt.

Das hab ich nur so gesagt, sonst würde mir ia das Fräulein den Beutel mit dem Gelde nimmermehr gegeben haben. Ist das mein Lohn? Kunigunden hab' ich betrügen wollen, aber nicht sie!

Geht nur mit sammt euren rothen Haaren zum Dinge hinaus — unglücklich seid ihr, wenn ich das geringste wieder merke. Glaubt nur nicht, daß es hier auch Herren von Liebe und Kunigunden giebt. Dem Herrn Magister Würdig will ich alles schreiben. — — Nun gieng der Schulmeister fort und Peter laß Würdigs Brief.

Der alte Dreifuß konnte nicht Geschriebenes lesen, aber sein Verlangen, zu wissen was in dem Brief stünde, war so groß, daß er kaum Geduld genug hatte, Petern einen Brief von

zween Bogen auslesen zu lassen. Ach, Vater, fieng endlich Peter an, freuet euch! Herr Magister Würdig ist Generalsuperintendent geworden.

Och! — häen denn de Priesters ohk Generals?

Nicht doch, Vater! General nicht, sondern Generalsuperintendent, das heißt, der Oberste unter allen Superintendenten im Lande, der nicht nur die Prediger sondern auch die übrigen Superintendenten unter sich hat.

So, so! Oberster also, 't is all Ehre genug, un Brot werd ohk woll derbi sin.

Nein, Vater, Oberster heißts bei den Geistlichen nicht, sondern Generalsuperintendent. Er ist der erste und vornehmste unter allen Geistlichen, der den übrigen zu befehlen hat.

Nu, laß mans gut sin, wielt is; hä kann dei doch nu helpen.

Ja, das schreibt er auch; ich soll nur kommen, er will schon für mich sorgen.

Aber schriebete süst nischt?

O ia, noch sehr viel; ich will euch alles erzählen. — Nun seh' ich den ganzen Zusammenhang ein. Fuchsschwanz ist nicht durch meine saftige Fräulein Pate, sondern durch Würdigen hieher gekommen. Schon sechs Wochen, also, bald nachher, als ich zu euch ge-

kommen bin, ist er oben in der Residenz bei ihm gewesen und hat gebeten, daß er ihn doch, wenn der Schulmeister in Gutleben sterben sollte, (er war damal schon so krank, daß iedermann an seinem Aufkommen zweifelte) zu diesem Dienst verhelfen sollte. Der Kerl hatte sich schon in Hungersdorf bei ihm eingeschmeichelt; denn wer den Dieb nicht kennt, der sieht ihn für den besten Menschen an. Nun fängt er an, von mir zu reden, erzählt ihm mein Schicksal in Perleberle und seine mir geleisteten Dienste, ohne welche ich den Nachstellungen der Kunigunde nicht würde entgangen seyn. Wo ich weiter geblieben wäre, hatte Fuchsschwanz damal noch nicht gewust.

Durch diesen angepriesenen Eifer für mich, hat er sich bei dem guten Mann so insinuirt, daß er ihm gleich das Versprechen giebt, bei dem Edelmann für ihn zu bitten. — So bald nun der Schulmeister todt war, kömmt er wieder und bringt die Nachricht mit, daß ich in Gutleben einen Großvater gefunden hätte. Ob nun gleich Magister Würdig meinen Brief durch den Prediger in Hundsnase schon bekommen hatte und ihm die Nachrichten von mir nicht mehr neu waren; so gefiels ihm doch von Fuchsschwanzen, daß er sich um mich so besorgt zeigte, daher er ihn dem Edelmann aufs nachdrücklichste empfiehlt. Schon damals hat der Kerl einen Brief an mich von Würdigen abzu-

geben

geben gehabt, die Kanaille hat sich aber gewiß gefurcht, daß die Sache schief gehen könnte, wenn ich an den Superintendent schriebe, ehe er sich des Dienstes gewiß versichert hätte. Die Sache gelingt nach seinem Wunsch. Er muß wieder nach der Residenz und nimmt meinen Brief mit zurück, indem er vorgiebt, „daß „niemand im Dreifußischen Gehefte wäre zu „Hause gewesen. Er hätte Bedenken gehabt, „ob er den Brief in fremde Hände geben dür„fe.„ — Jetzt bringt er einen andern Brief, worinn ihn der Superintendent mir als einen sehr guten Kerl beschreibt, der mir alle mögliche Dienste zu leisten versprochen hätte. —

'tis ehn gottloser Kärel, antwortete Dreifuß; ik wollde schons sahn, dau häddesten tu vähle gedahn, awers nu säh ikt woll. —

Peter fuhr fort, die übrigen Nachrichten zu erzählen, die im Briefe standen. Weils aber Nachrichten sind, die Würdigs häusliche Umstände und Familie betrafen, an welchen meine Leser keinen Antheil nehmen können, so will ich sie übergehen.

Nachdem sie sich alle recht satt verwundert hatten, ward die Sache bei der ersten Gelegenheit mit dem Prediger überlegt. Dieser war ganz ihrer Meinung, daß Fuchsschwanz ein infamer, malitiöser und heimtückischer Mensch sey, der im Stande wäre, die grösten Treulosigkei-

ten im lachenden Muthe zu begehen und sich hinter den Gebehrden der treuesten Ergebenheit zu verstecken. Sein Rath war's, daß sich Peter auf alle mögliche Weise für ihm hüten und den Generalsuperintendent aus seinem Irrthum reissen sollte. Der einzige Umstand mit dem zurückbehaltenen Briefe, sprach er, ist schon Beweis genug. Ich weiß gewiß, daß sie und ihre Eltern an dem Tage zu Hause gewesen sind, an welchem er zum Edelmann gieng. 's war an einem Sonntage gleich nach dem Gottesdienst, als iedermann bei Tische saß. — Man richtete sich zwar nach diesem Rath, aber das Aengstliche verlohr sich nach und nach, daß man endlich sicher zu seyn glaubte als sechs und acht Wochen vergiengen, ohne daß man die geringste Spur einer Verrätherei entdecken konnte. Es schien völlig, als hätte der Schulmeister alle Verbindung mit Perleberle gänzlich abgebrochen und, wenn ers auch dahin nicht bringen konnte, daß er in Absicht des Vergangenen für unschuldig gehalten ward, so erlangte er doch so viel, daß man den Verführungen der Kunigunde die meiste Schuld zuschrieb und von ihm sich aufrichtige Besserung versprach.

Die Erndte war herangerückt, und iedermann machte Vorbereitungen zu den frohesten und arbeitsamsten Tagen des Jahres. Der Knecht hatte die längsten Strohbunde ausgeworfen und saß jetzt auf der Dühle, die letzten

Bün-

Bänder zu knüpfen — der Schnitter klopfte seine Sensen — die Hausmutter schlachtete ihr Mastvieh — und der Vater fuhr mit runden Pferden und ledigem Wagen zum Dorfe hinaus, den ausgekosteten Labetrunk zu holen. Die Lerche ward aus ihrer Sommerwohnung verjagt — auf einer Seite waren die Scheunen schon voll — auch die Wachtel muste in die Brachfelder flüchten — und arbeitsame wirkliche Rosse brachten ihre Winterfütterung in Sicherheit. Peter kam mit dem Erndtewagen forne auf dem ersten Stücke, das erste Fuder Hafer zu laden, als alle übrigen ganz oben am Ende der Marke noch mit Garbenbinden beschäftigt waren. Er fuhr das Stücke hinauf, ließ den Wagen bei der ersten Mandel dicht an der Landstraße stehen und erwartete den Vater, welcher vom Marktsched herunter kommen sollte. Peter stieg ab und setzte sich im Schatten der Mandel nieder.

Der Schulmeister, welcher im Felde die ausgezeichneten Mandeln beobachtete, kam sachte daher gegangen und erbot sich freundschaftlich, Petern laden zu helfen. Noch besann sich Peter, ob er einem Menschen verpflichtet seyn wollte, dessen Diensten man schwerlich ihren Werth bestimmen konnte, als eine Kutsche mit vier Pferden schnell die Straße herunter getrabet kam und dem Dorfe zueilte. Gegen das Stück, worauf Peter stand, hielt die Kutsche und der Kutscher be-

befragte sich wegen des Weges. Peter gieng ganz unschuldig näher an den Wagen hinan, sie zurechte zu weisen, der Schulmeister aber blieb an der Mandel stehen. Im Wagen saßen zween Herren. Der eine machte den Schlag auf, mit Petern zu sprechen und zog ihn, ehe er sichs versahe, mit Gewalt in den Wagen hinein. Zu gleicher Zeit sprang der Lakei herunter, stieß Petern hinein und setzte sich selbst mit in die Kutsche; der Kutscher aber trieb in dem Augenblick die Pferde so an, daß sie mit unaufhaltbarer Schnelligkeit dahin liefen. Der Schulmeister lief dem Wagen nach, kehrte aber bald wieder um und spannte die Pferde aus. Dreifuß war auf dem Wege, nach seinem Wagen zu gehen und, da er in der Ferne sahe, was vorgieng, verdoppelte er seine Schritte und kam quer über die Stücken lang her mit einem Geschrei gelaufen, das alle Arbeiter im Felde aufmerksam machte. Er nahm ein Pferd, der Schulmeister eins, zween Knechte kamen fast zugleich mit ihm zu seinem Wagen und schwungen sich auf die beiden andern Pferde. Weiter hinüber hatte der Nachbar den Vorfall mit angesehen und eine gleiche Entschliessung gefaßt und was im Felde ein Pferd ergreifen konnte, saß auf und iagte aus allen Kräften nach — aber die Kutsche war aus den Augen.

In Gutleben war vor einigen Tagen der Schulze gestorben, und sollte morgen begraben wer-

werden. Gemeiniglich pflegte man das Grab erst am Beerdigungstage zu machen. Diesmal fielen aber für morgen unerwartete Hindernisse vor, daß man sich den Tag vorher dabei machen muste, weswegen ietzt acht Bauren auf dem Kirchhof damit beschäftigt waren. Vermuthlich war dieser Umstand dem Schulmeister unbekannt. Der Prediger stund auf dem Kirchhof und sahe zum Hinterpförtgen heraus, vermuthlich ob der Knecht mit dem Getraidewagen bald kommen würde, als er die Kutsche schnell herbei rollen sahe. Die Pferde rauchten und warfen die Füsse mit einer Wuth, als wenn sie den Erdboden zertreten und Stränge und Zäume zerreissen wollten, daß die Bauren vom Grabe mit ihren Spaden herbei gelaufen kamen, und alle urtheilten, daß die Pferde im Durchgehen wären und vom Kutscher nicht erhalten werden könnten. Die Strasse gieng dicht neben den Kirchhof vorbei und ein anderer Ausweg war gar nicht möglich. Sie stellten sich alle in den Weg, um die Pferde aufzuhalten und die Menschen aus der Lebensgefahr zu retten. Einige Schritte vor ihnen lief aber der Wagen mit solcher Gewalt an einen Stein, daß sich die Decklehne aushub und das Rad von der Achse flog. Auch da noch wollten die Pferde nicht stehen und hätten gewiß alles geschleift, wenn die Bauren nicht zusprangen. Man half aus Mitleiden alles wieder in Ordnung bringen, steckte das Rad wieder an, hatte die Decklehne

gesucht und alles wieder in den Stand gesetzt, als der Magister gerade noch zu rechter Zeit ein dumpfes Geschrei im Wagen bemerkte. Die nachsetzenden Bauren waren indeß auch so nahe gekommen, daß man ihr Geschrei hören konnte, welches dem Prediger als Peter in die Ohren drung. In demselben Augenblick war's, als wenn aus dem Wagen iemand Herr Magister! gerufen hätte, wodurch er bewogen ward, den Schlag des Wagens mit Gewalt auf, und Petern ohne vielen Widerstand herauszureissen, welchen die drei Herren auf den Boden niedergedruckt hielten und ihm den Mund mit einem Tuche verstopft und verbunden hatten. Der Kutscher sahe die Gefahr, in welcher sie waren, schwung sich mit einem Sprung auf den Bock und hieb in die Pferde hinein, daß sie doller anzulaufen fiengen als zuvor. Zeit war's, daß sie sich aus dem Staube machten. Der Schenke hatte das Messer schon in der Hand und wollte die Stränge zerschneiden, die nachiagenden Bauren aber waren in zwoen Minuten heran.

Peter war beinahe erstickt und der Vater fiel ihm mit einer Freude um den Hals, daß er sich weder um Kutsche noch um Pferde bekümmerte. Der Prediger hatte den Gedanken, daß man doch den Leuten nachsetzen sollte, um zu erfahren, wenns möglich wäre, wer sie sind. Er hatte einen Knecht, der im letztern Kriege

unter

unter den Husaren gedienet hatte. Dieser befand sich unter den nachsetzenden Bauren und hatte gerade ein flüchtiges Pferd ergriffen; dem gab er Befehl, daß er einen Versuch machen sollte, ob er Nachrichten einziehen könnte. Aber, rief er ihm nach, sey vorsichtig!

Der Prediger gieng mit nach Dreifußes Wohnung und war neugierig, die wahre Beschaffenheit des Vorfalls zu wissen. Sein erster Gedanke fiel freilich auf den Schulmeister, aber da er ihn unter den nachsetzenden Bauren so geschäftig und ängstlich als einen sahe, so wust' er nicht, was er denken sollte. Peter erholte sich bald und machte ihnen eine umständliche Erzählung seines gehabten Unglücks. Nachdem er alle Umstände erwähnt hatte, wie er war in den Wagen gelockt und seines Widerstrebens ungeachtet mit Gewalt auf den Boden niedergeworfen worden, kam er auf die Gesellschaft, die ihn abgeholt hatte.

Sie hatten, sprach er, sich alle verstellt und sprachen wenig, vermuthlich, daß man sie nicht erkennen sollte. Ich dächte aber, ich wollte mein Leben darauf verwetten, daß ich mich nicht irre. Der Kutscher war mein schändlicher Stiefvater, der, so lange er lebt, nicht ruhen wird, mein Verderben zu suchen. Der Kerl, der hinten aufstand, hernach mich von hinten in den Wagen hinein stieß und sich dann selbst mit in den Wagen auf den Rücksitz setzte, um

mich

mich halten zu helfen, das war der schandbare Edelmann aus Hungersdorf, der von Jugend auf mein Henker gewesen ist und sich heute in einen Lakaien verkleidet hatte. Die beiden Herren in dem Wagen aber — was meynen sie wohl? — das war ein Knecht vom Edelhof, Hanß, der mir am Abend vor meiner Flucht unter meiner Eltern Fenster begegnete, als ich wieder nach der Pfarre hinüber gehen wollte und — meine saubere Fräulein Pate Kunigunde, beide als vornehme Herren angekleidet. — Und der Schulmeister, setzte Peter hinzu, das ist so gewiß eine Kanaille, als ich hier vor ihnen stehe. Die ganze Erndte hindurch ist er nicht einmal zu mir gekommen, ob er gleich täglich im Felde herum gegangen ist, und heute war er da, daß ich nicht wuste, wo er herkam. Mich dünkt gar, als wär' er aus dem Hölzgen gekommen, das an die Marke stößt — und bald hernach kam die Kutsche daher gefahren. Ich habe auch nicht gemerkt, daß er sich geregt hätte, als man mich in den Wagen hinein zerrte! — Sagen sie ihm aber nichts, vielleicht wirds wohl einmal an den Tag kommen.

Der Prediger sowol als Dreifuß konnten mit der Verwunderung nicht fertig werden, als sie diese Erzählung hörten. Man sollte nicht glauben, sagte der erste, daß Menschen so weit in ihrer Bosheit gehen könnten! Ich möchte nur

gerne

gerne wissen, was sie darunter suchten! — Ists ihnen eine Lust, Menschen zu ängstigen und zu quälen? Kann ihnen denn das Nutzen bringen, wenn Peter unglücklich gemacht wird? — Was kanns seyn, das den Nutzen des Pächters und des Edelmanns vereinigt? Die Absicht haben sie ia nie gehabt, ihn als Kind zu halten und zu erziehen — so möchten sie ia froh seyn, daß er ihnen aus dem Wege gelaufen ist. Aber alles Hin- und Herdenken konnte ihnen kein Licht geben — wann der Knecht zurückkömmt, so sprachen sie alle: vielleicht ist der nicht vergeblich nachgeritten. —

Der Knecht kam den Abend schon wieder zurück und war nicht weiter gewesen, als bei dem Wirth, wohin Martin Petern gebracht hätte, als er aus Perleberle von den Bauren verfolgt ward. Er brachte die Nachricht, „daß „der Kutscher unmenschlich geiagt hätte, daß „man hätte glauben sollen, die Pferde müsten „niederstürzen. Er hätte sein Pferd mit aller „Gewalt angreifen müssen, um ihnen nur so „nahe zu kommen, daß er sie nicht aus den Augen verlieren möchte. Als sie sich dem Dorfe „N. genähert hätten, so wären sie linker Hand „ums Dorf herum gefahren, er aber sey gerade „durchgeritten, um auf der andern Seite von „ferne zu bemerken, was die Kutsche für einen „Weg wählen würde. Am andern Ende des „Dorfs hätte der Wirth gestanden und dem

„Ansehen nach einerlei Absicht mit ihm gehabt.
„Er sey, fuhr der Knecht fort, mit dem Wirth
„bekannt und habe ehedem ein Jahr bei ihm
„gedient.“ Andres, hab' er gefragt, wo wist denn du [illegible]n?

Ik wehst selber nich.

Du wist doch woll nich nah die Kutsche siehn?

Kann woll sin!

Denn komm du mans met mei, ik will de en Brewcken an Pedern met geben.

Sobald er gehört habe, erklärte sich der Knecht weiter, daß der Wirth auf die Kutsche aufmerksam sey und den Namen Peter nannte, sobald hab er vermuthet, daß er um die Sache wissen müsse und habe also nicht weiter nachsetzen wollen, zumal da er gesehen hätte, daß die Kutsche einen Schleifweg neben dem Dorfe linker Hand ergriffen, und dadurch einen solchen Vorsprung gewonnen hätte, daß er sie schwerlich, ohne sein Pferd zu Schanden zu jagen, würde haben einholen können. Hie, sprach er, is der Brehf.

Was meint ihr wohl, lieben Leser, von wem der Brief war? — er war nicht von dem Wirth, sondern von Martinen. Der war wohl recht Peters Schutzengel! Der Brief war ziemlich kaudelwendsch und unleserlich geschrieben, mit vieler Mühe konnte man aber doch so viel daraus vernehmen: „daß Martin blos zu

„der

„der Absicht da sey, Petern aus den Händen sei„ner Feinde zu erretten. Er habe gesehen, daß „ihn der Prediger aus dem Wagen gerissen „habe und wenn's da nicht geglückt wäre, so „würd' es durch seine Anstalten eine halbe Stun„de weiter hin geschehen seyn. Den verkleideten „Vater, den Edelmann, Kunigunden und „Hansen würde Peter wohl erkannt haben, „wenn er aber wissen wollte, was sie für einen „Rathgeber und Gelegenheitsmacher hätten, so „sollte er nur den Schulmeister Fuchsschwanz „des Nachts beobachten lassen. Indessen sollte „er nur behutsam seyn und sich gegen Niemand „etwas merken lassen, damit seine Feinde nicht „schüchtern gemacht würden. Aus eben der „Ursach, erklärte Martin weiter, halte er sich hier „eine Stunde auf, damit die Kutsche vorweg „kommen und ihn auf dem Wege Niemand von „den Menschenräubern sehen solle. Darum „habe er sich auch von dem Knecht nicht sehen „lassen, der den Brief überbringe, damit „Fuchsschwanz nicht erfahren solle, daß Martin „seine Bosheiten hintertreibe. Am besten wärs, „Peter käme bald nach der Residenz."

Der Prediger hätte alleweile auf der Kanzel stehen und seine Gemeine vor sich versammlet haben sollen, ich glaube, er würde ihnen eine sehr gute Predigt gehalten haben. „Gott! rief er aus, was für ein Kontrast „zwischen Martinen und dem Herrn von Liebel

„Wollten doch Menschen einmal einsehen, daß „im Laster keine Freude, keine Ruhe für sie sey! „Wer wird heute zufriedener zu Bette gehen, „wer sanfter ruhen, Liebe? — oder Martin? „Sprecht doch nicht von Noth und Unglück dieses Lebens, sprecht lieber von Menschen, die „nicht glücklich seyn wollen! Sehets doch an „Martinen, daß man nicht vornehmen Stand, „nicht hohe Weisheit, nicht Gold und Silber „haben muß, um glücklich und froh zu leben. „Kinder! wollt ihr für die Welt leben und ihre „Wohlthäter seyn, erziehet ieder einen Martin. „Die Nachwelt wird euch im Grabe segnen, in „der Asche verehren! Wären wir doch nur erst „so weit auf der Welt, daß kein Herr von „Liebe, — keine Kunigunde auf der Straße „gehen dürfte, ohne mit Koth beworfen zu „werden." —

Ich weiß nicht, wohin der gute Mann im Enthusiasmus gerathen seyn würde, wenn er nicht unterbrochen worden wäre. Es kam ein Bote von seinem Hause und brachte ihm einen Brief. — Nun, mein lieber Peter, sprach der Predlger mit einer überaus vergnügten Miene, sobald er den Brief gelesen hatte — nun bringe ich sie selbst nach der Residenz hinauf! In vierzehen Tagen ganz gewiß! — Mit diesen Worten gieng er fort, weil er den Boten mit Antwort abfertigen muste; bat aber Dreifußen und Petern, daß sie den heutigen Abend bei ihm zubringen sollten.

Die

Die Nachricht war Petern überaus angenehm, und man kann sichs leicht vorstellen, daß sie ihn sowohl als seinen Vater sehr neugierig gemacht haben müsse. Indessen half nichts vor, der Prediger war mit dem letzten Worte sehr eilfertig zum Hause hinaus, daß sie nicht einmal eine Frage anbringen, vielweniger eine Antwort erlangen konnten. Als sie hinkamen, da erfuhren sie die ganze Sache, und meine Leser werden so gut als Dreifuß die gethanen Vorschläge im ersten Augenblick für annehmlich erkennen.

Meine Leser werden sich hier erinnern, daß der Fürst im vorigen Jahre dem Superintendent befohlen hatte, alle Prediger im Lande zu verschreiben, daß sie vor ihrem Landesherrn predigen sollten. Die Krankheit des Superintendentens und nachher sein Tod hatten eine Verzögerung verursacht. Endlich rückt Würdig in die Stelle des vorigen Superintendentens und bekömmt erneuerten Befehl, die noch rückständigen Prediger in der Hofkapelle auftreten zu lassen. Hier hatte der neue Superintendent weiter nichts gethan, als daß er den Prediger zu Gutleben in die Ordnung brachte, daß dessen Predigt nach geendigter Erndte fiel. Der jetzt angekommene Brief war ein Ausschreiben des Generalsup. Würdigs. In einem beiliegenden Handbriefgen erkundigte er sich genau nach Peters Umständen und erwartete dessen bal-

dige Ankunft. „Nach der Erndte, schrieb er, „hat Peter wieder herauf gebracht werden sollen. „Sie machen mir ein großes Vergnügen, wenn „sie ihn mitbringen. Ich wüste nicht, wie ich „mich freuen würde, wenn ich den alten Drei„fuß sprechen könnte! Im Fall Sie nicht selbst „mit Spann versehen sind, dem Sie diese Reise „zumuthen können, so wär's ein Mittel, mir „dies Vergnügen zu machen, daß Sie sich von „ihm herauf fahren ließen. Die Reisekosten „werden aus dem Kirchenvermögen bezahlt."

Allen war's Freude und der ganze Vorschlag ward, wie er da war, angenommen. Der Prediger hielt sich ein paar Pferde, aber sie waren ihm zu lieb, daß er eine Reise von zehen Meilen mit ihnen machen sollte. Dreifuß hätte die Reise auf seine Kosten vornehmen müssen, — nun wars ihm freilich angenehm, nicht nur, daß er die Kosten ersparen und noch dazu Geld verdienen konnte, sondern vornemlich, daß er sich mit der Sorge nicht mehr quälen durfte, auf dem Wege nach der Residenz den Nachstellungen seiner Feinde ausgesetzt zu seyn. Der Tag ward festgesetzt, Einrichtung zur Reise ward in der Stille getroffen; und im ganzen Dorfe erfuhr Niemand ein Wort eher als den Tag vorher — auch der Schulmeister kein Wort. Dreifuß und Peter blieben bis in den späten Abend auf der Pfarre und baten beim Abschied den Herrn Magister auf den morgen-

den

den Abend zu ſich, wo ſie mit Zuziehung ihrer Mutter noch mancherlei beſprechen wollten. Ein Umſtand nöthiget mich, dieſes zweeten Abends zu gedenken.

Der Prediger war noch nicht lange bei ihnen, ſo kam iemand auf Dreifußes Hof herauf. Man ſahe hinaus, es war Fucheſchwanz. Was wollt ihr? Schulmeiſter! rief der Prediger zum Fenſter hinaus.

Fuchsſchwanz that ſehr ängſtlich, daß man nicht wuſte, was man für eine Unglückspoſt hören würde. Ach! ich muß ſie ſprechen, Herr Magiſter! — was ſehr Wichtiges! — er kam zur Stube herein.

Nun! was geht denn vor?

Ach! ich habe mich halb todt erſchrocken! Denken ſie nur! — indem kömmt mein Schwiegerſohn, der Schulmeiſter aus Hungersdorf, und will mich beſuchen. Was meynen ſie zu der Nachricht, die er erzählt? „Geſtern „Abend, ſagt er, ganz ſpät kam unſer Edel„mann in einer ganzen Kutſche mit vier Pfer„den gefahren und der Verwalter Dreifuß ſaß „auf dem Bock und fuhr. Das iſt noch mein „Tage nicht geſchehen. Alle Menſchen wundern „ſich, wo er mag geweſen ſeyn — keine Seele „hat ihn ſehen wegfahren.“

Was iſt denn das beſonderes und was geht's uns an? Laßt ihn reiſen wohin er will! Darum hättet ihr ſo ſehr nicht laufen dürfen!

Herr Magiſter! denken ſie nicht mehr an die Kutſche, die bei unſerm Kirchhof ein Rad verlohr? Gott! was für eine Bosheit! das iſt wohl dieſelbe Kutſche geweſen, die Musge Petern wegkapern wollte! — 's war bald, als wenn ich den Kerl auf dem Bock kennen ſollte. Gott! was für eine Bosheit der Menſchen.

Darüber wundert ihr euch? ich denke, ihr habt das ſchon längſt gewuſt, was das für Leute geweſen ſind.

I Herr Magiſter! was denken ſie denn wohl? wovon hätt' ich das wiſſen ſollen?

So! was hattet ihr denn kurz zuvor in dem Büſchgen gemacht?

Ach! bewahre mich! Da will —

Kerl halt't's Maul und vermeßt euch nicht vergeblich.

Kommen Sie nur in mein Haus, ich will's Ihnen zeigen, was ich da gemacht habe; meine Leute haben Kienäpfel zuſammengeſucht.

Sagt mir doch, wo ihr immer des Nachts herumlauft? meint ihr nicht, daß ich weiß, wenn ihr aus dem Hauſe geht.

Fuchsſchwanz erſchrack und ward im Geſichte ſo roth als ſeine Haare. Er wollte fortfahren, ſich zu vertheidigen, der Prediger befahl ihm aber zu gehen und ſeinen Schwiegerſohn herzuſchicken.

Der

Der Schwiegersohn bestätigte die Wahrheit, daß er seinem Schwiegervater die Nachricht von des Edelmanns Zurückkunft überbracht habe, wollte aber weiter von des Schwiegervaters Antheil nichts wissen. „Mir, sprach er, „würd' er davon nichts sagen, wenn's auch „wahr wäre, daß er an den gottlosen Anschlägen Theil hätte, weil er wohl weiß, daß ich „ihm nicht beipflichten würde. Ich kenne den „ganzen Zusammenhang besser, daß ich nicht „aus Achtung für den Herrn Generalsuperintendent und aus Liebe zu Musge Petern alles „thun sollte, alle wider ihn geschmiedete Anschläge hintertreiben zu helfen. Und gesetzt, er „hätte mir etwas gesagt, da er's nicht gethan „hat; so bedenken Sie, daß er mein Schwiegervater ist. Weiter könnt' ich doch nichts „thun, als ihn beschämen und warnen, und „insgeheim seine bösen Anschläge zu Schanden „machen."

Der alte Dreifuß fühlte, daß der Mann gut dachte, und gab ihm seinen Beifall. Der Prediger versicherte ihm seiner Liebe und gab ihm das Versprechen, daß er ihn bei der ersten Gelegenheit dem Generalsuperintendent empfehlen wolle. Man sprach mit ihm noch eine Weile von Hungersdorf und seinem Bruder Martin, erkundigte sich nach dem neuen Prediger, welchen der Herr von Liebe gewählt hatte und ließ ihn wieder seinen Abtritt nehmen.

Endlich kam der Tag, der zur Abreise bestimmt war. Petern giengs sehr nahe, seine Mutter und vier Brüder zu verlassen. Die Mutter weinte, daß sie nicht reden konnte; die vier Jungens hielten ihn an Rock und Händen und schrieen einer nach dem andern: Peder soll nich fort! Peder soll hie bleiben! — und Peter wäre lieber hier geblieben, als fortgereist, wenn er hätte seine ganze Absicht in Gutleben, so als in der Residenz erreichen können. Hätt' er oben keinen Würdig zu finden gewust, er hätte seinen Entschluß noch geändert und wäre ein Bauer geworden. Der Vater riß ihn zuletzt selbst weg und führte ihn in den Wagen.

Man hatte keinen nähern Weg, als über Perleberle und Hungersdorf, und da man die Reise in einem Tage enden wollte, konnte kein Umweg genommen werden. Für offenbare Gewaltthätigkeiten hatte man sich auch nicht zu fürchten, und für listige Nachstellungen waren sie klug genung, sich zu hüten. Dreifuß hatte mit dem Nachbar zusammen gespannt, dessen Knecht auf den Forderpferden saß; des Predigers Knecht fuhr vom Bock und Dreifuß saß mit im Wagen. Der Wagen war zu, daß sie im flüchtigen Vorbeifahren nicht einmal erkannt werden konnten. Als sie durch Perleberle fuhren, stund derselbe Wagen angespannt vor der Fräulein Kunigunde Hof, in welchem Peter hatte entführt werden sollen; und nach einer

Viertel-

Viertelstunde kam er hinter ihnen her und fuhr schnell vorbei. Der Knecht meinte: es würde wohl der Edelmann aus Hungersdorf seyn. Peter zitterte für Furcht — und noch mehr, als sie in Hungersdorf gerade dem Fenster gegen über, aus welchem Peter sich gerettet hatte, halten musten. Die Kutsche stund noch da, die vor ihnen hergefahren war und außerdem hielten so viele Bauerwagen vor dem Edelhof, daß einer dem andern nicht räumen konnte. Die Bauren waren aus Hungersdorf und luden Getraide auf, welches vermuthlich verfahren werden sollte. Peters Stiefvater war bei den Wagen herum und wetterte in die Bauren hinein, daß man immer fürchtete, der gerufene Donner möchte ihn treffen. Peter zitterte und bebte und warf sich im Wagen nieder, daß ihn niemand sehen konnte. Endlich rückten die Bauren ihre Wagen in einander und sie fuhren ungehindert fort vor Pfarre und Schulhaus vorbei, bis sie nach Hundsnase kamen, wo sie Mittag bei dem Prediger hielten.

Wenn sie aus Eigennutz hier eingekehrt wären und die Absicht gehabt hätten, sich einmal umsonst was zu Gute zu thun, so würden sie vermuthlich in der Hausthür wieder umgekehrt seyn. Wer is da? rief die Viehmagd über die Thür heraus, der Herr Magister is nich tu Huse. — Indem sahe der Herr Magister in seiner Federmütze zum obern Fenster her-

heraus und wollte eben den Kopf wieder hineinziehen, als er bemerkte, daß in demselben Augenblick ein Prediger aus der Kutsche gerade nach seinem Fenster herauf sahe. Er machte hurtig das Fenster wieder auf und nöthigte die Fremden zum Absteigen. Ja, ja! rief er, für sie bin ich zu Hause! Er kam eilig die Treppe herunter gelaufen und entschuldigte sich sehr ängstlich: „es ist, sprach er, ein Mißverständ„niß. Ich habe in der Nachbarschaft einen „gewissen Mann, für den ich aus gewissen Ur„sachen heute nicht zu Hause seyn wollte; die „Magd hat geglaubt, daß der's seyn würde.“ — Dafür macht' er ihnen aber einen Schreck der nicht klein war. Er hatte einen grün und weissternichten Schlafrock an mit schwarzen glänzenden Schildern zu beyden Seiten, den Bauch lang herunter und um denselben ein Degenkoppel geschnallt. Hinten hiengen einige loßgerissene Lappen vom Unterfutter herunter, in welchen die Pantoffelabsätze hangen blieben, daß er mitten in seiner Entschuldigung, die er auf der obersten Stufe schon angefangen hatte, zu stolpern anfieng und einen unglücklichen Fall hätte thun können, wenn nicht der alte Dreifuß zugesprungen wäre und ihn aufgefangen hätte.

Sie wurden in die Stube geführt. Was für ein Anblick! das Armselige hätte seyn mögen — kann man keinen ganzen Stuhl haben, so setzt man sich schon einmal auf einen zerrissenen —

nen — wenn nur nicht alles so unreinlich ausgesehen hätte. In den Fenstern lagen sieben und siebenzigerlei Dinge, die alle nicht ins Fenster, sondern eigentlich unter den Haustisch oder gar in den Mist hingehörten und ausser den Schock-Millionen Fliegen logirten hinter dem Ofen drei Hunde, die ganze Regimenter mit jeder Bewegung von sich ausrücken liessen. Nicht lange, so kam die Frau Magistern mit ihrer Tochter zum Vorschein. Man sah' es ihnen an, sie hatten sich beide gepuzt, aber in ihrem Puz sahen sie so aus, daß man kein Verlangen hatte, sie in ihrer alltäglichen Haustracht zu sehen. Wollt ihr hinaus! rief die Frau Magisterin, und schlug mit dem linken Fuß aus, daß das rothe Pantöffelchen rückwärts zur Stube hinaus flog, als zwei Ferkel unter dem Tisch hervorgesprungen kamen, die mit Gelegenheit zur Thür hinaus wuschen wollten. Indeß daß die Mama ihr Pantöffelchen wieder holte, machte die Jungfer Tochter ihren Kniks: ihre Dienerin! — sie prallte aber so schnell wieder zurück, daß sie mit der Silbe rin die Stubenthür schon wieder in der Hand hatte und die Mama beinahe in der Thür umgerannt hätte. — Im Hause ließ sich durch die Oefnung der Thür der Herr Sohn sehen, der ziemlich so groß war, als er werden konnte und seiner Schwester entgegen rief: Riecke! wat sin do vor Kärels in de Stobbe? —

Nun

Nun ward Anstalt zum Mittagsbrodte gemacht. Wer konnte viel fodern, da man unerwartet und so kurz vor Essenszeit kam, daß keine Aenderung im Küchenzettel gemacht werden konnte? Wenn's nur nicht ein Gerüchte gewesen wäre, das so sehr viel Feinde unter den Menschen findet und vom Hundertsten kaum gegessen wird. Man trug eine Schüssel voll Sauerkraut mit Schweinsohren und Kälberfüssen auf und setzte eine Flasche Fusel und einen Familienkrug mit Tischbier darneben hin. — Aber — das war, wie gesagt, die Absicht unsrer Reisenden nicht. Sie ließen sichs gefallen, zum Sauerkrautsgeruch Brodt zuzubeißen und waren vergnügt, daß sie ihren Zweck erreichten. Sie wollten bei dem Prediger vernehmen, ob er vielleicht wegen Petern neuerlich Briefe vom Generalsuperintendent bekommen hätte und vorzüglich Martinen sprechen.

Martin zeigte sich durchaus als einen guten Kerl. Er war noch im Felde beim Grasmähen, als sie ankamen und kam, da sie aufgestanden waren, mit seiner Sense gegangen. Was für eine Freude, als er Petern fand! — Der Mensch nahm seinen Hut ab, reichte ihm mit einem sichtbaren Freudengefühl seine Hand. und stund mit so viel Ehrfurchtbezeugung vor ihm, als wenn er vor einem großen Herrn gestanden hätte. Gott Lob! sprach er, daß sie so weit sind; nun haben wir überwunden.

Man

Man brachte das Gespräch auf Peters Entführung. Martin wollte sich erst nicht weiter heraus lassen, endlich aber gab er ihnen doch mehr Licht. „Fuchsschwanz, sprach er, ist ein „eingefleischter Teufel, der hat die Anlage und „Gelegenheit dazu gemacht. In der Nacht ist „das ganze Komplot hinauf gefahren, den Wagen „haben sie mitten im dicken Busch stehen lassen „und sich bis gegen Anbruch des Tages in Fuchs„schwanzes Hause aufgehalten, aus welchem sie „durch einen einsamen Weg von hinten durch „den, mit dem Busch oben zusammenstoßenden „Bruch unbemerkt zurück kommen konnten. „Aber, fügte er hinzu, lassen sie sich nichts ge„gen ihn merken; thun sie, als wenn sie von „nichts wüßten. Erfährt er, daß wir Mittel „haben seine geheimen Anschläge zu entdecken, „so könnt' er andere Gelegenheiten suchen unter„zukommen, und uns gefährlicher werden. In „der Lage, worinn er ietzt ist, soll er uns nichts „schaden und in der Zukunft wird sich wohl „mehr aufklären." Wegen seiner Gedanken von der Zukunft konnte man nichts aus ihm bringen: wenn's Zeit ist — weiter sagt' er nichts.

Aber, fragte der Prediger, als sie allein waren, seid ihr denn sicher, daß ihr hier immer bleiben werdet?

Ich bleibe, sprach er, wo's nöthig ist, und dafür wird schon gesorgt.

Gefällt's euch denn hier.

O ia, antwortete er, bei all den Mängeln, die sie hier entdecken, ist mein Herr doch ein guter Mann. Jetzt kann er aus Noth nicht weiter kommen, wenn ich aber noch einige Jahre bei ihm bin, soll er vielleicht auch Wein trinken und stets geputzt gehen. —

Dau bist ehn rechtschapener guder Kärel, blief so! sprach Dreifuß und klopfte ihn auf der Schulter. —

Guter Martin, sprach Peter, wenn ich nicht kann, wird dich Gott belohnen. — Der Prediger hatte unterdessen in den Schubsack gegriffen und Geld gelanget. Hier, sprach er, Martin! eine kleine Erkenntlichkeit! — und wollte ihm das Geld in die Hand drücken.

So! denken Sie, daß ich Gottes Lohn für ein Biergeld verkaufen soll? das thu ich nicht!

Der Prediger ward beschämt, aber auch so von Martins gutem Herze eingenommen, daß er ihn hätte küssen mögen. Sage mir nur, fragte er, Martin, wo hast du das gute edle Herz her? wer hat dich so denken und handeln gelehrt?

Jetzt kann man ia in der Welt wohl klug werden, wer nur will. Mein Vater war Schulmeister und gewiß der beste Mann im Dorfe; von dem hab' ichs nicht anders gesehen und gehört. Hernach hab' ich lange, bald bei guten, bald

bald bei bösen Herren gedienet und allemal gefunden, daß bei bösen Herren schlecht, bei guten Herren aber gut leben und dienen war. Nun soll mich Gott bewahren, daß ich in meinem Leben nicht anders werde, es wäre denn noch besser.

Du hast durchaus Recht, Martin! bleib so, 's wird dir wohlgehen. Solltest du irgend einmal in Umstände kommen, darinn du Rath und Hülfe brauchst; komm zu mir! Nun liessen sie anspannen, nahmen von ihrem Wirth Abschied und fuhren weiter. Mit dem Abend erreichten sie glücklich die Residenz.

Peter hatte noch nie eine große Stadt gesehen und wunderte sich mächtig, als er von ferne die unzählbare Menge von Häusern, Palläſten, Kirchen und Thürmen sahe; als sie aber hinan kamen war's so dunkel, daß seine Neugierde nicht befriediget werden konnte. Der Prediger ließ nach einem Gasthof fahren und seine Ankunft dem Generalsuperintendent melden. So gleich kam ein Bote, der sie einlud, zu ihm zu kommen und der Prediger sowohl als Peter und Dreifuß musten bei ihm Quartier nehmen.

Zärtlicher kann kein Sohn im väterlichen Hause empfangen werden als Peter im Würdigschen empfangen ward. Die beiden Söhne warteten unten an der Hausthür auf ihn und trugen ihn beinahe die Treppe hinauf. Die Madam Würdigin sahe den Prediger aus Gut-

leben kaum und führte Petern mit Frohlocken zu ihrem Gemahl, der ihn in der ersten Minute zehenmal seinen lieben Sohn nannte und aus seinen Armen nicht wieder lassen wollte. Peter hatte in der That eine sehr vortheilhafte Bildung, war in der Zeit, da ihn Würdig nicht gesehen hatte, schlang in die Höhe gewachsen und hatte in dem Hause seines Stiefvaters eine so muntere rothe Farbe angenommen, daß er iedermann mit seinem Ansehen für sich einnahm. — Würdig wandte sich nach Peters Empfang zuerst an den Prediger, welchen er vorher noch nie gesehen hatte. Hernach ließ er sich mit dem alten Dreifuß in ein Gespräch ein, worinn er sich für seine an Petern bewiesene Güte so bedankte, als wäre sie ihm selbst erzeigt worden. Er hielt auch in den Tagen ihres Aufenthalts einige geheime Unterredungen mit ihm, von deren Inhalt Niemand, auch Peter nichts erfuhr; daß sie aber nicht zu seinem Nachtheil gereichten, das wieß der Erfolg. Dreifuß ward immer gütiger, versprach seinem Peter von seiner Seite alle nur mögliche Unterstützung und reiste am dritten Tage nach dem zärtlichsten Abschied mit dem Prediger wieder zurück. — Peter konnte sich ohne besorgsame Wehmuth nicht von ihnen trennen und erwartete mit Ungeduld, sein Schicksal, das ihm in der Residenz begegnen würde.

Die erste Hofnung schlug Petern fehl, er blieb nicht im Würdigschen Hause. Die Superin-

perintendentur war so baufällig, daß sie den Einsturz drohete. Schon seit einigen Jahren hatte man eine Reparatur vornehmen wollen, aber der vorige Superintendent hatte es immer seiner Kränklichkeit wegen verbeten, und der Fürst hatte aus besonderer Gnade immer dessen Bequemlichkeit geschont. Sobald er aber die Augen zuthat und begraben war, sobald ward der Wittwe eine andere Wohnung angewiesen und die Reparatur vorgenommen. Als man anfieng, fanden sich mehrere und grössere Fehler, als man geglaubt hatte, so daß es nicht möglich war, die Wohnung des Superintendentens vor dem Winter wieder in Stand zu setzen. Sobald Herr M. Würdig zum Nachfolger war gnädigst ernannt worden, machte man ihm mancherlei Vorschläge zu seiner Winterwohnung, von denen er das Anerbieten eines gewissen Kaufmanns annahm, der nur zwei Häuser von der Superintendentur wohnte und sich erbot, ihn den Winter über in sein Haus aufzunehmen. Er hatte aber ausser den nöthigen Schlafstätten nicht mehr als zwo zur Wirthschaft höchst nöthige Kammern und zwo Stuben inne; so, daß es schlechterdings nicht möglich war, Petern bei sich zu behalten. Noch eine Gaststube mit einer Kammer war wohl übrig, die ward aber vom Superintendent sowohl als von dem Wirth dazu gebraucht, Gäste zu logiren, die bei ihnen übernachteten.

Dieser Umstand war Würdigen sehr unangenehm, weil er sich dadurch gezwungen sahe, seine Einwilligung in eine Sache zu geben, welche er sonst nicht würde bewilligt haben. — Meine Leser werden sich noch wohl erinnern, daß zu Hungersdorf mit Petern zugleich noch ein Fräulein in einer und ebenderselben Stunde gebohren ward. Die Frau Geheimeräthin von F** aus der Residenz, die Schwester des Herrn von Liebe, hielt damahl ihre Wochen daselbst und weil ihre Entbindung eine Ursach war, daß ihr Gemahl auch hinaus kam, so gab das Meister Steffen Gelegenheit, ihn nebst der Fräulein Kunigunde und dem Herrn v. Liebe zu Taufzeugen bei seinem Sohn zu wählen. Aus diesem Grunde verlangte die Frau Geheimeräthin von F** ein Vorrecht zu haben, Petern zu sich zu nehmen, und da sie sich vor einigen Wochen in einer gewissen Gesellschaft, wo Würdig auch war, hierzu erboth, so durft er's nicht nur nicht wagen, ihr abschlägliche Antwort zu geben, sondern muste ihr gnädiges Anerbieten als ein Kennzeichen ihres mitleidigen Herzes und edler Gesinnung rühmen. Peter war kaum angekommen, so schickte die Frau Geheimeräthin und binnen acht Tagen must er bei ihr im Hause seyn. „So zieh' er „denn in Gottes Namen hin, mein Sohn! es „ist ein Weg, den ihm Gott zeigt. Wenn's „gleich sein und mein Wunsch nicht war, das „thut nichts: ich bin in meinem Leben manchen

„Weg

„Weg gegangen, den beim Anfange mein Fuß „zu betreten ſich weigerte, und am Ende mein „Auge doch mit Luſt und dankbarer Freude über„ſahe. Es iſt allerdings eine groſſe Verände„rung, wenn man aus der ſtillen Bauerhütte „in den unruhigen Pallaſt des Miniſters zieht, „wo gemeiniglich Luxus und Intrigue das Ge„räuſch der Geſchäfte verdoppeln und in zuſam„mengeketteten Genüſſen geſchmackloſer fremder „Freuden die ergiebigſte Quelle verkannt und der „Genuß ſeiner ſelbſt vernachläßiget wird. Es „kann aber der Weg zu einem Glücke für ihn „ſeyn, das auf keinem andern zu erlangen iſt, „wenn er meine Lehren nicht vergiſt, welche ich „ihm von Jugend auf ins Herz geredet habe. „Glaub' er nicht alles, was er hört — nehm' „er nicht alles, wie ers ſieht — red' er nicht „alles, was er denkt — genieß er nicht alles, „was ſich ihm darbietet — und laß er ſich end„lich durch dieſe Klugheitsregeln, die nicht für „alle Fälle Regeln ſind, nicht von der Redlich„keit abführen, ohne welche der Menſch zweifel„tig und gefährlich wird. Beſtreb' er ſich un„ermüdet, Gott und Menſchen beſſer kennen zu „lernen und laß er ſich die Abſicht nicht aus den „Augen verrücken, ſo ſeine Tage anzuwenden, „daß er ein gutdenkender — guthandelnder und „brauchbarer Mann werde, der Gott nicht mit „Vernachläßigung ſeines Genies entehrt und „die Erwartung des Vaterlandes durch keine „übele Anwendung deſſelben täuſcht. Ich will

„fernerhin sein Vater seyn, so gut ich Vater „meiner Kinder bin; wenn ich's aber seyn soll, „so muß er die Regeln, welche ich ihm unter „Hofleuten vorschrieb, in meinem Hause ver„gessen. Einem Vater muß er Gedanken und „Empfindungen, Fortgänge im Guten und ab„weichende Fehltritte gleich offenherzig entdecken. „Meine Ermahnungen sollen ihn nicht nieder„schlagen, sondern aufrichten und ieden zu fürch„tenden Schaden frühzeitig heilen, eh' er un„heilbar wird." — So sprach Würdig als Peter muthlos von ihm gieng. Meine Leser will ich erst mit dem Hause bekannt machen, ehe wir mit ihm gehen.

Der Herr von F** war Geheimerrath und Präsident im Konsistorium, ein Mann von ausgebreiteten Wissenschaften und gründlicher Gelehrsamkeit. Er war der Liebling des Fürsten und hatte sich in der Gunst desselben so fest gesetzt, daß Intrigue an ihm zu Schanden ward und Neid so wenig als Verfolgung etwas wider ihn wagen durfte. Die wichtigsten Aufträge kamen in seine Hände und iedes Anliegen des Fürsten und des Landes ward nach seinen Rathschlägen betrieben. In vielen Fällen hatte man auch nicht Ursach, unzufrieden mit seinen Entscheidungen zu seyn, weil er ein mitleidiges theilnehmendes Herz und einen patriotischen Eifer für das Wohl des Vaterlandes hatte; wenn ihn nur nicht sein Affekt so oft verhindert hätte, die

die Sachen, wie sie waren, zu sehen. Aber stolz und gebieterisch im Ausdruck: unnachgebend hartnäckig in seinen Grundsätzen; ungeduldig in Belehrungen, er mochte sie geben oder annehmen sollen; reitzbar in seiner Empfindlichkeit; und nachtragend im Zorn bis auf Kinder und Kindeskinder that er sehr oft weiter nichts als seinen Willen, wenn er sich für andere ganz aufzuopfern glaubte. Wem's glückte, im Anfange gerade die Vorstellungsart zu fassen, die ihm seine Unschuld einleuchtend machte und die angebrachten Foderungen oder Bitten billig sehen ließ, der hatte gewonnen. Er entschied im Augenblick und denn war's seine Sache, die er nicht fallen ließ. Zitterte aber der Schuldlose vor der auffahrenden Ministerstimme; wagte er, einem Worte zu widersprechen, wenns auch die ungerechteste Beschuldigung war; traf er nicht mit dem ersten Worte das volle Licht, darinn seine Sache gesehen werden muste, ließ er eine Freimüthigkeit blicken, welche die Mißdeutung des beleidigten Respekts zuließ; stand er mit einem Hause in Verbindung, das seinem Richter iemal Ursach zur Unzufriedenheit gegeben hatte — so war seine Sache verlohren und in vielen Fällen war's rathsamer, lieber zum Lande hinaus, als zum Minister zu gehen.

Die Frau Geheimeräthin hatte ein ungemein gefälliges Ansehen, einen feinen Verstand und einen sanften edlen Charackter. In einem

Hause, in welchem alles wider einander war, vom Herrn bis zum niedrigsten Diener, ieder seinen eigenen Plan verfolgte und Niemand aufs Ganze sahe — wo Unregelmäßigkeit Ordnung hieß und Ueppigkeit gute Lebensart — in einem solchen Hause bildete sie sich selbst durch Lesung guter moralischer Bücher unter stiller Anführung zwoer edler Freundinnen in der Nachbarschaft, auf welche sie all' ihre Gesellschaften einschränkte. Sobald sie nur für dem schädlichen Eindruck häuslicher Beispiele sich wachsam genug verwahren lernte und ihr Herz zum edlen Gefühl seliger Unschuld und froher Tugendfreude erheben konnte, sobald hatte sie gewonnen. Jede ausbrechende schimpfliche Folge geliebter Unordnungen befestigte sie mehr in edlen Entschliessungen und ward neue Ermunterung für sie, den Ausbrüchen der häußlichen Laster sich mit allen Kräften in der Stille zu widersetzen. Sie entfernte den Verfolgten, befriedigte den Gedrückten, beruhigte den Gekränkten und unterdrückte sehr oft Dinge, welche der ganzen Familie schimpfliche Verachtung zuziehen konnten. Das Schädlich sie in ihrer Lage war, daß sie ihre tugendhaften Handlungen so sorgfältig verbergen muste, als der Freche seine Laster nicht verbirgt und wenn sie 's versahe, daß iemand im Hause bessere Güte ihrer Handlungen empfand, so muste sie dafür die härteste Begegnung erdulden und die ungerechtesten Vorwürfe einer schändlichen Heuchlerin oder eingebildeten weisen

sen Närrin hinnehmen, die sich die Beste und Vollkommenste auf dem Erdboden zu seyn dünke. Daher kam's, daß sie auch in der Folge eine schüchterne Furchtsamkeit behielt und nie Freimüthigkeit hatte, mit ihrer Tugend der Welt unter die Augen zu treten. Jede Beschuldigung machte sie zaghaft und beim lebhaftesten Gefühl der Unschuld, das sonst freimüthige Vertheidigung in den Mund legt, schien sie, wie der Schuldige, ängstlich und erschrocken zu seyn, sobald ein gebietender aufgebrachter Ton ihr weiches Herz erschütterte. Um eine glänzende Frau zu seyn, war sie offenbar an den unrechten Mann gekommen, welches vielleicht nicht geschehen seyn würde, wenn nicht das Verlangen, aus den drückenden Verbindungen mit dem väterlichen Hause gerissen zu werden, ihre Entschlüssung befördert hätte. Unter solchen Umständen mag schon mancher Mensch aus dem Regen unter die Traufe getreten seyn.

Peter hatte den Mann noch nie gesehen, der ietzt sein Wohlthäter seyn wollte, aber die Frau Geheimeräthin war ihm soviel bekannt, daß sein Herz starkes Zutrauen zu ihr hatte. Seitdem seine Mutter an Dreifußen war verheirathet worden und er bei ihnen auf dem adlichen Hofe gewohnt hatte, war sie nach Hungersdorf nicht gekommen, so daß es schien, als wenn sie mit ihrem Bruder in unversöhnbarer Feindseligkeit lebte, wozu der Tod ihrer Schwä-

gerin, der Frau von Liebe, Gelegenheit gegeben haben sollte. Aber bei Lebzeiten seines seligen Vaters kam sie öfters dahin, und wenn sie da war, besuchte sie täglich Magister Würdigen und sprach mit dem kleinen Peter so liebreich und zärtlich, daß er ietzt noch einen Zug des Herzes zu ihr fühlte und sich die angenehme Hofnung eines nicht freudenlosen Schicksals in ihrem Hause machte. Doch gieng er tiefsinnig und suchte das Haus des Ministers, das man ihm Tages vorher gezeigt hatte. Er sah' es noch einmal von oben bis unten an, und ward ganz schwindlich, wenn er die Höhe desselben von Grund bis zum Forste mit den Augen übermaß. Seine Einbildungskraft kehrte nach Gutleben zurück und setzte seines Grosvaters niedrige Hütte dicht neben den Pallast hin; er staunte einige Schritte zurück, besann sich und gieng auf die glänzende Thür zu. Sorgfältig wischte er seine Hand am Schnupftuche ab, eh' ers wagte, den goldnen Drücker zu berühren und nahm zu gleicher Zeit mit der linken Hand seinen Huth ab. Es kam gerade zur Hinterthür ein Lakai herein, der ihn fragte, ob er Monsieur Vollmuth sei? Er antwortete ia! und der Lakai sagte; ich will sie gleich bei der gnädigen Frau melden. Da wuchs Petern das Herz, als er hörte, daß er zur gnädigen Frau geführt werden sollte. Noch trat er mit einer Ehrfurcht in ihr Zimmer, welche ihn kaum drei Worte sprechen ließ, aber er bekam Vertrauen und Sprache, sobald er

sahe,

sahe, daß sie noch die sanftmüthige, liebenswürdige Dame war, die er im Würdigschen Hause gekannt hatte. Sie saß auf dem Kanapee: nun, rief sie ihm beim Eintritt entgegen, Monsieur Vollmuth! wollen Sie in Zukunft gern bei mir wohnen?

Sehr gern, gnädige Frau! Es soll mir Zeitlebens Freude seyn, Sie als meine großmüthige Wohlthäterin zu verehren.

Kommen sie doch näher zu mir! Kennen sie mich noch?

O ja! Eben iezt kann ich mich recht lebhaft erinnern, daß ich nirgend so eine gratiöse Dame gesprochen habe, als im Würdigschen Hause zu Hungersdorf.

Da hab ich sie manchmal auf meinem Schooße gehabt und mein liebes Peterchen genannt. Wissen sie wohl, daß ich da noch du zu ihnen sagte.

Ich weiß es wohl. Zu der Zeit waren Sie mir auch vermuthlich güter als iezt, da sie mit mir so viele Komplimenten machen, die ich von meiner Wohlthäterin nicht gerne höre.

Das glaube nicht, Peterchen, ich wollte dich immer du nennen, wenn's der Wohlstand litte. Du bist aber iezt schon ein hübscher grosser Mensch und wirst nun bald Studente werden.

Peter küste ihr die Hand — Wenn's Ihr Herz erlaubt, was wird der Wohlstand verlieren.

Sie zog ihn näher an sich und klopfte ihm die Backen. Gut, mein lieber Peter, so werd' ich dich du nennen. Ich kann überdies Niemanden recht gut seyn, wenn ich ihn nicht du nennen darf. Willst du aber auch mir gut seyn und recht fleißig studiren?

Beides, Gnädige Frau, wird mir leicht zu erfüllen seyn, da es keine Befehle, sondern Wohlthaten für mich sind. Ich habe keinen heissern Wunsch in meiner Brust als den, mich mit den Wissenschaften zu beschäftigen und da sie mir zu dessen Befriedigung Ihre gnädige Unterstützung darbieten, so wird Sie mein Herz um so williger als Mutter verehren, da mir die Natur eine Mutter ohne mütterliches Herze gab.

Das weiß ich recht gut und hat mir schon manche Thräne in der Stille gekostet. Hier weinte sie und Peter hätte sich bald vergessen. Er wollte ihr schon um den Hals fallen und dankbar die Thränen von ihren Wangen küssen, als er aus Ehrfurcht zurück schreckte; sie fieng ihn aber in ihren Arm auf und druckte ihn zärtlich an ihre Brust. „Eben darum, sprach sie, „weil ich dich als ein gutes Kind in deiner Ju„gend habe gekannt und weiß, daß mein gott„loser Bruder Schuld an deinen Leiden hat, hab „ich mich entschlossen, dich zu mir zu nehmen,

„und

„und will dir so viel möglich ist, alles erduldete „Unrecht vergüten.“ Sie unterhielt sich noch eine ganze Weile mit ihm und gab ihm einen Wink von der Lage ihres ganzen Hauswesens, der ihm dazu diente, daß es ihm leichter ward, sich in seine Umstände zu finden. „Ich, sprach „sie, kanns gern leiden, wenn du vertraulich „mit mir thust, aber in andrer Gegenwart, „selbst vor meinen Kindern sey fremde und de„müthig gegen mich, und laß dichs nicht irren, „wenn auch ich mein Bezeigen und meine „Sprache verändere. Meinen Gemahl wirst „du selten und wenig sehen, aber vergiß in sei„ner Gegenwart nie des Respekts. Er ist hart „in seiner Sprache und strenge in seinen For„drungen, aber fürchte dich nicht und widerspricht „ihm nicht; er kann so edel und redlich handeln „als ich, ob er gleich nie so sanft und zärtlich „seyn kann. Sei mit ieder anfänglichen Be„gegnung zufrieden, wenn sie auch hart seyn „sollte; bei stiller Duldung werd' ich Mittel fin„den können, sie zu mildern. Mir entdecke „dein Herz und verschweige mir keinen Wunsch, „sonst vertraue dich Niemanden im Hause. „Besonders gehe behutsam mit meinen Kin„dern um. Soviel dir möglich ist, hüte dich, „sowohl Klagen über sie zu führen, als ihnen „Ursach zu Klagen über dich zu geben; beides „kann dir Nachtheil zuziehen. Doch wird dir „meine Tochter weniger gefährlich als meine „Söhne seyn.“

Peter

Peter küsste der gnädigen Frau die Hand, und bedankte sich für die gute Lehren. Er hatte sie unter der Anhörung schon mit den Lehren verglichen, die ihm der Generalsuperintendent gegeben hatte und nahm daraus einen starken Beweiß von der guten Gesinnung seiner Wohlthäterin gegen ihn, da er so große Uebereinstimmung zwischen beider Lehren fand. Es ward dem gnädigen Herrn gesagt, daß Peter da sei, und da er nichts darauf sagte, so wuste man schon, daß man warten müsse, bis er ihn von selbst zu sprechen verlange. Die gnädige Frau wieß unterdessen Petern sein Stübgen an, welches zwischen ihrem und ihrer Junker Zimmer lag, und führte ihn darauf zu ihren Kindern, die ihn freundlich aufnahmen aber auch mit unter viel adlichen Stolz sehen liessen. Bei der Mittagsmahlzeit fieng der gnädige Herr von freien Stücken an, von Petern zu sprechen. Hat er schon gegessen? fragte er. Nein! antwortete die Gemahlin, ich habe erst ihren Befehl erwartet, wo er speisen soll. Peter muste auf seinem Befehl gleich gerufen werden. Peter kam. — Er brachte seine Worte mit einem sichtbaren Gefühl seiner Niedrigkeit vor und sprach mit so vieler Gegenwart, daß man im Gesichte des Geheimenraths Wohlgefallen an Peters Person und Anstand las. „Es soll euch Essen von meinem Tisch geschickt „werden, führt euch gut auf!“ — Mit diesem Bescheid gieng Peter zur Thür hinaus. —

Am

Am Tiſche, ſprach der Geheimerath, iſt kein Platz — O das würde Ihro Excellenz die ganze Welt verdenken! — So nahe bei ſich und den gnädigen jungen Herren, — das geht nicht! Ich werde ſo Noth genug haben, zu verhüten, daß ſie keine niedrige, pöbelhafte Geſinnungen von ihm annehmen, die einem Kavalier unanſtändig ſind.

Meine Leſer werden ſich hier freilich wohl ziemlich neugierig umſehen, wo die unbekannte Stimme herkömmt, aber zum Fehler dürfen ſie mir's eben nicht anrechnen, daß ich eine Perſon reden laſſe, ehe ich ſie ihnen vorgeſtellt habe. Nun darf ich ſeinen Namen nur nennen, ſo kennen ſie den ganzen Kerl aus ſeinen Worten. Es war der Hofmeiſter Renzel, ein ſowohl bekörperter Menſch, daß er die wichtigſte Perſon im Hauſe war und ein Anſehen hatte, als wenn er den Stein der Weiſen beſäſſe und wenigſtens noch mit einem halben Dutzend Erfindungen ſchwanger gienge, die nächſtens zur Geburth kommen und ihm die dankbarſte Verehrung der lebenden und kommenden Welt verdienen würde; in der That aber war er ſo ein Stümper und Dummkopf, desgleichen ſchwerlich iedes Jahrhundert aufweiſen kann. Es ward freilich ein Langes und Breites drüber geredt, wie 's doch in aller Welt zugehen möge, daß ſich der Menſch habe können in das Haus hineinſchleichen und ſo lange drinnen erhalten — aber was

kömmt

kömmt bei alle dem Reden heraus. Lieber durfte man nur gleich auf den Grund gehen und Leute fragen, die Bescheid geben können, so wäre alles Reden gehoben.

Als der gnädige Herr ein halbes Jahr von der Universität herunter war, fügt sichs, daß der Bediente frühmorgens die Hausthür aufschliest und eilig in einer anderweitigen Verrichtung nach dem Hof hinaus geht. Er kömmt bald wieder herein, will dem Herrn das Theewasser in die Stube tragen und weiß nicht was er sagen soll, als an der Klinke ein weisser Querrenzel hängt. Er muste schlechterdings den Renzel abnehmen, wenn er in die Stube hinein wollte und war halb tod für Schreck als er ihn schwer fühlte und sich eine Stimme eines lebendigen Geschöpfs daraus vernehmen ließ. Er läuft für Angst zum Herrn in die Stube hinein, und erzählt ihm die Geschichte des Renzels. Der Herr lag noch im Bette, grif aus Neugier in den Renzel und brachte einen kleinen Jungen heraus, der besage eines bei sich habenden schriftlichen Zeugnisses acht Tage alt war und Michel hieß. Für Schreck ließ der Lakai den Renzel auf die Erde fallen, lief eilig hinaus, das Theewasser zu holen, und als er wieder hereinkam, hatte der Herr den kleinen Michel vor sich auf dem Bette liegen. Der Herr tobte und fluchte grausam auf den Lakaien, aber der Lakai blieb dabei: „er hat an ihrer Klinke gehangen; was kann ich dafür.

„dafür. Hätt er an meiner Klinke gehangen, „so wust' ich wohl, was ich denken und thun „würde." Jakob lief endlich vor die Thür und fragte die Nachbarn, ob Niemand einen Mann mit einem Renzel hättte herein gehen sehen.

Ja! sprachen sie, einen Mann mit einem grünen Rock und weissen Renzel.

Ach geschwinde schaft ihn! sucht ihn! kennt ihr ihn nicht? —

Ja! sprachen sie, nun ists zu spät! Hätten wir das gewust, so hätt er nicht weit kommen sollen. Wer Geier konnte denn wissen, daß der gestohlen hätte! Wir denken er hat was gebracht, weil er ohne Renzel wieder heraus kam. — Da war alles Forschen umsonst. Kurz Michel Renzel war da und der gnädige Herr ließ eine Amme holen und ihn erziehen. Ob ihn dazu freiwillige gute Absicht, oder Gewissenstrieb, oder Ausspruch der Obrigkeit vermocht habe, das weiß ich nicht. Da hört man's ia gleich, wie Michel Renzel in's Haus gekommen ist; das erstemal hat ihn der Kerl mit dem grünen Rock im Renzel hinein getragen.

Der kleine Renzel wuchs nach und nach heran, so daß er endlich ein ziemlich grosser Renzel ward. Er ward in die Schule geschickt, fieng an von studiren zu reden, lebte einige Jahre auf einer Universität von dem Geld

des gnädigen Herrn und von Stipendien, welche er durch dessen Fürsprache erhielt und kam in einem schwarzen Rock nach der Residenz zurück. Der gnädige Herr war damahl zwar noch nicht Konsistorialpräsident, aber deswegen hätt's nicht gut seyn müssen, wenn man nicht hätte Gelegenheit finden sollen, ihn in eine Pfarre hinein zu schieben. Es werden ia Prediger genug nach dem Geschmack ländlicher Kammerjungfern gewählt. Der Herr von Liebe hätte ihn gleich angenommen. Aber nein! — der Herr Geheimerath hatte iezt Kinder, die heran wuchsen und eines Informators benöthiget waren. Man konnte doch nach aller gesunden Vernunft nimmermehr anders urtheilen, als daß Renzel unter allen möglichen Informatoren und Hofmeistern gerade derienige seyn müsse, der in diesem Hause unverdrossenen Fleiß und Treue beweisen würde; die Klinke muste ihn daran erinnern. Wenigstens war so viel gewiß, daß er unter allen die stärkste Verpflichtung dazu hatte und wenn ers hier nicht that, so that er ganz gewiß in iedem andern Hause gar nichts. Wenn man nun noch bedenkt, daß der gnädige Herr auf diese Weise recht gut wieder zu seinem Gelde kommen konnte, das er auf Renzels Erziehung verwendet hatte, so darf man sich gar nicht wundern, daß sich Renzel zum zweitenmale ins Haus geschlichen hat. Eigentlich kann mans auch nicht einmal ein schleichen nennen, 's war eine ehren-

volle

volle Aufnahme und ich würde mich darüber nur gewundert haben, wenn er nicht wäre aufgenommen worden.

Ja, wird man sagen, das läßt sich hören (wenn man's auch nur aus Gefälligkeit gegen den Autor sagen sollte, der's gewiß gern hört,) aber darüber muß man sich doch gewiß verwundern, daß er sich so lange in dem Hause erhalten konnte. — Aber — was ist das gesagt! wenn man nur nach den Umständen früge, würde sich die Verwunderung schon legen. Einmal ist gewiß, daß sich Männer in so grossen Geschäften der Erziehung ihrer Kinder nicht so unterziehen können, als gemeine Väter — und es kann immer seyn, daß durch die Entfernung, in welcher solche Väter durch ihre Geschäfte von ihren Kindern erhalten werden, die väterliche und kindliche Empfindung geschwächt wird. Hernach so hatte der Renzel ein Ansehen, daß man hätte glauben sollen, er thäte alles und wuste sich so demuthvoll und ergeben gegen den Geheimenrath zu betragen, daß man gar befürchtete, er würde im Eifer für die Vollziehung seiner Befehle gewiß einmal seinen Geist aufgeben. Uebrigens that er dem Hause auch würklich viel ersprießliche Dienste. Er hieß Hofmeister, aber er war zugleich Friseur, Küch- und Kellerverwalter, Haushofmeister und Gärtner. Wo war gleich ein Mensch zu finden, der alle diese Aemter bestrei-

ten konnte? Das sollte gewiß Kunst setzen. Er hätte auch immer seyn und bleiben mögen, wenn er nur nicht bei seiner Dummheit auch boßhaft gewesen wäre und durch sein Positragen und Liebedienern, den gnädigen Herrn mißtrauisch und eifersüchtig gemacht hätte.

Man kann sich leicht vorstellen, daß der Generalsuperintendent die innere Verfassung dieses Hauses genau werde gekannt haben und mich dünkt, er hat's dadurch bewiesen, daß er gewisse Bedingungen ausmachte, ehe er Peter aus seinen Händen gab. Peter ward nicht der Unterweisung des Herrn Renzels übergeben, sondern sollte die öffentliche Schule frequentiren, die sich damal in sehr guten Umständen befand und mit fürtreflichen Lehrern besetzt war. Er kam zum Subrektor und trieb mit den jungen Würdigen gemeinschaftliche Lektionen. Ferner bath er sich aus, daß Peter zwei Tage in der Woche bei ihm zubringen sollte und dazu ward der Sonntag und Mittwoch bestimmt. Die Einwilligung erhielt Würdig sehr leicht. Eigentlich hatte er's mit der Frau Geheimeräthin zu thun, welche die ganze Sache betrieb und, wie's aus allen Umständen zu sehen war, die edle Absicht hatte, für Peters Erziehung und Glück mütterlich zu sorgen. Sie kannte Würdigs redliche Gesinnung und konnte sich leicht vorstellen, daß Peter diese Tage bei ihm nicht ohne Nutzen hinbringen würde.

Ja!

Ja! antwortete sie, recht herzlich gerne geh' ich beide Bedingungen ein und danke ihnen noch dafür, daß sie so gütig sind, Petern einen Zugang zu ihnen zu verstatten, der ihm nicht anders als nützlich seyn kann.

Dem Präsident war im Grunde gar nichts daran gelegen, ob Peter in seinem Hause oder zwanzig Meilen von ihm war. Er hatte aber einmal den Vorstellungen seiner Gemahlin nachgegeben; „daß er Pate zu ihm sey, und ihr „Bruder in Hungersdorf den armen Schelm „ganz und gar zu verderben trachte." Da er nun in Absicht auf Petern seiner Gemahlin völlig ihren Willen zu lassen beschlossen hatte, so schiens ihm doch auffallend zu seyn, daß sein Kollege, der Superintendent da Ausnahme und Einwendung machen wollte, wo er unweigerlichen Gehorsam und demüthige, dankbare Annehmung angebotener Wohlthaten erwartete. Würdig wuste aber der Sache in den Augen des Geheimenraths ein ander Licht zu geben. „Peter, sprach er, und ihre Junker können „nicht nach einem Plan erzogen werden. Ihr „Hofmeister muß entweder Petern besonders „anführen und denn hat er doppelte Arbeit und „versäumt ihre Junker; oder der Hofmeister „läßt sie zusammen einen Weg gehen, das kann „ihre Junker verdrieſſen und Petern zum Nar„ren machen. Die Tage, wenn er bei mir ist, „sollen ihn die Wohlthaten wohl anwenden leh-

„ren, die er in ihrem Hause empfängt.“ — Ja, ja, Herr Superintendent, sprach der Geheimerath, sie haben nicht ganz Unrecht! — In der Folge gab das Gelegenheit zu mancherlei Gesellschaften unter einander, da die Würdigschen Söhne Petern besuchten und des Geheimenraths Söhne bei der Gesellschaft waren, worauf diese wieder mit Petern zu den Würdigschen Söhnen giengen.

Der Geheimerath hatte drei Söhne, Moritz, Lorenz, Adolf, der älteste war zwanzig und der jüngste siebenzehen Jahr alt als Peter sechszehen ward. Da ich meinen Lesern schon gesagt habe, daß ihr ietziger Hofmeister von Jugend auf bei ihnen gewesen ist, so können sie sich von ihrer Erziehung gar leicht einen richtigen Begrif machen. Sie behielten ein Muster unverrückt vor Augen; wurden durch die ganze Laufbahn ihrer Schulstunden nach einerlei Methode angeführt, die sich sehr gewissenhaft an dieselbigen Worte band; daß es also gar nicht fehlen konnte, sie muſten vollkommene Renzel werden.

Die Frau Mama hatte das schon vor einigen Jahren bemerkt und in einer vergnügten Stunde ihrem Gemahl einen sehr behutsamen Wink gegeben. Mich dünkt, sprach sie, ich sehe schon ietzt, wie unsere Söhne dereinst gehen, handlen, reden und aussehen werden? Wie denn? fragte der Gemahl. — Wie

Renzel; antwortete die Mama. Aber — was hätte die Dame darum gegeben, wenn sie die Worte wieder hätte zurücknehmen können! Das nahm der Geheimerath ganz entsetzlich übel und ließ es die Mutter dermassen hart büssen, daß sie kein Wort wieder von der Erziehung der Söhne sprach. Ich weiß auch nicht, und kein Mensch konnt' es wissen, wie 's zugieng, daß der Geheimerath darüber so grausam verdrießlich werden konnte! Kam 's aus Verdacht, als wenn ihn seine Gemahlin an gewisse vergangene Zeiten hätte erinnern wollen, so that er ihr doppelt Unrecht, weil ich gewiß weiß, daß sie damahl noch kein Wort von Klinke und Querrenzel wuste. Ihre Leiden, die sie um dieser Worte Willen erdulden muste, gaben erst Gelegenheit, daß man ihr erzählte, auf was Art und Weise der Herr Hofmeister Renzel wäre ins Haus gebracht worden.

Die jungen Herren glichen alle dreie dem Vater von Ansehen sehr genau, sie hatten aber auch vollkommen sein Genie und ganze Gemüthsart. Da nun Renzel eigentlich keine andere Absicht hatte, als sich im Hause und am adlichen Tische zu mainteniren, damit er mit seinen jungen Herren auf die Universität gehen, noch einmal, und zwar Jura studiren und hernach im bunten sowohl als schwarzen Rocke sein Glück suchen könnte, so wars eine ganz natürliche Folge, daß das Unkraut wuchs und der Wai-

ßen erstickt ward. Als sie sich den Jünglingsjahren näherten, hatte die schlechte Seite des väterlichen Temperaments bei ihnen männliche Stärke erhalten und von der guten waren kaum noch Spuren übrig. Sie unterschieden sich in nichts als in besondern Lieblingsneigungen, die bei allen Gelegenheiten hervorblickten. Moritz zeigte einen unbändigen Stolz, Lorenz unzubefriedigende Rache und Adolf niederträchtigen Geitz, im Grunde aber waren sie Renzel in verschiedenen Auflagen.

Einem aufmerksamen nachdenkenden jungen Menschen als unser Peter war, konnten diese Charaktere nicht lange verborgen bleiben und wer die ganze häußliche Verfassung kannte, muste die jungen Herren mehr bemitleiden als verachten. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn sie in der Lage nicht die Menschen geworden wären, die sie waren. Renzels Unterweisung war so absurd als man sie sich nur denken kann. Die Stunden und Lektionen waren so unrecht nicht gewählt und Peter merkte, ehe man's ihm sagte, daß sie vom Herrn Geheimenrath vorgeschrieben waren. Aber was Renzel auch mit seinen Schülern trieb, so that er weiter nichts, als daß er das Lehrbuch vor sich hatte und seinen Schülern von Wort zu Wort vorlas. In der folgenden Stunde musten sie alle Regeln und Sätze hersagen, und wer das recht pünktlich, ohne ein Wort zu ver-

sehen oder zu verändern konnte, der bekam das Lob eines fleißigen Schülers. Der Geheimerath hatte sehr weislich eine Stunde der moralischen Bildung bestimmt. Renzel sagte ihnen die trockenen Worte der christlichen Gesetze her und seine Beweggründe waren der einzige: Gott hats befohlen, Gott hat's verboten; Gott giebt den Himmel zum Lohne und straft mit der Höl'e. Daran ward gar nicht gedacht, ihnen die Liebenswürdigkeit Gottes und die Schönheiten der Tugend fühlbar zu machen oder ihren Einfluß in die Glückseligkeit des Lebens zu zeigen. Gott! dachte Peter, was für ein blinder und verkehrter Leiter! — Aber sagen durft er nichts. Würdigs und der gnädigen Frau Lehren lagen ihm immer in Gedanken.

Ausser den Schulstunden sahe sich der Hofmeister gar nicht nach seinen Schülern um, und wenn er dem Hause nicht durch Vernachläßigung seiner übrigen Aemter Schaden zufügen sollte, so konnt' er das auch nicht. — Aber, möchte man sagen, war denn sonst Niemand im Hause, der den Schaden einsahe, welcher aus einer solchen verkehrten Anführung der ganzen Familie erwuchs? — Die Frau Geheimeräthin hatte sich in einem verkehrten Hause gut gebildet, konnte sie denn nicht als Mutter in ihrem eignen Hause ihren Kindern bessere Wege zeigen und führen lassen? Aber an ihrem Willen und Einsichten lag's gewiß nicht. Sie sahe

wohl ein, daß die Pferde hinterm Wagen gespannt wurden und ihre Söhne auf Ausschweifungen und Boßheiten geriethen; aber bei der Verfassung, in der sie sich befand, konnte sie in beiden Fällen nichts thun. — Das müste nicht gut seyn, wenn — — Nur Geduld, bis ich erst ihr ganzes Hauswesen detaillirt habe!

Bei aller Unwissenheit war Renzel boßhaft und verschlagen; eine Verbindung — über welche man sich wohl nicht wundern darf. Ein Mensch, der nicht aufgericht gehen kann, auch ja wohl gebeugt kriechen und wer die richtige Strasse nicht finden kann und gleichwohl an den bestimmten Ort hin will, der macht sich so leicht kein Bedenken, krumme Nebenwege zu suchen. Renzel war kaum ein Jahr als Hofmeister im Hause, so war er's im ausgebreitesten Verstande für's ganze Haus. Seines Patrons Gemüthsart kannte er so genau, daß er kein Wort sprach, worinn er nicht dessen ganzen Sinn und Geschmack traf. Wenn man nur die demüthige Art bedenkt, wie er so ganz uneigennützig und ohne Gefühl eines eigenen Werths seine Worte hervorbringen und sich ganz unterwürfig zu gnädigen Füssen werfen konnte, so wird man sich nicht wundern, daß er eine so wichtige Person ward. Es war ihm nicht genug, Werth und Ansehen bei dem Herrn zu erhalten, er muste auch dahin bedacht seyn, daß alle übrige Personen im Hause ihr Ansehen bei ihm verlohren, damit

damit sich Niemand einfallen liesse, ihn aus dem Sattel zu heben. Die gnädige Frau, das sahe er bald, hatte er am meisten zu fürchten, und sobald er sahe, daß sie mit ihm nicht einstimmig handeln wollte, so handelte er wider sie beim gnädigen Herrn. Das war ihm nicht unbekannt, sein Patron hatte Hang zum Geiz und konnte durch den geringsten Schein eifersüchtig und mißtrauisch werden. Nun sprach er bei allen Gelegenheiten von Aufgang und Verschwendung und sammlete scheinbare Beweise, die Frau Geheimeräthin derselben zu beschuldigen. Hatte die gute Dame irgend mit einem jungen Kavalier gesprochen, so wuste er davon so zweideutig zu reden, daß der gnädige Herr Verdacht schöpfte und Renzeln Aufsicht über seine Gemahlin, sein Gesinde und ganzes Hauswesen auftrug. So kam Renzel zur Haushofmeisterwürde. Alle übrige Hausbediente fanden ihre Rechnung dabei, daß sie mit Renzeln Parthie machten, wobei sie zwar aus Boßheit nichts, aber aus Schmeichelei und Eigennutz, vieles der Geheimenräthin zum Nachtheil thaten. Blicke, Mienen und Worte wurden dem Herrn Renzel und durch diesen, dem Herrn Geheimenrath mit den boßhaftesten Erklärungen und Zusätzen hingetragen und nach einigen mißlungenen Versuchen, wo schuldlose treue Redlichkeit durch den demüthigsten und sanftesten Widerspruch nichts weiter ausrichten konnte, als daß sie unehrerbietig

über-

überschrien und härter beschimpft ward, war sie zu schüchtern, ein Wort zu ihrer Vertheidigung zu sagen. Daran durfte sie vollends nicht denken, daß sie über bemerkte Unordnungen und Ausschweifungen reden wollte, es mochte sie auch begehen wer da wollte. Dann vereinigte sich alles im Hause wider sie und entstand gemeiniglich ein Ungewitter, das am Ende über ihren Kopf kam. Der kleinste Schimpf nach solchen Renkontern war, daß sie acht Tage lang, wie Peter, ihr Essen auf die Stube bekam. Daher kam's, daß die Söhne Liebe und Respekt verlohren und sich gar nicht scheueten, ihre Boßheiten vor den Augen der Mutter zu begehen; sie muste wegsehen und durfte kein Wort sagen.

Für Petern wars eine sehr böse Lage, in welcher er sich befand. Sein Herz sprach für die Geheimeräthin, alle seine Einsichten verdammten den Vater sowohl als die Kinder mit ihrem Hofmeister und sein ganzes Betragen muste doch wenigstens von aussen so scheinen als hätt' er an Niemanden etwas zu mißbilligen. Wenn die Gegenparthie damit nur noch zufrieden gewesen wäre! — So sehr konnte sich Peter nicht hüten, daß Renzel nicht manchmal hätte mit einem Blick in sein Herz sehen sollen, und da sah' er denn nichts als Verachtung und Vorwurf. Die jungen Herrn waren damit nicht zufrieden, daß er sie nicht tadelte, sie verlangten, er sollte sie auch loben und sich von ihnen

nen nicht absondern. Sie tadelten an ihm, daß er aus der Mutter so viel mache, die doch nichts thäte, als daß sie ihre iugendlichen Freuden störte. Berathschlagten sie Boßheiten, so hieß er Kopfhänger und Kalmäuser, wenn er nicht beistimmen wollte und weiser, superkluger Narr, wenn er bessere Gesinnungen äusserte. „Man sollte nicht einmal versuchen, sprach Mo„ritz, solche pöbelhafte Seele, aus dem ange„bohrnen Koth hervorzuziehen; Leute von Stan„de und Geburth haben nichts als Schimpf und „Schande von ihnen.“ — „Warte nur, Mem„me! setzte Lorenz hinzu, 's werden Zeiten „kommen, wo die gnädige Frau das liebe „Patgen nicht mehr hätscheln kann. Wir spre„chen uns noch wohl an einem andern Ort! — „funfzig Nasenstüber für iedes unehrerbietige „Wort! — ich vergesse nichts. Und wenn der „Junge dann ein Wort spricht, so giebt man „ihm Ohrfeigen links und rechts, daß der Kopf „zwo Meilen vom Rumpf fliegt, — Peters „wachsen in iedem Dorfe genug auf.“ — „Ich „weiß auch nicht, kam endlich Adolf nach, wie „das Unglück den Betteliungen hat ins Haus „gebracht. Weiter nützt er zu nichts, als daß „er frist und säuft — als wenn nicht so schon „genug Aufgang im Hause wäre!“ — das Schlimste war noch, daß wenn ihre Anschläge mißriethen, Peter die Schuld tragen mußte. — Hätte ihm nicht die gnädige Frau in der Stille Guts gethan, und alle Leiden durch ihre

fast mütterliche Liebe ersetzt, so wär' et gewiß nicht acht Tage im Hause geblieben.

Von dieser Seite betrachtet hatte Peters Auffenthalt im Hause des Geheimenraths viel Annehmlichkeiten. Die Fräulein, welche mit ihm in einer Stunde zu Hungersdorf war gebohren worden, hatte Peters Augen von Anfange auf sich gezogen. Sie war so wenig eine glänzende Schönheit, daß sie der Mutter hierin weit nachstehen muste, aber sie hatte so viel Sanftes und Gefälliges in ihrem Gesichte und Betragen, daß iedes auf sie gerichtete Auge den Abgang des Blendenden reichlich ersetzt fand. Von Ansehen hätte sie Niemand für Mutter und Tochter gehalten, so wenig fand man übereinstimmende Geschlechtszüge in ihrer Bildung. Aber Herz und Denkungsart war eins. Sie hieß Emilie. Vor ihrer Geburth hatte die gnädige Frau von ihrem Herrn in einer guten Stunde das Versprechen erhalten, daß wenn sie eine Tochter bekommen würde, diese ganz ohne Einschränkung ihrer Gewalt sollte überlassen seyn.

Renzel machte unzählich viel Einwendungen gegen die mütterliche Erziehung und wandte alle mögliche Kunstgriffe beim Vater und bei der Mutter an, daß sie in seine Unterweisung gegeben werden möchte, aber nichts half. Der Vater brach sein gegebenes Wort nicht, das war Charakterzug bei ihm. Man must' es

schon

schon behutsam anfangen, wenn man Vorstellungen versuchen wollte. Er nahm solche Bitten als Verweise und Vorwürfe auf, als hätt' er nach unreifer Ueberlegung gehandelt und die Folgen seiner Entschliessungen nicht eingesehen. Er glaubte sich im ganzen Leben noch nie übereilt, nie geirrt zu haben, so daß er für nöthig gehalten hätte, umzukehren. „Wenn sich's „meine Frau gefallen läßt, hab' ich nichts da„wider; ich breche aber mein Wort nicht." — Das war seine Antwort. Da hätte Renzel nur gleich schweigen mögen, wenn er klug gewesen wäre. Die Frau Geheimeräthin hatte sich darum dies Versprechen von ihrem Herrn erbeten, weil Renzel am allerwenigsten geschickt war, ein Frauenzimmer zu erziehen. Das schlimmste war noch, daß ihn die Liebe grausam plagte und er unedel genug war, daß er sie hätte auf Abwege bringen können. „Nein!" das war ihre letzte Entscheidung, „lassen sie sichs „nur gefallen, daß ihre Gewalt über mich hier „einige Einschränkung leidet. Die Bildung „meiner Tochter ist mein einziges Vergnügen, „das ich auf der Welt habe."

Die edle Mutter gieng mit ihrer Tochter denselben Weg, auf welchem sie von ihren zwoen Freundinnen war geführet worden. Seitdem Würdig in der Residenz war, hatte sie einen weisen Rathgeber, zu dem sie ihre Zuflucht nahm, wenn ihre Einsichten nicht zureichen wollten.

wollten. Durch seine Unterstützung machte sie manche Verbesserungen in ihrem Erziehungsplan und hatte die belohnende Freude für ihre mütterliche Sorgfalt, daß die Tochter ihre Hofnung übertraf und unter ihren Händen eine Bildung empfieng, welche ihre Person angenehm und ihr Herz schätzbar machte. Sie besaß scharfe Einsichten und richtigere, ausgebreitetere Kenntnisse als das Frauenzimmer nach der Mode, hatte aber dabei weniger steifen Gang und weisen Ausdruck als diese. Ein sanftes Herz ohne tändelnde Empfindsamkeit und eine erhabene grosse Seele, die sich ihrer Würde bewust, nie von edlen Grundsätzen wich, gaben ihr selbst in den Augen desienigen einen Werth, der ihn sonst in kleinen Füssen und grossen Augen zu finden wuste. Freimüthig machte sie ihre Unschuld und unerschrocken stand sie vor dem Tadler, der lästern und schreien, aber ihre Grundsätze nicht angreifen konnte. Jeder Mensch gab der Mutter das Lob, daß sie eine Tochter erzogen habe, die ihre Vorzüge und nicht ihre Fehler besitze.

Fräulein Emilie und ihre Mama hielten Petern für alle Leiden schadlos, welche er in ihrem Hause ertragen muste. Emilie hatte ihr Zimmer auf der andern Seite dicht neben dem Zimmer der Mutter, so daß sie sowohl als Peter durch Thüren, die ihre Zimmer vereinigten, zur gnädigen Frau kommen konnte. Bei Peters Ankunft war Emilie abwesend,

sonst

ſonſt aber war ſie in der Folge bei allen Zuſammenkünften, und Mutter ſowohl als Emilie und Peter ſchienen eine Neigung zu haben, einander zu ſuchen und in ihren Unterhaltungen ein Vergnügen zu finden, dem ſie alles aufopferten. Die Zeit muſte hierzu freilich ſehr behutſam gewählt werden. Für den Geheimenrath war man wohl ſicher, der war ſo mit Geſchäften überladen, daß er von ſeiner Stube nicht kam. Auch durften ſie eben das Geſinde nicht fürchten. Bediente und Mägde hielten's zwar in ſoweit mit Renzeln, daß ſie ſeine Thorheiten nicht ſahen und in den Fällen, wo er zu ſeinen böſen Abſichten ihres Beiſtandes bedurfte, einen ſcheinbaren Eifer annahmen; aber ſoweit giengen ſie nicht, daß ſie etwas hätten thun ſollen, was der gnädigen Frau Verdruß machen konnte. Das erſtere muſten ſie thun, wenn ſie ſich nicht durch ihn ihre Vortheile ſchmälern und ihre Dienſte erſchweren laſſen wollten; das letztere erlaubte ihnen die Ehrfurcht nicht, welche das ſanftmüthige, edle Betragen der Dame iedem Hausgenoſſen einflöſſen muſte, wenn er nicht, wie Renzel alles edle Gefühl verlohren hatte. Aber Renzel und ſeine Untergebenen waren die läſtigen Wächter, welche ſie ſtets umlagert hielten, und die Kunſt gelernt hatten, der edelſten Handlung ihren Werth zu nehmen und der unſchuldigſten einen böſen Anſtrich zu geben. Er war aber ein ſo groſſer Liebhaber der Gemächlichkeit, daß

er auſſer den häuslichen Beſchäftigungen nichts that. In den müßigen Stunden, die ihm übrig blieben, ſchlief er, oder wenn er ia etwas vornahm, ſo wars ein Kartenſpiel. War dazu im Hauſe keine Geſellſchaft, ſo gieng er mit den Junkern aus. Wenn das nicht angieng, ſo legte er ſich Abends um neun Uhr zu Bette und ſeine Untergebenen folgten ſeinem Beiſpiele, oder ſchweiften bis gegen Mitternacht auf den Straſſen umher. Dies waren die glücklichen Stunden, die Peter im Zimmer der gnädigen Frau mit Emilien unſchuldvoll und vergnügt zubrachte.

Die gnädige Frau konnte Petern nicht ſehen, daß ſie ſich nicht innig gefreuet hätte. Das offene Herz, das ſich für dem ſchärfſten Blick nicht verbarg; die gute edle Seele, die in allen Handlungen ſich zeigte; die feinen Einſichten in den anmuthigſten Wiſſenſchaften, die er ſich durch unermüdetes Leſen erwarb, vermehrten täglich ihr Wohlgefallen an ihm. Sie machte bald die Entdeckung, daß Emilie und Peter wechſelſeitige Vortheile aus ihren Geſellſchaften zogen, wodurch er ſanfter und ſie feſter ward. Dadurch gewann ſie ihn vollends ſo lieb, daß ſie ihm wahrhaftige mütterliche Liebe widmete und zwiſchen ihm und ihrer Emilie keinen Unterſcheid machte. Beide theilten ſich ſo in ihr Herz, daß ſie ſich mit gegenſeitiger Zufriedenheit einander geliebt ſahen und in den

Armen

Armen der Mutter beide sich selbst genug der ganzen Welt vergassen.

Wenn meine Leser mit ihren Vermuthungen nicht gar zu weit vorauskommen sollen, so muß ich hier anfangen von Peters und Emiliens Liebe zu reden. Sie sahen sich täglich, durften in Gegenwart der Mutter ungezwungen mit einander umgehen, wurden im gemeinschaftlichen Genuß der mütterlichen Zärtlichkeit in brüderliche Zuneigung gegen einander gewöhnt; fanden sich liebenswürdig und fühlten's, daß sie beide geschickt waren, einander zur Freude zu leben — was war das anders, als aufkeimende Liebe. Sie giengen beide dem siebenzehenten Jahre entgegen. Da fühlt die Natur schon ihre Bestimmung und wenn dem natürlichen Triebe die Wahl der Heirath ganz allein überlassen werden könnte, vielleicht daß sie viele in diesem Alter beschlössen. Man hat alles gethan, wenn man seine Neigungen durch gute Grundsätze in der Ordnung erhält, daß sie zur Kränkung der Unschuld keine Ausschweifung wagen. Aber schwerlich wird ein Mensch im zwanzigsten oder dreißigsten Jahre eine Verbindung eingehen, der sich nicht ums siebenzehente herum, — einer mehr oder weniger ernstlich als der andere — manchmal nach einer Person umgesehen hätte, mit welcher er seine Freuden theilen und sein Leben vereinigen zu können schon damals wünschte. Wenns unter den Hagestol-

zen einen giebt, ders durch einen Naturfehler ist, — der könnt' es freilich schon im siebenzehenten Jahre gewesen seyn und in der Jugend so wenig als in den männlichen Jahren Anfechtungen von solchen Gedanken bemerkt haben. Das bitt' ich mir aber aufs ernstlichste aus, daß mir ein solcher nicht zur Widerlegung meiner Worte aufgestellt werde. Wenn ich gleich das Schicksal haben sollte, lauter Leser zu bekommen, die sich keines solchen Gedankens im siebenzehenten Jahre erinnern könnten, so wird man mich doch von meiner Meinung nicht abbringen, da ich Emiliens und Peters Beispiele für mich habe.

Wenn sie des Abends aus einander giengen, so pflegte die gnädige Frau, Petern und Emilien zärtlich an ihre Brust zu drücken und jeden mit einem Kuß ihrer mütterlichen Liebe zu versichern. Dann gaben sich Peter und Emilie vertraulich die Hand, sahen sich voll Sehnsucht nach ewig daurendem Genuß ihrer gegenseitigen Liebe an, fielen wohl einander herzlich um den Hals, drückten im letzten Blick den Wunsch eines glücklichen Wiedersehens aus und giengen jeder durch gegenüberstehende Thüren nach seiner Schlafstätte hin. Wer wird die Gedanken nicht rathen, die ein jeder an der Thür seines Schlafzimmers fand oder vielmehr mit sich hinein brachte? — „'s ist wohl wahr, „sprach Emilie einstmal mit sich selbst, als die

„Mama

„Mama an der Thüre horchte, — 's ist wohl „wahr, was unser lieber Würdig sagt: daß „man die Welt nicht verfluchen darf, wenn man „nur seine Laster verfluchen will. Gott! was „ists Leben, wenn ich einmal unter meinen Brü„dern eine Stunde zubringen oder am Tische „neben einem Renzel sitzen muß! — da schme„cken die delikatesten Gerichte bitter, der beste „Wein sauer — da sind Minuten Jahre und „die letzte nur angenehm, die uns trennt. Ne„ben Petern, dächt' ich, müste schwarz Brodt „schmecken und an der Seite einer solchen treuen, „edlen Seele leben, das muß Trost und Freude „seyn. Ach wär' ich doch von bürgerlichen El„tern gebohren! — elender Vorzug! der das „Glück meines ganzen Lebens hindert. Meine „Mutter ist edel und gütig genug, sie wird kei„nem Wunsch widersprechen, auf dem das „Glück meines Lebens beruhet. Aber mein Va„ter ist hart genug, mich lieber in lebenslanges „Elend zu stürzen, als mich mit einem bürger„lichen Manne zu verbinden. Gott, wie wird „mir's gehen! — der Gedanke des Todes ist „mir erträglicher als der Gedanke der Trennung „von meinem lieben Peter."

Ich weiß nicht, ob die Entdeckung dieses Geheimnisses der gnädigen Frau in diesem Augenblick mehr Verwunderung oder mehr Freude machte. So etwas zu hören, muste sie wohl erwartet haben, sonst hätte sie nicht ge-

horcht, und wärs ihr unangenehm gewesen, eine solche Entdeckung zu machen, so würde sie keinen Umgang zugelassen haben, von dem eine kluge Dame keine gewissere Folge erwarten konnte. Sie blieb ganz gelassen, ließ sich gegen ihre Tochter nichts merken und nahm in ihrem Betragen gegen ihre Kinder keine Veränderung vor. Aber das that sie, sie horchte alle Abende an der gegenüber stehenden Thür und hatte ein grosses Verlangen, Peters Gesinnungen gegen ihre Tochter zu entdecken. Eine geraume Zeit war ihre Bemühung fruchtlos. Es war gemeiniglich, als wenn Peter in tiefen Ueberlegungen auf und niedergienge, auch kam's ihr vor, als wenn er bisweilen mit sich spräche; aber das Geräusch, das sein Auf- und Niedergehen verursachte, verhinderte, daß sie auch nur ein Wort hätte verstehen können. Endlich erreichte sie ihre Absicht auf einem Wege, den sie nicht gesucht hatte.

Peter hatte an einem Tage durch Renzels Verfolgung viel Verdruß mit den Junkern und bekam, nach vorhergegangener Anklage von dem Geheimenrath das Urtheil, daß er zum Hause hinaus geiagt werden sollte, wofern er noch einmal Ursach zu Beschwerden geben würde. Peter sagte kein Wort zu seiner Rechtfertigung, saß aber den ganzen Tag und weinte. Am Abend kam er zur Geheimenräthin und Emilie war auch da. Sobald man nur ein

Wort

Wort von den Vorfällen des vergangenen Tages sprach, so ward Peter untröstlich und konnte für Thränen nicht reden. Die gnädige Frau und Emilie wollten ihn trösten, aber Peters Kummer überwältigte sie so, daß sie in dem Antheil, den sie nahmen, soviel litten als Peter selbst. Eine Stunde brachten sie ziemlich traurig hin, bis endlich die Geheimeräthin auf einen Weg kam, der ihr Peters Herz entdeckte und sie zu einer Erklärung brachte, die allen Beruhigung gab. Sage mir nur, Peter, fragte die Mama, wie's zugeht, daß du heute so untröstlich bist. Must du denn den ganzen Abend an deine Leiden gedenken? du kennst ja deine Feinde; kann man von niederträchtigen Leuten etwas anders als Verdruß erwarten? Hat meine mütterliche Zärtlichkeit und meiner Emilie schwesterliche Liebe so geringen Werth in deinen Augen, daß sie deine Verdrießlichkeiten nicht überwiegen?

Ach! gnädige Frau, antwortete Peter, indem er auf seine Kniee niederfiel und ihre Hand küste, tausend — tausendmal überwiegt ihre Liebe meine Leiden und keine Marter soll mich abschrecken, wenn sie nur zu ertragen ist und ich mir dadurch ihre Liebe erhalten kann. Aber dieser Gedanke macht mich eben untröstlich, daß alle Klugheit und Vorsicht nicht hinreichen wird, einem Schicksale zu entgehen, das mich um Ruhe und Glückseligkeit bringen und in einen trostlosen Zustand versetzen wird.

Habe Geduld, Peter! Noch vierzehn Tage, das weiſt du ia, denn wirſt du deine Verfolger und ich meine Aufpaſſer loß — ſo lange trage doch alles und ſprich kein unbehutſam Wort.

Meynen ſie denn, daß dadurch mein Schickſal viel beſſer werden wird?

Ich ſollt' es denken. Wenn du von Niemanden verfolgt und von deiner Mutter und Schweſter geliebt wirſt, denn wirſt du doch zufrieden ſeyn.

Ja, beſte Mutter, wenn ich immer bei ihnen ſeyn könnte und keine Zeit fürchten dürfte, die mich von ihrer unvergleichlichen Tochter trennen wird. Aber werd ich Emilien iemals wiederſehen? — ſo wiederſehen, daß ich ſie in meine Arme ſchlieſſen und im Genuſſe ihrer Liebe, Erfüllung meiner Wünſche ſuchen darf? — Ach lebte mein Vater noch! wären doch ſeine Vermuthungen von der Würde ſeines Geſchlechts keine Einbildung! Hätt' er doch die Beweiſe, wenn's wahr iſt, daß er welche gehabt hat, ſorgfältiger verwahrt! Um Emilien — —

Peters Worte verlohren ſich hier in Thränen; Emilie ſaß neben der Mama und verbarg ihr Geſicht mit dem Tuch, indem ſie ihren Kopf auf die Schulter der Mutter herabſinken ließ — und die gnädige Frau fand ſich durch Peters Zärtlichkeit gegen Emilien ſo übereilt, daß

daß sie einigermassen verlegen zu seyn schien, ob sie gleich nichts erfahren hatte, was ihrem Wunsche zuwider war. Peter! sprach sie nach einer Stille von einigen Minuten, was verlangst du von mir?

Alles, gnädige Frau, was ihre Liebe mich schätzen lehrte und hoffen ließ, was sie mir aber nie werden geben können — ihre unvergleichliche Emilie.

Das ist freilich viel, ia alles was ich schätzbares habe. Aber du hättest doch Emilien erst fragen sollen; wider ihren Willen kann ich sie ia nicht weggeben. — — Kaum hatte die Mama die letzten Sylben ausgesprochen, so lag Emilie auf ihren Knieen neben Petern. Jeder ergrif eine mütterliche Hand, küste sie, ließ die letzten im Auge stehenden Angstthränen, welche die zudringende Freude vollends herausstieß, hinausfallen und küste sie stumm wieder ab, bis endlich das volle Herz ausbrach: beste Mutter! — ewig geliebte Mutter! —

Die gnädige Frau konnte sich länger nicht halten, ob sie gleich nie Willens gewesen war, ihre Wünsche und Absichten ihren Kindern so frühzeitig zu entdecken. Sie hob ihre Tochter und Petern in die Höhe, ließ sie beide neben sich setzen und redte sie in den zärtlichsten Ausdrücken an. „Ich sehe nun wohl, mein „lieber Peter! du wilst ein Recht haben mich

„Mutter zu nennen und bist mit der Erlaubniß
„nicht zufrieden, die ich dir aus Gefälligkeit
„gegeben habe. Nun das Recht will ich dir auch
„geben, du sollst meine Tochter haben.“ —
Hier lagen ihr beide Kinder um den Hals und
wusten nicht Worte und Zärtlichkeiten genug
zu finden, ihre Dankbarkeit zu bezeugen, so
daß das mütterliche Herz der gnädigen Frau
von der Freude überströmt ward, die sie im be-
friedigten Wunsche ihrer Kinder empfand.

Fasset euch, lieben Kinder, sprach sie, und
höret, da ihr nun meiner Einwilligung ver-
sichert seid, desto ruhiger meine Gedanken, die
ich euch ietzt nicht länger verheelen darf. Ich
hab' es vorausgesehen, daß euer ungezwungener
offener Umgang die Folge haben und mit einer
ernstlichen Liebe sich endigen würde. Es kann
nicht fehlen, edle Seelen müssen sich wün-
schenswürdig finden und können dem Triebe
zur ewigen, genußvollen Vereinigung nicht wi-
derstehen. Noch mehr, ich hab' es gewünscht,
daß eure Herzen Zärtlichkeit für einander fassen
möchten, weil ich für meine Tochter keinen wür-
digern Jüngling und für meines Peters gutes
Herz und fürtrefliche Anlagen keine aufmuntern-
dere Belohnung kannte. Hätt' ich nicht die
Absicht gehabt, meinen Willen zu eurer Ver-
bindung zu geben, so würd' ich euch einander
nicht so nahe gebracht, oder beim ersten verrä-
therischen Blick wieder von einander getrennet
haben.

haben. Aber wenn ich die Hinderniſſe bedenke, die unſern Abſichten im Wege ſtehen, dann zittere ich; und wie wir's anfangen ſollen, unſern Zweck zu erreichen — das weiß Gott! Ich kenne die Denkungsart meiner Tochter, die den Werth des Menſchen nicht nach Geburth und Abkunſt beſtimmt. Das Reiß, das aus der Wurzel des edelſten Baums aufſchieſt, wird ohne Wartung auch wild, und wenn Wartung anſchlägt, ſo kann aus dem wilden Reiſe ein eben ſo guter Baum gezogen werden. Ich ſeh' es ihr an den Augen an, daß es ihr keine Ueberwindung koſten würde, für Peters edle Geſinnungen ihre adliche Frau zu verkaufen; aber — das giebt ihr Vater nicht zu, weil ſeine Augen offen ſtehen. Nun haben wir noch einen Weg vor uns, Peter muß ſich bemühen, durch Verdienſte ſich empor zu ſchwingen um die adliche Würde zu erlangen. Dann könnten wir hoffen, des Vaters Einwilligung zu erlangen.

Ach! fiel Peter ein, wenn mein Vater — —

Ich verſtehe ſchon was du ſagen willſt. Es kann ſeyn, daß er nicht Unrecht hat; wenigſtens iſt mir eine Familie von Vollmuth bekannt, die ehemahl floriret hat. Es kann dir aber für ietzt nichts helfen, wenn du auch den Stammbaum und alle Beweiſe in Händen hätteſt. Du muſt dich erſt in Umſtände zu bringen ſuchen, in

in welchen du Gebrauch davon machen kannst. Dann wird sich der Stammbaum schon finden. Sieh **Emilien** als die Belohnung an, und laß dir jeden Blick auf sie neuen Trieb seyn, dich ihrer würdig zu machen. Ein rechtschaffenes patriotisches Herz, Vertraulichkeit mit den Wissenschaften und ruhmwürdige Thaten, geben einen Adel, der edler als der angebohrne ist. Das Vaterland wird deinen Werth erkennen und der **Fürst** deine Verdienste belohnen. Dann ists Zeit, den Stammbaum zu suchen. Sollte aber das Glück dir misgünstig seyn, daß **Fürst, Vaterland, mein Gemahl**, deinen Werth nicht sähen, so nehme ichs auf mich, dich zu belohnen. Mir soll's gleich viel seyn, ob mein Sohn ein Edelmann, oder meine Tochter eine bürgerliche Frau wird. Aber Klugheit und Geduld ist nöthig. Liebet euch getreu, suchet durch Unschuld und Edelsinn einander täglich würdiger zu werden und bereitet eurer Mutter, die sich ganz für euch aufopfert, das Glück, daß sie Kinder an euch habe, die ihr Freude und Lebenstrost sind.

Emilie und Peter standen schon bereit, dem vollen Ausbruch der Freude sich zu überlassen und im feurigsten Ausdruck kindlicher dankbarer Zärtlichkeit, um ganzen mütterlichen Segen zu bitten, sobald sie das letzte Wort gesprochen hatte. Aber sie fühlte sich, daß sie Erholung bedurfte. Sie legte beider Hände in ein-

ander

ander — Gott segne euch, Kinder, lebt tugendhaft und glücklich! mehr konnte sie nicht sagen. Nun ists Zeit, fieng sie im ruhigern Ton an, daß wir uns erholen; zu viel Freude kann so schädlich werden als zu viel Traurigkeit. —

Ihr Abschied war immer zärtlich, wenn sie Abends aus einander giengen, aber heute war er mehr heilig. Zum Siegel unverbrüchlicher Treue, gaben sich Peter und Emilie den ersten Kuß und in der mütterlichen Hand legten beide neue Gelübde kindlicher Ehrfurcht und Dankbarkeit nieder.

Peters erster Wunsch, da er über sein Schicksal nachdachte, war der, daß die vierzehen Tage vorbei seyn möchten, nach deren Verlauf Renzel mit seinen jungen Herren die Universität beziehen sollte. Freilich konnt' er sich die Hofnung machen, daß er dann seines Glücks in ungestöhrterer Ruhe würde geniessen können. Zehenmal kehrte der Wunsch zurück; wenn sie nur glücklich vorübergehen; und zehenmal folgte der Vorsatz: ich will ausweichen — alles thun — alles dulden! Aber wer weiß ob nicht Stunden gekommen wären, wo Peter untergelegen hätte, wenn sich nicht mancherlei Umstände fanden, die ihm seine vierzehen Prüfungstage sehr erleichterten.

Die Superintendentur war im Stande und Würdig wollte sie beziehen. Er hatte im

Kollegio

Kollegio mit dem Herrn Geheimenrath von der Unruhe und Beschwerlichkeit seines Umziehens gesprochen und dieser kam von selbst auf den Einfall, ob ihm nicht Peter dabei Erleichterung machen könnte. Darüber vergiengen vier Tage, in welchen Peter nicht eher als mit dem Abend nach Hause kam. Ueberdies so bekam er Renzeln und die iungen Herren wenig zu sehen. Jener ward in Angelegenheiten des Hauses einigemal verschickt und muste Reisen von zwei und drei Tagen übernehmen. Jedermann im Hause brach sich den Kopf drüber entzwei, was das für Geheimnisse seyn möchten, die Renzeln aufgetragen würden; Peter war damit zufrieden, daß seine Versuchungsstunden gemindert wurden. — Die iungen Herren hatten weitläuftige Bekanntschaften, gaben Visiten und nahmen Abschied — kurz Peter genoß statt gefürchteter Unruhe in diesen vierzehen Tagen, Vorschmack seines künftigen Glücks. Endlich kam kurz vor der Abreise der alte Dreifuß von Gutleben gerade an einem Tage, an welchem der Geheimerath mit seinen dreien Söhnen und Renzeln aufs Land zu einem benachbarten Edelmann gefahren waren. Er war gerade zum Superintendent gegangen und überaus liebreich aufgenommen worden. Anfangs macht' es ihn sehr bestürzt, als er hörte, daß Peter nicht beim Superintendent wohne. So bald ihm aber die Sache erklärt ward und er wuste, daß es keine Strafe für Petern war,

gab

gab er sich zufrieden. Das wollt' er aber nicht, daß Peter gerufen werden sollte. „Laten se,“ bath er, „mei selber hengahn, ik mut siehn, „wiet uthsieht.“

So einen ruhigen und vergnügten Tag, als der heutige war, hatte Peter in diesem Hause noch nicht erlebt. Die Frau Geheimeräthin speiste mit ihrer Fräulein Tochter auf ihrer Stube und hatte Petern an ihren Tisch genommen. Die Speisen waren schon abgetragen, man saß nur noch bei einem Glase Wein. Emilie gieng heraus, als sie von ohngefähr durchs Fenster sahe, daß ein Bauer auf ihr Haus zugegangen kam. — Guden Dag, sprach der Alte, gnädige Frue!

Schönen Dank, Vater, was bringt ihr.

Nich gar tu väle; ik wollde mans gerne Peder n spräcken. Is hä denn bi iu?

Emilie hatte sich mehr als einmal Peters Schicksale erzählen lassen und konnte also leicht errathen, wer der Bauer seyn möchte. Ihr heißt doch wohl nicht Dreifuß?

Jo, gnädige Frue, uht Gutlebell. —

Sogleich nahm Emilie den alten Vater bei der Hand und führte ihn in das Zimmer, wo ihre Mama mit Petern am Tische saß. Die Stubenthür war kaum aufgegangen, so wars als wenn Peter den Tisch umrennen wollte, und Dreifuß reckte seine rechte Hand vor sich

weg,

weg, so lang als sie war. Auf die gnädige Frau sah' er nicht einmal, sondern, sobald ihm Peter sonahe war, daß er ihn erreichen konnte, so ergrif er dessen Hand, drückte und schüttelte sie, bis er endlich in die Worte ausbrach: wat mackst du, Peder, leweſt du noch?

Ja Vater, antwortete Peter, noch leb' ich und bin glücklich.

Biſt du ohk noch so en guder Junge, as du bi mei warſt?

Ja, Vater, das bin ich.

Nu denn biſt du en brav Kärel.

Die Geheimeräthin hatte eine herzliche Freude, sobald sie merkte, daß es der alte Dreifuß war. Sie gieng freundlich auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand und führte ihn zum Tisch. Er muste sich zwischen sie und Emilien setzen. Die Frau Geheimeräthin ließ den Generalsuperintendent zu sich bitten und dann sprachen sie mit einander so vertraulich, als wenn sie schon Jahre mit einander durchlebt hätten. Ich will alles übergehen, was man sich selbst vorstellen kann, aber einen Umstand muß ich meinen Lesern erzählen, weswegen Dreifuß vorzüglich die Reise nach der Residenz übernommen hatte.

Der Schulmeister Fuchsschwanz war aus Gutleben fortgelaufen. Der Superintendent und Peter erschracken, als sie diese unerwartete

wartete Nachricht hörten und Dreifuß übergab bei der Gelegenheit dem Superintendent ein Schreiben von dem Prediger aus Gutleben, worinn ausführliche Nachricht von seiner Aufführung gegeben ward. „Man kann, schrieb „der Prediger, dem Menschen nichts Böses „nachsagen, aber wenn man ihn nur sieht, so „weigert sich das Herz, ihm Guts zuzutrauen. „Hier konnt' er seine Niederlage bei den Edelleu„ten nicht so wie bei der Perleberlischen Kuni„gunde haben, das, urtheilt man, wird ihm „nicht angestanden haben. Kurz vor seiner „Entlaufung ist der Herr von Liebe und auch „die Fräulein Kunigunde bei ihm gewesen. „Sollten diese Besuche mit seiner Entlaufung „Zusammenhang haben, so ist allerdings zu „fürchten, daß für meinen lieben Peter Voll„muth neue Gruben gegraben werden möchten. „Was will ich mich freuen, wenn ich Zeiten er„leben werde, in welchen dieser edle und hof„nungsvolle Jüngling seine Feinde wird über„wunden haben." — Dreifuß wuste noch vielerlei von dem Kerl zu erzählen und die gnädige Frau konnte sich aus ihren Jugendjahren desselben erinnern. Keiner wollte zu dessen Lobe etwas sagen und der Superintendent bekannte, daß ihm noch nie ein Mensch mit seiner Schmeichelei so hintergangen habe, als dieser.

Dreifuß nahm seinen Abschied und hatte der gnädigen Frau sowohl als Emilien mit

seiner ungekünstelten treuherzigen Unterredung viel Vergnügen gemacht. Der Geheimerath kam mit seiner Gesellschaft auch wieder und die wenigen Tage bis zur bestimmten Abreise giengen glücklich vorbei. Den letzten Abend hatte der Geheimerath mit dem Hofmeister und seinen Söhnen allein zugebracht und ihnen vermuthlich viele gute Lehren gegeben. Man legte sich frühzeitig zur Ruhe und hatte alle Anstalten getroffen, morgen früh aufzubrechen; kein Mensch hatte aber daran gedacht, daß noch ein Auftritt kommen sollte, der das ganze Haus in Unruhe setzte und beinahe die Reise verhindert hätte.

Früh um vier Uhr war die Bedienung auf dem Platze, der gnädige Herr stand auf, die Gemahlin und Emilie fanden sich zum Kaffe ein, die jungen Herren erschienen — Renzel war nicht da. Man suchte ihn im Bette, aber Renzel war nicht da und für Verwunderung wuste man nicht, was man denken sollte, als man das Bette in solchen Umständen fand, die offenbar bewiesen, daß in der Nacht Niemand drinnen gelegen hatte. „Er muß gestern Abend „noch ausgegangen seyn," sprach der Geheimerath, „vermuthlich hat er sich verspätet und „das Haus schon verschlossen gefunden. Um „keinen Lerm zu machen, ist er wieder umgekehrt, er wird wohl kommen." Diese Muthmassung legte sich aber von selbst. Das Haus war schon verschlossen gewesen, als sie alle noch

bei

bei dem gnädigen Herrn gewesen waren. Es war alles eingepackt und nichts als das Reisekleid herausgelassen worden, das hieng auch da und Renzel, schrien die Bedienten alle, muß in seinem Schlafrock seyn. So sucht den Schlafrock! rief der gnädige Herr. Das ganze Wohnhaus hatte man schon durchsucht, einer lief wider den andern, aber Renzel fand sich nicht. Endlich lief man nach dem Hof — durchs Hintergebäude, welches neben den Hof lang weg gieng und das Hauptgebäude mit dem Hinterhause verband, das auf eine Nebenstrasse hinaus gieng. Man hörte ein dumpfiges Geschrei; öfnete eine Thür nach der andern, untersuchte alle Behältnisse, hörte Hülfe rufen und sahe gleichwohl keinen Menschen. Der Kutscher entdeckte endlich das Geheimniß und lief mit einem Gelächter zum gnädigen Herrn, das allen, die's hörten, einen unwiderstehlichen Reiz zum Lachen erregte. Der Hofmeister, rief er, hat sich aufgehenkt, hinten in der Sackkammer im ledernen Schlauch, kommen sie nur! er ruft nach Hülfe.

Das Haus des gnädigen Herrn hatte ehedem einem Manne gehört, welcher die stärkste Handlung in der ganzen Residenz besonders mit Getraide getrieben hatte. Beim Aufkauf wards von aussen hinauf gewunden und beim Verkauf durch grosse lederne Schläuche vom Boden herunter gelassen und unten gesackt. Die

Schläuche waren über zwanzig Ellen lang, daß sie bis auf den Boden herunter giengen und wurden außer dem Gebrauch mit einem Knoten zugeschürzt. Es war wahr, in einem solchen Schlauche hieng Renzel und alles was im Hause war, lief nach der Sackkammer. Man hatte viel Mühe, ehe man den Knoten aufschürzen konnte, weil er sich durch die drückende Last fest zusammen gezogen hatte. Endlich gieng's und Renzel ward bei den Füssen herausgezogen. Aber — was für Augen machten die Zuschauer, als mit Renzels Kopf noch ein paar Füsse zum Vorschein kamen, die auf seinen Schultern standen. Nun! — was wird da werden! rief der Kutscher. — Kotz Bl*, schrie der Reitknecht, ein paar Frauenzimmerfüßgen! — Ach! rothe Zwickel! rief die Köchin — Kurz es entstand ein Spektakel, Verwunderung und Gelächter in der Sackkammer, daß die gnädige Frau und Emilie nicht länger aushalten konnten.

Das schlimmste war, daß Renzel mit einer sehr übel riechenden Zurichtung herauskam, weswegen er, sobald er aus dem Gefängnisse kam, fortlaufen und für seine Reinigung sorgen muste. Die Frauenzimmerfüsse wollte erst niemand anfassen. Jeder sahe sich um, als wenn sie den Körper dazu ausser dem Schlauch suchen wollten und alle gefürchtet hätten, daß es ein paar einheimische Füsse seyn möchten. Man konnte

konnte ihr aber doch unmöglich alle Hülfe versagen, Sie arbeitete selbst und der Kutscher half wieder. Endlich ward sie, nur nicht in der besten Ordnung herausgebracht; doch warens nur einige, die sich wegwandten, wofür die übrigen die Augen recht aufmachten und die ganze Erscheinung genau betrachteten. Der Lakai war ein leichtfertiger Schelm und mochte vermuthlich die Augen recht aufgemacht haben. Die kenn' ich, rief er, ehe sie ganz aus dem Schlauch war, das ist unsere Jungfer Nachbarin von hinten zu', und sobald sie ganz ans Tageslicht war, rief er noch einmal: guten Morgen Lieſsgen! —

Das arme Thierchen stund mitleidswürdig da; daß auch iedem die Lust zum Lachen vergieng. So gedemüthigt und beschämt stund sie da, daß sie nicht wuste, wo sie die Augen lassen sollte — alle Glieder am Leibe zitterten und bebten und krummdoppelt wund sie sich für Reissen im Leibe zusammen, welches die Folge der nächtlichen Erkältung war. Der gnädige Herr hatte einen Hauptschlüssel bei sich und ließ sie durchs Hinterhaus von zwoen Mägden nicht nach Hause tragen als führen.

Der fatale Umstand hätte beinahe grosse Veränderungen nach sich gezogen. Der gnädige Herr hatte schon Befehl gegeben, die Kofers wieder abzupacken und in der Sackkammer beschlossen, Renzeln fortzuiagen; aber —

gerade noch zur rechten Zeit kam Renzel mit seiner Rechtfertigung. Sobald der Kutscher sahe, daß der Hofmeister angezogen war und vor den gnädigen Herrn gelassen ward, so bald hörte er mit abpacken inne und lief dafür eilig in den Stall, seinen Pferden noch ein Futter zu geben. Das wuste man schon, daß Renzel gewonnen hatte, sobald ihn der gnädige Herr sahe und hörte. —

Getroffen! — Renzel war kaum eine Viertelstunde beim Herrn, so kam Befehl, wieder aufzupacken und die Pferde anzuschirren. Er hatte sich einigermaaßen gerechtfertiget und der Geheimerath war zufrieden, daß man der Sache einen Anstrich geben konnte, damit Renzels Ansehen bei seinen Untergebenen nicht gar zu sehr leiden möchte. Sobald Renzel vom gnädigen Herrn wieder herauskam, so muste der Wagen vorfahren und die Reise gieng fort. Der Hofmeister konnte für Schaam keinen Menschen ansehen, Petern warf er aber aus dem Wagen noch einen Blick zu, der vermuthlich sagen sollte: warte! dir will ichs gedenken. Es kann seyn, daß Peter beim Anblick der Frauenzimmerfüsse zu stark vorgelacht hatte.

Die Rechtfertigung werden meine Leser vermuthlich auch wissen wollen; hier ist sie. Renzel hatte seine Reithosen und Handschuhe in die Wäsche gegeben. Als er den Abend vor der

Abreise

Abreiſe vom gnädigen Herrn herunter kam, fiel ihm ein, daß er vergeſſen hatte, dem Handſchuhmacher die morgende Abreiſe ſagen zu laſſen. Nun kams darauf an, ſie waren gewaſchen oder nicht; er wollte ſie aber doch nicht hier laſſen. Es war ſo gar ſpät noch nicht, aber in ihrem Hauſe war alles zur Ruhe, weil morgen früh aufgeſtanden werden ſollte. Es fiel ihm der Schlüſſel zum Hinterhauſe in die Augen, der an ſeiner Stubenthür hieng; und nun war ihm geholfen. Dicht neben dem Hinterhauſe wohnte der Handſchumacher und aus dem Vordergebäude war ihm der Weg über den Boden nachs Hinterhaus ſo bekannt, daß er ſich denſelben im finſtern zu finden, ganz wohl zutrauete. Tages vorher war aber Korn geſackt und in die Mühle geſchaft worden, wobei man vergeſſen hatte, das Loch im Boden mit dem eingepfalzten Deckel wieder zuzulegen. Auf den Hinweg kömmt Renzel glücklich vorbei. Seine Hoſen waren nicht gewaſchen. Der Beutler hatte aber ein Paar neue fertig. Sie wurden eins. Renzel hat nur kein Geld bei ſich — die Jungfer geht mit, und ſoll das Geld in Empfang nehmen. Ganz natürlich wars, daß Renzel voran gehen und Lieſsgen ihm folgen muſte, weil der Weg über den Boden ſtock finſter war. Renzel verſiehts aber, daß er ein wenig zu weit linker Hand kömmt und mit geraden Füſſen in den Schlauch herunterfährt. Lieſsgen merkt einiges Geräuſch,

sie denkt aber zuerst an ein vorbeihuschendes Gespenst, schreitet munter fort und steht mit dem zweeten Schritt auf Renzels Schultern im Schlauche. — Wenn er nur noch so klug gewesen wäre, und hätte Liesgen vor sich hergeführt! wegen der stänkerigen Folgen der Verkältung wärs immer besser für ihn gewesen. — Wer weiß auch, könnte mancher Leser denken, ob die Sache sich so verhält, als sie Renzel erzählt hat. Das ist alles möglich und wenn ich offenherzig reden soll, so hab' ich das auch schon gedacht. Was soll man aber viel Aufhebens von der Sache machen! glaubts der Geheimerath, so können wir's auch glauben.

Nun waren vier Personen weniger im Hause und noch dazu waren gerade die viere weggekommen, die fort musten, wenn die Bleibenden gewinnen und dem Hause sanfter Friede gegeben werden sollte. Da grämte sich gewiß im ganzen Hause keine Seele, und Peter am wenigsten, der nun alle Gefahr und Noth überstanden zu haben glaubte. Bei der ersten Mittagsmahlzeit zeigte sichs gleich, daß er bei der Veränderung viel gewinnen würde. Es war dem Geheimenrath sehr auffallend, daß er keine weitere Gesellschaft als seine Gemahlin und Tochter hatte. Schade, fieng er an, daß Peter so bäuerisch ist, iezt nähme ich ihn an meinen Tisch. Wenn sie einen Versuch machen wollen, antwortete die Gemahlin, vielleicht läßt

er

er ſich bald ziehen, wie ſie ihn haben wollen. Peter ward gerufen und muſte ſich neben Emilien ſetzen. Der Geheimerath fiengs recht darauf an, Petern auszuforſchen; Peter aber gab ihm ſo viel Genugthuung, daß er Beifall und Ehre erhielt und für beſtändig mit der gnädigen Herrſchaft ſpeiſen muſte. „Peter! — „Peter! — hüte dich!„ — ſagte die gnädige Frau, ſobald ſie nach der erſten Mahlzeit in ihr Zimmer mit Petern kam, und mein Rath wär's gewiß auch geweſen, wenn er mich hätte hören wollen. Seine Blicke muſten vor Emilien vorbei, wenn er den gnädigen Herrn anſehen wollte; wie wenn ſie da kleben blieben und der Geheimerath würd's gewahr? — —

Es fehlte ietzt ein Lakai im Hauſe. Wenn man nur Geduld hat, es weiſt ſich alles aus! das war eben die Abſicht der Reiſen geweſen, die Renzel in den letzten Wochen hatte übernehmen müſſen. Der Geheimerath wollte ſeinen Söhnen gern einen Bedienten mit geben, der ihnen treu und ergeben wäre. Für ſeine Abſicht kannte er keinen beſſern Menſchen, als ſeinen eigenen Lakaien, der ihm ſchon funfzehen Jahre gedienet hatte. Denn muſt er aber für ſich wieder einen Menſchen haben. Hier hatte ſich nun Renzel erboten einen Menſchen zu ſchaffen, mit dem Ihre Excellenz über alle Maaſſen zufrieden ſeyn ſollten, aber keine Seele im Hauſe erfuhr, wer und woher er war. Er ſollte,

schon den Tag vor Renzels Abreise kommen, aber er kam nicht. Den Abend vorher ward deswegen der ganze Vergleich umgeworfen: „ich „behalte meinen Lakaien" sprach der Geheimerath, „ihr könnt euch dort einen miethen" und so möcht' es auch wohl geblieben seyn, wenn Renzels fatale Schlauchfahrt nicht dazwischen gekommen wäre. Der gnädige Herr änderte sich noch einmal, gab seinen Leibbedienten am Ende doch mit, und nahm, bis zur Ankunft des neuen einen Lohnlakaien an. Es kömmt mir bald so vor, als wenn der gnädige Herr bei Renzels Schlauchfahrtserklärung auch noch mancherlei Bedenklichkeiten gefunden hätte, weswegen er seinen Söhnen wenigsten einen redlichen Mann mitgeben wollte. Gieb fein Achtung, Friede! rief ihm der Geheimerath noch aus dem Fenster nach.

Den nächsten Mittwoch brachte Peter, wie gewöhnlich, in der Superintendentur zu. Er war im Würdigschen Hause noch nie mißvergnügt gewesen, heute aber gieng er vorzüglich vergnügt und von der andern Seite doch auch bekümmert nach Hause. Nach dem Abendessen nahm der Superintendent Petern bei der Hand und gieng mit ihm in sein Kabinet. „Hör' er „doch, mein lieber Sohn" sprach der Superintendent, „ich habe von seinem seligen Vater et„was in Verwahrung, das ihm zugehört. Es „sind Dokumente, die ihm ietzt nichts nütze wer„den;

„den; sobald aber Zeit und Umstände kommen,
„wo er sie gebrauchen kann, sobald werd' ich sie
„ihm unerinnert aushändigen. Es könnte aber
„seyn, daß ich so lange nicht lebte, und darum
„hab ich ihn heute davon unterrichten wollen.
„Seh' er hier in meinem Schrank steht das
„Kästgen und hier hängt das Schlüsselchen dar-
„zu; darinn liegen die Schriften, so wie sie mir
„sein seliger Vater brachte, versiegelt, und ich
„habe mit meiner eigenen Hand Beiträge auf-
„geschrieben und versiegelt hinzugelegt. Sollte
„ich eher sterben, als er maiorenn ist, so wählt
„er sich einen Mann, dessen Händen er das Käst-
„gen sicher anvertrauen kann; ist er maiorenn
„und will ers selbst verwahren, so sei er behut-
„sam. Es kann seyn, daß alles vergeblich ist —
„aber vielleicht kann er sich einmal grosse Vor-
„theile dadurch stiften." — „Nur nicht ster-
„ben — nur ietzt noch nicht sprach Peter, und
„küste Würdigen die Hand. Würdig fühlte
„daß Peter Thränen drauf fallen ließ und klopf-
„te ihm die Schulter: „bist guter Sohn; schlaf
„wohl!" Peter gieng und Ueberlegungen, die
ihm Freude machen musten, waren so weit nicht
herzuholen, daß er sie auf dem Wege nicht schon
hätte finden sollen. Ganz gewiß, sprach er zu
sich selbst, ist das der Stammbaum — nun
keine Noth! — und gieng vergnügt seiner Woh-
nung zu.

Das ist bitter böse auf der Welt, daß man
immer nicht weiß, wie lange die Sonne scheint.

Da

Da geht man so herzlich vergnügt über ihre freundlichen Blicke in ihren erwärmten Fluren, nimmt wohl sein Mägdgen an der Hand und führt sie die trockensten Steige und ehe man sich umsieht, ist Sonne und Freude weg — und man kömmt in einen Platzregen, ehe man unter ein Dach kommen kann. Abrechnen sollte man wohl — oft genug, daß der Himmel sich verdunkelt, der Wanderer seinen Regenmantel umnimmt und hinter dem gnädigen Herrn der Lakai den Regenschirm trägt — oft genug, daß denn ein wohlthätiger West die Wolken zertheilt, und mit den Strahlen der Sonne, Freude und Leben zurückkehren; — aber das hat man wieder vergessen.

Als Peter ins Haus trat, stand die Ausgeberin mit einem Menschen neben der Küche und gab ihm mancherlei Anweisungen im Hause. Schon daraus würd' er geschlossen haben, daß es der neue Lakai seyn müsse; er hatte aber auch die Livree des Hauses an. Er sahe sich um und machte Petern eine freundliche Verbeugung, ohne ein Wort zu sprechen. Der Mensch kam Petern sehr bekannt vor, er konnte sich aber nicht gleich besinnen, wo er ihn gesehen habe. So wie er in seine Stube trat, kam ihm Emilie aus dem Zimmer ihrer Mama entgegen und sagte ihm im liebreichsten Empfange: „der „Lakai ist angekommen!" die gnädige Frau kam auch. „'s scheint ein guter williger Kerl

„zu

„zu seyn, Hans mit Namen, aber bäuerisch „kömmt er mir vor. Wenn das der Herr wird vertragen können?“ Indem merkte Emilie, daß Peter in tiefen Gedanken stand und bleich im Gesichte ward. „Was fehlt ihnen, Peter! „ist ihnen nicht wohl?“

Nicht allzuwohl, liebste Emile!

Daran wird doch, sprach die Mama, der neue Lakai nicht Schuld seyn!

Ja! der ganz allein und ich habe Ursach zu fürchten daß mein Unglück nahe sei, wenn er der Kerl ist, für den ich ihn halte.

Nun thaten die gnädige Frau und Emilie bestürzt und waren so ängstlich im Forschen, daß ihnen Peter darüber Erklärung geben muste. 's ist, fieng er an, derselbige Knecht, der mir von meiner Eltern Haus begegnete, als ich unter dem Fenster gehorcht hatte und Willens war, zum Magister Würdig zurück zu kehren, Hans, mit dem ich wieder umkehren muste. 's ist derselbige Knecht, der im galonirten Kleide neben meiner Fräulein Pate Kunigunde als ein vornehmer Herr in der Kutsche saß, in welcher man mich so gerne nach Hungersdorf zurück gebracht hätte. Ganz gewiß das ist darauf angelegt, daß mich der Kerl verrathen und in meines Stiefvaters Hände liefern soll! Wer weiß ob sich nicht der Herr von Liebe in die Sache mischt und sich an den

Herrn

Herrn Geheimenrath wendet. Denn bin ich verlohren. Können der Herr von Liebe oder mein Stiefvater mit List mich über die Seite bringen, so geschieht's gewiß. Als ich unter dem Fenster horchte, — und besinnen sie sich wohl, daß ichs ihnen erzählt habe? — da sprach mein Stiefvater von einem Bruder, der für mich schon einen Ort ausersehen hätte. — Was soll man dazu denken? er hat ia keinen Bruder! — Die vier Brüder im Hause des Vaters haben mit ihm nichts zu schaffen.

Ja, ja, du hast vollkommen Recht! — 's ist so ein Renzel Stückgen; der hat auch den Kerl ins Haus gebracht. Aber — laß nur gut seyn, Peterchen, es soll dahin nicht kommen. Für meinen Bruder darfst du dich im mindesten nicht fürchten, so lange du in meinem Hause bist. Mein Gemahl ist so wider ihn aufgebracht, daß er nicht einmal einen Brief von ihm annimmt und liest, geschweige daß er ihm in irgend einer Sache gefällig handeln sollte. Ja — — wenn er die zehen tausend Thaler giebt, die mein Gemahl noch aus der Erbschaft von meinetwegen zu fordern zu haben glaubt, dann sollte mir selbst bange seyn. Aber dafür bleibts wohl.

Eben darum ists ein listiger und ertzboßhafter Streich von Renzeln, daß er den Kerl mit List ins Haus gebracht hat. Der wird wohl der Gelegenheit wahrnehmen sollen, obs nicht

möglich

möglich sei, eine Aussöhnung zwischen die Herren Schwäger zu stiften. Wenn das nicht geht, wer weiß was denn für Anschläge gemacht werden!

Die gnädige Frau suchte alles mögliche hervor, Petern den Verdacht auszureden. Ich kanns sagte sie zuletzt, dem Kerl nicht zutrauen, er hat das Gesicht gar nicht! 's kann seyn, daß Renzel und mein Bruder die Absicht haben, Hansen zum Spion zu gebrauchen; aber, gieb Achtung, sie betrügen sich.

Ich weiß nicht, ob die Geheimeräthin wirklich so fest in ihren phisiognomischen Grundsätzen war, oder ob sie nur darum so zuversichtlich sprach, damit sie Petern seine Sorgen ausreden wollte. Auch im letzten Fall verfehlte sie ihres Zwecks nicht. Peter ward wohl durch ihre Gründe nicht ganz beruhiget, er lernte doch aber den Gedanken vertragen: es sei möglich, daß er sich in seinen Vorstellungen irre und Hans so böse nicht sei, als er sich ihn denke. — „Wie der Herr,„ setzte die Geheimeräthin hinzu, „so der Diener, sagt man ia im Sprich„worte, und die Erfahrung hat's genug bestätigt. „Aus den Gesinnungen der Herrschaften lassen „sich gemeiniglich die Handlungen der Dienst„boten erklären und wer in einem bösen Hause „verdorben wird, kann auch in einem guten „gebessert werden. Laß deine Furcht fahren, „ich kenne meinen Gemahl. Ohne Absicht und

„Eigen-

„Eigennutz handelt er nicht böse und verderbli-
„che, boshafte Anschläge zum Unglück eines
„Menschen quellen nicht so leicht aus seinem
„Herze als sie durch Schmeichelei und Chikane
„hineingetragen werden können. Ja, wenn
„Renzel noch im Hause wäre! Hans hat doch
„weiter nichts gethan, als daß er sich von mei-
„nem Bruder, vermuthlich durch Belohnun-
„gen, dahin bringen ließ, böse Anschläge zu be-
„fördern, so lange er in dessen Diensten war.
„Ich dächte, wenn man ihn nun bei Redlichkeit
„und Treue dieselben Vortheile finden liesse, da
„würd' er sich noch emsiger zeigen. — Gesetzt
„aber, er wäre einer von den ehrlichen Schel-
„men, die den Pelz vom Schaafe und das Herz
„vom Wolfe haben, und die Vortheile der Bos-
„heit mit mehr Geschmack als den Gewinn der
„Tugend verzehren„ — so muß man Augen
„auf ihn haben. Es werden sich schon Maas-
„regeln treffen lassen, seinen Schlingen zu ent-
„gehen. Fasse Muth, Peter!"

Hans spielte wirklich eine gute Rolle im Hause. Der gnädige Herr war beim ersten Anblick mit ihm sehr unzufrieden, weil er einem Stallknecht ähnlicher sahe, als einem Lakaien. Er zeigte sich aber so aufmerksam auf seine Dienste, so unverdrossen in seinen Geschäften, so gefällig gegen iedermann im Hause, daß er in kurzer Zeit allgemein beliebt ward und der gnädige Herr ihn gegen den alten Bedienten

nicht

nicht wieder vertauscht hätte. Das einzige war ihm sehr unangenehm, er konnte nicht einmahl Geschriebenes lesen, da hingegen der alte Bediente manchmal bei der Feder gebraucht werden konnte. Doch das lernte man bald übersehen. Er hatte dafür die gute Eigenschaft, daß er keinen Wein trinken konnte. Eine Sache, welche dem gnädigen Herrn sehr lieb war, weil er ihm in Renzels Abwesenheit desto sicherer den Kellerschlüssel anvertrauen konnte. Ehe ein Monat vergieng, war Hans an Renzels Stelle Haushofmeister und verwaltete sein Amt mit so vieler Klugheit und List, daß der Herr sowohl als das ganze Haus zufriedener als bei der vorigen Verwaltung waren.

Die gnädige Frau, Emilie und Peter hatten ihn bisher mit aller möglichen Aufmerksamkeit beobachtet und sprachen in allen ihren Unterredungen von ihm, aber — man konnte nicht klug aus ihm werden. „'s ist ein listiger Schelm," hieß es, „nicht in den Rücken viel „weniger ins Herz läßt er sich sehen." — Gerade an einem Abend, an welchem der gnädige Herr in Gesellschaft war und um zehen Uhr abgeholt werden sollte, sprachen sie, wie bisher gewöhnlich war, von Petern. Indem sie so ganz sich überlassen waren, ließ sich in Peters Stube eine Stimme hören, welche ganz leise rief: Musge Peter! Musge Vollmuth! Was ist das? sprach die gnädige Frau, und

Emilie sowohl als Peter sahen blaß aus. Sie nahm ein Licht und gieng in Peters Stube. — Macht ihr uns nicht einen Schreck! was wollt ihr? —

's war Hans, der die eine Hand durch den Schlitz unter dem Rockschoß hielt und etwas verborgen zu tragen schien. Werden Sie nicht böse, gab er zur Antwort, ich wollte Musge Petern gern sprechen.

Was habt ihr da unter dem Rock?

Hans that schüchtern und zog furchtsam die Hand hervor. Eine Bouteille Wein, gnädige Frau.

Was soll die?

Ich wollte sie Musge Petern geben, ob er nicht Appetit hätte, ein Gläßgen Wein zu trinken.

So! habt ihr denn Erlaubniß, über den Weinkeller nach eurem Gefallen zu schalten? ihr betrügt ja den Herrn!

Ach, gnädige Frau, werden Sie nicht böse; ich bin gewiß kein Schelm. Sie, dacht' ich, würden darüber nicht zürnen und der gnädige Herr kann schon eine Flasche Wein missen.

Meinst du's denn mit Petern so gut?

Ja, gnädige Frau, sonst wär' ich Ihr Lakai nicht.

Du wirst mich, sprach Peter, noch einmal in der Kutsche abholen wollen, wie in Gutleben?

Wenn ich das auch thäte, so würd' es kein Unglück für sie seyn. Ich war nach meiner Absicht zu ihrer Hülfe da, und wenn sie nicht durch einen ohngefähren Zufall bei der gutlebischen Kirche wären errettet worden, so wär' es eine Strecke weiter hin durch meine Veranstaltung geschehen. — Sie wusten alle dreie nicht, was sie aus Hansens Reden nehmen sollten, bis er ihre Bestürzung merkte und sich in folgender Erzählung deutlicher erklärte.

Glauben Sie mir, gnädige Frau, ich gehe mit denen Sachen, welche mir von meiner Herrschaft anvertrauet werden, nicht unredlich um. Die Bouteille Wein hab' ich nur als ein Mittel erwählt, daß ich mir Gelegenheit machen wollte, mit Musge Petern zu sprechen. Es kränkt mich, daß sie alle dreie vor mir laufen und mich für einen Schelm ansehen. Das bin ich nicht. Sie können von mir fodern was sie wollen, ich thue alles für sie, nur nichts zu Musge Vollmuths Schaden. Für den laß ich mein Leben und das müssen mir und meinem Bruder Martin seine Feinde erst nehmen, ehe sie ihn in ihre Gewalt kriegen sollen.

Ist denn, fragte Peter, Martin euer Bruder?

Nennen sie mich nur du, das ist für mich schon genug und gefällt mir besser. — Ja Martin ist so gut mein Bruder als der Schulmeister in Hungersdorf.

Was habt ihr aber für Ursach, euch meiner so anzunehmen?

Das hat mein Bruder Martin ihrem seligen Vater in der Hand zugeschworen noch den Weinachtsheiligenabend, da er in der Nacht drauf das Unglück hatte, sein Leben auf eine solche hundsvöttische Weise zu verlieren; und ich hab' es meinem Bruder wieder zugeschworen, daß ich ihm in dieser Absicht beistehen will! Wir wissen einmal, daß sie boßhafter Weise unschuldig verfolgt werden, und da soll uns nichts abhalten, sie zu beschützen.

Was hast du aber davon, wenn du dir meinetwegen Arbeit und am Ende wohl gar noch Verdruß machst.

Das hat nichts zu sagen. Ihr Vater hat zu meinem Bruder gesagt; es könnte noch wohl die Zeit kommen, daß sie uns alles vergelten könnten. Aber wenn die auch nicht kömmt! Dem Unschuldigen muß man ohne Nutzen beistehen, das hat uns unser Vater von Jugend auf gelehrt. —

Die gnädige Frau, Emilie und Peter sahen sich einander bedenklich an und wusten nicht, woran sie waren. Es war immer als wenn

wenn ihre Augen fragen wollten; dürfen wir traben, oder nicht? Hans brachte endlich Briefe von Martinen heraus, da, sprach er, lesen Sie nur, dann werden Sie mir schon glauben; ich muß fort und den gnädigen Herrn holen. — Man kann sich vorstellen, was für Freude es ihnen war, als sie überzeugt wurden, daß Hans ein Mensch sei, dem sie sich anvertrauen könnten. Die Ursach, woher der Eifer dieser Leute, Petern zu dienen, kam, blieb ihnen immer ein Geheimniß; aber ausser Zweifel wars: Hans sowohl als Martin waren Petern mit Leib und Leben ergeben: Die Briefe waren von Martinen, worinn Hansens gegebene Nachrichten beantwortet und mancherlei Maaßregeln verabredet wurden. Einer davon war an Petern, worinn ihm Martin das ganze Geheimniß erklärte, welches kürzlich darinn bestand.

Als Martin dem Herrn von Liebe verdächtig ward, sobald man erfuhr, daß er ein Bruder des Schulmeisters in Hungersdorf sei, so zog er von ihm; weil er wohl einsahe, daß iedermann im Hause versteckt handeln und er von allen wider Petern gemachten Anschlägen nichts erfahren würde. Er gieng aber zu seinem jüngsten Bruder, welchen in Hungersdorf Niemand kannte und beredete sich mit dem, daß er in seine Stelle zum Herrn von Liebe ziehen und sich unter einem fremden Namen bei denselben vermiethen muste. Der Erfolg war der

Erwartung gemäß. Der Herr von Liebe und Dreifuß vertraueten Hansen ihre Anschläge wider Petern; von Hansen bekam Martin Nachricht; zwischen Hungersdorf und Hundsnase kamen sie beide des Abends spät an einem bestimmten Ort zusammen und faßten Rathschläge — das war ihr Plan, Petern zu schützen. Hans hatte im Hause des Herrn von Liebe seine Rolle so gut gespielt, daß es keinem Menschen einfiel, Mißtrauen auf ihn zu werfen. Sobald Peter in des Herrn Geheimenraths von F** Haus gekommen war, sobald hatte der Herr von Liebe mit Renzeln einen Briefwechsel angefangen, dessen Inhalt man sich leicht vorstellen kann. Endlich als die Zeit kam, daß Renzel mit seinen Untergebenen auf die Universität ziehen sollte, und er dem Herrn von Liebe die Nachricht meldete, daß ihm der Hauslakai mitgegeben werden sollte; so schlägt dieser Hansen als einen brauchbaren Kerl zum Lakaien vor und Renzel muß dafür sorgen, ihn anzubringen. Martin und Hans beredeten sich sogleich mit einander und waren sehr vergnügt, daß ihnen ihre Feinde die Waffen wider sich selbst in die Hände gaben. — Wie herzlich vergnügt Peter sowohl, als Emilie und ihre Mama über diese Aufklärung waren, können sich meine Leser wohl vorstellen.

Ich denke, Hans, du kannst Geschriebenes nicht lesen! sagte Peter, als er ihm die Briefe zurück gab, wer liest sie dir denn vor?

Ja,

Ja, sprach er, Hans ist so dumm nicht, als er aussieht. Ich kann lesen und Wein trinken, aber das muß der gnädige Herr so wenig wissen, als der Herr von Liebe. — — Nun wird man sich nicht verwundern dürfen, wenn Peter von allen wider ihn geschmiedeten Anschlägen zu rechter Zeit Nachricht bekömmt. Hans war aufmerksam auf des gnädigen Herrn Briefe, und der gnädige Herr glaubte nicht Ursach zu haben, sie zu verstecken, weil ihm Hans als ein getreuer Diener von Neuzeln angepriesen war und er überdies noch glaubte, daß iener Geschriebenes nicht lesen könne.

Jetzt waren Peters Umstände in einer überaus angenehmen und vortheilhaften Lage. Er genoß seines Glücks in der Stille und wandte seine Ruhe dazu an, sich den Wissenschaften mit einem Eifer zu widmen, der ihm öfters des Geheimenraths Lobsprüche erwarb. Würdig bemerkte mit vielem Vergnügen seinen Fortgang und freuete sich herzlich, als der Rektor seinen beiden Söhnen und ihm das Zeugniß gab, daß sie die besten in der Schule wären und nach einem halben Jahre mit Nutzen auf die Universität gehen könnten. Der Superintendent bestimmte seinen Söhnen noch ein Jahr und Peter war mit dieser Verzögerung bei seiner ietzigen Lage weniger unzufrieden. Noch ein Jahr — sprach er öfters zu seiner Emilie,

dann müssen wir uns trennen — aber hernach nicht wieder. — Gut, Peter! — mache du nur Anschläge. Wenn's nur immer nach des Menschen Plan gienge! Noch kein Vierteljahr war vorbei, so zeigte sichs, daß Peters Feinde nicht schliefen.

Der Herr von Liebe kam unter der Hand nach der Residenz und ließ durch einen geheimen Boten Hansen zu sich in den Gasthof bestellen. Er hatte sich sehr ausführlich nach den Umständen des Hauses, nach Peters Aufführung und besonders nach den Gesinnungen der gnädigen Frau gegen Petern erkundigt. Da meine Leser Hansen kennen, so hab ich nicht nöthig, viel von seiner Antwort zu sagen. Mit einem angenommenen Schein des Eifers für ihn, sagte er ihm, was er wissen sollte. Endlich rückte der Herr von Liebe mit seinem Antrag heraus, welcher darinn bestand, daß Hans sich Mühe geben sollte, ihn mit dem Herrn Geheimenrath wieder auszusöhnen, damit er die Erlaubniß bekäme, ihn besuchen zu dürfen. Ich werde, fuhr er fort, mich bald wieder vermählen, denn sollst du, wenn du deine Sache gut machst, nicht nur ganz neu gekleidet werden, sondern auch wieder zu mir ziehen und Zeitlebens Glück und Brodt bei mir finden. Hans muste natürlicher Weise alles mögliche versprechen, behielt sich aber vor, zu thun, was er wollte.

Peter ward über diese Nachricht sehr bestürzt, die gnädige Frau sprach ihm aber Muth ein. „Laß es gut seyn, sagte sie, und „mache dir keine unnöthige Gedanken; aus dem „allen wird nichts. Meinen Gemahl mit meinem Bruder auszusöhnen, dazu ist kein ander „Mittel, als mein Bruder muß ihm die verlangte „Summe geben — und das thut dieser nicht. „Wende du nur deine ganze Kunst daran, „Hans! wir werden den Vortheil davon haben, „daß du dir meines Gemahls ganzes Zutrauen „erwirbst und nie in den Verdacht kömmst, daß „du es mit mir und Petern hältst.“ — Die gnädige Frau hatte Recht. — Hans ergrif alle Gelegenheiten, von dem Herrn von Liebe zu reden und sprach so viel Guts von ihm, als alle übrige Menschen zusammen genommen in ihrem Leben von ihm nicht gesprochen hatten. Der Geheimerath sagte nichts darzu. Endlich, als Hans den Ton gar zu oft angab, antwortete er beinahe empfindlich: sage mir nur, warum du mir meinen Schwager beständig so vorlobst! — Gefällt er dir denn so sehr? — 's dir wohl gar leid, daß du von ihm weg und zu mir gezogen bist.

Ach, gnädiger Herr, bewahre mich — nein! ich hab' es bei Ihnen zehenmal besser.

Du mußt doch eine Ursach dazu haben!

Ich spreche von allen meinen Herren Guts, die mir Brodt und Lohn gegeben haben. Wenn

Sie aber nicht ungnädig werden wollten, so wollt' — —

Nein! rede nur frei heraus, ich will dir nichts übel nehmen.

Der Herr von Liebe hat sehr öfters fast mit Thränen bereuet, daß er mit Ihnen in Zwispalt gerathen wäre und mit vieler Aufrichtigkeit ein Verlangen geäussert, daß er mit Ihnen ausgesöhnt seyn möchte. Ich wüßte nicht, hab' ich ihn wohl tausendmal sagen hören, was ich darum geben wollte — und als ich wegzog, waren das noch seine letzten Worte, die er zu mir sprach: wenn's dir möglich ist, Hans, so söhne mich mit meinem Schwager aus. Werden Sie nicht böse! 's ist ia ein christlich Werk.

Es gefällt mir von dir, Hans, daß du so christlich denkst. Ich sehe aus der ganzen Sache daß ich einen Menschen an dir habe, auf den ich mich verlassen kann, und wenn du's immer mit mir hältst, von allen, was im Hause vorgeht, mir Nachricht bringst und dich von keinem andern auf seine Seite ziehen läßt, so sollst du gewiß gute Zeit bei mir haben. Aber, das sag' ich dir ein für allemal, von meinem Schwager schweig. Du kennst den Kerl nicht; er ist ein Erzbetrüger, der mich fast um die Hälfte der Mitgabe meiner Frau gebracht hat. Wenn's wahr ist, daß er um die Aussöhnung mit mir was geben möchte, so bedarf er deiner Fürsprache

ſprache nicht. Ich will was für nichts nehmen: wenn er mir ſechs tauſend Thaler bringt, ſo ſind wir ausgeſöhnt. Das ſage du ihm, wenn du Gelegenheit haſt. Hans bat nochmal um Verzeihung und ſchwieg.

Die gnädige Frau war ſehr zufrieden mit der Antwort ihres Gemahls und gab ihrem lieben Peter nochmahl die Verſicherung, daß er ganz ruhig ſeyn könnte. So richtig ſie aber ihren Gemahl beurtheilte, ſo ſehr betrog ſie ſich in ihrem Bruder, wenn ſie glaubte, daß er nicht andere Mittel aufſuchen würde, zu ſeinem Zweck zu gelangen. Allem Anſehen nach lag ihm gar zuviel daran, daß Peter nicht nur um die Wohlthaten in dem Hauſe ſeines Schwagers gebracht, ſondern auch, wenn's möglich wäre, ſeiner Eltern Gewalt wieder unterworfen würde.

Der Herr von Liebe hatte gegen Hanſen bei ſeiner Unterredung im Gaſthofe etwas von einer Heirath geäuſſert. Damahl mocht' es ihm noch wohl kein rechter Ernſt ſeyn, ſobald er aber des Geheimenraths Antwort erfuhr, ſo kehrte der Gedanke noch einmal in ſein Herz zurück und machte einen Eindruck, der nicht wieder verlöſchen wollte. Seine Gemahlin war ſchon ſeit einigen Jahren todt. Von der Zeit an, war die Bekanntſchaft mit der Fräulein Kunigunde in Perleberk zu groſſer Kränkung des daſigen Schulmeiſters ſo vertraulich worden, daß

ſie

sie Tag täglich und öfters Wochen lang bei einander lagen. Nachdem ein Jahr verflossen war, und die Leute ihre Prophezeihungen alle zu Schanden werden sahen, so hatte kein Mensch mehr den Einfall, an eine Heirath zu denken. Der Herr von Liebe mochte aber gerne die Erwartung der Leute täuschen. Er hatte im ersten Jahre an keine Heirath gedacht, bekam aber ietzt auf einmal den Einfall, sie mit allen Kräften zu Stande zu bringen. Es kann seyn, daß er an ihrer Person und Charakter keinen sonderlichen Wohlgefallen hatte, oder daß sie ihn ohne Kopulation eine Vertraulichkeit finden ließ, bei der ihm nicht viel mehr zu wünschen übrig blieb. Denn durfte man sich freilich nicht darüber wundern, daß er im ersten Jahre an keine Heirath dachte. Jetzt fand er aber an ihrem Reichthume einen grossen Wohlgefallen und sobald er die Antwort des Herrn Geheimenraths wegen seiner gesuchten Aussöhnung erfuhr, ward er in das Fräulein Kunigunde so verliebt, daß ihn keine Gewalt zurückhalten konnte. — Es kann seyn, daß kein einziger meiner Leser hier einen Zusammenhang finden kann und ich will's auch Niemanden rathen, daß er sich darüber den Kopf zerbrechen soll. Wer nicht sehr genaue Bekanntschaft mit den Umständen der Familien von F** und von R** auf funfzig Jahre zurück hat, der mag sich zehen Jahre lang hinsetzen und nachdenken, er find't den Zusammenhang doch nicht. Ich will

ihnen

ihnen aber hier abermahl mit meinen Nachrichten zu Statten kommen.

Die Familien von F**, aus welcher unser Geheimerrath war, und die von R** aus welcher Fräulein Kunigunde herstammte, waren weitläuftig mit einander verwandt. Des Geheimenraths Großvater war Vormund für den Vater der Kunigunde gewesen. Nachdem die Jahre der Minderjährigkeit vorbei waren, sollte der Vormund seine Rechnung ablegen und da fanden sich an zwölftausend Thaler Defecte, weswegen man auf dreißig Jahre her, von beiden Seiten processirt hatte, so daß aus denen zwölftausend wohl achtzehentausend Thaler worden waren, wenn die Kosten erstattet werden sollten. Beide Familien waren soweit ausgestorben, daß niemand mehr davon übrig war als unser Geheimerrath und Kunigunde, welche von beiden Seiten den ererbten Proceß so kaltblütig führten, daß man glaubte, sie würden ihn nächstens gar liegen lassen oder einen Vergleich eingehen. Hier, das kann ich nun nicht verschweigen, machte der Herr Geheimerath einen Streich, den ich nicht zu den klugen zählen mag.

Wenn meine Leser aufmerksam gewesen sind, so werden sie bemerkt haben, daß ich das Fräulein bei Peters Taufe Gertrude und nachher Kunigunde genannt habe. Haben sie vielleicht bei der Bemerkung innerlich gelacht und den Geschichtschreiber eines Fehlers der Vergessen-

gessenheit beschuldiget, so mögen sie sich nur auf eine Abbitte gefast machen.

Fräulein Kunigunde Gertrude von K** war nicht in Perleberle, sondern vierzig Meilen näher nach dem Morgen hin gebohren. Ich habe auch die Rede erzählt, welche der Schulmeister einstmal in einer mißvergnügten Stunde wegen der Kunigunde hatte fliegen lassen, als wenn Kunigunde darum nach Perleberle gezogen wäre, weil der Prediger ihres Gebuhrthsorts sich geweigert hätte, sie gnädiges Fräulein zu nennen. Die ganze Rede hatte sich fast verzogen, als noch zu Meister Steffens Lebzeiten wider alles Vermuthen ein neues Gerede entstand. Fräulein Gertrude von K** soll mit dem Kutscher durchgegangen seyn und einen Absatz verlohren haben. Es war eine Schande, was die Leute für einen Muthwillen trieben. Man muste sich über die Frechheit verwundern, mit welcher der Pöbel so frei hintreten und reden konnte, so daß sich unsere Fräulein Kunigunde vor keinem Menschen sehen lassen durfte. Ihre Entschuldigung ward sehr bald bekannt. Sie hatte eine Schwester gehabt, welche aber damahls, als das unartige Gerede entstand, nicht mehr lebte. Diese hatte Gertrude Agnese geheissen und sich des Vergehens schuldig gemacht, das man ietzt durch Betrug des Namens ihr aufbürden wollte. „Für mei„ne Schwester“ sprach sie, „kann ich nicht.

„Aus

„Aus Verdruß über ihre Aufführung, bin ich „dort weggezogen und, damit ich meinen ganzen „Abscheu für so einem Laster öffentlich an den „Tag lege, so soll mich von nun an Niemand „mehr Gertrude, sondern Kunigunde nen„nen. Wer sichs unterstehet, den will ich öf„fentlich iniuriarum belangen.“

Hum — — brummte der Schulze zu Perleberle, als das Fräulein der ganzen Dorfschaft diese Warnung gab, ik will mei woll wahren — und also wird man mirs noch weniger zumuthen, daß ich mir das Maul verbrennen soll. Als Peter getauft ward, da hieß sie noch Gertrude und wuste man von dem Namen Kunigunde gar nichts. Das darf sie mir also nicht übel nehmen, wenn sie's auch erfahren sollte, daß ich sie bei der Taufe Gertrude genannt habe. — Aber das war ein gottloses Spektakel, als herauskam, daß der Geheimerath von F** die Rede von der Gertrude ausgesprengt hätte. Sobald das Kunigunde erfuhr, so fieng sie den Proceß mit allem Eifer wieder an und vermaß sich mit einem entsetzlichen Schwur, desgleichen man nicht alle Tage von ihr hörte, daß sie nicht ruhen wolle, und wenn ihr halbes Vermögen darauf gienge, der Geheimerath solle und müsse die zwölftausend Thaler mit allen aufgelaufenen Kosten bezahlen.

Nun wird sich's bald zeigen, daß des Geheimenraths Antwort auf die gesuchte Aus-

söhnung allerdings von der Art war, daß sie in des Herrn von Liebe schnellen Entschluß, Kunigunden zu heirathen, starken Einfluß haben konnte. Er sahe wohl ein, daß der Geheimerath die zwölftausend Thaler in Ewigkeit nicht bezahlen würde, so wenig er Willens war, ihm die gefoderten sechstausend zu geben. Am Ende dacht' er, haben die Advokaten den besten Nutzen und die Interessenten müssen zuletzt doch wohl einen Vergleich eingehen, wobei ihnen die Kosten nicht ersetzt werden. Das beste Mittel wär's wohl, dem Zank ein Ende zu machen, wenn du dich mit Kunigunden trauen liessest. Denn ist ihr ganzes Vermögen dein, und wenn du mit deinem Schwager Foderung gegen Foderung aufhebst, zugleich der ganze Zank gehoben. Dann wird dir's leicht werden, Petern in deine Gewalt zu bekommen und den Stolz des Jungens zu demüthigen, der die Verwegenheit hatte, dir und seinen Eltern zu entlaufen. — Indessen war doch der Plan nicht so leicht auszuführen, als zu entwerfen.

Der Einwilligung der Fräulein Kunigunde zur Trauung, mochte der Herr von Liebe wohl gewiß seyn, weil ihm darüber gar kein Zweifel einfiel. Aber ob sie würde, so gern sie auch Frau von Liebe werden wollte, die Anfoderung an den Herrn Geheimenrath von F** aufgeben, das war eine bedenklichere Frage. Der Herr von Liebe entschied sie gleich mit sich

selbst

ſelbſt in der Stille, indem er beſchloß, wenn er mit ſeinem Schwager eins werden könnte, ihr nichts davon zu ſagen, ſobald ſie einige Bedenklichkeit ſehen lieſſe. Sie hat ſchon, dachte er, ganz hübſche Jahre, vielleicht ſtirbt ſie bald nach der Hochzeit. Dann muß ſie das Widerreden bleiben laſſen. Bleibt ſie leben und will und muß ſie darwider reden, wenn ſie's endlich erfährt; nun ſo mag ſie reden und du thuſt was du willſt. —

Nun kam's noch auf den Geheimenrath an. Das war auch noch nicht ausgemacht, ob der geneigt ſeyn würde, den Vergleich einzugehen. 's iſt wahr, er ſollte zwölftauſend Thaler bezahlen und mit Erſtattung der Koſten konnten's wohl gar achtzehen Tauſend ſeyn. Seine Foderung aber an ſeinen Schwager belief ſich nur auf ſechs Tauſend, wenigſtens hatte er ſie ſo weit ſchon herunter gelaſſen. Wenn man, ſollte man denken, mit ſechstauſend Thaler achtzehentauſend loßkaufen kann, wer wird einen ſolchen Vergleich nicht eingehen? — Man muß aber die Sache ſo anſehen, wie ſie der Geheimerath anſahe. Vermuthlich hielt er ſeine Foderung an den Herrn von Liebe für überflüßig gerecht und ſo ſonnenklar entſchieden, daß kein Menſch etwas dawider ſagen konnte. Von ganz andrer Art war in ſeinen Augen die Anfoderung der Kunigunde. Da hatte er vermuthlich neun und neunzig Exceptionen in Bereit-

reitschaft und wenn ia etwas übrig blieb, dawider sich nichts sagen ließ, so warens einige hundert. 's ist ia bekannt genug, daß ieder Mensch vier Augen hat; ein Paar für sich und das andere Paar für ieden andern nichts bedeutenden Gegenstand. — Und denn war's mit der Heirath immer wie's war. Sie verlohr dadurch für den Herrn von Liebe schon einen Theil ihrer Reitzbarkeit und der Geheimerath konnte vielleicht Mittel finden, die Charte ganz anders zu mischen. Hatt' er doch Gewalt in Händen. — Alle diese Ueberlegungen war der Herr von Liebe mehr als einmal durchgegangen, bis ihm endlich Renzel einfiel. Denn, dacht' er, muß es gehen, wenn der sich der Sache annimmt und ich; wenn ich die Wahrheit sagen soll, denk' es auch. Nun war's aus mit Peters ruhigen Stunden!

Der Geheimerath war nicht recht damit zufrieden, daß Hans nicht lesen konnte. In den ersten Monaten gab er sich viel Mühe, ihn dazu zu bringen, aber Hans war so dumm, daß es nicht möglich war, ihm die Buchstaben in den Kopf zu bringen. Er las gedruckte Schrift stümperhaft genug. Steif und fest verließ sich nun der gnädige Herr darauf, daß Hans nicht lesen könne und ließ seine Briefe flugs acht Tage lang auf dem Tisch herum liegen, ehe er sie in seinen Schrank schloß. Es konnte aber auch dem guten Mann nichts helfen,

wenn

wenn er sie gleich weggeschlossen hätte. — Wenn doch die lieben Männer einmal klug werden und sich in ihr Schicksal mit Geduld finden lernen wollten! Die Klügsten mögen sie allenfals seyn, aber die Listigsten nicht. Hat man 's einmal versehen und die Frau in den Komplot wider sich verwickelt, so mag man nur bald anfangen, die Saiten anders zu stimmen und wer das in solcher Lage nicht für nöthig hält, der muß gewiß sehr einfältig seyn, wenn er glaubt unbetrogen zu bleiben. —

Der Geheimerath hatte ein besonderes Schubkästgen in seinem Schrank, worinn er seine Briefe verwahrte und den Schlüssel zu diesem Schrank trug er stets bei sich. Der Schrank war aber aus der Erbschaft von dem Vater der Frau Geheimenräthin. Ihre Frau Mutter hatte dazu einen geheimen Schlüssel gehabt. Eine Stunde vorher, als sie sahe, daß sie sterben würde, ließ sie ihre Tochter ganz allein zu sich rufen und gab ihr den Schlüssel mit diesen Worten: Hier, meine liebe Tochter, will ich dir ein Erbtheil geben, das dir allein zugedacht ist; nimm's hin und verwahr' es sorgfältig. Es ist nichts weiter, als ein Schlüssel zu deines Vaters Schrank, aber glaube sicherlich, es ist ein grosser Schatz. Du kannst ietzt schon Gebrauch davon machen, wenn dir Ausgaben vorfallen, die man, um Verdruß zu vermeiden, nicht sagen darf; aber in der Folge kann er dir

weit nützlicher werden. Stirbt dein Vater, so such' es dahin zu bringen, daß dein Bruder diesen Schrank überläßt und wenn du hernach einen Mann kriegst, so schenk ihm den Schrank, behalt aber den Schlüssel für dich. 's ist nicht allein dazu gut, wenn man kleine geheime Ausgaben hat, man kann auch hinter manch Geheimniß kommen, das man sonst in seinem Leben nicht erfährt. — Die Tochter nahm den Schlüssel und mochte wohl nicht die Absicht haben, iemahls davon Gebrauch zu machen. Da es aber der Himmel so fügte, daß sie einen Geheimenrath zum Manne bekam und sie sich ietzt in der Verlegenheit befand, daß sie mancherlei Geheimnisse erforschen wollte und muste, welches auf keine andere Weise geschehen konnte, als daß sie Gebrauch von dem Schlüssel machte, so that sie's endlich mit Hansens Hülfe.

Ich wills meinen Lesern nur gestehen, ich bin ein Mann und habe auch eine Frau. Noch mehr, ich habe auch einen Schrank, zu welchem ich den Schlüssel stets bei mir trage und eben ietzt sitz ich an diesem Schrank und schreibe diese Geschichte. Da kann man sich nun wohl vorstellen, daß mir das Stückgen der Geheimensräthin und ihrer Mutter ziemlich durch den Kopf gehen muß. Da könnt ich hoffen, verschwiegen zu bleiben, und die ganze Welt erführe meinen Namen. 's ist doch ein gottloser Streich! — Ich habe eine Stunde gesessen und

nachge-

nachgedacht, eh' ich wuſte, was ich von der Handlung denken ſollte, bis ich endlich den Knoten fand. Sollten meine Herren Leſer auch anfangen wollen, darüber zu kritiſiren, ſo will ich ihnen einen Rath geben, damit ſie nicht auch ſo lange ſitzen dürfen. Sie mögen ſich erſt prüfen, ob ſie ſolche Männer ſind, als der Geheimerath und ſein Schwiegervater. — Alleweile da ich dies ſchreibe, ſchicke ich zum Schlöſſer und laſſe einen Schlüſſel zu meinem Schrank für meine Frau machen

An einem gewiſſen Tage war der Herr Geheimerath auſſerordentlich aufgeräumt, ſo daß er ſich beim Anziehen in eine Unterredung mit Hanſen einließ. Hans hatte Abends vorher einen Brief auf die Poſt tragen müſſen und bemerkt, daß der gnädige Herr eine lächelnde Miene machte, als er ihm den Brief in die Hand gab. Das machte ihn ſo neugierig, daß er was drum gegeben hätte, wenn er den Inhalt des Briefs hätte erfahren können. Er hielt den Brief gegen das Licht, drehete ihn von allen Seiten herum, ſchulte in alle Falten hinein, aber alles umſonſt. Für ähnliche Fälle wuſte man Rath, aber für den ieſzigen war keine Hülfe. — Noch den Abend ward ein Abdruck des Petſchafts zum Juden getragen und ein ähnliches von gleicher Gröſſe beſtellt. — Jeſzt fieng der Geheimerath von ſelbſt an, Hanſens Neugierde noch mehr zu reitzen. Nun

Hans, freue dich! dein Wunsch wird bald erfüllt werden; ehester Tages wirst du deinen alten Herrn hier sehen. Die Nachricht war warrlich ein Donnerschlag für Hansen. Er hätte gern gezittert, wenn er nur nicht freundlich aussehen muste. Er war mit dem Ankleiden eben so weit gekommen, daß er das Kleid des Herrn Geheimenraths langen muste und also seine Bestürzung hinter dem Rücken desselben verbergen konnte. Hans dachte aber nicht an den Spiegel, gegen welchen der Geheimerath mit dem Gesichte stand und erschrack noch einmal, als er fragte: du siehst auch ziemlich finster aus! ich glaubte dir eine Nachricht zu sagen, die dich aufheitern sollte. Hast du deine Gedanken so sehr geändert? — Zum Glück wuste sich Hans geschwinde zu helfen. Ach nein, antwortete er, darüber bin ich nicht mißvergnügt! ich knickte nur da mit dem Fuß um, als ich das Kleid so geschwind langen wollte, das schmerzt mich. — Gleich fieng Hans an zu hinken.

Der gnädige Herr stieg in den Wagen, Hans hinten hinauf und sobald er mit dem Wagen zurückkam, stellte er bei verschlossenen Thüren eine Untersuchung des Briefkästgens an. Da war auf einmal die ganze Sache. Es fand sich ein Brief von Renzeln und im Einschluß einer vom Herrn von Liebe, worinn der ganze Vortrag dieser Heirath enthalten und von Renzeln so angelegendlich empfohlen war,

daß

daß man sich des Geheimenraths Antwort leicht von selbst vorstellen konnte. Zum Ueberfluß fand Hans auch das Koncept des gestrigen Briefs; die Vorschläge waren eingegangen und dem Herrn von Liebe erlaubt worden, mit der Fräulein Kunigunde zu kommen, wenn's ihm gefiele. Nun sprach Hans, muß man auf seiner Hut seyn, — und schloß den Schrank zu.

Was wird die gnädige Frau — was wird Emilie — was wird Peter sagen! dies war Hansens einziger Gedanke den ganzen Weg lang, als er ihnen die Nachricht überbringen wollte. Allerdings war's ein sehr bedenklicher Umstand. Peter und Emilie verlohren die Sprache und die gnädige Frau wuste auch nicht viel zu sagen. Sie konnte gar nicht begreifen, wie's möglich sei, daß ihr Gemahl sobald zum umkehren habe gebracht werden können, welches man sonst nicht so leicht von ihm erlangen konnte. Sie wuste, wie er von beiden Schuldfoderungen dachte und hätte, darnach zu urtheilen, gewiß ein Ritterguth verwettet, daß Renzels und ihres Bruders Vorschläge nimmermehr würden angenommen werden. Aber die gute Dame wuste nicht, daß Tages vorher ein neues Urtheil angekommen war, dessen Inhalt dem Geheimenrath vermuthlich schon bekannt war. Er sollte Kapital, Zinsen und aufgelaufene gerichtliche und auffergerichtliche Kosten bei Heller und Pfennig

bezahlen. Das war kein kleiner Schreck für unsern Geheimenrath. Das schlimmste war noch, daß der Fürst im höchsten Unwillen mit sehr ernstlichen Worten betheuret hatte, dem Proceß ein Ende zu machen, sobald das Urtheil da seyn würde. So viel auch der Geheimerath vermochte, so gefährlich war's doch, unter diesen Umständen Widersetzlichkeit aufs höchste zu treiben; und iedermann, dünkt mich, würde gethan haben, was er that. Er nahm den Vergleich an und versprach die Heirath zu befördern. Dahin konnt' er's leicht bringen, daß Kunigunde von dem Urtheile nichts erfuhr, bis die Heirath geschlossen war.

Es war nicht möglich, auf beruhigende Gedanken zu kommen. Einer machte sich immer fürchterlichere Bilder von der Zukunft als der andere und Peter wäre im Stande gewesen augenblicklich zum Hause und Thore hinaus gerades Weges nach Gutleben zu Vater Dreifußen zu laufen, wenn man ihm seinen Willen gelassen hätte. Hans wuste noch die besten Vorstellungen zu finden, die nicht ganz ohne Nutzen waren. „Was wird denn das helfen, „Musge Vollmuth, wenn Sie fortgehen? „Sie entlaufen wohl dem Nachstellungen Ihrer „Feinde, das ist wahr; aber Sie müssen auch „bedenken, daß Sie dem guten Rathe, den sanften Tröstungen Ihrer Freunde entlaufen und „mir sowohl als Martinen die Gelegenheit,

„Ihnen

„Ihnen zu dienen, rauben. Was haben Sie „denn zu fürchten! Mit Gewalt darf Ihnen ia „kein Mensch ein Haar krümmen, so lange Sie „Niemanden Leibs zufügen und List — kann „man ia mit List zu Schanden machen. Es „würde doch nicht lange werden, so hätten Sie „Ihre Feinde wieder ausgespähet. Ob Sie aber „sobald wieder Freunde finden würden, das ist „eine andere Frage — und ob Martin und „ich die Sache würden ie wieder in die Wege „richten können, darinn wir sie ietzt haben, das „ist auch sehr ungewiß. Bleiben Sie immer „bei ihrer Mama und Emilien! Verlassen „Sie sich auf mich und Martinen! Wenn's „Zeit zum laufen ist, will ichs Ihnen schon sa„gen und selbst mitlaufen."

Das muß man dir lassen, Hans! antwortete die Geheimeräthin, du bist ein guter Kerl und hast Herz und Verstand, wie's mancher Edelmann nicht hat. Du hast vollkommen Recht, wir wollen dir auch folgen. Bleib nur treu und redlich, wache für Petern und verlaß dich auf meine Erkenntlichkeit. Bei Petern hielt die Beruhigung etwas schwerer, doch ward er gelassener und entschloß sich, nichts ohne Hansens Rath zu thun. Der folgende Tag war zwar keine Mittwoch, er hatte aber ietzt mehr Freiheit als unter Renzels Hausverwaltung und gieng zum Generalsuperintendent. Dieser billigte Hansens Rath durchgängig und

wollte das Entlaufen unter keinen Umständen gut heissen. „Wenns möglich ist, sprach er, „will ich den Versuch machen, ob ich durch Gü„te die Einwilligung der Frau Geheimenrä„thin und ihres Gemahls erlangen kann, daß „er zu mir ziehen darf. Läuft er heimlich fort, „so wird das der Geheimerath für eine grosse „Beleidigung aufnehmen und ich kann mich „dann seiner gar nicht annehmen. Alleweile „stehen die Sachen so, daß sich Niemand darf „in den Sinn kommen lassen, etwas wider den „Geheimenrath auszurichten. Sogar mich „hat er bei dem Fürsten so herunter gesetzt, „daß ich mich nicht zu reden getraue. Sollt' „es nun vollends geschehen, daß unser Fürst, „wie man sagt, eine Reise vornehmen und eine „Zeitlang abwesend seyn sollte, dann wird er „einen Fürsten spielen, als wir noch keinen ge„habt haben. Habe Geduld, mein Sohn, „und sei vorsichtig; Gott wird alle deine Schick„sale noch gut werden lassen." — So blieb's und so must' es bleiben.

Nicht acht Tage, so waren der Herr von Liebe und die Fräulein Kunigunde da. Es war eben Mittag und Peter hatte gerade den ersten Bissen zum Munde geführt, als eine Kutsche gefahren kam und vor dem Hause hielt. „Das ist ganz gewiß mein Schwager und Fräu„lein Kunigunde!" sagte der Geheimerath, indem er aufsprang und nachs Fenster lief.

„Ja,

„Ja, ja! er iſts! ich habe dir mit Fleiß nicht „eher was davon ſagen wollen, mein Kind, „damit die Freude deſto gröſſer ſeyn ſollte. Wir „ſind ausgeſöhnt und werden eine Hochzeit be„kommen.“ Petern erſtarrte der Biſſen im Munde. 's war nur gut, daß alles hinaus lief, damit er ſich in etwas erholen konnte. Sie kamen aber im Augenblick wieder zurück und Herr von Liebe hatte kaum einen Fuß in die Stube geſetzt, ſo machte er mit vielen weitläuftigen Worten ſeine Verlobung mit Kunigunden bekannt. Es währte ziemlich lange, ehe es dahin kam, daß ſie ruhig am Tiſche ſaſſen, aber Peter hatte noch nicht das Herz faſſen können, die Augen aufzuſchlagen. Sehen Sie einmal, fieng Herr von Liebe an, unſern Herrn Paten, liebes Gundgen! was das für ein artiger hübſcher Mann wird!

Iſt das der kleine Peter? nun das iſt wahr! Kommen Sie doch zu mir, ich habe an Sie etwas abzugeben.

Es war nicht anders, Peter muſte hin und Gundgen die Hand küſſen.

Warte du loſer Mann! haſt du mir nicht ſo viel Sorge gemacht! Kennſt du mich denn nicht, daß ichs mit den iungen Herrn immer gut gemeint habe?

Ei, ei, Gundgen! machen ſie mich nicht eiferſüchtig; fiel ihr Herr von Liebe ins Wort.

Ja,

Ja, da kann ich ihnen nicht helfen! Nun müssen Sie sich alles gefallen lassen, Sie sind einmal mein. Muß ich mir doch gefallen lassen, wie sie's mit den Jungfern machen. Lassen Sie mich ietzt nur mit meinem Herrn Paten sprechen! — Nun loser Mann! warum liefen Sie denn? und half kein Rufen und Nachschicken! Wissen Sie noch nicht, daß sich vierzehenjährige Herren für keiner Dame zu fürchten haben? — Hier knipp sie ihm sanft die Backe.

Verzeihen Sie, gnädige Fräulein Pate, ich war damahls noch ein blöder unerfahrner Junge.

Aber ietzt? — nun es mag seyn, wenn du nur nicht wieder läufst! — Hier zog sie Peters Beutelchen aus der Tasche und druckt' es ihm mit den Worten in die Hand: da Schelmchen, hast du dein Geld! — 's hat Interessen getragen — wag es nicht noch einmal, daß du deinen Beutel in meine Hände giebst. —

Peter wollte ihr die Hand noch einmal dafür küssen, aber sie zog zurück und nahm's schlechterdings nicht an. Dafür riß sie ihn mit dem Kopf an sich und gab ihm mit feurigen Augen einen Kuß, der Petern und vielleicht auch ihrem Bräutigam bange machte. — Gundgen! Gundgen! rief er.

Der Geheimerath wuste von Peters Schicksalen gar nichts und ward durch das, was

er

er hörte, so neugierig gemacht, daß er nicht ruhete, man muste ihm die ganze Begebenheit erzählen. Peter faste hier eine sehr glückliche Entschliessung. Er überdachte gleich, daß viel darauf ankomme, wie eine Sache erzählt werde und daß es ihm sehr schwer werden würde, die Sache wieder gut zu machen, wenn er's erst dazu kommen liesse, daß der Geheimerath durch eine verstellte Erzählung wider ihn eingenommen würde. Wenn sie die Gnade haben wollen, antwortete er dem Geheimenrath, mich zu hören, so will ich Ihnen die ganze Sache wahr und wahrhaftig erzählen. Der Herr von Liebe und Gundgen verfärbten sich beide und wehrten unter allerlei Vorwand mit aller Macht, daß es nicht zur Erzählung kommen sollte. Aber da half kein Wehren. Nein, sprach der Geheimerath, das Vergnügen müssen Sie mir gönnen. Haben wir doch ietzt nichts zu versäumen? Erzähle deine Geschichte Peter! aber lüge nicht. Peter gab mit vieler Ehrfurcht die theuresten Versicherungen, daß er nicht von der Wahrheit abweichen wollte und machte eine Erzählung, wobei der Geheimerath mit seiner Gemahlin und Emilien bald weinten, bald sich freueten, von Liebe aber und Fräulein Gundgen für Aerger und Verdruß braun und blau im Gesichte wurden. Er erzählte die ganze Geschichte, wie ich sie beschrieben habe, von seines Vaters Tod an, bis zu dem Zeitpunkt, da er nach der Resi-

denz

denz kam und schilderte den Herrn von Liebe, Kunigunden, seinen Stiefvater und Mutter wie auch den alten Dreifuß so natürlich und doch so behutsam, daß der Geheimerath, als Peter aufhörte, sein Wohlgefallen an ihm und dem alten Dreifuß zu erkennen gab. Seinem Schwager sowohl als Kunigunden warf er einen Blick zu, der viel sagen wollte.

Von Liebe fieng seine Entschuldigung an. Das seh' ich jetzt alles ein, daß unserm Paten zuviel geschehen ist, aber damahls wust' ich das nicht. Wer kannte den Böswicht Dreifuß! — Jetzt bin ich schon nahe dran gewesen, ihn fort zu jagen. — Ich bin noch weniger zu tadeln, sprach Kunigunde; meine Stimme hat ihn verführt — und die kann ich doch nicht ändern. Da er mir das Beutelchen mit den zween Louisdor gab, konnt ich nicht anders denken, als daß er sie seinem Vater könnte heimlich entwendet haben. Ein junger Mensch macht ja wohl eine Faute. Ich würde ihm nichts zu Leide gethan haben, wenn's auch gewesen wäre; wär' er nur nicht fortgelaufen. Aber da denkt der kleine Narr, es ist mein Ernst, als ich mich böse stelle und ließ sich durch kein Rufen, Schreien und Nachlaufen wieder zurückbringen. — 's ist gut! rief der Geheimerath, aber wie war's denn mit der Kutsche auf dem gutlebischen Felde? — Man wollte wieder Entschuldigung anfangen; aber der Geheimerath fiel ihnen

ins

ins Wort. Ich mag nichts mehr wissen. Kurz und gut, ihr habt beide Ursach, allen Fleiß anzuwenden, damit Petern das angethane Unrecht wieder vergütet werde. — Das wollen wir auch thun, sprach von Liebe. Ich, sagte die gnädige Fräulein, will an meinem Hochzeittage meinen Herrn Paten bei mir haben und ihn dazu aufs prächtigste kleiden.

Peter freuete sich herzlich seines Sieges und Emilie muste alle ihre Verstellungskunst zusammen nehmen, damit sie nur die Empfindungen ihres Herzens nicht verrieth. Die Mama schien in völliger Gemüthsruhe zu seyn, und den Herumsitzenden scharf in die Augen zu sehen. Der Geheimerath aber machte der Unterredung damit ein Ende, daß er Peters ganzes Verhalten noch einmal lobte und ihm neue Versicherungen seines Schutzes und seiner Hülfe gab.

Die Gäste blieben einige Tage, und der Geheimerath that alles, um ihnen den Aufenthalt bei ihm angenehm zu machen. Es wurden Gesellschaften gebeten, Spatziergänge und Bälle angestellt, man speiste an prächtig servirten Tafeln, und brachte die Tage in einem Freudengeräusch hin, dabei Niemand zu sich selbst kam. Für Petern war's ein sehr lästiges Leben. Kunigunde wollte ihm ihre vorhergegangene Beleidigungen vergüten und zog ihn bei aller Gelegenheit so hervor, daß er wenig

von ihrer Seite kommen konnte. Am wenigsten konnt' er sich ihr Verhalten erklären, wenn sie einen Augenblick ergreifen konnte, wo sie allein mit ihm war. Bald hatte sie was vergessen, bald ihr Tuch im andern Zimmer liegen lassen, bald einen Handschuh verlohren — daß sie nur immer Gelegenheit suchte, Petern in der Dienstfertigkeit zu üben und von der Gesellschaft zu entfernen. Sie lief ihm aber doch nach unter dem Vorwande, ihm keine Mühe zu machen und sobald sie mit ihm der Gesellschaft aus den Augen war, klopfte sie seine Backen, druckte ihn in ihre Arme, küßte ihn mit jugendlichem Feuer und sahe ihn mit einem Paar Augen an, die mit ihrem Gesichte einen waren Kontrast machten, weil sie um dreißig Jahre jünger aussahen. Das Ende war ein sanfter Backenstreich und die Ermahnung im Baßton: vergiß, Peterchen, und sei mir gut!

Das größte Leiden für Petern war, daß er in der ganzen Zeit keine Stunde finden konnte, mit der gnädigen Frau und Emilien allein zu sprechen. Konnt' er sich am Tage einmal einige Augenblicke losreissen, so würd' es zu auffallend gewesen seyn, wenn sich Emilie zu gleicher Zeit mit ihrer Mama hätte entfernen wollen. In den Früh- und Abendstunden aber giengs gar nicht an, weil sich Kunigunde unter dem Vorwande eines sechszehenjährigen Mägdgens im Schlafzimmer der gnädigen

Frau

Frau zu schlafen ausgebeten hatte. Allein wuste Peter mit seinen Gedanken nicht einig zu werden. Das ganze Verhalten der Kunigunde bei der ersten Mahlzeit, bis auf den Kuß, erklärt' er sich für eine List und abgeredete Charte, ihn zu berücken, an welcher der Herr von Liebe so viel Antheil haben könnte als sie. Aber in ihren Ausdrücken, wenn sie mit ihm allein war, in ihren Blicken glaubte er die Absicht zu finden, ihn in ein Liebesverständniß zu locken und — zitterte. Er hatte seinen Beutel schon mehr als zehenmal untersucht. Die unbekannte Freude über den Besitz eines solchen Reichthums und die unerklärlichen Vorstellungen der Freigebigkeit seiner Fräulein Pate lockten ihn an, noch einmal hinein zu sehen. Es waren und blieben zehen Stück Louisdor. Wer kann sich eine solche Freigebigkeit von einer Kunigunde ohne Absicht vorstellen? Er hatte als Kind manchmal kleine Geschenke von ihr bekommen, aber nie mehr als drei Pfennige. Ein einzigesmahl hatte sie, da sie gerade an seinem zehenten Geburthstage in Hungersdorf war, sich angegriffen und diese Summe verdoppelt.

Endlich kam die Stunde, da sie wieder abreisten und dem Hause seine gewöhnte Ruhe wiedergaben. Nun war alles berichtiget. Wider alle Vermuthung hatte sie ihre Einwilligung gegeben, daß ihre Anfoderung mit der Foderung des Geheimenraths an ihren Bräuti-

gam aufgehoben wurden. Bei der ersten Unterredung bestand sie hart darauf, daß der Geheimerath noch sechstausend Thaler herausgeben und denn alles gegen einander aufgehoben werden sollte. Den Tag darauf, ließ sie sich aber wider alle Erwartung bereitwillig finden, von ihrer Foderung abzustehen. Obs etwa daher kam: sie hatte mit dem Herrn Advokat Selbst gesprochen. Selbst war ein sehr brauchbarer und geschickter Mann, das Glück war ihm aber bis hieher nicht günstig gewesen, daß er sich nach seinem Wunsch hätte empor schwingen können. Jetzt war eine sehr einträgliche Bedienung vakant, welche er zu erlangen sich Hofnung machte. Er hatte darum angehalten und seine Supplik dem Herrn Geheimenrath von F * * vor einigen Tagen selbst übergeben. Die erhaltene Antwort war nach meinem Urtheil sehr günstig: ich will Ihr Schreiben, antwortete der Geheimerath, meinem gnädigsten Herrn selbst in die Hände geben und nicht ermangeln Ihr Suchen zu unterstützen. Sie sind der rechte Mann zu der Stelle. (Herr Selbst machte hier eine tiefe Verbeugung und stammelte ganz leise einige unverständliche Worte her, welche der Geheimerath nicht hatte vernehmen können.) Haben Sie nur einige Tage Geduld. Jetzt hab' ich den Kopf so voll Unruhe wegen meines Processes, daß ich manchmahl selbst nicht weiß, was ich rede. Da könnt ich ihre Sache eher verderben als befördern. Ich gehe aber damit um,

um, mich mit meiner Cousine Kunigunde zu vergleichen und hoffe in einigen Tagen damit zu Stande zu kommen. Dann bin ich dazu am aufgelegtesten und das erste, was ich vornehme, soll Ihr Gesuch seyn.

Selbst konnte ganz vortreflich hören, daß er also die Worte des Geheimenraths wohl vernommen hatte. Er wiederholte sie sich einigemahl, um ihren rechten Sinn zu fassen; ie öfter er sie aber wiederholte, desto deutlicher fand er darinn die Versichrung: Selbst, du sollst Hofrath werden. Er hatte bis hieher der Fräulein Kunigunde wider den Geheimenrath von F** gedient und also konnte mans ihr nicht verdenken, daß sie ihn bei ihrem vorhabenden Vergleich zu Rathe ziehen wollte. Als man schlechterdings darauf bestand, daß sie die ganze Anfoderung sollte fahren lassen, besann sie sich einen Augenblick und sprach endlich: ich muß erst mit Selbsten reden. Der Geheimerath war so billig, daß er dawider nichts einwandte, sie aber stieg so gleich in den Wagen und fuhr zu ihm. Advokat Selbst wohnte hinten hinaus, daß er also die Ankunft seiner gnädigen Klientin nicht eher bemerkte, als da sie in seine Stube trat. Er saß am Tische und schrieb, schien aber Kunigunden sehr verdrüßlich zu seyn. Ich bedaure, redte sie ihn an, daß ich zur unrechten Zeit komme, Sie sehen verdrüßlich aus.

Ich bitte um Vergebung; Sie kommen gerade zur rechten Zeit. Eben ietzt bin ich im Begrif an Sie zu schreiben.

Nun! haben Sie gute Nachricht?

Dann würd' ich so nicht aussehen. Schlecht! — er zuckte mit den Achseln — sehr schlecht!

Wie denn so? 's ist doch nicht möglich, daß die gerechteste Sache unterliegen kann!

Das hab ich auch geglaubt und hätt' es nach dem Fleiß, den ich darauf gewandt habe, nimmermehr gedacht; aber —

Ists Urtheil noch nicht da?

Freilich, ia! das ist eben mein Gram. Man hat schon zwei Tage davon einander ins Ohr gesprochen. —

Könnte man denn keine Mittel ausfindig machen, den Inhalt zu erfahren? Sie wissen ia, daß ich Louisdor habe!

Das hab ich gethan. Eben ietzt komm' ich vom Sekretair —

Sie sind ia nicht angekleidet!

Selbst ward hier Blutroth, er besann sich aber, daß er Schuh und Strümpfe schon anhatte und schlug geschwind seinen Schlafrock auf. Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, sehen Sie meine Füsse an. Hätt' ich gewust, daß ich einen so vornehmen Besuch bekommen

würde,

würde, so hätt' ich mein Kleid gewiß anbehalten.

Nun was sagt der Sekretair?

Kein Wort! stock stumm stand er da und that's Maul nicht auf, als bis ich vier Louisdor, (Sie werden sie auch in der Rechnung finden,) auf seinen Schreibtisch legte. Wie er sie eingestrichen hatte, da konnt er reden. Alles verlohren, sprach er, alles verlohren und die Kosten bei Heller und Pfennig sollen ersetzt werden. Ich wollt' ihm nicht glauben, er hatte aber schon eine Abschrift des Urtheils bei der Hand; 's ist leider richtig!

Gott! was für Ungerechtigkeit! da wärs kein Wunder, wenn sich der Erdboden aufthäte und Gott Zeichen und Wunder geschehen liesse! — Was fangen wir nun an?

Wenn's nur der Geheimerath nicht wäre! — Das Schlimmste ist noch, daß der Fürst schlechterdings den Proceß geendigt wissen, und wenn's nicht anders geschehen kann, einen Machtspruch thun will, welcher denn gewiß nicht wider den Geheimenrath ausfallen wird.

Was geben Sie mir nun für einen Rath?

Das ist eine schwere Sache. Soll ich Ihnen als Advokat rathen, so hätt ich Ihnen das alles nicht sagen müssen. Ich könnte noch manchen schönen Louisdor verdienen. Soll ich Ihnen

nen aber als ein ehrlicher Mann rathen, so muß ich sagen: vergleichen Sie sich. Thun Sie — gehen Sie alles ein, Sie ersparen wenigstens die Kosten.

Verdammt sind die Advokaten mit ihren Processen! — mit diesen Worten gieng Kunigunde von Selbsten weg und fuhr nach Hause.

Nun! — sprach der Geheimerath, als seine Cousine beinahe eine Stunde in der Stube gesessen hatte, ohne ein Wort zu sprechen, — Sie sagen uns ja Ihre Entschlüssung nicht; was giebt Ihnen Ihr Sachwalter für einen Rath?

Ach die Sch — — der Kerl ist nicht werth daß — Ich habe mich geärgert daß ich — — Stellen Sie sich den advokatenmäßigen Rath vor: ich söll den Proceß fortsetzen, so lange ich noch einen Louisdor habe; am Ende komme alles wieder. Ich wollte ja dem * * die Liebe nicht thun! Kommen Sie! da ist meine Hand — bleibt's doch in der Freundschaft. So kam der Vergleich zu Stande, der Hochzeittag ward bestimmt, von Liebe reiste mit seinem Gundigen nach Hause, der Geheimerath zog sich an — fuhr nach Hofe — sprach mit dem Fürsten und Selbst ward noch denselbigen Tag Hofrath mit tausend Thaler Gehalt.

Von ganzem Herzen froh waren die gnädige Frau sowohl als Emilie und Peter, daß sie dieser

dieser beschwerlichen Gäste wieder entlediget waren. Der Geheimerath hatte ihrentwegen viel wichtige Geschäfte verschieben müssen und war jetzt dermassen mit Arbeit überladen, daß er einige Tage nicht von seiner Stube kam. Desto ungestörter konnte die gnädige Frau mit ihren Kindern seyn und die verlohrnen Stunden bald wieder einbringen. Hans konnte sichs wohl vorstellen, daß sie alle die Herzen ziemlich voll haben und keine Gelegenheit vorbei lassen würden, einander ihre Gedanken zu eröfnen. Sobald er bemerkte, daß Peter und Emilie zur gnädigen Frau giengen, so war er auch da. Sie hatten alle einerlei Bemerkungen gemacht und trieben eine lange Weile ihren Scherz damit, daß sie Petern zur gemachten Eroberung Glück wünschten. Gundgen, sprach Emilie, hat keine blöde Augen und eben so wenig einen verderbenen Geschmack, das muß man ihr nachsagen. — Jetzt will ich, sprach Hans, meinen Renzel nur bei guter Zeit schnieren, ich werde wohl abkommen können. Kunigunde wird ihren Paten so mächtig schützen, daß ich zuletzt noch wohl zur andern Parthei übergehen und dem Herrn von Liebe dienen muß. — Sobald aber das Gespräch ernstlicher ward, fand man in Gundgens Betragen, — man mocht' es auch erklären, wie man wollte, — die gefährlichsten Fallen für Petern und die tristigsten Beweggründe zur Behutsamkeit. Hans verpflichtete sich zur

möglichsten Wachsamkeit und Peter gegen Emilien zu unverbrüchlicher Treue.

Das war nicht zu ändern, Peter muste mit nach Hungersdorf zur Hochzeit, wenn's ihm auch noch so viel Angst machte. Der Geheimerath gab ihm alle mögliche Versichrung, daß er nichts zu fürchten haben sollte, gieng von dem Tage an, da Peter seine Begebenheiten erzählt hatte, überaus liebreich mit ihm um und setzte ihn in Absicht seiner Kleidung in eine solche Verfassung, daß er sich ganz wohl unter den Hochzeitgästen sehen lassen konnte. Kam's ihm gleich sehr sauer an, so glaub' ich doch, daß es grösser Leiden für ihn gewesen wäre, wenn er hätte Emilien mit reisen sehen und ohne ihre Gesellschaft, allein zu Hause bleiben sollen. Jetzt durften sie sich nicht trennen. Der Tag kam und die Reise gieng vor sich.

Je näher man Hungersdorf kam, ie heftiger schlug Petern das Herz und mitten in den aufmunterndesten Gesprächen, welche die gnädige Frau und Emilie erfindsam aufsuchten und der Geheimerath lebhaft zu unterhalten wuste, fiel er im Augenblick in seine Tiefsinnigkeit zurück, die sich mit nichts als seinen Empfindungen beschäftigte. Gerade gegen die Pfarre warf ihm die gnädige Frau einen vielbedeutenden Blick zu, welchen Peter verstand und fühlte. In diesem Hause, wollte sie sagen, hab ich dich manchmal auf meinem Schooß ge-

habt

habt und geküßt. Beim Anblick des Schulhauses konnte frohe Erinnerung seines Geburthsorts durch die Vorstellungen der schwarzen Nacht nicht durchbrechen, in welcher sein Vater fast eines so schmerzhaften Todes starb als der Missethäter, dem die des Mordens gewöhnte Hand des Henkers Arm und Beine zerbricht. Ein Blick auf das Fenster, unter welchem er in iener durch Finsterniß und namenlose Boßheit geschwärzten Nacht stiefväterliche Lippen teufelische Gesinnungen reden hörte — dann ein Blick auf den Zaun, der Finsterniß vom Lichte der Judaslaterne schied und ihn solchen Augen verbarg, denen sich noch nie ein schuldloses Kind zu verbergen gesucht hat, ließ ihn noch einmal empfinden, was er vor drei Jahren empfand, daß er beinahe mit gleicher Angst iezt aus dem Wagen stieg, als er damahls Petern ins Haus zurück folgte. Gundgen stand in unbeschreiblicher Klarheit an der Thür und empfieng ihre Gäste.

Das wird ein grosser Theil meiner Leser vermuthlich schon aus Erfahrung wissen, daß der Brautstand ganz was besonders für sich habe. Wenns nach meinem Willen gienge, so wählte ich mir lauter solche Leser. Es läst sich am allerbesten mit Leuten reden, die einen beim ersten Worte gleich verstehen und ihren Beifall zunicken. Das darf ich aber nicht erwarten und noch weniger darf ichs meinem Verleger zu

Bedingung machen. Er schickt mir das Manuscript zurück oder — versprichts und hälts nicht. Er wär's auch gar nicht im Stande zu halten. Würde das nur erst bekannt, daß Peter Vollmuths Geschichte ein Buch nur für Verheirathete wäre, (zum Spaß möcht' ich's bald auf den Titel setzen, ob's nicht Würkung haben sollte,) dann sollte man nur den Zulauf von ledigen Frauenzimmern sehen! Da kämen gewiß Koeffürte und Unkoeffürte, Bemäntelte und Besalopte — und wer soll's ihnen ansehen, ob sie alle glücklich durch den Brautstand hindurch gekommen sind? — — Der Buchführer muß fragen, ob sie Männer haben. — Das wäre gerade der rechte Weg! — da würde wohl eine einzige nein sagen! nicht wahr? — Vom männlichen Geschlechte will ich nicht einmal reden. Mit den Bärten hat's nicht immer seine Richtigkeit, und wenn das auch wäre, so sind wir ia keine Juden! Da sollten Knaben genug von zehen Jahren kommen — und was könnte man machen, wenn ieder sagte: ich hole das Buch für meinen Papa? Das kann doch der Buchführer nimmermehr erzwingen, daß der Papa selber kommen müste! — Ueberhaupt sind auch von der Seite schon längst Thore und Riegel gesprengt und Wälle und Dämme durchrissen — wer wird sie wieder herstellen? — Aber von dem schönen Geschlechte mach ich mir viel süsse Hofnung, das hat sanfte lenkbare Herzen. Für dies bewahre ich auch lebenslang warme

patrio-

patriotiſche Wünſche, wodurch ich mir gewiß ein ewiges Andenken der Liebe bei ihnen zu ſtiften gedenke. Schöne Kinder! leſet meinen Wunſch!

Vor kurzen war ich in einer Geſellſchaft, lediger Frauenzimmer, welche den Jahren nach ſehr verſchieden von einander waren. Ein kleines drollichtes Mägdgen von zehen Jahren ſaß mir zur rechten, dann folgte eine blühende Schönheit von ſiebenzehen Jahren, hernach kamen zwo reifende Früchte im zwanzigſten und dreißigſten Jahre und endlich eine überſehene Schöne von funfzig Jahren, welche mir zur Linken ſaß. Da ich eben nicht geſchickt bin, mich lange zu verſtellen, ſo ſagte ich meine Herzensgeſinnung ganz treuherzig heraus und kam auf meine Wünſche. Wie erſchrack ich, da ſie heraus waren! Ich bin ſchon einmal recht angekommen! — Ein kleines ſchnapperichtes Mägdgen gab mir vor einiger Zeit, als ich auch ſo treuherzig war, die Antwort: hab ich Ihnen denn ſchon die Sorge für mich aufgetragen? — ſchaffen Sie nur erſt Ihren Töchtern Männer! — Aber diesmal hatt' ich dankbarere Seelen um mich herum. Ach, antwortete die zehenjährige Schöne, ſterben Sie nur in den nächſten acht Jahren nicht; — von mir, ſprach die ſiebenzehenjährige, ſollen Sie ſo eine Schachtel — ſie breitete beide Hände weit aus einander — voll Makeronen und Torte bekommen;

men. — die zwanzigjährige bat sich die Erlaubniß aus, mich bald besuchen zu dürfen; — die dreißigjährige wollte morgen schon kommen; — die funfzigjährige aber seufzete: hätten Sie doch vor vierzig Jahren schon gewünscht! — Desto nöthiger ist's, daß ich meinem Herzen nicht länger den Ausbruch verwehre. Alle Schönen, dies ist mein Wunsch, müssen in Zukunft die Erfahrung des Brautstandes im siebenzehenten Jahre haben, — allen denen aber, für welche mein Wunsch zu spät kömmt, müsse der nächste May den ganzen Verlust ersetzen.

Gundgen ward eine ganz andere Person, sobald sie Braut war. Die erste Veränderung zeigte sich bei den Abendandachten, die wurden sogleich eingestellt. Nach und nach brach sie in allen Handlungen aus und in wenigen Tagen war sie die vorige Person nicht mehr. Ihr Gang ward lebhafter, die Miene verjüngt, die Sprache sanfter, — die Augenblicke ausgenommen, in welchen sie sich vergaß. Ihre Verschwendungssünden hatte sie nun so überflüßig abgebüßt, daß sie bei genauerer Rechnung etwas Ansehnliches gut zu behalten glauben konnte und sich in ihrem Gewissen verpflichtet hielt, ihren Verleugnungseifer zu mäßigen. Anstatt daß sie sonst nur Louisdor in den Kasten hinein zählte, so nahm sie ietzt einen Rolle nach der andern heraus und brachte, bloß aus christlicher Liebe, das Geld wieder unter die Leute, das sie nach

Tezels

Tezels Sündentaxe zuviel erbüst hatte. Pracht und Ueberfluß herrschten auf allen Seiten. Damit der morgende Tag unverkürzt den zubereiteten Vergnügungen gewidmet werden könnte, so waren die Gäste gebeten worden, sich Tages vorher einzustellen, und als der Geheimerath von F** ankam, war der Hof schon so mit Kutschen besetzt, daß sie erst in einander gerückt werden musten, ehe sein Wagen vorfahren konnte. Auf dem Platze war eine Menge Volks zusammengelaufen, die man im Dorfe nicht gesucht hätte; auf dem Hofe liefen geschäftige Bedienten durch einander und aus den offenen Fenstern schallten bewillkommende Freudenstimmen den ankommenden Gästen entgegen; aber Peter sahe und hörte nichts. An den Fenstern des Zimmers, worinn seine Eltern wohnten, blieben seine Augen hangen und da hiengen sie noch, als er von Kunigunden den ersten Kuß bekam und beinahe aus dem Wagen gehoben ward.

Wenn man alle vorhergegangenen Umstände zusammen nimmt und die Schicksale bedenkt, welche Peter in diesem Hause erfahren hatte, so wird man sich nicht darüber wundern, daß es ihm so schwer ward, sich aus seiner ängstlichen Bestürzung heraus zu finden. Fräulein Kunigunde traf das rechte Mittel, ihm Erleichterung zu schaffen. Sobald sie sich nur von der Gesellschaft loßreissen konnte, nahm sie ihn bei der

der Hand, und führte ihn stillschweigend aus dem Zimmer. Nach einem halben Stündgen kam er wieder herein und ließ die versammleten Gäste im Gange und Mienen muntere Freimüthigkeit sehen. Man kann sich leicht vorstellen, daß Emilie nicht wird die letzte gewesen seyn, die seine Veränderung bemerkte. Wenigstens war sie die erste, welcher Peter so nahe zu kommen suchte, daß er ihr einige Worte ins Ohr sagen konnte. Zum Glück hab' ich sie erfahren und brauche kein Geheimniß daraus zu machen: Vater und Mutter sprach er, sind fort.

Das kann mich grausam ärgern, wenn mir iemand etwas sagt, wodurch ich nicht klüger und doch neugieriger werde. Es könnte seyn, daß meine Leser auch so gesonnen wären und da will ich Ihnen lieber gleich die ganze Sache erzählen, die an sich nicht so viel auf sich hatte als Gundgen Verdienst dabei haben wolte. Indessen wars ein Umstand, dessen Folge Petern angenehm war. Sein Stiefvater, Dreifuß, hatte die abgelegenen Gäste zur Hochzeit bitten müssen und dabei das Unglück gehabt, daß er sechs Meilen von Hungersdorf, bei einem kleinen Städtgen stürzt und einen Fuß zerbricht. „Mein Bräutigam" erzählte Kunigunde, „wollte schlechterdings haben, daß Dreifuß hie„her geschaft werden sollte und schickte augen„blicklich einen Wagen fort, der ihn abholen „sollte.

„sollte. Ich fertigte aber unter der Hand ei„nen von meinen Leuten zu Pferde ab und schrieb „an einen dasigen mir bekannten Doktor, wel„cher den Wagen nach meinem Verlangen mit „dem Zeugnisse zurückschickte: daß er in Drei„fusses Abholung voriezt nicht willigen könnte, „weil zu befürchten wäre, daß er nicht lebendig „nach Hause kommen würde. Nun, fuhr „Gundgen fort, war kein ander Mittel als „daß die Frau zu ihm reisen muste, damit sie „ihn warten und pflegen könnte.“ „Siehst du, „Patgen, setzte sie hinzu, wie gut ich dir bin? „Dein Stiefvater ist ein böser Mensch, der mei„nen Bräutigam wider dich aufbringt und dir „alle deine Leiden gemacht hat. Sein Anblick „soll deine Freuden nicht stören. Halt dich nur „zu mir; so sollst du ein glücklicher Mann wer„den. Es soll so lange nicht dauren, so soll „Dreifuß vom Hofe herunter. Meinen Jah„ren nach könnt' ich noch wohl einige Kinder „kriegen, aber Liebe, dünkt mich, — — — „und darum sähe ich's gerne, daß du mir recht „gut wärest. Bleibe ich ohne Kinder, und er„leb' ich's, daß mein Mann stirbt, so will ich's „gewiß dahin bringen, daß du meine Güter und „Vermögen erben sollst. Merke dir das, Pat„gen, und verdirbs mit mir nicht.“

Das ganze Gespräch hatte für Petern et„was fürchterliches und ie mehr er den Affekt sahe, in welchem Kunigunde mit ihm sprach, deſto

desto deutlicher ward er überzeugt, daß ihm Schlingen gelegt wurden, denen er Mühe haben würde zu entgehen. Es war aber gleich sein Vorsatz, wenn nur die Hochzeit vorbei wäre, daß er ihr dann so nahe nicht wieder kommen wollte. Uebrigens war's ihm ietzt sehr angenehm, daß er weder seinem Vater noch seiner Mutter unter die Augen treten durfte. Er faßte sich nun bald so viel, daß er an den Freuden der Gesellschaft Theil nehmen und durch seine Unterhaltung Vergnügen befördern konnte. Sobald man nur erfuhr, wer er war, so drängeten sich alle zu ihm. Der eine beklagte sein Schicksal, ein anderer bewunderte seine Einsichten, hier machte man seinem nicht zu unterdrückenden Muth Lobsprüche und dort erhielt seine gefällige Artigkeit beim Frauenzimmer allgemeinen Beifall. Den ganzen Abend bis in die späte Nacht hinein, da alles Ruhe suchte, gieng er gleichsam aus einer Hand in die andere und Gundgen konnte nicht einen Augenblick gewinnen, ihn für sich allein zu haben.

Eine Folge war's, daß den andern Morgen spät Tag ward. Als Peter erwachte, verursachte ihm der erste Blick, den er aus dem Bette warf, neue Bestürzung. Ein prächtig galonirtes Kleid fiel ihm in die Augen, dessen sich kein Kavalier schämen durfte. Er erinnerte sich sogleich Gundgens Versprechens, welches sie ihm an des Geheimenraths Tafel gege-

gegeben hatte, und da er bei näherer Unterſuchung fand, daß es völlig nach ſeinem Leibe gemacht war, ſo glaubte er hier die Erfüllung zu ſehen und machte kein Bedenken, das Kleid anzuziehen. Die Geſellſchaft hatte ſchon einigemal nach ihm geſchickt, daß er fürchten muſte, die Braut möchte ſelbſt kommen, wenn er nicht eilfertig wäre. So wie er in das Verſammlungszimmer trat, bekam er einen Blick von der Braut, der ihm den Dank ſchon einzufodern ſchien. Er gieng auf ſie zu, küſte ihre Hand und ſtattete ihr mit ſo vieler Anſtändigkeit ſeinen Dank ab, daß ſich die Augen der ganzen Geſellſchaft auf ihn richteten. Herr von Liebe ſchien Gundgens Freigebigkeit nicht ſo zu billigen, als die übrigen alle. Er trat näher herzu und beſahe Petern in dem ſchönen Kleide von oben bis unten, und brach endlich in die Worte aus: ſo — ſo! und davon hab' ich nicht ein Wort wiſſen müſſen? —

Sie waren ia dabei, antwortete Gundgen, als ichs verſprach! wenn der ganze Vergleich gehalten werden muß, ſo wird man doch den kleinen Anhang nicht zurück laſſen.

Daß ich doch aber kein Wort davon habe erfahren müſſen!

Das hab' ich gethan, mein Engel, um Ihnen eine heimliche Freude zu machen.

Ich hätte doch wohl können befragt werden, ob's mein Wille noch ſei.

Hier verlohr Gundgen ihre adliche Weisse und iedermann erschrack als man bemerkte, daß eine bürgerliche Röthe schnell ihr ganzes Gesicht färbte. Ich habe geglaubt, fuhr sie endlich heraus, daß nur mein Wille nöthig sei, wenn ich für mein Geld etwas thun will — oder geht Ihre Herrschaft schon acht Tage vor der Hochzeit an?

So! — schön! — brummte Herr von Liebe und gieng fort.

Peter zitterte schon für den Folgen. Die Gesellschaft schien bestürzt; einer sprach mit dem andern — der Geheimerath gieng endlich hinaus und kam mit dem Bräutigam wieder herein. Der Bräutigam gieng auf Gundgen mit einer freundlichen Miene zu, gab ihr einen Kuß und — sie verlohr ihre Röthe wieder. Endlich schlug die Glocke zehen.

Gewöhnlicher Weise wurden die Trauungen in Hungersdorf erst um zwölf Uhr, auch wohl noch später verrichtet. Gundgen hatte sich's aber von ihrem Bräutigam ausgebeten, daß er sie um zehen Uhr zur Kirche führen möchte, weil das die Stunde war, in welcher ihr, wie sie sagte, alles gelungen wäre; dahingegen sie in allen übrigen Stunden des Tages viel Verdrüßlichkeiten hätte erfahren müssen. Alles war schon darauf angelegt, daß ihr gewillfahrt werden sollte. Die Gäste standen in voller

Pracht

Pracht da, zwölf Kutschen waren angespannt, in welchen sie nach der etwas entlegenen Kirche fahren sollten, ein Bedienter muste zum Prediger gehen und ihm sagen, daß er sich in die Kirche begeben möchte, der Schulmeister läutete und der Bräutigam nahm seine Braut bei der Hand und wollte sie in die Kutsche führen. — Gundgen grif in die Tasche und wollte ihr Riechfläschgen langen. Ach! rief sie, als sie in der Thür des Zimmers war, erlauben Sie, Liebgen, ich habe was vergessen. Mein Riechfläschgen! — Sußgen, rief sie ihr Kammermägdgen, hole sie mir's! geschwind! es wird im Unterröckgen stecken, das ich gestern angehabt habe! — Sußgen machte diesmal ihre Sachen so einfältig, daß sie von der ganzen Gesellschaft ausgelacht ward. Sie hatte den Rock mit beiden Händen zusammen gefaßt und brachte ihn.

Des Rocks wegen war nichts versehen, der war so beschaffen, daß ihn die ganze Gesellschaft sehen konnte. Ich glaube nicht einmal, daß es Kunigunden verdroß. Es war eine ungesuchte Gelegenheit, ihr Unterröckgen der Gesellschaft zu zeigen. Sie drohete mit dem rechten Zeigefinger und sagte weiter nichts, als: warte Sußgen! sahe aber dabei freundlich aus. Als sie mit der linken Hand den Rock ergrif und Sußgen loß ließ, so fielen ein paar rothe Beinkleider aus dem Rock auf den Fuß-

boden nieder. Braut und Bräutigam bemerkten Anfangs nicht, aber die ganze Gesellschaft brach in ein Gelächter aus und wandten sich mit allerlei Scherzreden an den Bräutigam, der gar nicht wuste, wie er zu den Komplimenten kam. Endlich bemerkte er die rothen Beinkleider, als sie Sußgen eben aufnehmen und wegtragen wollte. Er riß sie dem Mägdgen aus der Hand und hielt sie hoch in der Höhe, daß sie iedermann recht sehen konnte. Ei! rief er etwas aufgebracht und spöttisch, das ist ia sehr artig! — Schöne Ehre! — nicht war Gundsgen? Es hat ia Niemand von uns rothe Beinkleider angehabt, als Peter gestern! Sie haben gestern wohl Abendandacht gehalten? Wollen Sie nicht lieber mit ihm zur Trauung fahren? — — — Donner und Wetter soll dich infamen Kerl — — und damit lief Kunigunde zur Treppe hinunter, stieg in ihren Wagen, der angespannt da stand und gab dem Kutscher Befehl, nach Perleberle zu fahren. Jage zu! rief sie noch hinten nach und spuckte zum Wagen heraus.

Die Gäste standen oben im Zimmer und sahen sich einander steif an. Sobald sie nur zu sich kamen, liefen sie alle mit sammt dem Bräutigam zur Treppe hinunter, aber Kunigunde war schon zu dem Ende hinaus, wohinaus Peter vor drei Jahren geflüchtet war. Da standen sie wieder an der Hausthür voll Schreck

und

und Verwunderung — ohne Entschluß. Hätte man auch einen Reitknecht nachschicken wollen, so kannte man Kunigunden zu gut, als daß man glauben konnte, daß sie wieder umkehren würde. Die Gesellschaft gieng wieder hinauf. Der Geheimenräthin und Emilien sahe man ihre Unruhe an, aber Petern pochte das Herz dermaßen, daß man jeden Schlag durchs Kleid sehen konnte. Wie ihm aber da zu Muthe ward, als Herr von Liebe wie ein Wütherich aufsprang und seinen wüthenden Zorn in Worten ausbrechen ließ, das sahe ihm der unerfahrendeste in der Gesellschaft an. Da, sprach er, Herr Geheimerath! sehen sie den Missethäter! und wieß auf Petern. Meinen Sie noch, daß ich ihm zuviel gethan habe? — Werden Sie nun bald glauben, daß er von Jugend auf ein Bösewicht gewesen ist? — Nur Geduld! Sie sollen noch wohl erfahren, was Sie für eine Brut ernährt haben! Der Geheimerath ward völlig wider Petern aufgebracht und beinahe war die ganze Versammlung geneigt, ihn zu verdammen, wenn er nicht bald angefangen hätte, sich zu vertheidigen.

Gnädiger Herr, sprach Peter, ich halte mich an Ihr Wort; Sie haben mich in Ihren Schutz zu nehmen versprochen. Finden Sie mich lasterhaft, so will ich mich jeder Strafe unterwerfen. Nehmen Sie dann Ihr Versprechen und ihre Wohlthaten zurück, nur ver-

dammen Sie mich nicht, wenn ich nicht strafbar bin. Gestern Abends bin ich in mein Schlafgemach gegangen, das mir angewiesen ward. Heute fand ich auf demselbigen Stuhl, anstatt der Kleider, die ich gestern ausgezogen hatte, diese liegen, die ich iezt an habe, — weiter weiß ich nichts. Herr von Liebe wiederholte seine vorige Beschuldigungen mit verdoppelter Hitze, und gründete seinen Beweiß auf den rothen Beinkleidern, die in dem Unterrock gewesen wären. Die Gesellschaft fieng nach gerade an, sich an dem Auftritte zu belustigen, daher ihn einige in seinem Verdacht zu bestärken suchten, andere aber Petern in ihren Schuz nahmen und ihn sowohl als Kunigunden wider seinen schimpflichen Verdacht vertheidigten. Lassen Sie doch das Kammermägdgen kommen, schlug der Geheimerath vor, vielleicht kann die den Streit am besten entscheiden!

Sußgen ward gerufen und kam. Vermuthlich furchte sie, daß alle Schuld auf sie geschoben werden würde, weil sie den Rock mit den Beinkleidern hinein gebracht hätte. Sie trat mit zitternden Gliedern ins Zimmer, fiel beinahe auf die Kniee nieder, bat mit Thränen um Verzeihung ihres Fehlers und machte ein Geheule, das den Ohren so unangenehm war, als ihre verzerrten Mienen den Augen. Es war alles umsonst, sie konnte für Weinen nicht antworten, man mochte auch fragen was man wollte.

wollte. Herr von Liebe muste ihr Vergebung in der Hand zusagen und ihr einige Minuten ihre Thränen abtrocknen und stillen lassen, dann erzählte sie die ganze Sache.

Weiter war's nichts, als Kunigunde hatte das Vergnügen haben wollen, ihren Paten mit dem neuen Kleide zu überraschen. Ganz in der Stille hatte sie dem Schneider, der für den Geheimenrath arbeitete, den Auftrag schriftlich zugeschickt, daß er für Petern ein Kleid von bestimmter Güte machen und ihr zustellen sollte. Vielleicht, hatte ihm Sußgen mündlich sagen müssen, würde der Herr Geheimerath iezt auch etwas für Petern machen lassen, und dann würd' es ihm nicht schwer werden, das Maaß zu bekommen, ohne die Sache zu verrathen. — Nun sollte das Kleid in Peters Schlafstube ohne sein Wissen gelegt und das seinige dafür weggenommen werden, damit Peter gezwungen wäre, das neue Kleid anzuziehen. Die Sache ward wieder Sußgen aufgetragen, welche Hansen zu Hülfe nahm und durch dessen Beistand die ganze Anlage gut ausführte. Hans zog den Schlüssel vom Koffer ab, damit Peter kein ander Kleid herausnehmen konnte. Desgleichen versprach er auf den Abend, wenn er ihn zu Bette bringen würde, das Kleid, das Peter an hatte, mit sich hinaus zu nehmen. Weil er aber hernach zum Herrn Geheimenrath muste und nicht wuste, ob er

wieder würde herunterkommen können, so mufts Sußgen auf sich nehmen, sobald sie merken würde, daß Peter schliefe, die rothen Beinkleider leise von seinem Bette wegzunehmen und dafür die neuen mit dem Kleide hinzulegen. Sußgen brachte die Beinkleider und Kunigunde nahm sie aus guter Absicht nach sich, damit das Geld, das sie darinn vermuthete, nicht verlohren gehen sollte. Sie legte sie auf einen Stuhl in ihrem Schlafzimmer und als sie sich auszog, warf sie unbedachtsam ihren Unterrock darauf, den sie am Hochzeittage nicht anzog. Wäre Sußgen behutsamer gewesen, und hätte Sie nur nicht mit beiden Händen den Rock zusammen gefaßt, so wären die Beinkleider liegen geblieben und keine Mißverständnisse entstanden. Der Geheimerath sprach Petern von allem Verdacht frei und die Gäste schlugen ein Hohngelächter auf, das den Herrn von Liebe in nicht geringe Verwirrung versetzte.

Unterdessen war die Zeit dem Prediger und Schulmeister ziemlich lang in der Kirche geworden und man sahe noch nicht, daß das Hochadliche Brautpaar kam. Der Küster war schon einigemahl auf dem halben Weg gewesen, kam aber immer mit der Antwort zurück, daß sie gleich da seyn würden, weil die Kutschen schon in Bereitschaft ständen und das Volk zusammen liefe. Aber es ward immer nichts draus, daß

dem

, dem Herrn Magiſter endlich die Geduld ver-gieng. Er kam ſelbſt.

Es wäre überflüßig, wenn ich meinen Le-ſern den Charakter des Mannes genau beſchrei-ben wollte. Alle Menſchen kann man nicht näher kennen und im gemeinen Leben läßt man Manchen vorbei laufen, den man nur flüchtig anſieht. Soviel kann ich ſagen, es war ein Mann, nach des Patrons Geſchmack. — Mit-ten in der Stubenthür machte er der ganzen Geſellſchaft eine tiefe Verbeugung, ehe er, doch nur halb aufgerichtet, auf den Herrn von Liebe loßgieng. Nicht wahr Herr Magiſter, fragte der Bräutigam, der Wein ſchmeckt gut! Sie haben doch ſechs Bouteillen bekommen? — Erſt, — antwortete der Magiſter, — muß ich mein Amt verrichten; und fieng ſeine Gra-tulation an. Der Mann hatte Recht. Er verrichtete ſein Amt auch ſo, daß Herr von Liebe nicht nöthig hatte, die Frage zu wieder-holen; indem ſich die Güte des Weins durch den Mund und die Füſſe offenbahrte. Die Gratulation war ſo lang, daß der Prediger irre ward. Zuerſt mocht er wohl ein Stück von der Traurede faſſen, hernach kam er vermuth-lich in die geſtrige Leichenpredigt, weil er von ſanfter Ruhe und fröhlichen Auferſtehung am jüngſten Tage viel ſprach, bis er endlich kurz umlenkte und mit den Worten beſchloß; weil ihr euch denn in den heiligen Eheſtand begeben

wollet, so gebe ich Sie hiermit ehelich zusammen, im ꝛc. Hier bückte er sich so tief, daß er beinahe gar zu tief gekommen wäre.

Herr von Liebe war's heute so sehr nicht zu verdenken, wenn er nicht hörte, was gesprochen ward. Er hatte Unruhe, Aerger und Verdruß genug gehabt und, damit der Geist nicht ganz unterliegen möchte, so fieng man an, ihn durch die Kräfte des Weins zu unterstützen. Ich bedanke mich, sprach er, als der Prediger ausgesprochen hatte, — gleichfalls! — dann gaben sie sich beide die Hände und sprachen in einem Tone: es bleibt beim Alten. Meine Braut, setzte Herr von Liebe hinzu, ist nach Perleberle gefahren, sie hat was nothwendiges vergessen. Trinken sie indes einmal! — Das bin ich kapabel.

Bei der allgemeinen Störung des erwarteten Vergnügens war die Gesellschaft geneigt, iede Gelegenheit zu ergreifen, die ihnen einige Schadloshaltung geben konnte. Der Prediger schien ihnen gleich beim Eintritt ins Zimmer dazu sehr geschickt zu seyn. Der Geheimerath hielt sich etwas entfernt und sprach mit seiner Gemahlin, Emilien und Petern; die übrigen alle machten sich an den Prediger und brachten ihm und dem verlassenen Bräutigam, als wenn's abgeredet wäre, einer nach dem andern Gesundheiten mit vollen Gläsern zu. Der Geheimerath hatte sich mit seiner

Gesell-

Gesellschaft entfernt, die Feierkleider wieder abzulegen, die heute nicht nöthig waren. Unterdessen war man die gewöhnlichsten Gesundheiten soweit durchgegangen, daß man bis auf: „was wir lieben No. 24!“ kommen war. Als der Geheimerath wieder zurück kam, fand er Sch** in der Stube und was wie Mensch aussahe, konnte auf den Füssen nicht stehen und muste sich an den Stühlen und Wänden anhalten. Der Wirth, der Prediger, und einige Landjunker schienen noch in den besten Umständen zu seyn. Sie sassen, hatten volle Gläser in der Hand und sahen sich einander mit Wohlgefallen an. Wie gefällt ihnen, fragte einer von ihnen den Prediger, der Vorfall?

Das gehört sich, antwortete dieser, die hochadlichen Herren Patrone müssen was voraus haben.

Wissen Sie denn noch nicht, was vorgefallen ist?

Das wird hier alles beim Schulmeister gemeldet.

's ist vorbei mit der Hochzeit.

Das hat man vor zehen Jahren schon gesprochen; ich bin aber des Aufgebots wegen mit der Fräulein gedeckt.

Heute kriegen Sie keine Trauung.

Herr!

Herre! in Amtssachen haben Sie nichts zu reden! Das muß ich besser wissen wie Sie. Ich habe sie gestern schon bekommen, zween neue Friedrichsd'or. —

Jetzt empfand Herr von Liebe den Verdruß, daß er Geld ausgeben und nichts dafür haben sollte. Ich kann, philosophirte er, keine Arbeiten bezahlen, die nicht verrichtet werden und foderte das Geld mit Ungestüm von dem Prediger zurück. Ich weiß nicht, wie viele Schock es waren, die ihn zerreissen sollten, wenn er das Geld liesse; einen wenigstens, sprach er, müssen Sie mir zurück geben. — der Prediger wollte davon gar nichts wissen und trieb desto ernstlicher an, daß sie machen und zur Kirche kommen sollten. Die noch sprachbare Gesellschaft theilte sich in zwo Partheien, deren eine den Edelmann unterstützte, die andere aber auf des Predigers Seite trat. Sie brachten's auch bald dahin, daß der Edelmann und sein Prediger in einen heftigen Wortwechsel geriethen und sich einander derbe beissende Wahrheiten sagten. Es war bald, als wenn der Herr Magister auch einige Schock T** gekannt hätte, er verschluckte sie aber noch zu rechter Zeit und berief sich auf des Herrn Konsistorialpräsidentens Entscheidung. Herr von Liebe rief ihn auch zum Schiedsrichter auf, aber — nun hatte der ganze Spaß ein Ende. So wenig ich, sprach der Geheimes-

rath

rath, das Betragen des Predigers billige, so unmöglich ists, daß ich ihm in der Sache selbst ablegen kann. Er giebt Ihnen nichts wieder heraus. Das ist noch nicht genug. Sie müssen vors Konsistorium kommen, die Mahlschätze heraus geben und oben drein für Ihre leichtsinnige Trennung noch gestraft werden.

Diese Entscheidung hatte Herr von Liebe von seinem Schwager nicht erwartet und gerieth darüber in eine solche Hitze, daß er mit der Faust auf den Tisch schlug, seine Zuflucht noch einmal zu seinen dienstbaren Gehülfen nahm und dem Geheimenrath grobe Vorwürfe machte. „Sie haben ja Schuld an der ganzen Unruhe! — „Hätten Sie Petern nicht mitgebracht, so wä„ren wir ietzt getrauet. Wer hats Ihnen ge„heissen, den Jungen in Schutz zu nehmen und „ihn der rechtmäßigen Zucht seiner Eltern vor „zu enthalten. So frühzeitig wär' er in mei„nem Hause gewiß kein Wollüstling geworden, „als in dem Ihrigen. Und nun wollen Sie „mich noch ums Geld bringen? Haben Sie bei„der Sache noch nicht genug gewonnen? Die „Herren Konsistorialräthe haben wohl lange kei„nen fetten Braten gehabt? Da sollt ihr lange „warten!" — Der Geheimerath blieb zu aller Verwunderung sehr gelassen, ob mans ihm gleich ansahe, daß ihn die Grobheit seines Schwagers sehr ärgerte. Er gieng stillschweigend

„gend hinaus, ließ anspannen und fuhr nach Hause. Als sie schon im Wagen saſſen, kam Herr von Liebe und both ihm seine Hand zur Aussöhnung an, wenn er dafür Petern hierlassen und seinen Eltern wiedergeben wollte. — Petern überfiel eine Angst wie den Missethäter, wenn er sein Todesurtheil hören soll. — Als aber der Geheimerath auf den Antrag gar nicht achtete und dem Kutscher fortzufahren befahl, gab der unbesonnene von Liebe, Petern eine Ohrfeige, die er in Hundsnase noch fühlte.

Peter saß dem Geheimenrath gegenüber und hatte ihm zehenmahl die Hand geküßt, ehe sie zum Dorfe hinaus kamen. „Tausendmahl“ sprach er, „tausendmahl dank' ich Ihnen, gnä„diger Herr, für Ihren väterlichen Schutz. „Geben Sie mich nur nicht in die Hände mei„ner Feinde, so will ich mit allem zufrieden seyn. „Hilft mir mein Gott, daß ich in der Welt was „rechtschaffenes lerne und ein brauchbarer Mensch „werde, so verdank' ich's Ihnen ewig und opfere „meine Kräfte und mein Leben für Sie auf. „Fürchten Sie nichts, lasterhaft will ich nicht „werden. Nun hab' ich schon mehr Muth und „Vertrauen. Da ich so oft erfahre, daß Gott „in allen Gefahren hilft und aus allen Verle„genheiten retten kann, so soll auch kein Unglück „meinen Geist niederschlagen und keine Versu„chung mein Herz verführen. Glauben Sie „nur meinen Feinden nicht, wenn sie mich wie„der

„der bei ihnen verläumden wollen.“ — Durch dieſe Worte ward der Geheimerath ſo gerührt, daß ſein ganzes Herz für Petern ſprach. „Sei „du ganz ruhig, antwortete er im zärtlichſten „Tone, ich liebe dich als mein Kind. Deine „Feinde haben dir keinen Schaden gethan, ſon„dern groſſen Vortheil geſtiftet: ietzt bin ich „dir zehenmal güter, als da wir herreiſten. „Fahre ſo fort, ſo will ich dich ietzt nicht nur „nicht verlaſſen, ſondern in Zukunft auch für „dein Glück ſorgen.“ — Gewiß hätten die Geheimeräthin und Emilie nicht nur den Geheimenrath ſondern auch Petern geküßt, wenn ſie ihren Herzen hätten folgen dürfen.

Auf dem halben Wege hatten ſie alle gewiſſe Empfindungen, welche ſie an die zerſtörte Hochzeit erinnerten, wogegen kein ander Mittel war, als daß ſie im nächſten Dorfe anhalten und eine Mahlzeit annehmen muſten, ſo gut ſie zu haben war. Es war über Mittag geweſen, als ſie aus Hungersdorf ausgefahren waren, daß ſie alſo keinen Augenblick verlieren durften, wenn ſie nicht die Nacht unterwegens bleiben wollten. Der Geheimerath entſchloß ſich aber, Vorſpann zu nehmen und ließ ſeine Pferde ledig nach Hauſe gehen. So erreichten ſie unter angenehmen Geſprächen bei guter Zeit die Reſidenz.

So glücklich hatte Peter noch nie gelebt, als ietzt. Vom Geheimenrath ward er wahr-

wahrhaftig geliebt, der Gemahlin saß er als ein Kind im Schooß und Emilie gab ihm in iedem Blick zärtliche Hochachtung und aufmunternden Beifall zu erkennen, wodurch ihm ihre Person immer schätzbarer ward. Die kleinen Verstellungen, die sie vor den Augen des Vaters und der Hausgenossen annehmen musten, machten ihnen ihren Bund angenehmer und die Stunden der Einsamkeit süßer. So unangenehm ihm die Reise nach Hungersdorf und der dasige Aufenthalt gewesen war, so angenehm waren ihm die Folgen und soviel vergnügende Unterhaltungen gab ihnen die Erinnerung der dort vorgefallenen Auftritte. Eins that ihm und Emilien nur leid. Sie hätten sich gerne mit Martinen besprochen. Auf der Reise konnt' es wegen der Gegenwart des Vaters nicht geschehen und in Hungersdorf hatt' es ihr unvorhergesehener schneller Aufbruch verhindert. Das war nun aber nicht zu ändern. Hans suchte den Verlust durch seinen fortgesetzten Briefwechsel zu ersetzen und machte die Hofnung, daß er bald einmahl nach der Residenz kommen würde.

Den dritten Tag nach ihrer Zurückkunft kam ein Bote von Hungersdorf und brachte einen Brief vom Herrn von Liebe. Die Neugierde war sehr groß, den Inhalt dessen zu erfahren, man hatte aber diesmahl nicht nöthig, seine Zuflucht zu dem bekannten Schrankschlüs-

sel zu nehmen. Der Geheimerath erzählte am Tische in Hansens Gegenwart die erhaltenen Nachrichten, und erregte bei allen eine Verwunderung, welche nicht kleiner als die vorhergegangene Neugierde war. „Was ganz neues,“ sprach der Geheimerath, „mein Schwager und Kunigunde sind gestern getrauet.“ Sie schlugen alle in die Hände, Peter aber war darüber besonders vergnügt, weil er nun von den Nachstellungen ihrer Liebe weniger zu fürchten zu haben glaubte. „Das ist gut genung,“ antwortete der Geheimerath, „aber wie, wenn sie sich nun mit ihrem Manne vereiniget und in ihrem Haß so heftig als in ihrer Liebe wird? — „Dem,“ sprach Peter, „fürcht ich unter Ihrem Schutz nicht.“ —

„Wie geht das zu,“ fragte die Geheimeräthin, „daß sie sich sobald wieder vertragen haben?“ „Das,“ antwortete der gnädige Herr, „kann man sich leicht vorstellen. Er „wollte gern Kunigundens Geld und Güther „und sie einen Mann haben! Vermuthlich war „beiden ihre Uebereilung in der folgenden Stunde leid, und folglich beiden mit der Aussöhnung gedienet. Dein Bruder schreibt zwar, „daß ihm seine guten Freunde, besonders die „beiden nächsten Nachbarn der Kunigunde, „die Herren von Z** und von W** sehr „zugeredet, und nicht eher nachgelassen hätten, „als bis er am folgenden Morgen mit ihnen in

„den Wagen gestiegen und nach Perleberle ge„fahren wäre. Aber ich glaube eher, daß der „Niederträchtige, die Herren von Z. und von W. „um ihre Vermittelung gebeten und sich krie„chend zu Kunigundens Füssen geschlichen „hat. — Darauf hat sie auch nur gewartet. „Gewiß ist sie da herzlich froh gewesen, daß sie „ihm nur mit einiger Reputation Verzeihung „geben konnte. Kurz, in einer Stunde sind „sie wieder einig, fahren nach Hungersdorf „zurück, lassen sich trauen, und wärmen die Zu„bereitungen des vorigen Tages auf!“ Hier ward der Geheimerath zum Fürsten gerufen und ihre Unterredung unterbrochen. „Mir „soll er so nahe nicht wieder kommen, der Unge„zogene!“ sagte der Geheimerath noch, da er zur Stube hinausgieng.

Sonst darf man sich auf die Vorsätze der Menschen, die in der ersten Hitze gefaßt werden, nicht gar zu sicher verlassen und nach meinen Gedanken ist's auch eben so gut. Man braucht mich hier nicht an die Millionen guter Vorsätze und heiliger Zusagen zu erinnern, die stündlich verlohren gehen und gebrochen werden, das weiß ich aus eigner Erfahrung recht gut. Ich hatte ehedenn einen sehr vertrauten Freund, welcher den Jahren nach sehr verschieden von mir war. Einst kam ich in einer Stunde zu ihm, wo ich ihn über den Tod seines einzigen Sohnes ausserordentlich gerührt fand. Ich

nahm

nahm alles zusammen, was ich zu seiner Beruhigung nur sagen konnte und meine Tröstungen waren ein Balsam für sein Herz. Mit einmal war er ein ganz anderer Mann — er ließ mich in sein Herz hineinsehen, sprach mit warmer Empfindung voll Freundschaft und Redlichkeit, der ich ihn bis hieher kaum fähig gehalten hatte und nahm mein ganzes Herz so ein, daß ich ihm mein Blut nicht versagt hätte, wenn ichs ihm geben konnte. Sein Sohn war ein gelehrter Mann gewesen und hinterließ eine ausgesuchte Bibliothek, die so zahlreich nicht war als vielmehr die besten Werke der berühmtesten Schriftsteller enthielt. Wir standen gerade vor dem Schrank, worinn sie aufgestellet waren. „Ich werde," fieng mein gerührter Freund ganz unerwartet an, „ich werde so lange nicht mehr leben „und kann die Bücher nicht nutzen, sie sollen „ihnen alle geschenkt seyn." Ich hatte damahls mit meiner Frau und acht Kindern eine sehr eingeschränkte Wohnung, so daß ich die Bücher nicht lassen konnte. Es schien auch, als wenn's ihm nicht gefallen haben würde, wenn ich sie sogleich hätte zu mir nehmen wollen: lassen sie, sprach er, die Bücher hier stehen, es wird ihnen bei mir kein's davon kommen. Sie können nach und nach das nöthigste zu sich nehmen und einen Gebrauch davon machen, wie sie wollen. Das that ich und bedankte mich, bin aber nun so klug worden, daß ich, wenn mir iemand etwas schenkt, es im ersten Augenblick zu mir

nehme. Er hatte einen Burschen von vierzehen Jahren zu seiner Bedienung, den er zur Schule mit hielt. Ich kannte die Bücher sehr genau und hätte sie wollen an den Fingern herzählen; wenn ich aber ein Buch für meine Kinder holen wollte, so war's weg, und ich must' es aus dem Laden kaufen. Wenn mir's nur der böse Konvektor nicht gesagt hätte, ich wusi's doch wohl, wo die Bücher blieben. „Heinrich," sprach er, „hat alle Augenblick ein neues Buch aus „ihrer Bibliothek." „Das," antwortete ich mit gutem Bedacht, „hab ich längst bemerkt, „daß er in der Redlichkeit nicht gar zu feste ist." „Nein!" sprach er, „da thun sie dem Burschen „zu viel; ihr Freund hat mit eigener Hand hin„ein geschrieben, daß er sie ihm geschenkt hat." — Da stand ich! — Den Verlust wollt ich gerne nicht achten, wenn er sich nur nicht durch eine solche unedle Handlung die in meiner Rangordnung der Verbrechen dicht neben dem Diebstahl steht, in meiner Achtung herunter setzte und mir die Pflicht, ihn als Freund und Wohlthäter zu lieben, erschwerte! —

Es ist gut, mein Patron! sie werdens wohl darnach anfangen! — Das dacht' ich wohl, daß mir einer von meinen Lesern das Kompliment machen würde; obs gleich nicht artig ist, daß man iemanden beschuldigt, der in einer Lage ist, worinn er sich nicht vertheidigen kann. Was soll ich antworten? mein eigen

Zeug-

Zeugniß wird ia doch verworfen! Aber gesetzt, ich hätte ihn beleidiget — Untreue, Boßheit ist meine Beleidigung nicht gewesen, das kann ich gewiß versichern, — sobald ich so weit herunter sinken könnte, daß ich Boßheit, Unredlichkeit erkennen und doch ausüben und fortsetzen könnte, so wüst' ich nicht, was mich abhalten sollte, für den letzten Groschen Pulver und Bley zu kaufen. — Gesetzt, ich hätte ihn beleidigt — — wird denn das Rechtfertigung für ihn? — Aber ich bleibe doch dabei, es ist eben so gut, daß man sich auf die schnellen Vorsätze der Menschen nicht verlassen darf. Es geht mancher gute Vorsatz verlohren — ist aber das Herz edel, so zeigt sich der redliche Mann, wenn er gleich langsam kömmt. Dagegen muß man aber auch bedenken, was auf der andern Seite gewonnen wird. Da bleiben noch mehr beschlossene Boßheiten unvollzogen und eben soviel im empfindlichen Beleidigungsaugenblick entworfene Verfolgungsplane rachgieriger Seelen unausgeführt. Hans dachte wie ich, obgleich der Geheimerath eine Ausnahme machte.

Es giebt sich wohl wieder, meinte Hans, — der gnädige Herr vergißt's und der Herr von Liebe wird zeitig genug seinen Besuch mit seiner neuen Gemahlin ablegen. So lange Musge Peter hier ist, so lange bleibt er nicht weg, sollte er sich auch alle mögliche Demüthigungen gefallen lassen und kriechende Wege und nieder-

niederträchtige Mittel aufſuchen müſſen. Die gnädige Frau wollte ihm aber nicht beipflichten. „Ich kenne meinen Gemahl,“ ſprach ſie, „von der Seite gar zu gut. Daß mein „Bruder alles verſuchen, daß er, wenn eins „nicht geht, zehen andere Mittel hervorſuchen „wird, ſich an Petern zu rächen, das glaub' „ich ſicher. Aber dafür ſind wir ſicher, in unſer „Haus darf er nicht wieder kommen.“

Nach ohngefähr acht Tagen kam ein Bedienter, der zwar unbekannt war, aber des Herrn von Liebe Livre trug. Richtig! — Herr von Liebe war im blauen Hecht abgetreten und ließ ſich mit Kunigunden zur Aufwartung melden. Der Geheimerath hätte ſich ja können verleugnen laſſen, — nöthige Geſchäfte, eine Reiſe oder hundert andere Dinge vorwenden können — aber nein! Geradezu ward ihm geſagt: Herr von Liebe dürfe nie hoffen, Zugang zum Herrn Geheimenrath zu erlangen. Für ihn wäre und bliebe die Thür für immer verſchloſſen und ſollte er einen Verſuch machen wollen, mit Liſt oder halber Gewalt einzudringen, ſo wären auch auf den Fall ſchon Maßregeln getroffen. Das war noch nicht genug. Der Geheimerath ſetzte eine Klage wider ſeinen Schwager wegen der ihm und Petern angethanenen Beleidigungen auf und bracht' es dahin, daß er ihm und Petern Abbitte thun, eine anſehnliche Geldſtrafe erlegen und die Koſten bezahlen muſte.

Am dritten Tage nachher, als von Liebe der Besuch war abgeschlagen worden, kam Hans nach Hause und brachte die unerwartete Nachricht mit, daß Herr von Liebe noch in der Residenz sei. „Ich habe den Lakaien gesehen," sprach er, als man ihm nicht glauben wollte. Nicht lange darauf kam Peter von dem Rektor und hatte den Bedienten auch gesehen. „Es war," sprach er, „als wenn mich „der Kerl sehr genau beobachtet hätte und wenn „ich in eine andere Strasse kam und mich umsahe, so war er hinter mir." Nun fand man den Umstand allerdings sehr bedenklich und die beste Entschliessung, die man glaubte fassen zu können, war: daß Peter nicht aus dem Hause gehen sollte, so lange von Liebe noch in der Stadt wäre.

Bei der gegenwärtigen Lage war's rathsam, daß man den Geheimenrath mit zu Rathe zog, dessen Urtheil gleich dahin gieng, daß von Liebe die Absicht haben müsse, Petern nachzustellen. Geh' nicht aus dem Hause, Peter! — das war auch des Geheimenraths Entschluß. Hansen gab er Auftrag, daß er sich bemühen sollte, Erkundigung von dessen Absichten einzuziehen, und brachte dadurch die Geheimeräthin und Hansen auf einen Einfall der nicht unrecht war. „Ich will," sprach Hans zur gnädigen Frau, „mir ein Gewerbe dahin„wärts machen und vor dem blauen Hecht vor-

„bei gehen; vielleicht ist er am Fenster und ruft „mich an. Wer weiß ob' er nicht schon darauf „gewartet hat, daß ich kommen soll."

Hansen gelung seine List. Einige Häuser vor dem blauen Hecht begegnete ihm Herr von Liebe, der auf dem Wege war, auszugehen. Er kehrte den Augenblick mit ihm um und führte ihn auf seine Stube. „Er that sehr schüchtern," erzählte Hans, „und schien sehr viel Miß„trauen in meiner Treue zu haben. Nach vie„ler Mühe bracht' ich's endlich dahin, daß er „mir seine Absichten entdeckte. Er will Petern „durch List unter die Soldaten bringen oder ihn „wohl gar auf die Galeeren schicken. Gunds„gen, ist so erbittert als ihr Gemahl, ob's „Ernst oder Verstellung vor ihrem Gemahl „ist, das weiß ich nicht. Aber zum Lakaien „hat er einen Kerl, der den Teufel anführen „könnte; so sieht er aus. Sie werden sich wun„dern, wenn ich ihn nennen — 's ist des Schul„meister Fuchsschwanzes Sohn. Der Ben„gel hat einige Jahre in Perleberle unter den „Bauren herum gedient und in keinem Hause „lange gut gethan, aber 's ist ein Kerl gewor„den, der einen Riesen auf sich nehmen könnte. „Der Spion sieht ihm aus den Augen heraus „und so eine boßhafte listige Kanaille muß er „seyn, dergleichen auf dem Erdboden nicht mehr „zu finden ist."

Man kann sich leicht vorstellen, daß diese Nachrichten der gnädigen Frau, Emilien und Petern viel Unruhe machen musten. Hans selbst war mit der geänderten Lage so unzufrieden, daß er gar nicht so herzhaft und zuversichtlich als sonst Muth zusprechen wollte. Dem Geheimenrath sagte Hans von seiner Unterredung mit dem Herrn von Liebe soviel als er sagen durfte, aber dessen Erklärung gab ihm neuen Muth. Er betheurete sehr ernstlich, von Liebens Anschläge zu Schanden zu machen und gab Petern die zärtlichsten Versicherungen seiner Liebe und Fürsorge. „Am besten „ists," sprach er, „ich schicke dich auf die Uni„versität. Mit der nächsten Post will ich an „Renzeln schreiben; bleib aus der Schule und „halt dich im Hause. Für dein Fortkommen „will ich schon sorgen. Dem Superintens„dent werd' ich sagen, daß er dir das vakante „Stipendium geben soll. Ein anderes kann ich „allein dir ertheilen und was dir denn noch fehlt, „will ich dir aus meiner Tasche geben."

Der Generalsuperintendent hatte seinen Söhnen noch ein Jahr auf der Schule zuzubringen beschlossen. Seine Absicht war dabei unstreitig auf seinen jüngern Sohn gerichtet, den er wegen seines flüchtigen Temperaments nicht zu früh aus seinen Händen geben und den Versuchungen einer freien Lebensart bloß stellen wollte. Das war bei Petern nicht zu fürchten.

Seine Einsichten liessen sich in den Grenzen der Schulwissenschaften nicht mehr einschränken und ausser der überlegenden Ernsthaftigkeit, die den Betrug der Leidenschaften bald zu entdecken pflegt, war sein Herz durch frühe Leiden geprüft und durch erfahrne Beruhigungen der Tugend in edlen Gesinnungen so befestiget worden, daß Versuchung bei ihm so leicht nichts anders als treuere Anhänglichkeit an richtigen Grundsätzen wirken konnte.

Es war auch Peters sehnlichster Wunsch, seinem Zweck näher zu kommen und die ganz unerwartete, zu gütige Erklärung des Geheimenraths würde ihm die lebhafteste Freude gemacht haben, wenn nur nicht an Renzeln hätte geschrieben werden sollen. Renzel — dachte Peter, und bei dem Renzel dacht' er an die vorige Hausverwaltung, — an den ledernen Schlauch — an die letzte Drohung — Da gieng er nicht vollmüthig zum gnädigen Herrn und küßte dessen Hand für das ietzige Maaß seiner Güte viel zu kalt, daß sein Wohlthäter nicht hätte unzufrieden mit ihm seyn sollen. Kaum daß er in der Furcht für den Nachstellungen des Herrn von Liebe soviel Entschuldigung fand, den Verdacht der Undankbarkeit bei einem Manne zu unterdrücken, der die linke Hand nach dem Dank ausstreckte, wenn die rechte ein Wohlthätgen erzeigte.

„Das kann nicht seyn! — Wenn Sie mit „Renzeln in neue Verbindung kommen und „wohl gar mit ihm und den jungen Herren in „einem Logis wohnen sollen, so dürfen Sie nur „lieber gleich Ihren Feinden in die Hände lau„fen. Das ist so toll, als wenn Sie in von „Liebens und Kunigundens Gewalt wären. „Nein! das geht nicht gut! Da müssen wir „alles thun, das zu hintertreiben.“ Mit diesen Worten kam Hans in das Zimmer der gnädigen Frau gestürzt, als sie eben mit Petern diesen Umstand überlegte. Sie dachte sowohl als Peter und Emilie nicht anders. Aber den gnädigen Herrn umzukehren und in den Entwürfen seiner wohlthätigen Absichten etwas zu ändern, das war ein so kritisches Unternehmen, daß man nicht vorsichtig und klug genug seyn konnte. Endlich fand man doch ein Mittel, das gute Wirkung hatte. Peter muste seine Zuflucht zum Superintendent nehmen, der auch sogleich bereit war, dem Entwurf beizutreten, welchen die Frau Geheimerāthin gemacht hatte. Er zog sich Augenblicklich an und kam zum Geheimenrath. Was bringen Sie, Herr Kollege, rief ihm dieser in der Thür entgegen, Sie kommen wie gerufen, ich hab etwas mit Ihnen zu besprechen.

Das ist mir angenehm, daß ich Ihnen zu einer gelegenen Stunde komme. Desto weniger darf ich fürchten, daß Sie mir meine Bitte abschlagen werden.

Nein!

Nein! das thue ich heute gewiß nicht, wenn mirs irgend möglich iſt, ſie zu erfüllen.

Meine Söhne quälen mich täglich, daß ich ſie ſoll auf die Univerſität ſchicken. Sie ſind auch in der Verfaſſung, daß ſie wohl mit Nutzen hingehen könnten, wenn ſie nur nicht ſo leichtſinnig wären. Ich beſorge, ſie möchten übelen Gebrauch von der Freiheit machen und verführt werden. Peter iſt ein edler, feſter junger Menſch, auf den meine Söhne auſſerordentlich viel halten. Wenn Sie die Gnade haben wollten, zu erlauben, daß er mit ihnen gehen und bei ihnen wohnen dürfte, ſo wollt' ich ſie mit Freuden ziehen laſſen und hätte keine Sorge, daß ſie würden verführt werden.

Ja! von Herzen gern, Herr Kollege. Das war eben die Sache die ich mit Ihnen beſprechen wollte. — Der Geheimerath ſprach von Stipendien, ſetzte den Tag zur Abreiſe nach vier Wochen feſt, ließ Petern rufen und ſagte ihm in des Superintendentens Gegenwart die gefaßte Entſchlieſſung. Beide giengen von ganzer Seele vergnügt von ihm und die Geheimerätlyin hatte eine unausſprechliche Freude über den guten Ausgang ihres Anſchlags. Nun wurden Zubereitungen gemacht und Peters Sachen in den beſten Stand geſetzt, die Abende aber dem Genuſſe der Zärtlichkeit und Liebe gewidmet. Da kamen ſie dann und wann freilich auf ihre Trennung zu ſprechen, die gnä-

dige Frau wuste aber ihre Blicke so geschickt etwas weiter in die Zukunft hinein zu führen, daß sie flüchtig über die unangenehmen Jahre der Trennung hinwegsahen und sich mit dem Gedanken einer freudenvollen Wiedervereinigung beruhigten. Manchmahl war's der Mama nicht so leicht, bei Emilien Eingang zu finden. Am achten Abend war sie ausserordentlich schwermüthig und durch keine Gründe zu beruhigen. „Liebste Mama!" sprach sie noch, als sie sich ins Bette legen wollte, „wir „sind noch nicht einmahl von einander und wissen „nicht, was uns indessen noch begegnen kann — „Ach Gott! — sind wir nur erst getrennt! — „Wenn und wie wir von einander kommen, das „wissen wir wohl, aber — wenn und wie wir „wieder zusammen kommen? — hu-u-u mich „friert!" — Beinahe hätte die Geheimeräthin geweint.

Am andern Morgen war Konsistorialtag, an welchem der Geheimerath sich früh um neun Uhr in die Sessión begab. Sobald Hans zurückkam, gieng er zur gnädigen Frau und sahe so verlegen aus, daß sie schon durch seinen Anblick erschreckt ward. „Gnädige Frau," sprach er, „uns steht ein Unglück bevor, es sei „auch was es wolle. Der gnädige Herr bekam heute früh einen Brief von der Post, den „er zweimal sehr bedächtig durchlas. Unter „dem Lesen ward er einmal so blaß wie eine Leiche

„und

„und fieng an mit den Händen zu zittern, daß „er den Brief nicht still halten konnte. Ich „sah' es an der Aufschrift und am Petschafte, „daß er von Renzeln war und wollte, ich weiß „nicht was, darauf verwetten, daß Musge „Petern ein neues Unglück bereitet wird.“

Hast du mir nicht ein Schrecken gemacht! — sei doch nur so lange ruhig, bis du erst weißt, was in dem gefürchteten Brief steht. Da ist der Schlüssel!

Wenn's damit ausgerichtet wäre, hätt' ich kein Wort eher sagen wollen. Das vermehrt eben meine Unruhe, daß mich der gnädige Herr so bedenklich ansahe und den Brief in die Beinkleider steckte. Da verläßt mich List und Erfindung. Wenn mir's nicht auf den Abend beim Ausziehen gelingt — und das ist eine sehr kitzliche Sache. Kurz, Hans machte die gnädige Frau und ihre Kinder so unruhig als er selbst war, und alle Umstände machtens wahrscheinlich, daß ein Ungewitter aufgehen würde.

Der Geheimerath kam aus dem Konsistorium — man setzte sich zu Tische. Er sprach sehr viel. Zuerst erzählte er, daß er seinen Zweck in Absicht der Stipendien erreicht hätte und hatte schon wieder neue Anlagen gemacht, wodurch er Petern noch mehrerer Vortheile versicherte. Darauf kam er auf seine Söhne

zu sprechen und ermahnte Petern, daß er ihre Freundschaft zu erhalten suchen und sich ihnen auf alle Weise gefällig zu machen bestreben sollte. „Sie können dir," fügte er noch hinzu, „in „Zukunft Dienste thun." Es kam aber das ganze Gespräch so gezwungen heraus, daß man ihm ansehen konnte, er müsse was im Kopf haben. Sie kamen alle unruhiger vom Tische; Emilie gieng den ganzen Tag in tiefen Gedanken und Peter hatte genug zu reden, daß er Mutter und Tochter nur einigermaßen besänftigen konnte.

Der Abend kam heran und man wuste noch nicht, was man zu fürchten hatte. Der Geheimerath war den ganzen Tag beschäftiget gewesen und saß ietzt noch bei seinem Schreibschrank unter Acten und Rescripten so vergraben, daß er vom Stuhl nicht aufstehen konnte. Emilie und Peter unterhielten sich mit der gnädigen Frau. Es war gar nicht möglich, daß sie ihre schwermüthige Melancholie vertreiben konnten. Sie hatten alle dreie die Absicht, sich aufzumuntern und liessen kein Mittel unversucht, ihre schlaffen Empfindungsnerven zur ruhigen Freude zu stimmen. Aber — wie Saiten, deren Wirbel nicht fest stehen, — fielen sie alle Augenblicke in dumpfichte Töne herunter, die am Ende doch Harmonie und Anmuth für sie hatten. „Weil wir uns denn," fieng die Mama an, „von diesen traurigen Gegenstän-

„den nicht losreiſſen können und immer von „Trennung reden müſſen; ſo will ich dir heute „noch das Präſent geben, das ich dir zugedacht „habe.“ Indem gieng ſie nach ihrer Kommode hin, ſchloß auf und langte ein Beutelchen heraus. Vermuthlich hatte Emilie eine ähnliche Abſicht, weil ſie nach ihrem Schlafzimmer gieng, indem die Mama Petern einen Ring auf den Finger ſteckte und das Beutelchen mit den Worten in die Hände gab: „ein Nothpfennig „mein Sohn! Vergiß nicht, daß du eine Mut„ter verläßt, die dich als ihr eigen Kind liebt „und als einen tugendhaften und vollkommenen „Mann wieder zu umarmen hoft.“

Peter wollte ihre wohlthätige, mütterliche Hand ergreifen, ſie aber ſchloß ihn zärtlich in ihre Arme und gab ihm dadurch Gelegenheit, ſeine Empfindungen der Dankbarkeit und Ehrfurcht auf ihren Mund zu drücken und ſie ſeiner lebenslangen kindlichen Verehrung zu verſichern. —

In dem Augenblick öfnete der Geheimesrath die Thür und fand ſie in der Umarmung. —

Die gnädige Frau hatte das Geſicht nach der Stubenthür gekehrt. Sobald ſie ihren Gemahl erblickte, ſchrie ſie: — ach! — in einem Ton, der ſich nur empfinden läßt und fiel für Schreck aufs Kanape nieder. —

Peter sahe sich um und sobald er den Geheimenrath an der Thür in einer Stellung sahe, die kränkende Verwunderung und entschlossene Rache zu erkennen gab, gieng er mit zitternden Gliedern auf ihn zu, fiel auf seine Kniee nieder und wollte um Verzeihung seiner Freiheit bitten, aber die Wuth des beleidigten Geheimenraths schlug sein Herz nieder und erstickte die Worte auf seiner Zunge. „Böse„wicht! — sprach er mit donnernder Stim„me“ — und Löwengrimm blitzte aus seinen Augen — „rede ein Wort! so trete ich dich, „daß deine schandbare und unreine Seele mit „den Kaldaunen zum Halse herauskommen „soll. Du hast mich wohl durch Hülfe des Teu„fels verblendet, daß ich auch bei dem Wink „nicht sahe, den Liebe mir gab?“

Indem kam Emilie aus ihrem Schlafzimmer heraus. „Niederträchtige!“ — schrie ihr der Vater entgegen, „trete neben deinen „Kerl hieher! Du wolltest wohl deine wollüstige „Mutter ablösen?“ — Er zog einen Brief aus der Tasche — „Da,“ sprach er zu Petern, „undankbare treulose Bestie! lies was hier stehet.“ — Peter grif mit zitternder Hand nach dem Brief und hub sich von der Erde auf, um ihn erreichen zu können. Der Geheimerath kam ihm aber näher. Bleib liegen, Unthier!“ sprach er, „Du bist nicht werth, den Erdboden „aufgerichtet wie andere Menschen zu betreten

und magst froh seyn, wenn sie sich unter deinen Knieen nicht öfnet! — Peter war aber nicht im Stande für Schreck und Furcht eine Zeile verständlich zu lesen, weswegen ihm der Geheimerath den Brief aus den Händen riß. „Ich will ihn dir vorlesen," sprach er, „damit „du und deine Menscher hören, daß ich eure „Schande weiß. Hüte dich ein andermahl für „dem Laster, so vergehet dir die Sprache nicht, „wenn du reden sollst. Das schreibt mir Ren„zel, nachdem er mir von meinen Söhnen „Nachricht gegeben hat:"

„Ich bedaure Sie, verehrungswürdiger „Vater, daß ich Ihnen eine Nachricht schrei„ben muß, die ihnen unaussprechliche Krän„kung machen und ihre redliche Seele mit töd„lichem Gram erfüllen muß. Wären Sie doch „nur nicht nach Hungerodorf zur Hochzeit „gereist, so hätten Herr von Liebe und Ku„nigunde nicht die Entdeckung gemacht, daß „der nichtswürdigste Junge ein begünstigter „Liebhaber der Mutter und der Tochter ist. Ich „habe manchen Abend von neun bis zehen Uhr „vor dem Zimmer Ihrer Frau Gemahlin ge„standen und durchs Schlüsselloch gesehen — „ich habe öfters um zwölf Uhr die Betten visi„tirt und keinen Peter drinnen gefunden — „aber ich habe Sie nicht kränken wollen und „Petern in der Stille vermahnt. Nun aber „Herr von Liebe drohet, daß er die Sache der

„ganzen

„ganzen Welt bekannt machen will, wenn ichs „Ihnen nicht schreibe; so muß ich öffentliche „Schande von Ihrem Hochadlichen Hause ab„wenden. Sehen Sie nur zwischen neun und „zehen Uhr durchs Schlüsselloch.“ —

„Wunder wär's nicht,“ fuhr der Geheimerath fort, „wenn ich euch den Degen durch „eure unreinen Herzen stösse und mehr als ze„henmal hab ich ihn auch in die Hand genom„men, eh' ich heruntergieng. Aber die Strafe „wäre zu gering! — Ihr nichtswürdigen ver„unreinigten Weibsbilder! unterstehet euch nicht „wieder, mich Mann und Vater zu nennen! — „Du junger Bösewicht sollst morgen eine Woh„nung für deine ganze Lebenszeit im Zuchthause „angewiesen bekommen und in eine Kur gegeben „werden, die alle Väter für dergleichen Beschim„pfung, als du mir angethan hast, in Sicher„heit stellen wird. Du kannst die Mühe sparen „einen Weg zur Flucht zu suchen, dafür ist schon „gesorgt. Die Thüren sind von allen Seiten „verschlossen und die Schlüssel trag' ich bei „mir.“ — Hier wollte sich der Geheimerath umkehren — aber in dem Augenblick riß sich Emilie das Halstuch ab und hielt ihrem Vater die entblößte Brust hin. „Ich habe“ sprach sie, „alle Ehrfurcht vor Ihrer Person „und ihren Befehlen, aber erlauben Sie mir „nur eine Minute mit aller der Freiheit zu re„den, die Sie mir in dem Augenblick nicht ver-

„sagen können, in welchem Sie mir verbieten, „Sie Vater zu nennen. Hier ist meine Brust — „wenn ich einen Degen hätte, so wollt ich Ih„nen den auch reichen. Lassen Sie den Ihri„gen holen und stossen Sie ihn herein! Ist's „nach Ihren Gedanken für mich eine zu leichte „Strafe; so ists für Sie beinahe ein geringeres „Verbrechen, als wenn Sie eine Verehrungs„würdige Frau und unschuldige Tochter nach „überlegter Entschlüssung beschimpfen. Kaum „könnt' es soviel Schande für uns seyn, wenn „wir uns wirklich des Lasters schuldig gemacht „hätten, dessen Sie uns beschuldigen, als es „Schande für Sie ist, durch Verführung des „niederträchtigsten Schmeichlers und ärgsten „Bösewichts, die grausamste Ungerechtigkeit ge„gen Personen zu begehen, die Ihnen nichts „als Freude und Ehre machen können. Peter „hat mich nie — aber Renzel sehr oft in Ver„suchungen dieses Lasters führen wollen, zu wel„chem mich kein Prinz bringen wird."

Der Geheimerath sahe sie wüthend und verächtlich an, stieß sie von sich, daß sie rückwärts niederfiel und gieng zur Thür hinaus. Hans! — rief er vor der Thür.

Hans war auf Befehl des Geheimenraths in der Nebenstube gewesen und hatte den ganzen Auftritt mit angehört. So wie der Geheimerath die Stuben hür zumachte, kam er zur andern Thür herein. Um Gotteswillen

bat

bat er — gleich! Musge Peter! fort! — oben übers Hintergebäude, sonst ist keine Thür offen. Geschwind! eilen sie! — Schieben Sie nur hinter sich den Riegel vor, daß man Sie nicht so geschwind verfolgen kann. Einen Weg herunter werden Sie auch schon finden. — Fassen Sie sich, sprach er zur Geheimenräthin, die immer noch weinte, und ihre Hände rung, — fassen Sie sich! und überlassen Sie mir Ihre Sache. — nun lief er hinter den ungnädigen Herrn her, der die Treppe hinaufgieng. Emilie beschämte Petern mit ihrer Herzhaftigkeit, holte ihm seinen Huth, und Degen, legte ihm ihr Präsent in die Hand, küßte ihn noch einmal, führte ihn zur weinenden Mama, die ihm ihre Hand entgegenreichte und führte ihn an die Stubenthür. „Wenn „Sie mich lieben," sprach sie, „so retten Sie „sich." Hans hat Ihnen einen Weg gezeigt, den Sie wählen müssen, weils der einzige ist. Die Thür des Hinterhauses wird so fest nicht seyn, sprengen Sie sie auf. Seyn Sie für uns unbesorgt, wir haben Hansen und ich vergesse, sobald man so mit mir umgeht, meiner Betrübniß und habe Muth. Geben Sie mir Nachricht, wo Sie sind.

Peter schlich die Treppe hinauf und hatte hohe Zeit, daß er die Thür erreichte. Indem er inwendig den Riegel vorschob, hört er, daß der Geheimerath zur Stube herauskam und Hansen rief. Was war das? Hans!

Ich weiß nicht, gnädiger Herr, es kam mir bald so vor, als wenn einer wäre durch die Thür nach dem Boden hingegangen.

Ist die Thür nicht abgeschlossen gewesen?

Ich kann's nicht sagen, ich komme selten hierher. — Der Geheimerath klinkte auf, aber Peter hatte den Riegel vorgeschoben. Der Geheimerath meinte, das Schloß könnte abgesprungen seyn und gieng hin, den Schlüssel zu holen; Peter aber stand und berathschlagte mit sich selbst, wie er aus der Falle kommen wollte. Mit dem Aufsprengen der Hinterthür das war eine beschwerliche Sache, die viel zu viel Geräusch machen muste. Renzels fahrt fiel ihm ein, da er eben an der Stelle stand, wo der Deckel zum Schlauch lag. Aus dem Hof war's leicht hinten hinaus zu kommen. Er grif in seine Tasche und war vergnügt, da er ein Messer fand. Nun hob er ohne Bedenken den Deckel auf und fuhr den Schlauch herunter. Der Schlauch war, wie gewöhnlich, unten zugeschürzt. Peter nahm sein Messer und machte ohne viele Mühe eine Oefnung, durch welche er in die Sackkammer kam. Er stieg zum Fenster heraus, kletterte über ein paar Gartenwände und kam glücklich auf die Strasse, als die Glocke eben eilfe schlug.

Jetzt war Peter beinahe vier Jahr älter, als er bei seiner ersten Flucht aus Hungers-

dorf

dorf war, und hatte sich in der Zeit dermassen zu seinem Vortheil geändert, daß ihm so bange um sein Fortkommen als damahls nicht seyn durfte. Aber die Umstände waren nicht nur gefährlicher, auch sein Feind war mächtiger und furchtbarer. Hätte er sich des Fürsten Ungnade zugezogen gehabt, so konnt er gewiß hoffen daß sich der Geheimerath mit dem Superintendent vereinigen und bei einem sanftmüthigen edeldenkenden Fürsten Begnadigung auswirken würde; aber — wider den beleidigten Minister konnte ihn der beste Fürst selbst nicht schützen, wenn er ihn auch hätte an seinen Hof nehmen und durch strenge Befehle seine Sicherheit festsetzen wollen. Das wuste Peter schon, daß Verfolgung mit Intrigue vereinigt durch Wachen unangehalten gehet und die Gültigkeit ihrer Absichten wider die Befehle des Mächtigsten behauptet. Nicht einmal zum Superintendent durfte er gehen, so gern er ihn auch gesprochen und sich seinen Rath ausgebeten hätte. Es war nichts gewisser, als daß ihn der Geheimerath da zuerst suchen lassen würde und er hatte seinen Vater Würdig zu lieb, als daß er ihn in Verlegenheit setzen wollte. Einen Entschluß, was er thun sollte, hatte er eigentlich noch nicht gefaßt. Er lief so eilfertig einige Strassen durch, als wenn der Geheimerath selbst hinter ihm gewesen wäre und merkte nicht eher, daß er lief, als bis ihm der Odem vergieng und der Schweiß die Backen

lang lief. Hier stand er stille und als er sich umsahe, war er nahe an dem Thore, zu welchem ihn sein Großvater Dreifuß hereingebracht hatte. Der Umstand machte ihn aufmerksam und indem er einen Augenblick stund und nachdachte, hört' er, daß ein Postillon blies und das Thor geöfnet ward. Er lief noch schneller als zuvor und kam gerade zu rechter Zeit als die Stafette hereingelassen ward, daß er noch hinaus kommen konnte. Die Schildwache machte Miene, ihn zu examiniren, er aber hatte den Umstand vorhergesehen und sich mit einem Grif in den Schubsack zur Beantwortung gefaßt gemacht. Der Soldat wischte sich die Augen und Peter gieng fort.

Nun fieng sein Herz an etwas ruhiger zu schlagen, da er aus den Ringmauren der Stadt war. Der alte Dreifuß fiel ihm vor dem Thore wieder ein, als er eben an dem Ort war, wo der Weg nach Gutleben abgieng. Er wuste keinen bessern Zufluchts Ort und hätte sich gar zu gerne dahin gewendet, wenn er nur nicht über Jungersdorf und Perleberle passiren muste. Wär' er nicht vor kurzem da gewesen und von den Leuten gesehen worden, so konnt' er hoffen, seiner Grösse wegen iedermann unkenntlich zu seyn, aber nun durft' er's nicht wagen. Er nahm also einen Weg, der etwas mehr rechter Hand gieng und beschloß, sich linker Hand wieder herüber zu schlagen, sobald er

über

über Hungersdorf und Perleberle hinauf seyn würde. Nun nahm er Schritte, so weit als er konnte und lief, als wenn er vor Anbruch des Tages über die Grenze laufen wollte.

Die Nacht war wirklich angenehm und einem Flüchtigen so günstig, als sie nur seyn konnte, wenn sie Peter selbst zu der Absicht ausgesucht hätte. Die Feldfrüchte stunden in ihrer Reife da und boten iedem Verfolgten ihren Schutz an. Eine kühle Luft gab dem Wanderer stärkende Erquickung, ein heiterer einfärbiger Himmel seinen Augen Vergnügen und der silberfarbene gehörnte Mond goß ein sanftes Licht auf seinen Fußsteig herab. Peter empfand sein Glück, aber — lebhafter sein Unglück. Die Trennung von seiner geliebten Emilie und fürtreflichen Mutter, hätte er standhaft ertragen, weil sie zu seinem Glück nothwendig und er darauf schon vorbereitet war. Aber mit so viel Schein einer verdienten Schande fliehen zu müssen, das war ein Gedanke, der sein ganzes Herz marterte. Was werden sie auszustehen haben, dachte er, die schuldlosen, edlen Seelen? Was für Schmach wird ihnen ein aufgebrachter Vater anthun, der auf die empfindlichste Weise beleidiget zu seyn glaubt, für seine erhitzten Leidenschaften keine Schranken kennt und in der Rache Süßigkeit zu finden gewohnt ist? Auf was für einem Wege wirds möglich seyn, ihn zu besänftigen und welcher

cher Zufall wird dir iemahl wieder Zugang zu ihm und seinem Hause eröfnen? — „Fassen Sie sich," sprach Hans zur Geheimenräthin, „und überlassen Sie mir ihre Sache!" — Guter, ehrlicher Kerl! hast du auch bedacht, was du versprachst?— Herz und Willen trau ich dir gerne zu, aber — verstehst du die Kunst Steine ohne Gewalt des Feuers zu schmelzen und dem ergrimmten Löwen die duldende Sanftmuth des Lammes zu geben? Tritt ihm nur in den Weg, so zerreist er dich gewiß! — Wenn ich nur noch wissen könnte, wie weit dir deine Absichten gelingen würden und so viel Zeit gehabt hätte, meinen Weg und künftigen Auffenthalt mit dir zu verabreden! —

„Guten Morgen, Musge Peter! wohin so „früh?" — Peter fuhr für Schrecken so in einander, daß er beinahe umfiel. Er hatte sich viel mit dem Gedanken beschäftiget, ob man ihn nicht verfolgen würde und wenn's geschehen sollte, den Entschluß gefaßt, sich ins Getraide zu verbergen. Jetzt hört er kaum die Stimme, so glaubte er in Gefahr zu seyn und lief quer ins Getraide hinein. „Verstecken Sie sich nur nicht," rief dieselbige Stimme, „ich habe Sie „schon gesehen. Kennen Sie Lieszigen nicht? „Haben Sie nichts zu bestellen? Halt Fuhrmann!" — Hier sahe sich Peter um und bemerkte einen Wagen auf der Strasse, welcher dicht am Fußsteige lang weg gieng. Es saß

Nie-

Niemand als eine einzige Frauensperson darauf, welche eben von dem Wagen herunter stieg. Peter erinnerte sich ihrer an der Sprache und gieng auf sie zu, weil er nicht nöthig hatte, sich länger zu fürchten. Es war des Handschumachers Tochter, der von hintenzu des Geheimenraths Nachbar war — dasselbige Ließgen, welches das wunderliche Schicksal gehabt hatte, mit Renzeln in den Schlauch hinunter zu fahren.

Das Mägdgen war mit der häußlichen Verfassung des Geheimenraths sowohl als mit dessen Charakter recht gut bekannt. In der ganzen Stadt war kein Mensch, der ihm gut gewesen wäre und die Drangsale der Geheimenräthin und seiner Tochter unter seiner Tirannei nicht gekannt hätte. Ließgen hatte gerade die wenigste Ursach, anders gegen ihn gesinnet zu seyn. Bei der fatalen Schlauchfahrt war der Geheimerath etwas zu hart mit ihr umgegangen. Erst ließ er den Vater zu sich rufen und erzählte ihm die ganze Begebenheit. Thats der Vater aus List, oder stellte er sich nur so, das weiß ich nicht; genug daß er von der ganzen Sache nichts wissen wollte und versicherte, daß des Abends um die Zeit sein Haus schon verschlossen und alles zu Bette seyn müste. War's wahr, daß er nichts darum wuste, so mochte er vermuthlich seine Tochter deswegen sehr hart angelassen haben; war's

aber

aber nicht wahr, so hatte er mit dieser Verstellung die Sache bei dem Geheimenrath nicht gut gemacht. Dieser hielt Lieſsgen nun für ein liederliches Mägdgen, sprach von ihrer Aufführung schlecht und erzählte in einer gewissen Gesellschaft die Historie von der Schlauchfahrt. Dadurch kam Sie in der ganzen Stadt herum, daß also der Vater gekränkt und das Mägdgen vor der ganzen Welt beschimpft ward. Nun ward der Geheimerath aus allen Kräften von beiden gehaßt. Das würde nicht rathsam gewesen seyn, wenn sich der Mann an dem Geheimenrath hätte durch Feindseligkeiten rächen wollen; aber dafür bliebs gewiß, daß ihm iemand aus seinem Hause, und am wenigsten Lieſsgen die geringste Gefälligkeit erzeigte.

Lieſsgen kam von einer benachbarten Stadt, wo sie mit mehrern Handwerkern in Gesellschaft zu Markte gewesen war. Peter sagte ihr was sie wissen sollte. „Ich kann's," sprach er, „nicht mehr aushalten, der Geheimerath ist „ein Tirann; ich bin fortgelaufen und will lieber „arbeiten und trocken Brodt essen, als von einem „Manne Wohlthaten genieſsen, der sie einem so „außerordentlich bitter machen kann. Verra„the sie mich nicht!" Sie versprach ihm heilig Verschwiegenheit. Peter hatte den Einfall, auf ein Blättgen nur ein paar Worte mit Bleyweiß im Mondenschein zu schreiben, aber er besann sich und wagte es nicht. Wie leicht hätte

Rach-

Rachbegierde Lieſsgen einen andern Gebrauch davon machen lehren, oder der Geheimerath, wenn das Zettelchen durch einen Unfall in ſeine Hände kam, in ſeinem Argwohn beſtätigt werden können. Indeſſen war's ihm ein groſſer Dienſt, daſs ihn Lieſsgen angehalten hatte. Er erfuhr von ihr, daſs ſich ihre Geſellſchafter in der letztern Schenke etwas aufgehalten hätten und gleich nachkommen würden. Das wäre erſt ein fataler Streich geweſen, wenn er dieſen Leuten, die ihn alle kannten, begegnet wäre. „Legen Sie ſich," rieth Lieſsgen „hier ins „Korn nieder und warten Sie, bis ſie vorbei „ſind. Weit können ſie nicht mehr ſeyn." Lieſsgen ſetzte ſich wieder auf den Wagen und Peter folgte ihrem Rath. Es währte nicht lange, ſo kam die ganze Geſellſchaft. Sobald ſie vorüber waren, ſtand Peter auf und ſetzte ſeinen Stab weiter.

Als der Tag anbrach, ſehnte ſich Peter nach einer Herberge. Er war müde, bedurfte einiger Erquickungen und wollte ſich nicht gern am Tage auf der Straſſe ſehen laſſen. Einige Dörfer war er vorbei gegangen und das nächſte, das vor ihm lag, ſchien noch eine gute Stunde entfernt zu ſeyn. 's iſt beſſer, dacht' er, eine Stunde weiter und verdoppelte ſeine Schritte. Nun konnt' er aber auch weiter nicht kommen.

Das Wirthshaus ſahe von auſſen ganz reputirlich aus; er gieng hinein. Er ſahe ſich ziem-

ziemlich schüchtern um, als er die ganze Stube voll Fuhrleute und Reisende fand, von denen ihm aber zu seiner grossen Beruhigung Niemand bekannt war. Der Wirth war in Geschäften über Feld gereiset, würde aber, wie man ihm berichtete, bald wieder kommen. Peter muste sich also an die Frau Wirthin machen, welche auch dem Ansehen nach eine Frau war, die mit ihrer Freundlichkeit iedermann gute Bewirthung versprach. Er gieng ihr nach, als sie zur Stube hinausgieng, um mit ihr allein reden zu können. „Ich wäre" sprach er, „gern „den Tag über bei ihr geblieben und hätte meine „Reise gegen Abend im kühlen fortgesetzt, aber „das bin ich nicht gewohnt, in dem Getöse und „Tobaksqualm zu sitzen. Hat sie kein Stüb„gen, wo ich allein seyn kann?" Die Wirthin nahm ihn, ohne ein Wort zu reden, bei der Hand und führte ihn zur Treppe hinauf. Sie öfnete eine Thür und liesz ihn hinein sehen. Ist's so recht? fragte sie. — Ja! sagte Peter. —

Was haben Sie weiter zu befehlen?

Koffee! antwortete Peter, — und die Wirthin lief mit einer anständigen Munterkeit zur Treppe hinunter.

Es war ein hübsches Stübgen mit guten Meublen versehen und alles so reinlich aufgeputzt, als man selten in einer Dorfschenke finden

den

den wird. Aus den Fenstern hatte man eine sehr angenehme Aussicht ins freie Feld und was Petern das allerliebste war, in der Kammer neben der Stube stand ein schönes reinliches Bette. Es währte nicht lange, so brachte die Wirthin den Koffee und gab dabei die Versicherung, daß man bei ihr nach allem fragen könne. Beinahe that sie galant, war aber in ihrer unausstehelichen Geschwätzigkeit für Petern so eine unleidliche Frau, daß die Stube mit ihrer Bequemlichkeit kaum Ersatz genug für die Leiden war, die er von der Seite auszustehen hatte. Wenn sie nur noch gegangen wäre, als Peter den Koffee ausgetrunken hatte! Aber da hatte sie so viele Fragen anzubringen: wer er sei, wie er heisse, woher er komme, und wohin er wolle; von welchen allen Peter keine einzige zu beantworten Lust hatte. Endlich must' er ihr sagen, daß er müde sei und sich niederlegen wolle. Nun wollte sie in Lobsprüche über ihre schönen Betten ausbrechen, daß Peter ungeduldig ward, nach der Kammer gieng und die Wirthin stehen ließ. „Gegen Tischzeit," rief sie ihm noch nach, „wird mein Mann wieder kom„men; der ist ein halber Gelehrter, und wird „Ihnen all mehr vorschwatzen." — Ein halber Gelehrter — dachte Peter und schlief darüber ein.

Der Wirth kam nach Hause. Das Mittagsbrodt war schon über eine Stunde fertig gewe-

gewesen und die Wirthin wuste gar nicht mehr, wie sie's anfangen sollte, die Speisen länger so zu erhalten, daß sie genossen werden könnten. Der Mann muste endlich hinauf, den Fremden zu erwecken. Peter erwachte von dem Geräusch, das er machte, als er durch die Stube gieng, und schickte sich an, aufzustehen. Da aber der Wirth zur Kammer hinein sahe und das Gesicht nachs Bette hinum wandte, hatte Peter ein solch Schrecken, daß er die Füsse wieder hinein zog und nicht wuste, ob er aufstehen, oder sich in die Betten verkriechen sollte. Der Wirth war auch erschrocken und zog den Kopf wieder in die Stube zurück; er erholte sich aber bald und kam näher ans Bette. Peter sah' ihn nun ganz; es war wirklich der ehemahlige Schulmeister Fuchsschwanz. Was für ein böser Geist, fuhr er ihn unwillig an, führt euch zu meiner Beunruhigung hieher? Habt ihr hier auf meiner Stube was zu suchen? Sagt nur der Wirthin, daß ich ihr die Stube allein bezahlen könne und sie nicht nöthig habe, mir Gesellschaft herauf zu schicken.

Du lieber Gott! Musge Vollmuth, antwortete Fuchsschwanz beinahe weinend, wollen Sie denn immer auf mich zürnen. Ich habe mich entsetzt, und wuste nicht, was ich denken sollte, als ich Ihr Gesicht im Bette sahe. Sobald ich nur erkannte, daß Sie 's wirklich waren, empfand ich gleich eine herzliche Freu-

de

de — und Sie können auf mich schmählen! Hätt' ich gewust, daß Sie noch länger schlafen wollten, so würd' ich sie nicht gestöhrt haben. Aber meine Frau hat mich mit Gewalt herauf geiagt, weil sie das Essen nicht mehr warm halten kann und endlich gar anfieng zu fürchten, daß Ihnen etwas zugestossen seyn könnte.

Seid ihr denn der Wirth?

Ja! das bin ich.

Nun so könnt ihr noch wohl der Teufel auch werden! Geht und holt das Essen, ich will aufstehen. — Ich weiß nicht, was Peter darum gegeben hätte, wenn er sich in der Zeit, daß Fuchsschwanz hinunter gieng, sogleich durch einen Wunsch hätte zehen Meilen weiter versetzen können. Aber das gieng nicht an. Er hatte kaum Zeit, sich in die Fassung zu versetzen, daß er seine Gegenwart ertragen konnte und die Entschliessung zu fassen, was er für ein Betragen gegen ihn annehmen müsse.

Fuchsschwanz trug auf und war so bedient und ganz ausserordentlich ergeben, daß Peter ganz gewiß andere Gedanken von ihm würde gefaßt haben, wenn er ihm nicht gar zu deutliche Beweise seiner Bosheit gegeben hätte. Peter beobachtete ihn genau und schwieg mit Vorsatz ganz still, damit er sehen wollte, wohin Fuchsschwanz die Unterredung lenken würde. Da können Sie nun, fieng er endlich an, so

böse auf einen seyn, daß Sie nicht ein Wort sprechen mögen, — und das nur um eines Verdachts willen. Wer kann denn dafür, wenn sich die Umstände von selbst so fügen, daß Menschen zusammen kommen, die 's lieber sehen, wenn sie hundert Meilen von einander entfernt sind. Wenn Sie heute eine Stunde eher kamen, so hätten Sie Herr von Lieben bei mir getroffen. Was würden Sie gedacht haben? Dann hätten Sie gewiß geglaubt: ich müsse ihre Ankunft erfahren und Herr von Lieben bestellt haben. Nicht wahr?

Wer ist bei euch gewesen?

Herr von Liebe — — Peter konnte kein Wort sprechen, so eine Angst überfiel ihn. Zu seinem grossen Verdruß ward der Wirth sogleich hinunter gerufen, daß sich Peter eine ganze Weile mit seinen Gedanken quälen und auf Erklärung des Geheimnisses warten muste. Bald hielt er die Sache für eine listige Erfindung, wodurch ihm Fuchsschwanz Rede angewinnen und sich das Ansehen der Redlichkeit geben wolle; bald glaubte er, daß er ihm einen Theil der Wahrheit verschwiegen habe und von Liebe wohl gar noch hier oder in der Nachbarschaft sich aufhalte und ihm nachstellen wolle. — Gemeiniglich ist der Mensch sinnreich, sich Gespenster zu erdichten; so giengs Petern auch. Er erfand sehr leicht Gründe, die seine letztere Muthmassung wahrscheinlich machten. Es ist

mög-

möglich, dacht'er. Renzel hat von Lieben Nachricht geben können, mit welcher Post er an den Geheimenrath von F** schreiben wolle. Denn konnte von Liebe auch den Tag wissen, wenn eher der Brief in des Geheimenraths Hände kommen müsse, und das konnte man sich wohl verstellen, daß der Geheimerath gewiß den ersten Abend zwischen neun und zehen Uhr vor dem Schlüsselloch stehen würde. Wem dessen Hitze so gut als von Lieben bekannt war, der konnte sich den ganzen Auftritt von Anfange bis zu Ende wohl vorstellen und natürlich war's, daß ich würde seiner Wuth zu entfliehen suchen. Das wird auch vermuthlich von Liebens Absicht bei der ganzen Anlage seyn, mich auf der Flucht aufzufangen, und da kann's immer seyn, daß er sich hier herum in der Gegend aufhält, um zu erwarten, ob der Ausgang mit seinem Wunsch übereinstimmen wird.

Hier kam der Wirth wieder. — Sagt mir den Augenblick, Kerl, wo dein Helfershelfer ist, und gestehe nur gleich, daß du die abgefeimteste, malitiöseste Kanaille unter der Sonnen bist. Du hast dich mit ihm zu meinem Verderben verschworen, das weiß ich gewiß. Aber bring ihn nur gleich her, es soll euch theuer werden — Hier zog Peter und legte den blanken Degen auf den Tisch.

Gott! antwortete Fuchsschwanz, im sanften, bittenden Ton, wie können Sie's verantworten, daß Sie mir soviel Unrecht thun! Ich will Ihnen den ganzen Vorfall erzählen, und wenn Sie denn nicht glauben wollen, daß ich's ehrlich mit Ihnen meine, so kann ich mir nicht helfen. Glauben Sie nur, daß ich mein Blut und — —

Lasset nur eure Betheurungen weg, die sind ganz unnütz. Wo ist Herr von Liebe?

Vor drei Tagen kam er mit seiner neuen Gemahlin gefahren und hielt ein Stündgen bei mir an. Ich wuste nicht, daß er einen Anverwandten hier in der Nachbarschaft hatte und wunderte mich, da ichs hörte. Eine starke Stunde von hier wohnt der Herr von H**, den wollten sie besuchen. Heute früh war ich kaum aufgestanden, so war Herr von Liebe zu Pferde vor meinem Fenster. —.

Hier kam die Wirthin und rief den Mann noch einmal hinunter. Peter wuste für Ungeduld nicht, was er machen sollte, alles Reden und Bitten half nichts, der Wirth lief zur Stube hinaus. Lassen Sie mich nur, sprach er, meine Wirthschaft besorgen, ich komme gleich wieder. — Die Wirthin blieb zur Gesellschaft oben, aber Peter mochte sie für Unmuth nicht ansehen. Er trat ans Fenster, sahe vor der Thür einige Bauren und wuste nicht, was er denken und wozu er sich entschliessen sollte. —

Endlich kam der Wirth wieder. — „Was „wollte von Liebe:“ rief ihm Peter entgegen.

Er hätte, sagte er, einen Boten bekommen und müste eiligst nach Hause, weiter hat er mir nichts gesagt. Ich sattelte mein Pferd und ritte mit, um ihn auf einen Weg zu bringen, der um ein groß Theil näher ist. Das war meine Verrichtung, weswegen Sie mich heute früh nicht zu Hause trafen. Aber, damit Sie sehen, daß ichs redlich mit Ihnen meine, so will ich Ihnen alles sagen: länge dürfen Sie sich bei mir nicht aufhalten, wenn Sie Ihre gnädige Frau Pate nicht sprechen wollen. Morgen früh möchte sie wohl hier durchkommen und vermuthlich bei mir einsprechen. Sie weiß, daß ich diese Stube hier habe und wird nicht nachlassen, ich muß sie wieder heraufführen. Ich weiß zwar gewiß, daß sie sehr viel von Ihnen hält und Ihnen zuverläßig mehr Liebes als Leids thun würde, wenn Sie ihr nur einigermaßen gefällig leben wollten; weil Sie aber so sehr verdächtig sind, so muß ichs Ihnen vorher sagen. Wollen Sie hier bleiben, so will ich Sie schon verbergen. —

Peter wuste bei der Erzählung nicht, was er denken sollte und empfand eine unbeschreibliche Angst, daß er sich in der Gewalt eines Menschen befand, dem, nach seinem Urtheil, alles feil war. Nach einigen Minuten stiller Ueberlegung entschloß er sich kurz — er bezahlte,

nahm Abschied und gieng fort. Als er die Treppe herunter kam, sah' er einen neuen Auftritt, den er sich in der Geschwindigkeit nicht zu erklären wuste. Das ganze Haus war voll Bauren, die so ziemlich alle in einer einförmigen Stellung da standen. Die Hutschnebben wiesen alle nach dem Sirius hinauf. Jeder hielt einen kurzen glühenden Stummel unter der Nase in der linken Hand, deren Ellenbogen die rechte mit einem sehr zuverläßigen knotichten Stock unterstützte. „Det is en ganzer Kärel" sagte ein kleiner stamhafter krauskö-pfichter Mann seinem Nachbar ins Ohr, doch so, daß es Peter hörte und beinahe ihre Absicht unruhig zu muthmassen anfieng. Man ließ ihn ungehindert durchhin gehen, hinter ihm aber schlossen sich die Bauren dicht zusammen und giengen mit ihm fort zum Hause hinaus, so daß sich Peter, als er auf die Strasse kam, rings herum von ihnen umgeben sahe. Was wollt ihr von mir haben, Leute? fragte Peter.

Wi wollen von em nischt hebben, sprach der kleine Krauskopf, welches der Schulze war, wi wollen em bewachen, det em kener nischt daun soll.

Kerls ihr seid nicht klug!

Jo — io! klog sin wi woll, komm he mans met.

Ich

Ich will meinen Weg ohne euch finden. Was habt ihr für Ursach, mich auf öffentlicher Strasse anzufallen? Hab' ich euch etwas zu Leide gethan?

Komm he mans met, wi wollen em ohk nischt tu Lede daun. Wenn he schriben kann und sich gut ubführt, kann he woll glihks Karperal währen un wenn hå denn ehmahl gar General werd, denn soll hå noch woll an uns denken.

Was Kerls! — hier grif Peter nach seinem Degen — die Bauren ergriffen aber alle mit verwandter Hand ihre knotichten Knippel und hatten solche eindringende Beweisgründe in der Hand, welche Petern die Nothwendigkeit einer nachgebenden Geduld so schnell einsehen liessen, daß seine Hand schlechterdings keinen Degen fassen wollte. „Komm hå mans," sagte der Schulze im nachdrücklichen Tone, „Komm hå mans met sihn Ding ruth — un„glücklich is hå! ik schla em det em der Arm an „Liewe breken soll. Wett hå woll, det wi Be„fehl von hoher Oberkeht håen?" — Peter gieng stumm und geduldig mit, ward aufs Schulzengerichte geführt und in eine Stube gebracht, worinn vier Bauerkerls sassen, die sich bei einer Bouteille Brantewein lustig trunken. Prost Bruder! rief ihm einer von ihnen mit dem vollen Glase in der Hand entgegen, als er kaum einen Fuß in die Stube gesetzt hatte.

Peter hatte keine Lust mit den Leuten Gemeinschaft zu machen und war dermassen niedergeschlagen, daß er eine Stunde saß, ohne ein Wort zu reden. Endlich wurden sie alle fünfe aus der Stube heraus geführt und auf einen Wagen geladen. Um ihnen herum setzten sich soviel Bauren mit Forken und Hebebäuben, daß vier rasche Pferde vollauf zu thun hatten, den Wagen fortzuziehen. Nach zwoen Stunden erreichten sie das Städtgen, wo der Maior lag, an welchen die Rekruten abgeliefert werden mustten. Ein Feldwebel nahm sie in Empfang und brachte sie in ein Haus, worinn schon eine starke Kompagnie solcher trauriger Opfer bei einander waren, welche zum Theil aus den Armen der ihrigen und aus grossen edlen Bestimmungen mit Gewalt waren hinweggerissen worden. Der Feldwebel schrieb ihre Namen auf und kam zuletzt an Petern: Hans Peter Nabel heyst der! rief der Schulze. Was? — schrie Peter — das hab ich wohl gedacht, daß ein Irrthum bei der ganzen Sache vorgehen müsse! Nein, Herr Feldwebel, man hat einen Unrechten gegriffen, ich bins nicht, — ich heisse Peter Vollmuth. Ich habe mein Tage kein Soldat werden wollen, sondern werde von dem Herrn Geheimenrath von F**, der mich in seinem Hause hat erziehen lassen, auf die Universität geschickt. Machen sie sich keinen Verdruß und lassen Sie mich nur gleich wieder gehen! Der Feldwebel sahe den

Schul-

Schulzen an — Schriebe hä mans Hans Peter Nabel, sprach der Schulze. Hä hörtet io woll, det sich der Kärel ruht reden will! — Sien Vader hätt uns silbest rufen laten un wi häen en uht sien Hus gehahlt. — Peter wollte noch eine Schutzrede anfangen, aber man achtete nicht darauf. Du magst heissen wie du willst, antwortete der Feldwebel, und ob ich den rechten oder unrechten Namen habe, das ist immer einerlei. Sei du nur ein guter Bursche und halt dich brav! Leute, die was gelernt haben, können wir auch gebrauchen — und so ward die Thür verschlossen.

Die Gesellschaft, in welcher sich iezt unser Peter befand, mag ich meinen Lesern nicht beschreiben; wie viel würd' ich sagen müssen, das ihre Ohren beleidigen könnte! Man durfte nur einen flüchtigen Blick unter den ganzen Haufen hinwerfen, so sahe man bald, daß kein ehrliebender unverdorbener Mensch ungekränkt unter ihnen bleiben konnte. Hie und da stund noch wohl ein edler Jüngling vom grossen Haufen abgesondert, der in seinen Mienen Abscheu an ihren Bosheiten ausdruckte und im Anblick ihrer Ruchlosigkeit die Härte seines Schicksals doppelt empfand, aber — wer zittert nicht für dem Festesten, wenn er ihn in einer Gesellschaft von Menschen sieht, die Spötter der Tugend und Feinde der Ehrbarkeit sind! — Hier lockte der leichtsinnige, der im Vaterlande keinen

Stuhl zu verlieren hatte, aber auf die ganze Welt Ansprüche machte und gierig nach den rohen Freuden einer freien Lebensart griff — Da trat der Verwegene auf, der die Entschlossenen um sich versammlete und im verwegensten Anschlage die Rechte der Menschheit vertheidigen lehrte — Dort stund der ruchlose Hause, der sich ieder menschlichen Empfindung schämte, iezt allen seinen Lüsten ungehinderten Ausbruch verstattete und von ausgeübten Bosheiten als von ruhmwürdigen Thaten sprach. —

Peter hätte wer weiß was darum gegeben, wenn er die Wohlthat hätte erlangen können, daß ihm allein ein Kämmerchen wäre eingeräumt worden; damit er nur nicht hätte so viele unbekannte Bosheiten sehen dürfen und sich mit seinem Schicksale ungestört beschäftigen können. Eine kleine Gesellschaft, wenn sie war, wie sie seyn sollte, konnte ihm nützlich seyn; hier aber drängten sich Leute zu ihm, die er verabscheuete und in iedem geäusserten Grundsatz verabscheuungswürdiger fand. Er muste sich's freilich gefallen lässen, daß er mit seiner sittsamen Ernsthaftigkeit verlacht ward; ihm war aber ihr Spott lieber als ihre Freundschaft. Gemeiniglich gab er ihnen auch treffende Antworten, wodurch sie so abgewiesen wurden, daß sie nicht wieder kamen.

Gleich beim Eintritt in den Saal hatte er einen Menschen entdeckt, der sich im Ansehen

sowohl

ſowohl als in der Kleidung von den übrigen unterſchied und mit eben ſoviel Unwillen als er in dieſer Geſellſchaft zu ſeyn ſchien. Er ſtund von allen abgeſondert am Fenſter, und ward Bergmann genannt. Peter wäre gern gleich auf ihn zugegangen, wenn er für den zudrängenden Haufen hätte durchkommen können. Jetzt richtete der bemerkte Jüngling ſeine Augen auch auf Petern. Vermuthlich mocht' er wohl die Antworten vernommen haben, mit welchen Peter die rohen wüſten Menſchen abwieß und da er ihn aus denſelben für einen edlen Jüngling erkannte, den er ſeiner Achtung und Freundſchaft werth fand, ſo war er ſo geneigt, Petern zu ſuchen als Peter ihn. Es währte nicht lange, ſo waren ſie die beſten Freunde. Die Gleichheit ihrer Geſinnungen trug ſoviel dazu bei, als ihr gemeinſchaftliches Schickſal, in wenigen Tagen eine Vertraulichkeit unter ihnen zu ſtiften, welche durch keinen Unfall wieder unterbrochen ward.

Man kann ſich wohl vorſtellen, daß ſie ſich einander werden ihr Unglück erzählt haben. Jeder war neugierig zu wiſſen, durch was für ein Schickſal der andere unter die Rekruten gekommen wäre. Ich weiß ſelbſt nicht, ſprach Peter, wie ich zu dem Unglück gekommen bin. Entweder iſt's ein Irrthum, daß man mich für eine andere Perſon angeſehen und gegriffen hat, oder die allerinfamſte Kanaille, die der Erdbo-

den

den trägt, Fuchsschwanz hat mich drunter gebracht. —

Fuchsschwanz? — fragte Bergmann — Fuchsschwanz! — und sahe Petern mit Verwunderung an.

Ja! — sagte Peter mit eben soviel Verwunderung — ia, Fuchsschwanz! Wie so? kennen sie ihn? —

Dem Namen nach, antwortete Bergmann, ia! — heissen sie etwan Peter Vollmuth? —

Nun ward Peter so bestürzt als Bergmann vorher nicht gewesen war. Ich kann nicht begreifen, sprach er, woher sie Fuchsschwanzen kennen und meinen Namen wissen. Bergmann! — ich kann mich nicht besinnen, daß ich iemahl einen Menschen dieses Namens gekannt oder gesprochen hätte! Ist das etwan ein erdichteter Name? wo sind Sie her? haben Sie mich irgendwo schon gesehen?

Bergmann nahm hierauf Petern bei der Hand und führte ihn, soweit er konnte, von der Gesellschaft weg, damit Niemand sollte verstehen können, was sie mit einander sprächen. Bergmann, sprach er, ist ein erdichteter Name. Mein wahrer Name kann ihnen wohl bekannter seyn, da Sie sich einige Jahre in der Residenz bei dem Geheimenrath von F** aufgehalten haben, aber meine Person wird Ihnen ver-

vermuthlich so unbekannt seyn, als mein erdichteter Name. Indessen will ich vertraut mit Ihnen umgehen und Ihnen mein ganzes Geheimniß entdecken! erzählen Sie mir nur erst, wie Sie unter die Rekruten gekommen sind.

Die Antwort machte Petern noch neugieriger, weil er einen neuen Beweiß darinnen fand, daß seine Begebenheiten seinem Freunde nicht unbekannt waren. Er sah ihm noch einmal recht scharf ins Gesicht, und da er ein redliches Herz aus seinen Augen zu sehen glaubte, so entschloß er sich zur gefoderten Erzählung. Er beschrieb erst die im Hause des Geheimenraths, genossenen Wohlthaten, dann seine Reise nach dem Dorfe, wo Fuchsschwanz Wirth war und kam herrach auf seine Unterredung mit dem Wirth und auf die List der dasigen Bauren, welche ihn unten im Hause in Empfang genommen hatten. Nur seine Liebe gegen Emilien verschwieg er und die Ursach seiner schnellen Flucht aus dem Hause des Geheimenraths, welche er als eine Reise zu seinem Großvater Dreifuß vorgestellt hatte.

Nun, antwortete Bergmann, weiß ich mehr als Sie wissen und will ihnen gleich sagen, wer Ihnen Ihr Unglück zubereitet hat. Lesen Sie nur den Brief!

Peter gerieth immer tiefer in Verwirrung hinein und wuste nicht mehr, was er denken sollte.

sollte. Die Aufschrift des Briefs war: an Hans Peter Nabel, meinen lieben Herrn Sohn. — Was ist das? fragte Peter; das ist ia der Name, den der schelmsche Schulze mir beilegte, als uns der Feldwebel aufschrieb!

„Lesen Sie nur den Brief," sagte Bergmann noch einmal! und weil er's dem zweimal sagt, so will ich ihn meinen Lesern nur wörtlich hersetzen, damit nichts davon verlohren geht.

Mein lieber Sohn Hansbeter.

Erzschelme, Diebe und Spitzbuben sin die Bauren, da Sie an meinen seligen Mann nicht haben kommen gekönnt, so wollen Sie dich davor praf Ekzequiren; nun han sie Gelost, weil sie gar nicht wusten wo sie den einen Rekrutben hernehmen sollten. Das los ist auf dich Gefallen, da kannst du nun Wohl denken, was ich mich vor Grahm und sorge machen Thue. Vor deinen vater derfst du dich nich sähn laßen, das wehst du wohl, der verkost dich und mich, Wenn hä nur ruhe hat und Fressen und sauffen kann. Aber der ra — soll seinen Willen so wennig han als Die schelme die bauren, der schulze hat mans Einen, die andern allehofe haben zwei und Mancher drei grosse bengels, da können Sie Nehmen, welchen sie wollen. Geh du mans uf die Unversteht und laß dich Immertikuliren, denn bist du sicher. Den rath gibt der

herr

herr schulmeister, welcher diesen Brief schreibt, denn du weist wohl, det ich nicht schreiben kann. gelt sollst du schon Kriegen, mache mans daß du hin kömst. Gott befohlen bin ich.

Deine Mutter Marie.

Peter wuste ietzt so wenig als vorher. Wenn Sie mir, sprach er zu Bergmannen, keine weitere Erklärung geben können, so hilft mir Ihr Brief zu nichts. Nun, antwortete Bergmann, hören Sie mich nur an.

Den Tag vorher, sprach er, ehe Sie kamen, wurden funfzig Rekruten unter uns ausgesucht und weggebracht. Unter diesen funfzigen war dieser Hans Peter Nabel, ein guter ehrlicher Mensch, der sich mir in den zween Tagen, die wir bei einander gewesen sind, ganz anvertrauet hat. Er zeigte mir diesen Brief und muß ihn vor seiner Abreise verlohren haben, weil ich ihn hier im Saale fand. Sein Stiefvater hat er mir gesagt, ist ein gewesener Schulmeister aus Gutleben, Fuchsschwanz, der nach seines Vaters Andreas Nabels Tod die Mutter ihres ansehnlichen Vermögens wegen geheirathet hat, und nun nichts thut, als daß er frist und säuft. Verstehen Sie nun den Brief? —

Bald, antwortete Peter, werd ich ihn verstehen. —

Ganz gewiß, sprach Bergmann, hat der Dieb die Bauren rufen lassen und Sie für seinen Sohn ausgegeben. Darum gieng er einigemahl hinunter, als Sie mit ihm sprachen. Wären sie nur nicht zu der unglücklichen Stunde gekommen! — Das war ein Mittel, wodurch er nicht nur die Bauren befriedigen konnte, die schlechterdings noch einen Rekruten schaffen musten, sondern auch zugleich Renzeln einen Dienst that, der ihn vermuthlich nicht unbelohnt lassen wird.

Petern ward's so schwer nicht die Richtigkeit dieser Erklärung einzusehen, und würde bald in den heftigsten Unwillen wider Fuchsschwanzen ausgebrochen seyn, wenn Bergmann nicht Renzels gedacht hätte. Der Name war ein Donnerschlag für Petern, wenigstens kam er ihm aus Bergmanns Munde eben so unerwartet als iener öfters kömmt. Das war ein neuer Beweiß, daß sein unbekannter Freund Wissenschaft von seinen Umständen und Schicksalen habe und wenn er Renzeln kannte, so konnte er mehr davon wissen, als Petern lieb war. Dies bedachte Peter und wäre beinahe auf den Gedanken gerathen, ob er sich auch wohl in Bergmanns ehrlicher Mienn betrügen könnte und er ein Werkzeug seiner Feinde wäre, wodurch von Liebe und Renzel ihre feindseligen Anschläge wider ihn desto sicherer ausführen würden, ie weniger er Mißtrauen

in

in ihm hätte. Seine Verwirrung ward so groß, daß er nicht wuste auf welche Seite er sich schlagen sollte und einen mißtrauischen prüfenden Blick auf Bergmannen warf, den er beschämt zurück nehmen muste. —

„Fürchten sie nichts, sprach Bergmann, „als er Peters Verlegenheit und Unruhe bemerkte, mein Herz widerspricht meinem Gesichte nicht. Ich habe Ihnen bis hieher nichts „zum Nachtheil gethan und werde es in Zukunft „noch weniger thun, da ich in Umständen bin, „worinn mir ein Freund, wie Sie, sehr schätzbar ist. Ich hab' es Ihrer ganzen Unterredung mit mir angemerkt, daß Sie besorgt „und zurückhaltend sind; ich will mir aber damit ihr Vertrauen verdienen, daß ich Ihnen „offenherzig mein Schicksal erzähle. In dieser „Erzählung werden Sie Aufschlüsse ihrer Zweifel und zugleich Beweise meiner Redlichkeit „finden." — Hier fieng er seine Erzählung an, die ich meinen Lesern mit seinen eigenen Worten hersetzen will.

„Haben Sie," fragte er, „niemals den „Hofrath Wetter bei dem Geheimenrath „von F** gesehen?

„Ja!" antwortete Peter, „einigemal."

„Das ist mein Vater, der mich seit einigen „Tagen nach einer vierjährigen Abwesenheit in „seine väterlichen Arme zu schliessen erwartete

„und — ießt vielleicht im tiefſten Grame ſitzt
„und troſtloß den Verluſt eines Sohnes beſeufzt,
„von dem er ſich in allen ſeinen Hofnungen ge-
„täuſcht halten wird.“ — „Nur eine Stunde,“
„beſter Vater! nur eine Stunde, ſeufzte er,
„möchte ich dich ſprechen, ſo könnt' ich deinem
„zärtlichen Herze allen Kummer erſparen, wel-
„chen verſtellte Nachrichten erzeugen müſſen,
„wenn ſie zu deinen Ohren dringen ſollten!“ —
— Bergmann trocknete hier ſeine Augen ab und fuhr nach einer kurzen Erholung in ſeiner Erzählung fort. — „Seit vier Jahren,“ ſprach er, „hab' ich auf der Univerſität zu L** ſtudirt und „meine Tage mit allem Fleiß nützlich angewen-„det. Bis auf meine Erholungsſtunden, gieng „meine Sorgfalt ſo daß ich keine anders als im „ſtillen menſchlichen Vergnügen mit den beſten „und edelſten Jünglingen zugebracht habe, die „alle nur ein Herz für die Tugend hatten und „ſich mit mir beeiferten, als rechtſchaffene Män-„ner ihrer Beſtimmung gemäß zu leben.“

„Als Renzel mit des Geheimenraths „von F** Söhnen dahin kam, litte meine „ruhige Lebensart eine Veränderung, die ich „nicht verhindern konnte, ſo unangenehm ſie „mir auch war. Sie kamen zu mir und ſuch-„ten Bekanntſchaft. In der erſten Stunde „ward ich ihrer überdrüßig und lernte ſie als „Menſchen kennen, die in die Zahl meiner „Freunde nie kommen dürften. In den erſten

„Wochen

„Wochen wurden sie der ganzen Akademie be„kannt und wer die dümmsten Köpfe und die „nichtswürdigsten liederlichsten Kerle nennen „wollte, der nannte Renzeln, und seine Un„tergebenen. Wären sie nicht zu mir gekom„men, ich hätte mich nach ihnen nicht umsehen „wollen! was sollte ich aber! machen, da sie „mich suchten? Sie waren nicht nur meine Lan„desleute, sondern — auch Söhne eines allge„mein gefürchteten Mannes, mit welchem mein „Vater durch tägliche Geschäfte verbunden war. „Sie waren von dem Geheimenrath und von „meinem Vater an mich gewiesen, daß ich mir „also gefallen lassen muste, einen Theil meiner „besten Stunden in ihrer Gesellschaft zu verlie„ren. Das allerverdrießlichste war, daß sie „mir alle ihre Geheimnisse aufdrangen.“ „Daß „in ihres Vaters Hause ein Junge“ — ver„zeihen Sie, daß ich den Ausdruck sage, dessen sie sich allezeit von Ihnen bedienten — „Na„mens Peter sich aufhalte, der von ihrer Mut„ter und Schwester sehr geliebt würde und viele „Wohlthaten genösse, dem sie aber todfeind wä„ren und mit Freuden ein Unglück zubereiten „wollten — das waren Dinge, die ich in den „ersten acht Tagen erfuhr.“ —

„Um Vergebung, fiel ich Adolfen einst„mahls ins Wort, was haben sie für einen In„formator gehabt?“

„Herr Renzeln, antwortete er, wie so?“

„Er muß ein ander Siſtem gehabt haben; „meine Moral iſts nicht. Wenn ich Eltern „hätte, die mehr Vermögen beſäſſen, als ſie „und ich verzehren könnten, ſo würde ich mich „herzlich freuen, wenn ich hörte, daß ſie einen „Theil ihres Ueberfluſſes auf Erziehung armer „Kinder wendeten.“

„Wir wollten doch ſehen, antwortete Ren„zel, ob er bei dem Ton bleiben würde, wenn „ſeine Eltern Petern zu ſich nähmen.“

„Wenn's ein Menſch iſt, der Kopf und „Herz hat, und es könnte auf eine Weiſe geſche„hen, daß der Herr Geheimerath darüber „keinen Verdruß empfinden, ſo können Sie „glauben, daß ich mich darüber freuen würde. „Ja, er möchte heute zu mir kommen, ich wollte „ihn von meinem Wechſel hier auf der Univer„ſität mit frei halten.“

„Solche Unterredungen fielen täglich vor „und das Ende davon war gemeiniglich, daß „ſie beſchämt und heimtückiſch von mir giengen. „Es währte aber nicht lange, ſo kamen ſie wie„der und hatten neue Anſchläge wider Sie ge„faßt. Da waren Briefe von dem Herrn von „Liebe und Kunigunden eingelaufen, oder „Fuchsſchwanz war da geweſen und hatte „mündliche Aufträge überbracht, die man kei„nem Briefe hatte anvertrauen wollen. Zuletzt, „da nichts gelingen wollte, ward der Anſchlag

„gefaßt,

„gefaßt, Sie unter die Soldaten zu bringen, „oder, wenn auch das fehlschlagen sollte, Sie „kalt zu machen, sobald Sie auf die Universität „kommen würden. Damit sind sie schon seit „einem halben Jahre umgegangen, es hat sich „nur keine Gelegenheit finden wollen, bis sie „endlich Fuchsschwanzen selbst in die Hände „gelaufen sind. Können Sie sich wohl vorstel„len, daß sie mir zuletzt gar zumutheten, daß „ich ihnen zur Erreichung ihrer Absichten be„hülflich seyn sollte? — Ich zeigte ihnen meinen „ganzen Abscheu an einer solchen Handlung und „sagte ihnen alles, was ich nur wuste, um sie „die Schande des Lasters empfinden zu lassen, „aber umsonst.“ — „Kommen Sie, meine Herren,“ sprach Renzel, „er ist vom bürgerli„chen Pöbel und hat eine sklavische furchtsame „Seele!“ — „Wenn sie nur,“ dachte ich, „nie „wiederkämen!“

Peter ward durch seines Freundes edle Denkart so erwärmt, daß er ihm um den Hals fiel und herzlich küste. „Nun,“ sprach er, „will ich mich nicht mehr grämen, wenn mich „Feinde plagen, die ich nie beleidigt habe! Giebt „mir doch Gott auch Freunde, die ich nicht ken„ne, deren unverdiente Liebe unverschuldete Ver„folgung ersetzt. Kaum fühl ich mein Unglück „noch, und niemand' mags wagen, es von mir „zu nehmen, wenn er mich von meinem Freund „trennen will. Ach! Bester! — könnten wir „uns beide unsere Freiheit erkaufen und“ —

Haben Sie nur Geduld, sprach Bergmann, und seyn Sie für unsere Freiheit unbesorgt; die wollen wir erlangen, sobald es rathsam seyn wird, sie zu suchen. Hören Sie nur den Ausgang meiner Geschichte erst an.

„Renzel," fuhr Bergmann fort; „und „seine Untergebenen giengen ihrem betretenen „Weg ohne Aufenthalt nach, sanken täglich tiefer in Schande und Laster herab und führten „die allerausschweifendeste, wollüstigste Lebensart. Endlich wollte kein ehrliebender Student „mehr einige Gemeinschaft mit ihnen haben, „weil sie mit ausländischen Krankheiten verunreinigt waren, die iedermann Eckel verursachten. Mir war's nun schlechterdings unmöglich, „ferner etwas mit ihnen zu thun zu haben, so „sehr furcht' ich mich, von ihnen angesteckt zu „werden und würde, ohne die Folgen zu scheuen, „offenbar mit ihnen gebrochen haben, wenn „mein Abschied nicht sonahe gewesen wäre. Da „ich aber binnen vierzehen Tagen abziehen wollte, „so beschloß ich, mich inne zu halten und für sie „nie zu Hause zu seyn. Auch das half nichts „und ie vorsichtiger ich sie floh, desto eifriger „schienen sie mich zu suchen. In den ersten „Tagen, als ich den Befehl, mich zu verleugnen, gegeben hatte, kam Adolf einigemal und „ward sehr unwillig, daß er mich nicht treffen „konnte. Ich weiß nicht, ob er Verdacht geschöpft und es mit Fleiß darauf angelegt hatte,

„mich

„mich zu belauren oder ob ſichs von ohngefähr
„zutrug, genug er war in einem gegenüber ſte-
„henden ſehr renommirten Hauſe, als eben ein
„guter Freund zu mir gieng, deſſen Beſuch ich
„erwartete. Adolf lief geſchwind hinter ihm
„her und kam zur Treppe herauf, als ich mei-
„nen Freund empfing und mich ſelbſt nicht ver-
„leugnen konnte. Auf dem Tiſch ſtanden Glä-
„ſer und Wein, daß ichs nicht ändern konnte,
„ich muſte ihm ſowohl als meinem Freunde ein
„Glas vorſetzen. Ich erſchrack, als er das
„Glas ergriff und mir ſeine Freundſchaft antrug.
„Ich nahm meine Zuflucht zu der Entſchuldi-
„gung, daß ichs bei einer gewiſſen Gelegenheit
„verſchworen hätte, nie mit einem Menſchen
„wieder Brüderſchaft zu trinken; er aber ſetzte
„ſein Glas hin, nahm ſeinen Hut und gieng
„beleidigt fort. Nun glaubte ich, Ruhe zu ha-
„ben, aber ich betrog mich.“

„Zwo Stunden von L * * hatte ich einen
„Onkel, den ich noch einmal beſuchen muſte.
„Ich wählte dazu den Tag vor meiner Abreiſe,
„nahm ein Pferd und ritte mit Anbruch des
„Tages fort. Gegen Abend trat ich meine
„Rückreiſe an und verſahe mir nichts weniger,
„als daß ich unterwegens ein Unglück haben
„würde. Nahe vor L ** lag ein kleines Büſch-
„gen, durch welches der Weg mitten hindurch
„gieng. Ich erſchrack, als mir mitten im
„Buſche zwei Studenten mit blanken Degen in

„den Weg traten und den Zaum des Pferdes „ergriffen. Was meinen sie, wie mir ward, „als ich Moritzen und Lorenzen erkannte? „Herunter du nichtswürdiger Schurke und „wehre dich," schrie Moritz, „oder ich bohre „dir den Degen durch die Seele." „Es half „nichts, daß ich ihnen alle nur mögliche Vor„stellungen machte; sie waren wie wüthende „aufgebrachte Thiere, die keine Vernunft haben. „Ich wollte dem Pferde die Sporn geben, aber „sie hielten mir beide die Degen vor und schlug „ich den einen weg, so hatt' ich Gefahr in den „andern zu rennen. Ich muste herunter stei„gen. Moritzen brachte ich im ersten Gange „einen Stich durch den Arm bei, daß er ab„gieng.

„Steh! du verfluchter Hund!" rief der rachsüchtige Lorenz, als ich mich umkehren und den Degen einstecken wollte, — „steh!" brüllte er noch einmal, „ich muß meinen Bru„der mit deinem Blute rächen." Ich blieb in „meiner ganzen Fassung und that nichts, als „daß ich mich nur vertheidigte. Ich bat, daß „er doch nicht sich oder mich unglücklich machen „möchte; ich rieth ihm mitten im Gefechte Be„hutsamkeit und Mäßigung an, aber alles ver„geblich, er gieng mit blinder Wuth auf mich „hinein und rennte sich, eh' ich's verhindern „konnte, meinen Degen durch den Unterleib, daß „er zu Boden fiel. Für Schrecken wäre ich „beinahe mit ihm umgesunken.

„Ich

„Ich wuſte in der Angſt nicht, was ich thun „ſollte — ich ſetzte mich auf mein Pferd, ritte „aber nicht nach L**, ſondern machte links „um und gab dem Pferde die Sporn. Ich „hatte ohne Wahl den Weg hieher ergriffen, „und da ich wuſte, daß der General Wetter, „mein väterlicher Onkel hier auf Werbung lag, „ſo ſtieg ich vom Pferde, als ich beinahe die „Stadt erreicht hatte, überließ das Thier ſei„nem eignen Willen, ließ es einen Weg neh„men was es für einen wollte und gieng gerades „Weges zum General. Glauben Sie mir, „es iſt der rechtſchaffenſte bravſte Mann, an „dem Sie gewiß einen Vater finden ſollen, ſo „gut als ich. Er that mir den Vorſchlag, daß „er mich unter die Rekruten ſtecken und unter „ſein Regiment nehmen wollte, bis meine Sache „ausgemacht wäre und ich mich wieder ſicher „ſehen laſſen könnte. Er verſprach, ſich meiner „Sache ſo anzunehmen, daß mein Vater von „dem Vorfall unterrichtet und meine Sache zu „meinem Vortheil bald ausgemacht werden „ſollte. Ich war froh, daß ich Schutz fand, „nahm das Anerbieten mit beiden Händen an „und gab mir, um völlig unerkannt zu bleiben, „den Namen Bergmann. Nennen Sie mich „ja nicht anders, ſonſt verrathen Sie mich.“

Peter konnte kein Wort reden, ſo beunruhiget war er über dieſe Erzählung. Er vergaß ſein eigenes Schickſal, und bedaurete ſeinen

Freund, den er in gröſſerer Verlegenheit ſahe. Er dachte an ſeine Emilie und die Geheimesräthin mit tiefer Bekümmerniß und ſtellte ſich ihren Gram vor, den ihnen die Nachricht von dem Unglück ihres ungerathenen Sohnes machen würde. „Gott! ſteh ihnen bei,“ ſeufzte er; „möchte „doch dieſer Unfall dem Geheimenrath die „Augen öfnen und ihn einſehen lehren, daß „Renzel das Unglück ſeines Hauſes iſt!“.

Bergmann verwunderte ſich nicht, daß Peter ſoviel Antheil an den Schickſalen eines Hauſes nahm', er kannte die Wohlthaten, die er in demſelben genoſſen hatte. Er gab ſich alſo alle Mühe, ihn darüber zu beruhigen, und gewann dadurch ſein ganzes Herz ſo vollkommen, daß ihm Peter alle ſeine Geheimniſſe entdeckte, welche er bisher verſchwiegen hatte. Nun verbanden ſie ſich beide auf der Stelle zu einer ewigen Freundſchaft und unverbrüchlichen Treue, wobei ſie ſich aufs heiligſte verſchworen, keiner den andern zu verlaſſen und gegenſeitig für die Erfüllung ihrer Wünſche zu arbeiten. Durch dieſe Verbindung verſüßten ſie ſich einander ihre gegenwärtigen Leiden und machten ſich ein Schickſal erträglich, das an ſich ſchon ſo widrig nicht war, als es zu ſeyn ſchien; wie meine Leſer aus der folgenden Erzählung ſehen werden.

Wenn Peter einmal den Soldaten in die Hände fallen ſollte, ſo war's beſſer, daß ers unter dieſen Umſtänden ward, als wenn ihn zu einer

andern Zelt von Liebe darunter gebracht hätte. Denn fand er vielleicht nicht so einen menschenfreundlichen General und nicht so einen treuen Freund, der ihm so nützlich als Bergmann werden konnte. Das Vaterland befand sich damals in kritischen Umständen. Es war in keinem Krieg verwickelt, aber es befand sich in einer Verlegenheit, daß es nicht rathsam war, einem benachbarten Hof einen gefoderten Beitrag an Rekruten zu versagen. Damit die Werbung auf die unschädlichste Weise eingerichtet werden könnte, so hatte man sich ausgebeten, die Rekruten selbst nach eingerichteter Ordnung ausheben zu lassen, und der General war zu dem Ende da, sie in Empfang zu nehmen. Der noch rückständige Rest von der gefoderten Summe war nun vollständig bei einander und stündlich ward das Kommando erwartet, das sie nach ♄ * * dem Standquartire des Generals transportiren sollte, wohin er bereits zurückgekehret war. Das Kommando kam, der Aufbruch geschahe am folgenden Tage und nach dreien Tagemärschen waren Bergmann und Peter unter dem Namen Hans Peter Nabel ausser dem Lande in ♄ * *. Der General hob sich zwanzig von den Rekruten aus, die bei seinem Regimente blieben, die übrigen aber wurden weiter gebracht.

Freilich, ja! Peter war sowohl unter den zwanzigen, die in ♄ * * blieben, als Bergs

mann

mann, und in wenigen Tagen waren sie beide moundirt, exercirt und standen unter dem Gewehr. Nach seinem ersten Vorsatz würde Peter viel Schwierigkeiten gemacht haben, den blauen Rock anzuziehen. Er hatte so hohe Begriffe von angebohrner Freiheit und menschlichen Rechten, daß er gewiß das Aeusserste würde versucht haben, ehe er schwor, wenn nicht die ganze Lage durch Bergmanns Freundschaft eine andere Gestallt gewonnen hätte.

Der General war wirklich ein liebenswürdiger Herr, dem Menschenliebe und Redlichkeit aus dem Augen sahe, die ihm in Verbindung mit den Zügen der Vaterlandsliebe und des Heldenmuths ein ehrwürdiges Ansehen gaben, das iedermann mit Ehrfurcht erfüllte. Peter faßte bei der ersten Unterredung das vollkommenste Zutrauen zu ihm und, da er aufgefodert ward, seine Lebensgeschichte zu erzählen, that er's mit so viel Offenherzigkeit, daß er ihm alle seine Geheimnisse offenbahrte und selbst seine Liebe zu Emilien, sein wahres Geschlecht und seines Vaters Meinung von dem alten Adel desselben nicht verschwieg. Bei dem letzten Umstand nahm der General eine bedenkliche Miene an: „Dein Vater hat Recht," sprach er „und wenn du Beweise davon hast, daß du aus der Familie herstammst, so kannst du noch einmal ein glücklicher Mensch werden und vielleicht kann ich dir dazu behülflich seyn, daß du die

Güter

„Güter deiner Vorfahren wieder bekömmst. Die „Geschichte des adlichen Hauses von Vollmuth, „ist nur so genau bekannt, daß ich sie nach allen „Umständen seit vierhundert Jahren an den Fin„gern hersagen wollte. Der Generalsuperin„tendent Vollmuth ward unrechtmäßiger „Weise von den Güthern verdrängt und mein „Bruder, der Hofrath Wetter ist vielleicht „im Stande, schriftliche Beweise davon zu ver„schaffen. Führt euch beide gut auf und ver„last euch auf mich.“

Das war für unsern Peter unaussprechliche Freude! Mit so lebhaftem Gefühl des Vergnügens als ietzt, hatte er an Emilien nicht denken können, seitdem er aus ihrem Hause war. Mit dankbarer Empfindung prieß er die wachsame Vorsicht, die schon so oft die Anschläge seiner Feinde zu Schanden gemacht hatte und ihn in ihren gefährlichsten Anlagen, Freude und Hofnung finden ließ. Und wer, möchte ich fragen, kann und will Petern in seiner Freude tadeln! Kann man sich nicht sicher auf die Erfahrung der Leidenden berufen? Wird nicht ieder von ihnen bekennen, daß bessere, hofnungsvolle Aussichten die kräftigsten Tröstungen in den drängendsten Umständen, in den härtesten Leiden geben? — Peter hatte nicht nur diese viel versprechenden Aussichten, sondern sein gegenwärtiges Unglück ward ihm noch dazu durch des Generals Gewogenheit und Bergs-

manns Freundschaft so erleichtert, daß er wenig Bitterkeit in seinen Umständen würde empfunden haben, wenn nicht die Rückerinnerungen an das verlassene Haus kränkend gewesen wären.

Für Petern war 's keine geringe Freude, daß zu H** eine berühmte Akademie war. Bis ietzt hatte er noch nicht Gelegenheit gehabt, seinen Beutel zu untersuchen, er fand ihn aber in Umständen, mit denen er Ursach hatte, zufrieden zu seyn. Ein glücklicher Einfall war 's, daß die Geheimeräthin ihr Geschenk nicht länger zurück hielt. Hätte der Geheimerath einen Tag eher durchs Loch geguckt, so hätt' ich doch auf der Welt keinen Rath gewust, woher ich hätte Geld zum studiren für Petern nehmen sollen. Die Geheimeräthin, Emilie und Kunigunde hatten ihm ein Schock Louisdor zusammen gebracht und sein Freund konnte seine Zuflucht zum General nehmen, daß es also beiden an Mitteln zu ihren Absichten nicht fehlte. Nur wenige Wochen trugen sie die Muskete, dann waren sie Soldaten. Die meiste Zeit ward ihnen Urlaub gegeben, dann waren sie Studenten und trieben mit unermüdetem Fleiß die Wissenschaften. Bergmann hatte ein fürtreffliches Genie und gründliche Gelehrsamkeit. Jetzt vertrat er die Stelle eines Lehrers bei seinem Freunde und trug viel dazu bei, ihm die akademische Laufbahn nützlich, angenehm und

leicht

leicht zu machen. Sie lagen bei einem Kürschner im Quartiere, in dessen Hause sie eine Stube inne hatten, die sonst für einen Officier war bestimmt gewesen. Professore und Wirth gaben ihnen die besten Zeugnisse ihres Fleisses und ihrer Aufführung, weswegen ihnen der General täglich gewogener ward und sie alle nur mögliche Freiheit und Vortheile geniessen ließ. So lebten sie mit Nutzen, Anstand und Ehre.

Wenn mans lassen könnte, weder rückwärts noch vorwärts zu sehen und immer nur bei der gegenwärtigen Stunde stehen bliebe, so würden freilich die meisten Menschen froher leben, den gegenwärtigen Genuß der Freuden schmackhafter finden und tausend Gespenster einige Meilen voraus nicht sehen, welche, wenn man die Meilen hinter sich hat, doch nicht da sind. Indeß will ichs doch niemand rathen, daß er die Augen gar zu tief niederschlagen soll, weil man gewiß auch viel Gutes verlieren würde. Sieht man am frühen Morgen die ersten Spitzen der durchbrechenden Sonnenstrahlen so gerne, so kann man auch wohl von der andern Seite die schwachen Reste derselben im Untergange sehen. Man hat alles gethan, wenn man das wenige noch sieht, was zu sehen ist. Wenn in trüben Stunden angenehme Aussichten die Augen aufklären, so kann in freudigen Tagen der Schatten eines grauen Gewölkes wohl eine Milderung schaffen, die auch ihren Nutzen hat.

„Was

„Was wird mein bekümmerter Vater jetzt „meinetwegen für Noth und Sorge haben!“ seufzte Bergmann in jeder geschäftlosen Viertelstunde gewiß zehenmal — „Gott! antwortete Peter,“ was wird der sanftesten Mutter und ihrer edlen, unschuldigen Tochter die eingebildete beleidigte Ehre eines liebloſen und rachsüchtigen Gemahls für grausame Leiden zubereiten! — In einer solchen Viertelstunde, wenn diese Gedanken einmal ihre Herzen eingenommen hatten, blieben sicher die edelsten Freuden ungenossen liegen, wenn sie sich schon von allen Seiten ungesucht darboten. Ihr einziger Trost war, daß sie nicht von aller Verbindung mit ihnen abgeschnitten waren. Der General nahms auf sich, ihnen sichere Wege zu einem Briefwechsel zu öfnen. Er schrieb an seinen Bruder den Hofrath Wetter und nahm ihre Briefe an, die sie einlegen wollten. Durch diesen Weg hatte Bergmann an seinen Vater und Peter an den Generalsuperintendent Würdig nicht nur, sondern auch im Einschluß an die Geheimeräthin, Emilien und Hansen geschrieben. Damit man ganz sicher seyn könnte, hatte der General das Packet seinem Bruder durch seinen Reitknecht überschickt.

Wenn nur erst der Reitknecht wieder da wäre! so rief Bergmann und Peter sehr oft aus. Endlich kam er und nun war's wieder nicht recht. Zeit und Umstände waren nicht dar-

darnach gewesen, daß man hätte sogleich entworten können. Der Hofrath hatte für Schrecken und Unruhe über die erhaltene Nachricht, auch aus Mangel der erst zu erwartenden Aufklärung nichts sagen können. Die Nachricht von Lorenzens Unglück war in der Residenz schon bekannt gewesen, aber den Thäter hatte noch niemand gewust, daß also der Hofrath von seinem Bruder und Sohne die erste Botschaft bekam. Welcher Vater kann in einer solchen Stunde Briefe schreiben! Zehen Worte, weiter nichts brachte der Reitknecht mit zurück: „Ists wahr, daß mein Sohn unschuldig ist, so „wird ihn der allmächtige Gott schützen und „mich gebeugten Vater aufrichten. Ich will „ihn nicht verlassen.“ Der Superintendent war verreist gewesen und seine Gemahlin hatte keine andere Antwort geben können, als daß sie bei der Zurückkunft den Brief ihrem Herrn selbst in die Hände geben würde. Sagen ließ sich wider diese Entschuldigungen nichts, aber dem ohngeachtet war's beiden entsetzlich unangenehm, daß sie vergeblich gehoft hatten.

Wie wär' es, fragte der General, wenn Sie nach L** schrieben und Nachricht einzögen, wie die Sache steht? Man weiß ia nicht einmal, ob Lorenz gestorben ist! die Wunde kann ia wohl nicht lethal gewesen seyn!

Wenn Sie, bester Enkel, antwortete Bergmann, wollen die Gewogenheit haben, durch

Ihre Vermittelung es geschehen zu lassen? — unter meiner Aufschrift möchte es doch wohl nicht rathsam seyn.

Das will ich freilich, ia! Aber Sie müssen doch einen vertrauten Freund wählen, der sie nicht verräth. Lieber sähe ichs, wenn's vor iezt noch verborgen bleibt, daß Sie bei mir sind.

Dafür haben Sie keine Sorge! der Diakonus an der Petrikirche ist ein würdiger Mann und mein grosser Gönner. — So ward's beschlossen und ausgeführt. Die Antwort bestätigte Bergmanns Urtheil von dem Mann. Er hatte sich in seinem Schreiben sowohl, als in der Behandlung der Sache selbst als einen Mann gezeigt, der mit Einsicht und Wissenschaft ein edles Herz und unermüdeten Fleiß im Dienste seines Freundes verband. Mit zitternden Händen erbrach Bergmann den ersten Brief von ihm, Mitleids und Freudenthränen flossen unter dem Lesen abwechselnd aus seinen Augen, und am Ende heiterte sich sein Gesicht so auf, daß sich die Empfindungen seines Herzens im sanften Ausdruck der Dankbarkeit und Freude verriethen. Bergmann schrieb wieder und bekam wieder Antwort, bis sich endlich die ganze Sache nach und nach völlig aufgeklärt hatte. Ich will meinen Lesern die Nachrichten aus diesen Briefen so kurz als möglich zusammen fassen.

Lorenz war auf der Stelle todt geblieben, ohne daß er die Augen aufgeschlagen, oder einen Laut von sich gegeben hätte. Moritz war in dem Augenblick, als sein Bruder fiel, halb todt für Schrecken, so daß er unbeweglich stehen blieb und kein Wort sprach, als sich Bergsmann auf sein Pferd schwang und im Fortreiten ihm zurief: „ich bin unschuldig an diesem „Blute, Sie mögens verantworten. Sorgen „Sie für Ihren Bruder und, wenn sie noch redlich handeln können, so retten Sie meine Unschuld.“

Die Wunde, welche Moritz am Arm bekommen hatte, blutete noch immer fort, bis endlich dieser starke Verlust des Bluts mit dem Schrecken vereinigt die Würkung hatte, daß er ohnmächtig auf die Erde fiel. Nach der Zeit zu urtheilen, zu welcher er nach der Stadt kam, konnte er wohl eine Stunde gelegen haben, als ein schwärmender Hause lustiger Studenten von einem nahe gelegenen Dorfe kam und mit Freudengesängen nach der Stadt zurückkehrte. Sie waren auf einem Kreutzweg im Busche und der Vorsänger, der iezt gerade auch Vorläufer war, wollte eben ein neues Liedgen anfangen und hatte schon die erste Silbe nebst dem Uebergang zur zwoten herausgeschrien: gaud — — als er sich hart an den Baum linker Hand herum wenden will und über Lorenzens todten Körper, der dicht neben dem Baum

lag, wegstolpert, daß sich Wort und Ton mit einmal verlohr und der nachfolgende Trupp starr stehen blieb. Die Bestürzung vermehrte sich, als man Moritzen entdeckte und im ersten Anblick, da sie beide in ihrem Blute lagen, beide für todt hielt. Es war ein Mediciner unter ihnen, der zum Glück auch den leichtesten Kopf und die meiste Gegenwart vom Dorfe zurück brachte. Lorenz war kalt und steif: „der ist „schon eine Stunde todt," sprach er; aber bei Moritzen fand er noch einige Wärme und einen matten Pulsschlag. Nicht weit von der Stelle floß ein kleiner Bach, man schöpfte Wasser mit einem Hut, strich ihn an und brachte ihn wieder zu sich. Er war aber so matt, daß er weder reden noch gehen konnte. Soviel Menschenliebe hatten sie, daß sie ihn anfaßten und forttrugen.

Als sie in die Stadt kamen, war's noch ziemlich helle, so daß der traurige Aufzug ein grosses Aufsehen machte und aus allen Häusern den neugierigen Pöbel zusammen lockte. Der Vorfall ward den Augenblick gemeldet, der todte Körper den Abend noch aufgenommen und die ganze Stadt und Akademie in Bewegung gesetzt. Erst hieß es: „der älteste Herr von F** „ist gestochen und halb todt in die Stadt gebracht worden" — dann kam die Nachricht: „der „zweete Herr von F ** ist erstochen" — bald darauf sprach man: „beide Brüder haben

sich

„sich einander erstochen“ — und endlich kam iemand, der sich aus dem Umstand, daß Adolf nicht zu Hause war, als Moritz gebracht ward, das ganze Geheimniß erklärte und sagte: „der „jüngste Herr von F** hat seine beiden ältern „Brüder erstochen.“

Jedermann erstaunte über die unerhörte That und zitterte schon für der grausamen Rache, welche der Geheimerath dieserhalb an der Stadt und Akademie nehmen würde. Sogleich gieng ein Professor ab, welcher von der Akademie an den Hof und an den Geheimenrath geschickt ward.

Es war besonders, daß über acht Tage vergiengen ehe man auf eine Spur kommen konnte, wer der Mörder seyn möchte. Moritz war äusserst schwach, er lag im hitzigen Fieber und sprach wenig, und wenn er sprach, so sprach er ohne Verstand. Die Aerzte zuckten die Achseln und gaben wenig Hofnung. Man ließ seinen Beichtvater, den Diakonus von der Petrikirche, rufen und entdeckte ihm die Muthmassung, ob wohl das Stillschweigen und die Unsinnigkeit des Patienten Verstellung seyn könnte. Er trat aber dem Urtheile der Aerzte bei und hielt für ietzt seine Besuche für unnütz. Am neunten Tage breitete sich auf einmal das Gerichte aus; „der Mörder ist gefunden.“ Als die Sache näher untersucht ward, wars ein Handwerksbursche, welchen die Schildwache im Thore

angehalten hatte, weil er seinen Renzel über der Schulter an einem Degen trug, der voller Blut war. Der arme Schelm muste sichs freilich gefallen lassen, daß man ihm ein Quartier anwieß, aber — alle Umstände bezeugten seine Unschuld. Der Thäter, sprach der Rektor Magnifikus, würde den Degen vermuthlich gereinigt haben, ehe er damit in die Stadt gekommen wäre.

Es ward sogleich sein Verhör veranstaltet und der Mensch erzählte völlig in der Sprache der ruhigen Unschuld und Einfalt, daß er den Degen in dem Hölzgen vor der Stadt gefunden und nicht einmal genau angesehen hätte. „Der Renzel," sprach er, „ist Schuld, sonst „hätt ich ihn nicht einmal mitgenommen."

Ei! ei! sprach der Dekanus, redet nicht mehr, als ihr verantworten könnt! woher kennt ihr den Herrn?

Die übrigen Mitglieder des Senats zogen alle den Mund breiter und schlugen die Augen nieder. Der Handwerksbursche sahe sich nach allen Seiten bestürzt um und wuste nicht, was er sagen sollte. Ich bitte um Vergebung, sprach er endlich, wenn ich mich etwa ohne mein Wissen vergangen habe. Ich meine meinen Renzel, worinn ich ein paar Hosen, meine Wäsche und einen Laß gepackt habe. Mehr werden Sie nicht darinn finden, wenn Sie ihn auch

auch visitiren wollen. Er ward mir so schwer unter dem Arm zu tragen, daß ich eben auf ein Mittel dachte mir einige Erleichterung zu machen, als ich den Degen erblickte. Ohne alles Bedenken nahm ich den Degen, steckte die Spitze durch den einen Riem des Renzels, henkte ihn über die Schulter und gieng meinen Weg fort.

Das Mißverständniß half dem Handwerksburschen aus dem Arrest. Der Dekanus merkte seinen Irrthum und suchte eine Wendung, unvermerkt davon abzukommen. Bei dem Renzel fiel ihm ein, daß ein Handwerksbursche eine Kundschaft haben müsse, diese Gelegenheit ergrif er und fragte nach der Kundschaft. Da zeigte sichs nun offenbar, daß der Mensch unschuldig war. Die Kundschaft war am vorigen Tage unterschrieben worden und der Mensch war erst desselbigen Tages früh aus einem drei Meilen von L * * gelegenem Städtgen ausgereiset. Der Degen, als das Corpus delicti ward inne behalten und der Mensch mit sammt seinem Renzel frei gelassen.

Wetters Wirth und der Philister, dem das Pferd gehörte, hatten darüber keine grosse Bedenklichkeit, daß Wetter nicht zur versprochenen Zeit wieder kam. Eines Umstandes wegen war ihnen das Ausbleiben befremdend, weil den folgenden Tag die Post gieng, mit welcher Wetter abreisen wollte. Der Philis-

ſter kam auch wirklich zum Wirth und beſprach ihn deswegen; weil aber ſeine Sachen noch alle auf der Stube waren, ſo gab er ſich zufrieden. Es hat nichts auf ſich, ſprach er, es iſt wohl eher ein Student länger mit einem Pferde weggeblieben, als er bei der Abreiſe Willens war. — Er iſt bei dem Onkel; vermuthlich wird ihn der zugeredt haben, zu bleiben und ſeine Abreiſe bis zur künftigen-Poſt zu verſchieben. Es kann ſeyn, daß ſie beide ihre Gedanken für ſich hatten, da ſich aber keiner erklärte, ſo kann ich nichts davon ſagen. Als aber Vetter am folgenden Tage noch nicht kam und endlich das Pferd gebracht ward, welches im freien Felde von einem Bürger war erkannt und angehalten worden, ſo wollte der Philiſter nicht länger ſchweigen und gieng gerades Weges nachs Koncilium, wo der ganze Akademiſche Rath wegen des Handwerksburſchen verſammlet war. Er kam gerade als dieſer ſeine Entlaſſung bekommen hatte.

Die Herren ſetzten ſich alle wieder hin und ſahen ſich mit einer vielbedeutenden Miene einander an, als der Philiſter ſein Anbringen vortrug. Sogleich ward der Wirth geholt. Der Wirth konnte weiter nichts ſagen, als daß Vetter nicht wiedergekommen wäre. Nach ſeiner ganzen Lebensart und Geſinnung zu urtheilen, fügte der Wirth hinzu, kann ich unmöglich glauben, daß er einer ſolchen Handlung fähig iſt.

ist. Hab ich iemals einen fleißigen, artigen und christlichen Studenten gesehen, so ist er's gewiß. Man zeigte ihm hierauf den Degen, er kannte ihn aber nicht. Nun musten alle Schwerdtfeger aus der ganzen Stadt kommen. Der zweete, der den Degen in die Hand bekam, sagte sogleich, daß er ihn gemacht und nicht nur vor einigen Jahren an Herr Wettern verkauft, sondern ihn auch vor vierzehen Tagen für denselben neu vergüldet hätte. Nun war kein Zweifel mehr übrig und den Augenblick ward eine Stafette an den Geheimenrath abgeschickt.

Drei Wochen vergiengen, aber kein Mensch konnte erfahren, wo Wetter geblieben wäre, obgleich alle nur mögliche Mühe angewandt ward, seinen Aufenthalt auszukundschaften. Moritzes Umstände waren indessen äusserst schlecht gewesen, ietzt aber fieng er an, sich zu bessern. Sobald er Kräfte zu sprechen hatte, ließ er seinen Beichtvater, den schon erwähnten Diakonus an der Petrikirche zu sich rufen. Jetzt hatte dieser schon Briefe von Wettern durch den General bekommen und war von dem ganzen Verlauf der Sache unterrichtet. So sehr ihn das Unglück seines Freundes schmerzte, so ernstlich wünschte er, seine Unschuld retten zu können und gieng mit dem Vorsatz und dazu vorbereitet zu Moritzen, ein Geständniß der Wahrheit von ihm zu erlangen. Er trat in die Stube.

Moritz reichte ihm die Hand aus dem Bette entgegen: ich habe Ihnen, sprach er, was recht nothwendiges zu sagen.

Ich Ihnen auch, antwortete der Prediger, und wenn Sie dazu aufgelegt sind, so wollen wir heute recht vertraut mit einander sprechen.

Gott! Herr Magister, wie nahe bin ich jetzt dem Tode gewesen!

Davon bin ich ein Zeuge gewesen, ich habe sie besucht. Wenns einmal seyn muste, daß sie dem Tode so nahe kommen, oder wohl gar hätten unterliegen sollen, so hätte ich nur gewünscht, daß es auf einem andern Weg hätte geschehen mögen. Der gottlose Wetter! das hätt' ich nicht in ihm gedacht.

Zürnen Sie auf Wettern nicht. Er ist an meines Bruders Tod und an meine Krankheit so unschuldig als Sie. Setzen Sie sich nur, das ist eben das Anliegen, das ich Ihnen zu entdecken habe.

Der Prediger sahe Feder und Tinte auf dem Tisch stehen und bat sich die Erlaubniß aus, sein Geständniß aufschreiben zu dürfen. Moritz gab sie ihm sehr gern und fügte noch die Erinnerung hinzu, daß er eilen möchte, ehe Renzel und sein Bruder aus dem Kollegium kämen und sie gestört würden. Hierauf machte er eine Erzählung von dem ganzen Vorfall, wie sie der Wahrheit gemäß war, worinn er sich

und

und seinen entleibten Bruder verdammte, Wettern aber von aller Schuld freisprach. Zuletzt fieng er an, von Renzeln zu reden:

Der, sprach er, ist der Sister unsers Unglücks. Ein nichtswürdigerer Mensch ist auf dem Erdboden nicht und nimmermehr kann's mein Vater verantworten, daß er die würdigste Mutter durch den Bösewicht quälen und seine Söhne zu allen Lastern und Wollüsten anführen ließ. Schlagen Sie mir die Bitte nicht ab und schreiben Sie mit der ersten Post an meinen Vater, da ich nicht weiß, ob ich sobald werde wieder schreiben können. Bitten Sie ihn so dringend als Sie können, daß er sich um Gottes Willen nicht möchte verführen lassen, dem letzten Brief des Bösewichts Glauben zu geben und einen unedlen Gedanken wider seine Gemahlin, wider seine Tochter und wider Petern zu fassen. Wollte Gott! schreiben Sie ihm dieselben Worte — seine Söhne hätten Peters edle Seele und aufgeklärten Verstand. Lieber Petern zum Hofmeister und Renzeln fortgejagt; denn kann aus seinen Kindern etwas werden.

Sobald Moritz schwieg — und das muste er ietzt für Mattigkeit — so gab ihm der Prediger seine Freude über die glücklichere gegenwärtige Lage seines Gemüths in den lebhaftesten und rührendesten Ausdrücken zu erkennen. Nachdem er ihm alles gesagt hatte, was ihm

Klug-

Klugheit und Eifer riethen, so brachte er die Bitte an, ob er nicht dies Geständniß vor einer gerichtlichen Kommißion wiederholen wollte. „Sehr gern," gab er zur Antwort, und der Prediger traf die Verfügung, daß es denselben Tag noch geschah. Nun war der ganze Proceß entschieden und ausserdem, was von Seiten des Akademischen Raths geschah, hielt der Diakonus sein Versprechen, schrieb an den Geheimenrath und schickte die Aussage des Sohnes nebst seiner letzten Bitte abschriftlich mit.

Bergmann bekam diese Nachrichten von seinem Freunde, dem Diakonus, eher, als sie der Geheimerath und sein Vater in der Residenz haben konnten. Die endliche Aufklärung durch Moritzes Bekenntniß, erhielt er an einem Tage, an welchem sie beide durch die aus der Residenz eingelaufenen Briefe beinahe bis zur Verzweiflung gebracht und einer solchen Aufmunterung sehr benöthiget waren. Der Hofrath sowohl als der Generalsuperintendent, auch Hans im Einschluß, hatten unter der Zeit einigemal geschrieben, aber leider! die betrübtesten Nachrichten. Ich will aus diesen Briefen wieder die Erzählung nehmen, die meine Leser mit den Begebenheiten in der Residenz, seit Peters Flucht bekannt machen soll.

Der Geheimerath war in eine rasende Wuth gerathen, als er mit dem Schlüssel die Thür zum Boden nicht öfnen konnte. Ganz

gewiß

gewiß, sprach er, ist der böse Bube fort und Hände und Füsse zitterten für Grimm. Hans muste eilig die Holzart herauf holen und der Geheimerath schlug mit aller Gewalt wider die Thür, daß sie vom ersten Schlag aufsprang. Bleib hier stehen, sprach er zu Hansen, daß uns die Kanaille nicht noch einmal entläuft. Er nahm das Licht in die eine und einen Stock in die andere Hand, sahe sich wüthend nach allen Seiten um und lief durch Rachbegierde erhitzt so blind zu, daß er den aufgehobenen Deckel nicht bemerkte und so schnell in den fatalen Schlauch herunter fuhr, daß Hans nicht wuste, wo der Geheimerath und das Licht blieb.

Peter, wie meine Leser wissen, hatte den Schlauch mit seinem Messer aufgeschnitten und er mochte wohl eine ziemliche Schmarre aufgerissen haben, daß er ganz bequem hatte herausteigen können. So gut ward's dem Geheimerath nicht. Als die ganze Last seiner Körpers von oben herunter fällt, so fahren die Füsse gerade zu der Oefnung hinaus und der Geheimerath fällt erst mit dem Hintern aufs Steinpflaster mit aller Gewalt herunter, hernach aber rückwärts nieder und schlägt mit dem Kopf auf einen hervorstehenden spitzen Stein, daß er ein grosses Loch in den Kopf fällt und sinnlos liegen bleibt.

Hans wuste für Bestürzung nicht, was er für Entschliessung fassen sollte. Eiligst läuft er

in die Stube zurück, um Licht zu holen, aber zum Unglück war in des Geheimenraths Stube sowohl, als in der seinigen dicke Finsterniß. Er hatte seine Lampe mit Bedacht ausgelöscht, damit durch das auf den Saal herausgehende Fenster kein Licht auf die Bodenthür fallen und Petern die Flucht schwer gemacht werden möchte. Der Geheimerath mochte wohl bei dem Knarren der Bodenthür sehr hitzig von seinem Stuhl aufgesprungen seyn und in der Eil das brennende Licht von seinem Tisch ergriffen haben, ohne ein anderes anzuzünden. Nun war kein anderer Weg, er muste hinunter und lief mit solcher Eilfertigkeit, daß er beinahe auf dem Kopf hinunter gekommen wäre. Unten im Hause stand ein Licht auf dem Tisch und Emilie vor dem Schrank. Ach! um Gottes willen! gnädiges Fräulein! Noth! der Papa muß gefallen seyn, ich weiß nicht wo er ist — und sogleich ergriff er das Licht und lief die Treppe hinauf.

Emiliens edles Herz fühlte im Augenblick kindliche Pflicht stärker als unväterliche Härte und grobe kränkendeste Beleidigung; sie lief Hansen nach und war sobald als er an der Bodenthür. — Gott! welch Schrecken! — die Flamme schlug aus dem Schlauch herauf — der Balken brannte — Feuer! — Wasser! — Hülfe! schrie Hans mit einer so ängstlichen und überschrienen Stimme, daß sie ins Heisere kam.

Emilie

Emilie lief die Treppe hinunter, Hansen aber fiel ein volles Nachtgeschirr in die Augen, das nahe bei der Bodenthür auf einer noch vollständigern Bequemlichkeit hinter einem Schirm zum beliebigen Gebrauch für den Herrn Geheimenrath stand. Er ergrif's und goß es in die Flamme. Indeß kam Emilie wieder und brachte die Köchin und den Kutscher mit. Jeder hatte einen Eimer mit Wasser und göß so reichlich, daß die Flamme glücklich getilgt ward. Gott Lob! riefen sie alle aus frohen Herzen und schöpften Othem.

Wo ist denn der Papa? fragte endlich Emilie.

Ach Gott! antwortete Hans und schlug die Hande in einander als wenn er beten wollte. Er gieng mit dem Lichte in der Hand hieher und wollte Petern suchen; er ist wohl gar hier hinunter gefallen und hat mit dem Lichte den Schlauch angezündet! Gott! rief Emilie aus, was für ein Unglück! Nun flohen sie alle zur Treppe hinunter und wollten nach der Sackkammer hinlaufen. Hier war neue Noth. Da standen sie alle im Hause und sahen sich in gröster Verlegenheit an. Keiner konnte auf den Hof kommen.

Meine Leser müssen nicht vergessen, daß ich von demselben Abend rede, als der Geheimesrath durch das Schlüsselloch guckte und Peter flüchtig

flüchtig werden muste. Recht bedächtig und in aller Stille hatte der Geheimerath, vorher alle Thüren verschlossen und die Schlüssel zu sich gesteckt, damit Peter seiner ihm zugedachten Strafe nicht entgehen sollte. An der Hofthür hieng ein Vorlegeschloß. Es war kein ander Mittel, der Hauptschlüssel muste geholt werden. Hans lief noch einmal hinauf, brachte die Axt und schlug das Schloß weg.

Das war ein schrecklicher Anblick in der Sackkammer! Der Geheimerath lag natürlich unter dem Schlauch, weil er so gefallen war, daß er nicht aufstehen konnte. Von dem heruntergegossenen Wasser war er so naß worden, daß er keinen trocknen Faden an seinem Leibe hatte. Gemeiniglich ist iedes Unglück zu etwas gut; das Wasser hatte dem Geheimenrath nicht nur die ersten unreinen Feuchtigkeiten wieder abgewaschen, sondern ihn auch aus der Ohnmacht geweckt. Er wimmerte und krümmte sich wie ein Wurm. Der Kopf lag in Blute. Vermuthlich hatte er nach der Ueberschwemmung Schmerzen empfunden, mit der Hand nach dem empfindlichen Ort hingefaßt und das Blut im Gesichte herum gerieben. Es war ein Anblick, vor dem sie alle zurück schauderten und Emilie brach in ein Klagegeschrei aus, das die unedle Köchin, die schon etwas von dem Vorfall mit ihr und Petern gehört hatte, beinahe für übertrieben hielt.

Als man das Geſicht mit friſchem Waſſer abwuſch, fand ſich der Schade im Hinterkopfe und der Geheimerath erholte ſich noch mehr. Nun half man ihm auf und wollte ihn auf ſeine Stube führen. Aber er konnte den rechten Fuß nicht fortſetzen und als man nachſahe, fand ſich noch ein Unglück. Im dicken Fleiſche ſteckte ein Meſſer, das hatte eine tiefe Wunde einer Hand lang geriſſen und war hernach bis an das Heft ins Fleiſch hinein gefahren. Hans faßte die beſte Entſchlieſſung. Er grif in des Geheimenraths Hoſentaſche, fand glücklich den Hausſchlüſſel und lief eiligſt zum nächſten Feldſcheer, indeß der Kutſcher, die Köchin und Emilie den Unglücklichen auf ſeine Stube und ins Bette brachten.

Man hat ſich den Kopf bald zerbrochen, wo das Meſſer hergekommen wäre. Der Geheimerath hatte keins bei ſich gehabt und kein Menſch wollte in ſeinem ganzen Leben weder auf dem Boden noch in der Sackkammer mit einem Meſſer geweſen ſeyn. Man hätte nur Petern fragen ſollen! Es war das Meſſer, mit welchem dieſer den Schlauch aufgeriſſen hatte. Entweder hatte ers in der Angſt gleich weggeſchmiſſen, ſobald er Luft genug hatte, oder es war ihm unvorſichtiger Weiſe aus der Hand gefallen. Zum Unglück mocht es wohl in dem Knoten des Schlauchs ſo ſtecken geblieben ſeyn, daß die Spitze in die Höhe ſtand und der Nachfolger,

folger, der dieſen Weg paßiren wollte, ſich darauf ſpieſſen muſte. Wenn nur nicht immer alles Unglück zuſammen käme!

Meine Leſer werden ſich hier erinnern, daß Peter bei der Gelegenheit zum Thore hinaus kam, als eine Stafette hereingelaſſen ward. Dies war die Stafette von der Univerſität in L** welche die Nachricht überbrachte, daß Wetter, Lorenzes Mörder ſey. Als der Profeſſor vor zehen Tagen die erſte Nachricht von dem unglücklichen Vorfall dem Fürſten überbrachte, bekam er die Antwort, daß er unverzüglich zurückreiſen und die ſtrengſte Unterſuchung angeſtellt werden ſollte, den Thäter ausfindig zu machen. Uebrigens ward ihm und einem gegenwärtigen Miniſter ernſtlich unterſagt, keinem Menſchen ein Wort von dem Vorfall zu ſagen, damit der Geheimerath nichts erführe. „Ich wills ihm," ſprach der Fürſt aus beſonderer Zärtlichkeit gegen den Geheimenrath, „morgen bei Gelegenheit beibringen."

Zum Unglück ward der Fürſt den Abend noch krank und frühmorgens darauf hatte er die Maſern. Der Miniſter, der die Nachricht aus des Profeſſors Munde mit angehört hatte, dachte den andern Tag an die Worte des Fürſten, aber wer durfte ieſt davon ſprechen? und dem Geheimenrath wider den Willen des Fürſten die Nachricht zu überbringen, das

konnte

konnte und wollte der Miniſter noch weniger wagen. Der Geheimerath wuſte alſo noch kein Wort von dem Unglück ſeines Sohnes.

Sobald der Geheimerath im Bette lag und Emilien gewahr ward, mochte er ſich des vorhergegangenen Auftritts in dem Zimmer ſeiner Gemahlin erinnern. Der Anblick ſeiner Tochter brachte ſeine Gedanken auf Petern und da er ſich den als die einzige Urſach ſeines gegenwärtigen Unglücks vorſtellte, ſo gerieth er in die vorige Wuth und wieß Emilien mit ſolchen harten und ſchimpflichen Vorwürfen von ſich, welche in den gegenwärtigen Umſtänden einem Vater doppelt unverzeihlich waren. Sie gieng weinend hinaus, als eben der Feldſcheer kam. Er verband die Wunden und nahm nach geendigten Verrichtungen wider ſeinen Abſchied. Indem er die Hausthür aufklinkt, tritt ihm in der Thür der Bote von der Poſt entgegen und da niemand im Hauſe iſt, nimmt der dienſtfertige Feldſcheer den Brief und trägt ihn ohne Anfrage zum Geheimenrath hinauf.

Nach meinem Urtheile war das von einem Feldſcheer ſehr unüberlegt gehandelt; ich wenigſtens hätte bei iedem Briefe Bedenklichkeit gemacht und den Patienten erſt ausſchlafen laſſen. Ich glaube auch, daß er ſeinen Fehler in der folgenden Minute einſahe und bereuete; aber was halfs? es war geſchehen! — „Wart' er „ein wenig" ſprach der Geheimerath, und erbrach den Brief.

Er hatte so schon keine Farbe im Gesichte, aber dem ohngeachtet sahe man ihm starke Veränderungen an, welche unter der Lesung des Briefs entstanden. Endlich fiel ihm der Brief aus der Hand und er in eine Ohnmacht. Der Feldscheer sprang gleich zu, und Hans rief den Kutscher und die Köchin wieder herauf. Emilie kam auch und man hatte viel Mühe ehe man den Vater wieder zu sich selbst bringen konnte. Aber — wie entsetzten sie sich alle, als der Geheimerath in der Wuth eines völlig Unsinnigen aus dem Bette aufsprang. Jetzt fühlte er die Schmerzen nicht, die ihm seine Wunden machten und riß sich mit Gewalt von Hansen und dem Kutscher loß. Erst grif er Emilien an, als wenn er sie würgen wollte:

„Ha!“ schrie er, „du bist der Mörder, du „Bösewicht! warum hast du meinen Sohn er„mordet? Blut und Leben must du hergeben! „Hurtig meinen Degen! meine Pistole! der „Mörder meines Sohnes muß keinen Augen„blick mehr leben.“ —

Dann fiel er vor Hansen auf die Knie nieder, und küste den Rockzipfel. „Meinen „Sohn, gnädigster Fürst, müssen Sie rä„chen — Sie sind Fürst und können keine „Blutschulden auf dem Lande lassen — An dem „Vater und an dem Sohn müssen Sie das „Blut meines Sohnes rächen — einen Vater, „der einen Mörder erzogen hat, können Sie

„in

„in ihrem Lande nicht, und noch weniger in ih„ren Dienſten dulden.“ —

„Siehſt du!“ fiel er hernach auf den Kutſcher loß, „du gottloſer Vater! was du für „einen Sohn erzogen haſt! — ich habe dir ſo „viele Dienſte geleiſtet, dich glücklich gemacht „und du läßt meinen Sohn ermorden. — Blut „— Blut muß ich haben für meines Sohnes „Blut!“ —

Es war ein unbeſchreiblicher Jammer, die Leiden des Mannes mit anzuſehen. Emilie, die am Fenſter ſtand und mit Weinen und Seufzen ihre Hände gen Himmel hob, wagte es, ihren ganzen Muth zuſammen zu nehmen und zu ſeiner Beſänftigung zu reden, aber ſo bald ſie den Mund öfnete und des Vaters Hand ergreifen wollte, fiel er in die vorige Wuth, daß man endlich Gewalt und Güte vereinigen muſte, ihn ins Bette zu bringen. Der Feldſcheer durfte nicht daran denken, nach Hauſe zu gehen, weil Hans und der Kutſcher nicht im Stande waren, ihn in den wüthenden Augenblicken der Raſerei im Bette zu erhalten.

Emilie nahm den Brief und gieng zur Thür hinaus. Bald hernach kam Hans, etwas zu holen und fand ſie in einer Stellung, die allein ſchon ſein Mitleiden erregte, eh er noch den Inhalt des ſchrecklichen Briefs ſelbſt erfuhr. Sie lag auf ihren Knieen, rang und

wusch die Hände in ihren Thränen und seufzte einmal über das andere: „ach Gott! — ach „mein Bruder! — mein Bruder! — „wie „so plötzlich versenkst du die sanfteste Mutter„seele in nie empfundenen Jammer und schlägst „das unbewegliche Herz des Vaters gewaltig zu „Boden! — Leider! ia der Ausgang zeigts! „Beste Mutter! du hattest Ursach zu fürchten, „daß du an deinen Söhnen nicht viel Freude er„leben würdest. — So trage auch standhaft „den vorhergesehenen Jammer, und hoffe ge„wiß, daß dir ein Sohn — einer wenigstens „und deine Tochter diese Leiden vergüten wer„den. — Sieh herab du, der du alles siehst „und manchen Jammer kommen und verschwin„den sahest, Erbarmer! allmächtiger Helfer! — „sieh herab auf uns! — Rette meine lebenden „Brüder aus den mordenden Händen des Ver„führers, rette sie vom verderblichen Wege des „Lasters! — Schon hat fressender Gram die „besten Lebenskräfte verzehrt — stärke den sin„kenden Geist der Mutter! — mildere, besänf„tige das der Leiden ungewöhnte Herz des Va„ters! — Verlaß uns alle nicht — auch den „nicht der dich verließ! Gieb diesem Hause, „gieb meinem Herze Friede!“ —

Um Gottes Willen, redte sie Hans an, als sie aufstand, sagen Sie mir nur, gnädiges Fräulein, was vorgeht? ich kann den Anblick nicht ertragen, mein Herz bricht, wenn ich Sie leiden sehe!

Ich

Ich will dir's sagen, Hans, aber fasse dich! die Folgen von Renzels Erziehung fangen nun an auszubrechen — ich fürchte — ach! wenns nur der letzte Schlag ist! Wetter hat meinen Bruder Lorenz in L** erstochen.

Ach daß Gott erbarme!

Stille, Hans, bleib ruhig und mache mir meinen Sieg nicht schwer! Ich habe mich gefaßt — hier im Gebete gefaßt. Ach — so lange man beten kann, hats keine Noth! Hab' ich nur einen, der mich unterstützt, so hoffe ich alles zu überwinden. Für unsere liebe Mutter bin ich besorgt, ich kann sie nicht länger verlassen. Hans! verlaß den Vater nicht!

Hans verwunderte sich, daß alles so stille war und auch nicht ein Laut vernommen werden konnte, indem er sich der Stubenthür näherte. Er öfnete die Thür behutsam und trat hinein, aber er verwunderte sich noch mehr, als er sahe, daß der Geheimerath ganz still, ohne alle Bewegung im Bette lag. Er trat neben den Kutscher und Feldscheer hin, die am Bette standen, sich wechselsweise ansahen und nicht wusten, was sie sagen sollten. Es währte nicht lange, so fieng der Geheimerath wie ein Kind an zu weinen und weinte unter Schluchzen und unterbrochenen Seufzern bis zum anbrechenden Tage fort. Fast konnten die Bedienten den Anblick des Jammers nicht mehr ertragen, als

er wieder in eine Hitze verfiel und seine Krankheit in ein heftiges Fieber ausbrach, das in wenigen Tagen die Kräfte der Natur dermassen erschöpfte, daß er in äusserster Schwäche da lag und kaum einen Finger regen und einen Laut von sich geben konnte.

Emilie verließ jetzt ihre Mutter nicht. Sie lag noch auf dem Kanapee, wo sie Peter verlassen hatte. Mit exemplarischer Geduld trug sie die kränkendsten Vorwürfe, die ungerechtesten Beschuldigungen und die härtesten Begegnungen des unverbesserlichen Mannes auf eine Art, die denen wenig Unruhe machte, die um sie waren, aber desto mehr ihrem Herze kostete. Dann und wann, nachdem der erste und heftigste Anfall vorüber war, eine stille Zähre, ein halb erstickter Seufzer, — das waren die Ausbrüche ihrer schmerzhaftesten Empfindungen, die aber tief in Emiliens empfindsames Herz drangen. Sie hatte ihre Mama soweit gebracht, daß sie sich wollte zu Bette bringen lassen und war hinausgegangen, weisse Nachtkleider für sie zu langen, als Hans eilig die Treppe herunter kam und Licht holte. Es war nicht anders möglich, die Mama muste Verdacht schöpfen. Das lange Aussenbleiben ihrer Tochter und das Hin- und Herlaufen im Hause war Beweiß genug, daß etwas Ausserordentliches vorgehen müsse. Emilie überdachte das, ehe sie wieder zu ihr in die Stube kam und da

sie

sie gleich glaubte, daß es nicht möglich seyn würde, allen ihrem Fragen auszuweichen, so beschloß sie, ihr für heute das kleinste Unglück zu sagen und das gröste zu verschweigen.

Liebes Kind! sprach die Geheimeräthin, als Emilie kaum einen Fuß in die Stube gesetzt hatte, verschweig mir nichts! So viel Unruhe könnte im Hause nicht seyn, wenn nichts vorgienge; was ists?

Nein, liebe Mama, machen Sie sich keine Sorge! Sie wissen ia wohl, daß in einem Hauswesen manchmal einige Unruhe entsteht; es hat nichts auf sich.

Sage das nicht! du machst mir mehr Unruhe, wenn du mir's verschweigst; weil ich mir denn die Sache gewiß gefährlicher vorstelle als sie vielleicht ist.

Es half nichts, Emilie konnte die Mama nicht abweisen. Sie erzählte die Fatalität, welche der Papa gehabt hatte und gab sich alle Mühe, die Schlauchfahrt mehr komisch als gefährlich vorzustellen. Sie erreichte dadurch ihren vorgesetzten Zweck, daß die Mama nicht noch mehr beunruhiget ward. „Der unartige „Mann," gab sie zur Antwort, „konnt' es „kaum verlangen, daß er heute ungestraft blei„ben sollte. Will er doch nicht glücklich seyn! „'s ist nur gut, daß er keinen Schaden genom„men hat."

Dem ohngeachtet hatten Sie beide eine sehr elende Nacht. „Ich habe eine unbeschreibliche „Angst,“ sprach sie alle Augenblick, „das Herz „schlägt mir, als wenn's zerspringen wollte.“ Nach einer Minute fieng sie wieder an: „wie „mag's dem guten Peter gehen? Ach Gott! „hilf ihm! rette ihn! rette ihn von allen seinen Feinden!“ — Von Emilien will und kann ich nichts sagen, weil sie sorgfältig ihr Herz bewachte, um der Mutter durch keinen Seufzer ihren Schmerz zu verrathen. Aber konnte sie innerlich wohl ruhiger seyn, und musten ihre Leiden nicht die Leiden der Mutter überwiegen?

Zu einem guten Entschluß hatte sie denn doch ihre Schlaflosigkeit gebracht. Ehe die Mama aufstand, fand Emilie Gelegenheit, ein paar Zeilen an den Generalsuperintendent zu schreiben und ihm den Auftrag zu geben, daß er ihrer Frau Mutter die betrübte Nachricht von dem Unglück ihres Sohnes überbringen und sich selbst von der Lage der Sachen aus beikommenden Brief unterrichten möchte.

Würdig kam, als die Geheimeräthin im Bette aufgerichtet saß und ihren Koffee trank. Ich will die umständliche Erzählung nicht wiederholen, mit welcher sich Würdig den Weg zu seiner Absicht bahnte. Soviel müssen meine Leser den Mann schon aus meinen vorigen Erzählungen kennen, daß sie ihm zutrauen, er werde dieses gewiß auf eine schick-

liche

liche Art gethan haben. Nachdem er die Begebenheit des vorigen Abends ziemlich weitläuftig durchgegangen war, so kam er auf Renzeln und die jungen Herren des Hauses. Haben Sie neuerlich, fragte er zuletzt keine Briefe von ihnen?

Das kann ich Ihnen nicht sagen, gab die Geheimeräthin zur Antwort; ich erfahre selten, wenn Briefe kommen und wenn sie kommen, so sagt man mir nicht mehr, als ich wissen soll.

Vermuthlich geschieht das aus Vorsorge und Liebe für Sie, daß Sie sich nicht beunruhigen sollen.

Beunruhigen? denn muß man mir gar nichts sagen, weil man nicht leicht angenehme und beruhigende Nachrichten von daher zu erwarten hat.

Sie haben auch nicht viel Zutrauen, gnädige Frau; vielleicht wird ihre Erwartung übertroffen.

Ich zweifle sehr; man hat's nicht darnach angefangen. Meinen Söhnen wollt' ich ihr Schicksal wohl vorhersagen.

Ich will ihre Klugheit nicht in Zweifel ziehen, kann auch die Gründe nicht umstossen, nach welchen Sie urtheilen, aber Sie machen sich unnöthige Kränkungen zu früh.

Das glaub ich nicht. Ich will Ihnen meine Gedanken sagen, die Zeit wird lehren, ob ich Recht oder Unrecht habe. Geben Sie Achtung: Moritz stirbt, Trotz seinem Stolze, im Bordell oder an einem Uebel, das daher stammt; Lorenz verliert im Duell sein Leben; und wenn Adolf seines ältesten Bruders Beispiel nicht nachfolgt, so kömmt er doch gewiß ausgehungert als der niederträchtigste Filz zurück.

Das ist betrübt, wenn eine Muter das von ihren Kindern sagen muß!

Kennen Sie Renzeln, Herr Superintendent? — Bedenken Sie doch die Erziehung! was kann man anders erwarten!

Erziehung — die ist freilich durchweg zu tadeln. Vielleicht aber sehen das Ihre Herren Söhne noch zur rechten Zeit ein und kehren um! und wenn Sie das nicht thäten, was hilft Ihnen der frühzeitige Gram, wodurch Sie doch nichts bessern können?

Bessern kann ich nichts, aber helfen sollen mir meine ietzigen Gedanken sehr viel. Kömmt nun so eine Hiobspost, so wirft sie mich nicht um.

Ich weiß es nicht, gnädige Frau, ob Sie sich nicht irren. Ich will einmal gleich einen rechten Ernst annehmen: „Lorenz ist erstochen!

Ja,

Ja, iezt weiß ichs, daß Sie mich nur versuchen wollen — Emilie, rief sie, gieb mir doch mein Riechglasgen von der Kommode her!

Sehen Sie! daß Sie so stark nicht sind, als Sie sich machen! — So bahnte sich der Superintendent den Weg und nun nahm er aus der vorhergegangenen Unterredung seine Gründe, sie zu beruhigen, besonders daher, daß Sie nicht nur keinen Antheil an der Erziehung genommen, sondern auch alles gethan hätte, was in ihrem Vermögen gewesen wäre, das vorhergesehene Verderben ihrer Kinder abzuwenden.

Sie fand sich darein, ia! aber — äußerliche Stille ist darum nicht wahre Beruhigung. Es kam zuviel auf einmal, der Kummer nagte am Herze, und ihre Umstände wurden täglich bedenklicher. Jedermann sahe, daß sie von Gram verzehrt ward und der Doktor gab Allen im Hause die Erklärung, „daß sie nicht zu ret„ten sei und nothwendig die Auszehrung dazu „kommen müsse, wenn man nicht alle Mittel „anwenden wolle, sie aufzumuntern und zu be„ruhigen.“

Der Fürst genaß von den Masern und war sehr unzufrieden, daß man dem Geheimenrath die Nachricht nicht mit mehr Behutsamkeit hinterbracht hätte. Indeß konnte er auf niemand zürnen, weil er selbst Stillschweigen auf-

auferlegt hatte und kein Mensch vorhersehen konnte, daß zu so einer ungelegenen Zeit eine Estafette kommen würde. Sobald der Fürst stark genug war, ließ er den Hofrath Wetter zu sich rufen.

„Ich bedaure sie," redte er ihn an, „daß „ihr Sohn ihnen solche Kränkung macht."

Man konnte dem Vater wirklich den Gram ansehen und desto mehr Eindruck machte seine Antwort auf des Fürsten Herz. „Lassen Sie, gnädigster Herr," sprach er mit einem Ton, der Mitleiden erregen muste, „einem gebeugten Vater nicht die Sünden des Sohnes tragen."

Bewahre Gott! nein! das will ich nicht thun. Aber sagen sie mir, wie stimmt das mit der edlen Denkart und guten Aufführung ihres Sohnes überein, die man mir immer vorgerühmt hat? Wer wird Mittel ausfindig machen, einer ewigen Feindschaft vorzubeugen, welche der Geheimerath auf sie werfen wird und die, bei allem Schutz, den ich ihnen geben kann, immer Leiden genug für sie seyn wird.

Das hoff' ich, gnädigster Herr, daß sich die von selbst finden werden.

Was wollen sie damit sagen?

Nun bat sich der Hofrath aus, frei reden zu dürfen und erklärte dem Fürsten, daß der Geheimerath an dem Unglück seiner Kinder

selbst

ſelbſt Schuld habe, dadurch, daß er ihnen von Jugend auf eine verderbliche Erziehung und noch bis ietzt den unwiſſendſten und laſterhafteſten Menſchen zum Hofmeiſter gehalten habe. Ich glaube noch nicht, ſetzte er hinzu, daß er an den andern beiden Söhnen mehr Freude erleben wird. Noch, fuhr er fort, hab' ich immer die Hofnung, daß ſich die Sache aufklären und mein Sohn unſchuldig befunden werden wird.

Es giengen freilich einige Wochen hin, daß man immer in Ungewißheit blieb. Unterdeſſen war der Fürſt für den Geheimenrath ſehr beſorgt und hatte ſeinem Leibmedikus aufgetragen, allen Fleiß an ihn zu wenden. Durch ſeine unermüdete Sorgfalt brachte er's auch nächſt Gott dahin, daß der Geheimerath beſſer ward, obgleich, wie der Medikus ſelbſt ſagte, noch eine geraume Zeit verſtreichen würde, ehe er würde ausgehen und ſich den Geſchäften unterziehen können. Bei der gnädigen Frau, ſprach er beſtändig zu Emilien, müſſen Sie mehr thun, als ich mit meiner Arznei thun kann.

Hans war in dieſen Umſtänden eine ſehr unentberliche Perſon, und that dem Hauſe die wichtigſten Dienſte. Der Geheimerath wollte keinen Menſchen um ſich leiden, als ihn und ward ſo abgewartet, daß er ihm ſeine Beſſerung mit verdankte und groſſe Belohnungen verſprach. Die gnädige Frau konnte niemand

mand so aufmuntern, als er, wenn er nur viel Zeit gehabt hätte, bei ihr zu seyn. Er sahe doch aber immer zu, wie ers möglich machte. Da sprach er ihr von Petern viel vor, las seine Briefe und lehrte Sie das Uebel als ein Mittel zu Peters Glück ansehen. „Warum," sprach er, „bleiben Sie denn mit Ihren Gedanken „immer bei dem Verlust stehen und sehen gar „nicht auf den Vortheil, der Ihnen daraus er„wächst? Peter ist Ihnen ja so lieb als ein Sohn „und wenn Sie einen verlieren muſten, so glaub „ich doch immer, daß Sie Lorenzen freiwillig „hingegeben hätten. Wenn das Unglück nicht „war, so konnte Peter keinen Wetter unter „den Rekruten finden. Da ward er denn hin„geführt, wer weiß wohin, und muste Zeitle„bens ein elender Soldat bleiben. Jetzt ists „ja so gut, als wär' er's nicht. Noch mehr, „er kann sein Studiren abwarten und ist für „von Liebens Nachstellungen sicher." Diese Vorstellungen thaten ihre Würkung, die Geheimeräthin ward ruhiger und gab Kennzeichen einiger Beßrung von sich.

Unterdessen hatte sich die Sache aufgeklärt und von L** lief die Nachricht ein, daß sich Moritzens Krankheit zur Beßrung anlasse. Zugleich ward seine Aussage überschickt, welche die ganze Sache entschied und Wettern ganz frei sprach. Der Fürst bekam nicht nur den Bericht von der Universität, sondern hatte auch

der Post dem Befehl gegeben, daß alle an den Geheimenrath einlaufende Briefe ihm überschickt werden muſten. Er ward wider Renzeln äuſſerſt aufgebracht und ſandte den Augenblick Befehl nach L * *, daß Renzel in Verhaft genommen, als ein Miſſethäter geſchloſſen und nach der Reſidenz geſchickt werden ſollte. Hierauf ließ er den Hofrath Wetter holen, einen Wagen anſpannen und fuhr mit ihm zum Geheimenrath. Er fand ihn ganz leidlich und bezeugte ſeine Freude darüber. Der Geheimerath blieb nicht gleichgültig, als er den Hofrath Wetter mitkommen ſahe. Der Fürſt ließ ihm aber nicht Zeit, in Unwillen zu kommen, ſondern redete ihn gleich an: „können „Sie einen Vater um die Boßheit des Sohnes „haſſen?“

Das ſollte, antwortete er, freilich nicht ſeyn, aber — man iſt Menſch — ohne Empfindung ſieht man wohl unter ſolchen Umſtänden den Vater nicht.

Aber wie, wenn der Sohn ſo unſchuldig an ihrem Unglück wäre als der Vater?

Das ſollte mir, da ich nun einmal das Unglück ertragen muß, ſehr lieb und groſſe Erleichterung ſeyn. Der Herr Hofrath iſt unter allen meinen Kollegen mein beſter Freund und derjenige, mit dem ich die Geſchäfte meines Herrn am liebſten betrieben habe.

Ueber dieſe Erklärung bezeugte der Fürſt ſeine Freude und ließ den Geheimenrath die eingelaufenen Nachrichten leſen. Er gab ihm die gnädigſte Verſicherung, daß er die Sorge für ſeine Söhne ihm abnehmen wollte und erzählte wie er ſchon zu Renzels nachdrücklichen Beſtrafung Befehl gegeben hätte. Der Geheimerath war alles zufrieden, gab dem Hofrath Wetter neue Verſicherungen ſeiner fortwährenden Freundſchaft und verſprach dem Fürſten, die Vorfälle mit ſeiner Gemahlin ganz und gar zu vergeſſen, ob es gleich ſchwer hielt, daß er ſich von ihrer Unſchuld überzeugen konnte.

Nun gieng der Fürſt zur Geheimenräthin. Sie war über dieſe liebreiche Herablaſſung auſſerordentlich erfreuet und verſprach dem Fürſten, daß ſie ſich zwingen und ſich von dem Kummer nicht wieder überwältigen laſſen wollte. „Ich habe," ſprach der Fürſt, „von „Ihrem Gemahl das Verſprechen erlangt, „daß er mit Ihnen liebreicher und ſanfter umgehen will. Fürchten Sie ſich nicht, er wird „nun wohl einſehen, daß er von einem Böſe„wicht hintergangen und ſie ſchändlich verläum„det worden. Wenn ich nicht gefurcht hätte, „daß ſie beide in einen ihrer Geſundheit ſchäd„lichen Affekt kommen möchten, ſo hätt ich Sie „erſuchen laſſen, hinauf zu kommen." Aber ſeyn Sie ganz ruhig, es iſt alles gut. Der

Böſewicht Renzel wird heute noch geſchloſſen und für Ihrer Söhne fernere Erziehung will ich ſelbſt ſorgen.

Die Geheimeräthin wuſte nicht Worte zu finden, ihre Dankbarkeit und Freude zu bezeugen, der Fürſt aber verbat ihre Dankſagungen ernſtlich, ſagte großmüthig, daß er nicht mehr als ſeine Schuldigkeit gethan zu haben glaubte und gieng unter ſehr liebreichen Verſicherungen ſeiner Gnade von ihr.

Dafür war Hans beſorgt, daß nichts vorgehen durfte, beſonders wenns angenehme Veränderungen waren, Peter muſte, ſobald als möglich, Nachricht bekommen. Da kam er gleich mit Papier, Feder und Tinte gelaufen und Emilie muſte ſchreiben. Die Briefe wurden zum Herrn Superintendent getragen, der ſchickte ſie zum Hofrath Wetter, welcher ſie durch einen Umſchlag an ſeinen Bruder, den General nach H** ſandte, aus deſſen Händen ſie Bergmann und Peter empfingen.

Bergmann hatte ſchon einige Tage erwartet, daß Briefe von ſeinem Vater kommen würden, die ihm Freiheit und Sicherheit wiedergeben ſollten. Peter aber war ganz ungeduldig, daß die gehoften Nachrichten aus dem Hauſe des Geheimenraths ſo lange verzögerten. Endlich ſchickte der General und ließ ſie beide rufen. Man kann ſichs wohl vorſtellen, daß

sie sich nicht lange werden besonnen haben. Der General wuste nicht, woher sie den Augenblick kamen und lachte, als sie zu ihm ins Zimmer traten.

Was für Freude! Bergmann hatte nicht nur einen liebreichen Brief von seinem Vater, der nun völlig mit ihm zufrieden war, sondern bekam auch die Nachricht vom Hofe, daß er gänzlich von aller Schuld und Verantwortung wäre losgesprochen worden und sich sicher von iedermann sehen lassen dürfe. Der General gab ihm zugleich seinen Abschied und Bergmann hieß nun wieder Wetter. Wegen Peters Umständen würde noch mancherlei gesprochen worden seyn, wenn nicht dem General unerwartet nöthige Geschäfte vorgefallen wären. Doch ließ er sie mit der bestätigten Versichrung gehen, daß er sein gegebenes Wort halten und Petern seinen Abschied geben wollte, sobald seine Umstände in die Lage kommen würden, daß es rathsam wäre. Peter war nicht halb so freundlich als Wetter und seufzte, als er zum Hause hinaus gieng.

Das mögen meine Leser Petern nur nicht verdenken. Bei allen den guten Nachrichten, die er aus der Residenz bekommen hatte, blieben ihm noch Ursachen zur Traurigkeit genug übrig. Daß Renzel gestraft werden sollte, das war ihm Freude, nicht etwa darum, daß er gestraft würde, sondern daß seine Verbin-

dung

dung mit dem Hause des Geheimenraths dadurch auf immer getrennt würde, woraus ihm in der Zukunft noch vielfältiger Verdruß erwachsen konnte, und daß Moritz und Adolf aus seinen Händen kämen, und nun vielleicht noch auf bessere Wege gebracht werden könnten. Auch das war ihm angenehm, daß die Sache eine solche Wendung genommen hatte, daß sich der Geheimerath seines Verdachts wegen schämen muste, den er auf seine Gemahlin und Emilien geworfen hatte. Nun war ihm doch die Sorge genommen, daß sie beide seinetwegen noch Kränkungen und Leiden möchten erdulden müssen. Aber damit waren seine Bekümmernisse noch lange nicht gehoben. Die noch fortdaurende Unpäßlichkeit der zärtlichsten Mutter und die Kränkungen einer sanften theilnehmenden Tochter, machten ihm bange Sorgen, welche die Empfindungen der Freude über den angenehmen Theil der erhaltenen Nachrichten sehr schwächten.

Als sie nach Hause kamen, seßten sie sich beide hin und lasen die erhaltenen Briefe noch einmal aufmerksam durch. Der Hofrath Wetter schrieb an seinen Sohn, daß er sich nun eiligst aufmachen und nach Hause kommen sollte, weil es der Fürst in den gnädigsten Ausdrücken verlangt hätte und ihm vermuthlich eine Bedienung geben würde. „Sehen Sie," sprach Peter, „in Gegenwart des Generals wollte

„ich nichts sagen, aber hab' ich nicht Ursach zu „trauren, wenn ich nun meinen einzigen und „besten Freund verlieren muß?"

Verlieren? antwortete Wetter, das sagen sie nicht! Ich kann und will in der Residenz so gut ihr Freund seyn als hier und werde vermuthlich Gelegenheit haben, Ihnen dort nützlicher zu werden, als wenn ich bei ihnen bliebe. Ich werde Gelegenheit haben, mit Emilien zu sprechen, oder, wenn das nicht möglich wäre, so werde ich doch Bekanntschaft mit Hansen machen können. Da will ich in allen Fällen für Ihr Bestes wachen und soll so klein nichts vorgehen, Sie sollen's erfahren. Vielleicht gelingt mir's, einige Jahre müssen Sie doch noch wegbleiben, daß ich unterdessen soviel Ansehen erlange, in Zukunft etwas zur Beförderung ihres Glücks beitragen zu können. Wissen Sie noch wohl, was mein Onkel wegen ihrer Familie sagte? Kann mein Vater Nachrichten geben, so will ich mich derselben bei guter Zeit versichern und iezt oder in Zukunft einen Gebrauch davon machen, so wie's ihre Umstände und menschliche Klugheit anrathen werden.

So groß auch Peters Betrübniß war, so stark waren doch diese Gründe, ihn so zu beruhigen, daß es ihm sehr unangenehm gewesen seyn würde, wenn sein Freund im Augenblick einen andern Brief von seinem Vater bekommen

hätte,

hätte, worinn ihm länger in ♄ ** zu bleiben wäre erlaubt worden. Nur die Gefälligkeit bat er sich aus, daß er ihn der Gewogenheit seines Onkels bestens empfehlen möchte, damit er nicht etwa in Absicht seines Abschieds auf andere Gedanken geriethe. Der General nahm ihm aber alle Unruhe, indem er ihm nicht nur in Gegenwart mehrerer Stabsofficiere sein Versprechen wiederholte, daß er den Abschied bekommen sollte, sobald es seine Umstände erfodern würden, sondern ihm auch zu seiner Beruhigung eine schriftliche Versicherung darüber gab. Nun wurden die Anstalten zur Abreise gemacht, der Tag kam heran, sie nahmen den zärtlichsten Abschied als Brüder von einander und Wetter reiste fort.

Ich weiß nicht obs meine Leser auch schon erfahren haben, mir ists sehr oft so gegangen; man betrügt sich häufig selbst. Man spricht so viel von zukünftigen Dingen, macht auf alle Fälle passende Anschläge, setzt sich nach seinen Gedanken in die beste Verfassung und glaubt so vorbereitet zu seyn, daß man alles ertragen will; aber — nun kommt der Zeitpunkt und man ist so muthlos, als man nicht mehr seyn könnte, wenn der Sturm nicht vorhergesehen wurde. Am leichtesten erträgt man das Uebel, wenn sich bald Umstände zeigen, die uns einigen Ersatz hoffen lassen und neue Gegenstände unsere Wünsche und Neigungen beschäftigen.

Peter war nach der Abreise seines Freundes ganz trostlos und so niedergeschlagen, daß er der Mensch nicht mehr zu seyn schien. Beinahe konnt' es auch nicht anders seyn. Sie hatten beide ihre Freundschaft in einem gemeinschaftlichen Unglück geschlossen, wo es iedem Menschen Balsam ist, einen Freund zu finden, dem er sich anvertrauen kann. Gemeiniglich sind das die dauerhaftesten Freundschaften. In diesem einzigen Freunde, hatte Peter alles gefunden, daß er sich gar nicht darnach gesehnt hatte, noch einen neben ihm zu haben. Er hatte sich in der kurzen Zeit so an ihn gewöhnt, daß er mit dieser Trennung allen freundschaftlichen Umgang verlohr und in den ersten Tagen keine Annehmlichkeiten des Lebens empfand.

„Es gibt mehr Menschen in der Welt, wird „mancher denken, man kann ia neue Freund„schaften stiften." — Wenn nur nicht viele unter meinen Lesern sind, die so denken, denn mags hingehen. Menschen giebt's genug in der Welt, aber nicht immer solche, mit denen man so schnelle Freundschaften stiften darf. Wem's gleich viel ist, wen er so blind aus dem Haufen heraus greift, da ists etwas sehr leichtes; und wer's fühlt, daß er so leicht keinen so schlechten Menschen fassen kann, dessen er sich schämen müste, der kann bald zu Freunden kommen. Zumal auf der Universität! — Da geht Bruder Kukinsfreie einen Gang, wenn

er

nur den rechten Weg weiß, und wenn er zurück kömmt, hat er dreißig Brüder und eben soviel Seelenfreunde.

Peter war nur in der Wahl seiner Freunde zu delikat. Beim Regimente waren viel junge Officiere, die nicht vielmehr gelernt hatten, als von der gnädigen Mama, Hühner befühlen und vom gnädigen Herrn Papa, einen Hasen zu hetzen und einen standesmäßigen Fluch am rechten Orte anzubringen. Der General sagte ihnen bei vielen Gelegenheiten, daß ihre Konduite ihren Wissenschaften angemessen sei und pflegte ihnen öfters Peters Beispiel und Umgang anzupreisen; aber sie waren so wenig für Petern als Peter für sie. Wenn sie ja mit einem Bürgerlichen umgehen sollten, so muste er nicht klüger seyn als sie, Peter mochte sich aber gerne Freunde wählen, bei denen er Beispiel und Ermunterung fand. An Studenten war kein Mangel, die sich zu ihm drangen, aber eben diejenigen, die sich zu ihm drangen, waren am wenigsten die, aus denen er wählen konnte, so schmachtend er sich auch nach einem Freund umsahe, der Wetters Stelle in seinem Herze einnehmen möchte.

Das ist mir in meinem Leben öfters begegnet, daß ich durch einen unerwarteten Umstand aus Verlegenheiten gerissen ward, aus denen ich gar keinen Ausweg vor mir sahe und durch einen glücklichen Zusammenfluß äusserlicher Um-

Umstände dasienige erlangte, was ich lange mühsam und vergeblich gesucht hatte. Bei der Universität waren iezt Ferien und bei der Garnison Exercierzeit. Peter muste Dienste thun. Als er einst gerade in der Mittagsstunde in einem der äussersten Thore auf seinem Posten stand, kam eine bepackte Kutsche mit vier Pferden gefahren. Er hatte noch nicht einmal recht hinein gesehen, ob iemand und wer darinn saß; so rief er auch, weil der Unterofficier nicht gleich heraus kam, in die Kutsche hinein: wo kommen sie her mein Herr?

Von Gutleben, antwortete ein Herr im blauen Reisekleide und Peter wuste nicht wie ihm ward und was er sagen sollte. Der Fremde bemerkte die Bestürzung der Schildwacht und sah ihn desto aufmerksamer an. Das Gesicht kam ihm bekannt vor und endlich besann er sich auf die Person. Mein Gott! schrie er, Musge Peter! wo kommen sie hieher? — Mein Gott! was empfindet mein Herz bei ihrem Anblick!

Peter hatte sich indeß von seiner Bestürzung wieder erholt und fieng nun an, lebhafte Freude über den Anblick eines Mannes zu empfinden, der ihm so viel Liebe und Wohlthat erzeigt hatte. Es war der Prediger aus Gutleben, Magister Berstel, der ihn ehedem mit dem alten Dreifuß nach der Residenz gebracht hatte. Sagen Sie mir nur vor allen Dingen, fragte Peter, lebt mein alter Großvater mit seiner Familie noch?

Ja,

Ja, antwortete Magiſter Berſtel, er lebt und liebt Sie noch, aber —

Machen Sie ſich über meinen blauen Rock keine Unruhe, ich habe Urſach, mit meinen Umſtänden zufrieden zu ſeyn. Wo wollen Sie hin?

Nach L**

Wo wollen ſie logiren?

Ich war gar nicht Willens anzuhalten, ſondern wollte gerade durchfahren.

O nein, fiel ihm Peter ins Wort, das geht nicht, ich muß Sie ſprechen!

Ja! ich Sie auch! und wenn ich heute nicht weiter kommen ſollte. Indem ſtand auch der Unterofficier mit ſeiner Tafel da und ſchrieb auf. Der Prediger wollte in den Ring einkehren und Peter muſte verſprechen, mit ihm zu ſpeiſen. Um zwölf Uhr ward Peter abgelöſt und erhielt Erlaubniß nach dem Ring zu gehen.

Was für eine Freude, als Peter kam! Der Prediger gieng ihm mit offenen Armen entgegen und Peter fiel ſo zuverſichtlich hinein, daß ſich Vater und Sohn nicht zärtlicher empfangen können. Sobald die Triebe der Freundſchaft einige Befriedigung hatten, erwachte die Neugier. Jeder brachte in der erſten Minute zwanzig Fragen vor und keiner wuſte, welche er zuerſt beantworten ſollte. Endlich ward der Tiſch

gedeckt

gedeckt und die Speisen wurden aufgetragen. Nun setzten sie sich und ihre Herzen wurden etwas gelassener und folglich ihre Unterredung ruhiger.

Da half nichts vor, Peter muste den Anfang machen, seine Begebenheiten zu erzählen. Das konnte sich der Prediger gar nicht erklären, wie es zugegangen sei, daß Peter aus dem Hause des Geheimenraths nach H** gekommen. — Darüber hatte er viel zu viel Unruhe, daß er ihn in einem Soldatenrocke fand, daß es ihm gar nicht möglich war, ruhig von Gutleben zu sprechen, eh' ihm das Räthsel aufgelöst war.

Von Peters Erzählung darf ich meinen Lesern nichts sagen, die Nachrichten sind ihnen schon bekannt. Er beschrieb die letzten Abendbegebenheiten im Hause des Geheimenraths, kam hernach auf seine nächtliche Wanderschaft und Fuchsschwanzes Verrätherei, endlich berührte er seine Bekanntschaft mit Wettern, wobei Lorenzes Schicksal mit eingewebt wurde und erzählte alle Umstände, die zur Erläuterung seines blauen Rocks dienen konnten. Eben so wenig bin ich Willens, die Anmerkungen weitläuftig zu wiederholen, welche Magister Berstel den auftretenden Akteurs anhenkte. Ueber Fuchsschwanzen ward er ausserordentlich aufgebracht und erzählte verschiedene Stückgen, die er in Gutleben ausgeübt hatte. Sie

waren

waren alle von der Art, daß ein Verzeichniß von Diebestränken und ausgeführten Bosheiten damit nicht verschimpft werden konnte. Es war hohe Zeit, beschloß Magister Berstel, daß er fortgieng — man hätte nicht länger schweigen können. — Der Geheimerath entgieng seiner Aufmerksamkeit auch nicht, ob er gleich seine Gedanken über dessen Charakter nur mit wenigen Worten ausdrückte. Es ist der Konsistorialpräsident, sprach er, Vorgesetzte müssen gut seyn. — Wetter, meinte er, wäre ein Mann, dem man nach seinem Tode eine Leichenpredigt halten könnte, aber Renzeln und seines Gleichen müste sie billig bei Lebzeiten gehalten werden, wenn man sich Nutzen davon versprechen sollte. — Auch von dem General, endlich von Hansen hätte er sich gern länger unterhalten lassen, Peter war nur aus Ungeduld zu eilfertig. „Es mag gut seyn," sprach endlich der Prediger, „ich sehe wohl, daß ich Ihre Ge„duld nicht länger prüfen darf. Ich will Sie „nun auch befriedigen." Gut! so will ichs dann nur auch thun und für meine Leser sorgen.

Von dem grosväterlichen Hause, hatte Magister Berstel keine andere als angenehme Nachrichten zu geben. Nach seiner Erzählung lebte Vater Dreifuß mit seinem ganzen Hause im vollkommensten Wohlsein und war mit seiner Frau und Kindern Petern immer noch so zugethan als ehedem. Die Söhne waren unter-

dessen heran gewachsen, so daß sie unter des Vaters Anführung die ganze Wirthschaft fortstellen und dem Alten ruhige Tage machen konnten. „Er sitzt auch," sprach Magister Berstel, „in sehr guten Umständen und hat in der Ge„meinde den Ruhm des besten Wirths und des „glücklichsten Vaters. Ihnen schreibt er seinen „Wohlstand zu und spricht, nach seinem eigenen „Ausdruck, von seinem Peter mit soviel zärtli„cher Freude, daß die ganze Gemeinde durch sein „Beispiel wohlthätiger und theilnehmender zu „werden anfängt." „Peter," spricht er, „hat „mir Gottes Segen ins Haus gebracht und „meine Aecker und meine Kinder gebessert." „Bis ietzt muß er noch nichts von Ihrer Ver„änderung erfahren haben, sonst hätte er mirs „nicht nur gesagt, sondern wäre auch gewiß fort„gegangen, sie aufzusuchen. Sobald ich ihm „nun Nachricht bringen werde, wo und unter „welchem Namen sein Peter zu finden ist — „geben Sie nur Acht! sobald ist er bei ihnen."

Der gute Vater! sagte Peter, und vergoß Freudenthränen. Möcht ich doch in meinem Leben soviel Glück haben, daß ich ihm im Alter frohe Tage machen könnte!

Ich habe es wohl meinen Lesern noch nicht gesagt, daß zwo Personen im Wagen sassen. Magister Berstel hatte seinen Sohn bei sich. Dieser ward durch Peters edle Empfindungen überaus gerührt und faste bei dem Anblick seiner

dank-

dankbaren Thränen, die erste Freundschaft gegen ihn. Vermuthlich sahe der Vater diese Bewegungen in dem Herze seines Sohnes und sahe sie mit soviel Vergnügen, als sie der Sohn empfand. Nicht wahr, mein Sohn, fragte der Vater, einen solchen Vater möchtest du auch haben?

Nein! antwortete der Sohn, indem sich beider Augen begegneten und väterliches Wohlgefallen und kindliche dankbare Zufriedenheit einander entgegen trugen, nein! bester Vater! der Wunsch kann in meinem Herze nicht aufsteigen. Ich empfand, da Sie mich ansahen, mein Glück, daß mir Gott den zärtlichsten Vater gegeben hat, der sich ganz für das Beste seines Sohnes aufopfert, und that, durch das Beispiel dieses edlen Jünglings gereitzt, neue Gelübde, mich seiner Liebe würdiger zu machen.

Bei diesem Streit der väterlichen und kindlichen Liebe, dachte Peter an seinen seligen Vater und dann auch an seinen Stiefvater. Er erinnerte sich aus seinen Kinderjahren der Zärtlichkeit seines rechten Vaters ganz wohl; aber der Gedanke an die unnatürliche Härte und barbarische Grausamkeit seines Stiefvaters war ihm auch so kränkend, daß ihm Thränen in die Augen traten. Sagen Sie mir nur, fragte er beinahe weinend, wie's möglich seyn kann, daß es Väter giebt, die von ihren Kindern, und Kinder, die von ihren Vätern nicht geliebt seyn wollen?! Ich dächte das wäre die grösseste

Glückſeligkeit auf der Welt und müſte für Vater und Sohn eine ergiebige Quelle der beſten Freuden dieſes Lebens ſeyn!

Ich merke Ihre Gedanken, antwortete der Prediger, Sie denken an ihren Stiefvater! den müſſen Sie unter die Väter nicht ſetzen. Und denn möchte das auch wohl der Fall nicht ſeyn, daß ſie nicht geliebt ſeyn wollten; ſondern ſie wiſſen nicht, wie ſie's anfangen ſollen, Liebe zu erlangen, oder ſie wollen ſie, wo nicht gar umſonſt, doch für einen wohlfeilern Preis haben, als ſie zu haben iſt. Das iſt nun einmal ausgemacht, umſonſt bekömmt man auf der Welt nichts. Ein unſanfter, harter, untheilnehmender, unbeſorgter Vater, der ſeine Wünſche alle, auch den thörichten nicht ausgenommen, aber keinen Wunſch ſeiner Kinder befriediget, wird kindliche Liebe ſo wenig erlangen, als väterliche; Das Kind, das bei ſchlechter Anwendung der Wohlthaten gute Lehren verwirft, und auf dem gewählten Wege väterliche Hofnung zu Schanden macht. Pflichtloſigkeit wird durchs Blut nicht erſetzt und macht den Vater wie den Sohn verhaßt. Wenn ein Unterſchied iſt, ſo wird's der ſeyn; der Vater ſagt's: du biſt ein böſer Sohn und der Sohn — denkt: du biſt ein böſer Vater. — Ihr Stiefvater Dreifuß könnte um die Hälfte beſſer ſeyn als er iſt, und er würde immer noch nicht viel wahre kindliche Liebe bei Ihnen haben.

Peter dachte nicht gern an seinen Stiefvater und wollte das Gespräch gleich anders lenken, sobald der Prediger wieder von ihm anfieng. Magister Berstel hatte aber mit Fleiß diese Wendung genommen und ließ sich nicht abbringen, weil er ihm gern einen gewissen Umstand erzählen wollte. Meine Leser müssen an Kunigundens Hochzeit denken, wenn sie den Zusammenhang finden wollen. Dreifuß hatte ein Bein gebrochen, als er Hochzeitgäste einladen sollte und lag in einem Städtgen sechs Meilen von Hungersdorf, wo er kurirt ward. Wissen Sie sein Schicksal? fragte Magister Berstel.

Nein! antwortete Peter, weiter nichts, als daß er ein Bein zerbrochen hat.

Nun so machen Sie sich nur gefaßt! ich habe meine eigenen Gedanken dabei und Sie werden gewiß erstaunen.

Der Fuß, erzählte Magister Berstel, war soweit gut, daß Dreifuß wieder darauf treten konnte und in der Stube herum zu gehen anfieng, als Herr von Liebe seine Chaise schickte, ihn abholen zu lassen. Nachdem alles aufgepackt war, was mitgenommen werden muste, so führt ihn seine Frau nach dem Wagen hin. Er tritt mit dem gesunden Fuß in den Tritt und hebt sich, daß er den kranken Fuß behutsam nachziehen kann. Als aber der Tritt die ganze Schwere des Körpers bekömmt, so reißt das morsche Seitenleder von dem Eisen ab, daß er

mit aller Gewalt auf den Erdboden fällt und den gesunden Fuß zerbricht. Für Schrecken weiß die Frau nicht, was sie thun soll. Der Kutscher springt vom Bock, ihm aufzuhelfen, kann ihn aber allein nicht zwingen, daß sich Dreifuß selbst helfen muß und mit der rechten Hand eine Speiche des Hinterrades ergreift. In dem Augenblick rücken die Pferde den Wagen so schnell fort, daß Dreifusses Arm zwischen den Speichen hangen bleibt und dicht über den Ellenbogen bricht. Nun liegt er noch in den kläglichsten Umständen da und hat soviel ausstehen müssen, als kaum zu sagen ist. Ein halbes Jahr ist beinahe vergangen, ehe man sagen konnte, was sein Unfall für einen Ausgang nehmen würde. Er hat lange mit Verzweiflung kämpfen müssen und in der Verzweiflung hatte er in einer unglücklichen Stunde einmal schon das Messer angesetzt und würde gewiß Mörder seines Leibes worden seyn, wenn nicht zum Glück noch die Frau dazu gekommen wäre und seine Absicht verhindert hätte. Hier schwieg Magister Berstel.

Wenn meine Leser hier hätten Petern sehen sollen, so würden Sie sich gewiß gefreuet haben. Er beklagte seines Stiefvaters trauriges Schicksal und wünschte recht herzlich, daß er ihm möchte helfen können. Er hatte vier Louisdor bei sich, welche er in der Absicht zu sich gesteckt hatte, um sie gegen klein Geld umzusetzen.

Diese

Diese langte er aus der Tasche und gab sie dem Prediger mit der Bitte, daß er sie auf eine gute Art in die Hände seines Stiefvaters bringen möchte, ohne ihm bekannt werden zu lassen, woher sie kämen. Ich muß Sie küssen, Herr Vollmuth, sagte der Prediger und steckte die Louisdor ein.

Woher haben Sie aber, fragte Peter, diese Nachrichten.

Hier, antwortete Berstel, mein Sohn hat sie mit gebracht. Der dasige Prediger, der ihm in seinen elenden Umständen fleißig zugesprochen, ist mein Bruder, welchen mein Sohn kurz vor unsrer Abreise besucht hat.

Magister Berstel — Prediger in Gutleben — einen Sohn! — Freilich ja! ich würd' es nicht sagen, wenns nicht wahr wäre: Berstel hatte einen Sohn. Ich habe bis ietzt meinen Lesern freilich nichts davon gesagt, was konnte ich aber von ihm sagen, so lange er auf der Schule war. Der zweete Bruder des Predigers war auf einer sehr berühmten Fürstenschule Rektor, welcher den iungen Berstel vom achten Jahre an zu sich genommen und wohl erzogen hatte. So lange Peter in Gutleben war, hatte er nichts weiter von des Predigers Sohn gehört, als daß er bei dem Onkel wäre. Jetzt sollte er die Universität beziehen und der Vater war im Begrif, ihn nach L** zu hin-

gen. Es war nicht nothwendig, daß man durch H** reisen muste, wenn man von Gut leben nach L** wollte. Weils aber wenig Unterschied machte, so nahm Magister Berstel diesen kleinen Umweg, um seinen Sohn H** sehen zu lassen. Im Ausgange war's ihm sehr lieb, daß er diesen Weg gewählt hatte. Es war ihm nicht nur unerwartete Freude, Petern zu sprechen, sondern auch eine Gelegenheit, seinen Entschluß in Ansehung seines Sohnes ganz zu ändern. Anstatt daß er weiter reisen und den Sohn nach L** bringen sollte, blieb er in H** und ließ ihn bei Petern.

Des Vaters Ueberlegungen waren nicht ungegründet. Der junge Berstel hatte einen feinen Verstand und ein sehr gutes Herz, aber — einen flüchtigen Sinn, der nicht Festigkeit genug hatte, den Versuchungen einer freien Lebensart zu allen Stunden Widerstand zu leisten. Wenn's die ökonomischen Umstände verstattet hätten, so würde ihm der Vater einen gesetzten Menschen zur Aufsicht gegeben haben; da er aber das nicht möglich machen konnte, so war er gezwungen, sich bei seinen väterlichen Lehren zu beruhigen. Auch das wuste der Vater, daß L** gerade die gefährlichste Univerſität für seinen Sohn war. Alljährlich giengen von der erwähnten Fürstenschule eine Anzahl junger Leute dahin und wer nach einigen Jahren nachkam, fand seine alten Bekanntschaften wieder.

Da

Da hatte mancher die halbe Universität zu Freunden und wer sich in den ersten Wochen in ihre Gesellschaften verwickeln liess, der kam so leicht nicht wieder aus ihren Händen. Einem solchen konnte man sein Prognostikon sicher stellen; er gieng den Weg fort, den seine Freunde ergriffen hatten.

Man konnt' es dem Vater ansehen, daß er etwas bei sich sehr ernstlich überlegte. Peter und sein Sohn waren deswegen zusammen ans Fenster getreten, um ihn nicht zu stören. Ganz unerwartet rief er Petern auf und legte ihm eine Frage vor, die er Anfangs bald mißverstanden hätte. „Können Sie," fragte er, „meinen Sohn lieben?"

Peter ward roth und wollte sich entschuldigen. „Wenn ich," sprach er, „in den Schein „einer Nachläßigkeit gegen Ihren Herrn Sohn gefallen bin, so" — —

Nein, nein! entschuldigen Sie sich nicht! meine Frage ist nicht verfänglich, sondern treuherzig. „Finden Sie an meinem Sohn einen „Menschen, der zur Freundschaft für Sie wäre?"

Ich kann dennoch, sprach Peter, die Absicht Ihrer Frage nicht einsehen, und kenne Ihren Herrn Sohn zu wenig, daß ich die Frage mir selbst beantworten könnte. Soviel ich nach den wenigen Stunden unserer Bekanntschaft

urtheilen kann, glaub ich, daß wir uns für ein ander schicken würden. Ein gutes redliches Herz scheint mir durch seine Augen zu blicken: und das ist das erste, wornach ich bei meinen Freunden sehe.

Wenn Sie ihm Wetters Stelle in ihrer Freundschaft geben wollen, so laß' ich ihn hier und reise nicht nach L** — Das war eine so grosse als unverhofte Freude für beide junge Leute und beide fühlten's und sagten's zugleich, daß ihre Herzen das schon gewünscht, aber nicht zu hoffen gewagt hätten. Sie verbanden sich auf der Stelle zur brüderlichen Freundschaft, bezogen eine Stube, welche der Vater für beide bei einem Kaufmann am Markte miethete und machten dem Vater mit ihrer Einigkeit soviel Freude, daß er mit grosser Beruhigung seinen Rückweg antrat und ihnen sein Herz und seinen Segen ließ.

Beinahe wär' es Petern leid geworden, daß er sich in diese neue Verbindung eingelassen hatte. Berstel war klein von Person, aber groß und wichtig in seinen Gedanken. Es war an dem, er hatte ein sehr gutes Herz, das keines unredlichen und gleichgültigen Gedankens gegen seinen Freund fähig war; aber es hielt schwer, seine Freundschaft und Achtung zu erlangen, weil er von andern viel foderte und strenger als von sich selbst urtheilte. Er konnte leicht beleidiget und aufgebracht werden, ob er gleich wider

seinen

seinen Feind nichts that, als was im ersten Augenblick der Beleidigung geschah. Er hatte ein fürtreffliches Genie, aber viel wildes Feuer und einen unmäßigen Hang zur Frölichkeit, der ihn für den Preis zu hoffender Freuden ieder Versuchung bloß gab. In den ersten Wochen begieng er viel kleine Thorheiten und ward über die liebreichen Verhaltungen seines Freundes erst empfindlich und dann gegen ihn zurückhaltend und versteckt. Peter beschloß nach verschiedenen mißlungenen Versuchen einen andern Weg zu gehen und überließ ihn sich selbst.

Auf der Universität waren damals zween Kurländer, die mit ihrem angenehmen Wesen und gefälligem Umgang ieden für sich einnahmen, der sie nicht genauer kannte. Aber es waren die liederlichsten Leute, die sich in einer gewissen Entfernung allen Ausschweifungen überliessen. Sie hielten weitläuftige Bekanntschaften, waren aber gemeiniglich Verführer der unschuldigsten Leute und wusten die liederlichsten Streiche so anzulegen, daß sie am Ende den Kopf aus der Schlinge zogen und die Verführten sitzen liessen. Peter hatte seinen Freund öfters für ihnen gewarnt, aber nichts damit ausgerichtet. Jetzt schwieg er. Die Kurländer kamen fast täglich zu Berstein, und wenn sie nicht kamen, so gieng er zu ihnen. In den ersten Wochen dieser Bekanntschaft schränkte Berstel seine Gesellschaften soweit ein, daß er

seine

seine Kollegia nicht versäumte, in der Folge aber musten die Kollegia nachstehen und Tage und Wochen wurden in Trink- und Spielgesellschaften zugebracht, aus welchen Berstel um Mitternacht taumelnd zu Hause kam. Er sagte aber seinem Freund nichts und Peter schwieg auch. Vielleicht, dachte er, wird Verschwendung und Unordnung die Gelegenheit veranlassen, wo sich mit Nutzen etwas sagen läst. Diese Gelegenheit fand sich in wenigen Tagen.

An einem sehr angenehmen Frühlingstag kamen die beiden Kurländer einst des Morgens ganz früh und luden Berstel zu einem Spatziergang ein. Er war gleich bereit, Gesellschaft zu machen, und schloß seinen Schrank zu. Die Wallfahrt gieng zum Thore hinaus, auf den nächsten Dörfern herum. Von ihren Zeitvertreiben und sogenannten Vergnügungen hat Berstel niemals mehr sagen wollen, als daß er sie zu den schwärzesten Handlungen seines Leben zählen müsse und sich ihrer ewig schämen werde. Wenn sie aber das sind, so mögen sie immer unerzählt bleiben, ohne daß meine Leser etwas dabei verlieren werden. Soviel ward nachher bekannt, sie waren von einem Ort zum andern herumgeschwärmt und hatten endlich auf einem Vorwerke eine Gesellschaft Handwerksburschen angetroffen, die sich mit Tanzen belustigten. Berstel zitterte schon als der eine Kurländer mit Schimpfen in die Stube trat

und

und die Handwerksburſche ſich einander in die Ohren redten. Als er endlich ein Mägdgen ergrif und den Tanzplatz betrat, auch mit Drohen und Schimpfen verlangte, daß alle zurück treten und ihm den Vorzug einräumen ſollten, ſo ergriffen die Handwerksburſchen ihre Stöcke und gerbten die drei Stöhrer ihres Vergnügens dermaſſen durch, daß ſie, Berſtel ſowohl, als die Kurländer, mit blauſtriefigen Buckeln und blutigen Köpfen zum Hauſe hinaus kamen.

Es war darauf angelegt, Berſtel ſollte heute unter ihrer Anführung alle Schulen durchgehen. Sie kamen gegen Abend in die Stadt zurück und führten den betrogenen Berſtel unter dem Vorwand, einen Barbierer zu ſuchen, in eins der liederlichſten Häuſer der Stadt, welches in einer Nebengaſſe nahe am Thore lag. Es lieſſen ſich gleich ein paar Nymphen ſehen, deren Sache es ſonſt eben nicht war, für die Reinigung der Studenten Sorge zu tragen. Diesmal waren ſie aber auch hierzu aus chriſtlicher Liebe feil, daß ſie ihnen das Blut aus Geſicht und Haaren und die Beulen mit warmen Wein wuſchen. Vermuthlich mochte aber wohl mehr getrunken als verwaſchen worden ſeyn, weil ſich Berſtel nicht beſinnen konnte, wo er geweſen und wie er zu Hauſe gekommen war. Peter half ihn ausziehen und ins Bette bringen, verwunderte ſich aber nicht wenig, als er weder Geldbeutel noch Uhr in ſeiner Taſche fand.

fand. „Nun schlaf nur recht aus!“ dachte Peter.

Der Morgen kam, aber Berstel hatte nicht ausgeschlafen. Die ungewohnte Tour war schon zu ermüdend für ihn gewesen und die übrigen Ausschweifungen hatten seine ganze Natur geschwächt. Nach dem Maaße der Ueberflüßigkeiten zu urtheilen, welche der Magen wieder von sich gab, konnte er ohngefähr soviel zu sich genommen haben, als acht Tage lang zur Nahrung und Stärkung für ihn zureichend gewesen wäre. Ohngefähr gegen Mittag erwachte er aus seinem Drummel und sahe Petern um sich herum geschäftig, der ihm sogleich eine Tasse Thee reichte. „Was hat's geschlagen?“ fragte er.

„Ich weiß es nicht!“ antwortete Peter und — ich weiß nicht, warum er so unbestimmt antwortete. Sollte ers wirklich nicht gewust haben? er war ja gestern nicht bei der Gesellschaft gewesen! Vielleicht wollte er ihn nicht beschämen oder vielleicht wollte er Gelegenheit machen, daß nach der Uhr gefragt werden sollte. Wenn dies seine Absicht war, die erreichte er.

Langen Sie doch einmal, bath Berstel, meine Uhr.

Wo haben Sie sie?

Sie muß in meinen Beinkleidern stecken.

Nein,

Nein, antwortete Peter, da ist sie nicht. Ich habe Sie gestern selbst ausgezogen und gleich nach der Uhr gesehen, aber sie war nicht da. Wenn Sie sie nicht in Ihrem Schrank haben!

Berstel erschrack. Er klagte über Kopfschmerzen und Bauchgrimmen, wandte sich im Bette um und schlief fort. Peter hatte Arznei besorgt, setzte den Tag seine Kollegia aus und wartete seinen Freund. Dies war der Zeitpunkt, den Peter zu nutzen beschloß.

Am zweeten Morgen stand Berstel wieder auf, aber mit einer Unordnung, die er nicht verbergen konnte. Wie ein Mensch, welcher den Vorwurf seiner Thorheiten im Gewissen fühlt und Gründe mühsam aufsucht, seine Ausschweifungen wider sich selbst zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, gieng er melancholisch die Stube auf und nieder. Scham und Reue wollten in seinem Gesicht einer erzwungenen mit sich selbst zufriedenen Miene nicht weichen und ein furchtsamer Blick sahe schüchtern nach Petern, der sich mit heiterer Munterkeit anzog, ins Kollegium zu gehen. Werden Sie noch, fragte Peter, zu Hause seyn, wenn ich wieder komme?

Ja, antwortete Berstel, warum?

Ich wollte denn meine Sachen wegbringen lassen und von Ihnen Abschied nehmen.

Was soll das heissen? warum!

Weil wir uns nicht zusammen schicken. Meine Grundsätze gefallen Ihnen nicht und die Ihrigen kann ich nicht annehmen; so können wir unmöglich harmoniren und leben einander zum Verdruß.

Was Sie doch für einen eigensinnigen Kopf haben? man macht sich ia wohl einmal ein Vergnügen!

Berstel! — schämen Sie sich! daß Sie vorgestern, als Sie ihren Verführern folgten, sich die Hofnung machten, auf dem Wege Vergnügen zu finden, das wollt ich Ihnen allenfals noch verzeihen; aber — daß sie heute noch Vergnügen nennen, was Sie gefunden haben, das ist der grösseste Schimpf, den Sie Ihrem Herze anthun können und der stärkste Beweiß, daß ich Ursach habe, mich von Ihnen zu trennen. Einen Tag ohne Verstand zubringen und sich so in den Wollüsten herumwelzen, daß man einige Tage nehmen muß, ehe die Entkräftung überwunden werden kann, das wollen Sie Vergnügung nennen? Sie schlagen ia die Augen nieder! warum thun Sie das, wenn Sie in der Erinnerung des Tages nicht Schande fühlen? Für wen haben Sie den Tag gelebt? Für Gott? — an den haben Sie gewiß nicht gedacht, sonst hätte Ihnen Ihr Herz gesagt, daß ihm Ihr Wesen nicht gefallen könne. Für

die

die Welt? — Sie müsten die wenigen darunter verstehen, mit denen Sie Ihre Wollüste theilten — und auch diese werden Ihnen einst so wenig dafür danken, daß Sie sie durch Ihren Beifall in der Lasterhaftigkeit bestärkten, als das Vaterland zufrieden seyn kann, wenn Sie Tage im schändlichen Genuß verderbender Lüste verschwenden, die sie anwenden sollten, sich zu dessen Dienst geschickt zu machen. Für Sich? — Ach betrogener Berstel! weinen möcht' ich, da ich ietzt die aufgelabene Schande an ihrer Stirne lese und Sie elender und unzufriedener sehe, als Sie vor dem schwarzen Tage waren. Doch! ich will Sie mit meinen lästigen Reden nicht beschweren! die Stunde ist da, ich muß fort!

Berstel ergrif Peters Hand und wollte reden, aber der Mund zitterte und versagte ihm die Sprache. Ein paar Thränen brachen mit Gewalt durch die Augen und die Zunge erzwang die wenigen Worte: ietzt, Peter, können Sie mich verlassen?!

Hier merkte Peter den Anfang seines Sieges und um ihn zu vollenden, legte er seine Bücher weg, überließ Berstel die ergriffene Hand und gieng mit ihm nachs Fenster hin, wo sie sich auf zween neben einander stehenden Stühlen niedersetzten. Ich bedaure Sie, fieng er noch einmal an, ich bedaure Sie, Berstel! Sie haben ein Herz für die Tugend und eben

iebt ſehe ich, daß ſich ein edeles Gefühl in Ihnen reget, das Ihre genoſſenen Freuden für Eckel verwirft. Unterdrücken Sie das nicht! die edlen Freuden der Tugend ſind für einen wohlfeilern Preiß zu haben als der ſchimpfliche Genuß unreiner Lüſte. Wie lange meinen Sie wohl den Aufwand ausführen zu können? Haben Sie ſchon überrechnet, wie viel Ihnen der eine Tag koſtet? Ich weiß nicht, wie viel Geld Sie bei ſich gehabt haben — zurück gebracht haben Sie aber keinen Pfennig wieder. Auch der Uhr will ich nicht gedenken — vermuthlich bekommen Sie dieſe nie wieder zu ſehen. Aber das möchte alles noch ſeyn, wenn Sie nur nicht für den einen Tag vielleicht Tauſende verlieren müſten. Sehen Sie ſich nur im Spiegel! Vor dreien Tagen trauete ich Ihnen um zehen Jahre längeres Leben zu, als heute. Und ſoviel Tage ihres künftigen weiſern und genußvollern Lebens wollen Sie hingeben für einen einzigen, den Sie als flüchtiger Jüngling kaum für eine Stunde genieſſen? — — Hätten Sie doch nur an Ihren Vater gedacht! es muß Ihnen ia ſo gut als mir bekannt ſeyn, daß ſeine Umſtände ziemlich eingeſchränkt ſind. Ich zweifele ob er in einem Monat ſoviel Wein trinkt, als Sie in einem Tage geſoffen — nehmen Sie den Ausdruck nicht übel, es iſt der richtigſte — geſoffen haben. Vielleicht widerſtand er an demſelben Tage ſeinem Appetit, um einen halben Gulden mehr für Sie zurück zu legen. Kön-

nen Sie's vor Ihrem Gewiſſen verantworten, ſolches Geld zu verſchwenden? Und dafür wollen Sie alle ſeine Hofnungen zu Schanden machen, die verdienten Freuden ſeines Alters verderben und mit Schimpf und Schande zu ihm zurück kehren? Glauben Sie nicht, daß auf den ausgearteten Sohn eines rechtſchaffenen, würdigen Vaters doppelte Schande fällt? Was wird er ſagen, wenn —

Hier legte Berſtel ſeine Hand auf Peters Mund, ſchlung die andere um ſeinen Hals, verbarg ſein Geſicht in ſeines Freundes Buſen und weinte und ſchluchzte, daß ſich Peter ſelbſt der Thränen nicht enthalten konnte. Sobald er zu Worte kommen konnte, dankte er ihm aufs rührendſte für ſeine Freundſchaft und ließ mit Bitten nicht nach, bis er Verzeihung ſeiner vorigen Fehler und erneuerte Zuſagen ſeiner Freundſchaft erhielt.

Mehr wollte Peter nicht. Ihm war's ſelige Freude, daß ihm ſeine Abſicht gelang, den Sohn eines Mannes, der auf ſeine Dankbarkeit und Liebe gerechte Anſprüche hatte, den Händen ſeiner Verführer zu entreiſſen und von einem Wege zurück zu bringen, auf welchem mit einem ieden fortgeſetzten Schritt ſeine Errettung ſchwerer werden muſte. Er beurtheilte die Gemüthslage ſeines Freundes ſehr richtig. Berſtel kam aus guten Händen, er hatte richtige Grundſätze und zuviel edles Gefühl, daß

man ihm einen Geschmack an einer unordentlichen Lebensart zutrauen und, was geschah, aus einem überwiegenden Hang zu den Lastern herleiten konnte. Es war nichts als ein lebhaftes Feuer seines Temperaments und eine aufwachsende Neigung zur Frölichkeit, die steten Lebensgenuß suchte. Kann ich mir nur, dachte Peter, sein Vertrauen erwerben — ihm ists nicht um die Handlungen, ihm ists um die Freude zu thun — ich will ihn das Beruhigende, das Beseligende der Tugend empfinden, und einen edlen Genuß der Freuden dieses Lebens machen lehren, den keine nachfolgende Reue und beissende Vorwürfe verbittern. Die Folgen entsprachen dem gemachten Plan; Versstel blieb der Tugend und Freundschaft treu und überließ sich der Leitung seines Freundes mit uneingeschränktem Vertrauen, bis er selbst zu der Festigkeit kam, daß ihn so leicht keine Versuchung erschütterte.

Wenn man nur gute Absichten hat, es ist nicht allemal nöthig, daß man im voraus muß berechnen können, ob und wie man sie ausführen wird. Man kann getrost einige Rücksicht auf unvorher zu sehende Umstände nehmen, die sich sehr oft zum Vortheil unsrer guten Absichten so vereinigen, daß man dadurch mehr als durch seine Maximen gefördert wird. Freilich legen sich uns bei den besten Absichten öfters auch unübersteigliche Berge in den Weg!

Da muß man aber ſo klug ſeyn und nicht erſt zu klettern anfangen, ſondern lieber gleich um den Berg herum gehen. Es macht einigen Aufenthalt, das iſt gewiß; aber manchmal hats ſeinen groſſen Nutzen, wenn uns unſere Abſicht ſauer gemacht und die Erfüllung des Wunſches verzögert wird. Ja es iſt mir ſchon begegnet, daß ich auch um den Berg nicht herum konnte; ich muſte meine Abſicht aufgeben und umkehren. Aber ich fand auf dem Rückweg mehr als ich über dem Berg hinaus ſuchte.

Vollmuth und Berſtel kleideten ſich an und wollten zu ihrer Erholung einen Spatziergang machen. So wie ſie zur Hausthür heraus traten, kam ſcharf um die Ecke herum ein Bauerwagen gefahren, der vor ihrer Thür ſtill hielt. Auf dem Sattelpferde ſaß ein Burſche von ohngefähr vierzehen Jahren und aus den Leitern des Wagens ſahe ein Bauer heraus, der bei Peters Anblick ſich freudig erhob und vom Wagen ſprang. Es war Dreifuß aus Gutleben und ſein zweiter Sohn Andreas. Der alte Vater gieng mit einer Freude auf Petern zu, die ihm aus beiden Augen blitzte. Er druckte ihm auf ehrlich teutſcher Art die Hand und konnte für Freudenthränen kaum ſprechen. Etwas mochte auch wohl das ſchöne Kleid und der blanke Degen Schuld haben, daß der gute Mann ſchüchtern und verlegen war und nicht wuſte, ob ers wagen dürfe, ſo treuherzig in dem-

selligen Ton mit ihm zu sprechen als ehedem. Peter merkte seine Verlegenheit: „lieber guter „Vater," sprach er, „ihr nennt mich du und „ich bin euer Peter, wenn ich auch Geheimers „rath werden könnte." Neben an war ein Gasthof, wohin Wagen und Pferde gebracht wurden und dann giengen sie zusammen auf Peters Stube.

Ich könnte viel erzählen, wenn ich meinen Lesern das alles wiederholen sollte, was in denen zween Tagen, die Dreifuß bei ihnen blieb, erzählt und besprochen ward. Das ist aber gar meine Absicht nicht; ich sehe Dreifusses Ankunft nur als einen Umstand an, der Berstel in seinem guten Vorsatz befestigte.

Am andern Morgen gieng Dreifuß aus und wollte schlechterdings keine Begleitung mit sich nehmen. Gegen Mittag kam er wieder und legte zwölf Louisd'or auf den Tisch: „hie," sprach er, „Peder, die sechse sin dine, un die „sechse, Musge Berstel, soll häh hebben."

Vollmuth und Berstel sahen sich beide einander voll Bewunderung an, Dreifuß ließ ihnen aber nicht lange Zeit. „Nu! nu!" fieng er wieder an, „nehmtet mans hen! ihr sid beede „en paar gude Sähne, lehrt wat guts bervor. „Det nahm ik mi glicks vor, det ik wollde Pe„dern en halben Wispel Weten metnehmen un „da gieng ik zum Megister un sade em det; da „gaf häh eck enen."

Nun

Nun trat Andreas an den Tiſch und langte ſein Beutelchen heraus. Er hatte drei Paketgen, die er aufmachte. Im erſten waren vier Dukaten: „det ſoll häh hebben,“ ſprach er zu Berſteln, „ſine Mama ſchicktet em met.“ Im zweiten Packet waren zehen preußiſche Thaler eingewickelt: „die,“ ſprach er zu Petern, „hät unſe Mudder von ihre Bottergeld nach „und nach vor dei geſammelt.“ Im dritten waren vier Thaler kleine Münze. Andreas wollte nichts antworten, als man fragte, von wem ſie kämen; auf vieles Zureden des Vaters verſtand er ſich endlich dazu. „Nemt mans „hen, liebe Peder,“ ſprach er, „ik un mine „Bröder häent von unſe Lämmer un von unſe „Marchtgeld tuſammen geläht. Du biſt io ſo „en guder Kärel und häſt uns ſo väle Guds ge„lehrt. Ik wollde dei doch ohk wat metbrin„gen!“ Der Vater achtete kaum auf Peters Dankſagung, ſo gerührt war er über ſeines Andreas Güte. „Junge,“ ſprach er, „kum her! „nu bin ik dei noch ehnmal ſo gut“ und nahm ihn dabei zwiſchen ſeine Kniee und ſchloß ihn in ſeine Arme, als wenn er ſchon längſt gewohnt wäre, gute Handlungen zu empfinden.

Gegen Abend, nachdem ſie ſich gegenſeitig alles erzählt hatten, was ſie ſich nur zu erzählen wuſten, ſo hatte Dreifuß den Einfall, daß er ſie zuſammen in ein Weinhaus führen wollte. „Betalen will ik,“ ſprach er, „un ſo väle, as —

„ihr drinken wollt, awers det sa ik: besupen „mus sich kener.“ Peter führte sie also gerade gegen über auf ein Weinhaus. Dreifuß sah sich mächtig um, als er die Stube voller Studenten fand, von denen ieder nach seinem Geschmack einen Zeitvertreib suchte, einer an diesem und der andere an ienem Tisch. Die Studenten machten nicht weniger grosse Augen, als sie die beiden Studenten mit zween bäuerisch gekleideten Menschen herein treten sahen. „Nehmen Sie's nicht ungütig, meine Herren, „redte sie Peter an, daß ich zwei Landleute in „Ihre Gesellschaft bringe; es ist mein Großva„ter und sein Sohn. Der Vater besonders ist „ein grosser Freund von Studenten und hat „mich gebeten, daß ich ihm das Vergnügen „machen und ihn in ihre Gesellschaft führen „sollte.“

Peter hatte dies Haus mit Fleiß gewählt, weil ihm die Gesellschaft bekannt war, die daselbst zusammen zu kommen pflegte. Es waren die gesittetsten Leute von der Akademie, die sich alle mit einander verbunden hatten, keine Ungezogenheiten und Unruhen zu dulden. Vergaß sich einer, so hatte ers mit allen zu thun. Sie nahmen Peters Entschuldigung alle wohl auf, waren sehr freundlich, standen von ihren Plätzen auf und hiessen den alten Vater mit dargereichter Hand willkommen. Dreifuß sah so freundlich aus, als ein Mann nur aussehen kann.

Der's

Der's fühlt, daß er geehrt wird und antwortete sehr freimüthig, als ihn der letzte fragte, ob's wahr sey, daß er den Studenten gut wäre: io! wenn se artig sin.

Warum, fragte er weiter, seid ihr ihnen aber so gut?

Hum! det währen io alles grote Männer, die uns ehnfältige Lide klog machen müssen, sonst blibben wie io woll bis an unse Ende dum.

Meine Herren, fragte der Wirth, was befehlen Sie?

Eine Bouteille Wein antwortete Peter.

„Brenge hå mans," rief ihm Dreifuß nach, „glicks zwee, un von den besten; ik be„tale." — Kurz die ganze Versammlung hatte eine Freude an seiner frohen Gutherzigkeit, legten die Charten weg und fanden ein Vergnügen mit ihm zu sprechen, als unvermuthet ihre Ruhe gestöret ward.

Die beiden Kurländer kamen zur Thür herein. Sie entdeckten gleich beim Eintritt Berstel und kamen gerade auf ihn zu. Das darf ich wohl nicht sagen, wie sie Berstel empfieng? seine Kaltsinnigkeit gab die erste Gelegenheit zur Stänkerei und besonders fanden sie sich darüber sehr beleidiget, daß er die Brüderschaft verleugnete. „Ich weiß nichts," antwortete Berstel, „von der Brüderschaft. Ich „wollte, ich könnte den ganzen Tag so in Vergeß-

„senheit vergraben, daß mir nie etwas davon „wieder ins Andenken käme.“

Die ganze Gesellschaft ward aufmerksam, die beiden Kurländer aber liessen sich eine Bouteille Wein nach der andern geben und soffen so lange, bis es nicht mehr richtig mit ihnen war. Die übrigen alle muthmaßten ihre Absicht, daß sie Lust hätten, Unruhe anzufangen und beschlossen gleich, sie tüchtig abzuführen. Es war ein Halberstädter darunter, den die ganze Universität für ihren Maiter im Fechten hielt; er war aber ein edeldenkender, friedliebender Mensch, der seine Geschicklichkeit in allen Gesellschaften zur Erhaltung der Ruhe anwandte. Die dunkeln Reden von Brüderschaft liessen ihn vermuthen, daß zwischen Berstel und den beiden Kurländern etwas vorgefallen seyn müsse; weswegen er Vollmuthen auf die Seite zog und sich von ihm den Vorfall erzählen ließ. Nun ward er wider die beiden niederträchtigen Kurländer so aufgebracht, daß er sie zu züchtigen beschloß, wenn sie die geringste Gelegenheit geben würden.

Die Kurländer mochten wohl fühlen, daß ihnen der Wein Muth gemacht hatte und traten dem Tisch näher, an welchem Berstel mit seiner Gesellschaft saß. Der alte Dreifuß besorgte aus den hin und herfliegenden Reden, daß ein Zank entstehen möchte und wollte, sobald sich die Kurländer seinem Tisch näherten, auf-

aufſtehen und nach Hauſe gehen. Der Halberſtädter trat aber gleich hinzu und bat ihn ſehr, daß er bleiben möchte, mit der beigefügten Verſicherung, daß ihm und ſeiner Geſellſchaft kein Menſch etwas zu Leide thun ſollte. Er ließ ſich zureden. Nach einigen Minuten ließ ſich der eine Kurländer mit ihm in ein Geſpräch ein. Sind das alles eure Söhne? Vater!

Dreifuß ſahe ihn einen Augenblick dreuſt an; ne! ſprach er, det, indem er auf Berſteln wies, is unſen Herrn Megiſter ſihn Sahne; un det, indem er auf Petern wieß, is mihn Sahns Kind; und det is mihn Junge.

Hat der auch ſchon etwas gelernt?

Wer! mihn Andres? hum! ſo väle Win as hä, kanne nich ſupen, avers arbeden ſolden ehnmal ſiehn. 't is ehn guder Junge! — hier fuhr er ſeinem Andreas mit der rechten Hand über das Geſicht.

Der Kurländer hätte iezt lieber geſehen, daß er die Unterredung nicht angefangen hätte. Grob und beleidigend zu antworten furchte er ſich für dem Halberſtädter und gleichwohl wuſte er nicht, wie er ſich mit Ehre heraushelfen ſollte. Dreifuß im Gegentheil bekam doppelten Muth, ihm dreiſt zu antworten, weil ihm die übrigen alle ihren Beifall zulächelten und mit Mienen und Kopfnicken Aufmunterung gaben. Der

Kurlän-

Kurländer wagte noch eine Frage: Der Herr hier, euer Enkel, ist wohl ein gelehrter Mann?

I nu! ik verstah det zwars nich, avers — so väle ik wehs, will ikt em eben nich rahden det hä sich met em inläst. Verware hä mus inkrupen.

Die ganze Gesellschaft schlug ein Gelächter auf und der Kurländer ward blutroth im Gesichte. Er warf aber geschwind eine neue Frage auf und suchte damit seine Empfindlichkeit zu verbergen. „Das," sprach er, und wieß auf Berstein, „ist wohl ein recht frommes Mutter„söhnchen? nicht wahr?"

Jo, det kann hä globen. Sihn Papa is en kritzpraver ehrlicher Mann, un hä is von Jugend ub en fromm Kind geweest. Ik denke ohk, hä sollt blieben, wenn hä mans nich unger de böse Buben geräth.

Nun ward das Gelächter in der ganzen Stube ausgelassen groß und der Kurländer konnte seine Boßheit nicht mehr zurück halten. Der, fuhr er in der Hitze heraus, der ist der rechte! Vor ein paar Tagen hat er seine Uhr verlossen und — überhaupt schicken sich keine Bauerlümmels in Studenten-Gesellschaften. Er hatte aber kaum ausgesprochen, so bekam er von dem Halberstädter eine Ohrfeige, daß er nicht wuste, wo sie herkam. „Was!" sprach er, „sie wollen unsere Gesellschaft schimpfen?

„Es

„Es hat sie ia niemand angebunden; sie konn„ten ia wieder ihre Wege gehen, wenn ihnen „die Gesellschaft nicht anstand. Aber schimpfen „laß ich keinen, den ich in meine Gesellschaft „aufnehme. Der Bauer mit seinem Sohn hat „sechsmal mehr Verstand, als ihr alle beide „habt. Und dann könnt ihr noch so nieder„trächtig seyn und die Uhr erwähnen, vielleicht „um dem Herrn bei seinem Herrn Vater Ver„druß zu machen. Er nicht, ihr habt sie ver„soffen, und müst ihn als halbe Spitzbuben „darum betrogen haben, weil ihr doch wißt, daß „er sie eingebüst hat. Den Augenblick macht, „daß ihr aus unsrer Gesellschaft kommt, solche „niederträchtigen Kerle dulden wir unter uns „nicht."

Die Kurländer fanden sich grausam beleidiget und foderten Satisfaktion. Der Halberstädter ließ aber den Wirth rufen und hieß sie ihren Wein bezahlen. „Schlaft erst aus, „ihr Knaben," sprach er verächtlich „und wenn „ihr denn noch Satisfaktion haben wellet, so „meldet euch nur bei mir, ich will euch beiden „die Nasen wischen." Als sie sich noch weigerten, so zog er dem einen die Uhr aus der Tasche und gab sie dem Wirth: „hier," sprach er, „ein Pfand, bis sie bezahlen." Sie fanden sich noch mehr beleidiget, fiengen an zu schimpfen und ergriffen ihre Degen. Der Halberstädter nahm ihnen die Degen und schmiß sie

zum Fenster hinaus; hernach faste er sie beide mit seinen beiden Händen zusammen, rennte mit ihnen gegen die Stubenthür, daß sie aufsprang, und begleitete sie so zum Hause hinaus.

Sobald sie in die freie Luft kamen, äusserte sich die Kraft des Weins noch deutlicher. Sie fielen nieder und welzten sich in der Gosse herum. Hernach standen sie wieder auf, ergriffen ihre Degen, wetzten auf den Steinen und provocirten den Halberstädter so lange, bis der Pedell mit den Schaarwächtern kam und sie aufs Karzer führte. Kurz hernach gieng die ganze Gesellschaft aus einander und Dreifuß fuhr den andern Morgen mit dem Frühesten wieder nach Hause, nachdem er seinem Peter und Berstel treuherzig, manche gute Lehre gegeben und recht väterlichen Abschied genommen hatte.

Berstel hatte sie mit Petern herunter begleitet und sobald er wieder auf die Stube kam, fiel er seinen Freund um den Hals und dankte ihm herzlich, daß er ihn aus seinen Verirrungen geholfen hätte. „Gott!“ rief er, „was „für Kränkung würde das für meinen rechtschafnen Vater gewesen seyn, wenn er von Dreifussen die Nachricht bekommen hätte, daß „Sie sich um meiner Laster willen hätten von „mir trennen müssen.“ Die Freude des alten Dreifusses über seinen Enkel hatte ihn so in dem Vorsatz befestiget, seinem Vater Freude zu machen,

machen, daß er ihn ietzt feierlich erneuerte und seinen Freund zum Zeugen darüber aufrief. Er konnte Andreasses edle Handlung nicht vergessen und hatte dabei den Werth der Tugend empfunden; er hatte eine Anzahl Studenten gesehen, welche Vollmuths Grundsätze billigten und den nichtswürdigen Verführer mit verdienter Schande aus ihrer Gesellschaft verstiessen; alle diese Umstände gaben der Vorstellung seines Freundes neue Kraft, daß er seine Hand in Peters Hand legte und ihm schwor: sein und der Tugend Freund ewig zu bleiben. Von der Zeit an, war zärtlichste Freundschaft und brüderliche Einigkeit unter ihnen, so lange sie bei einander blieben.

Aus der Residenz bekam Vollmuth ietzt öfters Nachrichten. Wetter setzte seine Freundschaft nach seiner Zusage redlich fort und schrieb fleißig unter der Adresse: an den Student Nabel. Was nur dort vorgieng, besonders die Schicksale seiner Freunde und alle Vorgänge im Hause des Geheimenraths erfuhr er frühzeitig und hatte manchmal das Vergnügen, durch seines Freundes Vermittelung, Briefe von seiner Emilie zu bekommen; ohne daß dadurch seinen Feinden sein Aufenthalt verrathen werden konnte. Sie mögen beide, Vollmuth und Berstel, ihre Kollegia fleißig abwarten, wir wollen unterdessen diese Briefe durchgehen.

Wetter hatte seine Reise glücklich zurückgelegt und war von seinem Vater sehr zärtlich empfangen worden. Der Fürst hatte befohlen, daß es ihm gesagt werden sollte, sobald er da wäre. Auch dies geschah. Gleich den andern Tag ward Wetter zum Fürsten gefodert und als er ins Zimmer trat, waren der Regierungspräsident und zwei Hofräthe beim Fürsten. Der erste Anblick verursachte Wettern einige Bestürzung, weil er über die Absicht, wozu sie da wären, mancherlei Gedanken hatte. Er faßte sich aber, gieng mit demüthigen Gebehrden auf den Fürsten loß und dankte demselben in den submissesten Ausdrücken für seine Rechtfertigung. Sie wissen, antwortete der Fürst, daß ich Mord und Duell als die grausamsten und widernatürlichsten Thaten hasse, weßwegen sie auch in meinen Landen durch wiederholte strenge Befehle verboten sind und nie ohne Ahndung hingehen sollen. Aber eben so wenig will ich dem Unschuldigen meinen Schuz versagen und Selbstvertheidigung wider gewaltsamen Anfall tadeln. Sie sind durch den Bruder des Entleibten so gerechtfertiget, daß man keinen Zweifel an ihrer Unschuld haben kann; aber doch möchte ich gerne eine Erzählung des Vorfalls von Ihnen hören.

Von dieser Erzählung hab ich meinen Lesern nichts weiter zu sagen, als daß sie von Wettern mit vieler Anständigkeit gemacht und vom

Fürsten

Fürsten mit gnädigster Zufriedenheit angehöret ward. Sobald sie geendigt war, zeigte der Fürst in einer lächelnden Miene seinen Beifall, fügte aber gleich die Erklärung bei, daß er gern wissen möchte, ob er seine Zeit auf der Akademie wohl angewandt habe. „Ich habe," sprach er, „diese Herren dazu rufen lassen, daß sie sie „in meiner Gegenwart examiniren sollen; ich „muß wissen, ob sie die fürtreflichen Zeugnisse „verdienen, die man ihnen giebt. Fürchten sie „sich aber nicht, ich habe denen Herrn gesagt, „daß ich nicht mehr von Ihnen verlange, als „von einem Studenten gefodert werden kann „und wenn Sie das leisten, sollen sie nicht unbelohnt weggehen."

Der Präsident muste auf des Fürsten Befehl anfangen. Er war ein grosser Philosoph und hatte eine Materie aus dem Naturrechte genommen, wobei er Gelegenheit hatte mit vieler Scharfsinnigkeit wichtige Einwürfe zu machen. Wetter that ihm über seine Erwartung Genüge, daß er ihm die grösten Lobsprüche machte und der Gnade des Fürsten aufs nachdrücklichste empfahl.

Der erste Hofrath examinirte über das Kriminalrecht und Wetter legte nicht weniger Ehre ein. Nun kam die Reihe an den letzten Examinator; das war der Hofrath Selbst, der meinen Lesern aus dem Vergleich des Geheimenraths und der Fräulein Kunigunde

bekannt ist. Dies war ein Mann, der bei aller seiner Brauchbarkeit viel Schwächen hatte. Weil er sich eine geraume Zeit bloß vom prakticiren ernähren müssen, so hatte er alle übrige Wissenschaften ganz bei Seite gesetzt. Den Proceß verstand er und darüber wollte er auch examiniren. Ich weiß nicht, obs aus Uebereilung geschah, oder ob Wetter merkte, daß dem Hofrath Selbst die lateinische Sprache nicht fliessen wollte, genug er fieng an französisch zu antworten. Er that zwar bei dem zweeten Satz als ob er sich rekolligirte und fuhr lateinisch fort; der Fürst aber rief: „nein! nein! fah„ren sie fort, ich liebe die französische Sprache „vorzüglich.“ Zum Unglück verstand der Hofrath diese Sprache nicht, daß er sich also beim Fürsten entschuldigen muste. Hierdurch ward sein ganzes Koncept so verrückt, daß er die Lust zum examiniren verlohr.

Der Fürst machte noch einen Spaß, der dem Hofrath nicht gefiel. Das Stückgen, das der damalige Advokat Selbst bei dem Vergleich der Kunigunde dem Geheimenrath von F** zum Vortheil spielte, war so bekannt worden, daß am Hofe und in der Stadt davon gesprochen wurde. Der Sekretair hatte besonders Ursach, sich für beleidigt zu halten, und durfte nicht schweigen, weil er sonst in den Verdacht hätte fallen müssen, daß er sich wirklich durch vier Louisd'or hätte von Selbsten bestechen

chen lassen. Weil aber Selbst damals viel Freunde hatte, so ward die Sache unter stillschweigender Genehmigung des Fürsten so vermittelt, daß Selbst acht Louisd'or Strafe an das Armenhaus geben muste. Diese Sache fiel iezt dem Fürsten ein, und da Selbst nur mit einem Worte des Urtheils gedachte, so legte der Fürst Wettern eine Frage vor.

„Kann man wohl," fragte er, „den Inhalt eines Urtheils vor der Publikation erfahren?"

O ia, antwortete Wetter, und wenn man sonst keinen Weg weiß, so darf man nur zum Sekretair gehen und vier Louisd'or auf dessen Tisch legen.

Hofrath Selbst konnte für Beschämung nicht reden.

Der Präsident hatte vermuthlich die Absicht ihn aus der Bestürzung zu reissen und nahm das Wort auf. „Ei ei!" sprach er, „ist das „erlaubt? da würden unser gnädigster Herr „viel Bedenken tragen müssen, Sie zum Sekre„tair zu machen."

Ich bitte um Vergebung, antwortete Wetter, ich habe nicht gesagt, daß es erlaubt sey, und noch weniger daß ichs als Advokat oder Sekretair thun würde. Mein gnädigster Fürst befahlen von mir zu wissen, ob's möglich sey und geschehen könne. Unter denen Dingen

die geſchehen können und täglich geſchehen, giebt es eine ungeheure Menge von Ungerechtigkeiten, deren ich mir keine iemals zu erlauben Willens bin.

Es kann ſeyn, daß der Fürſt nicht vermuthete, daß Wettern der Vorfall bekannt ſeyn würde. Unterdeſſen gefiel ihm die Art ſehr gut, mit welcher ſich Wetter heraus half, daß er ſogleich dem Examen ein Ende machte. „Es „iſt genug," ſprach er, „ich bin völlig zufrie„den. Wenn ich Renzeln beſtrafen will, ſo „muß ich auch Sie belohnen: Er ſoll erſter Re„gierungsſekretair ſeyn, beſorgen Sie's Herr „Präſident.

Wetter bedankte ſich und gieng nach Hauſe.

Renzel war nach dem Befehl des Fürſten geſchloſſen nach der Reſidenz geſchickt worden. Der Fürſt war ſehr darüber entrüſtet, daß er drei Glieder der menſchlichen Geſellſchaft verdorben hatte, welche bei guter Erziehung dem Staate hätten wichtige Dienſte leiſten können. „Es iſt ſonderbar," ſprach er, „daß man einen „Hirten beſtraft, wenn er ein Stück Vieh ver„wahrloſt und Schul- und Hofmeiſtern ſagt „man nichts, die iunge Leute vernachläßigen „und dem Staate laſterhafte Bürger erziehen, „die ſich und andere unglücklich machen." Es vergiengen kaum acht Tage, ſo war eine Erziehungskommißion errichtet, welche nicht nur über die

die öffentlichen Schulen sondern auch über alle Privatlehrer im ganzen Lande die schärfste Aufsicht haben sollten. Nicht lange, so kamen gedruckte Verordnungen in Absicht der Erziehung, von denen man sich für die Zukunft grosse Vortheile versprechen konnte. Lehrer von allerlei Art und selbst Eltern empfiengen ihre Anweisungen und wurden, in Absicht der Erziehung ihrer Kinder, dieser Kommißion unterworfen. Es wurden allgemeine Anstalten zur Erziehung für allerlei Stände errichtet, wohin diejenigen Eltern ihre Kinder geben konnten, die sich diesem Geschäfte selbst nicht unterziehen konnten. Der Fürst gab einen so ansehnlichen Beitrag dazu, daß ganz Arme umsonst aufgenommen und dem mittlern Stande sehr billige Preise gesetzt werden konnten. Es ward niemand gezwungen seine Kinder hinein zu geben. Aber sobald iemand einer Vernachläßigung überführt werden konnte, wurden sie ihm genommen und musten sich solche Eltern der bestimmten Strafe unterwerfen. Hatten sie Vermögen, so musten sie für iedes Kind doppelt bezahlen und also ein armes mit erhalten; hatten sie kein Vermögen, so bestanden ihre Strafen in gewissen Arbeiten, die dem Erziehungswesen zu statten kamen.

Renzeln, sprach der Fürst, will ich selbst bestrafen. Bis nach getroffener Einrichtung muste er im Gefängniß sitzen und sobald die Anstalten zur Erbauung einiger Erziehungshäuser

gemacht waren, empfieng er seine Strafe. Er ward an die Karre geschlossen und muste am Bau der Erziehungshäuser die schwerste Arbeit verrichten; nach Beendigung des Bau's sollte er unter ein Garnisonregiment gesteckt werden.

Im Hause des Geheimenraths blieb so ziemlich alles auf dem alten Fuß und Hans war für Peters Ruhe und Glück iezt so nöthig als vorher. Das Angenehmste für Vollmuthen aus denen daher erhaltenen Nachrichten war, daß sich Emilie bei vollkommenstem Wohlsein befand und ihm stets wiederholte Versichrungen ihrer zärtlichsten Liebe gab. Die Mama hatte sich auch soweit wieder erholt, daß man sich Hofnung zu einem längern Leben machen konnte, wenn man nur bei ihrer zurückgebliebenen Schwäche duldend mit ihr umgieng.

Der Geheimerath hatte Schlauchfahrt, Wunden, Fieber, Schrecken und Kummer überwunden. Tausend andere Väter hätten sich unter solchen Umständen gar nicht beruhigen können und würden die ganze Lebenszeit den Vorwurf im Gewissen empfunden haben, daß sie Mörder ihres eigenen Kindes wären. Das hatte aber bei ihm nichts zu sagen. Die ersten Empfindungen, sie mögen angenehm oder widrig seyn, sind allemal sehr heftig, aber desto geschwinder verlöschen sie, und wenn irgend das Gewissen dabei mit in Verwickelung kömmt, so wird desto eilfertiger darüber hingegangen.

Er

Er gesteht sich selbst weder die Handlung noch einen Antheil. „Ich hab' es immer gedacht,“ hieß es, „daß es so kommen würde; beinahe „war's nicht anders möglich. So ein empfind„liches, rachgieriges und wüthendes Tempera„ment, als der Junge hatte, — es war ia kein „Auskommen mit ihm. Ich hab es ihm oft „genug gesagt, daß es ihm so gehen würde. „Gemeiniglich kömmts so, wenn Kinder dem „Vater nicht folgen.“ Er war's nicht einmal zufrieden, daß der Fürst Renzeln so hart bestrafte und hätte ihn gewiß wieder zu seinen Söhnen geschickt, wenn's möglich gewesen wäre, ihn von dem Fürsten los zu bitten.

Nun kann man sich leicht vorstellen, von was für Art seine Gesinnungen gegen seine Gemahlin und Emilien waren. Es war Friede und alles vergeben, ia! aber Groll und Verdacht lag in seinem Herze und brach bei allen Gelegenheiten in kalte Gleichgültigkeit und beissende Vorwürfe aus. So unschuldig und behutsam konnte kein Engel leben, um allen Gelegenheiten dazu auszuweichen! Hans war der einzige Trost für beide. Das war noch ein Glück, daß der Geheimerath kein Mißtrauen in ihm hatte und nicht den mindesten Verdacht auf ihn warf, daß er an den Vorfällen mit Petern einigen Antheil habe. Durch seine Klugheit ward manches vermittelt und der Geheimeräthin sowohl als Emilien viel Kränkung erspart.

Von Petern durfte gar nichts erwähnt werden, und wer sich unterstanden hätte, seinen Namen zu nennen, würde einen harten Sturm haben aushalten müssen. In der ersten Woche nach seiner Flucht sprach er so ziemlich gelassen von ihm und forschte sehr genau nach seinem Auffenthalt. Es war nur gut, daß ihn niemand im Hause wuste, vielleicht hätte man sich durch des Geheimenraths angenommene Gelassenheit verleiten lassen, ihm die Wahrheit zu sagen. Als einige Zeit darauf Nachricht von Petern einlief, sahe man schon tiefer in sein Herz, und hatte Ursach genug, sein Geheimniß zu bewahren. Kurz hernach kam ein Brief an den Geheimenrath. Er war grausam aufgebracht, als er ihn erbrochen hatte und sahe, daß er von seinem Schwager war. Der Herr von Liebe hatte die List gebraucht, den Brief mit einem unbekannten Petschaft zu siegeln und von einer fremden Hand die Aufschrift schreiben zu lassen. Indeß war's ihm so angenehm, als er die Nachricht fand, daß Peter unter die Soldaten gerathen wäre, daß er sich soweit wieder mit dem Herrn von Liebe ausgesöhnt hat, daß seit der Zeit öfters Briefe gewechselt wurden.

Einen Schritt that der Geheimerath im Zorn, er schenkte Hansen Peters Kleidung und alle ihm zugehörige Sachen, mit der Bedeutung, sie sogleich aus dem Hause zu schaffen, damit

damit ihm nichts vor Augen käme, was ihn an den bösen Buben erinnern könnte. Hans war nicht saumselig, diesen Befehl zu vollziehen. Er brachte die Sachen noch in der selbigen Stunde zu Wettern, welcher sie mit erster Gelegenheit ihrem rechtmäßigen Herrn zuschickte. Nachher mochte dem Geheimenrath seine Freigebigkeit wohl Leid seyn, es war aber geschehen und die Sachen waren fort.

Der Generalsuperintendent Würdig schrieb mit eigener Hand an unsern Vollmuth und immer im Tone eines zärtlichen Vaters, der für sein Glück unermüdet sorgte. „Die „Frau Geheimeräthin," schrieb er in seinem letzten Briefe, „hat mir all' ihre Geheimnisse „offenbahrt, welches in Zukunft für Sie nicht „ohne Nutzen seyn wird. Seyn Sie fleißig und „bleiben Sie der Tugend getreu, Gott wird „Sie auf unbekannten Wegen der Erfüllung „ihrer Wünsche entgegenführen." Das war auf keine Weise angegangen, daß Vollmuth die ihm zuerkannten Stipendia heben konnte. Der Geheimerath würde das nicht zugegeben haben, wenn man auch Peters ietzigen Aufenthalt hätte entdecken dürfen. Da man aber das nicht wagen durfte und Vollmuth nicht anders als unter dem Namen Nabel beim Regimente und bei der Akademie in H** bekannt war, so konnte man nicht einmal für ihn sprechen. Der Geheimerath erkannte sie sogleich den

Würdigschen Söhnen zu. Würdig nahm sie auch mit Dank an, schickte sie aber Vollmuthen, dem sie von Rechtswegen zukamen. „Es würde so gut als ein Diebstahl seyn," so druckte sich der edle Mann darüber aus, „und „eine noch schlechtere Handlung wär' es von mir, „wenn ich das Geld annehmen wollte, als es „dem Geheimenrath schlecht ist, daß er Ihnen das wieder nimmt, was Ihnen gegeben „worden ist. Er weiß nicht, daß Sie studiren „und glaubt von Ihnen beleidigt zu seyn. Ich „weiß, daß Sie das Geld seiner Bestimmung „gemäß anwenden, bin von Ihnen ietzt so wenig als iemals zum Zorn gereitzt worden und „würde mich, gesetzt auch, daß Sie mich beleidiget hätten, schämen müssen, so oft ich an „meinen gütigen Vater im Himmel gedächte, „daß ich soviel Guts durch mein ganzes Leben „empfangen und in so vielen Jahren nicht von „ihm gelernt hätte, meinen Beleidigern wohl „zu thun."

Ich denke wohl, daß ich Leser haben werde, die den Werth dieser Handlung fühlen und wenn das ist, so wird es ihnen nicht schwer werden, sich Vollmuths Freude vorzustellen, die er bei Lesung dieser Worte empfand. Von kindlicher Ehrfurcht gegen den Mann, der so edel handeln konnte und von dankbarer Liebe gegen seinen Gott, der ihm in allen drückenden Widerwärtigkeiten auf ungesuchten Wegen Hülfe und

Unter-

Unterstützung zufliessen ließ, ward sein ganzes Herz erfüllt und von der Weisheit und wohlthätigen Güte der christlichen Gesetze für Glück und Zufriedenheit der Menschen so überzeugt, daß ihm Religion und Tugend noch liebenswürdiger wurden. Er theilte Versteln seine Empfindungen mit und dieser trat mit munterm Eifer der edlen Entschliessung seines Freundes bei, die besten Jahre seiner Bestimmung gemäß anzuwenden und die Veredlung des Herzens so sorgfältig als die Aufklärung des Verstandes zu suchen. Unsere Freunde erfuhren bald, daß ihnen diese Entschliessungen ihr akademisches Leben nutzbar und angenehm machten, und für den Superintendent Würdig war's gewünschter Dank, eine Solche Anwendung seiner Wohlthaten zu sehen.

Vollmuth lebte iezt überhaupt ziemlich zufrieden; sonst fehlte ihm nichts, als seine Mama und Emilie. Er hatte keinen Mangel an den nöthigsten Bedürfnissen, konnte seine Neigung zu den Wissenschaften befriedigen, hatte wenige und gute Freunde, die ihn liebten und hochschätzten, mit denen er seine müßigen Stunden überaus angenehm zubrachte und, was ihm das liebste war, er hatte von den Nachstellungen seiner Feinde nichts zu fürchten. In dem kleinen Zirkel guter Menschen, worinn er iezt lebte, konnte er freilich mit keinem, selbst mit Versteln nicht, von seiner Emilie sprechen,

aber

aber dafür sagte ihm auch niemand ein Wort vom Herrn von Liebe, niemand von Kunigunden, niemand von Fuchsschwanzen ein Wort. Er lebte in ganz andern Verbindungen als zuvor und unter ganz fremden, vorher nie gesehenen Menschen; die ihn aber mehr Liebe und Freundschaft finden liessen, als er unter den Seinigen gefunden hatte.

Der Wirth, bei dem Vollmuth wohnte, war ein Kaufmann, der eine der stärksten Handlungen in ℌ * * hatte. Er und seine Frau waren überaus liebreiche, wohlthätige und gesellige Leute, die sich wenig in auswärtige Gesellschaften ausbreiteten, aber mit ihren Hausgenossen so lebten, als wenn sie zu ihrer Familie gehörten. Freilich nahmen sie nicht gerade zu iedermann ein, wer gelaufen kam und traf sichs, daß sie sich in einem Menschen betrogen hatten, der sich, wenn er bei ihnen war, von einer Seite zeigte, die ihnen nicht anstand, so ward ihm Knall und Fall die Miethe aufgesagt. Es hielt sehr schwer, daß sie sich dazu entschlossen, Vollmuthen und Berstel einzunehmen; und wenn Magister Berstel nicht selbst gekommen und Vollmuths, an den man sich am meisten stieß, weil er Soldat war, edle Gesinnung und gute Lebensart so sehr gerühmt hätte, so würde es gewiß nicht geschehen seyn. Viel fehlte auch nicht, so hätten sie wieder ausziehen müssen, als Berstel mit den Kurländern Umgang anfieng

fieng und endlich einmal betrunken nach Hause kam. Vollmuth vermittelte es noch, da er's auf sich nahm, daß es nicht wieder geschehen sollte und dem Wirth die Versichrung gab, daß er es ihm selbst sagen und sich von seinem Stubenburschen trennen wollte, wenn er sich nach diesem Vorfall nicht bessern wollte. Nun hatte aber auch Vollmuth ihre ganze Liebe gewonnen, sobald er Versteln zu einer Lebensart brachte, an welcher das ganze Haus einen Wohlgefallen hatte. Alle Abende wurden in Gesellschaft bei dem Wirth vergnügt zugebracht.

Sie hatten sechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter. Der älteste Sohn war Student und zwo Töchter waren ziemlich mannbar, die übrigen drei waren noch in den Jahren der Kindheit. Es waren alles artige, wohlgezogene Kinder, die den Eltern Freude machten und viel zum Vergnügen des Hauses beitrugen; ich will aber weiter nichts von ihnen sagen, weil sie vorietzt mit der Geschichte, die ich erzähle, in keiner nähern Verbindung stehen.

Eines Hausgenossens muß ich noch gedenken, eines Professors der Historie, mit Namen Malheur, der ein Mann in seinen besten Jahren war und im ledigen Stande lebte. Er hatte viel Beifall und iedermann gab ihm das Zeugniß, daß er in seinem Fache der Stärkste auf der Universität wäre. Man kann kaum glauben, was das für ein arbeitsamer Mann

war!

war! Täglich las er drei Kollegia und die übrigen Stunden des Tages saß er am Schreibtisch, wenige ausgenommen, die er zum Spatzierengehen anwandte. Vollmuth hatte seine ganze Freundschaft und war gemeiniglich sein Gesellschafter auf diesen Spatziergängen. Sonst hielt er gar keinen Umgang, ausser daß er denen Abendgesellschaften im Hause beiwohnte. An einem gewissen Abend, als sie alle in des Kaufmanns Stube in vollem Vergnügen bei einander waren, lud er die ganze Gesellschaft auf Morgen zu einem Soupee auf seine Stube. „Ich habe," sprach er, „mich schon lange ge„freuet, das Vergnügen zu haben und will mir „meinen Geburthstag in Gesellschaft so lieber „Freunde noch angenehmer machen, als er es „an sich schon ist."

Der Abend kam und Vollmuth war der erste, der sich einstellte. Der Professor hatte ihn gebeten, daß er bei Zeiten noch vor Abends kommen möchte, weil er sich an diesem Tage mit keinen Geschäften abgeben wollte. Er fand ihn eben vor seinem Schrank, daß er seine Manuscripte in Ordnung legte. „Sehen Sie da," sprach Malheur, „meine Arbeit, die ich jetzt „unter Händen habe! Wenn ich so lange lebe, „daß ich sie zu Ende bringen kann, so wirds „ein grosses Werk." Peter grif sehr geschwind nach das Heft, welches ihm der Professor hinreichte, aber beinahe hätte er für Bestürzung

das

das Zufassen vergessen, als er den Tittel las: Vollständige Geschichte der vornehmsten adlichen Familien meines Vaterlandes. Zehenter Theil. Meine Leser würden seine ersten Gedanken bald errathen haben, wenn sie hätten sehen sollen, wie geschwind er das erste Blatt umschlug. Hier ward er aber vollends bestürzt, als er noch einen speciellern Tittel fand, worauf nach einer römischen I. die Worte standen: Geschichte des alten adlichen Hauses von Vollmuth. Vollmuth! — rief er erschrocken, — er faßte sich aber und wählte geschwind den fragenden Ton, um seine Bestürzung zu verbergen: Vollmuth ist wohl keine adliche Familie? ich wenigstens habe mein Tage nichts davon gehört. —

Meine Leser dürfen hier nicht vergessen, daß Peter nicht anders als unter dem Namen Nabel in H** bekannt war. „O ia, Herr Nabel," antwortete der Professor, „es ist „eine sehr berühmte alte Familie, nur in diesem „Jahrhundert ist sie sehr heruntergesunken. „Sonst warens noch Superintendente und „Prediger, aber ietzt" — Der Professor hatte unter dem Reden in seinen Heften geblättert, bis er endlich das Stammregister fand. — „Sehen Sie da ist der letzte," fuhr er fort, und las auf den Namen, Meister Stephanus Vollmuth, Schulmeister zu Hungerodorf.

Der

Der Mann weiß es recht gut, daß er von einem adlichen Geſchlechte iſt und hat ſich einigemal Nachrichten von mir geholt. Man ſpricht: er wäre tod. Wie er mir ſagte, ſo hätte er einen Sohn; wenn der noch lebt und bekömmt mein Buch in die Hände — Wenn ich ihn nur einmal ausfragen kann, ich will ihm ſchon Wege zeigen.

Zum Glück kam ietzt der Kaufmann mit ſeiner Familie, daß der Profeſſor ſeinen Schrank zuſchlieſſen und den Gäſten entgegen gehen muſte, ſonſt würde ihm Peters Beſtürzung nicht entgangen ſeyn. Unter der Zeit, die mit den Eintrittskomplimenten und Glückwünſchen zugebracht ward, konnte er ſich doch ſoviel wieder faſſen, daß er ſich nicht ſelbſt verrieth. Ueber Tiſche fieng der Profeſſor wieder von dem Buche an und, wie's ſchien, war der Inhalt deſſelben dem Kaufmann und ſeiner Frau ſchon bekannt. Das iſt ia, ſprach Peter, ſchon der zehente Theil, ſind denn die neun vorhergehenden ſchon gedruckt?

Nein, antwortete der Profeſſor, der erſte iſt in der vorigen Meſſe herausgekommen und in der künftigen wird der zweete Theil erſcheinen.

Das wird aber lange werden, bis es an den zehenten Theil kommt.

Gerade

Gerade fünf Jahr, länger nicht! und wenn sich gegen die Zeit nicht noch mancher Umstand ändert, so muß ich den zehenten Theil noch länger zurück halten.

Die eine, sagte die Frau Wirthin, Kllnigg ** muß erst weg seyn, nicht wahr?

Ja, antwortete Malheur, eher darf ich es nicht wagen!

Vollmuth wuste gar nicht was er denken sollte. Bis hieher hatte er unter ganz fremden Menschen zu leben geglaubt und nun sahe er, daß er allen bekannt war, sobald er seinen Namen genannt hätte. Der Abend ward hingebracht, die Gesellschaft gieng aus einander, Vollmuth legte sich ins Bette aber da war an keinen Schlaf zu gedenken. Im Abendsegen fielen ihm schon seine Ahnen ein. Mehr als hundertmal hat er sie von Berndeu an, bis auf seinen Vater Meister Steffen im Bette hergesagt, so wie sie ihn sein Vater in der Jugend hatte hersagen gelehrt. Bald stand sein Vater leibhaftig vor ihm, bald stand er vor Würdigs Schrank und langte aus dem bekannten Kästgen seines seligen Vaters Dokumente heraus, bald ward er gar als Herr von Vollmuth mit Emilien getrauet. Endlich schlief er ein, sobald er aber aufwachte, so hatte er auch wieder den Tittel vor seinen Augen; Geschichte der alten adlichen Familie von Vollmuth.

Nach und nach hatte sich Peter die Sache aus den Gedanken geschlagen, als ihm ein Umstand begegnete, der sie ihm noch mit grösserer Bestürzung wieder gegenwärtig brachte. Er wollte Kaffee trinken und schickte nach dem Laden hinunter, ein Viertelpfund Zucker zu holen. So wie Peter den Zucker dem Boten aus der Hand nimmt, so fällt ihm auf dem Papiere, worinn er eingeschlagen war, das Wort Vollmuth in die Augen. Mit grosser Begierde nahm er den Zucker heraus, legte das Papier aus einander und sahe daß es ein gedrucktes Hochzeitkarmen war. Es war zwei Jahre nach seiner Geburth gedruckt und hatte den Tittel: Gedichte auf die am 1 Aprill 1700. glücklich vollzogene Verbindung Herrn Siegmund Löwenbarths, vornehmen Kauf- und Handelsmann allhier mit Jungfer Maria Elisabeth Vollmuth, Meister Andr — hier war das übrige weggerissen. Das weiß ich nicht! rief Vollmuth aus und stand für Bestürzung auf einer Stelle steif weg.

Berstel gieng auf ihn zu: was haben Sie denn da? aber er wuste sich so wenig heraus zu finden als Peter. Wäre das Karmen nicht gedruckt, sondern geschrieben gewesen, Peter hätte sichs ganz gewiß nicht ausreden lassen, daß eine Leichtfertigkeit dahinter stecke und man vermuthlich zum Spaß die Sache erdacht habe. Man wird wohl, sprach er schon zu sich selbst, irgend

irgend woher einen Verdacht bekommen haben, daß du Vollmuth heissest und will durch diese List die Gewißheit davon herausbringen. Ganz gewiß hatte der Professor gestern schon die Absicht, da er dich an seinen Schrank zu seinen Manuscripten führte; er hat mir sonst nie etwas von seinen Arbeiten gezeigt. Ohnstreitig ist man dabei noch ungewiß geblieben und erwartet, daß du dich bei der Reliquie von dem Karmen ganz bloß geben sollst. — Aber, wie gesagt, es war gedruckt und dieser Umstand widerlegte diese Muthmassung. Noch mehr, das Karmen war nicht neuerlich gedruckt, sondern trug ganz ungezweifelte Kennzeichen des Alterthums an sich, welche die Jahrzahl anzeigte.

Durch diese Entscheidung ward aber seine Unruhe nicht gemindert. Siegmund Lövenbarth war der Name des Wirths und die Wirthin wäre also eine gebohrne Vollmuth gewesen. Er nahm das Karmen noch einmal in die Hand und las: mit Jungfer Maria Elisabeth Vollmuth, Meister Andr — das kann ja nicht anders als Andreas heissen sollen? Andreas! — Andreas! — so hieß mein Großvater! Dann müste ja meine Wirthin meines Vaters Schwester seyn und ich wäre bei meiner Tante im Hause! Das kann nicht seyn! ich habe mein Tage nicht eine Silbe davon gehört, daß mein seliger Vater eine Schwester gehabt hätte. Berstel konnte zu dem allen

nichts sagen und Vollmuth gieng über eine Stunde in tiefen Gedanken auf und nieder. Endlich faßte er den Entschluß, daß er sich an seinen Schrank setzte und an den Generalsuperintendent Würdig schrieb. Dieser konnte ihm die Sache am besten aufklären, weil er schon zu Lebzeiten seines Großvaters Prediger in Hungersdorf gewesen war. Der Brief gieng ab und Peter fieng schon an, auf Antwort zu hoffen, ehe er zum Thore hinaus kam.

Vollmuths Begierde, Gewißheit in der Sache zu erlangen, war viel zu groß, als daß er ruhig hätte die Zeit erwarten können, bis Antwort aus der Residenz ankommen konnte. Er gieng mit dem Gedanken, die gewünschte Entdeckung zu machen, in die Abendgesellschaft und kam mit dem Gedanken wieder heraus. Man merkte an ihm, daß er in seinen Gedanken und Handlungen nicht so frei und ungezwungen als sonst war, man machte ihm scherzhafte Vorwürfe, daß er verliebt seyn müsse, aber das alles konnte ihn nicht ändern. Bei allen Gelegenheiten sah er seiner Frau Wirthin scharf ins Gesicht und fieng nach gerade an, einige Aehnlichkeiten zwischen ihr und seinem selgen Vater zu entdecken. Noch kam keine Antwort aus der Residenz.

Eines Abends gelang es ihm, dem Gespräch unschuldiger Weise eine solche Wendung zu geben, wodurch seine Muthmassung, daß die

Wirthin

Wirthin seine Tante seyn müsse, sehr wahrscheinlich ward. Man sprach von einem gewissen Bürger daselbst, welcher an dem Tage sein Ehestandsjubiläum feierte. Natürlicher Weise veranlaßte das die Gesellschaft, dem Wirth und seiner Gattin den Glückwunsch zu bringen, daß sie es auch einst vergnügt feiern möchten. O! antwortete die Wirthin, davon sind wir sehr weit entfernt.

Wie weit? fragte Peter, die Hälfte haben Sie doch wohl erreicht.

O nein! erwiederte sie, erst siebenzehen Jahre.

Siebenzehen! — So sind sie ia mit dem Anfange dieses Jahrhunderts getrauet worden.

Ja! und zwar früh im Jahre, an einem Tage, an welchem iedermann irrige Wege fürchtet.

Man setze sich hier in Peters Stelle. Das wäre ia, sprach er sehr hitzig, wohl gar der erste Aprill.

Sie, antwortete die Wirthin mit einer lächelnden Miene, müssen den Tag für sehr gefährlich halten, weil Ihnen das Blut so sehr nach dem Kopf steigt. Ja! der erste Aprill war mein Hochzeittag! ich bin aber nicht in den Aprill gegangen.

Wenn eins seyn sollte, antwortete Malheur, so war's immer besser am ersten Aprill, als am ersten May.

Warum, fragte die Wirthin sehr eilfertig, ehe sie sich Zeit nahm, an die uralten Bestimmungen des Tages zu denken.

Die Strapatzen wären zu schnell auf einander gekommen.

Loser Herr Professor! sprach sie, und drohete mit dem rechten Zeigefinger.

Peter hatte sich unterdessen ein klein wenig gefaßt und machte noch einen Versuch, ob er der Gewißheit näher kommen könnte. Bei dem Zweifel, daß die Wirthin erst siebenzehen Jahre verheirathet seyn sollte und doch zwei völlig erwachsene Kinder hatte, durfte er sich nicht lange aufhalten. Man kam ihm mit der Nachricht zuvor, daß Herr Löwenbarth bereits eine Frau hätte begraben lassen, von welcher der älteste Sohn und die älteste Tochter wären. Sagen Sie mir doch, fragte er, welcher Stadt haben wir das Glück zu verdanken, daß wir bei einer so gütigen und liebreichen Wirthin wohnen können?

Sie ward hier ganz roth — o! sprach sie, Sie irren sich, ich bin ein schlechtes Mägdgen vom Lande.

Auf dem Lande giebt's nicht lauter schlechte Leute; man hat Fräuleins und Predigerstöchter.

Auch

Auch das Wort Fräulein schien sie nicht ohne Bewegung zu hören. Ich bin keins von beiden, gab sie zur Antwort.

Das erhebt ihren Werth, Madam. Wenn sie in dem Hause eines Bauers ihre Bildung empfangen hätten; da müste gewiß Ihre Anlage und eigner Fleiß mehr gethan haben, als Beispiele und Unterricht.

„Nein, nein! Sie wollen nur gern ihre Lob„sprüche anbringen; auch eine Bauerstochter bin „ich nicht. Aber lassen Sie's nur gut seyn.“— Sie sprach die letzten Worte etwas unwillig aus, daß niemand ein Wort weiter davon sprechen wollte. Die Zeit kam auch heran, welche sie für heute wieder trennen muste.

Peter konnte sich selbst kaum alle die Bewegungen erklären, die in ihm durch einander giengen. Bald war's Verwunderung, bald Freude, bald Furcht, welche die Oberhand behauptete. Am allerwenigsten konnte er entscheiden, was er für ein Verhalten dabei zu beobachten hätte. Am folgenden Morgen war er nahe daran, daß er hinunter gehen und sich seiner Wirthin als einen Neven zu erkennen geben wollte, als man ihm einen Brief von der Post brachte. Er kam vom Superintendent Würdig und ward sehr begierig erbrochen und gelesen. „Ja,“ antwortete Würdig auf den zweifelhaften Punkt, „Ihr seliger

„Vater hat eine Schweſter gehabt. Bei Leb-
„zeiten des Großvaters iſt ſie beſtändig zu Hauſe
„geweſen. Sobald aber dieſer ſtarb und ihr
„Bruder nicht nur den Schuldienſt bekam, ſon-
„dern auch die Köchin vom Edelhof heirathen
„wollte, ſo überwarf ſie ſich mit ihm, theilte
„ſich mit demſelben die väterliche Verlaſſenſchaft
„und gieng fort, ohne daß man wieder ein
„Wort von ihr gehört hat. Soviel weiß ich
„gewiß, ſie hieß Maria Eliſabeth. Auch
„entſtand einige Jahre nach ihrer Entfernung
„eine Rede, daß ſie ſehr glücklich verheirathet
„wäre, aber wo und an wen, hat man nie er-
„fahren können. Bei mir hat niemand ein
„Zeugniß geſucht. Soll ich Ihnen einen Rath
„geben, ſo warne ich Sie, daß Sie ſich nicht
„zu erkennen geben. Gehen Sie freundſchaft-
„lich mit ihr um; ſuchen Sie ihre und ihres
„Mannes Liebe zu gewinnen, aber bleiben Sie
„Nabel. Meine Urſachen, warum ich Ih-
„nen den Rath gebe, kann ich ihnen ietzt noch
„nicht entdecken, aber glauben Sie, daß ich
„Ihnen weder aus böſen Urſachen noch ohne
„Grund dieſen Rath gebe. Wollen Sie ſich
„nicht Gefahr und neue Verlegenheiten zuzie-
„hen, ſo folgen Sie meinem Rath.“

In der erſten Stunde kam unſerm **Voll-
muth** dieſer Rath allerdings ſehr bedenklich vor
und ie mehr er ihm nachdachte, deſto weniger
fand er ihn ſeiner Denkungsart und ſeinem
Wunſche

Wunsche gemäß. Er hatte sich in seinen Gedanken schon viel mit der Freude beschäftiget, welche seine Tante bei einer so unerwarteten Entdeckung eines Neveus haben würde und für sich, glaubte er, aus der entdeckten Verwandschaft neue Annehmlichkeiten hoffen zu dürfen. Lange konnten aber seine Zweifel nicht dauren. Sobald er bei dem Mann stehen blieb, der ihm diesem Rath gab, — den er in so vielen Verlegenheiten als den weisesten theilnehmendsten Freund und durch sein ganzes Leben als den gütigsten, wohlthätigsten Vater gefunden hatte, sobald er dies bedachte, sobald war sein Entschluß gefaßt: du kannst seinen Rath nicht verwerfen und bleibst Nabel. Für ihn hatte diese gemachte Entdeckung doch ihre Annehmlichkeiten, welche durch die Behutsamkeit, mit welcher er sein Geheimniß bewahren muste, auf einer Seite zwar gemindert, auf der andern aber versüßt wurden. Alle Gesellschaften, alle Unterredungen, alle Vorfälle in der Familie waren für sein Herz interessanter.

Unterdessen war die Zeit wieder heran gekommen, daß die Beurlaubten zum Regimente konnnen und Peter seinen blauen Rock tragen muste. Er hatte sich, bei allen, die ihn nur kannten, soviel Werth gegeben, daß ihn in seinem blauen Rock niemand geringer achtete, aber es war ihm doch unangenehm, wenn er die Muskete tragen muste. Manchmal wollte ihn

die Sorge anfechten, ob ihm auch der General sein Wort halten und den Abschied geben würde. In einer solchen Stunde war er auch dermaßen niedergeschlagen, daß ihn nichts aufheitern konnte und die Muskete ward ihm zehenmal so schwer, als sie wirklich war. Einsmals hatte er diese Anfechtung so stark, daß er sich gar nicht anders beruhigen konnte, er muste zum General gehen. Der General gieng so liebreich mit ihm um, daß er ihn gemeiniglich Sie, öfters aber aus wahrer Liebe Du nannte. Was bringen Sie mir? Herr Nasbel! wollen Sie bald promoviren? rief er ihm entgegen, als er in das Zimmer trat.

Ich bitte um Vergebung, Ihro Excellenz, antwortete Peter, ich bin unruhig.

Was fehlt Ihnen nun wieder?

Sie wissen ia wohl, was mich beunruhiget, wenn ich Dienste thun muß.

Bist du schon wieder für den Abschied besorgt?

Peter zuckte die Achseln und schlug betrübt seine Augen nieder.

Das solltest du aber nicht thun, Peter, und wenn ich dich nicht wahrhaftig liebte, hättest du mich schon längst mit deinem Mißtrauen böse gemacht. So lange du bei dem Regimente bist, so lange kann ichs nicht ändern, du

muſt

muſt die Exercierzeit abwarten. Oder willſt du deinen Abſchied haben? ſo will ich ihn dir gleich ſchreiben laſſen.

Ja, antwortete Peter, wenn Sie wollen die Gewogenheit haben.

Beſinne dich recht! iſts dein Ernſt? Hernach kann ich dich aber nicht mehr ſchützen.

Ja, Ihro Excellenz, haben Sie die Gewogenheit.

Jetzt grif der General in die Taſche und langte einen Brief heraus. Da! ſprach er, indem er Petern den Brief hinreichte, lies erſt und ſiehe, ob du bei deiner Meinung bleibſt.

Peter war ganz erſchrocken und wuſte nicht, was er zu erwarten hatte. Für Beſtürzung ſah er nicht einmal die Aufſchrift an, der General muſte ihn erſt daran erinnern, und befahl ihm, laut zu leſen. Die Aufſchrift war: an den Schenkwirth Fuchsſchwanz in Bleiern. Der Brief ſelbſt lautete alſo.

Mein lieber alter Fuchsſchwanz.

Du biſt jetzt ein erzfauler und nachläßiger Kerl; ſage mir nur, was du machſt? Ich glaube, daß du jetzt den ganzen Tag nichts vornimmſt, als daß du friſt und ſäuffſt! Wirſt du denn des Lotterns gar nicht ſatt? Was hilft

alle

alle deine bisher bewiesene Treue, wenn du deine Sache nicht ausführen willst? Da sollst du lange warten, eh ich dir die andern funfzig Thaler geben will; nicht eher, als bis du mich wegen des boshaften Landstreichers auſſer alle Sorge gesetzt hast. Freilich war es ein gesunder Einfall, daß du Petern unter die Soldaten brachtest; so einen listigen Schelmstreich hast du dein Lebtage noch nicht gemacht. Aber was hilft mir das alles? Er soll in ♄ * * seyn, das hab ich unter der Hand erfahren, und da so einen guten General gefunden haben, daß er immer Urlaub hat und als Student lebt. Ich weiß nicht, woher der Bube das Geld nimmt; Der General wirds ihm doch nimmermehr geben! — Das ist alles soviel als nichts und für den Bösewicht noch gar keine Strafe. Er könnte einmal den Abschied bekommen, oder wohl gar Officier werden; da sollte mir die Bestie erst Noth machen. Hurtig, Fuchsschwanz, mache andere Anschläge. Hier sind zween Louisd'or, reise sogleich nach ♄ * * und spionire aus, ob Peter dort ist. Solltest du auch drei, vier und mehr Tage da liegen bleiben, du sollst und must, ohne ein Wort zu reden; oder gieb mir mein Geld und komm vor meine und Kunigundens Augen nicht wieder.

von Liebe.

Peter

Peter war sehr kleinmüthig und gab den Brief mit zitternder Hand zurück. Der General fragte ihn ietzt noch einmal, ob er den Abschied solle schreiben lassen; Peter aber bat demüthig um Verzeihung und Schutz. Noch einmal, antwortete der General, aber sey nicht wieder mißtrauisch, sonst machst du mich böse.

Vermuthlich werden meine Leser wissen wollen, auf was für Art der General zu dem Brief gekommen sey und da ich Ihnen bisher alles gesagt habe, so will ich daraus auch kein Geheimniß machen. Fuchsschwanz hatte sich seit dreien Tagen in ☆ ☆ aufgehalten. Er hatte die Wachparade aufziehen sehen und war so dicht durch und um die Soldaten herum gegangen, daß die Officiers darüber ihre Verwunderung zu erkennen gaben, als sie bei dem General zur Tafel kamen. Der General gab sogleich Befehl, daß der Kerl, wenn er zum Thore hinaus wollte, oder sich bei der Wache wieder sehen liesse, zu ihm gebracht werden sollte. Keine Stunde vergieng, so ward Fuchsschwanz gebracht. Das Ansehen gefiel dem General an dem Kerl schon nicht und als er sich bei einigen vorgelegten Fragen sehr furchtsam und verlegen zeigte, so warf der General noch mehr Verdacht auf ihn. Er wuste nichts anzugeben, was er hier zu thun hätte und als er um seinen Namen gefragt ward, fieng

er

er an zu stammeln, bis endlich doch Fuchsschwanz heraus kam. Nun erinnerte sich der General der Erzählung, welche Peter von seinen Begebenheiten gemacht hatte, ließ den Kerl genau visitiren und als der Brief des Herrn von Liebe bei ihm gefunden ward, ihn in die Wache schmeissen. Dies war gerade den Tag vorher geschehen, als Peter zum General kam und wenn er nicht gekommen wäre, so würde er den Tag noch gerufen worden seyn. Den folgenden Tag bestimmte der General Fuchsschwanzen seine Strafe: er muste drei Tage lang von eins bis zwei Uhr auf dem Esel reiten und sich allen Muthwillen gefallen lassen, welchen die zusammenlaufenden Jungens nur an ihm ausüben wollten. Den vierten Tag ließ man ihn laufen, nachdem er vorher eine lehrreiche Ermahnung und funfzig Prügel auf den Weg bekommen hatte. Die zween Louisd'or von dem Herrn von Liebe wurden einer der Wacht und der andere den beiden Unterofficieren, welche ihm die Prügel zugezählt hatten, zur Belohnung zuerkannt, und, da er sie nicht bei sich hatte, so muste er versprechen, sie binnen vier Tagen zu überschicken, widrigen Falls man schon Mittel finden würde, das Geld zu bekommen.

Fuchsschwanz hatte mehr Zuschauer, wenn er auf dem Esel ritt, als ihm lieb war und vermuthlich mocht er wohl denken, daß das

alles

alles seine Feinde wären, die ihm hier in den Weg traten. Aber darinn betrog er sich. Die muthwilligen Jungens, ja! die beschmissen ihn mit Koth, wer sich aber die Hände nicht gern besudelte, der ließ das Schmeissen schöne bleiben. Der gröste Haufen sprach: reit zu, daß du den Leuten aus den Augen kömmst! und bei dem Prügeln: laß dirs wohl bekommen und wenn's schmeckt, so komm bald wieder. Dafür standen aber auch bald hier bald dort Leute, welche die Köpfe schüttelten und mit der Härte des Generals grosse Unzufriedenheit bezeugten. „Drei Tage hinter einander reiten," hieß es, „das ist zuviel und nun noch funfzig Prügel, „das ist zu unbarmherzig! der Kerl könnte wahr„haftig auf dem Wege liegen bleiben und um„kommen! — Wenn das Verbrechen noch dar„nach wäre! Er hat drei Tage nach einander „die Wache aufziehen sehen — ist das auch „was? das thun wohl mehr Menschen!" — So werden vielfältig Menschenhandlungen gewogen von Leuten, die kein Gewicht kennen, und dann ist's kein Wunder, wenn sie unrichtig befunden werden. Der General legte in die eine Schaale die Verrätherei und alle Bosheiten, welche Fuchsschwanz an Petern ausgeübt hatte, und in die andere Schaale das dreitägige Eselreiten mit den funfzig Prügeln; da merkte man nicht, daß etwas darinn lag. Wenigstens noch achttägiges Reiten und einige hundert Prügel hätten hinzugelegt werden müssen,

wenn

wenn die Verbrechen hätten aufgezogen werden ſollen. Fuchsſchwanz konnte froh ſeyn, daß er noch ſo weg kam! Wäre er nach einer Stunde nicht zum Thore hinaus geweſen, ich weiß nicht was geſchehen wäre!

Nach einer Stunde kam ein Frauenzimmer zum Thore herein, deren Anzug zu erkennen gab, daß ſie nicht zum niedrigen Stande gehören wollte. Gleichwohl verriethen einige Nachläßigkeiten, daß ſie fremde ſeyn müſſe und das Magere und Baufällige ihres ganzen Staats bewieß, daß ſie durch untaugliche Mittel eine Ehre ſuchte, auf welche ſie keine Anſprüche zu machen hatte. Sie war ſchon vor der Schildwache vorbei und würde gewiß ohne angehalten zu werden, durchgekommen ſeyn, wenn nicht eben der Lieutenant von der Wache im Thore auf und nieder gegangen wäre. Dieſer Lieutenant pflegte bei aller Gelegenheit die Mägdgens ſehr genau anzuſehen und hatte ſich gewiſſe Kennzeichen gemerkt, nach welchen er urtheilte, ob ein Frauenzimmerchen ſprachfähig und zugänglich ſey oder nicht. Vermuthlich fand er dieſe Kennzeichen an dieſer Perſon, weil er ſie anredte: „Ei,“ ſprach er, „woher kömmt „denn das ſchöne Kind heute Abends noch?“ — Dem Mägdgen ſtieg eine auſſerordentliche Röthe ins Geſicht und eine furchtſame Verlegenheit verſagte ihr die Antwort. Der Lieutenant machte ſich eine Erklärung von ihrer Schüchtern-

ternheit, die eben so unnatürlich nicht, aber doch in diesem Falle grundfalsch war. Er glaubte seine Anrede und seine Augen hätten sie furchtsam gemacht und fragte mit einiger Veränderung: „Sie sind wohl vom Lande?“

Ja! antwortete sie mit einer freundlichen Miene und einem tiefen Kniks, ich bin Kammeriungfer bei der gnädigen Frau von Liebe in Hungersdorf und will meinen Vetter besuchen, der hier studirt.

So, sagte der Lieutenant, Kammeriungfern haben einen Freipaß. Er gab der Schildwache einen Verweiß, daß fremde Leute unangehalten durchgelassen würden und befahl, daß sie aufgeschrieben werden muste.

Dem General fiel es gleich auf, als er das Kammermägdgen der Frau von Liebe im Thorregister fand. Dem Lieutenant konnte er nichts sagen, weil dieser von dem bei Fuchsschwanzen gefundenen Brief nichts wuste; er gab aber sogleich Befehl, daß das Kammermägdgen aufgesucht werden sollte. Sie ward aber nirgends gefunden und der General konnte weiter nichts thun, als daß er genaue Aufsicht besonders in den Thoren halten ließ. Es vergiengen drei Tage, ohne daß sie entdeckt ward, wodurch des Generals Verdacht sehr zunahm.

Wenn man seine Schicksale nur immer aus dem rechten Gesichtspunkte ansehen könnte, ich glaube, daß man nicht halb soviel Kränkung darinn finden würde. Der Kranke verschluckt ia willig die bittersten Tropfen, wenn sie ein weiser Arzt verordnet; — warum sollte man denn nicht ein kleines Uebel mit Zufriedenheit auf seinen Schultern tragen, sobald es ein Mittel ist, grössere Verlegenheiten zu entfernen. Vollmuth lebte ietzt ganz zufrieden und hatte durch den Auftritt mit Fuchsschwanzen sein ietziges Schicksal von der rechten Seite ansehen gelernt. Er verrichtete seine Dienste, ohne daß sie ihm sauer wurden; er trug seine Muskete und sie war ietzt nicht viel schwerer als die Feder, die er zur andern Zeit in der Hand führte. Wenn nur nicht so oft unvorher gesehene Vorfälle dazwischen gekommen wären, die seine Augen verrückten. Den dritten Tag hernach, als Fuchsschwanz war zum Thore hinausgebracht worden, kam Vollmuth gegen Mittag von der Wache. So wie er in Löwenbarths Hausthür hinein tritt, kömmt ein Frauenzimmer von der Treppe her, in der Absicht, zum Hause hinaus zu gehen. Sie konnte ihm also nicht ausweichen, indem sie ihm aber nahe kam, that sie so bestürzt, wie man zu seyn pflegt, wenn man einen Bekannten ganz unerwartet an einem Orte antrift, wo man ihn nicht suchte. Sie blieb stehen — ach! rief sie endlich, Musge Peter! was wird meine

gnädige

gnädige Frau sagen, wenn ich ihr die Nachricht bringe, daß ich Sie gefunden habe! Sind Sie's, oder sind Sie's nicht.

Nun sahe sie Peter erst recht an und Gesicht sowohl, als Sprache überzeugten ihn, daß es Sußgen war.

Das erstemal hatte er sie auf seiner Flucht aus Hungersdorf gesehen. Als er wider seinen Willen nach Perleberle kam und der Schulmeister Fuchsschwanz ihn zum Fräulein Kunigunde hinüberführte, stand sie in der Hausthür und sahe nach seinen Gedanken einer Viehmagd ähnlich. Sobald Herr von Liebe seine Unterhandlungen mit Kunigunden anfieng, die eine Heirath zur Absicht hatten, so muste sich das Mensch waschen und eine Tellermütze aufsetzen. Sobald die Traktaten geschlossen waren, gab ihr Kunigunde ein Kopfzeug und eine abgelegte Saloppe. Endlich kam sie gar, ich weiß nicht warum, auf den Einfall, daß sie ihre Bedienung mit der Bedienung ihres Bräutigams verwechselte und ihm Sußgen nach Hungersdorf gab, wogegen der Wohlseligen Frau von Liebe Kammerjungfer, welche der Herr von Liebe immer noch bei sich behalten hatte, ob schon seine Gemahlin seit vier Jahren im Grabe lag, nach Perleberle zur Kunigunde ziehen muste. Kunigunde wuste die Sache so geschickt anzulegen, daß das Mägdgen den Tag vor der Hoch-

zeit fortlief und Sußgen blieb in der Qualität einer Kammeriungfer bei ihr, daſſelbe Sußgen, welches am Hochzeittage den unverzeihlichen Fehler begieng und die rothen Beinkleider aus Kunigundens Unterröckgen vor den Augen aller Hochzeitgäſte herausfallen ließ.

Da ſtelle man ſich nur das Schrecken vor, das Vollmuthen überfiel, als ihm dies Sußgen unter ſolchen bedenklichen Umſtänden und an einem Orte erſchien, wo er nimmermehr daran gedacht hätte. Ein Glück wars, daß er in der Montur gieng und einen Schnurrbart von ſechs Wochen trug, wodurch Sußgen ungewiß gemacht ward. Er faßte ſich auch und antwortete ihr dreuſt und verwundernd: Sie irren ſich, Mademoiſelle, ich bin nicht die Perſon, die Sie ſuchen und, ich kann mich nicht beſinnen, Sie iemals geſehen zu haben.

Was ſind Sie für ein Landsmann? fragte Sußgen.

Ein Meklenburger! antwortete Peter, und Sußgen gieng, nach erbetener Verzeihung, ungewiß zum Hauſe hinaus.

Nun war Peter wohl das Mägdgen los, aber die Gedanken nicht, welche ihm ihre Erſcheinung machte. Er gieng auf ſeine Stube. Zu ſeinem groſſen Verdruß fand er Berſteln nicht, der eben ausgegangen war. Er klopfte an die Thür der angrenzenden Stube, wo der

Sohn

Sohn vom Hauſe logirte, aber ſie war verſchloſſen. Nun war der Profeſſor noch übrig, ſonſt wohnte niemand oben. Bei einem, dachte er, muß ſie doch geweſen ſeyn, und gieng zu ihm. „Um Vergebung,“ ſprach er, „iſt nicht „allerweile ein fremdes Frauenzimmer bei Ihnen geweſen? ich habe mich erſchrocken, als „ſie mir im Hauſe begegnete, und ich gleichwohl „hier oben keinen Menſchen zu Hauſe finde.“

Man konnte dem Profeſſor anſehen, daß ihm mit der Frage kein Gefallen geſchahe. Erſt war's als hätte er von nichts wiſſen wollen, endlich aber beſann er ſich und antwortete wie aus tiefen zerſtreuenden Gedanken erweckt: „ach „Sie meinen die Jungfer mit der ſchwarzen „Saloppe? konnte ich mich doch nicht ſogleich „beſinnen, ia! die iſt bei mir geweſen und hat „mir Briefe gebracht.“

Vollmuth hätte gern gefragt: von wem? aber der Profeſſor hielt ſeinen Brief in der Hand und wollte weiter leſen. Er muſte alſo auf ſeine Stube zurückkehren und ſich mit ſeinen Gedanken herum ſchlagen. Unter vieler Unruhe kam endlich der Abend heran, Vollmuth hatte ſchon darauf gerechnet, daß er vielleicht bei der Abendgeſellſchaft einige Aufklärung bekommen würde; aber der Profeſſor ließ ſich entſchuldigen und von den übrigen Hausgenoſſen wollte niemand eine fremde Jungfer im Hauſe geſehen haben, oder etwas von ihrem Anbringen wiſſen.

Am dritten Tage darauf ſtand Peter im Thore, als zu ſeinem groſſen Erſtaunen Suſsigen von den Soldaten zur Stadt hinausgeführt und von einer zahlreichen Begleitung des niedrigſten Pöbels verfolgt ward. Der Lieutenant von der Wache erzählte die ganze Begebenheit mit ihr den herumſtehenden Soldaten. Suſsigen war in keinem Gaſthof geweſen, ſondern hatte ſich die ſechs Tage über auf den Stuben bei guten Freunden aufgehalten, die ſie entweder vorher ſchon gehabt, oder erſt bei ihrem ietzigen Hierſein gefunden hatte. Unterdeſſen hatte der General Befehl gegeben, daſs man aufmerkſam auf ſie ſeyn ſollte. Die erſte Kundſchaft, welche ihm gebracht ward, war die, daſs ein fremdes Frauenzimmer, welches nach der gegebenen Beſchreibung wahrſcheinlich Suſsigen wäre, einen Nachmittag bei dem Lieutenant zugebracht hätte, welcher im Thore ſtand, als ſie herein kam. Dem General war's ſehr empfindlich, daſs man ſie nicht gleich gegriffen und zu ihm gebracht hatte, als er aber noch darüber ſprach, kam ſie ſchon. Ein Paar Soldaten fanden ſie in einem Gaſthof, wo ſie nach Fuchsſchwanzen fragte. Mehr war gar nicht nöthig, ſich zu verrathen, als daſs ſie den Namen Fuchsſchwanz nannte und ſobald die Soldaten den Namen von ihr ausſprechen hörten, ſo griffen ſie ſie an und führten ſie fort. Hätte ſie auch einen ſolchen Brief bei ſich gehabt, als Fuchsſchwanz, ſo würde es ihr nicht

wohl

wohl ergangen seyn, aber man konnte nichts auf sie bringen. Sie nannte einen Studenten, der ihr Vetter wäre und blieb bei dem Vorgeben, daß sie bloß darum die Reise hieher übernommen habe, ihn zu besuchen. Ihr Forschen nach Fuchsschwanzen erklärte sie auch ziemlich ungezwungen. „Er war," sprach sie, „Schulmeister in Perleberle als ich auch dort „war, wo ich ihn Tag täglich gesehen und ge„sprochen habe. Ich weiß, daß er öfters hieher „nach H** kömmt und in dem Gasthof einzu„kehren pflegt, daher fragte ich an und hätte „ihn, wenn er da gewesen wäre, gern gespro„chen, eh' ich abreiste." Was sollte der Ge„neral machen? „bringt das Mensch," sprach er, „den Augenblick zum Thore hinaus und „wenn sie sich wieder in der Stadt sehen läßt, „soll ihr noch mehr Ehre erzeigt werden."

Nun hatte Vollmuth noch weniger Hofnung, etwas von ihren Absichten in seinem Hause zu erfahren. Es war gerade die letzte Wache, die er that, als Sußgen zur Stadt hinaus gebracht wurde, mit dem folgenden Tag gieng sein Urlaub wieder an. In der ersten Abendgesellschaft erzählte er seinen Freunden Sußgens Schicksal. Man sah' es dem Professor und der Wirthin an, daß sie bei der Erzählung so gleichgültig nicht waren, als sie sich stellen wollten; und beinahe hätte die letztere bei Malheurs Antwort eine verrätherische

lächelnde Miene gezogen. „Da hätte ich,“ sprach Malheur, „lange warten können! sie „wollte wiederkommen und Antwort abholen. „Es ist eben so gut; ich war so nicht Willens, „ihr den Brief zu geben. Ich weiß nicht, wie „mein Vater dazu kömmt, daß er mir durch „ein solches Mensch Briefe überschickt.“

Ihr Herr Vater! fragte Peter! — die Wirthin machte aber in dem Augenblick eine so ungewöhnliche auffallende Wendung, daß Peter keine Antwort erhielt und wohl merkte, daß man nicht gern davon sprechen wollte. Er muste also die ganze Sache fahren lassen und erwarten, ob ihm vielleicht ein ohngefährer Zufall Licht geben würde.

Jetzt verlief beinahe ein ganzes Jahr, in welchem Vollmuth nichts von seinen Feinden hörte, daß er beinahe zu glauben anfieng, sie würden der Verfolgungen müde worden seyn und ihn hinführo unbeunruhiget lassen. Mit diesen Gedanken erwachte in ihm wieder der Wunsch, von den Soldaten frei zu seyn und in sein Vaterland zurück kehren zu können. Noch ein Jahr hätte er nun gern in L** studirt. Er hatte auch bereits an den Generalsuperintendent Würdig geschrieben und sich dessen Rath ausgebeten. Seine Antwort war: „ja, „ich billige Ihre Entschliessung, sehen Sie zu, „daß Sie Ihren Abschied erlangen. Unter „dem Schutze der Akademie zu L**, denke „ich,

„ich, sollen Sie nunmehro so sicher seyn als zu „H * *." Er hatte schon beschlossen, zum General zu gehen, als er ganz unerwartet kurz vor Tische zum General zum Essen gebeten ward. Auffallend war ihm noch der Zusatz, daß der General sagen ließ: er möchte sein blaues Kleid mit Silber anziehen, welches eben das Kleid war, das Vollmuth von der Kunigunde an ihrem Hochzeittage bekommen hatte. All sein Nachgriebeln konnte aber nichts helfen, er muste sich anziehen und hingehen.

Peter würde, glaub' ich, bei dem Eintritt in des Generals Zimmer ein tödtliches Schrecken gehabt haben, wenn ihm nicht auf des Generals Befehl vor der Thür wäre gesagt worden, wen er antreffen würde und daß er Muth fassen solle. Alle Stabsofficiere waren bei einander und — der Herr von Liebe aus Hungersdorf. Letzterer ward blutroth, als er Petern hereintreten sahe und kam ganz ausser Fassung, als ihm der General an der Tafel den Platz neben sich und von Lieben gegenüber anwies.

Beinahe glaube ich, daß sich meine Leser über des Herrn von Liebens Dreustigkeit verwundern werden. Nach den beiden letztern Vorfällen mit Fuchsschwanzen und Sußgen, werden sie denken, hätte der Herr von Liebe nicht so einfältig seyn sollen, noch einen Versuch wider Petern bei dem General selbst

zu wagen, so lange er in der gegenwärtigen Lage blieb. Aber ich bitte mir ihre Erlaubniß aus, meine Meinung sagen zu dürfen,, nach welcher mir sein ietziger Anschlag eben nicht verkehrt vorkömmt.

Erstlich wissen ia meine Leser die Quellen nicht, aus welchen von Liebens Haß gegen Petern kam. Er hat sich nun einmal mit Dreifussen wider Petern verschworen; wer kann denn ihre Absichten ergründen? Es kann seyn, daß er sich die vierhundert Thaler, welche Peters väterliches Erbtheil ausmachten, mit Dreifussen getheilt hatte und besorgt war, daß Peter deswegen Anfoderung an ihn machen und zuletzt die ganze Erbmasse von ihm allein fodern würde. Das konnte er sich leicht vorstellen, daß ihm die schriftliche Schenkung, welche Peter nach seinem Willen hätte aufsetzen müssen, keine Sicherheit gab. — Ich geb' es zu, zwei oder vierhundert Thaler ist beinahe ein gar zu kleiner Lohn für so viele mühsame Anlagen der Bosheit und so oft wiederholte verrätherische Versuche; aber denkt der Geitzige so, wenn sich Niederträchtigkeit und Rachbegierde mit dem Geitze vereinigen und der Groschen in seinen Gedanken den Werth von hundert Thalern hat? Und können wir uns denn die Triebfedern seiner unzuermüdenden wagenden Verfolgung nicht erklären, so muß man desto aufmerksamer auf ihn seyn. Vielleicht daß uns

wohl

wohl in Zukunft mehr Licht erscheint. Jetzt bleibts doch wahr, er wagte noch einen Versuch bei dem General.

Hernach muß ich auch bekennen, daß mir sein letziger Versuch so sehr verkehrt und wagend nicht zu seyn schien und meine Leser sollen noch wohl mit mir glauben, daß es der listigste Anschlag war, den er je wider Petern gefaßt hat, wenn Sie nur bedenken wollen, daß von Liebe mit seinen und nicht mit ihren Augen sahe und auf der Stelle nicht stand, wo Sie stehen. Er konnte nicht anders sehen, als wie ihm Fuchsschwanz das Fernglas stellte.

Fuchsschwanz war mit seinen funfzig Prügeln kaum eine Stunde zum Thore hinaus, so desertirte ein Musquetier. Es war einer von denen Rekruten aus Bleiern, welche Peter auf dem Schulzengerichte bei einer Flasche Brandtwein antraf; der einzige, aus dem Dorfe welchen der General bei seinem Regimente behalten hatte. Der Verdacht fiel gleich auf Fuchsschwanzen, daß er den Kerl verführt und Anleitung gegeben habe; deswegen sagte ich vorher, daß ich nicht wüste, wie's ihm ergangen seyn würde, wenn er noch eine Stunde länger in ♄ * * geblieben wäre. Man hatte aber auf der Seite kaum ein halbes Stündgen nöthig, über die Grenze zu kommen und Fuchsschwanz saß schon in der Schenke bei einem Krug Bier, als der Kanonenschuß gehöret ward.

ward. Der Kerl kam glücklich nach, traf Fuchsschwanzen noch in der Schenke und reiste mit ihm in Gesellschaft nach Hause.

Auf Reisen ists sonst iedermann angenehm, wenn er Gesellschaft bekömmt; aber Fuchsschwanz erschrack, als der Deserteur in die Stube trat und unter allen, die kommen konnten, war dieser gerade der unangenehmste. So wehe ihm auch die empfangenen Prügel thaten und so sehr ihm das Hintergestell von dem dreitägigen Eselsritt ohne Sattel schmerzte, so würd' es ihm doch noch weit empfindlicher gewesen seyn, wenn sein Schicksal unter seinen Nachbarn bekannt werden sollte. Er hatte in der ganzen Gemeinde nicht viel Freunde und da er leichtfertig genug war, den Bauren bei aller Gelegenheit Schalkheiten anzuthun, so konnt' er nichts anders erwarten, als daß er aufs ärgste gequält werden würde. In ♄ * * war ihm kein einziger von den Rekruten aus Bleiern zu Gesichte kommen, weswegen er schon die Hofnung gefaßt hatte, daß kein Mensch etwas von dem erfahren würde, was ihm begegnet war. Nun stelle man sich seinen Verdruß vor, als der Deserteur voll Freude über seinen gelungenen Versuch in die Schenke trat. Wenns nur nicht noch dazu der Sohn des Schmids gewesen wäre, den er aus vielen Ursachen am meisten zu fürchten hatte. — Es war kein ander Mittel, Fuchsschwanz muste ihn zu gewinnen

suchen.

ſuchen. Der Deſerteur verlangte für ſein Stillſchweigen erſt freie Zeche in der Schenke auf zehen Jahr. Weil aber dies der Frau Wirthin und den andern Gäſten merklich und auffallend ſeyn muſte, ſo ließ er ſich bewegen, zehen Thaler von Fuchsſchwanzen dafür anzunehmen. Nun waren ſie gute Freunde und angenehme Geſellſchafter, und Fuchsſchwanz erfuhr von ihm, daß der unter dem Namen Hans Peter Nabel mitgegebene Rekrute wirklich in H** ſey und bei einem Kaufmann am Markte, Namens Löwenbarth logire.

Dieſe Nachricht war die zehen Thaler ſchon werth und die losgekaufte Beſchimpfung hatte Fuchsſchwanz umſonſt. Nun war doch ſeine Reiſe nicht vergeblich geweſen und wenn er vorher gewuſt hätte, daß er in H** ſo übel bewirthet werden würde und gewuſt hätte, daß des Schmids Sohn deſertiren wollte, ſo würde er ſich gleich in der letzten Schenke an der Grenze hingeſetzt und den Deſerteur bei einem Kruge Bier erwartet haben. Nun ſchrieb er an den Herrn von Liebe, nicht daß er auf dem Eſel geritten und funfzig Prügel bekommen hätte, ſondern daß er die aufgetragenen Befehle glücklich ausgerichtet habe und die zuverläßige Nachricht geben könne, daß Peter wirklich in H** ſich befinde, aber nicht als Vollmuth, ſondern unter den Namen Hans Peter Nabel bei dem Regimente und bei der Akademie bekannt

kannt sey. Am Schlusse wuste er den langen Aufenthalt in ♄ * * so kostbar zu beschreiben und seine Versäumniß in seiner Hauswirthschaft auch die Beschwerlichkeiten einer so weiten Reise so hoch anzurechnen, daß sich von Liebe nicht entbrechen konnte, noch drei Louisd'or nachzuschiessen. So kam Fuchsschwanz wieder zu seine Kosten und war sehr vergnügt, daß er sich so gut aus der Sache heraus helfen konnte.

Herr von Liebe muste doch Bedenklichkeiten finden, etwas weiter zu versuchen, weil beinahe ein Jahr vergieng, daß Peter von seinen Feinden nichts hörte. Etwas mochte er wohl von Sußgen erfahren haben, weswegen er so unthätig ward. Nun ereignete sich aber ein Umstand, der von Lieben neuen Muth machte. Der General war ohne Familie und wuste also, daß sein einziger Bruder und dessen Kinder nach seinem Tode Erben seines Vermögens waren. Aus dieser Ursach kaufte er sich Rittergüter in dem Lande an, in welchem sein Bruder lebte, und hatte die Absicht, seine letzten Jahre des Alters daselbst zuzubringen. Vor einigen Wochen hatte er ein Guth im Konkurs erstanden, das mit dem von Liebischen Guthe grenzte und in mancherlei Verbindung stand. Das gab Herr von Lieben neue Gelegenheit, an seine alte Absichten zu denken; er reiste nach ♄ * *, bückte sich vor dem General und hofte durch diese Schmeichelei den

obersten

obersten Platz in seiner Gewogenheit zu erlangen. Um Petern war's ihm ietzt dem Ansehen nach gar nicht zu thun, er kam nur gelegentlich auf ihn zu sprechen und wunderte sich, als er von dem General hörte, daß er bei ihm wäre. Nimmermehr ließ er sich einfallen, daß der General sich all die Umstände von Petern würde haben erzählen lassen, und sollte er etwas davon erfahren haben, so glaubte er als Kavalier bei ihm mehr Glauben zu finden. „Er ist," sprach er zum General, „seinen Eltern entlaufen, die ihn zum Guten erziehen wollten. Ums „Studiren ist's ihm nie zu thun gewesen, sondern vermuthlich nur um Freiheit und Liederlichkeit. Hätte er die Absicht gehabt, ich „hätte selbst alles an ihn gewandt. Daß er „Bosheiten im Schilde führt, sehen Sie daraus, „daß er seinen Namen verändert hat: er heist „Peter Vollmuth und nicht Hans Peter „Nabel, wie sie ihn zu meiner grossen Ver„wunderung nennen. Ganz gewiß hat er die „Absicht, von Ihnen auch wegzulaufen und „glaubt, daß ihn niemand finden wird, wenn „er seinen rechten Namen wieder annimmt."

Der General blieb freundlich und machte Herr von Lieben dadurch immer mehr Herz. „Lassen Sie's," antwortete er, „ietzt gut seyn, „Sie müssen den Menschen erst sehen. Es „könnte ia seyn, daß wir uns in der Person „irrten und es der Mensch gar nicht wäre. Wir

„haben

„haben noch Zeit, Sie speisen heute mit mir!“— und nun schickte der General zu Vollmuthen.

Von Liebe hatte unterdessen noch einen Einfall, womit er seinen vorigen Vorstellungen noch mehr Gewicht zu geben glaubte. In Hungersdorf hatte ein gewisser Bauer einen Sohn, der wohlgewachsen und von ausserordentlicher Länge war. man hielt ihn für den längsten Kerl im ganzen Lande. Diesen versprach er dem General dafür in die Hände zu spielen, wenn er ihm Petern losgäbe. Ueber diesen Gesprächen kam die Tischzeit heran, die Herren Officiere stellten sich ein und zuletzt kam Peter.

Die Anrede des Generals würde Vollmuthen in Angst und Schrecken gesetzt haben, wenn ihn der vor dem Zimmer bekommene Wink nicht vorbereitet hätte. Ich habe mich betrogen, sprach der General zu Vollmuthen, daß ich Sie bisher für einen ordentlichen Menschen gehalten habe. Sie haben ia nach des Herrn von Liebens Erzählung von Jugend auf Bosheiten geliebt und sind endlich ihren Eltern entlaufen! Warum haben Sie sich denn bei mir Nabel genannt, da Sie Vollmuth heissen?

Einige Furchtsamkeit empfand Peter doch bei diesen Worten des Generals, sobald er aber

aber zum Sprechen kam, verlohr sie sich. „Ich „bitte um Verzeihung, Herr General,“ sprach er, „wenn ich Sie mit meinem Stillschweigen „beleidiget habe, es hat keine andere Ursach ge„habt, als daß ich des Herrn von Liebe Schan„de nicht bekannt machen wollte. Jetzt bin ichs „meiner Rechtfertigung schuldig und muß mir „von Ihnen Erlaubniß ausbitten, mich wider „meinen Ankläger zu vertheidigen.“

„Die sollen Sie haben, sagen Sie alles, „nur Wahrheit.“

Herr von Liebe ward bald blaß, bald roth, Vollmuth aber fieng freimüthig seine Vertheidigung an. Erst beschrieb er die Art und Weise, wie er zu den Soldaten gekommen wäre und den Namen Nabel bekommen hätte; hernach gieng er zu denen Verfolgungen zurück, welche Herr von Liebe durch Renzels Hülfe wider ihn angesponnen hatte und kam endlich auf seine Kindheit zurück, beklagte sich über die unmenschliche Behandlung, die er von seinen Eltern erduldet hatte und erzählte zuletzt das Gespräch des Herrn von Liebe mit seinem Stiefvater Dreifuß, das er unter dem Fenster angehört und ihn zur Ergreifung der Flucht verleitet hatte. Kurz, Peter hätte Herr von Lieben in seiner ersten Erzählung an der Tafel des Geheimenraths noch geschont; hier aber deckte er dessen ganze Schande auf.

Herr von Liebe behielt den letzten Biſſen unbeweglich — ſtarr im Munde und legte endlich ſeine Meſſer nieder, ſolch Schrecken war's ihm, dieſe Erzählung aus Peters Munde zu hören. Er hatte nicht geglaubt, daß ihm alle dieſe Dinge ſo genau bekannt wären und zitterte für Schaam und Furcht, daß er kein verſtändliches Wort ſprechen konnte.

Sie brauchen nichts zu ſagen, ſagte der General, ſie ſind ein niederträchtiger Menſch, entfernen ſie ſich den Augenblick von meiner Tafel und aus der Stadt. Herr Vollmuthen will ich nächſter Tages ſeine Freiheit wieder geben und, wenn Sie ihm die geringſte Unruhe wieder machen, ſo ſchwöre ich ihnen, daß ſie auf die empfindlichſte Weiſe gezüchtiget werden ſollen. — Herr von Liebe ſtand wüthend auf und gieng fort.

Die ganze Tiſchgeſellſchaft erſtaunte über die gehörte Erzählung und freuete ſich, daß der General von Lieben nach Verdienſt geſtraft hatte. Alle brachen in Lobſprüche gegen Vollmuthen aus und wünſchten ihm zu dem erhaltenen Siege Glück; als der General zu klagen anfieng. „Mein Gott!“ rief er ängſtlich, „was „geht mich an!“ — er ſtand vom Stuhle auf und ſtieß ihn zurück — in dem Augenblick aber merkte Vollmuth, daß er niederſinken wollte — er ſprang hinzu und fieng ihn todt in ſeine Arme auf. Der Schlag rührte ihn, daß er kein Zeichen

chen eines Lebens wieder von ſich gab, und Peter war für Schrecken halb todt. Der Regimentsfeldſcheer war mit an der Tafel geweſen, er öfnete mit aller Geſchwindigkeit die Ader, es ward noch ein Medikus geholt, aber — alles umſonſt, der General war und blieb todt. Peter war unter allen, die ſein Tod betrübte, am untröſtlichen.

Im Löwenbarthſchen Hauſe verurſachte Peter eine Beſtürzung, die beinahe ſo groß war, als die im Hauſe des Generals. Die Wirthin war gerade im Hauſe, als er zur Thür hinein trat. „Mein Gott!“ ſchrie ſie, als ſie ihn todtenblaß und ſchweimelnd herein treten ſahe, „Mein Gott! was iſt Ihnen!“ zugleich reichte ſie ihm die Hand und führte ihn in ihre Wohnſtube. Vater und Kinder erſchracken über Peters Anblick und eilten auf ihn zu — „Gott!“ ſprach Peter matt, „erbarme dich! „ich unglücklicher Menſch!“ —

„Lieber Herr Nabel“ redeten ſie alle ihm zu, „was fehlt Ihnen? ſagen Sie's uns nur, „wir wollen Ihnen alle helfen!“

„Ach — der General!“ —

„Haben Sie Verdruß gehabt?“ —

„Todt! — mein zweeter — ach mein beſter „Vater!“

Indem kam der Regimentsfeldſcheer. Dem General konnte er nicht mehr nützlich werden

und Peters Zuſtand ſtellte er ſich gleich ſo vor, daß er ſeiner Hülfe benöthiget ſeyn würde. Iſt der General todt? rief ihm die ganze Familie in der Stubenthür entgegen und mit dem Ja! Leider! — das er zur Antwort gab, brachen ihm ſowohl als allen Herumſtehenden die Thränen aus.

Unterdeſſen waren Berſtel, der Profeſſor und der junge Herr Lövenbarth dazu gekommen. „Gott!“ riefen ſie, „was iſts? was geht vor?“ Der Regimentsfeldſcheer bat ſie aber, daß ſie ſich nur erſt ihres Freundes annehmen möchten, dem man eilig zu Hülfe kommen müſſe. Nun faßte alles an, Peter ward auf ſeine Stube getragen, in das Bette gebracht, der Feldſcheer öfnete ihm die Ader und verſchrieb Medikamente nicht nur für Petern, ſondern für alle im Hauſe, wodurch den ſchädlichen Folgen des gehabten Schreckens vorgebeugt ward.

Man darf ſich nicht wundern, daß die Nachricht von dem Tode des Generals ſoviel Schrecken verurſachte, die Nachricht kam zu plötzlich. Nicht nur beim Regimente ſondern bei der ganzen Stadt hatte er ſich allgemeine Liebe durch ſeine Sanftmuth und Menſchenliebe erworben. Niemals hatte er einen Menſchen ungeholfen, ungetröſtet von ſich gehen laſſen; Tauſenden hatte er die Thränen abgetrocknet — zurückgetrieben, die ſie nur geſammlet hatten,

um

um sie bei seiner Leiche zu weinen. Auf der Strasse traten die Leute zusammen und beklagten den Verlust des edelsten, wohlthätigsten Mannes. —

Es war am Ende der Woche, als der General starb, am Sonntage stand sein Leichnam noch auf der Bahre. Da wurden ihm von allen Kanzeln der Stadt Leichenpredigten gehalten und wenn noch Einige übrig waren, welche die Thränen in den vergangenen zween Tagen zurückgehalten hatten und ausser den heftigsten Erschütterungen keine Bewegungen zu empfinden gewohnt waren, die zerflossen an der heiligen Stäte in nie empfundenen Rührungen, die in jeder treuen Seele Entschliessungen hervorbrachte, welche über ihr künftiges Leben Freude und Seligkeit verbreiteten.

„Heute," diese oder ähnliche Worte wurden von allen Kanzeln gehört, „heute, Brü„der, darf ich ein Beispiel zu meinen Lehren „nicht weit suchen. Sind sie versiegt die Thrä„nenbäche, die zween Tage lang auf die Stras„sen der Stadt flossen? — werden sie nicht von „neuem anfangen zu rinnen, wenn ich Ihn „nenne? — Er ist todt, unser verehrungswür„diger General, der Held und Christ war! „Der Ruhm eines Helden ist schon der Unsterb„lichkeit würdig, aber hier wird er vom Ruhme „des Christen verschlungen. Ich will sie nicht „aufrufen, die würdigen Nacheiferer seiner„

„glänzenden Tugend, die bei seinem Tode wa-
„ren. — Was kann uns der Tod eines Men-
„schen sagen, wenn wir sein Leben nicht ken-
„nen? — ich will sie aufrufen, die Zeugen sei-
„nes gottseligen Lebens, die Zeugen seiner men-
„schenfreundlichen wohlthätigen Handlungen, die
„ihr alle seid. Tretet auf, ihr alle, die ihr
„offenen Zugang in allem Anliegen zu ihm fan-
„det, — zu denen er mit theilnehmender Liebe
„sprach, — die er wider die Ungefälligkeit roher
„Menschen und wider die Verfolgungen der
„Ungerechtigkeit und Bosheit in Schuz nahm,
„— ihr alle denen er Sorgen und Lasten von
„den Schultern nahm, daß sie mit erleichterten
„und getrösteten Herzen aus seinem Zimmer
„gehen konnten, — tretet auf und rufet, wenn's
„möglich ist, die Empfindungen alle in ihrer
„ganzen Kraft zurück, welche euch damals Trost
„und Lebensfreude gaben. Hatten sie, seine
„wohlthätigen Handlungen, auf euch solche
„Würkungen, — was für Seligkeit muste denn
„nicht der Wohlselige in dem Zeugnisse sei-
„nes Herzens, daß er den Bekümmerten zum
„Trost und der Welt zum Segen lebte — was
„für Seligkeit muste er in der Versichrung des
„göttlichen Wohlgefallens finden, dessen Be-
„fehle und Absichten er mit lebhafter Freude
„zu erreichen beflissen war. Eurer aller Thrä-
„nen bei seinem Lebensschluß versichert, gieng er
„muthig seinem Tode in den Jahren des höch-
„sten menschlichen Alters entgegen und der loh-
„nende

„nende Vater im Himmel nahm ihn plötzlich
„aus dem vollen Lebensgenuß mit dem frohen
„Bewußtsein einer eben verrichteten edlen Hand-
„lung hinweg, daß er keine Schmerzen empfand
„und die Schrecken des Todes nicht sehen durfte,
„für welche der beste Mensch noch einige Ban-
„gigkeit übrig behält. — Ich sehe sie, meine
„Brüder, ich sehe sie eure Rührungen in erneu-
„erten Thränen durch eure Augen brechen!
„wisset ihr auch warum ihr weinet? — Nicht
„um Ihn — er ist über eure Thränen erha-
„ben. — Sinds Thränen der Dankbarkeit
„gegen Gott und ihn, so müssen sie euch seine
„Tugenden unvergeßlich machen und in euren
„Herzen würksame Triebe der Nachfolge erre-
„gen — Fliessen sie über euren unersetzlichen
„Verlust — ach! Brüder! so hängt's von euch
„ab, euren Verlust zu mindern. — Ihr
„braucht nicht alles zu verlieren — Werdet
„sanftmüthig, Gott vertrauend, menschenfreund-
„lich wie er, — lernet von ihm Wohlthäter,
„Segensstifter, Tröster gegen einander zu seyn,
„so würken sein Andenken und seine Tugenden
„noch ferner unter euch Freude und Segen.
„Verschiebt keinen guten Entschluß. Ermahn-
„ten wir euch bisher, wenn ihr wohlthun, ver-
„geben, Frieden stiften könntet, so eilfertig zu
„seyn, daß ihr die Sonne nicht über den Ver-
„zug möchtet untergehen lassen; so müssen wir
„euch ietzt sagen: daß der Tod unsers Helden
„die Ermahnung zur Eilfertigkeit noch drin-

„gender mache. Lasset, werden wir in Zukunft „ermahnen müssen, keine Mahlzeit heran kom„men. Wo ihr euch hinsetzet, denket, daß es „ungewiß ist, ob ihr wieder aufstehet: ungewiß „ist die Hofnung der künftigen Stunde! ver„geblich wird die vergangene zurückgerufen!“

Vollmuth erholte sich von dem gehabten Schrecken, aber nicht sobald konnte er seine Betrübniß überwinden, ob sich gleich alle seine Freunde vereinigten, ihm Beruhigung zu schaffen. Wenn er auch seinen Abschied schon bekommen hätte, so würde er doch den Verlust dieses allgemein geliebten und bedauerten Mannes, der sein Wohlthäter und Vater gewesen war, schmerzhaft empfunden haben. Da er aber so plötzlich vor Erfüllung seines Versprechens weggerissen ward, so war sein Tod ein doppelter Verlust für **Petern**, der ihn für seine ganze Lebenszeit unglücklich machen konnte, wenn ein Nachfolger kam, der nichts von seiner Denkart hatte.

Sein erster Gang war zu den Staabsofficieren, welche mit ihm bei der letzten Mahlzeit des Generals gewesen waren. Der General hatte Ihnen, sobald von Liebe weg war, die Erlaubniß gegeben, von der Sache die Wahrheit zu reden, wo sie wollten, aber ieder solle sich hüten, Nabels wahren Geschlechtsnamen zu nennen. Wegen des Geheimenraths von F**, auch wegen der Warnung, die ihm

Würdig

Würdig gegeben hatte, sich in seinem Hause nicht zu erkennen zu geben, hielt Peter diese Behutsamkeit für gut und bat sich's ietzt selbst noch einmal von denen Herren aus, daß sie diese Verschwiegenheit nicht brechen und ihm zu seinem Abschied behülflich seyn möchten. Versprechungen gaben sie ihm alle, so gut als er sie nur wünschen konnte. „Haben Sie nur Geduld," hieß es bei allen, „bis der neue Chef „da ist; Ihr Abschied soll Ihnen so gewiß seyn, „als wenn Sie ihn schon hätten."

Der Landesherr nahm eine Versetzung der Officiere vor und das Regiment bekam einen fremden Chef, der bisher bei einem andern Regimente gestanden hatte. Es war ein Mann — gerade das Gegentheil vom vorigen. Bei der ersten Nachricht zitterten Regiment und Stadt und bei seiner Ankunft fiengen sie alle an, den Tod des vorigen Generals noch einmal zu beweinen. In den ersten acht Tagen war er so allgemein gefürchtet, als sein Vorgänger geliebt; und bei allen Gelegenheiten zeigte er sich als einen Tirannen und Wüterich. Es war als wenn er alle Tage Menschenblut sehen müste, so schlug er bei dem Exerciren in die Soldaten hinein und sein Lieblingsschlag war gerade ins Gesicht. In den ersten vier Wochen waren zwanzig deserteurt, Zehen hatte der Abschied gegeben werden müssen, weil sie keine Zähne mehr hatten, die Patronen aufzubeissen und ein Paar

hundert Hunde, wie er sie nannte, giengen mit aufgelaufenen Wulsten wie Bratwürste über die Backen herum. Peter zitterte und hatte beinahe allen Muth verlohren.

Das erste, was Vollmuth that, war: er schrieb an alle seine Freunde nach der Residenz und in der Zeit, daß er Antwort erwartete, gab er sich Mühe, des Generals Gewogenheit zu erlangen. Aber das war eine schwere Sache. Nicht einmal Urlaub ward ihm iezt gegeben. Vollmuth hielt sich in allen Stücken so strenge nach Ordnung und Gesetz, daß er bis iezt noch keine Bratwurst tragen durfte, weiter konnte er's aber nicht bringen und wie lange er sich so würde halten können, war auch ungewiß. Man konnte es bei ihm gar zu leicht versehen und wohin er einmal geschlagen hatte, dahin schlug er gern öfter.

Einstmals war der General in Gesellschaft einiger Professoren gewesen, welche Petern das herrlichste Zeugniß seines Fleisses und seiner Aufführung wegen gegeben hatten. Aber der ganze Vortheil für Petern war, daß der General versprach, ihn, wenn er sich gut aufführen würde, bei der ersten Gelegenheit zum Officier zu machen, welches für ihn keine Wohlthat war.

Zu einer andern Zeit traf sich's, das Peter zum General kam, als alle Staabsofficiere bei ihm

ihm versammlet waren. Er ergrif diese Gelegenheit und versprach sich viel Unterstützung, wenn er sich wegen des vom vorigen General erhaltenen Versprechens auf die Herren Officiere berufen würde. Aber er betrog sich. Wenn er sie nicht von Gesichte gekannt hätte, so würde er aus der Sprache geurtheilt haben, daß es die vorigen nicht wären und sie alle mit dem General von andern Regimentern gekommen seyn müsten. Da war kein einziger, der sich von dem Versprechen des vorigen Generals etwas erinnern konnte. „Ich kann dir," sprach der ietzige Chef, „den Abschied nicht geben, ich „kriege keinen solchen ansehnlichen und grossen „Kerl wieder als du bist. Schafst du mir den, „aber so groß als du muß er seyn, so sollst du „deinen Abschied haben. Aber funfzig Prügel „wenn du ein Wort eher von Abschied sprichst." Nun wars hohe Zeit daß Peter gieng.

Berstel sahe ihm seine Verlegenheit an, sobald er in die Stube trat. Ihm selbst war die Nachricht sehr unangenehm, weil er auch gern nach L** gehen und sich gleichwohl von seinem Freund nicht trennen wollte. Es war schon längst beschlossen, wenn Vollmuth heute den Abschied bekäme, so wollten sie morgen abgehen. Jetzt standen seine Sachen mißlicher als iemals. Ein anderer Kerl, — wo war der herzuschaffen? ia wenn er nicht hätte die Gröſſe haben müssen! Vollmuth war der längste

beim

beim Regimente nach dem Flügelmann, solche Leute giebts nicht in iedem Dorfe. Und wenn er da war, hatte er denn deswegen Lust Soldat zu werden? Wo sollte denn Peter auch das Geld hernehmen, ihn zu befriedigen, wenn er seine Foderung nach seiner Grösse abmessen sollte? Kurz alle Ueberlegungen, auf die sie nur stiessen, machten ihre Verlegenheit grösser und vermehrten Vollmuths Unruhe.

Wenn man lange genug herum geirret hat, findet man sehr öfters wieder einen gangbaren Weg, der zum gewünschten Ziele führt. Bertel erinnerte seinen Freund an seine vorigen Schicksale, und lehrte ihn aus den alten Erfahrungen göttlicher Hülfe neue Hofnung fassen. Ich wollte, sprach er, daß Sie nur erst ihren verkehrten Namen wieder abgelegt hätten.

Wie so? fragte Peter.

Sie heissen ia nicht Kleinmuth — Sie heissen ia Vollmuth und wenn Sie ihren Namen nur hören, müssen Sie sich der Verzagtheit sowohl als der Verzweifelung schämen. Für einen Mann, der mich zur Tugend zurück führen kennte, schickt sich's nicht, iezt Standhaftigkeit und Hofnung fahren zu lassen und noch weniger schickt sichs für einen Mann, der's so oft schon erfahren hat, daß ihn die Fürsehung in keiner Noth verläßt.

Diese

Diese Vorstellungen hatten die beste Wirkung. Peter küste seinen Freund, faßte neuen Muth, schrieb nochmals an seine Freunde in der Residenz, von denen er auf den vorigen Brief noch keine Antwort bekommen hatte, und zog den folgenden Tag, wo nicht vergnügt, doch unverzagt auf die Wache.

In der nachmittägigen Stunde von drei bis vier Uhr hatte Vollmuth einen der äussersten Posten auf einem Wall, wo dicht beiweg ein Fußsteig gieng, daß die vorübergehenden mit der Schildwache sprechen konnten. So in der Einsamkeit war's wohl nicht zu vermeiden, daß Peters Gedanken nicht in sich hinein gekehrt seyn sollten. Er gieng mit zusammen geschlagenen Armen auf seinem Posten langsam auf und nieder und sahe dabei so unverwandt auf die Erde als wenn er alle Sandkörner hätte zählen wollen, da er unvermuthet von einer Stimme aus seiner Tiefsinnigkeit geweckt ward, die ihn das Gesicht nach dem Fußsteig hinzuwenden nöthigte. Er bekam einen langen ansehnlichen Menschen in bäuerischer Kleidung zu sehen, der ihn grüßte und mit besserer Art, als der Bauer zu thun gewohnt ist, um Verzeihung seiner Freiheit bat, daß er ihn mit seiner Anrede in seinen Gedanken gestöret hätte. „Kennen Sie," fragte er, „keinen Studenten, „der Berstel heißt und wissen Sie mir nicht „seine Wohnung zu sagen?" Was für Freude! es war Martin.

Es ist ziemlich lange her, daß wir Martinen nicht gesprochen haben, daß es wohl seyn könnte, daß ihn einige von meinen Lesern ganz vergessen hätten. Peter hatte ihn vor beinahe sechs Jahren bei dem Prediger in Hundsnase zum letztenmal gesprochen, als er mit Magister Bersteln und seinem Großvater Dreifuß aus Gutleben nach der Residenz reiste. Bis ietzt hatte er daselbst gedient. Wie es zugieng, daß er eben ietzt nach H** kam, ist leicht zu errathen, wenn man sich nur an die Verbindungen in der Residenz erinnern will. Vollmuths Freunde befanden sich in grosser Verlegenheit und Unruhe. Sie waren durch ihn selbst von seiner unglücklichen Lage unterrichtet worden, wusten aber keinen Weg ausfindig zu machen, auf welchem ihm zu helfen wäre. Das allerschlimmste, das Emilien ganz untröstlich machte, war: daß der neue Chef mit dem Geheimenrath in genauer Bekanntschaft stand und die ihm bevorstehende Veränderung schriftlich ihm gemeldet hatte.

Jetzt wars höchst nöthig, Gebrauch von dem Schrankschlüssel zu machen und Hans ließ sich's ohne Erinnerung angelegen seyn, genaue Aufsicht zu halten. Er war so glücklich, des Generals Schreiben und auch des Geheimenraths Antwort zu entdecken und fand, daß die letztere besonders Erkundigungen nach Peter enthielt. — Noch hatte man den Trost, daß

daß die Erkundigungen nicht viel helfen würden, weil man wuste, daß Peter nicht anders als unter dem Namen Nabel daselbst bekannt war. Aber nun wuste man keinen Rath, als der Geheimerath von dem Herrn von Lieben einen Brief bekam, worinn dieser den Vorgang mit Petern bei der letzten Mahlzeit des vorigen Generals und zwar ziemlich verstellt erzählte, Vollmuths-dort angenommenen Namen verrieth und um des Geheimenraths Beistand bei dem neuen Chef bat, damit Peter nachdrücklich bestraft werden möchte. Der Generalsuperintendent, Wetter und Hans keiner wuste zu rathen.

Hans hatte unterdessen Peters Verlegenheiten seinem Bruder Martin nach Hungersdorf gemeldet und statt der Antwort kam er selbst gerade an dem Tage, an welchem von Liebens Brief mit der Post ankam. Er erweckte eine allgemeine Freude, als er seine Absicht erklärte und sagte: daß er sich aus dem Dienste seines Herrn losgemacht habe und nun hingehen wolle, Petern von den Soldaten zu befreien, und in dessen Stelle zu treten. Emilie wuste nicht was sie dem Menschen aus Dankbarkeit und Freude all thun sollte und die Geheimeräthin nicht nur, auch Würdig und Wetter gaben ihm Handgeld und Briefe an Vollmuthen. „Eile nur," sprach ieder zu ihm, „eile nur, guter Martin! ehe dem General

„neral sein gegebenes Wort wieder leid wird „oder sonst etwas dazwischen kömmt.“ Hier kam nun Martin und erkundigte sich bei der ersten Schildwache nach Bersteln.

Martin hatte den Soldaten auf seinem Posten sehr genau betrachtet, sobald ihn seine Augen erreichen konnten. Je näher er kam, desto gewisser schien seine Muthmassung zu werden, daß es Peter sey. Da er ihn aber in so langer Zeit nicht gesehen hatte und Peter unterdessen sehr gewachsen war, so wollte er doch seinen Augen nicht trauen und fragte nach Bersteln; weil er wohl glauben konnte, daß, im Fall es Peter wäre, dieser ihn erkennen und sich selbst zu erkennen geben würde. Dies geschah, und da hier der Ort nicht wär, wo sie beide ihre Freude ausbrechen lassen, noch sicher mit einander reden durften, so beschrieb ihm Peter sein Quartier und versprach nachzukommen, sobald er abgelößt seyn würde.

Für Verwunderung blieb Vollmuth steif stehen und konnte kein Wort reden, als er ins Quartier kam und Martin die Absicht seiner Reise erklärte: „ich will“ sprach er, „Soldat „für Sie werden und Sie sollen los seyn.“—

Zu viel, sprach Peter nach einer guten Minute — das ist zuviel Martin! ich kann dir nicht vergelten, was du an mir thust.

Das

Das sollen Sie auch nicht. Für iezt bin ich belohnt, (hier zeigte Martin seine Handgelder) das hat mir Fräulein Emilie, dies die Frau Geheimeräthin, dies der Herr Superintendent Würdig und dies der Herr Sekretair Wetter geschenkt. Von Ihnen will ich meinen Lohn schon in der Zukunft bekommen.

Vollmuth empfand hier den Werth seiner Freunde in voller Kraft und fiel seinem Martin mit einer Herzlichkeit um den Hals, die iener besser empfinden als erwiedern konnte. „Mit der Zukunft," sprach er, „sieht's schlecht „bei mir aus; nimm das Gegenwärtige. Als „meinen Bruder will ich dich lieben und, wenn „ich kann, für deine Befreiung wieder sorgen."

Martin war ein bildschöner Kerl, so schön als er kaum beim Regimente war und maß zween Zoll mehr als Vollmuth. Er hatte viel Nachstellungen von den Soldaten gehabt und würde ihnen schwerlich entgangen seyn, wenn nicht sein seliger Vater bei einer gewissen Gelegenheit die Versicherung von dem Landesherrn bekommen hätte, daß seine Söhne frei seyn sollten. Man hatte nur keine Erlaubniß, reisende Ausländer anzuhalten und mit Gewalt wegzunehmen, sonst hätte man ihm im Thore gleich einen blauen Rock angezogen. Er zeigte aber seinen Paß und der Feldwebel konnte weiter nichts thun, als daß er ihm mit grossen Augen und mit einer verlangenden Miene voll

Wohlgefallen nachsahe. Um soviel mehr hatte man Behutsamkeit anzuwenden, daß der General nicht etwa auf den Einfall kommen möchte, den Kerl anzunehmen und Petern auch behalten. Martin durfte sich auf der Strasse nicht sehen lassen und Peter gieng zum General.

Soweit brachte er's doch durch Unterstützung des Maiors, der Petern ganz besonders wohl wollte und eben zugegen war, daß der General den Abschied schreiben und untersiegeln ließ, eh er ihm den Kerl brachte. Es war schon so bekannt, daß er in diesem Falle nicht Wort hielt, daß es ihn nicht einmal verdroß, wenn man ihm nicht trauen wollte. „Nabel," sagte der General, „du bist unglücklich, wenn du mich belügst! ich schicke den Feldwebel mit, der dich aus den Augen nicht lassen darf und wenn hernach der Kerl nicht so ist, wie du ihn beschreibst, so wird dir der Abschied und alle Hofnung für die Zukunft genommen." „Ja," sagte Nabel, „ich unterwerfe mich aller Strafe" und nun gab ihm der General den Abschied in die Hände.

Der General lag mit dem Maior im Fenster und wartete mit verlangender Begierde auf Peters Zurückkunft. Sie kamen; der Feldwebel und Peter führten Martinen. Eine lächelnde Miene und ein kräftiger Fluch, der zum Fenster herausschallte, waren für Voll-

muthen

muthen schon Triumph in der Entfernung von einigen Häusern und als sie näher kamen, rief ihnen der General seine Zufriedenheit mit den Worten entgegen: ihr seid brave Kerle. Peter hatte eben keine Ursach, sich bei diesen Worten so sehr zu freuen; wer weiß, wie sie der General verstand. — Er konnte sich an Martinen nicht satt sehen und stand lange und bewunderte ihn, bis er endlich in die Worte ausbrach: „Martin würde mir doch besser gefallen, wenn „Peter neben ihm stehen bliebe; warte! — du „hast mich heute so — nun! 's ist geschehen.“ Peter lief, was er konnte, und that die herzliche Gelübde, dem General nicht wieder unter die Augen zu kommen.

Berstel hatte unterdessen schon mit dem Einpacken angefangen und Peter zog, sobald er nach Hause kam, den Soldaten aus. Wissen Sie was, sagte Berstel zu Petern, Sie sind verrathen. Sobald Sie zum Hause hinaus waren, so kam der Aufwärter eilig herauf gelaufen und fragte mich mit ausbrechender Frölichkeit: „obs wahr sey, daß Sie Voll„muth heissen und aus Hungersdorf seyn.“

„Wie kömmt er,“ antwortete ich ihm, „zu „der wunderlichen Frage? ich kenne Hungers„dorf so wenig als den Namen Vollmuth; „mein Vater kennt ihn ia und seinen Großva„ter auch, er heißt Nabel. Wer hat ihm das „weis gemacht?“

„Der Feldwebel," antwortete er mir, „hats „gesagt, und mich dünkt, es wird wohl wahr „seyn; Sie wollen's nur nicht gestehen."

„Ich wüste nicht," sprach ich, „warum ich „das verleugnen sollte! und was liegt ihm „daran, das zu wissen?"

„Ei nun," sprach er, „denn hätte ich an „seinem Taufstage auch mit geschmauft."

„Wie so?" fragte ich, das wollte er aber nicht sagen.

Martin wuste das Geheimniß zu erklären, worüber sich Vollmuth nicht wenig verwunderte. Heist ihr Aufwärter, fragte Martin, nicht Bringeher? ia! antwortete Vollmuth. Nun, sagte Martin, denn hab' ich mich nicht geirrt, ob ich ihn gleich nur einmal über den Hof habe gehen sehen. Er war damals Lakei bei der Frau Geheimenräthin, als sie sich in Hungersdorf bei dem Herrn von Liebe aufhielt, ihre Wochen zu halten; und weil der Herr Geheimerath und Herr von Liebe Ihre Paten waren, so muste er ia freilich zur Aufwartung dabei seyn.

Es war an dem ganzen Geheimnisse mit Peters Namen ietzt soviel nicht mehr gelegen, da es aber so lange war bewahrt worden, so wollte er's auch ietzt nicht gern verrathen haben. In die Zukunft, dachte er, kann man nicht hinein sehen und Würdig könnte glauben, du

hättest

hätteſt ſeinen Rath nicht geachtet. Vollmuth trieb ſeine Freunde zur Eilfertigkeit an, gieng ſelbſt hin und beſtellte Poſtpferde, nahm hierauf von ſeinen Hausgenoſſen herzlichen Abſchied, küßte Martinen und fuhr mit Berſteln zum Thore hinaus, als er ſeinen Abſchied kaum drei Stunden in Händen hatte.

Indem Peter auf den Poſtwagen ſteigen wollte, kam der Regimentsfeldſcheer aus der Straſſe hergelaufen, worinn der General logirte. Er rief, daß ihn Peter ſehen und noch verziehen muſte, bis er heran kam. Vollmuth kannte den Regimentsfeldſcheer nicht anders als ſeinen Freund und vermuthete, daß er ihm noch einen Abſchiedskuß bringen würde. Aber er hatte noch ein wichtigeres Anliegen. Er zog Vollmuthen auf die Seite und ſagte ihm ins Ohr: „eilen Sie, liebſter Vollmuth, „daß Sie zum Thore hinauskommen. Ich „komme von dem General und will Ihnen nur „eine Nachricht bringen, die ich daſelbſt ver„nommen habe. Der Herr von Liebe iſt „hier; wer weiß, was er für Abſichten hat! „Eben ietzt ließ er ſich bei dem General mel„den. Zum Glück, daß der General Briefe „zu ſchreiben hatte und ihn nicht gleich annehmen konnte; er iſt aber nach einer Stunde „beſtellt und ſoll zur Abendtafel bleiben. Eilen „Sie, daß Sie in Sicherheit kommen! der alte „Satan ſoll ſich recht ärgern, daß Sie ſeinen

„Klauen entgangen sind. Sie sollen Nachricht „von mir bekommen.“

Mir ist's als sähe ich sie ietzt durch die Stadt zum Thore hinaus fahren. De Postillon stieß ins Horn und ließ es schnell aus der Hand fallen um die Peitsche zu ergreiffen, seinen Worten bei seinen Rossen den gehörigen Nachdruck zu geben. Die Pferde liefen in vollem Sprunge und Berstel sowohl als Vollmuth dreheten Kopf und Augen nach allen Seiten herum. Das wusten die Pferde schon, im Thore giengen sie langsam.

Für Geld thut der Deutsche alles. Peter hatte nicht nöthig, dem Postillon die wahren Absichten seiner Eilfertigkeit zu entdecken; das ist den Leuten schon bekannt, wie Studenten gefahren werden müssen. „Schwager! einen „Gulden Biergeld oben ein und in der ersten „Schenke Bier, Brandtwein und was ihr ha„ben wollt, all's voll auf!“ mehr brauchte Peter nicht zu sagen. Der Postillon wählte den verlangten Umweg, auf welchem die Grenze eher erreicht ward und iagte dermassen, daß man für Dampf, welcher um die Pferde wie eine dicke Wolke schwebte, kaum Postillon und Pferde sehen konnte. Vollmuth und Berstel fassen beide wie Stumme auf dem Wagen, dann und wann ein freundliches Lächeln über des Postillons Gefälligkeit, weiter sahe man keine Veränderung in ihrem Gesichte. Gott

Lob!

Lob! waren die ersten Worte, als sie auf sichern Boden waren; nun Postillon! laßt sich die Pferde wieder erholen.

Die Erscheinung des Herrn von Liebe ließ sich recht gut erklären, sobald man nur so viel Ruhe hatte, daß man darüber nachdenken und sprechen konnte. Herr von Liebe war kaum zum Hause hinaus, als den General Wetter der Schlag rührte, und gewiß konnte er noch nicht zum Thore hinaus seyn, als sich die Nachricht von seinem Tode ausbreitete. Ich glaube, daß er der einzige gewesen ist, der über den Tod dieses rechtschaffenen Mannes Freude empfunden hat. Die Neugierde, was das Regiment für einen Chef bekommen würde, war bei ihm ganz gewiß so groß, als bei Vollmuthen und die Entscheidung ihm so angenehm, als sie Petern traurig seyn muste. Freilich muste ihm diese Veränderung neuen Muth machen, seine Versuche wider Petern zu erneuern, da ihn alle Umstände der Erreichung seines Zwecks zu versichern schienen. Gesetzt auch, daß er Petern nicht in seine Gewalt bekommen sollte, so durfte er doch daran nicht zweifeln, daß es ihm gelingen würde, ihm unglückliche Tage zuzubereiten. Man darf hier nur an den Brief denken, den der Geheimerath vom Herrn von Liebe bekommen hatte, so ist die ganze Sache klar. Ohne Zweifel hatte der Geheimerath an den General nach H . .

geschrieben und seinem Schwager Nachricht davon gegeben, Herr von Liebe kam also, die Wirkungen davon zu sehen. Ganz gewiß würde ihm auch seine Absicht gelungen seyn, wenn Peter nicht aus der Falle war. Wenn auch der ietzige General von Liebens Ungerechtigkeit und Bosheit so deutlich eingesehen hätte als sein Vorfahre, so würde seine Entscheidung doch ganz anders ausgefallen seyn. Die kleinste und gewisseste Strafe wäre gewesen: Peter hätte den blauen Rock wieder anziehen müssen. Ja, ia! sprach einer zum andern, indem sie den Zusammenhang so überlegten, es ist gut, daß wir fort sind.

Den andern Tag kamen sie glücklich nach L**, nachdem sie sich den Weg lang mit der Hofnung freudigerer und ruhigerer Tage aufgeheitert und die besten Maßregeln überdacht hatten, wie sie sich überall einer weisen und empfehlenden Aufführung befleißigen, besonders aber gegen des Geheimenraths Söhne alle nur mögliche Vorsichtigkeit und Klugheit beobachten wollten. Als sie durch die Vorstadt waren und ans Hauptthor kamen, war's ihnen nicht wenig Verwunderung, als der Thorschreiber ihre Namen wuste und die Frage that; ob sie nicht Vollmuth und Berstel hiessen. Sobald er ia zur Antwort bekam, so wollte er seine Tochter rufen, und den Postillon zu Rechte weisen lassen; indem aber kam ein Student um die

Ecke

Ecke herum, den Vollmuth sobald als der Thorschreiber erkannte. Nun, sprach er, brauchen Sie keinen Wegweiser, da kömmt ein Herr, der wird Sie schon anführen.

Die Würdigschen Söhne waren auf der Universität in L** und meine Leser werden's wohl ohne mich errathen, daß dieser Herr einer von ihnen war. Ihr Herr Papa hatte ihnen Nachricht geben, daß Vollmuth mit Berstein nächstens nach L** kommen würden und ihnen aufgetragen, eine Stube für sie zu besorgen. Es traf sich, daß gerade eine Stube in ihrem Hause ledig war, die sie mit grossem Vergnügen für ihre Freunde mietheten. Einige Tage lang war der älteste Würdig zu dem Thore hinaus auf dem Wege lang spatziren gegangen, woher sie kommen musten und hatte manche Stunde bei dem Thorschreiber gesessen um sie zu empfangen. Die Freude war ausserordentlich groß, als sie endlich kamen und Vollmuth sowohl als Berstel waren sehr vergnügt, daß sie mit ihnen in einem Hause wohnen konnten. Die alte Freundschaft ward den ersten Abend noch erneuert und solche Einrichtung getroffen, daß sie hoffen konnten, ein angenehmes und nützliches Leben zu führen. Sie hatten alle viere die Absicht, ihre Tage ihrem Zweck gemäß anzuwenden und den Grund zu ihrer künftigen Glückseligkeit zu legen.

Man hat freilich nicht Urſach, andere Entwürfe als ſolche zu machen, die Ruhe und Freude verſprechen; Unruhe und Mißvergnügen kommen ungeſucht, und wachſen wie Unkraut unter dem Waitzen. Die beiden Söhne des Geheimenraths von F** Moritz und Adolf waren noch auf der Univerſität. Vollmuth hatte ſichs wohl vorgeſtellt, daß ſie noch da ſeyn würden, weil er ſonſt aus der Reſidenz Nachricht von ihrer Zurückkunft bekommen haben würde, aber das hatte er nicht geglaubt, daß er ſie noch mit den alten Geſinnungen gegen ſich antreffen würde. Sie waren die vorigen ohne Veränderung und ihre laſterhaften Geſinnungen hatten ſich noch feſter geſetzt und weiter ausgebreitet. Einige Wochen nach der Krankheit hatte ſich Moritz etwas eingezogener und ſittſamer gehalten, aber nach und nach war er wieder in ſeine vorige Lebensart herabgeſunken, bis er endlich noch ausſchweifender und liederlicher worden war als zuvor. Sein Bruder Adolf gab ihm nichts nach, als daß er die Befriedigung ſeiner Lüſte für wohlfeilere Preiſe haben muſte und dadurch deſto mehr in Niederträchtigkeiten herunter fiel, die ihn ſelbſt ſeinen laſterhaften Brüdern zum Spott und Abſcheu machten. Auf des Fürſten Verfügung waren ihnen die beſten Männer zu Hofmeiſter gegeben worden, aber ſie hatten's immer in wenigen Wochen dahin gebracht, daß ſie ſie verlaſſen muſten. Jetzt waren ſie ſich ſelbſt überlaſſen. Man ſagt, ſetzt

ſetzte der jüngere Würdig hinzu, daß ſie mit dem Herrn von Liebe und auch insgeheim fleißig mit Renzeln korreſpondiren.

Die beiden Würdige hatten mit ihnen alle Geſellſchaften abgebrochen und lebten in einer ſolchen Entfernung von ihnen, daß ſich iene ſeit einem halben Jahre nicht mehr einfallen lieſſen, ſie zu ſuchen. Der Kontraſt zwiſchen ihnen war ſo auffallend, daß ſie ihn ſelbſt nicht ertragen konnten und da ſie ſich ienen und iene ſich ihnen nicht nähern wollten, ſo war's der beſte Rath, daß ſie ſich mieden. Ohngefähr vier Wochen nachher, als Vollmuth hieher gekommen war, lieſſen ſie ſich beide zum Beſuch bei Würdigs melden. Offenbar wollte man ſie nicht von ſich ſtoſſen und hatte man auch einmal einen Vorwand gewählt, ihren Beſuch zu verbitten, ſo konnte man ſich wohl vorſtellen, daß ſie zu einer andern Zeit wiederkommen würden, wenn ſie einmal den Vorſatz hatten, Vollmuthen zu ſprechen. Vollmuth blieb aber mit Berſteln auf ſeiner Stube.

Sie kamen und ſtellten ſich, als ob ſie gar nicht wüſten, wo Vollmuth logire. Endlich brachten ſie das Geſpräch auf ihn und ſobald ſie die Antwort bekamen, daß er hier im Hauſe wohne, half gar kein Halten, ſie muſten ihn ſprechen. Beide Würdige giengen mit nach Vollmuths Stube. Sieh da! rief Moritz ſchon in der Stubenthür, Petérchen, Willkommen!

kommen! — J Peter, sprach Adolf, hat dir die Mama auch Geld mit gegeben?

Meine Herren, antwortete Vollmuth, mit wem sprechen sie? wissen sie mir keinen andern Namen zu geben?

Ach verflucht! sprach Adolf, du hast's wohl vergessen, daß wir dich groß gefüttert haben? Sieh doch! wie patzig die Menschen werden können! In dem Ton gieng's immer fort, daß ihnen nicht nur die Würdige beschämende Vorstellungen machten, sondern auch Vollmuth sie so in die Enge trieb, daß sie sich gedemüthiget fühlen musten. Sie fuhren aber immer fort, ihn Peter zu nennen und aus Unmuth allerlei Unfug anzufangen; bis endlich Berstel, der seine Hitze weniger mäßigen konnte, da Adolf seinen Krug auf die Erde schmiß, sie beide bei den Armen ergrif und zur Thür hinaus warf. Ich rath's Ihnen, daß sie nicht wiederkommen, sprach er, die Stube ist mein.

Daß sie nun giengen, darüber dürfen sich meine Leser nicht wundern, sie waren feige niederträchtige Menschen, die jedem wichen, der Herz zeigte. Der Fürst hatte auch ihrentwegen solche Verordnungen gegeben, daß sie's gar nicht wagen durften, auf's äusserste es kommen zu lassen. Aber heimtückische Leute waren sie, die im Stande waren, die niederträchtigste

Rache

Rache auszuüben, wenn sie Gelegenheit dazu finden konnten, und Vollmuth hat gewiß. Ursach, auf seiner Hut zu seyn.

Vollmuth war mit der Hitze seines Freundes nicht zufrieden und würde ihn sehr getadelt haben, wenn er nicht selbst hätte gestehen müssen, daß er mit Gewalt wäre dazu gebracht worden. Indessen konnte der Gedanke seine Unruhe nicht heben. Er war mit grosser Hofnung nach L** gegangen, hier mehr Ruhe und besonders die Herren von F** in solchen Gesinnungen zu finden, die ihm ihre Freundschaft wünschenswürdig machen und Zugang zu derselben erleichtern würden. Wie wenig entsprach der Erfolg seiner Hofnung! — Ganz gewiß wäre ihnen ietzt keine Rache zu grausam gewesen, wenn sie nur Gelegenheit zu solchen Anlagen finden konnten, wobei sie selbst nicht in Gefahr geriethen. Dachte Peter vollends an die fernere Zukunft, wie viel Bitterkeiten mischten sich da nicht in seine gehoften Freuden! — wie bebte er nicht für dem Wunsch seines Herzens, mit Männern in eine nähere Verbindung zu treten, die soviel feindselige Gesinnungen gegen ihn ernährten, als er freundschaftlichen Zug der Liebe zu ihnen empfand! Wenn sich nur, seufzte er, der Mensch nicht so oft in seinen Hofnungen betrogen fände! Seinen Freunden gelang's nach und nach, ihn zu beruhigen, und im Fortgange kamen abwech-

seinde Zwischenzeiten, die den vorhergegangenen Kummer immer wieder vergessen halfen.

Wetter bekam von allen Vorfällen Nachricht und seine Briefe enthielten ausser den verlangten Nachrichten aus dem Würdingschen und des Geheimenraths Häusern soviel aufmunternde Versichrungen von seiner geschäftigen Wachsamkeit für seines Freundes Ruhe und Glück, daß Vollmuth viel Trost daraus schöpfte. Nach wenigen Tagen fand sich ungesucht eine Gelegenheit, welche Petern mit dem Professor in eine Bekanntschaft brachte, der wegen des Vorfalls mit Lorenzen von der Akademie an den Fürsten war geschickt worden und hernach den Auftrag vom Hofe erhalten hatte, daß er über Moritzen und Adolfen genaue Aufsicht haben sollte. Dieser gewann Vollmuthen in der ersten Stunde lieb und schenkte ihm seine ganze Gewogenheit. Er gab ihm die besten Maaßregeln, wie er sich gegen die Herren von F** verhalten sollte und versprach ihm nicht nur seine Vertretung bei dem Fürsten, sondern auch des ganzen Akademischen Senats Schutz, sofern irgend einer seiner Feinde seine Ruhe und Sicherheit zu stören wagen sollte. Es kann seyn, daß dieser Umstand einen Eindruck auf die Herren von F** machte, oder wenn er das nicht that, so ist doch die Folge gewiß, daß Moritz und Adolf sich ganz ruhig hielten. Es schien, als wollten sie

ihr

ihr erstes Betragen gegen Petern selbst mißbilligen. Sie fiengen an, ihre Besuche bei Würdigs zu erneuern, liessen sich's ausbitten, daß Vollmuth und Berstel bei der Gesellschaft seyn möchten und zeigten sich freundschaftlicher, als man erwartet hatte. Dahin konnten sie's aber nicht bringen, daß Vollmuth Zutrauen zu ihnen gefaßt hatte, weil er in ihrer Phisiognomie verrätherische Züge zu finden glaubte, die Zurückhaltung und Vorsicht anriethen und eine bedenkliche Furchtsamkeit bei ihm unterhielten.

Das ist schlimm, daß die härtesten Anfälle des Unglücks gemeiniglich von einer Seite kommen, woher man nichts zu fürchten zu haben glaubt. Da sträubt man sich mit aller Gewalt und kämpft aus allen Kräften wider ein gefürchtetes Uebel, das sich von weitem nur zeigt und ohne unser Zuthun schon den Befehl empfieng, in einer gewissen Entfernung vor uns zu verschwinden, unterdessen im Rücken ein Ungewitter heraufreift, das uns in völliger Sicherheit einen Schlag beibringt, der alle Sinne betäubt. — Vollmuth war beinahe ein halbes Jahr in L**, als er von Berstels Vater aus Gutleben Briefe erhielt, die ihn ganz und gar erschütterten. „Ihr guter alter Großvater," schrieb er, „hat seit einigen Tagen soviel Gram „und Leiden, daß ich fürchte, er wird endlich „demselben unterliegen müssen. Gott! was für

„ein

„ein Herzeleid, wenn man ietzt in sein Haus „kömmt! Soviel Freude mir's sonst war, zu „ihm zu gehen, so sauer werden mir ietzt meine „Wege dahin. Liebster **Vollmuth**! träten „Sie ietzt in die Stube, in welcher Sie ehedem „die seligen Freuden eines unschuldigen zufriede„nen Lebens in vollem Maaße genossen — hör„ten Sie da einen tiefgebeugten Vater iammern „und eine trostlose Mutter im Zirkel ihrer wei„nenden Kinder mit gen Himmel gerichteten „Augen und gefalteten Händen um Erbarmung „seufzen — würfen Sie dann ihre Augen auf „den Erdboden, um die Ursachen ihres Kum„mers aufzusuchen und sähen da auf einen Lager „in nie gesehenem Elende und mitleidswürdig„sten Umständen Ihren Stiefvater liegen — „sagen Sie! was würden Sie da empfinden? „Ja! es ist wahr, Ihr Stiefvater ist da! „Noch kann ich Ihnen von seinem Schicksale „nichts sagen, weil er in so grosser Schwachheit „da liegt, daß er bis ietzt keinen Laut von sich „gegeben hat. Ein einziges mal schien's, als „wenn er Ihren Namen hätte aussprechen wol„len, er konnte aber die erste Silbe noch nicht „deutlich herausbringen. — Schon wieder ein „Bote, der mich ruft! ich muß eilen. Machen „Sie sich gefaßt, traurige Nachrichten zu hören."

Es konnte nicht anders seyn, **Vollmuth** muste durch diesen Brief niedergeschlagen und lusserst beunruhiget werden. Berstel und

beide

beide Würdige traten zur Stube herein, als er noch tief in Gram versenkt unbeweglich auf dem Stuhl saß, wo er den Brief bekommen und gelesen hatte. Wie erschracken sie, als sie ihren Freund in der Lage fanden! Lesen Sie! sprach er, als sie nach der Ursach seiner Bekümmerniß fragten, und reichte ihnen den Brief hin. Keiner von ihnen konnte ihn ohne Rührung lesen. Peter dachte iezt schon an kein Windeln waschen — an keinen Braunen mehr und hätte sich gern gleich auf den Weg gemacht, seinem Großvater zu Hülfe zu eilen, wenn er hätte der Neigung seines Herzens folgen dürfen. Aber iedermann widerrieth ihm, eine solche Reise zu unternehmen. Seine eigene Versäumniß war schon ein wichtiger Grund, dessen sich seine Freunde bedienten, ihm diesen Vorsaz auszureden, aber er würde sich dadurch nicht haben abhalten lassen. Die Furcht, für den Nachstellungen seiner Feinde schreckte ihn am meisten ab. Wer konnte gut dafür seyn, ob nicht Moritz oder Adolf, Peters Reise erfahren und dem Herrn von Lieve Nachricht davon geben würden. Hätte ihm das nicht Gelegenheit zu neuen Anschlägen geben können? Die Klugheit rieth ihm an, sich dabei zu beruhigen, daß er an Magister Bersteln schrieb und sich, sobald als möglich, nähere Nachrichten von dem betrübten Vorfall ausbat, welche er auch in einigen auf einander folgenden Briefen erhielt. Daß sie betrübt sind, soll mich nicht abhalten,

ſie meinen Leſern mitzutheilen, ſie werden's doch alle ſchon aus der Erfahrung wiſſen, daß es gemeiniglich auf der Welt ſo zu gehen pflegt, wie man's treibt.

An einem Bußtage wollte Magiſter Berſtel früh morgens nach der Kirche hinüber zum Gottesdienſt gehen. Indem er aus dem Hauſe heraus trat, kam der alte Dreifuß in gleicher Abſicht von dem Ende des Dorfs, wo er wohnte, herauf gegangen und verdoppelte bei dem Anblick des Predigers ſeine Schritte, ihn einzuholen. Sie geriethen in ein Geſpräch, das auf dem kurzen Wege nicht zu Ende gebracht werden konnte und weil noch gelautet ward, ſo blieben ſie am Kirchhof ſtehen. Indem kam ein Wagen zum Dorfe herein, der gerades Weges vor das Schulzengerichte fuhr und daſelbſt ſtill hielt. Man brachte vom nächſten Dorfe einen Kranken elenden Menſchen, hob ihn von dem Wagen herunter, legte ihn vor dem Hof auf einen grünen Platz nieder und fuhr wieder fort. Die Leute, welche in die Kirche gehen wollten, blieben alle bei dem elenden Menſchen ſtehen und der Prediger gieng mit dem alten Dreifuß auch hinüber. Die verſammleten Nachbarn faßten ſogleich den Entſchluß, den Kranken eilfertig weiter zu ſchaffen und weil ſie alles, auch ihre guten Werke nach der Reihe herum zu verrichten pflegten, ſo bekam der Schenkwirth den Auftrag, anzuſpannen. „Mache mans haſtig,„

rief

rief ihm der Schulze nach, „sonst stirbete uns noch!“

„Ei Schulze!“ — sprach der Prediger, indem er ihm zugleich einen verweisenden Blick liebreich zuwarf „die Worte waren wohl nicht „überlegt, sonst, dächte ich, könnte kein Mensch „einen solchen Entschluß in dem Augenblick fas„sen, wann er mit Empfindung seiner Fehler „und aufrichtigem Vorsatz der Besserung zur „Kirche gehen will. Wenn ihr glaubt, daß er „bald sterben wird, so verfahrt euch doch die „Freude nicht, einen Menschen in seiner letzten „Lebensstunde zu erquicken. Denket doch an „den Mann, der einmal sagen will: das habt „ihr mir gethan!“ — Bringet den verlasse„nen Menschen lieber in eine Stube und legt „ihm ein Küssen unter den Kopf; das ist eher „eine Bußtagshandlung. Hat niemand unter „euch soviel Platz in seinem Hause, so bringet „ihn zu mir in die Pfarre. Erholt er sich, so „könnet ihr ihn morgen weiter fahren; stirbt er „aber, so habt ihr eine Gelegenheit, eine Hand„lung zu verrichten, die sich selbst belohnt.“

Hier schlug der Elende die Augen auf, als wenn er sich hätte nach dem Mann umsehen wollen, der sich seiner so edelmüthig annahm. Zugleich richteten der Prediger und alle Herumstehenden die Augen auf ihn und sahen nun erst einen Gegenstand, welchem der Härteste und Grausamste erbarmendes Mitleiden nicht versa-

gen konnte. Er hatte auf dem bloſſen Leib einen elenden Kittel, der aus zuſammenhangenden Lappen beſtand, die nur hie und da noch einige Fäden zuſammenhielten und in allen ihren Falten Völkerſchaften aufgenommen hatten, die, wohin ſie kommen, auf Unkoſten des Wirths zehren. Als man ihn anfaßte und aufrichten wollte, ſchlugen hie und da die Lappen aus einander und entblöſten ein Gerippe, das voller Beulen und Geſchwüre war.

Man hatte bei Gutleben in einem Bezirk von einigen Meilen keinen Barbierer und muſte in nöthigen Fällen ſeine Zuflucht zu dem Hungersdorfſchen nehmen. Wenn die Aderlaßzeit war, pflegte er unbeſtellt zu kommen und von einem Dorfe ſeines Diſtrikts zum andern zu reiſen. Gerade ietzt kam er zum Dorfe herein und gieng zuerſt auf den Ort des Zuſammenlaufs los. Als einer, der des Anblicks menſchlichen Elends ſchon gewohnter iſt, trat er beherzt hin, fühlte den Puls und ſchüttelte den Kopf, als er die linke Hand ergrif; er deckte die Füſſe auf, die beide dicht unter der Wade wie eingeknickt waren und fuhr mit Schrecken zurück. „Ach du erbarmenswürdiger Krüppel!“ ſprach er gerührt, „du haſt mit unſerm ſeligen „Herrn Schulmeiſter einerlei Unglück; beide „Beine und derſelbige Arm ſind zerbrochen!“ — Indem ſah er ihm recht ſcharf ins Geſicht. — „Groſſer Gott!“ ſchrie er erſtaunend und ängſtlich:

lich: „Groſſer Gott! das iſt unſer eheinaliger „Herr Verwalter Dreifuß.“ —

Man ſtelle ſich hier den alten Vater vor — wie vom Schlage gerührt, ſtand er unbeweglich da und wuſte nicht, ob ers wagen ſollte, noch einmal hinzuſehen. In einiger Entfernung von ihm ſtand ſeine Frau. Sie drängte ſich mit Gewalt durch die Leute hindurch, trat hin und ſah den Elenden genau an und kehrte ſich unter lauten Betheurungeu, daß es ihr Kaſpar ſey, mit Thränen und Klagegeſchrei von ihm weg, das aller Herzen bewegte. Noch wollte ſich väterlicher Unwille wider den Entſchluß der Menſchlichkeit empören — aber ein Blick auf den Prediger, der in dem Augenblick Kopf und Augen gen Himmel richtete, beſchleunigte den Sieg. Zugleich kam die Mutter mit ihren vier Söhnen, welche ſie aus dem zuſammengelaufenen Volke zuſammengeſucht hatte. Sie fielen den Vater einſtimmig an, umklammerten ihn mit ihren Armen und ſetzten durch ihre iammernde Wehmuth alle Zuſchauer in Thränen. „Ach Vader!“ ſchrie einer nach dem andern, „ach Vader! — unſe Kaſpar! — „unſe arme Broder Kaſpar!“ —

„Jo! io! antwortete endlich der Vater, „'t is min Sahne, drahten mans in mine „Stowwe.“ — Man legte den Elenden auf eine Trage, vier Nachbarn trugen ihn, die Söhne führten ihren alten Vater, der für

Schrecken auf keinem Fuß stehen konnte und die ganze Versammlung folgte dem Zuge in den angelegten Bußtagskleidern und mit thränenden Augen wie eine Leichenbegleitung bis vor den Hof nach.

„Wenn Sie," schrieb Magister Berstel, „das empfindsame Herz Ihres Großvaters „kennen, so habe ich nicht nöthig, seine hier „empfundenen Leiden zu beschreiben. Stellen „Sie sich den elendesten Krüppel in äusserster „Schwachheit vor und um ihn herum vier Brü„der, die den schaudernden Eckel durch Mitlei„den überwinden und das Ungeziefer von seinem „Leibe absuchen — betrachten Sie dann seine „zerbrochenen verunstalteten Glieder, die nicht „verbunden noch eingerichtet sind, sondern durch „die Güte der Natur zusammen wuchsen, aber „zu ihren Absichten völlig unbrauchbar wur„den — sehen sie ferner den Feldscheer das „Gerippe auf decken und ein Geschwür nach dem „andern reinigen und verbinden — schaffen „Sie sich dann ein väterliches Herz an, und „denken Sie sich in dem Elenden einen Sohn, „der wohlgemeinte Warnung boshaft verwarf „und der väterlichen ziehenden Hand trotzig „entlief — rechnen Sie noch darauf, daß der „gegenwärtige Anblick noch einmal so stark in „die Empfindung wirkt als die lebhafteste Ein„bildungskraft: so haben Sie ein Bild von dem „Leiden Ihres Großvaters, das er nun bis

„in

„in den sechsten Tag trägt, ohne durch Speisen „oder Schlaf die mindeste Stärkung zu bekom„men. Ich besorgte übele Folgen für ihn, „aber, Gott Lob! er fängt an, sich zu beruhi„gen, auch Speisen zu sich zu nehmen und die „Wohlthat eines erquickenden Schlafs zu ge„niessen. Es scheint, als wenn sich der Pati„ente bessern würde und vielleicht bekömme er „bald soviel Kräfte, daß er uns seine Schick„sale erzählen kann, die wir zu erfahren sehr „begierig sind.“

Acht Tage nachher war des Predigers Verlangen erfüllt worden und **Vollmuth** bekam mit der ersten Post seines Stiefvaters Erzählung. „Es ist wahr,“ schrieb Magister **Bers**stel, „sein Schicksal ist kläglich, aber noch weit „kläglicher ists, daß er die schweren Züchtigun„gen ohne Nutzen erduldet. Da ist kein Kenn„zeichen eines sich strafbar fühlenden Herzens, „kein Merkmal einer duldenden Unterwerfung „zu finden, sondern überall leuchtet aus seiner „Erzählung ein stolzer gekränkter Geist hervor, „der beständig von Ungerechtigkeit des Schick„sals spricht und sich über Treulosigkeit der Men„schen beklagt, denen er die grausamste Rache „mit den schrecklichsten Verwünschungen nachzu„tragen drohet.“ „Die Hure,“ spricht er, „muß ich noch auf dem Miste verrecken sehen „und den R** von Kerl an den Galgen oder „gar aufs Rad bringen, eh ich sterben kann.“—

„Gott steh mir bei, daß es mir gelinge, sein „Herz zu rühren! Schrecklich ist's, einen Men„schen im Anblick des Todes so reden zu hören.“

Bis zu dem Zeitpunkt, als Dreifuß in den Wagen steigen und nach Hungersdorf zurückfahren wollte, ist meinen Lesern seine Geschichte schon bekannt. Er hatte das Unglück, den gesunden Fuß und einen Arm zu zerbrechen, daß er also in seine Stube wieder zurück getragen werden muste. Die Umstände waren so kläglich als möglich. Ueber ein Jahr hatten sie bereits hier gelegen, weil der Fuß schwer heilte und der Bruch so unglücklich gerathen war, daß die Röhre war zersplintert worden und die abgesprungenen Knochen Stückweise herausschweren musten. Binnen der Zeit hatten sie all das Ihrige zugesetzt, daß ihnen nichts mehr übrig war als die einfachste Kleidung, die sie auf dem Leibe trugen. Die einzige Zuflucht zu dem Herrn von Liebe stand ihnen noch offen und sie wagten's, durch den Kutscher die dringendsten Vorstellungen zu machen, daß er ihnen seinen Beistand in ihrer grossen Noth nicht entziehen möchte. Aber es kam keine Antwort. Der Prediger nahm sich ihrer an und schrieb in den beweglichsten Ausdrücken für sie. Auch dieser konnte weiter nichts ausrichten, als daß er den letzten Thaler herauspreste, den Kunigunde mit der Versicherung überschickte, daß ihr Herr Gemahl nichts davon wisse und die härtesten

Dro-

Drohungen damit verband, wofern man sich iemals unterstehen würde, durch irgend iemand an sie schreiben zu lassen.

Nun sahen sie keinen andern Ausweg vor sich, als daß sie zu dem äussersten Grad des menschlichen Elendes würden herabsinken müssen. Gewiß hätten sie das schrecklichste Mittel der Verzweiflung ergriffen, wenn sie nicht noch vor dem Augenblick der Entschliessung der rechtschaffene Prediger gerettet hätte. Er kam und brachte einen Feldscheer mit sich, der sich im gewöhnlichen Tone der christlichen Barmherzigkeit erklärte, daß er den Lohn von Gott nehmen wolle. Der Prediger gab ihnen einige Unterstützung aus seiner Tasche und nannte noch einige gutthätige Familien, welche er für sie gewonnen hätte, daß sie ihnen wöchentlich einen kleinen Beitrag zu ihrer Erhaltung geben wollten. „Suche sie nun," sprach er zur Frau, „mehrere „gute Herzen zum Mitleiden zu bewegen und „lasse sie sich durch ihre Leiden antreiben, Gott „zu suchen, so wird er sie nicht verlassen."

„Es ist Ihre Mutter," schrieb Magister Berstel, „ich trage Bedenken, Ihnen das „alles zu schreiben, was ihr Mann hier zu ihrer „Schande erzählte. Mich dünkt, er ist ein „sehr verdächtiger Zeuge. Wär' es wahr, „was er sagte, so hätte sie den letzten Theil der

„priesterlichen Ermahnung gar nicht geachtet, „den ersten aber durch ehr- und pflichtlose Mit„tel zu erreichen gesucht, wobei sie Gelegenheit „gefunden hätte, das wollüstigste Leben nach „ihrem Geschmack zu führen.“

Auf diese Weise ward der grossen Verlegenheit dieser unglücklichen Leute abgeholfen, wobei sich die Frau besser als der elende Mann befunden hatte. Der Feldscheer war nicht nur äusserst nachläßig in Abwartung seines Patienten, sondern auch äusserst unerfahren in seiner Kunst und unvorsichtig in seinen Handlungen. Nach dem ersten geheilten Fuß sah' er gar nicht, so viel auch Dreifuß über Schmerzen in demselben klagte, bis er endlich schwoll und an dreien Orten wieder aufbrach. Den andern Fuß hatte er nicht nur falsch eingerichtet, sondern auch durch unvorsichtige Proben nach einem Vierteljahre wieder zerbrochen. Daß der Patiente nach einem Jahre noch als ein unglücklicher Krüppel da lag, der wenig Hofnung hatte, iemals wieder seine Gesundheit zu erlangen. Endlich faßt der Magistrat den Entschluß und läßt sie beide auf einen Wagen laden und nach Hungersdorf fahren.

Der Herr von Liebe war ins Feld, als Dreifuß gebracht und vor dem Edelhof niedergelegt ward. „Die Frau,“ „sprach Dreifuß,

„sah

„sah er freundlich an, von mir aber wandte er „die Augen weg.“ Nach einer Stunde, in welcher sich der gnädige Herr mit ihr auf seiner Stube unterhalten hätte, wird ein Wagen bespannt, der sie beide weiter bringen muß, ohne daß sich Herr von Liebe wieder sehen ließ. Zwei Tage hält die Frau bei dem unglücklichen Mann noch aus, in der dritten Nacht aber wird sie unsichtbar, und kein Mensch hat entdecken können, wo sie geblieben ist. Nun war Dreifuß ganz verlassen und der Barmherzigkeit der Bauren übergeben, von denen er iede gebotene Behandlung annehmen muste. So war er über ein halbes Jahr bei schlechter Verpflegung von einem Wagen auf den andern gelegt und von einem Dorfe zum andern herum gefahren worden, und hatte ausser den Schmerzen an seinen Gliedern alle Unbequemlichkeiten der Witterung ertragen müssen. In den ersten acht Tagen fallen von dem beständigen Fahren die Verbindungen von seinen Wunden, die Brüche gehen wieder auf und bei gänzlichem Mangel aller Wartung und Reinigung nimmt sein Elend in kurzer Zeit so überhand, daß sein Anblick dem härtesten Gemüthe Mitleiden und Erbarmung abzwingen muste. Er weiß selbst nicht wie lange, aber gewiß seit zwei Monaten ist er so schwach gewesen, daß er nicht weiß, was mit ihm vorgegangen und wo er gewesen ist, bis er endlich von ohngefähr nach

seinem

seinem Geburthsort kömmt. „Wir furchten „neue Zufälle für ihn, so erschrack er bei dem „ersten wiederkehrenden Bewustsein, als er sich „in seines Vaters Stube und seine Eltern und „Brüder um sein Lager herum sahe; aber," schloß Magister Berstel, „ich besorge noch „ängstlicher, daß er ein langwieriger und un„tracktabeler Patiente seyn wird, der Ihrem „lieben Großvater viel Noth und Sorgen „machen kann."

Vollmuth grämte sich über das klägliche Schicksal seiner Eltern so sehr, daß er darüber alle Munterkeit verlohr und in eine Melancholie verfiel, die seine Freunde sehr besorgt für ihn machten. Sie wandten alles an, ihn zu zerstreuen und foderten ihre Väter, den Generalsuperintendent Würdig und den Prediger in Gutleben, wie auch den Sekretair Wetter dazu auf, daß sie durch ihre Briefe ihre Absicht möchten befördern helfen. Nach und nach erreichten sie ihren Zweck. Magister Berstel hielt mit unangenehmen Nachrichten an sich, der Superintendent lud Vollmuthen zur baldigen Rückkehr in die Residenz ein und Wetter schrieb beständig von Emiliens Sehnsucht, ihren Vollmuth in ihre Arme zu fassen. Peter bekam seine frohe Munterkeit wieder und war des Akademischen Lebens wegen der vielen dabei ausgestandenen Widerwärtigkeiten

keiten so satt, daß er sich sehr leicht zu dem Entschluß bringen ließ, der Einladung des Generalsuperintendentens zu folgen, der ihm zugleich einen Aufenthalt bei sich angeboten hatte. In kurzer Zeit ward alle Einrichtung zu seinem Abzuge gemacht, Abschied von allen guten Freunden genommen, der Koffer gepackt und endlich auch die Post berichtiget, die Morgen mit dem Frühesten abgieng.

Das unangenehmste war ihnen, daß die Herrn von F** in den letzten Tagen gar nicht von ihnen wichen, so gern sie auch dieselben in stillem Vergnügen für sich genossen hätten. Aber sie drangen ihnen ihre Freundschaft mit gehäuften Versichrungen auf und fügten Betheurungen zu Betheurungen hinzu, daß man ihnen nicht widerstehen konnte. Auch den letzten Abend konnte man nicht für sich behalten. Um dem lästigen Besuch zu entgehen, machten sie alle viere um die Zeit, da sie überfallen zu werden befürchteten, eine Promenade um die Stadt herum, aber auch das half nichts. Moritz und Adolf suchten sie in ihrer Wohnung und, als sie sie nicht fanden, giengen sie ihnen auf der Promenade nach. Am Thore, als Vollmilch mit seinen dreien Freunden wieder in die Stadt gehen wollte, kamen sie von der andern Seite her. Sie liessen mit Bitten nicht nach bis jene wieder umkehrten und ihnen zur Gefälligkeit

ihre

ihre Promenade verlängerten. Ihr Betragen war artig und freundschaftlich, so daß sich unsere Freunde ein Vergnügen daraus gemacht haben würden, mit ihnen Freundschaft zu halten, wenn sie sich nie anders hätten finden lassen.

Sie waren gerade am äussersten Hause, das vor dem Thore neben einem Garten lag, als Moritz ihre Aufmerksamkeit auf eine grosse Linde richtete, welche einen langen geraden Schaft und eine starke Krone hatte. Indem kam ein Frauenzimmer aus dem Hause gerade auf sie zu, zog Vollmuthen auf die Seite und sagte ihm einige Worte ins Ohr. „Verziehen „sie ein klein wenig," sprach Vollmuth zu seiner Gesellschaft, „ich komme bald wieder" und gieng mit dem Frauenzimmer in das Haus. — Berstel schien besorgt zu seyn und die beiden Würdige wusten nicht, was sie sagen oder denken sollten. Moritz und Adolf aber sahen leichtfertig aus und machten scherzhafte Anmerkungen: „mit so einem hübschen Kinde," hieß es, „spricht man ia wohl noch einmal, ehe man „abreist." Bersteln fieng endlich die Zeit an lang zu werden, sie hatten eine Viertelstunde gestanden und Vollmuth kam nicht. Er gieng in das Haus hinüber und die übrigen folgten ihm. Wer kann sich hier die Bestürzung vorstellen, als im Hause keine Seele und im Garten kein Mensch zu finden war. Hinten hinaus

gieng

gieng eine Thür, — sie stand offen, — man lief — kam auf der andern Seite des Gartens wieder herum, ohne **Vollmuthen** so wenig als irgend einen andern Menschen zu sehen. Voller Angst lief **Berstel** nach die Stadt und wuste selbst nicht was er machen wollte, die übrigen setzten ihre Untersuchung im Hause und Garten fort, aber sie fanden **Vollmuthen** nicht.

Ende des ersten Theils.

Peter Vollmuth,

am Ende

wird er ein ganz anderer Mann:

oder

Geſchichte des Herrn von F**.

Zweiter Theil.

Berlin,
bey Arnold Wever, 1781.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinenſi.

In der Residenz hatten Vollmuths Freunde alle Anstalten gemacht, ihn zu empfangen und Emilie besonders erwartete mit verlangender Sehnsucht den Augenblick, der ihren geliebten Peter in ihre Arme zurückführen sollte. Seit einigen Wochen hatte sie sich von diesem gewünschten Augenblick mit ihrer Mama täglich unterhalten und beide waren begierig zu erfahren, was der Papa für ein Betragen gegen ihn annehmen würde. Bis jetzt schien ihnen sein Verhalten ziemlich räthselhaft zu seyn. So lange sich Vollmuth zu L * * aufgehalten hatte, war seiner von dem Geheimenrath mit keinem Worte gedacht worden, worüber Hans schon öfters seine Bedenklichkeit gegen die Geheimen-

räthin und Emilien zu erkennen gegeben hatte. Seit einem halben Jahre waren aber keine Briefe eingelaufen, die ihnen Beunruhigung machen konnten, und diejenigen, welche auf die Post getragen werden mußten, hatten Aufschriften, die keinen ungleichen verdächtigen Gedanken erregten. Man fieng schon an, sich Hoffnung zu machen, daß der Groll des Geheimenraths gegen Vollmuthen nach und nach ganz verlöschen würde, als in den letzten Wochen vor Vollmuths beschloßner Abreise von Y** mancherlei Dinge vorfielen, die Emilien und ihre Mama aufmerksam machten. Umstände aber sehr verdächtig schienen.

Renzel schlich sich wieder ins Haus. Seine Strafe ist meinen Lesern bekannt: er mußte bei Erbauung der Erziehungshäuser karren und sollte hernach unter die Soldaten gesteckt werden. Niemand durfte sich also wundern, als er nach Vollendung des Bau's von dem Karrn los geschlossen ward. Aber das war allen etwas unerwartetes, daß er nicht unter ein Garnisonregiment gesteckt wurde, sondern in der Residenz so gar bei dem Leibregimente blieb, ob er gleich so klein war, daß er kaum im hintersten Gliede geduldet werden konnte. Man konnte nicht begreifen, wie das zugieng und iedermann kam auf die Gedanken, daß es durch des Geheimenraths Vermittelung geschehen seyn müsse. Die erste Nachricht davon verbreitete schon

Schre-

Schrecken im Hause, als er aber die Dreistigkeit hatte, Eingang bei ihnen zu suchen, zitterte alles. Das erstemal kam er ganz demüthig und fragte nach dem Herrn Geheimenrath. Man durfte es nicht wagen, ihn an der Thür abzuweisen; man wünschte und erwartete aber, daß sein Besuch nicht angenommen werden sollte. Wie bestürzt ward Hans als er ihn anmeldete! — der Geheimerath legte seine Akten bei Seite, sprang eiligst vom Stuhl auf und antwortete mit freundlicher Miene: laß ihn geschwind herauf kommen! — Er kam den folgenden Tag wieder, und ie öfter er wieder kam, ie trotziger ward er. Binnen acht Tagen brachte ers soweit, daß er unangemeldet zum Geheimenrath gehen durfte, Tag täglich bei ihm war und, wie es hieß, für ihn schreiben muste, auch beinahe die vorige Person mit völligem Haushofmeisteransehen im Hause spielte. Die Kränkung, welche die gute Frau Geheimerathin darüber empfand, ist nicht zu beschreiben.

Gerade am achten Tage nach Renzels neuer Bekanntschaft im Hause kam ein fremder Mann zur Hausthüre herein, als Emilie eben aus dem Zimmer ihrer Mama kam. Sie sah ihm scharf ins Gesicht, als er nach dem Geheimenrath fragte und fand in seinen brennenden feurigen Haaren und in der auffallendsten widrigsten Phisiognomie, welche ihr einen schlechten Begrif von ihm machten, einen Unwillen, in

ihm zu reden. Sie ließ ihn an der Thür stehen und lief zu Hansen hinauf: „Geschwind," rief sie, „Hans! komm herunter und sieh den fata„len Kerl an, der nach dem Papa frägt!" Hans blieb für Schrecken mitten auf der Treppe stehen, sobald er das fatale Menschengesicht sahe, das ihm nicht unbekannt war. „Was wollt ihr?" fragte er.

„Ich bin vom Lande," antwortete der Fremde, „und muß nothwendig den Herrn Ge„heimenrath sprechen."

„Seid ihr nicht der Schenkwirth Fuchs„schwanz aus Bleiern?"

„Ja," antwortete Fuchsschwanz.

Emilie ward wie eine Leiche so blaß als sie hörte, daß es Fuchsschwanz war und gieng ins Zimmer zu ihrer Mama; Hans aber muste seine Dienste verrichten und Fuchsschwanzen bei dem gnädigen Herrn melden. Hier ward seine Bestürzung noch größer, als sie bei Renzels erster Erscheinung war. Der Geheimerath, der sonst viel Umstände machte, ehe er einen Fremden vor sich ließ, war hier den Augenblick dazu bereit, und verrieth durch seine Entschlossenheit, daß ihm der Mensch nicht unerwartet kam. Man kann sich die sorgsamen quälenden Gedanken leicht vorstellen, welche der Zugang dieser beiden nichtswürdigen Leute bei der gnädigen Frau und Emilien veranlaßte.

Ich weiß nicht, ob meine Leser den Fehler bemerkt haben, den Hans hier aus Uebereilung begieng. Wenigstens halte ichs für einen groſsen Fehler, daß er sich merken ließ, daß er Fuchsschwanzen kenne. „Seid ihr nicht der „Schenkwirth aus Bleiern, Fuchsschwanz?“ diese Frage hätte er nach meinem Urtheile immer weglassen sollen und ich glaube, daß sie ihm in dem nächsten Augenblick leid war. Fuchsschwanz erschrack darüber und nachdem er sich erholt hatte, sah er Hansen mit deſto unverschämterer Dreustigkeit ins Gesicht. Vielleicht hätte er wohl über ihn hingesehen ohne ihn zu erkennen, wenn diese Frage ihn nicht aufmerksam machte. Vermuthlich wuste er nicht, daß des Herrn von Liebe ehemaliger Knecht Bedienter bei den Geheimenrath war. Jetzt, als er ihn ansahe, erinnerte er sich seiner. Es kann auch seyn, daß ihm Hansens Geschlecht und Herkunft bekannt war. Wer kann dafür streiten, ob nicht Fuchsschwanz bei seinen bisherο mißgelungenen Anschlägen wider Vollmuthen den Verdacht auf Hansen und Martinen geworfen hatte, daß sie die Werkzeuge wären, durch welche seine Entwürfe waren vereitelt worden. Wenn das ist, so kann man sich leicht vorstellen, daß ein solcher verschlagener Kopf nicht zur Treppe hinauf gehen wird, ohne einen neuen Anschlag zu fassen, der keine andere Absicht haben konnte als Hansen aus dem Hause zu verdrängen. Mich dünkt, daß

dies die natürlichste Erklärung sey, die man von des Geheimenraths nachfolgender Unterredung mit Hansen geben kann. An demselbigen Tage, als Fuchsschwanz dagewesen war, ließ sich der Geheimerath Abends beim Ausziehen in ein Gespräch mit Hansen ein.

„Du bist," fieng er an, „so lange bei mir „und ich habe nicht einmal daran gedacht, dich „zu fragen, was du für ein Landsmann bist. „Wie heißt dein Geburthsort?"

„Hans war hier in einer Verlegenheit, aus welcher er sich gar nicht zu helfen wuste. Er hätte sich gern eine Stunde Bedenkzeit genommen, oder noch lieber erst mit der gnädigen Frau und Emilien die Frage überlegt — aber er muste augenblicklich antworten, wenn er nicht Verdacht erwecken wollte. In der Eil faßte er den Entschluß, die Wahrheit zu verschweigen und nannte in der Geschwindigkeit ein Dorf ausser dem Lande, wo er ehemals ein Jahr gedienet hatte, als in seinem Vaterlande stark geworben wurde. „Ich bin," antwortete er, „aus „klein Firlefitz."

„So!! hum! Ist dein Vater nicht Schul„meister gewesen?"

„Nein, Herr Geheimerath! mein Vater „war ein armer Ochsenhirte."

„Ochsenhirte! hum — hum! Hast du keine „Brüder?"

„Nein,

„Nein, Herr Geheimerath! eine einzige „Schwester hab' ich gehabt, ich weiß aber nicht, „ob sie noch lebt oder todt ist."

„So! so? — und ich habe gehört, der „Schulmeister in Hungersdorf wäre dein Bru„der und noch einer, mit Namen Martin, der „jetzt unter den Soldaten ist."

Hans konnte hier seine Bestürzung kaum verbergen und verwünschte in seinem Herze tausendmal Fuchsschwanzen, den er natürlicher Weise für seinen Verräther halten muste. Doch war's nöthig, daß er die Antwort nicht schuldig blieb, wenn er sich nicht selbst verrathen wollte. „Nein, Herr Geheimerath," kam endlich noch bald genug heraus, „ich habe keinen Bru„der; warum sollte ich das leugnen. Aber ich „will Ihnen den ganzen Betrug erklären, der „hierbei vorgeht. Der Schulmeister in Hun„gersdorf hat mir öfters gesagt, daß er einen „Bruder habe, der Hans wie ich heisse, dem „ich so vollkommen ähnlich sehe, daß er selbst „beinahe durch mein Ansehen betrogen würde. „Hernach ist mirs manchmal widerfahren, daß „man mich gefragt hat, ob ich des Schulmei„sters in Hungersdorf Bruder sey. Ver„muthlich hat Ihnen iemand diese Nachricht „gegeben, der sich durch diese Aehnlichkeit hat „betrügen lassen."

„Das kann seyn" antwortete der Geheimerath kaltblütig; „indessen ists einerlei, ob

„magst her seyn, woher du willst und Brüder „haben oder nicht. Ich bin Willens eine Ver„änderung zu treffen, und werde künftighin dei„ner Dienste nicht mehr bedürfen, sieh dich nach „einem andern Herrn um. In vierzehen Ta„gen, längstens in vier Wochen wird mein neuer „Lakei da seyn."

Das war ein Donnerschlag für Hansen. Der Verlust seines Brodes und seiner Dienste machte ihm die kleinste Kränkung. Hätten nicht bei dieser Veränderung andere Personen leiden müssen, für deren Ruhe er sein ganzes Leben aufzuopfern bereit war, so würde ihm gewiß die Erklärung des Geheimenraths wenig Kummer verursacht haben. Hans war ein guter Wirth, der durch seine Sparsamkeit sein väterliches Erbtheil nicht nur erhalten, sondern verdoppelt hatte. Wollte er sich entschliessen, seine eigene Oekonomie anzulegen, so konnte ers aus seinen Mitteln mit Vortheil thun. Faßte er aber den Entschluß, noch eine Zeit lang zu dienen, so waren seine guten Gesinnungen und seine bekannte treue Redlichkeit solche Empfehlungen, die ihn vermuthlich die beste Gelegenheit dazu bald würden haben finden lassen. An sich dachte er mit keinem Gedanken; Peter, Emilie und die Geheimeräthin schwebten ihm nur vor den Augen. Gleich wohl durfte er den wahren Grund seines Kummers den Geheimenrath nicht merken lassen, und muste

also doch den Verlust des Brodts als die Ursach seiner kränkenden Bestürzung angeben. „Wie „kommen Sie dazu, gnädiger Herr? — Hab' „ich Ihnen nicht redlich gedient? — Soll das „der Lohn für meine Treue seyn?"

„Was redst du Hans? deinen Lohn hab' ich „dir so redlich gegeben, als du mir deine Dienste „geleistet hat, und ich bin noch nicht Willens, „dir einen Pfennig von dem zu entziehen, was „ich dir bis zu dem letzten Augenblick deines „Dienstes zu geben schuldig bin. Wir sind ia „nicht an einander getrauet!"

„Das ist gut genug! Was würden Sie aber „gesagt haben, wenn ich hätte Knall und Fall „wollen von Ihnen gehen und Sie ohne Diener „lassen? Ists nicht weit ungerechter, wenn Sie „mich Herrnlos machen?"

„Ich kann's nicht ändern, Hans! Kennst „du den Mann, der alleweile bei mir gewe„sen ist?"

„O ia! sehr genau!"

„Siehst du! der hat einen Stiefsohn und „will gern einen Dienst für ihn haben. Der „Mensch kann gut schreiben und erbietet sich, „mir zwei Jahr ohne Lohn zu dienen, damit er „nur in meinem Hause zugestutzt werden soll. „Hättest du schreiben gelernt, ich hätte dich nicht „verstossen und gewiß nicht ohne Versorgung „aus meinem Hause gelassen. Du darfst dich

„nicht über Ungerechtigkeit beschweren, dein „Jahr ist bald zu Ende, und damit du nicht „Ursach haben seilst, ein Wort zu sagen, so will „ich dir das volle Lohn geben.“

Wenn der Geheimerath für seine Freigebigkeit einen grossen Dank von Hansen erwartet hatte, so betrog er sich. Hans zeigte seinen ganzen Verdruß und sagte kein Wort mehr; man konnte ihm ansehen, daß seine Unruhe unbeschreiblich groß war. Er gieng auf seine Stube. Da saß er in tiefen Gedanken und wuste sich weder zu rathen noch zu helfen. Bald wünschte er, daß es nicht zu spät seyn möchte, die Geheimeräthin zu sprechen, und bald furchte er sich, ihr diese unangenehme Nachrichten zu überbringen. Er schlug sich die ganze Nacht mit seinen unruhigen Gedanken herum und hatte am Morgen den neuen Verdruß, daß der Geheimerath frühzeitiger als gewöhnlich aufstand. Alle Augenblick ward er gerufen und zwanzig Aufträge wurden einer nach dem andern hervorgesucht, die alle von der Art waren, daß mit der verlangten Eilfertigkeit so wenig etwas gewonnen, als durch Verzug verloren werden konnte. Hans merkte des Geheimeraths Absicht, es sollte ihm keine Zeit gelassen werden, sich zu entfernen; er war aber so klug und verbarg seinen Unwillen so sorgfältig, daß der Geheimerath nicht wuste, woran er war, und ungewiß ward, ob er Fuchsschwanzes geheimen

men Nachrichten Glauben geben sollte, oder nicht. Endlich kam die Stunde, daß der Geheimerath nach Hofe fahren und Hansen in Freiheit lassen muste.

Von hinten sehen die meisten Dinge anders aus als von vorne. Hans stand auf seiner angewiesenen Stelle hinten auf der Kutsche, half seinem Herrn auf dem Schloßplatze aus dem Wagen, kehrte hierauf nach Hause zurück und war nicht mehr unzufrieden, daß er nicht eher Gelegenheit gehabt hatte, der gnädigen Frau die unangenehme Nachricht zu hinterbringen, sobald er in ihr Zimmer hineintrat. Er traf den Sekretair Vetter, der Emilien die Nachricht überbrachte, daß Vollmuth längstens binnen acht Tagen von der Universität zurück kommen würde. Ihre Blicke zeigten's, daß ihr diese Nachricht Freude machte; aber Hansens Erzählung von der gestrigen Unterredung des Geheimenraths verursachte grössere Bestürzung und Unruhe. Die gnädige Frau übersah die ganze Anlage mit einem Blick. Man hat, sprach sie, ganz gewiß die Absicht, Petern neue Schlingen zu legen, mir elende kummervolle Tage zu machen und Emiliens Freiheit so einzuschränken, daß es für sie einerlei seyn wird, Vollmuth mag in der Residenz oder in Batavia leben. Kein Mensch auf der Welt konnte sie hier besser trösten als Vetter: „seyn Sie ruhig," sprach er, „Sie kriegen einen

„Kerl

„Kerl ins Haus, der Ihnen Hansens Stelle „gewiß ersetzt."

Wenn ich meinen Lesern den Namen dieses Menschen nenne, so werden sie vermuthlich so geneigt als die Geheimeräthin seyn, ihm auf Wetters Zeugniß alles Gute zuzutrauen. Es war der bekannte Hans Peter Nabel, der auf einem Wege den Werbern in die Hände fiel, auf welchem er dem Unglück zu entlaufen gedachte und von Wettern als ein gut gesonnener Mensch bei den Rekruten war erkannt worden. Der Schein war zwar iezt wider ihn, weil man sich keine andere als gefährliche Absichten von einem Menschen versprechen konnte, den Fuchsschwanz empfohlen hatte. Wetter blieb aber bei seinem Urtheil, und gab die gewisse Versichrung, daß er ihn zurück bringen wollte, im Fall er durch Fuchsschwanzes Verführung in bösen Absichten kommen sollte. „Es kann seyn," sprach Wetter, „daß er „schwach genug war, seines Stiefvaters Ent„würfen beizutreten, zumal wenn dieser für kei„nen andern Preiß etwas zu seiner Befreiung „thun wollte und seinen bösen Anschlägen einen „unschuldigen Anstrich zu geben wuste; aber er „ist nicht fähig, an der Ausführung böser Rath„schläge Theil zu nehmen, sobald er ihre Unge„rechtigkeit sieht. Lassen Sie alle Furcht fah„ren!" Dem ohngeachtet aber gieng's der Geheimenräthin und ihrer Tochter bis zum Wei-

nen

nen nahe, daß sie ihren treuen und redlichen Hans so schlecht belohnt und durch niederträchtige Menschen aus dem Hause verstossen sehen sollten. Sie konnten sich darüber nicht eher zufrieden geben, als bis Hans sich erklärte, daß er in der Residenz bleiben und seine eigene Haushaltung anlegen wollte, damit er desto weniger gehindert seyn möchte, ihnen nach ihrem Verlangen und seinem Wunsche zu dienen. Emilie klopfte ihm die Backen für Freuden und die Geheimerathin gab ihm die Versichrung, daß sie sein Glück aus allen Kräften befördern und keine thätige Unterstützung ihm versagen wollte.

Hiermit war aber ihrer ganzen Verlegenheit noch bei weitem nicht abgeholfen. Man konnte sich wohl vorstellen, daß Kenzel und Fuchsschwanz Absichten haben musten, warum sie Zugang zum Geheimenrath gesucht hatten. Je wahrscheinlicher es war, daß diese Absichten auf Vollmuths Verderben gerichtet seyn möchten, desto ängstlichere Unruhe empfanden seine Freunde, so lange sie dies Geheimniß nicht entdecken konnten. „Das ist gewiß," sagte Werter, „für seinen Stiefsohn giebt sich „Fuchsschwanz soviel Mühe nicht. Ich „glaube nicht einmal, daß das Tabels Wunsch „ist, Bedienter eines Geheimenraths zu wer„den und sich dadurch einen Weg zu einem „Aemtgen zu bahnen. Mir hat er keinen Krie-

„chen-

„chenden sklavischen Geist sehen lassen, der sich „willig unter das Joch der Dienstbarkeit beu„gen möchte, aber wohl ein feuriges unterneh„mendes Genie, das triebsame Entschlossenheit „zeigte, sich wichtigern Geschäften für den Staat „zu widmen. Wenns geschieht, so geschieht's „sicher durch Zwang des Vaters, der ihn nicht „anders als unter der Bedingung eines blinden „Gehorsams wird haben von den Soldaten los „machen wollen und durch ihn in diesem Hause „seine Absichten auszuführen gedenkt. Hat von „Liebe lange nicht geschrieben?"

Diese Frage brachte sie auf einen Umstand, der ihnen schon viel Unruhe gemacht hatte. Seit dem Tode des General Wetters hatte von Liebe eine neue Korrespondenz mit dem Geheimenrath angefangen, deren Absicht meinen Lesern schon bekannt ist. Keine Woche vergieng, es kamen Briefe und wurden Antworten weggeschickt; aber wenn man den Schrankschlüssel ergrif und in des Geheimenraths Abwesenheit das geheime Kasigen untersuchte, so war kein Buchstabe zu finden. Seit vier Wochen war's als wenn des Geheimenraths weitläuftige Korrespondenz ganz und gar nicht nur mit Herr von Lieben, sondern mit allen andern Menschen abgebrochen wäre; es kam kein Brief und ward kein Brief weggeschickt. Die Geheimerächin und Emilie standen unbeschreibliche Angst aus und Hans kam bald von Ge-

danken, daß er kein Mittel erfinden konnte, hinter dies Geheimniß zu kommen. Man konnte nicht anders denken, der Geheimerath muste Verdacht haben, daß seine Briefe gelesen würden und wer weiß, ob nicht gar von Liebe etwas von dem geheimen Schlüssel bei Lebzeiten seiner Frau Mutter entdeckt und ietzt dem Geheimenrath verrathen hatte. Abgebrochen war ihre Korrespondenz ganz gewiß nicht, so wenig zu vermuthen war, daß von Liebe sein boshaftes Herz und seine feindselige Gesinnung gegen Vollmucken ändern würde. Man war schon auf die Gedanken gerathen, ob nicht durch Renzeln die Briefe angenommen und weggetragen würden. Was half aber die Muthmassung, wenn sie auch richtig war, so lange man kein Mittel zu erfinden wuste, den Inhalt der Briefe zu erforschen. Man hatte nicht einmal Gelegenheit, nachzusuchen, ob man vielleicht den Ort entdecken könnte, wo die Briefe ietzt verwahrt würden. „Das muß schlechterdings geschehen," sprach Wetter, „wir müssen die Briefe aus„spioniren; ich weiß keinen andern Weg, Ihre „Ruhe zu erhalten und Unglück zu verhüten. „Sie dürfen kein Bedenken tragen, sich solcher „Mittel zu bedienen, die in allen andern Fällen „niedrig und schimpflich seyn würden; wider „einen Gemahl und solche niederträchtige Feinde „können Sie nicht anders handeln."

Der Geheimenräthin war's sehr empfindlich, daß sie sich in Umständen versetzt sahe, worinn

worinn sie die Noth zwang, Handlungen zu begehen, die ihr Herz und Gesinnung verworfen, ob sie gleich die Absicht rechtfertigte. Jetzt machte ihr besorgte Gefahr Kampf und Entschluß leichter, wenn's nur möglich gewesen wäre, etwas zu versuchen. War der Geheimerath nicht zu Hause, so saß Renzel im Vorzimmer und schrieb. Alle Ueberlegungen, alle List wäre diesmal vergeblich gewesen, wenn sich nicht äusserliche Umstände nach ihrem Wunsche von selbst gefügt hätten.

Der Geheimerath muste in Herrschaftlichen Angelegenheiten eine Reise vornehmen, die einen ganzen Tag von früh an bis in den späten Abend erfoderte. Um vier Uhr stand er auf, zeigte sich aber bei den Zubereitungen zur Reise sehr unruhig. Endlich als alles fertig war und der Wagen vor der Thür stand, gab er Hansen im heftigsten Unwillen den Befehl, Renzeln zu rufen. „Lauf geschwind," sprach er, „und „sieh, warum der faule Kerl nicht kömmt." Die Worte wurden mit solchem Nachdruck gesprochen, daß sie die gnädige Frau unten im Hause vernehmen konnte und den Schluß daraus zog, daß Renzel bestellt sey, in Abwesenheit ihres Gemahls Aufsicht zu halten. Hans kam aber mit einer Nachricht zurück, die dem Geheimenrath so verdrießlich, als der gnädigen Frau angenehm war: Renzel saß in der Wache. Er hatte Abends vorher im Bierhause

hause Zänkerei mit einigen Bürgern angefangen, die zuletzt in eine Schlägerei ausbrach. Einige Bürger waren dabei verwundet und Renzeln war die Nase abgehauen worden. Es war nicht möglich, heute konnte er nicht kommen. Der Geheimerath durfte nicht länger warten; er schloß sein Zimmer zu, steckte den Schlüssel zu sich, nahm Hansen mit und fuhr fort.

Gut war's, daß er eilen muste! hätte er noch ein halbes Stündgen verziehen dürfen, so hätte die gnädige Frau von diesem Umstand keinen Nutzen ziehen können. Fuchsschwanz kam und wollte den Geheimenrath sprechen. Emilie, die eben im Hause war, als er kam, konnte sich das ängstliche unruhige Betragen des Kerls gar nicht erklären. „Ich soll und „muß ihn sprechen," sagte er; — „so müst ihr „ihm nachlaufen," antwortete Emilie, „genug „er ist weggefahren und hat den Lakaien mit ge„nommen. Wohin er fährt, das weiß ich „nicht. Wenn ihr's aber schlechterdings wissen „müst, so lauft hin und fragt unsern Fürsten. „Hier linker Hand die Strasse fuhr er hinauf." „— Ganz gewiß" antwortete die Mama, als ihr Emilie die Nachricht überbrachte, „der „hätte müssen an Renzels Stelle zur Aufsicht „hier bleiben, wenn der Papa noch da war."

Wetter hatte den Rath gegeben, daß man sorgfältig nach Briefen herum suchen sollte, und da er als geheimer Sekretair nothwendig wissen

muste, daß der Geheimerath heute nicht zu Hause seyn würde, so kann man sich leicht vorstellen, daß er gleich seine Rücksicht auf diesen Tag wird genommen haben. Früh, sobald es der Wohlstand erlaubte, kam er zur Geheimenräthin: „diesen Tag," sprach er, „dürfen „wir nicht ungenutzt verstreichen lassen." Die gnädige Frau hatte das auch schon gedacht und zu dem Ende gleich nach der Abreise ihres Gemahls solche Einrichtung im Hause getroffen, wodurch allen besorglichen Schwierigkeiten vorgebeugt werden konnte. Man gieng sogleich hinauf, öfnete mit geheimen Schlüsseln Zimmer und Schrank und durchsuchte alle Winkel und Käsigen aufs sorgfältigste, bis man endlich seinen Zweck erreichte. In dem bekannten Schranke entdeckte man ein geheimes Schubkäsigen, welches bisher bei aller Untersuchung der Frau Geheimenräthin verborgen geblieben war. Es lag ein versiegeltes Päkgen darinn, dessen äusserliche Gestalt den Inhalt verrieth. „Hier" rief Wetter voll Freuden, „ist der „Schatz!"

Vermuthlich hatte der Geheimerath bei der Versiegelung nicht gedacht, daß sich iemand unterstehen würde, sein Siegel zu erbrechen! seiner Gemahlin aber war das gerade die kleinste Bedenklichkeit. Schon vor einigen Jahren hatte sie zu ihrem besondern Gebrauch ein Petschaft dem gegebenen Abdruck völlig gleich stechen lassen

lassen und Wetter wuste mit Hülfe eines brennenden Lichts das Siegel so behutsam aufzulösen, daß der Umschlag im mindesten nicht verletzt ward. Da fand sich das ganze Archiv der Bosheit — Briefe vom Herrn von Liebe — von Moritzen — von Adolfen — von Fuchsschwanzen, die lauter Entwürfe unmenschlicher Bosheit enthielten, welche zu Vollmuths Verderben gemacht waren und von dem Geheimenrath verbessert und gebilligt werden sollten. Gott! was für Kränkung war das der sanftesten edelsten Seele, daß sie in ihrem Gemahl und in ihren eigenen Söhnen schändliche Komplicen entdecken muste, die niederträchtig genug seyn konnten, sich wider die Tugend zu verschwören und blind genug, sich zu schändlichen Werkzeugen schimpflicher Rachbegierde gebrauchen zu lassen. Emilien bebte für Angst das Herz im Leibe und ihr Kummer brach durch Thränen und Bitten aus, womit sie ihre Mama und Wettern fußfällig anflehete, daß sie eilen und auf Rettung ihres geliebten Peters bedacht seyn möchten. „Ach Gott!“ rief sie, „es ist zu spät, er ist verloren.“

Sie hatte gerade den neuesten Brief gefaßt, welcher, wie der Inhalt zu erkennen gab, von Fuchsschwanzen war überbracht worden. Er war von Adolfen. Der gemachte Entwurf selbst konnte daraus nicht erkannt werden, weil nur mit allgemeinen Worten davon geschrieben

ward, damit, wie es hieß, der listigste Anschlag nicht wie die vorigen verrathen und vereitelt werden sollte. „Halten Sie nur," schrieb Adolf, „Fuchsschwanzen nicht lange auf, er muß „die Nachrichten, die er Ihnen erzählt, auch „Herr von Lieben überbringen und mit ihm „eiligst hieher kommen, den Anschlag auszu„führen. Seyn Sie ganz ohne Sorge, die „Anlage ist so listig gemacht, daß kein Mensch „auf mich einen Verdacht werfen kann. Ich „lasse Petern seine Reiseanstalten machen, und „helfe wohl gar noch seinen Koffer packen; sorge „aber in der Stille dafür, daß er auf einen Weg „gebracht wird, wo er Ihnen so wenig als „Emilien iemals wieder unter die Augen kom„men soll. Auf dem Rückwege soll Fuchs„schwanz wieder bei Ihnen ansprechen und „Ihnen von Liebens Erklärung sagen, mir „aber Ihren letzten Rath zurück bringen. Ver„wahren Sie ia Ihre Briefe für Hansen, „sonst ist alles umsonst. Fuchsschwanzen „können Sie sich sicher anvertrauen, er ist ein „ehrlicher Kerl, der uns mit unermüdetem Ei„fer dient. Wenn Sie seinen Stiefsohn zum „Lakeien nehmen, so können Sie sich darauf ver„lassen, daß in Ihrem Hause kein Geheimniß „unentdeckt bleibt."

Wetter wuste nicht, was er sagen sollte, als er den Brief gelesen hatte. Der Streich war so unerwartet, daß man sich für Bestürzung

zung kaum fassen konnte, und der Plan so dunkel, daß man keinen Rath zu fassen wuste. Gleichwohl drangen die Geheimerāthin und Emilie mit Klagen und Bitten dermassen in ihn, und erweichten durch Thränen und Händeringen so sein Herz, daß er im regen Mitleiden alles für Vollmuthen gethan und aufgeopfert haben würde, wenn er auch nicht sein Freund gewesen wäre. „Ich weiß keinen andern Rāth,“ sprach er endlich, „ich muß selbst zu ihm reisen“ und die Geheimerāthin sowohl als Emilie küssten ihn dafür.

Ohne Zweifel war's der beste Entschluß; was konnte man sonst thun? wenn er nur eilig genug ausgeführt werden konnte. Fuchsschwanz war ganz gewiß von dem Hause des Geheimenraths gerade nach L * * gegangen und nach dem Eifer, den Adolf in seinem Briefe zu erkennen gab, konnte man nicht anders urtheilen, als daß der gemachte Anschlag sobald als möglich würde vollzogen werden. Vielleicht kam es darauf an, was Vollmuth für einen Tag zu seiner Abreise bestimmt hatte, und da man ihn nach seinen Briefen mit ieder Post erwarten konnte, so durfte man gewiß keinen Augenblick versäumen. Wetter suchte Erlaubniß zu seiner Reise und erlangte sie auch dergestalt, daß er morgen mit dem frühesten abreisen sollte. Als aber gegen Abend der Geheimerath zurück kam, waren so viel Briefe

zu schreiben und Berichte zu machen, die keinem andern als Wettern in die Hände gegeben werden durften, daß Wetter so gleich gerufen werden muste. Es half nichts dafür, Wetter muste den ganzen Tag arbeiten und bis in die folgende Nacht um zwölf Uhr auf einem Stuhle sitzen. Aber nun flieg er auch so gleich in den Wagen, damit ihm nicht der anbrechende zweete Tag neue Hindernisse bringen möchte.

Es war eine Reise von zwölf Meilen, die Wetter zu machen hatte, und wenn er sie nach seinem Wunsch mit dem angefangenen Tage endigen wollte, so durfte gewiß keine Zeit versäumt werden. Abends um sechs Uhr erreichte er auch L** und fuhr gerade vor das Haus, worinn Vollmuth logirte. Wetter hatte die ganze Straße lang her einen Menschen bemerkt, der sich auser Athem gelaufen hatte und immer noch neben seinem Wagen her den Pferden gleich lief. Er kannte ihn nicht, sah ihn aber für einen Studenten an und ward noch aufmerksamer, als er nach dem Hause hinbeugte, vor welchem er absteigen wollte. Er konnte kaum geschwind genug aus dem Wagen kommen um diesen Fremden noch auf seiner Rückkehr an der Hausthür aufzufangen. Das Wasser lief ihm von beiden Seiten in den Schläfen und über die Backen lang herunter und er drängte sich im Laufen mit einer solchen Gewalt neben Wettern durch die Thür hindurch, daß er ihn beinahe umge-

umgerennt hätte. Hinter ihm her kam ein Mann gelaufen, den Wetter für den Wirth hielt. „Herr Berstel!“ rief er dem Laufenden nach; und sobald Wetter diesen Namen aussprechen hörte, wandte er sich auch wieder um, lief zur Thür hinaus und rief: „Herr Berstel! wo ist „Herr Vollmuth?“

Dies Wort brachte Bersteln zum stehen. „Wer sind Sie?“ rief er; „ich bin Wetter,“ antwortete der Sekretair — und im Augenblick liefen sie beide auf einander los und umklammerten sich so herzlich, als wenn sie Brüder wären. „Haben Sie Vollmuthen bei sich?“ fragte Berstel. „Nein!“ antwortete Wetter, „den such ich bei Ihnen.“ „Ach! um „Gotteswillen,“ schrie Berstel, „denn halten „Sie mich nicht auf —“ und zugleich riß er sich aus Wetters Armen mit Gewalt und lief unaufhaltbar über den Markt lang hin.

Wetter merkte nun wohl was vorgieng und konnte sich für Angst und Schrecken kaum auf den Füssen halten. Er befragte den Wirth und vernahm, was Berstel in aller Eil nur mit wenigen Worten hatte herausbringen können, daß Vollmuth vor einer Stunde mit Berstein und den beiden Würdigen zum Hause hinaus gegangen sey, eine Promenade um's Thor zu machen und daß er vor dem Thore bei dem äussersten Gartenhause auf eine ganz unbegreifliche Weise weggekommen sey und nir-

gend gefunden werden könne. Wetter stand da, als wenn ihn der Schlag gerührt hätte. „Gott!“ rief er, „hätte ich doch nur zwo Stunden eher abreisen können! War denn,“ fragte er den Wirth, „sonst niemand bei ihnen, als „sie weggiengen?“ „Nein,“ antwortete dieser; „aber nicht lange nachher kamen die Herrn von „F** und fragten nach Herr Vollmuthen. „Als ich ihnen sagte, daß sie ausgegangen wären, gaben sie zur Antwort: daß sie ihnen „nachgehen und sie aufsuchen wollten.“ — Beinahe hätte Wetter hier die Bitte der Geheimenräthin vergessen, daß er sich hüten möchte, ihres Gemahls und ihrer Söhne Schande aufzudecken. Er besann sich noch und gieng zur Stube nach seinem Wagen hinaus.

Ich glaube, daß sich meine Leser so gut als Wetter verwundern werden, wenn ich ihnen sage, daß er Hansen bei dem Wagen geschäftig fand, den Koffer abzubinden und die Sachen herein zu tragen. Es gieng aber ganz natürlich zu. Hans kam mit dem Geheimenrath nach Hause und erfuhr den Abend noch von der gnädigen Frau, daß sie die Briefe gefunden, und daraus erfahren hätten, in was für grosser Gefahr sich Vollmuth befinde. Man gab ihm diesen Wink nur im Vorbeigehen; längere Zeit, sich mit Emilien und ihrer Mama zu unterreden, konnte er den ganzen Abend nicht finden. Die Nachricht machte ihm so viel Unruhe, daß

er

er die ganze Nacht kein Auge zuthat und den Vorsatz faßte, vom Geheimenrath seine Entlassung zu fodern und fortzugehen. Zuerst eröfnete er der gnädigen Frau seinen Vorsatz, der es grosser Trost war, noch einen Getreuen zu haben, der sich ihres liebsten Sohnes annehmen wollte. „Ich muß ihn finden." sprach er, „er „mag auch seyn wo er will, und gehe nicht wie„der von ihm, bis ich ihn mitbringen kann. —" Alsdann gieng er zum Geheimenrath. Wie es schien, so that es ihm so wehe, seinen alten Bedienten zu verlieren, als es ihm lieb war, durch Annehmung des neuen Peters Verstossung befördern zu helfen. Das hatte er nicht erwartet, daß Hans so bereitwillig aus seinem Hause weichen sollte. Vielmehr mochte er wohl gehoft haben, daß er ihn um Beibehaltung in seinen Diensten bitten würde, und wenns geschah, nachdem die Nachricht eingelaufen war, daß der letzte Anschlag wider Vollmuthen glücklich ausgeführet sey, so glaub ich, daß er ganz gewiß Nabeln lieber als Hansen hätte fahren lassen. „Warum," sprach er, „willst „du so eilen, ich brauche dich ja noch, bis der „andere Mensch kömmt. Vielleicht kann sich „die Sache ändern, so behalt ich dich wieder „und bringe dich noch wohl einmal an einen „Dienst."

„Aufs ungewisse," gab Hans zur Antwort, „laß ich mich nicht ein; Sie haben mir den

„Abschied gegeben und ich muß für mein Blei-
„ben sorgen. Um einiger Tage Willen kann
„ich keine Gelegenheit vorbei lassen, die sich mir
„ungesucht darbietet. Ich muß heute noch fort."

„Daraus wird nichts! ich gebe dir keinen
„Pfennig Lohn, wenn du eher gehst, als Nabel
„da ist."

„O dafür bin ich nicht bange — meinen
„Lohn will ich schon kriegen."

Der Geheimerath hielt sich durch Hans-
sens Dreustigkeit beleidigt und wollte von Ein-
siedenlassen reden; Hans gab aber die Ant-
wort, daß das kein Lohn für treue Diener sey.
Er packte seinen Bindel zusammen und gieng
zum Hause hinaus. Die gnädige Frau gab
ihm beim Abschied vier Louisd'or und die Ver-
sicherung, daß sein rückständiger Lohn so wenig
als seine zurückgelassenen Sachen verloren seyn
sollten, Emilie aber wünschte ihm Glück und
Segen auf den Weg.

Hans gieng gerades Weges zum Thore
hinaus nach L * *. Da Wetter erst in der
folgenden Nacht abreisen konnte, so bekam er
einen so grossen Vorsprung, daß er nicht eher
als kurz vor L * * von ihm eingeholt ward.
Der Fußsteig war nur etwas weit von der Land-
strasse entfernt und Wetter hatte seine Augen
zu fest auf einen Gegenstand nach der andern
Seite hingerichtet, als er gegen ihn war, sonst

würde

würde er ihn gewiß entdeckt haben. „Ich“ sprach er zu Wettern, „habe Sie bei dem „grossen Birnbaum wohl sehen vorbei fahren.“

„Wohin willst du denn,“ fragte Wetter, „deinen Weg richten?“

„Vollmuthen,“ antwortete er, „will ich „aufsuchen, und ihm so lange ich lebe dienen.“

Daß es Wettern angenehm war, Hansen bei sich zu haben, daran dürfen meine Leser nicht zweifeln, ob er gleich ietzt weder Zeit noch Gemüthslage dazu hatte, seine Freude darüber so lebhaft auszudrücken, als er sie empfand. Er muste zuerst dafür sorgen, daß seine Sachen abgepackt wurden und der Postillon seine Abfertigung erhielt. Kaum war er damit fertig, so kam Berstel mit dem Professor zurück, dem die besondere Aufsicht über die Herren von F** von dem Fürsten war aufgetragen worden. Wetter kannte ihn von seinen Universitätsjahren her recht gut und ward sehr freundschaftlich von ihm bewillkommt. Sie wollten nach dem Hause hinausgehen, wo Vollmuthen der Unfall begegnet war und versprachen, auf dem Wege die Umstände, des Vorfalls ausführlich zu erzählen. Wetter gieng mit und Hans begleitete ihn als Bedienter.

Am Thore begegneten ihnen die beiden Herren von F**. Sie thaten sehr bestürzt und machten, als in der größten Zerstreuung, sehr unschick-

unschickliche Komplimente gegen Wettern, von denen sich freilich der Professor eine vortheilhaftere Erklärung machte als Wetter. Lange dauerte ihre Unterhaltung nicht. Sie wollten in die Stadt zurück gehen und, ich weiß nicht wen all aufbieten, Vollmuthen zu suchen; Berstel aber eilte mit seiner Gesellschaft dem Hause zu, wo das Unglück geschehen war. Man durchsuchte Haus und Garten noch einmal sehr genau, fand aber ietzt so wenig einen Menschen als vorher. Sie gingen zur hintern Thür hinaus über einen breiten Anger, kamen hernach durch gepflügten Acker, und stiessen endlich auf eine gebahnte Straße, die sie eine ziemliche Strecke lang verfolgten ohne daß ihnen eine lebendige Seele begegnet wäre. Endlich kamen die beiden Würdige zurück, die über eine Stunde weit hinaus gewesen waren, und keinen Menschen gesehen hatten, den sie hätten befragen können. Es war nichts anders zu thun, sie musten zurück kehren, und kamen gerade noch mit dem Schluß des Thores in die Städt hinein, als ein Ungewitter am Horizont heraufzog und ein strömender Platzregen sich zu ergiessen anfing. Der Professor trennte sich am Thore von ihnen und versprach nochmals, sich ihrer Sache als seiner eigenen anzunehmen; die übrige Gesellschaft aber ging mit Wettern in ihr Logis.

Berstein hatte Wetter noch nie gesehen und mit den beiden Würdigen hatte er nur

eine

kurze Bekanntschaft von wenigen Tagen gehabt, als er nach seiner Zurückkunft von der Universität in Vollmuths Angelegenheiten öfters zu ihrem Vater dem Generalsuperintendent kam. Sie waren aber alle Vollmuths redliche Freunde und ihr gemeinschaftliches Interesse verband sie in der ersten Viertel Stunde so genau untereinander, daß sie auch die vertrautesten Freunde gegen einander wurden. Den Inhalt ihres Abendgesprächs kann man sich leicht vorstellen.

Wetter erinnerte sich der Bitte der Frau Geheimenräthin, daß er ihren Gemahl und ihre Söhne schonen sollte, damit sie nicht in die verdiente Schande fallen möchten. Aber mit seinen und Vollmuths vertrautesten Freunden offenherzig darüber zu sprechen, das konnte ihr nach seinem Urtheile so wenig zuwider seyn, daß es vielmehr nothwendig war, wenn sie auf den rechten Weg gebracht werden sollten, Nachforschungen mit Nutzen anzustellen. „Das ha„ben wir gleich gedacht," riefen sie alle, „daß „Moritz und Adolf mit ihrem äusserlichen „Bezeigen Herz und Gesinnung nicht ändern „würden. Ihre angenommene Freundschaft „schien uns verdächtig und bei der heutigen ge„zwungenen Bestürzung sahe man das böse Ge„wissen durch die Augen hindurchscheinen." Man sprach lange und viel von der schändenden Niederträchtigkeit, zu welcher herrschende Leidenschaften

schaften und lasterhafte menschenfeindliche Gesinnungen den Menschen herabniedrigen. Man konnte nicht begreifen, wie ein Mann von Religioneinsichten und Weltkenntnis ein Raub derselben seyn könnte, der lange genug gelebt hat, das Glück des Lebens kennen zu lernen. „Es „ist schrecklich," urtheilte der älteste Würdig, „seine Einwilligung zum Verderben eines Men„schen zu geben, gegen den man sich im Ur„sprunge seines Lebens zu väterlichen Pflichten „verband."

Am folgenden Morgen kamen Moritz und Adolf, als sie kaum aufgestanden waren. Ihr Besuch befremdete sie nicht. Wenn sie sich nicht verdächtig machen wollten, so durften sie sich freilich ietzt am wenigsten zurück ziehen. Aber ihre Absicht war ihnen ganz unerwartet. Sie wollten Abschied nehmen. „Wir haben," sprach Moritz, „wider alles Vermuthen gestern „Abends einen erpressen Boten von Hause be„kommen mit dem ausdrücklichen Befehl, so „gleich von der Universität abzuziehen. Wir „wollen uns so einrichten, daß wir Vormittags „mit allen Zubereitungen fertig werden und den „Nachmittag mit unsern guten Freunden in „Vergnügen zubringen können. Morgen mit „Anbruch des Tages reisen wir ab. Sie wer„den die Gütigkeit haben und sämtlich von der „Gesellschaft seyn." —

Die

Die Einladung lehnten unsere Freunde gänzlich von sich ab. Die beiden Würdige und Berstel entschuldigten sich damit, daß sie iezt nicht geschickt wären, das Vergnügen einer Gesellschaft zu befördern; Wetter aber berief sich auf seine Geschäfte, die gewisse Gelder aus der Erbschaft seines seligen Onkels beträfen und die einzige Absicht seiner Reise wären. Dem Ansehen nach wurden Moritz und Adolf über diese abschlägliche Antwort so verdrießlich, daß sie fortgingen. Man war recht wohl damit zufrieden, daß sie gingen, weil ihre Gegenwart nur Stöhrung in den Geschäften dieses Tages machte.

„Was meinen sie dazu," fragte Wetter, sobald die Herren von F*** fort waren, und ich möchte meinen Lesern bald diese Frage auch vorlegen: „Was meinen Sie dazu?" Nach dem Urtheile unserer Freunde war's ein sehr unüberlegter Schritt, den man von Leuten, die listig genug waren, überlegte Bosheiten versteckt anzulegen, so einfältig nicht erwarten sollte. „Vermuthlich," hieß es, „hat man das vorher „schon verabredet, daß, sobald der Entwurf „glücklich ausgeführt wäre, die Universität so „gleich verlassen werden sollte. Wenn man nur „so klug gewesen wäre, und den nahe bevorste„henden Abzug vor vierzehen Tagen schon be„kannt gemacht hätte! So ist's ja gar zu auf„fallend! Wem Vollmuths Verbindung mit

„dem

„dem Hause des Geheimenraths und die bis-
„herigen Vorfälle bekannt sind, der schöpft aus
„dem schnellen Abzuge ganz gewiß Argwohn.
„Es läßt bald, als wenn man der Untersuchung
„aus dem Wege gehen wollte und freilich kann
„der Geheimerath, im Fall ein Verdacht
„entstehen sollte, mehr für seine Söhne in der
„Residenz thun, als hier." — „Unsere heutige
„Einladung," urtheilte Werter, „hat vermuth-
„lich nicht mit in dem Plan gestanden. Ich
„halte sie für Moritzes Erfindung, der ohne
„Zweifel die Absicht hat, unsern Gedanken neue
„Gegenstände unterzuschieben und die Untersu-
„chung des gestrigen Vorfalls zu verzögern." —
Unter diesen Gesprächen kam Vollmuths
Gömmer, der Professor, der sich seiner eifrigst
annahm und die Untersuchung mit aller nur
möglichen Vorsichtigkeit anzustellen versprochen
hatte. Man kann sich vorstellen, daß unsern
Freunden das Herz um ein merkliches leichter
werden muste, als er mit den Worten in die
Stube trat: fassen Sie Muth! wir haben den
Vogel gefangen! Es mag an der Hofnung seyn,
was da will, so ists doch nöthig, daß ich meinen
Lesern die Nachrichten mittheile; ich will mich
aber nicht an des Professors Worte binden,
sondern den ganzen Fortgang der Untersuchung
erzählen.

Der Akademische Senat hatte auf die erste
Nachricht von dem gestrigen Vorfall sechs
Wäch-

Wächter bestellt, und ihnen Befehl gegeben, daß sie sich in der Stille und einzeln in das Haus begeben, alle Thüren, so wie sie sie fänden, offen lassen und sich die Nacht hindurch so verborgen halten sollten, daß sie von aussen nicht entdeckt werden, aber ieden, der hineinkommen möchte, bemerken und fangen könnten. Das möchte nun seyn, wer es wollte, so sollten sie ihn festhalten und bringen. Um Mitternacht kömmt ein Kerl in einem Soldaten Kittel mit einer Frauensperson schüchtern ins Haus hineingeschlichen. Die Wächter bemächtigen sich ihrer und bringen sie beide bis zum Thore, wo sie ihnen abgenommen und in die Hauptwache gebracht wurden. Des Morgens verbreitete sich die Nachricht davon durch die ganze Stadt und der Professor hatte seine Erzählung noch nicht geendigt, als der Wirth schon in voller Freude gelaufen kam und durch die Thür in die Stube herein rief: freuen Sie sich, Sie werden Ihren Freund bald wieder bekommen! ein preussischer Soldat hat ihn wegkapern wollen!

Die Gedanken schienen so unwahrscheinlich nicht zu seyn, daß man sie keiner Aufmerksamkeit hätte würdigen sollen. Der General in ** war ziemlich böse gewesen, daß Vollmuth mit seinem Abschied so schnell und so glücklich war aus der Stadt und aus dem Lande gekommen. Sobald er von Lieben gesprochen hatte, war seine ganze Gesinnung geändert und

er hätte gewis ich weiß nicht was gethan, wenn er Vollmuthen wieder hätte in seine Gewalt bekommen können. Nun konnte es ia sehr leicht seyn, daß sich der Geheimerath und von Lieve bei ihrem neuen Entwurf wieder an den General gewandt hatten und wer dessen Gesinnung so gut als unsere Freunde kennt, kann keinen Augenblick zweifeln, daß er ihnen nicht alle mögliche Unterstützung würde geleistet haben. Durch Soldaten mögen schon vielfältige Stückgen von der Art auch in fremden Ländern ausgeführt worden seyn! — Wetter hatte seine Gedanken für sich, die er nicht mittheilen wollte. Sobald er von einem Soldaten reden hörte, fiel ihm Nabel ein. Wär' es möglich, dachte er bei sich, daß ein Mensch von guten Grundsätzen durch böse väterliche Rathschläge so sehr verdorben werden könnte! Dann sollte man doch zum Besten der Welt keinen bösen Menschen so weit kommen lassen, daß er Vater werden könnte! — Aber diesmal gingen sie alle mit ihren Gedanken irre.

Der eingezogene Soldat ward ins Verhör geführt und Vollmuths Freunde waren dazu gerufen worden, ob vielleicht ihre Gegenwart die Untersuchung der Sache erleichtern könnte. Es war richtig, ia! ihre Gegenwart hob die Inquisition auf und machte den Inquisiten verdachtlos. „Den Menschen," sprach Wetter, „können Sie in Gottes Namen gehen lassen! beschü-

„beschützen und vertheidigen wird er Vollmu-
„then wohl, wenn er kann, aber nie beleidigen.“
Kurz, es war Martin, der gestern gegen
Abend aus H * * desertirt war, die Frauens-
person aber war seine verlobte Braut, eine ge-
bohrne Bürgers Tochter aus L * *, die sich
seit dem Tode ihrer Eltern in H * * aufgehalten
und daselbst in guten Familien gedient hatte.
Nach seiner Erzählung hatte er die grausame
unbarmherzige Behandlung nicht mehr ausste-
hen können, welche ieder Bursche beim Regi-
mente, auch der ordentlichste erdulden müste.
„Ich habe,“ sprach er, „Geld geboten, oder
„auch einen andern Kerl für mich stellen wollen,
„aber auf alle Fälle ward mir der Abschied abge-
„schlagen. Meine Kapitulation hätte ich doch
„ausgehalten, wenn man mir nicht den Trau-
„schein versagt hätte. Ich sollte eine einhei-
„mische Frau nehmen, sonst nicht. Bei solchen
„Umständen hielt ichs für rathsam, mir Ab-
„schied und Trauschein selbst zu schreiben. Wir
„sind in einen Strich die Nacht durch bis hieher
„gegangen, und da wir müde waren und die
„Thür des Hauses offen fanden, so hielten wir
„es für unbewohnt und gingen hinein, um
„Schutz und Ruhe bis zur Oefnung des Thores
„zu finden.“ Wetter fügte noch hinzu, daß
dieser Mensch aus Liebe zu Vollmuthen Sol-
dat geworden und freiwillig um ihn zu befreien,
in seine Stelle getreten wäre, wodurch seine
Unschuld nochmehr ausser Zweifel gesetzt ward.

Nun kam der Eigenthümer vor, welchen man befragte, was er für Miethsleute in seinem Hause hätte. Es war ein Gastwirth, der seit kurzer Zeit vom Lande hereingezogen und zu grosser Verwunderung seiner Mitbürger zu einem beträchtlichen Vermögen gekommen war, übrigens aber bei der Stadt weder Ansehen noch Namen hatte. Man sahe allerhand verdächtige und übelberufene Leute bei ihm aus und eingehen, und war schon seit einem Monat auf die täglichen Niederlagen und rauschenden Zusammenkünfte roher junger Leute beiderlei Geschlechts aufmerksam gewesen. Er wuste sich aber immer heraus zu reden und hatte den Vorwand, daß Tanzübungen bei ihm gehalten würden, so wie man sie in mehrern Häusern der Stadt dulde, von denen er weiter keinen Nutzen und sonst keine Absicht hätte, als daß ihm Miethe für die Stube gegeben und, was verzehrt würde, bezahlt werden müsse. In Absicht seines vor dem Thore gelegenen Hauses gab er die Antwort, daß es ein Jahr ledig gestanden hätte, weil er theils wegen der Entlegenheit, theils auch wegen des feuchten Bodens keinen Miethsmann hätte bekommen können. Vor vierzehen Tagen wären zwo Frauenspersonen zu ihm gekommen, die ein entlegenes Häusgen gesucht hätten, wo sie still und wohlfeil leben könnten. Nach ihrem Vorgeben wäre die ältere Person eine Frau gewesen, welche von ihrem Manne, einem Pächter, seit vielen Jahren verlassen

worden,

werden, die jüngere aber, ein lediges Mägdchen und eine Nichte der Frau, die sich bei ihr aufhielte, um unter ihrem Schutze sittsam und eingezogen leben zu können. Er hätte sie bereitwillig aufgenommen, weil ihm sonst, wenn das Haus ledig stände, alle Früchte aus dem Garten gestohlen würden und sie beide ein recht frommes Ansehen gehabt hätten; ob er sich gleich, wie er nun erfahren müste, sehr betrogen hätte.

Man muste freilich mit der Antwort des Gastwirths zufrieden seyn, ob ihn gleich Stirne und Augen nicht so gut als sein Mund vertheidigten. Indessen wäre ihm doch beinahe ein fataler Streich begegnet, als es schon andem war, daß er entlassen werden sollte, und ich weiß nicht, was die Richter würden gethan haben, wenn sie dabei gewesen wären, als Wetter vor einigen Tagen des Geheimenraths geheime Briefe las. — Es ward ein Frauenzimmer gebracht, welches die Wächter in dem Hause aufgefangen hatten. „Warte er noch," sprach der Vorsitzende im Senat, „er muß uns sagen, „ob's die Person ist, die er eingenommen hat," und alles war voller Erwartung. Da hätte man nur die Gesichter sehen sollen, als sie herein trat! Das ganze Kollegium verrieth mit seinen strahlenden nach der Thür gerichteten Augen erwartende Hofnung, Bertel und beide Würdige wandten das Gesicht nach den Fen-

ſtern, Wetter lief mit ſeinen Augen von einem Geſichte aufs andere herum und der Gaſtwirth ward todten blas, als Sußgen mit zitternden Gliedern hereintrat.

„Iſt das die Perſon welche ihr in euer „Haus aufgenommen habt?“ fragte der Vorſitzende.

„Bewahre Gott!“ antwortete der Gaſtwirth, „nein! das iſt meine Tochter.“

„Eure Tochter! — ihr habt ia keine „Kinder!“

„Nein! am Leben nicht; aber von fünfen „iſt mir dieſe Tochter übrig geblieben und wenn „Sie's verlangen, kann ich's Ihnen mit einem „Taufſchein von ihrem Geburthsort beweiſen.“

„Ihr ſeid doch ſchon drei Jahre bei uns „und man hat von eurer Tochter bis hieher kein „Wort gehört! habt ihr ſie nicht bei euch?“

„Nein! ſie hat gedient.“

„Wo denn?“

„Erſt iſt ſie einige Jahre Kammeriungfer „bei dem — gnädigen — Fräulein Ku — „Kunigunde in Perleberle geweſen und als „dieſe ſich mit dem — dem gnädigen Herrn — „von Liebe vermählte, zog ſie mit ihr nach Zums „gersdorf. Ihrer guten Aufführung und ihrer „treuen Dienſte wegen will ſie die gnädige Herr„ſchaft nicht von ſich laſſen, ſonſt hätt' ich ſie

„gleich

„gleich zu mir genommen sobald ich hieher in „den Gasthof zog."

„Sußgen heißt sie — nicht wahr?" fragte Berstel voll Verwunderung — und viel fehlte nicht, so hätte Wetter die Bitte der Geheimeräthin ganz und gar vergessen. „Das ist „nicht richtig!" rief er, indem er einen Schritt weiter vor trat, „der Herr Geheimerath von „F*** —

st —! winkte noch zur rechten Zeit der Rektor Magnifikus, da's noch in seiner Gewalt stand, die übrigen Worte zu ersticken. Der Wirth muste mit seiner Tochter Abtritt nehmen und nun ward Wetter aufgefodert, seine Gedanken frei zu sagen. Unterdessen hatte aber Wetter an die Geheimeräthin gedacht, und in der Geschwindigkeit seinen Gedanken eine andere Wendung gegeben: „der Geheimerath „von F**," fuhr er fort, „ist ein Schwager „des Herrn von Liebe und dieser ist von je her „Vollmuths unversöhnlicher Feind und Verfolger gewesen." Er erzählte hierauf die Verbindung, in welcher Vollmuths Eltern mit dem Edelmann gestanden hätten und Berstel fügte Beweise seiner Feindseligkeit aus Vollmuths Begebenheiten zu H** hinzu, daß die Hochansehnlichen Glieder des Konciliums sehr bedenkliche Mienen annahmen und den Kopf schüttelten: Vollmuths Freunde musten iezt Abtritt nehmen.

Nun wurden der Gastwirth und seine Tochter absonderlich vernommen, man konnte aber aus ihren Aussagen keinen grossen Nutzen ziehen. Man fragte bald rechts bald links. Wann eher? mit was für Gelegenheit? in welcher Absicht Sußgen hieher gekommen sey? — alle diese Fragen wurden so fertig beantwortet als aufgeworfen. Beider Aussagen stimmten auch aufs genaueste überein, so daß man nichts anders daraus schliessen konnte als daß sie an dem vorhabenden Handel entweder unschuldig oder die allerlistigsten ausgelerntesten Betrüger seyn müsten. „Herr von Liebe sey vor dreien Tagen hierdurch gereist und habe sie in seinem Wagen mitgebracht; die Absicht ihres Besuchs sey „eine vorhabende Heirath mit eines gewissen „Gastwirths Sohn aus Bleiern, Hans Peter „Nabel, weswegen sie sich mit ihren Eltern „besprechen wolle; nach dem Gartenhause aber „habe sie die Mutter hinaus geschickt, daß sie „hätte sehen sollen, ob die entlaufenen Miethsleute Schaden gethan hätten. Davon habe „man nichts gewust, daß von der Obrigkeit „wären Wächter hinaus gesetzt worden." — So sprachen sie beide fast mit denselbigen Worten und sollte man sie für schuldig halten, so hätte man voraussetzen müssen, daß sie alle Umstände, so wie sie wirklich erfolgten, auch den, daß sie ins Verhör kommen würden, vorhergesehen und ihre Antworten wörtlich entworfen und auswendig gelernt hätten.

Wetter,

Wetter, das kann man leicht denken, hatte seine Gedanken für sich, als er das Protokoll ihrer Aussagen laß, aber was konnte er sagen, wenn er kein Geheimnis verrathen sollte. Es ließ sich auch ganz wohl denken, daß von Liebens Reise Vollmuths Entführung zur Absicht habe und Sußgens Heirath mit Nabeln zwischen von Lieben und Fuchsschwanzen könne verabredet worden seyn, ohne daß dieser seinen Sohn und iener der Kammeriungfer die verabredete Bosheit werde entdeckt haben, für welche ihre Verbindung eigennützige Belohnung der Rädelsführer seyn sollte. Von Liebe ward Sußgen los und konnte seiner Gemahlin eine Kammeriungfer geben, die zwanzig Jahre weniger gelebt hatte, und Fuchsschwanz steckte vielleicht ein Stück Geld in seinen Schubsack, das er eben nicht für nöthig hielt den Stiefsohn sehen zu lassen. Wenn das war, so konnten ihnen Vater und Tochter nichts helfen, wenn sie auch wären ins Gefängnis geworfen und auf die Tortur gebracht worden.

Sobald der Vorfall gestern der Obrigkeit war angezeigt worden, waren einige Leute zu Pferde ausgeschickt worden, welche von der Seite Wege und Landstraßen genau untersuchen sollten. Diese kamen auch zurück und brachten Nachrichten, welche unsern Freunden tödliche Bekümmerniß verursachten. Sie waren dem Wege nach geritten, den die Räuber wahrschein-

scheinlicher Weise konnten genommen haben. Nach einer Stunde waren sie an eine frisch aufgefahrne Spuhr gekommen, welche linker Hand herunter vom Wege abging und ihnen in einer weiten Entfernung etwas zeigte, was sie für eine Kutsche ansahen. „Wir gaben," sagten sie, „den Pferden Sporn und Zügel, und mach„ten uns schon die Hofnung, sie gewiß einzuho„len, als mit einmal ein plötzliches Ungewitter „entstand und ein Platzregen vom Himmel, der „eine Finsterniß verursachte, daß es nicht mög„lich war, eine Hand vor Augen, vielweniger „einen Weg zu sehen. Wir haben unmensch„lich ausgestanden und sind die ganze Nacht in „der Irre herum geritten, bis wir endlich früh „um vier Uhr an ein Dorf kamen, das dicht an „der Sale lag. Hier erzählte man uns eine „Begebenheit, die sich den Abend vorher zuge„tragen hatte und, wie wir glauben, mit dem „hiesigen Vorfall genau zusammenhängt. Es „wohnten in dem Dorfe viel Fischer, welche ihre „Kähne ein Viertelstündgen vom Dorfe an „Pfälen angeschlossen hatten. Im stärksten „Ungewitter war ein Jäger von einem entferntern „Dorfe am Ufer der Sale lang herauf gekom„men, welcher erzählt hatte, daß ihm eine halbe „Stunde vom Dorfe eine Kutsche begegnet wäre, „welche mit unglaublicher Geschwindigkeit durch „den Busch geiagt hätte. Als er näher am „Dorfe gekommen sey, habe er ein jämmerli„ches Winseln und Klageschrei gehört, das seine

„Augen

„Augen nach dem Fluß hingezogen hätte, in „demselben Augenblick aber sey ein scharfer Blitz „vom prasselnden Donner unmittelbar begleitet „herabgefahren, der ihm mitten auf der Sale „einen Kahn voll Menschen gezeigt aber zugleich „denselben ins Wasser geschlagen hätte." „Lauft „doch geschwind, Kinder!" hatte er hinzugesetzt „und sehet zu, ob ihr vielleicht noch einen „unglücklichen retten könnt."

Das ganze Dorf war hierauf mit Laternen hinausgelaufen, hatte aber bei dem wütenden Sturm und unruhigen Wasser nichts thun können. Alle Kähne waren los gerissen und schwammen auf dem Wasser. In der Erleuchtung des Blitzes sahe man in einiger Entfernung ein Schiff die Sale hinunter fahren, welches der Bauart nach von Hamburg war und vermuthlich in die Elbe gehen wollte. Nach vielem Suchen fand man endlich am Ufer ein Stück eines zerschmetterten Kahns und ein Frauenzimmer in vornehmer Kleidung, das vom Blitz erschlagen und von den Wellen ans Land getrieben worden war. Vollmuths Freunde waren für Schrecken über diese Nachricht ausser sich und konnten kein Wort reden; der Senat aber fertigte sogleich eine Kommission ab, welche mit dem ältesten Würdig und dem erwähnten Wirth nach dem bezeichneten Dorfe reisen, die aufgehobene Person sehen und nachforschen sollten, ob sich nicht mehrere Umstände eräugnet

hätten,

hätten, welche ihnen bei der Untersuchung nützlich seyn könnten. Sie kamen zurück. Der Wirth versicherte, daß es dieselbe Person sey, welche die ältere Frau für ihre Nichte ausgegeben habe und von ihm in das Haus aufgenommen worden sey und Würdig behauptete, daß er sie zuverlässig für die Person erkenne, welche aus dem Hause gekommen und Vollmuthen bei der Linde von ihnen weggerufen habe. Weiter hatte man keine Entdeckung machen können.

Die Nachrichten waren für Vollmuths Freunde so betrübt als möglich. Was konnten sie anders denken, als daß ihr Freund in der Sale begraben liege. Wenn ihnen nur noch etwas zu thun möglich gewesen wäre! — aber was? — Im Gebiethe des Neptunus sind unsichere Straßen. Gleichwohl schmerzte ihnen das traurige Schicksal ihres Freundes und sie hätten alle gern ihr Leben in Gefahr gegeben, wenn nur ein Schein der Hofnung dagewesen wäre, daß er gerettet werden könnte. Wetter beweinte ihn als seinen Bruder und wenn er an die Geheimeräthin und Emilien gedachte, so empfand er eine Herzensangst, welche ihn die Rückreise sehr bitter machte. Es war aber nicht zu ändern, er muste wieder fort.

Hans hatte unter allen das meiste Herz und wollte schlechterdings nicht alle Hofnung fahren lassen, Vollmuthen wieder zu finden. „Der Kahn," sprach er, „ist zerschlagen, das

„ist

„ist ohne Zweifel wahr, aber wir wissen ia nicht, „ob Vollmuth darin gewesen ist. Vielleicht „hat man hier nur das lüderliche Mensch von „sich schaffen wollen, durch welche man den „Vogel gefangen hatte; Vollmuth kann in der „Kutsche gesessen haben, welche der Jäger so „schnell fortiagen sahe.“ Freilich war's ein sehr schwacher Schein der Hofnung, aber was ergreift der Mensch nicht, wenn er sich gern halten will. Hansens Muth war nicht umzustossen und mochte wohl durch Simpathie, Ahndung und Träume unterstützt werden. Er lies den Gedanken nicht fahren: Vollmuth lebt; und blieb bei dem Vorsatz: ich gehe in die Residenz nicht zurück; ich muß wissen, wo er ist.

In Widerwärtigkeiten hat es seinen guten Nutzen, wenn der Muth nicht ganz fällt. Sind's auch nur morsche Stützen, so wird er doch gehalten und fällt, wenn er fallen muß, allmählig, ohne daß der Leidende mit zu heftigen Empfindungen überladen wird. Werter blieb endlich auch bei dem Gedanken stehen, daß Vollmuth noch lebe und vereinigte sich mit seinen Freunden, Hansen in seinem Vorsatz eher zu befestigen als wankend zu machen. Martin war Vollmuthen so eiferig ergeben als Hans und hätte sich gern mit ihm vereiniget, den Entführten aufzusuchen, wenn es seine Umstände verstattet hätten. Aber von seiner Verlobten sich zu trennen — wer kann ein solches

Opfer

Opfer fodern? und hätte er seine Liebe überwinden können, so konnte er doch seine Furcht für den Soldaten nicht besiegen. Nach aller Wahrscheinlichkeit durfte **Vollmuth** im Vaterlande nicht gesucht werden und in fremde Länder dürfe sich **Martin** als Deserteur nicht wagen. Er bemühete sich aber, seinen Bruder zur Ausführung seines Vorsatzes aufzumuntern und änderte seinen Vorsatz, den er in Absicht seiner künftigen Lebensart gefaßt hatte. Für L * *, wo er sich **Anfangs niederlassen wollte**, wählte er nun die Residenz, und reisete nebst seiner Verlobten mit **Wettern** in einigen Tagen dahin ab; **Hans** aber ging fort, ohne ein Wort zu sagen, wohin. Vielleicht wuste er's selbst noch nicht; das versprach er aber, daß er von seinem Aufenthalt und von seinen Verrichtungen schriftliche Nachricht geben wollte.

Wetter war schon in den Wagen gestiegen, als der Briefträger einen Brief an Berstein brachte. Berstel erbrach ihn und fand nicht nur einen Brief an **Vollmuthen** eingeschlossen, sondern sahe auch mit dem ersten Blick, daß der seinige Nachrichten enthielt, die **Vollmuths** Familienangelegenheiten betrafen. Man faste gleich den Entschluß, ihn zu erbrechen und **Wetter** stieg aus dem Wagen und ging mit seinen Freunden noch einmal auf ihre Stube zurück. Licht und Rath für die gegenwärtigen Umstände fand man nicht, aber dem ohngeach-

tet reuete es sie nicht, ihn gelesen zu haben, weil Magister Berstel die Erzählung der Begebenheiten im Dreifüßischen Hause fortsetzte, deren Ausgang zu wissen sie schon lange begierig gewesen waren. Hier sind sie für meine Leser!

Vollmuths Stiefvater hatte sich, was seine erbärmlichen Umstände betraf, gebessert. Eltern und Brüder hatten ihn mit aller Sorgfalt gewartet und mit Essen und Trinken so gut gepflegt, daß er von Tage zu Tage an Munterkeit und Kräften zunahm. Durch sorgfältigen Fleis des Hungersdorfischen Barbiers ward er bald am ganzen Leibe rein und gesund, so daß nur noch einige Löcher offen blieben, wodurch die Natur den Körper mehr und mehr reinigte und dann und wann noch kleine Knochensplinter auswarf. Den schiefgeheilten uneingerichteten Gliedern konnte man auf keine andere Weise zu statten kommen, als daß man ihm Kricken gab, durch deren Hülfe er sich von einem Ort zum andern schleppen lernte. „Das," schrieb Magister Berstel, „ist aber auch die ganze Besserung, die man bei ihm hat bewirken können, „und iemehr er sich zu fühlen anfing, desto deutlicher gab er durch Worte und Handlungen zu „erkennen, daß die undankbarste boshafteste „Seele in ihm wohne, die durch Güte und „Wohlthaten so wenig als durch Vorstellungen „und Leiden gebessert werden kann. Mir gab „er für liebreiche sanftmüthige Worte beissende

„spöt-

„spöttische Reden und seinem Vater für geschäf-
„tige wohlthätige Liebe Trotz und Vorwurf zurück.
„Was andere ihm erzeigen, nennt er Schuldig-
„keit, die ihm noch niemand vollständig geleistet
„hat; wenn er aber alle Treue und Menschen-
„liebe vergißt, so habens die Gekränkten nicht
„verdient, daß sie als Menschen behandelt wer-
„den. Sie nennt er einen Buben, den die
„Läuse noch fressen müssen; von Lieben einen
„Bösewicht, dessen sich Gott nie erbarmen könne;
„und Ihre Mutter ein L * * das auf dem Miste
„verfaulen sollte. Sein Vater ist ein Treuloser,
„der an den nichtswürdigsten Buben verwendet,
„was er diebisch seinen Kindern entzieht und soll
„dereinst für seines Sohnes Verderben Rechen-
„schaft geben, weil er nichts für dessen Glück
„gethan; Gott aber müste, nach seinem Urtheil,
„höchst ungerecht seyn, wenn er ihm nicht auf
„der Welt Gelegenheit, Rache an seinen Fein-
„den auszuüben, und in dem Himmel zur Ver-
„gütung aller getragenen Lasten den obersten
„Platz unter den Seligen geben wollte."

„Glauben Sie nun," fuhr Magister Ver-
stel fort, „daß Ihr guter Großvater und ich
„unbeschreiblich viel mit dem bösen Menschen
„ausgestanden haben? Wünschen Sie nicht mit
„mir, daß uns Gott bald auf irgend eine Weise
„diese Last abnehmen möge, die Ihre Großel-
„tern warlich nicht lange mehr zu ertragen ver-
„mögend sind? — Nun so muß ich Ihnen

„sagen,

„sagen, Ihr Stiefvater hat auf den lieben Gott „nicht gewartet. — Am vergangenen Sonn„tage, als alles in der Kirche war, bricht er mit „der Holzart die Lade auf, nimmt funfzig Tha„ler heraus und geht fort. Wohin? das wis„sen wir nicht und wollens auch nicht wissen! „Genug als wir aus der Kirche kamen, war er „fort und niemand ist ihm nachgegangen oder „nach geschickt worden. Der Vater hat ihm „seinen Segen nach gebetet und will ihm alles, „auch den letzten Diebstahl gern verzeihen, wenn „er nur eine gute Anwendung davon machen „und sich bessern will.“ „Betrübt!“ — rief Werter aus, „Gott! was für ein Kontrast „zwischen Vater und Sohn.“ Er küste seine Freunde noch einmal, setzte sich mit Martinen und dessen Verlobte in den Wagen und fuhr fort.

Es ist besonders in der Welt, daß ein Unglück selten allein kömmt! Wird einem Menschen irgend wo ein empfindlicher Streich vom feindseligen Schicksale beigebracht, so mag er sich nur nicht in einen Winkel setzen und seine Augen trübe heulen, sondern sich lieber nach allen Seiten umsehen, ob nicht hie oder da ein Schwerdt hängt, dem er ausweichen kann. Trift's ihn auch, so kann's doch so gefährlich nicht verwunden, wenn er's fallen sieht. — Werter hatte nicht Ursach, mit seinem eigenen Schicksale unzufrieden zu seyn, aber er hatte

ein freundschaftliches theilnehmendes Herz, das die Leiden seiner Freunde so schmerzhaft empfand, als seine eigenen. Auf der ganzen Reise lag ihm Vollmuths Schicksal in den Gedanken und wenn er vollends an die Geheimerähin und Emilien dachte, so empfand er in der Vorstellung des traurigen Geschäfts, Ihnen diese betrübte Nachrichten zu überbringen, eine Angst, als wenn er in den Tod gehen sollte. Er brachte den ganzen Weg damit zu, sich auf den ersten Besuch bei ihnen vorzubereiten, und bedachte hin und her, wie er solche Vorstellungen wählen wollte, die sie noch bei einiger Hofnung erhalten könnten. Das hatte er aber nicht gedacht, daß ein neuer Streich das mütterliche Herz der zärtlichen Geheimenrähtin so verwunden würde, daß das strömende Blut jeden lindernden Balsam wegschwemmte.

Moriz und Adolf hatten nach ihrem Vorsatz den letzten halben Tag in L *.* seelenvergnügt mit ihren Freunden zugebracht. An den Ausdruck seelenvergnügt müssen sich meine Leser nicht stossen. Es ist ein akademischer Ausdruck, der hier im strengsten akademischen Sinne verstanden werden muß. Da giebts manchmal Musensöhne, die soviel tiefdurchdachte philosophische Lektionen unter dem Hut zusammen sammlen, daß sie gar nichts mehr von körperlichen Dingen wissen oder reden wollen und ihnen der gröbste Körper eines feilen Mägdchens, die

die Weinbouteille und der Bierkrug geistig werden. So genau dürfen wir aber ietzt nicht einmal den Ursprung dieses Ausdrucks untersuchen; wenn wir nur die Bedeutung desselben kennen. Sollte sichs fügen, daß mein Buch einem Leser in die Hände fiele, dem der Sinn dieses Worts unbekannt wäre, so wird er ihn ganz gewiß ohne Mühe finden, sobald er an Moritzes und Adolfs Lebensart und Charaktere gedenkt. Ihrer zwölfe hatten nicht mehr als acht und vierzig Maaß Franzwein, hundert Kannen Merseburger und zuletzt zwölf Bouteillen Champagner getrunken — Wer dann nicht seelenvergnügt ist, wird's gewiß sein Tage nicht werden! — Es ward Mitternacht, ehe sie an den Champagner kamen und schlug gerade 1 Uhr als das ganze Pensum absolvirt war. Hätte der Aufwärter nicht mit Frau und Kindern treulich geholfen, oder hätten sie den Einfall gehabt, die ledigen Flaschen auf den Tisch neben einander hinzustellen und einer von ihnen hätte soviel Disposition beibehalten, als nöthig ist, zwölfe zu zählen, so hätten sie ganz gewiß erst zwo Stunden später ins Bette getragen werden müssen.

Um fünf Uhr war der Postillon bestellt und um sieben Uhr waren die Herren von F** soweit, daß sie in den Wagen steigen konnten, nachdem sie ein paar Bouteillen Malaga auf eine glückliche Reise ausgeleert hatten.

Moritz ging voran. Bei der Hausthür kam er erstlich zu weit linker Hand und stieß auf des Wagemeisters Schubkarrn, der einen Koffer aus dem Hause holen wollte. Als er sich hierauf nach der rechten Hand wenden wollte, wandte er sich zuviel und stieß auf die Pferde. Er hob die Füsse so hoch, als wenn er über die Pferde wegschreiten wollte und als er keinen Fuß so hochbringen konnte, brach er aus Verdruß in die Worte aus: „hat mir doch wohl der Teufel auf allen Seiten etwas in den Weg gelegt! — und wäre beinahe niedergeschlagen, weil er den Standfuß eher auf heben wollte, als der andere den Erdboden wieder erreicht hatte. „O ho!“ rief der Postillon, „so frühzeitig schon molum!“ und half ihm mit Adolfen in den Wagen. Weil sie sich mit einem guten Flaschenfutter versehen hatten und auf dem Wege, Trotz allen Vorstellungen, die Adolf aus Sparsamkeit dagegen machte, keine Schenke übergangen ward, so erhielt sich Moritz so ziemlich in einer Verfassung, worin er nicht wuste, was er that. Im letzten Dorfe vor der Residenz trank er die letzte Bouteille Wein fast allein aus. Als sie wieder eine Strecke gefahren waren und ihre Vaterstadt vor Augen liegen sahen, kam ein Aufpasser, der sie aussteigen hieß und visitiren wollte. „Hundsvöttscher halbnäsiger Kerl nimm „deine Ohren in Acht!“ antwortete ihm Moritz, indem er im Wagen aufstand und ihm in demselben Augenblick eine Ohrfeige gab, daß er

einige

einige Schritte zurück taumelte. Im Zorn hob der Kerl seinen Stock auf, und da er so blind zuschlug als man im Zorn zu schlagen pflegt, so traf er unglücklicher Weise mit dem beschlagenen Ende den linken Schlaf am Haupte, daß Moritz todt auf den Sitz zurück fiel. — Molum muste der Kerl nicht seyn, weil er, sobaid er das angerichtete Unglück sahe, die Flucht ergrif und mit grosser Schnelligkeit laufen konnte. Nachsetzen konnte man ihm nicht. Der Postillon hatte zwei Hengste von denen er nicht gehen durfte und ehe Adolf aus dem Wagen kam, hatte der Aufpasser einen solchen Vorsprung erhalten, daß er nicht fürchten durfte eingeholt zu werden, wenn er auch weniger Fertigkeit im laufen gehabt hätte. In der Absicht nichts zu versäumen, wenn vielleicht noch Hülfe möglich wäre, iagte der Postillon, was er konnte in einem Zuge fort, bis er vor der Thür des Geheimenraths still hielt.

Vermuthlich mochte es wohl an dem seyn, daß der Geheimerath seinen Söhnen den Befehl gegeben hatte, sobald der verabredete Streich glücklich ausgeführt wäre, aufzubrechen und nach Hause zu kommen. Wenn das ist, so darf man sich über des Geheimenraths ganz ausserordentliche Freude nicht wundern; die Ankunft seiner Söhne war ihm ein Beweis von der Erfüllung seines Wunsches. Schon seit einigen Tagen war er vom Stuhl aufge-

sprungen und ans Fenster gelaufen, so oft er einen Postillon blasen hörte. Als er aber diesmal seine Söhne im Wagen erblickte und die Pferde nach seinem Hause herüber beugen sahe, lief er mit Jünglingsfüssen die Treppe hinunter, öfnete im Vorbeilaufen das Zimmer seiner Gemahlin, indem er zur Thür hinein rief: Moritz und Adolf sind da! — und war schon vor der Hausthür am Wagen, ehe die Mama und Emilie ihre Arbeit hatten aus den Händen legen können. Aber — was für ein Anblick für Eltern! — der Vater ertrug ihn so, daß es ihm wenige Väter werden nachthun können. Anfangs glaubte er, daß Moritz von der Reise übel worden wäre und als man ihm hernach den Vorfall mit dem Aufpasser erzählte, waren Adolf und der Postillon so klug, daß sie nichts von Moritzes Beschaffenheit und von der erzürnenden Ohrfeige sagten, sondern man sprach nur von dem unvorsichtigen Schlag des halbnäsigen Kerls und der Geheimerath blieb mit allen seinen Gedanken und Empfindungen bei dem halbnäsigen Kerl stehen.

Wenn meine Leser hier an Renzeln denken sollten, so geht's ihnen gerade wie dem Geheimerath und ich muß ihnen sagen, daß sie der Wahrheit mit ihrer Muthmassung so nahe kommen sind, als sie ihr nur kommen können. Renzel wuste sich wegen der gehabten Händel im Bierhause so gut zu vertheidigen, daß er

ganz

ganz unschuldig erschien. Der Geheimerath nahm sich seiner so männlich an, und brachte es durch seinen allmächtigen Einfluß in alle nur mögliche Gerichtsbarkeiten des Landes dahin, daß Renzel ohne weitere Strafe los gelassen ward, und ihm der verlohrne Nasenknorpel von den dabei verwickelten Bürgern nach dem höchsten Preis bezahlt werden müste. Die Nase konnte er ihm nur nicht wieder ansetzen, sonst wäre er gewiß bei dem Regimente geblieben. Ein Versuch ward doch gemacht, man fand aber sogar Bedenklichkeiten, ihn zum Prosos zu behalten und muste ihn also auf den Zeitpunkt vertrösten, wann ein Regiment ohne Nasen errichtet werden würde. Das schien dem Geheimenrath vermuthlich zu langweilig zu seyn, weswegen er ihn durch seine Fürsprache unter die Aufpasser brachte.

Eine halbe Nase mehr oder weniger sind beides Fälle, die einen Menschen schon vorstellen können. Adolf hatte Renzeln nicht erkannt und wem daran liegt, zu wissen, ob ihn Moritz mag gekannt haben, der muß ihn selbst fragen. Aber dem Geheimenrath konnte kein anderer Mensch einfallen als Renzel, sobald Adolf des halbnäsigen Aufpassers gedachte. Von allen gegenwärtigen Aufpassern war Renzel der einzige, der das Glück gehabt hatte, seine halbe Nase verkaufen zu können. Allen übrigen hatte bis hieher niemand einen Kreuzer dafür geboten,

obs gleich seyn konnte, daß sich vielleicht mit manchem ganz gut hätte handeln lassen. — Den Augenblick trat dem Geheimenrath Wuth und Rache in die Augen, daß er sogleich alle nöthige Anstalten traf, Renzeln im ganzen Lande aufsuchen zu lassen. — Damit ich so bald nicht wieder nöthig habe, meine Leser an das fatale verschimpfte Gesicht zu erinnern, so will ich einmal über einige Tage wegspringen und mit wenigen Worten den Ausgang sagen. Renzel hatte nicht für rathsam gehalten, so lange zu warten, bis man ihn suchen ließ, sondern hatte sich unsichtbar gemacht.

Die Geheimerächin war durch die unerwartete Nachricht von der Ankunft ihrer Söhne, von welcher ihr Gemahl vorher nichts gesagt hatte, so übereilt worden, daß die Empfindungen der Freude für ihre schwache Disposition schon zu stürmisch waren. Nun trat sie mit wallendem Blute heraus, welches durch das plötzliche Schrecken, das ihr der Anblick ihres todten Moritzes machte, so schnell stehen blieb, daß sie ohnmächtig ihrer Emilie in die Arme fiel. Emilie fühlte keine Leiden, sobald sie ihre Mama leiden sahe und war standhaft, muthvoll und trostreich, sobald die Ruhe der besten Mutter litte. Sie winkte Adolfen zur Hülfe herbei und führte mit ihm die Mama in ihr Zimmer zurück. Sobald sie sie auf dem Kanape hatte, schickte sie den Bruder wieder

hinaus

hinaus und bat ihn, das er eiligst Doktor und Barbier holen liesse; sie aber wich von der Mama nicht, als bis sie sich wieder erholt hatte und im Bette lag. Für Moritzen war alle Sorge vergeblich; er war todt.

Den dritten Tag darauf kam Wetter von L** zurück. Sein Herr Vater hatte alle Vorsichtigkeit angewandt, daß ihm die Nachricht von diesem Unglück nicht unvorsichtig entgegen geschrien würde; aber Umstände vereitelten seine Vorsichtigkeit. Adolf war unter dem Vorwand, sich die Gedanken zu vergehen, zwei Tage spatzieren gegangen. Nun war er der einzige Stamm des ganzen hochadlichen Hauses, den man für die ansehnlichen Güter zu erhalten bedacht seyn muste. Am dritten Tage bat ihn der Vater aus eignem Antrieb, daß er sich an die albernen Gesetze der Ceremonie nicht binden möchte. „Es ist," sprach er, „gerade verkehrt, „daß man sich in Trauerfällen der freien Luft „entziehen und einige Wochen oder Tage in den „Stuben verschliessen soll. Das könnte eine „Vorbereitung werden, dem Verstorbenen bald „nachzufolgen! Zieh dich an, mein Sohn! „mache dir eine Veränderung! achte die Reden „der Leute nicht und bedenke, daß du der einzige „Trost deiner Eltern bist." —

Wenn der Vater mitgegangen wäre, so würde er bald entdeckt haben, daß Adolf über den Tod seines Bruders so übermäßig betrübt

nicht war, daß er deswegen Zerstreuungen hätte suchen müssen. Er war nur besorgt, daß die Begebenheiten seines letzten Universitätstages bekannt werden möchten, wodurch ihm bei seinem Vater und noch mehr bei dem Fürsten kein Dienst geschehen wäre. Er nahm zu seinen Spatziergängen den Weg nach L** und wünschte Wettern zu begegnen, damit er ihn sprechen könnte, ehe er in die Residenz käme. Als er am dritten Tage gerade auf der Stelle war, wo der halbnäsige Auspasser an den Wagen trat, sahe er eine Kutsche aus dem vor ihm liegenden Dorfe kommen. „Wissen Sie was? „Wetter! — Moritz ist todt! — Hier auf „der Stelle ist er von dem infamen halbnäsigen „Renzel im Wagen erschlagen worden. Ach! „um Gottes Willen erzählen Sie nichts von „uns! — gegen niemand! — auch nichts von „unsrer letzten Lustbarkeit!“ — Da sieht man die wahre Absicht seiner Spatziergänge.

Wetter hatte keine Zeit gehabt, sich bei seinem kurzen Aufenthalt in L** um die Herren von F** zu bekümmern. Ihn beschäftigte die Sorge für Vollmuchen bis zum letzten Augenblick der Abreise. „Es wäre den „Tag toll bei ihnen zugegangen!“ das war die allgemeine Sage; weiter hatte er nichts gehört. Die ausführliche Nachricht davon, wie ich sie schon erzählt habe, ward ihm nachher schriftlich durch Berstein gegeben. Aber halb todt war

er

et für Schrecken, als er die Worte aus Adolfs Munde hörte: mein Bruder iſt todt! Nun war ihm der Gedanke an die Geheimeräthin und Emilien ein ſchauernder Gedanke, der ihn den traurigſten Anblick fürchten ließ, von welchem er gern beide Augen weggewandt hätte. — Kaum daß Wetter aus dem Wagen geſtiegen war, ſo ſchickte der Geheimerath ſchon und ließ ihn zu ſich rufen.

Ich kann nicht ſagen, ob der Geheimesrath iemals mag erfahren haben, daß Wetter Vollmuths Freund war und für deſſen Vortheile mit unermüdetem Eifer ſorgte. Vielleicht hatte das Adolf ſelbſt nicht gewuſt und, wenn er etwas davon gemuthmaßt hatte, ſo hat er's vermuthlich ſeiner Abſichten wegen verſchwiegen, weil er keine Gelegenheit geben wollte, daß ſeines Univerſitätslebens weiter gedacht werden möchte. Genug, des Geheimensraths äuſſerliches Betragen gegen Wettern war ſo beſchaffen, daß man nicht anders glauben konnte, als: er kenne deſſen Freundſchaft für Vollmuthen nicht. Jetzt betraf's Herrſchaftliche Angelegenheiten, weswegen er Wettern rufen ließ. Emilie hatte eben die Thür des Zimmers geöfnet und wollte zu ihrer Mama hinein gehen, als Wetter in das Haus trat. Sie ſahe einem Schatten ähnlich, wiſchte ſich mit einem Tuch das Geſicht und konnte für ſchluchzen kein Wort reden. Die Beſtürzung

kam

kam dazu, welche ihr Wetters Anblick verursachte, daß sie mitten in der Thür stehen blieb und nicht wuste, ob sie hinein oder herausgehen sollte. Wetters Anrede würde ganz gewiß nicht dieselbe gewesen seyn, wenn er allein mit ihr gewesen wäre. Weil aber mehrere Menschen im Hause standen, so redte er sie nur ganz steif an: „unterthäniger Diener! ich bin gerufen worden, gnädiges Fräulein! wo find' „ich den Herrn Geheimenrath?" „Kommen „Sie nur herein," rief der Geheimerath, der eben bei seiner Gemahlin war und durch diesen Umstand ward Wetter Zeuge eines Auftritts, der seinem Herze Schrecken und Kränkung machte.

Der Geheimerath ging wüthend in der Stube auf und nieder und warf einen zornigen Blick auf Emilien, die furchtsam an den Wänden lang schlich und mit ihren Thränen ihre Fußtapfen bezeichnete; die Geheimeräthin aber lag wie ein abgegrämtes Gerippe im Bette, rang ihre dürren Hände über dem Kopf zusammen und schrie Ach! und Weh! bald über ihren Gemahl und bald über Kenzeln. „Treten Sie näher!" sprach der Geheimerath zu Wettern; „ich habe mich lange geweigert, „herunter zu kommen, aber des Schickens wär „ja kein Ende. Ich dachte Wunder was sie „mir zu sagen haben würde und glaubte gar, „daß ich ihr die Augen würde zudrücken sollen —

„aber

„aber ich finde sie noch bei so guten Kräften, „daß sie rasen kann. Kommen Sie her und „machen Sie einen Versuch, ob Sie sie wieder „zur Vernunft zurückbringen können.“ —

Werter wuste nicht, was er denken und sagen sollte, so unerwartet kam ihm diese Sprache. Zwar hatte der Geheimerath seiner Gemahlin die auffahrendsten schimpflichsten Antworten tausendmal in Werters Gegenwart gegeben und ihr Begegnungen geboten, die sich keine Magd gefallen läst; aber nie hatte er ihn, so wie iezt, in ihre Mißhelligkeiten verwickelt und sein Urtheil über ihre Disharmonien gefodert. Die Geheimeräthin riß ihn aus seiner Verlegenheit, da sie ihm in dem Augenblick winkte und indem er näher an ihr Bette hinan trat, ihm die Hand entgegenreichte. Für Wehmuth konnte er auch mit ihr nicht sprechen, es war aber auch das ihre Absicht nicht. Sie wollte sich nur an seiner Hand im Bette aufhelfen und nahm alle Kräfte zusammen, ihrem Gemahl zu antworten.

„Ich habe lange geschwiegen,“ sprach sie mit matter unterbrochener Stimme, „aber meine „Schüchternheit — hat Sie ausschweifender — „und unbilliger gemacht. Einmal muß ich Ihnen antworten, — ehe ich sterbe, — sollte ich „auch — die Kräfte dazu — mit einigen Tagen — von meinem Leben — erkaufen müssen. Ja! unartiger Gemahl! — kein an-

„derer Mensch — als Sie — drückt mir die „Augen zu, — wenn Sie auch — meinen „Leichnam — mit keinem Finger — berühren „sollten." — Der Geheimerath stand eben nahe bei ihrem Bette, er knirschte aber mit den Zähnen, als sie diese Worte sprach, und faste Wettern bei der Hand: „kommen Sie," sprach er, „der Verstand ist weg." — In dem Augenblick ergriff sie sein Kleid, Emilie und Wetter aber traten ihm in den Weg und baten ihn mit Thränen, daß er seiner Gemahlin diese Bitte nicht versagen möchte. Er zitterte an allen Gliedern und konnte sich so wenig entschliessen, sie anzuhören, als fortzugehen.

„Nehmen Sie mirs — nicht übel," fuhr sie fort, „ich habe — meinen Verstand; — „hören Sie mich nur, — und lassen Sie mich „— nicht unzufrieden — von sich gehen. — „Wenn Sie sonst wollen — so kann's — dazu „dienen, — daß wir uns — bei der neuen — „Vereinigung — zufriedener — wieder sehen — „und die Augen nicht — niederschlagen dür„fen. — Fahren Sie nicht fort — einen nach „dem andern — unzufrieden und gekränkt — „von sich zu lassen; — beim Wiedersehen — „werden sie's Ihnen — ohne Scheu alle sa„gen — daß sie im ersten Leben — der Mann „und Vater — nicht gewesen sind — der Sie „seyn sollten. — Zween Söhne sind Ankläger „genug — denen Sie's nicht werden — ab„leug-

„leugnen dürfen — daß Sie zwar durch Ge-
„fälligkeit gegen Ihre Lüste — Uhrheber ihres
„Lebens — aber auch durch unduldende Hitze —
„und gemächliche stolze Unbesonnenheit — ihr
„Mörder geworden sind. — Was soll ich dro-
„ben — von Ihnen sagen? — Wahr ist's:
„Sie sind nur wenige Stunden — mein Ge-
„mahl aus Liebe zu sich selbst gewesen, — die
„übrige Zeit — haben Sie genutzt — mein
„Leben elend zu machen — und Nägel zu mei-
„nem Sarge — zu schneiden. — Verlassen
„Sie sich nicht auf meine nachgebende Schüch-
„ternheit — und duldende Liebe! — Ich
„glaube, — daß ich schwach — genug seyn
„könnte — aus gewöhnter Zärtlichkeit — für
„Sie — Ihre Verbrechen — zu unterdrü-
„cken — oder sie doch — für gutgemeinte
„Fehler — auszugeben — wenn man — im
„Anblick des Allwissenden — als vor Men-
„schen — reden dürfte. — Kann man da
„aber — nur Wahrheit reden — so sind Sie
„— allein Schuld — wenn ich mich — mit
„ihren — Söhnen — wider — Sie —
„vereinigen — muß." — Hier waren die Kräfte all. Die Patientin fiel ohnmächtig ins Bette zurück und Emilie strich sie mit starken Wasser an. „Kommen Sie! sprach der Geheimerath, indem er Wetters Hand ergrif und mit ihm von dem Bette weg eilte, „wir
„sind hier nichts nutze, sie stirbt."

Wetter sahe wohl, daß der Geheimerath nicht ungerührt geblieben war und machte, indem er die Treppe mit ihm hinauf ging, seine Ueberlegungen diese Gemüthsfassung zu nutzen. Aber der Geheimerath wischte vor der Thür seines Zimmers ein paar Thränen aus den Augen und schien den letzten Gedanken an die verlassene Gemahlin ziemlich kalt mit den Worten auszudrücken: „das hörte man ia an ihren Re„den wohl, daß sie das Bewußtsein verließ.“ Im Zimmer ward ihrer weiter nicht gedacht, so gern es auch Wetter gesehen hätte, daß ihm zur Fortsetzung des Gesprächs wäre Gelegenheit gegeben worden. Eine Stunde nahmen die Herrschaftlichen Angelegenheiten weg, worüber sie mit einander zu sprechen hatten, wobei aber der Geheimerath so lenkbar und nachgebend war, als ihn Wetter nie gesehen hatte. Die Einsamkeit schien ihm ietzt lästig zu seyn, er bat Wettern, noch bei ihm zu bleiben und ließ wider seine Gewohnheit Koffee und Taback langen. Indem kam Adolf herein und veranlaste ein Gespräch, wobei Wetter lieber mit dem Geheimenrath allein gewesen wäre. „Sehen Sie!“ sprach der Geheimerath, „wie arm ich nun bin! dies ist mein einziger „Sohn.“

„Ich bedaure Sie von Herzen,“ antwortete Wetter. „Für einen Vater muß es aller„dings sehr kränkend seyn, zween Söhne auf

„solche

„solche Weise zu verlieren. Jetzt schäme ich „mich, vor Ihnen zu stehen; zürnen Sie auf „mich nicht.“

„O das hab ich schon vergessen! Was kön„nen Sie dafür? Sie sind so unschuldig als „ich. So kömmt's wenn Kinder den Vater „nicht hören und guten Ermahnungen nicht fol„gen wollen! Ich hab' es ihnen oft genug ge„sagt — noch zuletzt Moritzen hab' ich's ge„sagt, daß er sich an seines Bruders Beispiel „spiegeln sollte. Ein solcher unbändiger Stolz, „als der Moritz hatte, ist ja unerhört! Es „konnte ihm ja kein Mensch gut seyn, weil er „allen verächtlich begegnete! Wie war's mög„lich, daß keine Händel entstehen sollten, wenn „die unschuldigste Miene Beleidigung für des „andern unersättliche Ehrbegierde ist? Ich bin „unschuldig an ihrem Unglück und selbst Ren„zel — der Mensch hat meinem Hause sehr „viel Dienste geleistet. Es ist nur gut, daß er „sich gerettet hat! in der ersten Hitze würde ich „mich nicht haben mäßigen können. Er soll „aber unschuldig seyn — Ich habe schon so „etwas gehört, daß meine Söhnchens ziemlich „lucker gelebt haben und besonders Moritz soll „den ganzen Weg lang nicht nüchtern geworden „seyn. Haben Sie nichts von ihrer Auffüh„rung in L** gehört? sind Sie nicht bei der „letzten Gesellschaft gewesen?“

Wetter befand sich hier in grosser Verlegenheit. Der Geheimerath liess sich aber leichter befriedigen, als er dachte, und nahm die Entschuldigung an, die Wetter von seinen Geschäften hernahm, daß er die gütige Einladung der Herren Söhne nicht hätte annehmen können. Natürlicher Weise muste sie aber dies Gespräch auf Vollmuthen führen, worauf sich der Geheimerath so ungern einzulassen schien als Wetter.

„Kennen Sie Vollmuthen?“ fragte der Geheimerath etwas furchtsam.

„Nicht genau“ antwortete Wetter. „Als „ich bei meinem Onkel in S** war, hab ich „ihn gesehen, auch einigemal gesprochen. Er „soll ein guter Mensch seyn.“

„Ja!“ sagte der Geheimerath, „das ist „er auch, und darum gefällt mirs von meinen „Söhnen, daß sie sich seiner so nachdrücklich „angenommen haben. Hätte ich den Verfall „gewust, so hätte ich meine Söhne nicht aus „einer guten Handlung wegrufen wollen. Könnte „man nur erfahren, was ihm begegnet wär „und wer ihm den boshaften Streich gespielt „haben mag — der sollte auch so bestraft wer„den, daß er Zeit Lebens daran dächte.“ —

Hier entstand eine Stille, als wenn sie sich alle ausgeredet oder Worte gesprochen hätten die unbeantwortlich wären. Wetter ergr

die

diese Gelegenheit, sich zu empfehlen und ward zu seiner grossen Verwunderung überaus liebreich vom Geheimenrath entlassen. „Gehen Sie," rief er ihm noch auf der Treppe nach, „nicht vor das Zimmer meiner Gemahlin vor„bei! Sie hält viel von Ihnen, besuchen Sie „sie bisweilen, weil ich so meiner überhäuften „Geschäfte wegen wenig bei ihr seyn kann."

Wenn der Geheimerath auch nichts gesagt hätte, so würde das doch geschehen seyn. Emilie stand schon an der Thür und erwartete Wettern. Die gnädige Frau hatte sich wieder erholt. „So lange, mein lieber Wetter! „werde ich noch leben, daß ich erst gute Nachrich„ten von meinem Vollmuth hören kann," so rief sie ihm bei dem Eintritt entgegen. Hernach entschuldigte sie sich, wegen ihres vorigen Gesprächs mit ihrem Gemahl. „Beurtheilen Sie „mich," sprach sie, „nicht falsch! Mein Ge„mahl hatte mich, da Sie hereintraten, sehr „beleidigt und gekränkt, aber es war nicht ge„kränkte Empfindlichkeit, die aus mir sprach, „sondern dringende Liebe. Ich darf auch diesen „Versuch, meinen Gemahl zu bessern, nicht „unversucht lassen, wenn ich ihm ins Gewissen „rede. Uebrigens will ich mich weder um mei„nes Gemahls Bezeigen, noch um seiner Söhne „Schicksale Willen zu Tode grämen, wenn mir „nur meine Kinder, das ist Emilie und Peter „Freude machen. Was bringen Sie mir für

„Nachrichten?“ Nun muste Wetter seine Erzählung anfangen.

Die Mama und ihre Tochter waren in gleichem Grade untröstlich und Wettern versenkten die Thränenströme dieser beiden edlen und liebenswürdigen Personen noch tiefer in die empfindlichste Betrübnis, als das Unglück seines Freundes selbst. Er gab sich alle Mühe, seine Erzählung so einzurichten, daß ihnen nicht alle Hofnung genommen ward. Als er auf das Donnerwetter und den zerschlagenen Kahn kam, fiel ihm das Schiff ein, welches die Sale hinunter gegangen seyn sollte. Was thut man nicht, wenn's auf die Erhaltung des Lebens und der Hofnung ankömmt? Wetter erzählte, daß man hätte einen iungen Menschen aus dem Kahn ins Schiff steigen sehen, welcher nach der gemachten Beschreibung kein anderer als Vollmuth seyn könnte. Als aber die andern hätten nachfolgen wollen, wäre der angelegte Kahn durch eine grosse Welle abgestoßen und in einiger Entfernung mit allen, die darin saßen, vom Blitz ins Wasser geschlagen worden. Dieser Einfall that gute Würkung; Mutter und Tochter schöpften Hofnung. Hierauf fing er an Martins Begebenheit zu erzählen und Hannsens Entschlüssung, Vollmuthen bis ans Ende der Welt aufzusuchen.

Das waren gerade die Menschen, auf deren unverletzte Treue und unverdrossene Mühe d

Gehe

Geheimeräthin alles bauete. Ihre Hofnung ward gestärkt und sie gab mit einer beruhigten Miene die Erklärung von sich, daß sie alles thun wollte, wenn es Gott gefiele, ihre Gesundheit und ihr Leben ihren liebsten Kindern zum Besten zu erhalten. „Noch," sprach sie, „will „ich hoffen, daß mir Gott Zeit und Gelegen„heit geben wird, mein angefangenes Werk „auszuführen." Der Generalsuperintendent Würdig kam dazu und vereinigte sich mit Wettern, ihren bekümmerten Herzen Gelassenheit und Ruhe wiederzugeben. „Haben „Sie," sprach er zuletzt, „nur Geduld, am „Ende klärt sich wohl noch alles nach unserm „Wunsche auf." — Freilich klangen ihre Worte und Urtheile anders, wenn sie allein waren; aber wenn sie auch beide eine Stunde bei einander saßen und sich in Klagen und Thränen erschöpften, so musten sie doch, wenn sie nicht ganz melancholisch aus einander gehen wollten, am Ende zu dem Gedanken zurückkehren: vielleicht kömmt Freude und Licht.

Ein schwaches Fünkgen schien in wenigen Tagen; Hans schrieb aus einem kleinen an der Elbe gelegenen Städtgen. Weitere Nachrichten von Vollmuthen enthielt sein Brief nicht, aber durchweg hatten Muth und Hofnung die Feder geführt. „Ich habe Spuhren," schrieb er, „und bringe Ihnen Vollmuthen ganz ge„wiß zurück. Es kann seyn, daß ich noch manche

„Meile reisen muß, aber das schadet nichts.
„Dafür ist schon gesorgt, daß die Absicht seiner
„Feinde vereitelt und er erhalten wird. Schi-
„cken Sie mir nur Geld, ich werde es für mich
„und für ihn gebrauchen; aber fürchten Sie für
„Vollmuchen nichts, wenn Sie hören, daß
„von Lieben und Fuchsschwanzen der er-
„zürnte Donner erschlagen hat. Das ist ihr
„verdienter Lohn!" Die Geheimerāthin und
Emilie wusten nicht, wie sie ihre Freude genug
ausdrücken sollten, schickten Hansen mit der
ersten Post Geld und tausend Segenswünsch
auf den Weg nach.

Der neue Bediente blieb aus, den Wet
ter mit grosser Sehnsucht erwartet hatte, we
er durch ihn Nachrichten von seines bösen Va
ters unglücklichen Anschlägen wider Vollmu
chen zu bekommen hofte. Der Geheimerath
muste ihn vermuthlich noch erwarten, weil
Hansens Stelle noch nicht wieder besetzt hatt
Wenn Adolf nur den alten Bedienten wied
von L * * mit sich zurück gebracht hätte! m
war aber so übel mit ihm umgegangen, daß
im ersten Jahre seinen Abschied nahm. S
muste der Geheimerath wieder einen Ke
haben. Eines Tages kam Wetter zu ih
und fand ihn sehr vertraulich und gütig. Sei
erste Anrede war, daß er einen Brief von de
Menschen bekommen habe, der sein Lakai hä
werden wollen Er könne nun nicht komm
W

Weil sein Vater auf einer Reise Unglück genommen hätte und gestorben wäre, so müsse er nach dem Willen seiner Mutter Haus und Aecker annehmen und die Wirthschaft fortsetzen. „Es „liegt mir," erklärte sich der Geheimerath, „an dem Kerl nichts, wenn ich nur einen Be„dienten hätte. Wissen Sie mir nicht einen „guten Menschen nachzuweisen?"

Ich glaube, der Geheimerath hätte mir und iedem meiner Leser diese Frage vorlegen können und keiner von uns allen würde ihm einen andern Menschen vorgeschlagen haben als Martinen. Dieser fiel Wettern den Augenblick ein. Die Umstände waren gerade so, daß man ihn ietzt ohne Gefahr verschlagen konnte. Adolf kannte ihn gar nicht und hatte ihn auch in L** nicht gesehen. Für Renzeln durfte man sich nicht fürchten, weil man nach aller Wahrscheinlichkeit glauben konnte, daß er sich sorgfältig hüten würde, die Residenz mit einem Fusse zu betreten. Fuchsschwanz lag in der Sale und Herr von Liebe, glaubte man noch immer, würde sich in seiner Gesellschaft befinden. Es kam also nur darauf an, ob Martin den Vorschlag annehmen würde. Seine Absicht war's nicht zu dienen, das wuste Wetter. Er brachte mit seinen und seiner Frau Vermögen einige hundert Thaler Geld zusammen und wollte damit einen Korn- und Viktualien Handel anlegen. Wetter kannte aber auch seine

Ergebenheit an die Frau Geheimeräthin und seinen Eifer für Vollmuths Glück und machte sich daher die Hofnung, daß er sich wenigstens auf einige Zeit dazu würde bereden lassen. „Ja," antwortete er dem Geheimenrath, „ich kenne einen Menschen, mit dem Sie sehr „wohl zufrieden seyn werden, wenn es Ihnen „nicht zuwider ist, daß er eine Frau hat, und er „gesonnen ist, Dienste anzunehmen. Ich will „ihn fragen." Der Geheimerath hatte nichts dawider und Martin entschloß sich aus Liebe zu Vollmuthen dazu. Den zweiten Tag trat er seinen Dienst an und die gnädige Frau so wohl als Emilie fanden grossen Trost darin, daß Hansens Stelle wieder nach ihrem Wunsche besetzt war.

Nach gerade breitete sich die Nachricht von dem Unglück, welches das letzte Gewitter angerichtet habe, immer weiter aus, bis es endlich auch in der Residenz bekannt ward. Anfangs kam die allgemeine Nachricht, daß ein Kahn voll Menschen auf der Sale in dem letzten Gewitter wäre erschlagen worden. Es währte aber nicht lange, so sagte einer dem andern ins Ohr, daß Herr von Liebe und ein gewisser Gastwirth vom Lande mit in dem Kahn gewesen und ertrunken wären. Noch andere hatten nähere Nachrichten und fügten hinzu, daß von Liebe und Fuchsschwanz die schändliche Absicht gehabt hätten, den iungen Menschen zu entfüh-

entführen, der in dem Hause des Geheimenrathes einige Jahre wäre erzogen worden; man wisse aber noch nicht, ob dieser gerettet oder mit ihnen verunglückt sey. — Man konnte kaum glauben, daß dem Geheimenrath von allen diesen Reden nichts sollte zu Ohren gekommen seyn — aber merken ließ er sich kein Wort — auch gegen Wettern nicht, mit dem er doch ietzt ganz ausserordentlich freundlich umging. Man konnts ihm aber ansehen, daß ihn Furcht und Unruhe quälten. Es kamen einigemal Briefe von der Post, welche die Würkung hatten, daß der gnädige Herr noch unruhiger und gegen iedermann im Hause schüchtern und nachgebend ward. Es konnte nicht anders seyn, die Neubegierde muste gereitzt werden, den Inhalt dieser Briefe zu erfahren.

Diesmal hätte Wetter die Geheimeräthin gern abgehalten, diese Untersuchung selbst vorzunehmen, aber — wenn nur erst die Begierde da ist und man hat Gelegenheit und Macht, sie zu befriedigen, denn werden meine Leser so gut als ich wissen, was unter tausend Menschen neun Hundert und neun und neunzig thun. Grund hatte Wetters Sorge: man konnte nicht wissen, was diese Briefe für neue Gelegenheit zur Beunruhigung gaben und die Geheimeräthin war zu schwach, das mindeste noch zu tragen. Wenn sie sich nur hätte auf Wettern verlassen wollen — aber nein! Bei

der ersten Gelegenheit, da sie's wagen durften, die Untersuchung anzustellen, ließ sie sich die Treppe hinauf führen, las die Briefe selbst, und fand so viel neue Ursach zu quälender Furcht und besorglichen Gefahren, daß sie herunter getragen werden muste. — Die Briefe waren von Kunigunden und enthielten verliebte Klagen im Tone der Verzweifelung und Rache. „Mein Gemahl," schrieb sie, ist in seinem Wa„gen bis nach ☉ * * gefahren. Daß der Wa„gen leer zurück kam, beunruhigte mich nicht, „das war seiner Verabredung gemäß. Als ich „aber den Wagen zu seiner Abholung an dem „bestimmten Tage wieder hinauf schickte, hat er „drei Tage vergeblich gewartet und endlich leer „zurückkehren müssen. Nun sind wieder acht „Tage vorbei und mein Gemahl ist noch nicht „da. Gott! was für ein Unglück! Sie müssen „wissen, wo er ist, schaffen Sie ihn wieder! „Ganz gewiß haben Sie ihn zu Ihren rachsüch„tigen Absichten gemißbraucht — umsonst ist „Fuchsschwanz nicht so geheimnißvoll hin „und her gelaufen. Was für ein liebenswür„diger, sanftmüthiger und genugthuender Mann „er war! so krieg ich keinen wieder! Gott! „wenn ich nur nicht in meinen besten Jahren „um ihn kommen müste! Ich glaube so, daß „ich für Schrecken und Gram den Tod davon „trage, aber — erst Rache! Ich komme selbst „und bringe alle Furien mit."

Dies war nicht der Brief, welcher der Geheimenräthin Unruhe machte. Wenn's nur nicht zur öffentlichen Untersuchung kam und ihr Gemahl in verdiente Schande vor der Welt fiel; in seinen vier Wänden mocht er immerhin gequält und so in die Enge getrieben werden, daß es ihm Zeit Lebens Warnung bliebe. Es fanden sich aber mehr Briefe von Kunigunden, in welchen sie schon die Sprache einer halbjährigen Wittwe führte und im ruhigen Ton entkräfteter Empfindungen Vorschläge zum gütlichen Vergleich that. „Denken Sie nur nicht," schrieb sie, „daß Sie Vollmuthen gefangen „haben. Das ist ein gar zu guter Mensch, „den schützt der Himmel! Sie sollten sich schä„men, ihn zu verfolgen! Ich habe schon Nach„richt, er ist Ihren Schlingen entgangen; „schaffen Sie ihn wieder und schicken ihn zu „mir. Er soll mein Sekretair — alles soll er „bei mir seyn und gut belohnt werden." Das war eine Bedingung, unter welcher sie sich aussöhnen lassen wollte. In einem dritten Brief fand sich noch ein anderer Vorschlag. „Ich habe," hieß es, „einen Vetter, der soll „alles von mir erben, Güter und Mobilien, „dahin bring ich's ganz gewiß. Wollen Sie „ihm Ihre Emilie nicht geben, so laß ich ihn, „um ihn der Erbschaft zu versichern, mir selbst „antrauen." — Das war ein Donnerschlag für die Geheimeräthin. Sie kannte ihren Gemahl, und die Macht, mit welcher solche Bewe-

gungs-

gungsgründe auf ihn wirkten und sahe die Leiden vorher, welche für sie und ihre Tochter aus einer solchen Quelle entspringen mußten. Ein Umstand schien noch einige Beruhigung zu geben. Man fand keine Koncepte und konnte also nicht wissen, wie die Vorschläge von dem Geheimenrath waren aufgenommen worden. Ein neuerer Brief von Kunigunden verrieth, daß er ihre Anträge noch nicht gebilligt hatte; aber wie verdächtig war in den Augen der Geheimenräthin dieser Umstand? „Das ist Ver„stellung," sagte sie, „ich kenne meinen Gemahl. „Er will sich das Ansehen geben, als wenn er „gebeten werden müste und Kunigunden seine „Einwilligung als Gefälligkeit empfinden lassen, „die sie dankbar zu erkennen habe. Oder wenn „er bei der Verweigerung mit Ernst bleibt, so „laß ich mein Leben, wenn er nicht andere Ab„sichten mit Emilien im Kopfe hat, die sie und „mich unglücklich machen." Werter konnte für iezt weiter nichts thun, als daß er versprach, alle seine Gunst bei dem Geheimenrath zu ihrem Besten anzuwenden.

Räthselhaft war's immer, daß der Geheimerath so gütig gegen seine Gemahlin und Emilien that, als er in zehen Jahren nicht gethan hatte. Er ließ keinen Tag vorbei gehen, wo er nicht zu ihr kam und sich theilnehmend nach ihrem Befinden erkundigte. Emilien nannte er beständig seine liebe Tochter und trug

ihr

ihr die Sorge für die Mama, dem Scheine nach, mit vieler Zärtlichkeit auf. Die Würkung davon war so sichtbar, daß sich die gnädige Frau täglich besserte.

Auch gegen Wettern zeigte er sich anders, als man erwartet hatte. Er sah es gern, daß er dann und wann zu seiner Gemahlin und Emilien gieng, machte ihm öfters selbst Gelegenheit dazu und gieng so freundschaftlich mit ihm um, daß er ihn sogar ausser den Geschäften zur Gesellschaft zu sich rufen ließ. Die Stadt wunderte sich darüber und der Hof noch mehr, dem die Feindseligkeit des Geheimenraths gegen das Wetterische Haus mehr als zu bekannt war. Kurz nachher, als Lorenz zu L** war erstochen worden, und Wetter beim Examen so gut bestanden hatte, äusserte der Fürst die Absicht, den jungen Wetter zum Hofrath zu machen und den Vater in eine höhere Bedienung zu setzen. Der Hof erwartete alle Tage die Ausfertigung, aber der Fürst sprach mit dem Geheimenrath von F** und Wetter blieb Sekretair. Nachher waren mehrere einträgliche Bedienungen vakant worden, welche der Fürst nach den Vorschlägen seiner Minister besetzte. Wetter suchte sie, hatte alle Stimmen für sich, der einzige Geheimerath von F** war wider ihn, — aber er fiel durch, so daß er über drei Jahre Sekretair bei einem geringen Gehalt war. Jetzt sprach der Geheimerath

zum

zum Fürsten bei aller Gelegenheit zu Wetters Lobe und prieß den Sohn sowohl als den Vater als die geschicktesten würdigsten Männer. Taq täglich bekam Wetter Glückwünsche von seinen Freunden, welche ihm einstimmig aus der Gunst des Geheimenraths ein herannahendes Glück prophezeieten. Es gieng kein Monat hin, so bekam der Hofrath Wetter die Geheimesrathswürde und einen Adelbrief aus der Hand des Fürsten, der Sohn aber ward in die Stelle des Vaters zum Hofrath erklärt.

Der neue Hofrath Wetter machte dem Geheimenrath seine erste Aufwartung als eine Kutsche bei ihm vorfuhr und ein ganz unerwarteter Besuch kam. Zuerst stieg ein galanter junger Herr aus dem Wagen und nach ihm ein Frauenzimmer in tiefen Trauerkleidern. Ehe sich der Geheimerath entschliessen konnte, ob er sie annehmen oder ihnen aus dem Wege gehen wollte, waren sie schon vor dem Zimmer, daß er gerade auf sie stieß als er die Thür aufmachte, Martinen zu rufen. Man stelle sich seine Bestürzung vor, als er Kunigunden unter zwo Florkappen erblickte, die bis auf den Fußboden herunter hingen. Sie fieng ein heulendes Klageschrei über den Tod ihres Gemahls an, der nach eingezogenen Nachrichten das Unglück gehabt hätte, auf der Sale von einem fürchterlichen Wetter übereilt und mit dem Kahn ins Wasser geschlagen zu werden. Wetter

entfernte sich mit der Entschuldigung, daß er ihre Gespräche durch seine Gegenwart nicht stöhren wolle und der Geheimerath schien seine Bescheidenheit wohl aufzunehmen. Martin stellte sich aber auf seinen Posten, wo er alle Worte vernehmen konnte, welche in dem Zimmer des gnädigen Herrn gesprochen wurden.

Kunigunde war untröstlich. „Zu früh," seufzte sie einmal über das andere, „ach! zu „früh hab' ich den besten Mann verloren! Glau„ben Sie's gewiß, mein Seele! wir haben wie „Kinder gelebt und die vergnügteste Ehe auf „der Welt geführt. Fiel auch manchmal den „Tag über ein ungleich Wort vor, wenn wir „zu Bette giengen, war alles vergessen. Und „nun in meinen besten Jahren, da ich ihn erst „recht zu geniessen gedachte, muß ich so plötzlich „um ihn kommen. Wenn ich noch einen Erben „hätte! — Ich will aber nicht wieder freien. „Hab' ich in meinem ledigen Stande das donum „contingentiæ gehabt, so wird mir Gott auch „in meinem Wittwenstande so viel Mäßigung „geben, daß ich mich für Verführung hüten „kann. Sehen Sie, das ist mein Kusin, der „meine Güter erben soll, die über zweimalhun„dert tausend Thaler am Werthe sind. Wäre „das nicht ein Glück für Emilien? — solche „Edelleute giebts nicht viele im Lande!"

Es war wirklich wahr, Kunigunde besaß für mehr als zweimalhundert tausend Thaler Güter.

Güter. Der Geheimerath wuste das recht gut und hatte sich seit dem damit im Kopfe herum getragen, daß ihm der erste Antrag zur Heirath von Kunigunden schriftlich war gemacht worden. Er muste aber Bedenklichkeiten dabei haben, die er niemand sagen wollte; er stand in tiefen Gedanken eine ganze Weile da, und als man wegen der Antwort in ihn drang, sprach er ganz entschlossen! „es geht „nicht an! ich kann mich ieht nicht erklären!" — Es schien, als wenn er noch mehr hätte sagen wollen, aber Kunigunden stiessen die heraufsteigenden Worte Zähne und Lippen mit Gewalt von einander. „Verflucht!" schrie sie mit erzürnter Baßstimme, „ich glaube gar, daß man „sich noch lange Bedenkzeit nehmen will? das „wäre mir gelegen! das ist wohl dafür, daß ich „alles hingenommen und geschwiegen habe? — „'s ist gut! ich habe Beweis in den Händen! „Kommen Sie Kusin!" — — Das letzte Wort war kaum heraus, so hatte sie den Fuß schon auf der obersten Stufe der Treppe und der Geheimerath stand noch in tiefen Gedanken, als ihm das Rasseln der fortfahrenden Kutsche daraus erweckte.

Wetter hatte sich unter dessen bei der gnädigen Frau und Emilien aufgehalten und alle drei erwarteten mit Zittern die Folgen dieses Besuchs. „Mir kann mein Vater das Leben „nehmen, ich breche meine Treue nicht," sprach Emilie,

Emilie, als Martin herein trat. Seine Erzählung von der oben gehörten Unterredung machte ihnen wohl das Herz auf einer Seite leicht, der Geheimerath wollte sich nicht für die Heirath erklären; aber auf der andern ward Sorge und Kummer größer. „Es sey, was es „will," sagte die Geheimeräthin, „er hat „nichts Guts im Kopfe."

Das Auffallendste bei der ganzen Begebenheit war: man kannte den Herrn nicht, der Kunigundens Kusin seyn sollte. Sie hatte ihn nicht genannt und der Geheimerath hatte auch nicht nach seinem Namen gefragt. Indessen erklärte sich das Geheimniß in wenigen Tagen. Der Fürst gab Wettern eine Bittschrift, mit dem Auftrag, sich nach dem Mann zu erkundigen und ihm sein Urtheil darüber zu sagen. Sobald er zu Hause kam, war's das erste: er las die Bittschrift. Er fing von hinten an und sahe zuerst nach der Unterschrift: von Malheur. — „Von Malheur!" — sagte sich Wetter einigemal voll Verwunderung vor, — „von Malheur! — wo hab' ich „den Namen gehört? er ist mir so bekannt!" — Indem klopfte iemand an der Stubenthür. „Herein!" rief Wetter, — und Kunigundens Kusin trat herein. Wetter warf das Schreiben aus der Hand und wuste nicht, was er von dem Besuch denken sollte. Der Fremde schien auch verlegen zu seyn, als er in dem Hofs

rath Wetter dieselbe Person erkannte, welche er bei dem Geheimenrath von F** gesehen hatte.

„Sie werden gütigst verzeihen," sprach er, „ich komme auf hohen Befehl zu Ihnen. Der „Fürst hat mich an Sie gewiesen und wird „vermuthlich mit Ihnen von mir gesprochen „haben."

„Bis ietzt nicht!" antwortete Wetter, „es „müste noch geschehen."

„Ich hätt' es doch vermuthen sollen, da ich „mein Schreiben in Ihren Händen sehe."

„Sind Sie der Herr von Malheur?"

„Ja!"

„Wo haben Sie sich bishero aufgehalten?"

„Ich bin Professor der Historie in S** „gewesen."

„So! so! nun besinne ich mich. Sie ha„ben am Markte bei dem Kaufmann Sieg„mund Löwenbarth gewohnt?"

„Ja!"

„Und einen gewissen Studenten Namens „Nabel gekannt?"

„Ja! auch Herr Vollmuthen in derse„ben Person, und in Ihnen seinen edelmüthi„gen Freund, der die Achtung einer ieden guten „Seele verdient."

Nun

Nun kannten sie sich beide von einer guten Seite, und gleichwohl hatte ieder vor dem andern eine schüchterne Furchtsamkeit, die er kaum so viel mäßigen konnte, daß sie nicht merklich ward. Wetter konnte nicht begreifen, wie Malheur zur Kunigunde kam und aus was für einer Quelle ihre Verwandtschaft flieſſen möchte; Malheur aber hätte gewiß Wettern beim Geheimenrath von F * * nie gesucht. Keiner wuste, ob er dem andern trauen durfte. Wetter nahm das Schreiben wieder in die Hand und ersahe daraus Malheurs Absicht; er hatte H * * quittirt und suchte bei dem Fürsten Dienste zu erlangen. Indem er aber las, sahe er immer halb über das Schreiben hinweg und betrachtete Malheuren vom Kopf bis auf die Füsse. Malheur hatte dafür seine Augen auf Wettern geheftet und suchte die Eindrücke in den Augen zu lesen, die sein Schreiben auf dessen Herz machte. — Wetter hatte das Schreiben ausgelesen, legte es wieder weg und sahe Malheuren noch einmal an; Malheur aber wollte indem die Antwort in Wetters Augen aufsuchen, begegnete ihnen auf dem Wege, schlug die seinigen nieder und — wählte endlich eine andere Sprache. „Der Schein,“ fing er an, „der Schein, Herr Hofrath! trügt. „Hätte ichs doch auch nicht vermuthet, daß ich „Vollmuths edlen Freund in vertraulichem „Umgang mit dem Geheimenrath von F * * „finden würde! Es kömmt darauf an, daß wir

„uns kennen lernen und einander ins Herz sehen „lassen. Durch redliche Absicht können Sie „beim Geheimenrath Vollmuthen so nütz„lich werden, als ich bei Kunigunden.“ Auf einmal fiel der Verdacht! Sie setzten sich zu einander, sprachen vertraut, lernten sich als redliche Männer kennen und gingen als die besten Freunde aus einander.

Meine Leser kennen den Mann auch noch nicht genug. Die wenigen Nachrichten, die Vollmuth von S * * aus schriftlich von ihm gab, sind für sie so gut zu unvollständig als für Wettern; daß ich mich daher genöthiget sehe, aus seiner Unterredung mit Wettern seine Geschichte für meine Leser kurz zusammen zu fassen. Das bitte ich mir aber von Ihnen zur Gegengefälligkeit aus, daß der erste von Ihnen, der so glücklich ist, zuverläßige Nachrichten von Vollmuthen einzuziehen, mir sie keinen Augenblick vorenthalte. Zumal wenn er, wie ich herzlich wünsche und hoffe, noch leben sollte. Der gute Mensch weiß nicht, was er für einen Freund an Malheuren hat!

Ich muß meine Leser hier in Kunigundens Lebensgeschichte zurückführen und sie an den Vorfall erinnern, der das Fräulein bewog, den Namen Gertrude abzulegen. Ja! ja! wenn die Leute nur erst anfangen zu reden — gemeiniglich ist etwas daran und je heftiger sich diejenigen vertheidigen, welche die Sache angehet,

het, zumal wenn sie ihnen nicht viel Ehre bringt, — ie ärger sie schimpfen und mit Untersuchen und Verklagen drohen, desto sicherer kann man glauben, daß die Sache ihre Richtigkeit habe. Man sieht's an Kunigunden! Kann wohl ein Mensch mit mehr Frechheit der Wahrheit widersprechen? Zitterte nicht die ganze Gemeine, als Kunigunde von *Iniuriarum* belangen sprach? Ich weiß nicht was sich der Schulze bei den Worten denken mochte, aber das ist gewiß, das Herz fiel ihm auch. Da hatte Kunigunde gleich eine Schwester gehabt, die Gertrude geheissen und sich des erzählten Lasters schuldig gemacht hatte. 's ist doch entsetzlich! — gleichwohl war's wahr, Kunigunde hatte wahrhaftig einen Absatz verloren.

Kunigunde hatte ihre besten Jahre auf einem Guthe zugebracht, das vierzig Meilen von Perleberle lag, wo sie gebohren und erzogen worden war. Es wohnte daselbst noch ein Edelmann, mit welchem sie in vertraulicher Freundschaft lebte, der uns aber, seinen Namen zu verschweigen, sehr gebethen hat. Aus Achtung gegen unser gegebenes Wort wollen wir auch den Ort nicht einmal nennen, wo das Guth lag, damit wir auf keine Weise Gelegenheit anweisen wollen, das Geheimnis zu erforschen. Genug dieser Edelmann und Kunigunde waren Herzensfreunde. Es geschah in der Nacht, daß Kunigunde das Unglück hatte, Leib und

Seele zu verlieren zu einer so unerwarteten Zeit, daß sie sich auf diesen Umstand gar nicht vorbereitet hatte. Sie wuste in der Eil keine andere Entschliessung zu fassen, als daß sie ihr Kammermägdchen zu dem Edelmann schickte und ihn zu sich rufen ließ, sein Ebenbild zu sehen. Der Edelmann kam aber nicht, sondern schickte ihr schriftlich eine versiegelte Antwort zurück. Ich habe nicht erfahren können, was in dem Brief gestanden hat, weil ihn Kunigunde, nachdem sie ihn gelesen hatte, in tausend Stücken zerriß. Es entfuhren ihr aber einige Worte, aus denen man den Inhalt des Briefs so ziemlich errathen kann: „fatales Malheur! daß er gerade kom„men muste, als der Kutscher bei mir war!“ Der Prediger war auch gerufen worden, dem Kinde die Nothtaufe zu geben. Er kam eben ietzt, als Kunigunde die Stücken des zerrissenen Brief ihrer Kammeriungfer zum Verbrennen übergab und dabei die Worte sprach: „Liess„gen! du bist Schuld, daß du die Thür nicht „zugeriegelt hattest; — das ist ein infames „Malheur.“ „Es schien, als wenns der Predi„ger nicht für rathsam gehalten hätte, sich mit „der Wöchnerin in ein Gespräch einzulassen. „Ohne mehr Umstände als eine stumme Verbeu„gung zu machen, fragte er gerade zu: „Ma„dam! wie heist der Vater?“ —

Ich dächte, daß es sehr unnöthig wäre, den Blick zu mahlen, den Kunigunde hier auf den Predi-

Prediger warf. Ich habe ihn zwar nicht gesehen, aber so ein Blick, als mir jüngst unsre gnädige Frau zuwarf, als ich so unbedachtsam war und sie bat, daß sie gütig seyn möchte, gerade ein solcher Blick, dächt ich, müste es auch gewesen seyn. Etwas weniger Ausdruck der Empfindlichkeit konnte er haben, je nach dem die Empfindung des infamen Malheurs schwächer oder lebhafter war, aber dafür war gewiß eine gute Portion Grimm mehr eingemischt, wie man aus der Antwort leicht urtheilen kann. Sie biß die Zähne zusammen, wandte die Augen weg und schwieg. Liesgen kam ans Bette: „gnädiges Fräulein! der Herr Magister wollen wissen, wie der Vater heisse und das Kind genannt werden soll.“ „Der ungeschliffene Pfaffe hat gewiß keine Oh„ren!“ antwortete Kunigunde, „ich hab' es „ja den Augenblick gesagt: Malheur heist der „Vater und Theobaldus ist sein Taufname; „so soll mein Junker auch heissen.“ — „Theo„baldus Malheur!“ sagte Liesgen zum Prediger, und das Kind ward getauft.

Der Prediger des Orts wollte sich durch nichts bewegen lassen, seine Sprache zu ändern. Kunigunde erbot sich durch Liesgen, ihn alle Sonntage an ihrer Tafel zu speisen und alle Donnerstage einen Braten in die Pfarre zu schicken, aber der Prediger blieb bei seiner Sprache. Er nannte sie Madam, oder, wenn er recht viel

that, so sagte er einmal gnädige Frau. Daher kam's, daß Kunigunde sich aufmachte und nach Perleberle zog, sobald ihre Umstände so waren, daß sie sich den Beschwerlichkeiten einer solchen Reise aussetzen durfte.

Malheur ward einem Pächter zur Erziehung übergeben. Als er zwölf Jahr alt war, starb der Edelmann, mit dem Kunigunde in Vertraulichkeit gelebt hatte und weil er keine Kinder hatte, so ließ er den Verwalter mit dem kleinen Malheur vor sein Bette kommen und schenkte dem letztern einen Bankoschein auf zehen tausend Thaler in Gegenwart mehrerer Zeugen eine Stunde vor seinem Ende. Nach Kunigundens Befehl sollte Malheuren das Geheimniß seiner Geburth nie entdeckt werden, aber wie war das möglich? Es war gar zu viel Leuten bekannt worden und die Schenkung der zehentausend Thaler rührte die Sache von neuen wieder auf. Jeder sagte etwas: „so freigebig," sprach der Schulze im Dorfe, „war der gnä„dige Herr sonst nicht;" — „das wird schon „seine Ursachen haben," sprach der Gärtner; — „der arme unschuldige Kutscher!" sprach der Brauer, „wir dürften Malheuren nur immer „Junker nennen;" bis endlich der Verwalter so vertraulich ward und seinem Pflegesohn das ganze Geheimniß ausführlich erzählte. Kunigunde hat sich aber nie als Mutter entdeckt, sondern immer nur den Namen einer Wohlthäterin

terin annehmen wollen, die aus christlicher Liebe die Kosten zu seiner Erziehung großmüthig hergebe.

Von den Jahren der Kindheit bis zu der Zeit, da Vollmuth Malheuren als Professor in H** kennen gelernt hatte, haben wir weiter nichts von ihm zu erzählen nöthig. Meine Leser werden sich wohl noch der Vorfälle erinnern, die Ihnen unten erzählt worden sind. Kunigunde erzeigte sich noch immer als Wohlthäterin an Malheuren und unterhielt einen beständigen Briefwechsel mit ihm. Bisweilen war's lauter Ergiessung der Freundschaft, was sie schrieb; bisweilen wurden auch ihres Gemahls Angelegenheiten mit hinein geflochten. Malheur war aber ein redlicher Mann, der sich durch Wohlthaten nicht zur Bosheit erkaufen ließ, und Vollmuthen nicht würde verrathen haben, wenn er's auch gewust hätte, daß er unter dem Namen Nabel versteckt läge. Sobald Vollmuth zur Stadt hinaus war, so bald wards im Löwenbarthschen Hause bekannt, daß Nabel ein erdichteter Name sey. Der Aufwärter Bringeher konnte nicht schweigen. — Nach einigen Tagen kam auch der Regimentsfeldscheer und erzählte alle Auftritte, die sich mit Vollmuthen und von Lieben bei dem General zugetragen hatten, da war alles mit einmal verrathen. Das that allen im Hause herzlich leid, daß sie das Geheimniß nicht eher

erfahren hatten; und der Professor besonders, hernach die Frau Löwenbarthin hätten mit Vollmuthen gar zu sehr gern mancherlei Dinge besprochen, von denen sie mit Mabeln nicht reden konnten. Malheur verband sich indessen mit dem Feldscheer, daß sie wachsam seyn wollten, Vollmuthen wider von Liebens Verfolgung zu schützen, wofern er durch den neuen General seine Absichten zu erreichen fernere Versuche machen sollte. Es war aber eine geraume Zeit alles still, daß man von Vollmuthen so wenig, als vom Herrn von Liebe etwas hörte.

Endlich brachte der Regimentsfeldscheer die Nachricht, daß von Liebe hier sey und seine Pferde mit dem Wagen ledig zurück geschickt habe. Er war bei dem General zur Tafel gewesen, und von * * * weggereiset ohne daß man seine Absichten, oder die Art seiner Reise und den Weg, den er genommen, hatte erfahren können. Nach vier Tagen hätten sie im ganzen Hause die Nachricht mit Schrecken vernommen, daß von Liebe nebst mehrerern Leuten in einem Kahn auf der Sale vom Gewitter wären erschlagen worden. Nun schrieb nach acht Tagen Kunigunde an Malheuren und bat ihn inständigst, daß er gewisser sehr wichtigen Angelegenheiten wegen eiligst zu ihr kommen sollte. „Ich machte mich auf," sprach Malheur zu Wettern, „und reiste zu ihr. Was meinen „Sie wohl, was sie mir für einen Antrag mach-

„te?

„te? Sie erzählte mir ganz flüchtig das Unglück „ihres Mannes, und gab mir dann die Versich„rung, daß sie mich glücklich machen wollte, „woferne ich ihr folgen würde.“ „Sie sollen,“ sprach sie, „alle meine Güther, mein sämmtli„ches Vermögen erben und das zu erlangen, „habe ich zween Wegen, von denen einer gehen „muß. In beiden Fällen aber müssen Sie von „H** weg und sich von nun an von Malheur „schreiben. Machen Sie sich darüber kein Be„denken, ich glaube gewiß, daß Sie aus einer „alten adlichen Familie herstammen, und wäre „das nicht, so habe ich schon dafür gesorgt, daß „Ihr Adelbrief nächstens kommen wird. Die „Wege, meine Absichten zu erreichen, sind die: „Sie sollen Emilien, des Geheimenraths „von F** Fräulein Tochter heirathen. Giebt der „Geheimerath seine Einwilligung dazu, so „wird's keine Schwierigkeiten kosten, Sie des „Lehns und der Erbfolge zu versichern. Will „er nicht — so ziehen wir beide nach der Resi„denz, Sie suchen eine Bedienung am Hofe „und ich lasse mich mit Ihnen trauen. Nur „darum, mein Kind! Sie meiner Güther zu „versichern. Auf dem Wege muß es angehen „und wenn's auch hundert tausend Thaler kosten „sollte. Sehen Sie mich nur nicht so verächt„lich an, setzte sie mit lächelnder Miene hinzu „und klopfte mir die Backen, ich bin dazu noch „nicht zu alt und stehe dafür, daß es Ihnen „nicht leid wird.“

„Nun

„Nun mögen Sie urtheilen," setzte Malheur hinzu, „wie mir ward, als ich einen solchen Antrag von einer Mutter hören muste — „von einer Mutter, die selbst keine Schande „fühlte, wenn sie nur glauben konnte, daß sie „andern verborgen sey." Malheur glaubte, daß sich der Sache würde eine andere Wendung geben lassen, und beschloß sogleich, sie mit ihrer eignen Thorheit zu bestrafen. Ein Wort zu widersprechen, das ging nicht — dann war sie Furie. Er dankte demüthig für ihre Gütigkeit, nahm das Ansehen an, als wenn er ihren Plan durchaus billigte und beschloß im Herze, ihre boshaften Absichten zu hintertreiben. Mit ihrer Genehmigung reis'te er nach H** zurück, um seine Sachen zu holen und sich los zu machen. Er reis'te aber über L**, suchte Bersteln auf, ward mit den beiden Würdigen bekannt, verband sich mit ihnen zu Vollmuths Besten und quittirte seine Bedienung in H** nicht, sondern nahm unter dem Vorwand einer langen Reise Urlaub auf ein halbes Jahr. „Nun" fuhr Malheur fort, „bin ich hier. „Lassen Sie sich nichts beunruhigen; ich mag „Emilien nicht haben, sondern bin bereit, al„les zu thun, daß sie Vollmuthen zu Theil „werde. Gott gebe nur, daß wir ihn bald wie„der finden! — Ich mag auch Kunigun„dens Güther nicht erben, weil ich weiß, daß „ihre Anschläge thöricht sind und nie bestehen „werden; und iemanden kenne, der ein näheres

„Recht

„Recht dazu hat. Nimmermehr wäre ich hie„her gekommen, Dienste zu suchen, wenn ich „die Absicht nicht hätte, Vollmuthen zu sei„ner Zeit nützlich zu werden; und ist iemand „auf der Welt im Stande, ihn in den Besitz „des Glücks zu bringen, das ihm von Gott und „Rechtswegen zukömmt, so bin ichs. Dabei „aber will ich dem Fürsten redlich dienen, „wenn er mir einen Posten geben will, dem ich „gewachsen bin. Nach der Historie sind Ka„meralwissenschaften mein Lieblingsstudium, „dem ich mich gern ganz widmen möchte."

Es mag wohl oft in der Welt so kommen, daß Menschen für einander laufen, die sich suchen und in Herz und Arme schliessen würden, wenn sie nur einmal dazu kommen könnten, daß sie eine Stunde offenherzig mit einander sprächen. Malheur und Wetter gingen nicht von einander, sie verbanden sich vorher zur herzlichsten Freundschaft und schlossen den abwesenden Vollmuth mit ein, für dessen Glück und Leben zu arbeiten, sie zum Zweck ihrer Verbindung machten. Die Nachrichten waren für Emiliens Ruhe zu wichtig, als daß sie ihr einen Augenblick hätten vorenthalten werden können. Malheur ging in den Gasthof, wo er mit Kunigunden logirte und Wetter zur Geheimenräthin. Er fand sie mit ihrer Tochter in Thränen und kam gerade zu einer Zeit, da sie Aufmunterung nöthig hatten. „Ach

Wetter!"

Wetter!“ rief ihm die Geheimerâthin in der Thür entgegen, „unser Unglück ist reif!“ „Seyn Sie ohne Sorge,“ antwortete Wetter, „ich habe nähere Nachrichten, es blühet noch „nicht!“

Die Unruhe der Geheimenrâthin hatte ein Besuch ihres Gemahls verursacht, der eben von ihnen gegangen war. Anfangs hatte er sich, wie seit einiger Zeit, sehr gütig gezeigt und sich dem Scheine nach mit zärtlicher Besorgniß um die Gesundheit seiner Gemahlin erkundiget. Emilie wird darüber gerührt und vergießt einige Thränen. Sobald der Geheimerath ihre Zärtlichkeit bemerkte, wandte er sich an sie. „Weine nicht, Emilie!“ sprach er, „du bist ein gutes Kind! deine Mama wird „wieder besser — und du sollst noch recht sehr „glücklich werden; warte nur! bald will ich dir „einen lieben artigen Mann geben.“

Die Absicht des Geheimenraths konnte unmöglich diese seyn, seine Tochter zufrieden zu sprechen und wenn sie's war, so kannte er entweder ihre Gesinnung schlecht und hatte von ihrer Verbindung mit Vollmuthen gar keine Muthmaßung oder er hatte ein sehr unrichtiges Mittel gewählt. Emilien waren diese Worte als ein Donner durch alle Glieder gefahren, daß sie mit nichts antworten konnte als mit: Ach! — worauf ein Thränenfluß folgte. „Nun!“ fuhr ihr Papa etwas aufgebracht heraus, „das ist sonder-

sonderbar! — du weinst über eine Nachricht, wobei bisher iedes Mägdchen gelacht hat?

„Liebster Papa!“ antwortete Emilie, „alles in der Welt, nur verstoßen Sie mich aus „Ihrem Hause nicht und trennen Sie mich nicht „von meiner Mama.“

„Ewig kannst du doch nicht bei mir bleiben! „Mägdchens sind dazu in der Welt, daß sie „Männer nehmen sollen.“

„Das hat noch Zeit genug, nur ietzt noch „nicht! — und“ —

„Und — was denn? Was hast du für eine „Bedingung? sage sie nur heraus!“

„Werden Sie nicht böse, liebster Papa! „ich wollte Sie bitten, daß Sie mich an keinen „versprechen möchten, ehe Sie mich mein Herz „fragen liessen, ob er ein Mann für mich sey.“

„Das hab' ich wohl gedacht, daß es so „kommen würde! das sind die Früchte der müt„terlichen Erziehung. Du hast wohl Peters„chen noch in dem Kopf, ia warte nur! — „Das Donnerwetter soll darein schlagen, wenn „du mir ein Wort widersprichst! Ich soll alles „anschaffen und ausstatten, aber nichts dazu sa„gen dürfen — das wäre mir recht! Ich muß „besser verstehen als du, was sich für ein Mann „für dich schickt — und da kein Wort geredt „oder“ — hier war der Geheimerath hinaus gegangen und hatte die Thür mit solcher

Gewalt

Gewalt zu geschmissen, daß sich ein luckerer Vorreiber am Fenster herum drehete und zween Flügel herein und gegen die Pfeiler flogen, daß keine Scheibe ganz blieb.

Wetters Nachrichten kamen bei solchen Umständen allerdings zur gelegenen Zeit. „Darüber," sprach er, „sind Sie so b[illegible]ru„higt? den Auftritt hab ich längst erwart[illegible] und „das hätten Sie sich leicht auch vorstellen kön„nen, daß auf keine andere Weise verfahren „werden würde. Lassen Sie den Geheimen„rath reden, was er will und sagen Sie ia dazu. „Widerspruch, das wissen Sie ia, verträgt er „nicht! Aber lassen Sie sich durch nichts in „Furcht und Schrecken setzen, es ist nicht so„gleich ausgeführt, als gesprochen! Der er„wählte Bräutigam wird wohl der Herr von „Malheur seyn" und nun erzählte er ihnen seine Unterredung mit Malheuren wie auch dessen Absicht und Gesinnung. Das waren allerdings Nachrichten, die mehr Beruhigung gaben als des Geheimenraths Antrag. „Al„les will ich gern ertragen," antwortete Emilie, „wenn nur erst gute Nachrichten von Voll„muthen kämen!"

Jetzt war es Zeit, daß Wetter zum Fürsten gehen muste. Er ging mit dem Vorsatz hinauf, für Malheuren eine Bedienung auszuwürken, damit er zu Vollmuths Besten in der Residenz bleiben sollte. Behutsamkeit war freilich

freilich nöthig. Der Geheimerath durfte nicht erfahren, daß er sich unterstände, einen Mann dem Fürsten zu empfehlen, der sich vor ihm nicht beugen wollte. Bei der Muthmassung, daß er Malheuren zu seinem Schwiegersohn bestimmt habe, durfte man wohl nicht fürchten, daß er ihm hinderlich seyn würde; aber das war gewiß, er wäre Wettern todt feind geworden. — Der Fürst war überaus gnädig und ganz allein im Zimmer, als Wetter kam. „Guten Morgen Herr Hofrath," war seine Anrede, „haben Sie das Schreiben gelesen?" Nach einigen bescheidenen Verweigerungen und der Entschuldigung, daß er sich die Verfolgung des Hofs zuziehen würde, wenn er als der jüngste Rath den Ministern vorgreifen wollte, sagte er auf Befehl seine Meinung und charakterisirte Malheuren sowohl, daß der Fürst sogleich eine Entschliessung faste. „Ich weiß es wohl" erklärte sich der Herr, „Sie fürchten den Geheimenrath von F**, „aber verlassen Sie sich darauf, daß ich Sie „schützen werde. Ich bin mehr als er. Seines Herzes wegen hab' ich ihn längst gehaßt; „ich kann nur seine Wissenschaft nicht missen. „Wenn Sie mit seinen Einsichten ein gutes „Herz und wahre patriotische Gesinnungen in „meinem Dienste verbinden, so will ich mich „sehr freuen und Sie einst mit Vergnügen an „seine Stelle setzen. Sagen Sie Malheuren, „er soll auf ihre Empfehlung Kammerrath

„werden und in wenigen Tagen seine Bestallung „erhalten." — So erreichte Wetter glücklich seine Absicht, und die Folge wird lehren, ob Emiliens Ruhe dadurch so sicher gestellt ward, als er hoffte.

Es verliefen einige Tage, ehe man etwas von dem neuen Kammerrath hörte und Wetter sagte seinen besten Freunden kein Wort davon, damit er niemand Gelegenheit zu Muthmassungen geben wollte. Unterdessen sprach man viel von den Kompetenten, welche sich um die erledigte Stelle in der Kammer viel Mühe gäben. Der Geheimerath von F** arbeitete für seinen Sohn und der ganze Hof war geneigt zu glauben, daß sie keinem andern als ihm zu Theil werden würde. Mit einmal brachs aus: Malheur, ein fremder Edelmann, ist Kammerrath. Wetter war seit dem Tage, da er Malheuren zum erstenmal sahe, nicht bei dem Geheimenrath gewesen. Diesen Nachmittag mußte er aber schlechterdings zu ihm gehen und war begierig zu erfahren, was er dazu sagen würde. Wider seine Erwartung fand er ihn darüber sehr zufrieden, so daß er bei nahe auf die Gedanken gekommen wäre, daß es eine List sey, ihn auszuforschen, wenn er nicht bald aus der Unterredung die wahre Absicht seiner Verstellung erkannt hätte. „Warum," sagte der Geheimerath, „liesen Sie so geschwind fort, als ich ihn den Besuch bekam?"

„Es

„Es schickt sich nicht," antwortete Wetter, „daß ein Fremder gegenwärtig ist, wenn Freunde mit einander vertraulich reden wollen."

„O das waren so grosse Heimlichkeiten nicht! „Kennen Sie den Herrn?"

„Nein! Herr Geheimerath."

„Er ist mein Kusin und will durch meine „Fürsprache eine Bedienung bei Hofe suchen."

„Dann wird sie ihm auch nicht versagt „werden."

„Haben Sie noch nichts gehört?"

„Nein!"

„So will ich's Ihnen sagen: er hat heute „schon die Bestallung als Kammerrath bekommen."

Zu den Absichten des Geheimenraths war die Anlage listig genug gemacht. Es würde ihm völlig gelungen seyn, sich bei Kunigunden und Malheuren einen grossen Werth beizulegen und der verweigerten Einwilligung zur Heirath mit seiner Tochter einen solchen Anstrich zu geben, daß er mit Ehre umkehren konnte, wenn nur nicht Wetter und Malheur von der Wahrheit besser wären unterrichtet gewesen. So konnte es nur Blendwerk für Kunigunden seyn. Indessen blieb Wetter bei seiner angenommenen Unwissenheit und der Geheimerath fuhr fort, seinen gefaßten An-

schlag auszuführen. Er schob den Riegel an der Stubenthür zu und führte Wettern in eine Ecke des Fensters, wohin er gemeiniglich zu treten pflegte, wenn er mit iemand vertraulich sprechen wollte. „Ich habe Ihnen Malheurs „Absicht," sprach der Geheimerath, „nur „halb gesagt, ich will sie Ihnen aber ganz entdecken. Er will meine Tochter haben; was „meinen Sie dazu?"

Wetter befand sich hier in keiner kleinen Verlegenheit und beinahe wuste er nicht, was er antworten sollte, ohne anzustoßen. Es war ihm schon längst vorgekommen, als wenn der Geheimerath gern sehen würde, daß er um Emilien anhielte; und ietzt schienen ihm seine Worte nichts anderes zu sagen als: erkläre dich, oder ich gebe sie einem andern. Emilie hatte in seinen Augen einen so grossen Werth, daß er sich nicht lange würde haben nöthigen lassen, wenn sie nicht mit seinem Freunde in Verbindung gestanden hätte. In seinen Augen war's also ein stolzer Gedanke, dem er nicht Platz geben wollte. Gleichwohl wuste er sichs auf keine andere Weise zu erklären, warum sich der Geheimerath so viel Mühe gegeben hatte, Vollmulden wegzuschaffen, und von der Zeit an nicht nur so ausserordentlich gütig gegen ihn zu thun, sondern ihn auch durch seine Fürsprache in den Adelstand und zur Hofrathswürde zu erheben. Die gegebene Erlaubniß, Emilie

zu besuchen, brachte ihn schon auf den Argwohn, und da er sich ietzt der Antwort erinnerte, welche der Geheimerath nach Martins Erzählung auf den Antrag der Kunigunde gegeben hatte und seine Unentschlossenheit mit der ietzigen Frage verglich, so schien's ihm beinahe gewiß zu seyn, daß Malheur so lange aufgehalten werden sollte, bis seine Gesinnung erforscht worden wäre. Er muste aber antworten und durfte sich so viel Zeit zur Ueberlegung nicht nehmen, als ich mir genommen habe, seine Gedanken herzusetzen. Noch keine Minute — so war der Geheimerath schon mit drei neuen Fragen da, die Wetters Verlegenheit gewiß nicht minderten. „Was ist Ihnen? — Sie werden ia „roth! — Wollen Sie mir nicht antworten?“ — Jetzt war's Zeit, daß er sprach. „Ich bin be„stürzt,“ antwortete er, „über Ihre sich herab„lassende Güte gegen mich. Die Frage hätte „ich nie erwartet und weiß sie nicht zu beant„worten.“

„Warum nicht?“

„Weil sie eine wichtige Sache betrift, die „ich nicht durchschaue. Noch habe ich an kei„nen Ehestand gedacht und noch weniger die „Absichten überlegt, die man bei einer solchen „Wahl vor Augen haben muß. Emilie ist „ein fürtreffliches Frauenzimmer!“

„Das ist keine Antwort auf meine Frage! „Wenn ich Ihnen nun die Entscheidung über-

„lassen wollte, was würden Sie dem Herrn „Kammerrath Malheur für eine Antwort „geben?“

„Sie führen mich noch tiefer in Verlegen„heit, Herr Geheimerath! Eine solche Wahl „für eine Tochter zu entscheiden, glaub' ich, „muß man vorher wenigstens siebenzehen Jahre „Vater gewesen seyn. Ich kenne Ihren Kusin „nicht und kann nichts weiter sagen als daß „Emilie den würdigsten Mann verdient. Wol„len Sie nicht Ihre Tochter fragen?“

„Hum — hum — hum — hum“ — brumte der Geheimerath, lief mit weiten schnellen Schritten aus dem Fenster weg, schob den Riegel auf und — stopfte eine Pfeiffe Taback. — Aus Furcht unangenehmer Folgen ergrif Vetter seinen Hut und wollte sich der Stubenthür nähern; aber der Geheimerath ließ ihn nicht von sich. Das war bei ihm schon Mäßigung, wenn er nicht alle Regeln der Höflichkeit übertrat und nur ein Wort sprach, den Beleidigten zurück zu halten. Im vollen Feuer ließ er ihn gehen, wenn's auch der Fürst selbst war. — „Wohin wollen Sie?“ fragte er. „Es ist doch wohl nicht mit Fleiß darauf ange„legt, daß ich disinstirt werden soll? — Sto„pfen Sie eine Pfeiffe?“ — Nun war's aber auch Zeit, daß Vetter umkehrte und eine Miene wie im Genuß der wohlthätigsten Freundschaft annahm. Er gab sich alle nur mögliche

Mühe,

Mühe, die Unterredung auf angenehme Gegenstände zu richten und forschte immer in den Augen des Geheimenraths, ob er dem Punkt, den er abgehandelt haben wollte, näher komme oder nicht. „Müssen die Sachen heute noch „ausgefertigt werden, die Sie mir zugeschickt „haben?“ fragte Wetter; „sie liegen noch bei „mir.“

„Es hat Zeit!“ antwortete der Geheimerath mit niedergeschlagenen Augen und gesenktem Kopf.

Sie gingen im Zimmer auf und nieder und als sie wieder auf die Stelle kamen, dachte Wetter an Renzeln. „Renzel,“ sagte er, „soll sich in K * * aufhalten und sein Brodt „mit Information recht gut machen.“

„Es ist immer ein guter Kerl,“ antwortete der Geheimerath und richtete den Kopf gerade, „Hier hat er viel Fatalitäten gehabt; ich bedaure „ihn.“

Wetter wartete nun daß der Geheimerath die Unterredung fortsetzen würde, aber nein. Dreimal waren sie stumm auf und nieder gegangen. Der Geheimerath ließ den Kopf schon wieder etwas sinken und Wetter ward bald für Furcht neuer Ausbrüche kalt, bald für Nachdenken über schickliche Materien, die zur Unterhaltung waren. Aber es war, als wenn alle Quellen versiegt wären. Als sie zum

viertenmal an das Fenster kamen, fiel er auf Malheuren. „Weiß denn," fing er noch einmal an zu sprechen, „der neue Herr Kammer„rath sein Glück schon?"

„O ia!" antwortete der Geheimerath mit grossen aufgeklärten Augen, „ich hab ihn zwar „noch nicht gesprochen, aber ich hab es ihm ge„schrieben."

„Sind Sie wirklich mit einander ver„wandt?"

„O ia! aber nur im vierten Grade ungleicher Linie, und im zweiten wird bei uns schon „dispensirt."

„Es würde Ihnen doch wohl Freude seyn, „wenn Sie Ihre Fräulein Tochter glücklich ver„heirathet sehen sollten?"

„Das können Sie sich vorstellen! Wenn „nur das eigensinnige Mägdchen nicht muth„willig ihr Glück von sich stößt! Helfen Sie sie „doch zureden, daß sie sich dem Willen des Va„ters nicht widersetze. Wenn Sie sie einmal „nicht haben wollen, so können Sie sie ia ohne „Ihren Schaden Malheuren gönnen. Er ist „gewiß ein guter Mann!"

„Herr Geheimerath! ich möchte Sie „nicht gern verdrüßlich machen, aber Sie brin„gen mich in Verlegenheit, daß ich antworten „muß. Ich Emilien nicht haben wollen? be„wahre Gott! Sie wissen, daß ich ietzt an keine

„Heirath

„Heirath denken kann und darf. Kömmt ein„mal die Zeit, aber Gott weiß wenn! so würde „ich mich nicht nöthigen lassen, sondern mich „glücklich schätzen, wenn eine Emilie für mich „da wäre.“

„Ich fürchte nur, meine Emilie wird ihre Gedanken auf Sie haben und darüber alle andere Vorschläge verwerfen.“

„Das glauben Sie nicht! — wir haben kein Wort mit einander gesprochen, das nur auf entfernte Weise dazu hätte Gelegenheit geben können. Schlägt sie eine Heirath aus, so hat sie gewiß keine andere Ursach dazu, als Abneigung — oder zärtliche Liebe zu ihrer Mama, von welcher ihr freilich die Trennung sehr schwer seyn wird.“

„Mich dünkt, ich werde das rechte Fleckgen getroffen haben. Sagen Sie, was Sie wollen!“

„Wenn Sie Recht haben und Emilie gesteht, daß sie eine solche Neigung zu mir habe, welche eine nähere Vereinigung erfodert, so bin ich erböthig, Ihnen und Ihr völlige Genugthuung zu geben. Ich will sie heirathen, wenn's auch wider den Willen meines Vaters und mit Verlust seiner Liebe und meines zu hoffenden Erbtheils geschehen müste.“

Mit dieser Antwort schien der Geheimerath sehr zufrieden zu seyn. „Noch eins!“ sprach er. „Sollte meine Tochter wohl einen

andern im Sinne haben, weswegen sie sich dem Willen ihres Vaters widersetzen könnte? Was meinen Sie?"

„Das sollte ich nicht glauben und habe nie ein Wort davon gehört! Ich wüste auch nicht, wer das seyn könnte, da sie so eingezogen lebt, daß sie sich von aller Gesellschaft entfernt."

Bei dieser Erklärung beruhigte sich der Geheimerath so völlig, daß er Wettern seinen ganzen Anschlag entdeckte und ihn bat, daß er ihn bei der Geheimenräthin und Emilien unterstützen möchte. Die Heirath sollte und muste nach seinen Gedanken zu Stande kommen, „die Güther," sprach er, „sind zu wichtig, daß man sie aus den Händen lassen sollte; und ietzt ist eine Lage, daß man alles möglich machen kann. Mit Geld läst sich's zwingen." Er hatte die Absicht, nächster Tages Kunigunden und Malheuren zu sich zu bitten und ein Gastmahl anzustellen, wobei die Mariage geschlossen werden sollte und ließ Wettern mit grossen Versprechungen wegen seines künftigen Glücks von sich, wenn er Emiliens Einwilligung auswürken könnte.

Was Wetter that, werde ich nicht nöthig haben, meinen Lesern weitläuftig zu erzählen. Er ging von Emilien zu Malheuren und von Malheuren zu Emilien und verabredete mit ihnen ein Sistem, so gut als sie's für ihre Absichten

sichten ei finden konnten, wonach sie alle einstimmig zu handeln, sich verbanden. Nur Kunigunden durfte man das Geheimniß nicht anvertrauen und man wuste überhaupt nicht, wie man's anfangen sollte, sie so zu lenken, daß sie dem entworfnen Plan nicht zuwider handelte. Wegen der ungewissen Antwort des Geheimenraths auf ihren ersten Antrag dieser Heirath war sie so wider ihn aufgebracht, daß sie keinen Fuß wieder in sein Haus zu setzen, noch weniger ihn zu sehen und zu sprechen geschworen hatte. Es wäre etwas sehr leichtes gewesen, Holz zum Feuer zu tragen und sie in Gesinnungen zu erhalten, bei welchen sie nimmermehr ihre Einwilligung zu dieser Heirath gegeben hätte. Dann war Emilie zwar aus ihrer Angst gerissen, aber man muste eine grössere Thorheit von Kunigunden und von dem Geheimenrath vielleicht binnen acht Tagen neue Vorschläge zu einer anderweitigen Heirath befürchten, welche sie in grössere Verlegenheiten stürzen könnten. War es, wie man vermuthete, des Geheimenraths Absicht, seine Tochter von aller Bekanntschaft mit Vollmuthen zu trennen, im Fall er nach der allgemeinen Muthmassung noch leben sollte, so konnte man sich leicht vorstellen, daß er alles anwenden würde, sie auszuführen. Ihr Plan erfoderte also, daß sie sich geneigt finden liessen in die Vorschläge zu willigen und unter allerlei Vorwand die Vollziehung zu verschieben, bis sich vielleicht ein glücklicher Umstand

stand zeigen würde, welcher die ganze Lage der Sachen hindern könnte. Malheur besänftigte Kunigundens Zorn dadurch, daß er sagte: er hätte die erhaltene Charge allein dem Geheimerath zu verdanken. Vorwand zur Verzögerung hoften sie zum Theil in der nicht vorherzusehenden Verbindung der Umstände zu finden.

Der Tag kam, die Stunde rückte schon heran, daß die Gäste im Hause des Geheimeraths erwartet wurden, als Kunigunde einen Brief bekam, über dessen Lesung sie sich einigemal im Gesichte veränderte. Sie steckte ihn stillschweigend bei sich und ließ sich von Malheuren in den Wagen führen. Die Geheimerähtin befand sich so wohl, daß sie bei der Gesellschaft seyn konnte und sich Mühe gab, das Vergnügen derselben zu befördern. Ueber der Mahlzeit fing der Geheimerath an seine Meinung vorzutragen. „Nun Gundgen!“ sprach er, „werden Sie wohl wissen, warum ich Ihnen letzthin auf Ihren mir so angenehmen Antrag keine entscheidende Antwort geben wollte.“

Kunigunde: „Nein, noch bis diese Stunde nicht! Sie hatten mich damals sehr beleidigt und ich kann's nicht bergen, daß ich den Schimpf noch empfinde.“

Geheimerath: „Noch nicht! — das sehen Sie wohl, daß ich unserm Kusin erstlich

eine

eine standesmäßige Charge verschaffen wollte, ehe ich bestimmt ia sagte. Nun bin ichs recht wohl zufrieden und ich glaube, daß meine Emilie nichts dawider einwenden wird. Nicht wahr, meine Tochter?"

Emilie: „Bis hieher hab ich den Gedanken noch nicht gehabt zu heirathen, aber bei dem Antrage einer Person von den Verdiensten des Herrn Kammerraths würde mir der Entschluß vermuthlich nicht schwer werden. Meine Augen finden alle Befriedigung; wenn Sie nur die Gütigkrit haben wollen, mir so viel Zeit zu geben, daß ich auch mein Herz fragen kann, ob's zufrieden ist. Wir haben uns ia in unserm Leben nie gesehen noch gesprochen!"

Malheur: „Ich bin mit Ihrer Erklärung zufrieden, gnädiges Fräulein, und danke Ihnen dafür unendlich. Uebereilen Sie, sprach er zum Geheimenrath, Ihre Fräulein Tochter nicht. Wenn sie treue zärtliche Liebe und werthachtende Ergebenheit sucht, so hoff' ich, daß ihr Herz mehr finden soll, als die Augen versprechen. Erlauben Sie nur, daß ich ihr meine Aufwartungen machen darf."

Geheimerath: „Was sagen Sie dazu, Gundgen?"

Kunigunde ganz kalt: „Was soll ich sagen? wir wollen's abwarten, ob sich ihre Herzen für einander erklären werden. Unzufrieden

„möcht

möcht ich Emilien so wenig als meinen Kusin sehen."

Der ganze Gang der Sache war dem Geschmack und Wunsch des Geheimenraths gar nicht gemäß. Nach seinem Willen hätte sogleich alles beschlossen und der Ehekontrakt unterschrieben werden müssen — aber das war heute von Kunigunden nicht zu erlangen. Sie war so zerstreuet, so unruhig, daß man kein vergnügtes Wort von ihr hörte und kein Mensch wuste, was er von ihr denken sollte. Die Heirath zu befördern zeigte sie gar keine Lust, vielmehr ermahnte sie Emilien sowohl als Malheuren, daß sie sich wohl prüfen möchten, ehe sie sich in eine Verbindung einliessen, die so leicht nicht wieder getrennt werden könnte. Der Geheimerath hörte mit vieler Geduld zu, bis endlich Kunigunde einige Worte fliegen ließ, die den Sinn hatten, daß sie noch nicht entschlossen wäre, in Absicht ihres Vermögens eine Einrichtung zu machen. „Mit meinen Kapitalen„ sprach sie, „kann ich machen was ich will; was aber meine Güther betrift, da kömmts auf den Landesfürsten an. Warum soll ich sie jetzt mit schwerem Gelde gleichsam erkaufen? Mein Gemahl kann noch leben und wieder kommen — sichere Nachrichten hat man ja von ihm noch nicht! — Ich kann wohl gar noch Erben bekommen — so gar alt bin ich ja nicht; — oder ich kann

„sterben

sterben und er kann wieder heirathen — dann wäre das Geld weggeschmissen.„ Hier riß des Geheimenraths Geduld. Malheur und Wetter glaubten beinahe, daß sie rase, er aber sagte es ihr mit solchen harten Worten und so bittern Vorwürfen, daß Kunigunde in voller Wuth vom Tische aufsprang. Als sich der Geheimerath soweit verging, daß er gar von Gertrudens verlohrnen Absaß zu reden anfing, so schickte sie nach ihrem Wagen, fuhr mit Malheuren fort und wiederholte auf dem Wege noch einmal den Schwur, daß sie in ihres Schwagers Haus in ihrem ganzen Leben keinen Fuß wieder setzen wollte.

—

Eine solche Verwirrung war noch nie in des Geheimenraths Hause gewesen, als iezt und keiner wuste sich Kunigundens Aufführung zu erklären. Die Geheimeräthin, Emilie und Wetter waren bei der ganzen Sache sehr gleichgültig, ia sie würden vergnügt über den Ausgang gewesen seyn, wenn sie nicht neue Anschläge ähnlicher Art von dem Vater hätten zu fürchten gehabt. Der Geheimerath schäumte für Wuth, so aufgebracht war er wider Kunigunden. Das konnte er gar nicht ertragen, daß er mit seinem Anschlage zu Schanden werden sollte. Jezt fühlte er sich von der nichtswürdigsten Frau gedemüthiget und bereuete seine Herablassung, wodurch er sie stolz und übermüthig gemacht hätte. „Aber warte nur!“ sprach

er,

er, „du sollst erfahren, wen du beleidigt hast — ich will eine Rache an dir nehmen, die deine Hurenknochen im Grabe noch beschimpfen soll.“ — Mit Emilien und Wettern war er ganz wohl zufrieden, aber Malheurs Aufführung schien ihm verdächtig zu seyn. Indessen war's für Emiliens Zufriedenheit fest einerlei, ob sie ihm gefällig oder mißfällig schien. „Folge deinem Vater,“ sprach er zu Emilien, „und überlaß dich seiner Fürsorge; es soll dein Schade nicht seyn. Malheur ist deiner nicht werth! Seine Antwort war gefällig und doch dabei viel zu kalt, daß man nicht hätte sehen sollen, daß es sein Ernst nicht war. Er ist ein undankbarer Kerl, der's nicht werth ist, daß ich mich seiner angenommen habe und mit Kunigunden sich versteht, uns bei der Nase herumzuführen, aber — es soll ihm nicht wohlbekommen! — Gräme dich darum nicht! ich will dich wohl besser anbringen und das vielleicht bald.“

Den Gedanken hatte man gleich vermuthet. Man sahe immer deutlicher, daß der Geheimerath Absichten haben müsse, warum er mit Emiliens Verheirathung so sehr eilte, und höchst wahrscheinlich war es, daß ihm der letzte Abend noch in den Gedanken lag, als er Petern in den Armen seiner Gemahlin fand. Er wollte der Besorgniß vorbeugen, daß Vollmuth wiederkommen und Emilien verführen möchte,

möchte, wenn er nicht gar schon ein geheimes Liebesverständniß vermuthete. Wetter übersah seine Gedanken, wenn er ... Wort sprach, und war so glücklich, mit seinen Antworten und Vorstellungen manchen Verdruß abzuwenden. Er wollt' es einmal nicht anders haben, offenherzig durfte man mit ihm nicht umgehen, — man muste den Heuchler spielen und durch List seine Anschläge hintertreiben. „Warum" antwortete Wetter dem Geheimenrath, „warum eilen Sie denn so sehr mit Emiliens Verheirathung? — das haben Sie ia nicht nöthig! Jeder andere Vater würde stolz auf eine solche Tochter seyn und nicht den ersten Vorschlag ergreifen, sondern sorgfältig wählen. Sie hatten die Gütigkeit, mich Malheurs wegen um Rath zu fragen. Ich fürchte mich nur, Sie zu beleidigen, sonst hätte ich Ihnen meine Gedanken gleich gesagt. Er kann ein guter Mann seyn, aber — man muß ihn doch erst kennen lernen — ein Kammerrath wird für Emilien immer noch übrig bleiben. Vielleicht — — — — eilen Sie nicht! — — Sie haben mich ia bisher vorzüglich Ihres gnädigen Vertrauens gewürdigt! — Wer weiß, wie die Umstände kommen; — es kann sich in meinem Hause auch vieles ändern und — Hofrath werde ich doch nicht ewig bleiben, — zumal wenn Sie mein hoher Patron bleiben."

In dem Augenblick kam Malheur. Dem Geheimenrath stieg das Blut ins Gesicht,

sobald er hereintrat; Malheur faste aber eine solche demüthige Anrede, welche die Würkung eines niederschlagenden Pulvers bei ihm hervorbrachte. „Verzeihen Sie," sprach er, „gnädiger Herr! daß ich schon wiederkomme, und beurtheilen Sie mein Herz nicht nach meinem äusserlichen Betragen. Ich bin Ihr demüthigster und aufrichtigster Verehrer, aber in Kunigundens Gegenwart darf man nicht handeln wie man will. Was denken Sie? Kunigunde ist fort!" „Fort! — und wohin?" schrie der Geheimerath und die ganze Gesellschaft erstaunte. Nun bekam man den Schlüssel zu Kunigundens unerklärbaren Verhalten.

Meine Leser wissen schon, daß Kunigunde, als sie in den Wagen steigen wollte, zu dem Geheimenrath zu fahren, einen Brief bekam, den sie mit grosser Bestürzung las und stillschweigend einsteckte. Sie sprach auch auf dem Wege kein Wort als daß sie vor der Thür des Geheimenraths beim Aussteigen Malheuren ins Ohr sagte: aus der Heirath wird nichts, darnach richten Sie sich. Der Geheimerath erkundigte sich sehr genau, ob sie nachher von ihm nichts gesprochen hätte, und nach ihrer Gesinnung läßt sichs leicht denken, daß sie ihm eben keine Ehrentitel wird beigelegt haben. Malheur war aber so artig, daß er sich in keine wörtliche Erzählung einließ, sondern nur eine allgemeine Antwort gab. „Das wissen

„Sie

Sie ia wohl, wie Kunigunde ist, wenn sie beleidigt zu seyn glaubt. Sie wüthete im Wagen als wenn sie rasend wäre, daß ich mich vor den Leuten schämte und besorgte, daß sie das böse Wesen kriegen möchte." Weiter sagte Malheur nichts.

Auf der Stube hatte sie sich noch einmal aller ihrer Wuth überlassen und nach einer halben Stunde endlich den Brief aus der Tasche gezogen und noch einmal bedächtlich durchgelesen. „Es ist gewiß," hatte sie endlich angefangen, indem sie vom Stuhl aufgesprungen war, „mein Gemahl lebt und kömmt wieder. Ihnen bin ich ia so zu alt, was soll ich hier machen! ich fahre nach Perleberle." Sogleich zog sie ihre Trauerkleider aus; ging vor ihren Koffer, worin sie ihre besten Kleider mitgenommen hatte, weil ihre Absicht war in der Residenz zu bleiben; kleidete sich bunt und fuhr mit tausend Flüchen und Drohungen von Malheuren weg. Sie hatte verlangt, daß er mit ihr reisen sollte; Malheur aber war froh gewesen, daß er ihrer los wurde und hatte sich entschlossen in der Residenz zu bleiben und der Gnade seines Fürsten sich würdig zu machen. „Sie" sprach er zum Geheimenrath, „verdienens, daß ich Sie als Vater verehre, weil ich weiß, daß ich Ihnen mein Glück zu verdanken habe. Seyn Sie versichert, daß ich mich unermüdet beeifern werde, Ihnen durch alle

meine Handlungen Ehrfurcht und Ergebenheit zu zeigen." — „Ja mit der Heirath," wollte der Geheimerath antworten, — Malheur fiel ihm aber gleich in die Rede, sobald er merkte, wohin er lenken wollte. „Nein," sprach er, „das verlange ich nicht! Sie können durch keinen Vergleich gebunden seyn, der nicht zu Stande gekommen ist. So sehr die unvergleichliche Emilie über meine Vorstellung erhaben ist, so wenig kann ein Mensch Ansprüche auf sie machen, der noch nicht Gelegenheit hatte, sich Ihrer würdig zu zeigen. Alles was ich bitten kann ist, daß Sie mir die Erlaubniß, Sie sehen und bewundern zu dürfen, nicht versagen."

Der Geheimerath zog freundliche Mienen und schien über den Ausgang der Sache recht vergnügt zu seyn. Wettern sah er mit so viel Wohlgefallen an, daß man wohl merkte, wie sehr dessen Erklärung wegen Emiliens Verheirathung seinem Wunsche schmeichelte. Emilie sahe so heiter aus, als sie der Vater gesehen zu haben sich kaum erinnern konnte. Sie sprach sehr freimüthig mit Malheuren und Wettern und wusste zum grossen Vergnügen des Vaters ihre Blicke und Mienen so genau abzumessen, daß sie einen Grad Liebreitz mehr hatten, sobald sie gegen den letztern gerichtet waren. Der Mama sahe Freudengefühl aus den Augen. Die Mäßigung ihres Gemahls,

mehls, welche sich einer gefälligen Güte zu nähern schien, gab ihr eine reitzende Freimüthigkeit und eine vertrauliche Zudringlichkeit zu ihm, daß er ein Glück zu fühlen anfing, welches er bisher von sich gestoßen hatte und den Wunsch hören ließ, daß sie immer so seyn möchte. Adolf ward zur Gesellschaft gerufen, sie blieben den ganzen Tag vergnügt bei einander und als sie am späten Abend aus einander gingen, gab der Geheimerath seiner Gemahlin einen herzlichen Kuß, welches der zweite gewesen seyn soll, den sie seit dem Hochzeittage ausser dem Bette von ihm empfangen hat. Am andern Morgen konnte der Geheimerath nicht genug erzählen, wie sanft und ruhig er geschlafen hätte. „Das glaub' ich wohl!“ sprach Wetter, als es ihm Emilie erzählte, „er darf nur öfter so zu Bette gehen, so wird er auch öfter so schlafen!

Jetzt kam ein sehr ruhiger Zeitpunkt für das Haus des Geheimenraths, eine Epoche, welche Emilie für die glücklichste ihres Lebens gehalten haben würde, wenn sie nicht den geheimen Kummer wegen Vollmuths ungewisse Schicksale gehabt hätte. Vom Herrn bis zum untersten Diener breitete sich Genuß des häuslichen Friedens aus und alle Mienen waren Zeichen eines frohen Lebensgenusses, dessen sich jetzt jeder Hausgenosse erfreuete. Der gnädige Herr war in seinem Betragen sanftmüthiger,

gegen seine Gemahlin und Emilien zärtlicher, und selbst gegen die Bediente gelinder; so daß iedermann die vergangenen Leiden gerne vergaß und mit munterm Eifer seine Geschäfte betrieb. Martin besonders hatte sich in der Gunst des gnädigen Herrn sehr fest gesetzt und völlig den Platz eingenommen, welchen sein Bruder Hans vorher gehabt hatte. So redlich und aufmerksam er seinen Herrn bediente, so ergeben war er auch der Geheimenräthin und so wachsam für Emiliens und Vollmuths gemeinschaftliche Vortheile. Wenn man nach seinen Gesinnungen urtheilen soll, so kann man sich leicht vorstellen, daß er ieder Gelegenheit wahrgenommen haben wird, wo ihm nur ein Wörtgen zu reden erlaubt war, den gnädigen Herrn in dieser Gesinnung zu erhalten. Bei aller Güte bemerkte man aber ein schüchternes furchtsames Wesen an dem Geheimenrath, dessen Quelle Martin gern entdeckt und verstopft hätte, wenn's ihm möglich gewesen wäre. Es gab seiner Besinnung ein gezwungenes verdächtiges Ansehen und unterhielt immer noch bei allen, die um ihn lebten, ein ängstigendes Mißtrauen, das sie weder das Gegenwärtige froh genug geniessen, noch in die Zukunft mit ganz heitern Blicken hinein sehen ließ.

So war beinahe ein Monat vergangen, ohne daß an Kunigunden war gedacht worden, wenigstens war in Gegenwart des Geheimenraths

raths ihrer nie Erwähnung geschehen. Wetter und Malheur waren in der Zeit öfters bei ihm gewesen und die gnädige Frau und Emilie wurden zur Gesellschaft gezogen, aber — kein Wort von Kunigunden. Weil der Geheimerath nicht von ihr anfing, sondern bei allen Gelegenheiten vorsichtig auszuweichen schien; so wollte niemand das Gespräch dahin lenken. Ganz unerwartet kam aber ein Umstand, der ihr Andenken bei allen Einwohnern der Residenz erneuerte. Herr von Liebe war wieder in Hungersdorf. Es ist unbeschreiblich, was für Aufsehen diese Nachricht machte. Wetter war der erste, der sie der gnädigen Frau und Emilien überbrachte und hätte er nicht alle mögliche Vorsichtigkeit angewandt, so würde er sie gewiß in nicht geringe Bestürzung versetzt haben. „Haben Sie nichts gehört?“ sprach er, „etwas neues, das eine gute Vorbedeutung von unserm Vollmuth seyn kann: Herr von Liebe ist wiedergekommen!“ — So ging's an: der fürchterlichste Gedanke muste bei ihnen in der Verbindung mit Vollmuths Errettung Annehmlichkeit gewinnen. Freilich war es im Grunde nichts als ein kleiner Betrug. Was trug das zu Vollmuths Errettung bei? was war das für ein Beweis seines Lebens: Von Liebe ist wieder da!? Sie konnten beide in dem Kahn gewesen und beide in die Sale geworfen worden seyn, und einer konnte sich gerettet haben und der andere ertrunken seyn.

lebte Vollmuth, so war der Gedanke: Liebe ist nicht mehr da, für Emilien warlich beruhigender als die Nachricht: von Liebe ist wiedergekommen. War er denn auch der Stifter seines letzten Unglücks gewesen, so durfte man doch für die Zukunft keine Nachstellungen mehr befürchten. Indessen war doch dieser Betrug Wohlthat und half so viel, daß der erste Eindruck nicht so heftig war. „Hoffen Sie nur," sprach Wetter, „ich denke alle Tage, daß gute Nachricht kommen wird. Lange kann's nicht mehr währen."

Das verabredeten sie gleich mit einander, daß keiner von ihnen im Hause, auch Malheur nicht, dem Geheimenrath diese Nachricht bringen sollte. Man wuste nicht, wie er's aufnehmen würde und konnte sich wohl vorstellen, daß er sie zeitig genug ausser dem Hause erfahren würde. Unterdessen breitete sich das Gerede durch die ganze Stadt aus, und wer vorher die Nachricht gehört hatte, daß von Liebe in der Sale versoffen und von seiner Gemahlin schon betrauert worden sey, der hörte ietzt die neuere Nachricht: von Liebe ist wieder in Hungersdorf, mit offenstehendem Munde und ausgebreiteten aufgehobenen Händen. Der Geheimerath ließ sich aber nichts merken und so sehr aufmerksam man auch war, so konnte man doch nicht entdecken, ob er etwas davon mochte gehört haben oder nicht. Endlich kam er einmal

aus

aus der Regierung und war ausserordentlich niedergeschlagen unruhig und ängstlich. Die Gemahlin und Emilie zitterten, sobald sie ihn nur sahen. Zu ihrer grossen Freude kam Wetter, als der Geheimerath noch auf der Treppe war. Er kehrte sich um, empfing ihn freundlich und ließ mit Bitten nicht nach, er muste zu Tische bleiben. Hier erklärte sich seine Unruhe: es war im Kollegio vom Herrn von Liebe gesprochen worden. Einer von den Regierungsräthen hatte so gar dahin gestimmt, ob's nicht nöthig sey, daß er gefodert und die Sache untersucht werde. „Es ist doch nicht gleich viel," hatte er gesprochen, ein Mensch ist kein Maikefer, nach dem im Junius niemand mehr frägt. Genug er ist weg — und soll ein edler thätiger Mensch gewesen seyn, an dem das Vaterland viel verliert. Jedermann hat gesagt, daß von Liebe sein ärgster Verfolger sey und ihn vermuthlich auf die Seite geschaft habe. Herr Geheimerath! wissen Sie nicht, wo Vollmuth geblieben ist? — Sie sind ia Pathe von ihm und sollten am wenigsten still dazu schweigen!"

Der Geheimerath gab selbst Gelegenheit, daß von der Sache bei Tische gesprochen ward, weil er vermuthlich glaubte, daß sie für seine Gemahlin und Emilien kein Geheimniß mehr bleiben könnte und er durch Stillschweigen ihnen verdächtiger werden würde. Dem ohngeachtet

geachtet aber saß er da, wie vor den Kopf geschlagen und könnte keinen Löffel voll Suppe zum Munde bringen ohne eine Landstrasse zu giessen. „Sie hätten ihren Papa," sprach Wetter zu Emilien, als er allein mit ihr war, „in der Regierung sehen sollen! wie eine Leiche saß er da und zitterte mit den Lippen, daß ich bange für ihn ward. Er besann sich aber bald und half sich noch so ziemlich heraus." „Auf Reden der Leute," antwortete er dem Regierungsrath, „kann man keine Inquisition anstellen! und dennoch würde ich längst davon zu sprechen angefangen haben, wenn von Liebe nicht mein Schwager wäre. Thun Sie, was Sie für Ihre Pflicht halten — ich als Schwager kann weder Verkläger noch Richter seyn."— Hier beim Tische ward über die ganze Sache weniger Aufsehens gemacht, doch schien der Geheimerath furchtsam und gedemüthiget und muste sich nothwendig stellen, als wenn ihm Vollmuths Schicksal nahe ginge. Hätte er nur seine Augen aufschlagen können und einen Blick auf Emilien geworfen, was würde er da gesehen haben! — Sie muste sich einigemal Thränen abtrocknen. — Das Ende von der Unterredung machte der Geheimerath mit den Worten: „Wenn man doch nur erst mehr zuverlässige Nachricht hätte, wo Liebe gewesen und wie er wiedergekommen ist!" — Auch Vollmuthen bedaure ich," setzte der Geheimerath hinzu, „er war doch ein guter Mensch

und

und ich glaube selbst, daß man ihn bei mir verläumdet hat. Ich würd's nicht gern sehen, wenn er Unglück gehabt hätte und möchte wohl wissen, wo er sich ietzt aufhält."

Es kann wohl seyn, daß der Geheimerath diese Worte nicht ohne besondere Absicht auf Emilien sprach! wenigstens sah er ihr dabei so scharf ins Gesicht, daß man nicht anders denken konnte, als daß er die Absicht hätte, seine Tochter auszuforschen. Ganz gewiß hätte er auch seinen Zweck erreicht, wenn Wetter nicht neben Emilien gesessen hätte. Sobald dieser des Vaters Absicht und in Emiliens Gesicht verrätherische Züge bemerkte, ließ er sein Messer fallen. Emilie bückte sich nieder und er bückte sich auch; es war aber sein Ernst nicht, das Messer aufzuheben, sondern nur Emilien aufzuhalten und ihr das Auflangen desselben saurer zu machen. Als sie sich wieder aufrichtete war ihr das Blut so ins Gesicht getreten, daß der Vater nichts lesen konnte. — Des Geheimenraths Wunsch ward aber bald erfüllt, so wenig er ihm auch Ernst seyn mochte. Es währte nicht lange, so bekam man von Vollmuths und von Liebens Schicksalen mehrere Nachrichten.

Martin hatte sich seine Braut antrauen lassen und lebte mit ihr so zufrieden, daß es ihm viel Zwang kostete, sich durch Herrndienste von ihr Tage und Wochenlang trennen zu lassen.

Um

Um seiner Frau Beschäftigung zu machen, die sonst seine Trennung noch schwerer empfunden haben würde, legte er ihr einen kleinen Handel an. Sie hatte dazu Lust und Geschicklichkeit, weil sie von Jugend auf dabei erzogen worden war und er hatte bei seinem Vater in Schreiben und Rechnen so viel gethan, daß es ihm ietzt nicht sauer ward, einen Handelsmann im Kleinen abzugeben. Durch Fürsprache des Geheimenraths erhielt er die Erlaubniß dazu für einen ganz billigen Kanon, der zu einem gewissen Behuf dafür entrichtet werden muste.

Meine Leser belieben sich hier an Martins vorige Umstände zu erinnern. Aus Liebe zu Vollmuthen war er nach H** gegangen und an dessen Statt Soldat geworden. Durch diese Handlung erwarb er sich schon im Löwenbarthschen Hause viel Liebe und nach Vollmuths Abreise machte ihn ein gewisser Umstand der ganzen Familie noch werther. Der Hausknecht Bringeher verrieth Nabels wahren Namen, und die Erzählungen des Regimentsfeldscheers von den Vorfällen bei dem vorigen General setzten es ausser allen Zweifel, daß Nabel eigentlich Peter Vollmuth aus Hungersdorf sey. Nun war dem Löwenbarthschen Hause niemand angenehmer, als wer von Vollmuthen viel erzählte und Martin konnte der ganzen Familie keinen grössern Gefallen erzeigen, als wenn er täglich kam. Seine Treue gegen

Vollmu-

Vollmuthen ward ihm zum Verdienst angerechnet und seine gefällige Dienstfertigkeit erwarb ihm die Liebe der Eltern und Kinder. Natürlich muste Martinen Lövenbarth einfallen, sobald er damit umging, einen Handel anzulegen. Lövenbarth hatte die stärkste Handlung in H** und nahm seine Waaren unmittelbar von Hamburg. Alle Jahre reiste er gewiß einmal selbst hinunter, weil er ein gebohrner Hamburger war und noch bis ietzt die besten Bekanntschaften daselbst hatte. Es war kein besserer Mann als Lövenbarth, an den sich Martin wenden konnte. Er bekam durch dessen Besorgung seine Waaren auf der Elbe herauf und hatte mit niemand als mit Lövenbarthen zu thun.

Eben um diese Zeit, als die Nachricht von Liebens Zurückkunft so viel Aufmerksamkeit in der Residenz machte, hatte Martin Waaren verschrieben und bekam zween Tage nachher, als in der Regierung und am Tische des Geheimenraths davon gesprochen worden war, Briefe von Lövenbarthen. Wer hätte das denken sollen, daß sie Nachrichten von Vollmuthen enthalten würden! Emilie kam eben zur Stubenthür herein, als Martin mit thränenden Augen den Brief las. „Ach Martin!“ rief sie, „was lieseſt du? du hast Briefe von deinem Bruder; verschweige mir nichts! Ganz gewiß Vollmuth ist todt oder unglücklich! Ach! sage mir's nur und verkürze meine Mar-

„ter!

ter! — erfahren muß ich's doch, wenns auch Nachrichten sind, die mich tödten werden." „Nein!" sagte Martin, indem er sich die Thränen aus den Augen wischte, „todt ist er, Gott Lob! nicht, vielmehr können Sie hoffen, ihn bald wieder zu sehen; aber krank und elend liegt er da und hat so unbeschreiblich viel gelitten, daß ich die Nachricht davon ohne Thränen nicht lesen kann." Martin hatte mit Fleiß den Brief nicht ungeprüft hingeben, sondern ihn erst durchlesen wollen. Seine Absicht war, Emilien, nachdem die Nachrichten seyn würden, behutsam vorzubereiten und, wenns nöthig wäre, dem Hofrath Wetter die Sache aufzutragen. Aber nun war alle Behutsamkeit vergeblich. Der Geheimerath war eben mit Sachen beschäftiget, wobei er allein seyn muste und Martin durfte den Brief nicht zu Ende lesen, sondern muste sogleich mit zur gnädigen Frau hinuntergehen. So viel Geduld hatte man nicht, daß man den ganzen Brief hören wollte. Das erste Blat betraf Handlungsaffairen und handelte von Zucker, Koffee, Rosinen und Taback. „Weg damit, das geht uns nichts an!" rief die Mama und Emilie, „nur von Vollmuthen wollen wir hören!" Wenn meine Leser auch nicht so denken sollten, so kann ich ihnen doch nicht helfen. Ich habe den Brief nicht ganz; das erste Blat ist weggeschnitten und wird vermuthlich bei Martins Handlungsbüchern liegen.

„Sagen

„Sagen Sie mir nur," schrieb Löwenharth, „was sie machen? Seit vier Wochen habe ich geglaubt, daß Sie und der Herr Professor Malheur todt wären. Das ist doch unverantwortlich, daß man einen guten Freund keiner Antwort würdiget — noch dazu wenn er so wichtige Nachrichten schreibt! Es ist länger als ein Monat, daß ich an den Professor geschrieben und einen Brief an Sie eingelegt habe und noch ist nicht nur keine Antwort eingelaufen, sondern auch Sie gedenken mit keinem Worte eines von mir erhaltenen Briefs, ob Sie gleich nach meiner Rechnung meinen Brief beinahe vierzehen Tage eher müsten bekommen haben, als der Ihrige geschrieben ist. Ich kann nicht anders denken, der Brief muß verlohren gegangen, oder in unrechte Hände gekommen seyn, und will meine Nachrichten noch einmal wiederholen. Jetzt kann ich sie Ihnen ohnedies vollständiger geben. Ich habe unsern lieben Vollmuth gesehen; freuen Sie sich! er befindet sich in Sicherheit und lebt. Aber wie? — Ach Gott! mein Herz blutet, wenn ich mir den Anblick vorstelle. Ich reis'te vor einiger Zeit in meinen Geschäften nach Hamburg und ging, sobald ich meine Fracht bestimmen konnte, zu meinem bekannten Schiffer, der mir seit zwölf Jahren meine Waaren mit seinem Gefäße auf der Elbe herauf gebracht hat."

„Was

„Was meinen Sie, wie mir ward, als ich in seiner Stube auf einer Streu hinter dem Ofen einen Menschen mit einem leinenen Kittel in äusserster Schwachheit liegen sahe und bei genauerer Betrachtung Vollmuthen erkannte? Das Schrecken — den Schmerz kann ich Ihnen nicht beschreiben, den ich empfand, als ich ihn fast leblos, so todtenblaß und abgezehrt da liegen sahe, daß man kaum einen Othem in ihm bemerken konnte und alle Augenblicke gewärtig seyn muste, daß die Seele aus ihm führe. Es war nicht anders als wenn mir das Herz mit einem Dolch durchbohrt würde: Jesus! rief ich, und schlug die Hände in einander, daß Gott erbarme! mein bester Freund — Hülfe Mutter! um Gottes Willen Hülfe, es koste was es wolle! — Vollmuth gab kein Kennzeichen der Empfindung von sich, aber die Frau hatte sich über meine Angst so erschrocken, daß sie in dem Augenblick nicht reden konnte. Endlich fing sie an, sich zu entschuldigen, daß der Kranke ein solches schlechtes Lager hätte und erklärte sich, daß sie ihm gern ihr bestes Bette hätte einräumen wollen, wenn sie gewust hätte, daß er mich etwas angehe. Noch einen Zweifel setzte sie hinzu, daß ich mich wohl irren könne, weil er ihrem Manne als ein nichtswürdiger untaugl[illegible] böser Kerl wäre übergeben worden, der an die Ruderbank geschmiedet zu werden verdient hätte.“ —

„Indem

„Indem trat der Mann herein und verwunderte sich nicht wenig, als er mich und seine Frau in Thränen fand. „Ist er todt" rief er, „so laß ihn hinaus bringen; ein Bösewicht ist kaum einer Thräne werth!" „Gott! rief ich, wie ungerecht kann der Mensch werden, wenn er einen Elenden beurtheilt! und fühlte einen Dolch mit verdoppeltem Schmerz die vorige Wunde aufbohren. Woher wissen Sie denn, froqte ich ihn hierauf, daß er ein Bösewicht ist? — Das muß ich Ihnen sagen: an dem Beispiele dieses Jünglings habe ich edele Gesinnung und Rechtschaffenheit erst schätzen und verehren gelernt. — Der Schiffer sahe mich verlegen an — ich ergrif seine Hand, setzte mich mit ihm an den Tisch und bat ihn, daß er mir aufrichtig erzählen möchte, auf was Art und Weise dieser Mensch in seine Hände gekommen sey. Das that er, und nun hören Sie was vereinigte Rache und Bosheit ausrichten können. Der Schiffer war auf seiner Heimreise begriffen gewesen, als in einem gewissen Städtgen an der Sale, wo er den Tag mit seinem Fahrzeuge gelegen hatte, ein Mensch auf der Straße zu ihm gekommen war, und ihm den Antrag gemacht hatte, ob er nicht seinen Sohn für gute Bezahlung mit nach Hamburg nehmen und ihn auf irgend ein Schiff, das nach der Türkei ginge, als Ruderknecht mitgeben, oder dort verkaufen lassen wollte, daß er nie wieder nach Hause kommen könnte."

„Den Mann konnte der Schiffer weiter nicht beschreiben, als daß er dem Ansehen nach vom Lande gewesen wäre und fuchsrothe Haare gehabt hätte. Er hatte sich erst nicht dazu verstehen wollen. Weil aber der Mann mit Bitten nicht nachließ und seinen Sohn als den ärgsten Böswicht abmahlte, der alle Schandthaten ausgeübt und schon einmal seinen Vater zu ermorden versucht hätte; so hatte er sich endlich bereden lassen, ihm diesen Willen zu thun, mit dem Vorsatz, wenn er den Menschen anders finden würde, ihm nicht nur seine Freiheit wieder zu geben, sondern ihm auch Gelegenheit zu einem bessern Glücke zu machen, als er bei einem solchen Vater finden könnte. Der Verabredung gemäß hatte man ihm diesen Menschen in der zweiten Nacht bei einem gewissen bestimmten Dorfe zwo Meilen weiter hinunter gebracht."

„Ich hielt," sprach der Schiffer, „mitten auf der Sale und vier Männer kamen in einer Kutsche ans Ufer, setzten sich mit dem Verrathenen und noch einem Frauenzimmer in einen Fischerkahn, deren viele am Ufer standen und fuhren an mein Schiff heran. — Zeit meines Lebens will ich den Auftritt nicht vergessen. — Ich hätte es bald denken sollen, daß der Mensch ein unschuldiges Opfer der Verrätherei und Bosheit sey und würde mich ganz gewiß noch zurück gezogen haben, wenn ich nicht gefurcht

„hätte,

hätte, dadurch sein Verderben zu befördern. Die Böswichter hätten ihn gewiß ins Wasser geworfen. — Der Mensch war gebunden und, da er sich nicht vertheidigen konnte, so gelassen, daß er kein Wort sprach und sich heiter auf dem Wasser umsahe. Als sie sich mit dem Kahn dem Schiffe näherten, kam mit einmal ein Platzregen, Sturm und Donnerwetter, daß wir glaubten, unser Schiff würde untergehen. Kaum daß wir den Menschen ergreifen und ins Schiff herauf nehmen konnten, so kam ein Windstoß und eine grosse Welle, welche Schiff und Kahn mit Gewalt von einander warfen. Den Augenblick darauf fuhr ein Bliz vom Himmel wie ein brennender zackichter Feuerstrahl, der einen Augenblick flimmernd stehen zu bleiben schien und dem begleitenden Donner den Weg dicht neben dem Kahn ins Wasser hinein wies, dessen krachende Erschütterung mein Schiff in die Höhe trieb und den zerspaltenen Kahn in den wirbelnden Wasserschlund mit sich hinunter warf. — Wir wollten den unglücklichen Leuten zu Hülfe kommen, aber das war nicht möglich. Es war eine Finstermiß, wie im Schoos der Erde, wenn der Bliz keine Erleuchtung gab; und gleich auf den fürchterlichen Donner folgte ein brausender Sturm, der Wellen über Wellen thürmte und uns mit Gewalt abtrieb, daß wir nichts thun konnten. Meine Leute zitterten für Angst, und wir hatten alle Kräfte anzuwenden, uns zu erhalten. Ich hatte Mühe zu verhin-

dern, daß meine Leute den elenden Menschen nicht ins Wasser warfen oder ans Land brachten, so gewiß hielten sie ihn für die Ursach des erzürnten Himmels." —

„Vollmuth war, nach des Schiffers Erzählung, halb todt aufs Schiff gekommen. Sobald er sieht, daß der Blitz Kahn und Menschen ins Wasser schlägt, fällt er zu Boden und, da in der Angst niemand nach ihm sehen konnte, hat er in Ohnmacht gelegen, bis die Elemente wieder ruhig wurden. — „Ich kam," schrieb Löwenbarth weiter, „dem Schiffer zu Hülfe und that alle Fragen an ihn, die mir nur einfielen, damit er nichts vergessen sollte, was mir Licht geben könnte; aber er konnte mir nichts mit Gewißheit sagen, woraus die Urheber dieser Bosheit könnten erkannt werden. Muthmassen kam man genug und ich dächte, ich wollte schwören, daß ich nicht fehlen wollte; aber damit kömmt man nicht fort. Da ich indessen auch nicht weiß, wie der Vorfall nach den Absichten der Geheimenräthin angesehen und behandelt werden soll, so will ich Ihnen meine Fragen mit des Schiffers Antworten vorlegen und Sie selbst muthmaßen lassen."

„Hat Ihnen denn," fragte ich den Schiffer, „mein Freund nicht erzählt, wie er in den Kahn gekommen ist und wer die Männer gewesen sind, die ihn hineingeschleppt haben?"

„Ach

„Ach wenn er das gekonnt hätte, ich wüste nicht, was ich darum gegeben hätte. Aus der Ohnmacht halfen wir ihn, aber so schwach wie sie ihn ietzt sehen, hat er nun die sechs Tage da gelegen ohne ein Wort zu sprechen und einen Bissen zu genieſſen. Wir haben alles mögliche gebraucht, aber es will nichts helfen. Er wird stündlich schwächer und seit gestern liegt er wie todt da."

„Hat man Ihnen nicht gesagt, wie er heißt?"

„Ja! der Rothkopf, der sich für seinen Vater ausgab, sagte: er heißt Hans Peter Nabel! Wenn er sich etwa, setzte der Vater hinzu, einen andern Namen geben sollte, daran kehren Sie sich nicht. Das ist seine gewöhnliche List, er hats unter den Soldaten schon so gemacht. Da wollte er immer Peter Vollmuch heissen."

„Kannten Sie keinen von den übrigen Männern, die bei ihm waren?"

„Nein! aber einer muste wohl ein vornehmer Herr seyn, weil er ein blau Kleid mit Gold besetzt anhatte. Vermuthlich war's der Edelmann von dem Dorfe, denn der Rothkopf nannte ihn Ihr Gnaden."

„Sollten die Leute alle ertrunken seyn, die im Kahne waren?"

„Vermuthlich — und wenn sich einer gerettet hat, so ists der Edelmann. Den sah ich im Lichte des Blitzes auf einem Stücke von dem zerschlagenen Kahn nach dem Ufer zuschwimmen. Die übrigen mag wohl der Blitz erschlagen haben."

„Hat denn mein Freund nichts als den elenden Kittel an gehabt?"

„Nein, nichts weiter! Ich glaube daß daher seine Krankheit rührt; er war durch und durch naß geworden und hatte sich erkältet. Wäre er nur wieder gesund, so hätte das nichts zu bedeuten gehabt. Ich nahm das Geld gleich mit dem Vorsatz, es ihm zu geben und dafür hätte er sich kleiden können."

„Haben Sie Geld bekommen?"

„Ja! hier ists noch! ich mag's nicht haben;" — und hiermit reichte er mir ein Paketgen dar.

„Stellen Sie sich vor," schrieb Löwenbarth weiter, „wie mir ward, als ich das Paket aufmachte und zwanzig Stück Augustdore darin fand. Die Seelenverkäufer müssen doch durch Vollmuths Entfernung grossen Gewinn zu hoffen haben, da sie so viel daran wenden, seiner los zu werden. Indem ich die Augustdore ansahe und zählte, bemerkte ich, daß das Papier, worin sie gewickelt waren, beschrieben war. „Haben Sie," fragte ich hurtig, „das

„Geld

Geld mit dem Papiere bekommen?“ — „Ja!“ — antwortete der Schiffer — und sah es nun erst recht genau an. Was denken Sie wohl? ist das nicht Beweis genug, woran man die Seelenverkäufer erkennen kann?! doch Sie sollen selbst die Auslegung machen. Es war ein von einem Handbriefgen zur rechten Seite abgerissener Streifen Papier, worauf die letzten Worte der Zeilen standen. —

— — — alles gewiß gemacht.
— — — — nds um zehn Uhr
— — — — ale erwarten
— — — — nzig Pistoletten
— — — — verknecht werden
— — — — Ribben knacken.
— — — sschwanz, Schenk-
— — — — iern.

„Mich dünkt es läßt sich aus den verstümmelten Worten sehr viel nehmen und Ihnen kann's so wenig schwer seyn als mir, die beiden letzten Zeilen zu ergänzen. Vermuthlich enthalten sie die Unterschrift des Namens und der Wohnung.“

„Nun,“ schrieb Lövenbarth weiter, „werden Sie wohl genug geweint haben, ich muß Ihnen auch Freude machen. — Sagen Sie das geschwind der unvergleichlichen Emilie — Vollmuth hat mir es zu bestellen recht ernstlich anbefohlen — daß ihr Vollmuth sich bes-

sert und nur für sie leben will. Sobald mir der Schiffer alles erzählt hatte, ließ ich den Augenblick andere Anstalten machen. Er muste mit seiner Frau die Stube räumen und sie Vollmuthen allein überlassen. Nun ließ ich ein Bette für den Patienten machen, einen Krankenwärter und den geschicktesten Arzt holen und ging drei Tage lang von seinem Bette nicht weg, als wenn mich meine Geschäfte wegriefen. Er ward stündlich sichtbar besser und konnte am vierten Tage ziemlich munter sprechen; nach dem Rath des Arztes sollte man es ihm aber nicht zulassen, damit er nicht entkräftet würde. Ich nannte ihn meinen lieben Neven und strich ihm zärtlich die Backen. Er druckte mich mit umschlungenen Armen an seine Brust, dankte herzlich für meine Liebe und gab mir tausend Küsse, Wünsche und Versichrungen seiner zärtlichsten Liebe für Emilien mit. Am fünften Tage muste ich meine Rückreise antreten."

„Stellen Sie sich die Freude vor, als zwei Stunden vor meinem Abschied Hans ins Haus trat. Ich kannte ihn nicht und würde kaum allen seinen Reden Glauben gegeben haben, wenn nicht Vollmuth selbst mit seinen Worten und mit seiner über Hansens Gegenwart bezeigten Freude alles bestätiget hätte. Nun reis'te ich noch einmal so ruhig fort, weil ich meinen Patienten in Hansens Hände lassen konnte. Gestern hab' ich einen Brief von Hans-

„sen

sen bekommen und wie er schreibt, so ist an Sie auch einer auf die Post gegeben worden, den Sie nächstens bekommen müssen, wenn Sie ihn nicht schon haben. Freuen Sie sich! Vollmuth ist soweit wieder hergestellt, daß er Stunden lang ausser dem Bette seyn und in der Stube auf und nieder gehen kann. Uebrigens dürfen Sie für nichts sorgen, ich habe alles so eingerichtet, daß ihm nichts abgeht. Und wenn mirs tausend Thaler kosten sollte, so will ich das Vergnügen haben, ihn gesund und glücklich in Emiliens Hände zu liefern."

Die Thränen sind nicht zu zählen, die Emilie und die Geheimeräthin bei Lesung dieses Briefs vergossen; aber die Freude war gewiß auch nicht klein, welche ihnen die Versicherung seiner Genesung machte. Tausendmal küste sie den Brief und dankte Gott in Ausdrücken der lebhaftesten freudenvollsten Empfindung für seine wunderbare Errettung und gelobte zugleich ewige dankbare Erkenntlichkeit dem edlen Löwenbarth, für den sie keinen andern Namen als Vollmuths Erretter zu finden wuste. — Wetter und Malheur musten unverzüglich Nachricht bekommen. Emilie setzte sich selbst hin und schrieb sie beiden, weil sie ohne dies nicht fähig war, etwas anders als Vollmuthen zu denken. Ganz von ohngefähr traf sichs, daß der Geheimerath seine Geschäfte geendigt hatte und Mar-

tinen befahl, daß er Mortem und Malheuren zur Gesellschaft bitten sollte. Da war es leicht einzurichten, daß sie sich ein Stündgen allein sprechen und Freudengefühl mit einander theilen konnten.

Das versteht sich von selbst, daß dem Geheimenrath von diesen Nachrichten nichts gesagt werden durfte. So ernstlich hatte man sein bezeigtes Verlangen nach guten Nachrichten von Vollmuthen nicht aufgenommen! Unterdessen war's nicht möglich, daß dem Geheimenrath seiner Gemahlin und Emiliens heiteres Gesicht und freimüthige Sprache entgehen konnte. Er machte sich aber eine Erklärung davon, die zwar für die Dauer der häuslichen Zufriedenheit kein gutes Omen war, aber die gegenwärtige Freude ungemein erhöhete. „So meine Kinder," sprach der Geheimerath, „bin ich euch herzlich gut, wenn ihr vergnügt seid. Das Sauerausſehen und Maulhängen kann ich nicht ausstehen! Wenn auch ein guter Mensch hie und da Unglück hat — wer kanns ändern? So viel Antheil muß man nicht nehmen, daß man darüber mit dem Kopf wider die Wand rennen möchte! Und wenn zehen Heirathen zurückgehen, du sollst nicht übrig bleiben, meine Tochter! - folge nur nicht deinem Kopf, sondern laß dich von deinem Vater leiten." Emilie schlug die Augen nieder und der Geheimerath nahms als einen Beweis einer

ung-

jungfräulichen Schamhaftigkeit auf, weil er in Gegenwart zweier jungen Herren vom Heirathen sprach. — „Das glaub' ich," sagte Malheur Mettern ins Ohr, „denn kann man des Boshaftesten Zufriedenheit und Gunst erlangen, wenn man wie er spricht und handelt und sich blind mit Verleugnung seiner Einsichten und Empfindungen durch gerade und ungerade Wege führen und bald treten baldstoßen läßt. Wenn's nur immer anginge, daß man in eines jeden Menschen Pfeiffe blasen könnte! Wer auf seiner Pfeiffe meisterhaft bläst, hat auf hundert andern keinen Ansatz. Und denn findet man auch gar zuviel Leute, die nicht gerne in eine Pfennigpfeiffe blasen, wenn sie die Fleute traverse spielen können."

Das Gespräch fiel wieder auf von Liebens Zurückkunft und der Geheimerath selbst leukte es dahin. Das sahe man bei dem ersten Worte gleich, daß es kein Vergnügen für ihn war, davon zu reden; er war dabei offenbar unruhig und ängstlich. Es war aber sehr wahrscheinlich, daß er Nachrichten zu erforschen glaubte, die ihn beruhigen sollten. Man hatte in der Regierung noch einmal davon zu reden angefangen und der gemeinschaftliche Entschluß war dahin ausgefallen, daß man die Sache schlechterdings untersuchen müsse, weil der Verdacht wider von Lieben gar zu groß sey. „Wenn er sich nur," sprach Hofrath Selbst, „ein-

„ger-

germaſſen herauszureden weiß, ſo mag es hingehen! — damit man nur vor der Welt das Seinige thut.“ Da hatte der Geheimerath Urſach genug, unruhig zu ſeyn! Das Herausreden war ſo eine Sache! ia wenns den Unterſuchern ein Ernſt iſt, einen armen Schelm herauszufragen, — dann muß es wohl gehen! Wer konnte wiſſen was von Liebe antworten würde?

Weil man ſich ſtellen muſte, als wenn man des Geheimenraths Abſichten und Gedanken nicht wüſte, ſo war freilich niemand am Tiſche, der viel ſagen konnte und — wer blaſen wollte, muſte ſchlechterdings in des Geheimenraths Pfeiffe blaſen. Malheur machte einen Verſuch, ob er einen Anſatz darauf hätte. „Die Leute wiſſen viel, was ſie reden,“ fing er recht empfindlich an, „da mögen wohl tauſend ehrliche Männer auf der Welt leben, denen der niederträchtige Pöbel Schelm- und Diebesſtücke nachgeſagt hat! Ich kenne von Lieben zwar nicht genau, aber — er iſt doch einmal mein Kuſin, ich kann's ihm nicht zutrauen. — Wer iſt denn der Vollmuth? — darum wird er ſich bekümmern, wenn ein Student abzieht! — liederliche Menſcher mögen's wohl geweſen ſeyn, die ihn in die Falle gelockt und dafür aus Dankbarkeit ausgezogen haben! — Wenn von Liebe nur ſeine Gedanken zuſammen nimmt und vorſichtig antwortet. Der Unſchuldigſte kann ſich durch

„unvor-

unvorsichtige Antworten in einen Verdacht bringen und — dann hört das Gerede der Leute mein Tage nicht auf."

Man durfte nur den Geheimenrath ansehen, so sahe man gleich, daß der rechte Ton getroffen war. Er holte so leicht Luft und konnte in einem Othem ganze Perioden mit offenen Augen hersagen. Er pflichtete Malheuren in allen Punkten bei und machte seiner scharfen Beurtheilungskraft und billigen Denkungsart grosse Lobsprüche. Hinten nach gab er ein Verlangen zu erkennen, daß er doch wissen möchte, wo sein Schwager gewesen wäre und was er für Antworten geben würde, wenn er noch befragt werden sollte. Malheur erboth sich, auch dafür zu sorgen. An Herr von Lieben, oder an Kunigunden selbst zu schreiben, das war Malheur nicht Willens und der Geheimerath würde vermuthlich auch diesen Vorschlag nicht gebilliget haben. Der Schulmeister in Hungersdorf war ein verständiger Mann, dem man zutrauen konnte, daß er keinen Mißbrauch davon machen würde, wenn man ihn schriftlich über die Sache befragte. — Hätte der Geheimerath gewußt, daß der Schulmeister zu Hungersdorf Hansens und Martins Bruder war, so möchte er wohl ganz andere Gedanken dabei gehabt haben. Aber so war ihm der Vorschlag gerade recht und, wenns in der Folge Verdruß giebt, dachte er dabei für sich,

sich, so bist du derjenige nicht, der gefragt hat. Malheur schrieb den Abend noch an den Schulmeister.

Ich hätte meinen Lesern schon längst wieder etwas von Hungersdorf und Kunigunden erzählt, aber das ist so schlimm, daß man sich immer in Acht nehmen und von allen Seiten umsehen muß! Will ich aus Achtung für die Geheimeräthin und Emilien, denen ich doch gar zu sehr gern alles zu Liebe thue, den Hausfrieden nicht stöhren, so muß ichs immer abpassen, wenn der Geheimerath nicht da ist und darf in seiner Gegenwart kein Wort von Kunigunden reden. — Es wär richtig, sie hatte Löwenbarths ersten Brief aufgefangen. Erst mochte sie wohl vermuthen, Geheimnisse darin zu finden, und vielleicht Malheurs Liebeshändel zu entdecken. Das weiß man schon, daß ein Frauenzimmer, welches im funfzigsten Jahre der Jungfrauschaft tägliche Betstunden hält und zehenmal das galante Sachsen und zwanzigmal den Rubach durchgelesen hat, — das weiß man schon, daß ein solches Frauenzimmer nichts als Geheimnisse und Liebeshändel in eines jeden jüngern Menschen Lebensgeschichte vermuthet.

Kunigunden lag daran, diese Vermuthung in Absicht ihres Kusins zur entscheidenden Gewißheit zu bringen. Ihre Betstunden fielen ihr ein, von welchen sie sich durch den irrdischen Sinn ihres Gemahls die Zeit ihres Ehestan-

Eheſtandes hindurch ganz hatte abziehen laſſen. Sie faſte ſogleich den Entſchluß in ihrem Witwenſtande dieſe gottſelige Uebung deſto eifriger wieder anzufangen und war auf alles aufmerkſam, um Malheurs Geſinnung kennen zu lernen. Sie hatte ſchon mancherlei Bemerkungen über ſeinen Charakter gemacht und war nahe daran, die Frage zu ſeinem Nachtheil zu entſcheiden, ob er zu dieſer genauen Gemeinſchaft mit ihr zuläßlich oder verwerflich wäre; als Löwenbarths Brief gebracht ward. Unter den Umſtänden war der Gedanke: wenn du doch wiſſen möchteſt, was in dem Brief ſtände, ſehr natürlich, und noch natürlicher war nach dem Gedanken der Entſchluß: du willſt ihn an dich behalten; zumal da weder Malheur noch ſonſt ein anderer Menſch gegenwärtig war, als ſie ihn aus den Händen des Briefträgers empfing. Sie trat ans Fenſter, erbrach und las den Brief, ſo wie ſie einen Brief zu leſen pflegte, der an Sie geſchickt ward, ohne daß Malheur den Gedanken hatte, daß er eigentlich für ſeine Augen geſchrieben wäre. Sie las — und las die Nachricht, daß ihr Gemahl nach aller Vermuthung noch lebe, weit ausführlicher, als ſie Löwenbarth im zweiten Brief wiederholt hatte.

Ich habe mit Leuten geſprochen, die es Kunigunden ſehr übel auslegten, daß ſie ſich über dieſe Nachricht ſo heftig erſchrocken hatte. Einige,

nige, denen ichs im Vertrauen sagte, daß ich ihre Lebensgeschichte drucken lassen wollte, riethen mir sogar, daß ich nicht so gewissenhaft handeln, sondern lieber zur Erhaltung ihres und des ganzen weiblichen Geschlechtes guten Namens schreiben sollte; sie hätte sich über diese unerwartete Nachricht herzlich gefreuet. Aber — das lasse ich schöne bleiben! — so etwas unnatürliches hätte ich warlich noch in keinem Roman gelesen. Ja — wenn man die Frau frägt, zu der Zeit, wenn sie der Mann auf seinem Schoos hat, sie herzlich in seinen Armen an seine Brust drückt, und im zärtlichsten Ausdruck seiner Liebe sie den Werth seines Besitzes empfinden läst, dann glaub ichs mit allen meinen Gegnern herzlich gern, daß sie sagen wird: „wenn du doch nicht sterben möchtest, — oder nach sieben acht Tagen — nach sieben, acht Monaten" (nach neunen wird die beste kaum sagen) „wieder kämest — wie herzlich würde ich mich freuen!" — Aber man lasse sie Zeit, die Klugheit zu erlangen, welche die Erfahrung allein geben kann! — Man lasse den Mann sterben und frage sie nach sechs oder acht Wochen, wenn die Schmerzen der Trennung überstanden sind — wenn die Trauerkleider angeschaft sind — wenn sie sich dem Zeitpunkt nähert, daß die Trauerbinde ohne Verdacht aus den Augen gerückt werden kann, und des beschwerlichen Herunterdrückens der Wimpern ein Ende ist, das das frei Umsehen verhindert —

dann

dann frage man sie, ob ihr nicht eine Kälte über den Leib laufen und einen Schauer verursachen wird.

Aber die beiahrte Witwe? — Wenn man doch nicht so hartnäckig seine Meinung vertheidigen wollte! Mit den Jahren verliert sich ia Leben und Wunsch und ie mehr Jahre die Witwe hat, desto weniger Ursachen hat sie (wenn sie anders nichts weiter als den Mann verloren hat) die Rückkehr des Mannes zu wünschen. Wenn sie ia wünschen will, so wünscht sie eine baldige Nachfolge für sich. Kunigunde war ia, das weiß man, über funfzig Jahre, ehe sie getrauet ward! Mit dem Wunsch der Nachfolge? — dazu war sie viel zu geduldig und uneigenwillig, daß sie nicht hätte gerne noch warten sollen. Aber das Schrecken, das ihr diese Nachricht machte, das konnte sie nicht verbergen und iedermann sahe es an ihr, daß sie zitterte. Es war nöthig, daß sie nach Hungersdorf zurück reis'te, um sich zu zerstreuen und die Eindrücke zu schwächen.

Die Reise that ihre Würkung. Auf dem Wege langte Kunigunde den Brief noch einmal hervor und fand bei genauerer Prüfung die Nachricht so ungewiß und zweifelhaft, daß es ihr fast wahrscheinlicher vorkam, ihr Gemahl würde weg bleiben. Es hätte immer seyn können, daß sie sich zur Rückkehr nach der Residenz entschlossen hätte, wenn sie nicht im Zorn von

Malheuren weg gereiſt wäre. In Hungersdorf muſte ihr natürlich alles zu weit, zu einſam und ihr Leben zu traurig ſeyn, da ſie keinen Gemahl hatte. Sie ſann hin und her, obs nicht möglich ſey, einen Menſchen zu finden, der ihr zur Geſellſchaft dienen könnte. Der Prediger fiel ihr freilich zuerſt ein, aber — des Morgens liebte Kunigunde die Ruhe und des Nachmittags und Abends waren des Magiſters Zunge und Augen unbrauchbar. Es blieb ihr niemand weiter übrig als der Schulmeiſter.

Es war Kunigunden nicht unbekannt, daß dieſer Mann von Anfange mit dem adlichen Hof in keinem ſonderlichen Vernehmen geſtanden hatte und daß es ſchwer angehen würde, ſeine Grundſätze mit den Geſinnungen des adlichen Hofs zu vereinigen. Es hatte ſich aber kurz vor der Abreiſe ihres Gemahls eine kleine Veränderung zugetragen: ſeine Frau war geſtorben. Sie beſann ſich, daß der Umſtand ſogar, auf ihres Gemahls Gemüth Eindruck gemacht hatte. Seit dem Tode der Frau ſprach er mehr und beſſer von dem Schulmeiſter und nannte ihn, wenn er ihn nannte, Herr Kantor. Sußigen nahm ſich eine groſſe Freiheit heraus, und ſprach öfters mit Nachdruck davon, daß es unanſtändig und wider alle Billigkeit ſey, mit dem Schulmeiſter des Orts liebl os umzugehen und feindſelig zu leben. In Betrachtung daß ſie ſo lange im Hauſe war, hielt man ihr den

Vorwitz

Vorwiß zu gute und Herr von Liebe fing an, liebreicher in seinem Betragen gegen den Schulmeister und gewissenhafter in seinen Angaben gegen ihn zu werden. Wäre mein Gemahl am Leben geblieben, dachte Kunigunde, oder — — so hätte es Susigen gewiß dahin gebracht, daß gute Harmonie wäre hergestellt worden. Kömmt er aber nicht wieder, so wird die Frau Schulmeisterin noch weniger wieder kommen. — Der Schulmeister ward den ersten Abend gerufen.

Ich habe nicht die Absicht, meinen Lesern von dieser neuen Bekanntschaft viel Erzählens zu machen. Da wir schon wissen, daß Herr von Liebe wieder da ist, so können wir ziemlich wahrscheinlich vorhersehen, daß die ganze Bekanntschaft nicht viel auf sich haben und vermuthlich von keiner langen Dauer seyn wird. So recht war der Mann nicht einmal nach Kunigundens Geschmack; er war zu ungefällig, zu wenig nachgebend. Auf die Betstunden wollte er sich gar nicht einlassen. „Betstunden," sprach er, „halte ich in der Kirche genug und wenn ich ausserdem welche halten will, so halte ich sie in meinem Hause mit meinen Kindern. Soll und muß ich Ihnen aber besondere Betstunden halten, so muß ich dafür besoldet werden." Der wunderliche Mann machte sich gewiß falsche Vorstellungen von den Hochadelichen Betstunden! — die durften ja eben so

abgemessen nicht seyn und die völlige Kirchenform haben! Von der Besoldung hätte er auch schweigen können — darauf würde Kunigunde von selbst gefallen seyn, wenn er ihren Beifall erhalten hätte. So — war's ihr empfindlich. — Hernach weigerte er sich auch, des Abends zu ihr zu kommen. „Das ist," sprach er, „die Zeit, die meinen Kindern gewidmet ist. Kann ich ausserdem Ihnen aufwarten oder irgendwo dienen, so dürfen Sie nur befehlen." Da sie keinen andern Ausweg hatte, so gab sie nach und nahm, was sie kriegen konnte. Es war übrigens ein drollichter unterhaltender Mann, der sich in wenigen Tagen Kunigundens ganzes Vertrauen erwarb, daß er alle Geheimnisse erfuhr, und sich auch bei der Zurückkunft des Gemahls im Hause erhielt.

Nun kennen meine Leser die Quelle, aus welcher ich die Nachrichten habe, die ich Ihnen jetzt von dem wieder aufgelebten Herrn von Liebe mittheilen werde und dürfen sich keine Zweifel an ihre Glaubwürdigkeit einfallen lassen. Erinnern Sie sich, daß der Schulmeister Martins und Hansens Bruder war, so können Sie sich leicht vorstellen, daß er Malheurs schriftliche Anfrage nicht nur nicht unbeantwortet gelassen, sondern auch unbefragt seinem Bruder Martin alle Nachrichten von Kunigunden mitgetheilet haben wird, die er um Vollmuths willen zu wissen nur wünschen konnte. Ich will

sie

sie kurz zusammen fassen, so darf ich die Briefe selbst nicht hersetzen.

In der ersten Zusammenkunft erzählte Kunigunde dem Schulmeister mit viel scheinbarer Freude, daß sie Nachricht erhalten habe, ihr Gemahl lebe noch, und sey keines Weges in dem Kahn gewesen, welcher in dem letztern Ungewitter auf der Sale verunglückt wäre. Der Schulmeister ergrif die Gelegenheit, zu fragen, wohin der gnädige Herr gereiset wäre. Kunigunde hielt's aber iezt für zu weitläuftig, davon zu sprechen, weil sie nicht viel Zeit hätte und versprach ihm, einander mal, doch im engsten Vertrauen die Absicht der ganzen Reise zu erzählen. Jetzt wollte sie weiter nichts sagen, als daß ihr Gemahl bald wiederkommen würde. Nach einigen Tagen kam der Schulmeister wieder und ward, wie gewöhnlich, von Kunigunden auf ihre Stube geführt, wohin sie mit ihren Gemahl zu gehen pflegte, wenn sie keine Gesellschaft bei sich haben wollten. Als sie in die Stube hineintrat, ward sie gerufen, weil der Verwalter aus Perleberle kam und mit ihr sprechen wollte. Der Schulmeister muste unterdessen allein bleiben. Er trat ans Fenster und sahe auf dem Fußboden einen Brief liegen; er nahm ihn auf, sahe aus langer Weile hinein und fand, daß er von dem gnädigen Herrn an Kunigunden geschrieben war. Nun war's zu spät, ihn weg zu legen, die Neugierde war

viel zu sehr gereizt, daß sie noch unterdrückt werden konnte. Er fing an zu lesen und indem er recht begierig las, klinkte iemand die Stubenthür auf, ohne daß er das geringste Geräusch gehört hatte, das ihm die Annäherung eines Menschen verrathen hätte. Für Schrecken fuhr er in einander und wuste nicht was er denken oder thun sollte. Sein Unglück wars, wenn ihn Kunigunde bei dem Brief gefunden hätte. In der Geschwindigkeit und ohne Absicht oder Ueberlegung steckte er den Brief in die Tasche und kehrte sich um, als wenn er durchs Fenster in den Garten gesehen hätte.

Es war wirklich Kunigunde, und ohne Zweifel war's ihre Absicht, den Schulmeister zu belauren. Aber sie hätte klüger gethan, wenn sie ordentlich gegangen wäre, daß ihre Fußtritte gehört werden konnten. Was der Schulmeister bis dahin gelesen hatte, konnte er immer gelesen haben, daran war nichts gelegen; — und vermuthlich würde er dann den Brief ordentlich wieder zusammengelegt und wieder dahin gewe:sen haben, wo er ihn gefunden hatte. — So aber schnappte das Schloß ab, und unterdessen, daß sie den Drücker fahren liess, den Schlüssel umdrehete und nun wieder aufdrückte, gewann der Schulmeister so viel Zeit, daß er so gar einen Flügel des Fensters aufmachen konnte und Kunigunden gar nicht verdächtig ward. Aber nun kam die Angst! Kunigunde fing die

versprochene Erzählung von der Reise ihres Gemahls freiwillig an. Was hätte der Schulmeister darum gegeben, als sie sagte: „ich habe einen Brief von meinem Gemahl erhalten,“ wenn in dem Augenblick der Brief aus seiner Tasche an seinen vorigen Ort hätte hingehen können, ohne bemerkt zu werden. Er grif geschwind in die Tasche und faste den Brief in die Hand und — hätte sich Kunigunde umgekehrt, — ganz gewiß hätte er ihn behutsam auf die Erde hingelegt. Sie kehrte sich aber nicht weg, sondern kam näher an den Schulmeister hinan. „Ich könnte ihm,“ sprach sie, „den Brief vorlesen, aber, — hier grif sie in ihre Tasche — „ich habe ihn schon in meinen Schrank gelegt, wozu ich den Schlüssel nicht bei mir habe.“ Der Schulmeister merkte Kunigundens Irrthum, zog die ledige Hand aus dem Schubsack und steckte sie in den Busen.

„Mein Gemahl,“ erzählte Kunigunde, „wollte nach meinen Gütern, vierzig Meilen von hier reisen, und Einrichtung machen, das Gebäude, welches im vorigen Jahre durch Wetterschaden viel gelitten hatte, repariren zu lassen. Ich wäre sehr gern mitgereiset, wenn er hätte fahren wollen; und dann wäre das ganze Unglück verhütet worden. Weil er aber seit einiger Zeit starke Anfälle von der Hypochondrie gehabt hatte und der Doktor das Reiten anrieth, so wollte ich kein Wort sagen, um ihn nicht auf

andere Gedanken zu bringen. Er fuhr also mit seinen eigenen Pferden bis H** und kaufte sich daselbst ein Reitpferd, mit welchem er die Reise machen wollte. Es geht alles sehr glücklich, bis auf der letzten Tour, wo er von vier Strassenräubern in einem grossen Walde angefallen, geplündert und halb todt geschlagen wird. Zum Glück kömmt ein armer Kohlenbrenner, da er in seinem Blute liegt, der sich seiner annimmt und durch Hülfe einiger herbeigerufenen Kameraden ihn in seine Wohnung trägt, bis er am folgenden Tage nach dem Guthe gebracht werden konnte. Nun ist er soweit hergestellt, daß er bereits auf der Rückreise begriffen ist."

Als der Schulmeister nach Hause kam, las er den gefundenen Brief. Er würde Kunigundens Erzählung nimmermehr geglaubt haben, so wenig ein einziger von meinen Lesern sie glauben wird, wenn er auch den Brief nicht gehabt hätte. Aber nun kann man doch sehen, wie die ganze Sache zusammen hängt. Tausendmal verfluchte von Liebe Vollmuthen in seinem Briefe und meldete seiner Gemahlin, daß er beinahe das Unglück gehabt hätte, um des hundsvöttschen Jungens willen sein Leben einzubüssen. Der Hamburgsche Schiffer hatte recht gesehen, er hatte sich auf einem Stücke von dem zerschlagenen Kahne gerettet und war nach unbeschreiblicher Angst und Arbeit ans Land gekommen. Ein armer Tagelöhner

löhner aus dem Dorfe hatte ihn ganz entkräftet gefunden und durch Verheissungen sich gewinnen lassen, ihn in sein Haus aufzunehmen, ihn verborgen zu halten und alle Gelegenheit und Mittel zu seiner Pflege und Besserung in der Stille zu veranstalten. Kunigunde sollte hundert Thaler schicken, daß die Leute bezahlt werden könnten. Das war die wahre Geschichte, die den ersten Theil des Briefs ausmachte, und nun folgte die erste Erzählung, welche von Liebe mit Kunigunden im andern Theil verabredete, damit sie einerlei Rede führen und sich nicht selbst verrathen möchten. Binnen acht Tagen versprach er am Schlusse des Briefs selbst zu kommen.

Die acht Tage waren kaum vorbei, so war Herr von Liebe da. Kein Mensch hatte ihn kommen sehen! Des Abends vorher waren die Bauern noch spät bei einander, und sprachen ein langes und Breites von der Reise ihres Junkers; aber keiner wuste, daß er wiedergekommen wäre, oder wenn er wiederkommen würde. Die Leute schienen alle so zufrieden mit der ersten Nachricht von dem Unglücke auf der Sale zu seyn, daß sie nicht wider Gott gemurret haben würden, wenn sich die Sage noch einmal erneuert und bestätiget hätte. „Wer „kann wider Gottes Schikkung!“ sagte der Schulze den Bauren mit christlicher Gelassenheit vor: „frilich vol häen die Eddellüde vor den

lieben Gott nischt vorut", antwortete ihm die ganze Gemeine einstimmig. Sobald man aber am folgenden Morgen aufgestanden war, lief die Rede wie ein Hekfeuer vom Schulmeister bis zur Gänsefrau am andern Ende des Dorfs: der gnädige Herr ist da! — Der Schulmeister war unter allen im Dorfe am neugierigsten. Ob du doch wirst gerufen werden?! dachte er, und als ers noch dachte, kam der Bote vom Hofe. Er zog sich geschwind an und ging hinauf. — Der Edelmann saß im Lehnstuhl und rauchte ein Pfeifgen. „Seyn Diener, Herr Kantor!" rief er ihm entgegen, „wie gehts? — noch fein gesund? — Sußgen! setze sie doch ihrem Herrn Kantor einen Stuhl! — Das Mägdchen muß grausam viel auf ihn halten; hat sie nicht eine Noth gehabt und eine Sorge, daß der Herr Kantor gerufen werden sollte! — „Der Mann, sprach sie wohl zwanzig mal, meint's recht herzlich gut, er wird sich ausserordentlich freuen." — „Ist's wahr," fragte von Liebe, „hat er für mich fleißig gebeten?"

Vermuthlich mochte der Schulmeister diese Frage gar nicht erwartet haben, weil er ganz betreten da stand und ziemlich lange zubrachte, ehe er eine Antwort finden konnte. Ich kann aber nicht leugnen, daß mich's bis diesen Augenblick befremdet, daß ihm die Frage so sehr unerwartet kam. Er kannte ja Herr von Lieben. In einem Umkreise von hundert Meilen

Meilen war kein Mensch zu finden, der so viel auf die christliche Fürbitte hielt als er. Nach seinem Urtheile, welches der Schulmeister gewiß mehr als hundertmal aus seinem Munde gehört hatte, war das für ihn der stärkste Beweis von der Wahrheit der christlichen Religion, daß sie für andere zu beten befiehlt. Wenn er keinen Spruch aus der Bibel wuste — den konnte er gewiß ohne Anstoß hersagen: daß man für allen Dingen thue Bitte, Gebet und Fürbitte ꝛc. In seiner Bibel hatte er, diese Stelle unterstrichen. Als er mit der Feder an die Worte gekommen war für alle Menschen, mochte ihm vermuthlich die Hand ausgeglitscht seyn, denn sie waren nicht unterstrichen, sondern so hart durchstrichen, daß man sie kaum lesen konnte. Dafür aber hatte er zu den Worten für alle Obrigkeit eine Randglosse so deutlich geschrieben, daß sie die blödesten Augen lesen konnten. „Hierbei," lautete die Glosse, „hat der heilige Mann ganz gewiß an das Hochadliche Haus von Liebe gedacht, welches im alten Testamente schon florirt haben soll." —. Aus dem Grunde war er auch dem Mann gut, von welchem sein Prediger manchmal auf der Kanzel sprach, weil er Böses mit Bösem schlechterdings nicht vergolten haben wollte, und Feinde zu segnen befahl. Mit der uneigennützigsten Demuth that er auf die Vergeltung aller seiner Werke Verzicht, und schrieb mit unumstößlichem Vertrauen der christlichen

Fürbitte

Fürbitte so viel Kraft zu, daß ers gar nicht für nöthig hielt, selbst zu beten. — Von einem solchen Manne, dächte ich, hätte der Herr Schulmeister diese Frage ganz wohl erwarten können! Aber — mich dünkt immer, der Herr Schulmeister wird's wie die Bauren gemacht und bei Herlesung der wörtlichen Fürbitte für das Hochadliche Haus seine Gedanken so wenig als iene in der Kirche gehabt haben. — — Und wenn das auch war, so weiß ich dennoch nicht, warum er sich so lange besinnen muste! Es war ia eine Frage, die nur eine Antwort zuläst! So leicht wird kein Mensch Bedenken tragen, sie ohne Gedanken und Wahrheit zu beantworten — und die ganze Welt hätte ihn ausgelacht, wenn er hätte nein! sagen wollen.

„O ia!" antwortete endlich der Schulmeister Herr von Lieben, „recht fleißig! Die Bauren traten alle um mich herum, als die Nachricht kam, daß Sie in der Sale ertrunken wären und erinnerten mich, daß ich die Danksagung für den gnädigen Herrn ia nicht vergessen möchte. Mir war's aber immer noch so, als wenn die Sache wohl anders seyn und Sie noch errettet werden könnten; wie ich denn überhaupt noch nie gehört habe, daß ein Edelmann im Wasser ersoffen wäre. Sehen Sie, Gott hat mein Gebet erhört." Man konnte es dem Edelmann ansehen, daß die Antwort auch nicht völlig in allen Punkten so war, als er sie

erwartet

erwartet hatte. Er schien ganz bestürzt zu seyn und hatte alle Mühe, daß er die Unterredung fortsetzen konnte. Es war nur gut, daß ihm des Schulmeisters Antwort Stoff dazu an die Hand gab. Er fing an, seine Reise nach dem verabredeten Plan sehr umständlich zu erzählen, welche Erzählung der Schulmeister ohne Widerspruch für wahr annahm, und unter freigebigen Versichrungen seiner fernern Fürbitte den Edelmann verließ.

Es verliefen kaum acht Tage, so war der Schulze mit einer Fuhre Getraide in der Residenz gewesen und brachte die Nachricht mit zurück: daß man dort oben Herr von Liebens Erzählung von seiner Reise nicht so gerade zu glauben wollte, sondern stark von einer Untersuchung spräche, welche deswegen angestellt werden sollte. Die Nachricht schlich so sachte im Dorfe herum, bis sie endlich auch auf dem adlichen Hof kam. Man dachte Wunder, was daraus entstehen würde, aber es blieb, wie gewöhnlich, bei dem Reden. Herr von Liebe ließ den Schulmeister zu sich rufen und erzählte ihm, daß er mit seiner Gemahlin auf seine auswärtigen Güter reisen würde, weil der Bau ohne seine Gegenwart nicht vollbracht werden könnte. „Wer weiß," fügte er hinzu, „ob ich vor dem Winter wiederkommen kann." — Am andern Morgen war der Edelmann kaum in den Wagen gestiegen und zum Dorfe hinaus

gefahren

gefahren, so setzte sich der Schulmeister hin und schrieb's an Martinen. Martin ließ den Brief Malheuren lesen, Malheur erzählte dem Geheimenrath die Nachricht, der Geheimerath machte sie bei der ersten Gelegenheit allen seinen Kollegen bekannt und nach einigen Tagen sprach kein Mensch mehr von Untersuchung. Der Geheimerath schien darüber sehr zufrieden zu seyn und Emiliens Schicksal war bei der Gegenwärtigen Lage überaus erträglich. Der erwartete Brief von Hansen war auch eingelaufen und die darin enthaltenen Versichrungen von Vollmuths fortgehender Beßrung machten ihr das Leben von neuem Wünschenswürdig und gaben ihrem Ansehen die verlornen Reitze und blühende Munterkeit wieder.

Desto trauriger war alles im Dreifusischen Hause zu Gutleben. Kaum war die Noth überstanden, welche der älteste ungerathene Sohn diesem Hause gemacht hatte — noch schwebte vor den Augen der Eltern und Brüder das Bild des Verlornen, der mit der Schande des Lasters beladen zu ihnen kam und mit noch grösserer Schande der Undankbarkeit und verworfenen Beßrung von ihnen ging; als sie die Nachricht von Vollmuths Unglück in neuen tödtlichen Gram versenkte.

Berstel muste den letzten Brief beantworten, in welchem sein Vater des unglücklichen

Dreifusses

Dreifusses schimpfliche Entweichung aus dem Hause seiner Eltern an Vollmuthen gemeldet hatte. Es vergingen also nur wenige Tage so erfuhr Magister Berstel, was sich mit Vollmuthen in L** zugetragen hatte. Wenn das Unglück seinen eigenen Sohn getroffen hätte, mehr konnte es ihn doch nicht rühren, so lieb hatte er Vollmuthen gewonnen. Er wandte alle nur mögliche Behutsamkeit an, dem alten Großvater diese Nachricht zu hinterbringen. Aber dennoch konnte er nicht alle Folgen des Schreckens zurückhalten und die Würkungen des nagenden Kummers nicht verhindern, welche den schon genug gekränkten Vater in eine Krankheit von einigen Wochen stürzten, wobei er am Gemüthe mehr als am Leibe litt. Medikamente halfen so wenig als die bewährtesten Beruhigungsgründe, bis endlich die Nachricht einlief, daß die Vorsicht Vollmuthen erhalten hätte und seinen Freunden die Hofnung gäbe, ihn bald wieder in ihre Arme zu fassen. Der Hofrath Wetter überschrieb sie an Berstel, sobald sie in der Residenz angekommen war; Berstel machte sie seinem Vater in Gutleben bekannt, und dieser trug sie im ersten Augenblick frohlockend zum alten Dreifuß hinüber. „Gott si gelowet!“ rief der Greis, indem er sich im Bette aufrichtete und Freudenthränen aus seinen Augen fielen, „ewig si unse Gott gelowet!“ rief er noch einmal, indem er seine Hände zusammen schlug und sie mit den Augen

zugleich

zugleich gegen den Himmel richtete. „Mudder! Jungens! helpt doch den groten Gott danken, det hä unse Gebet hät gehört. Nu häb' ick wedder nüe Luft tu leben.“ Von dem Augenblick an ward sein Herz ruhiger, ob gleich sein Körper mehr Zeit nöthig hatte, sich von den erlittenen Erschütterungen zu erholen, welche für die ohne dies schon geschwächten Kräfte des Alters sehr gefährlich waren. Sobald er sich nur etwas zu fühlen anfing, wollte er bald nach Hamburg reisen, seinen Enkel zu pflegen — und bald wollte er zum Fürsten gehen, um ihn fußfällig um Schutz für seinen Peter anzuflehen. Die fortwährende Kraftlosigkeit vereitelte nur seinen Vorsatz und nachher lernte er in ruhigern Stunden aus Berstels Vorstellungen einsehen, daß er dadurch der Geheimenräthin sehr mißfällig werden könnte und für Vollmuths endliches Glück nichts gewinnen würde.

Unter diesen Unruhen kam die Zeit heran, daß Magister Berstels Sohn von der Universität abziehen sollte. Die beiden Würdige waren von ihrem Vater auch zurück berufen worden, aber auf ihr Bitten erhielten sie gewisser Umstände wegen Erlaubniß, noch zween Monate zu bleiben. Es war allen dreien ein trüber Gedanke, daß sie sich trennen sollten; lieber hätten sie gewünscht, die Bande der Freundschaft fester knüpfen zu können und durch

ihre

ihre ganze Lebenszeit mit einander vereinigt zu bleiben. Die Würdige hatten schon lange daran gearbeitet, Berstel zu bereden, daß er sich mit ihnen in die Residenz begeben möchte. Der Vorschlag war so unrecht nicht. Berstel hatte mit dem ältesten Würdig Theologie studirt und konnte freilich in der Residenz eher einen Weg zu seinem Glücke zu finden hoffen, als in Gutleben bei seinem Vater, wenn er auch nicht auf Würdigs Freundschaft und Fürsprache bei seinem Vater Rechnung machen wollte. Er war dazu sehr geneigt; es kam nur darauf an, ob er seines Vaters Einwilligung erlangen würde. Aber die Antwort konnte man sich vorher wohl vorstellen: Magister Berstel wünschte für ietzt sich und seinem Sohn kein ander Glück, als ihn, da er der einzige war, einige Jahre bei sich zu haben und in dessen Gesellschaft die Freuden eines belohnten Vaters zu geniessen. Der Sohn hatte deswegen schon einigemal an den Vater geschrieben, aber so viel zärtliche Gegenvorstellungen zurück bekommen, daß er ihm nicht noch einmal die Kränkung machen und ein Wort davon schreiben wollte. „Nur einige Jahre," hatte Magister Berstel im letztern Briefe gesagt, „nur einige Jahre schenk deinen Eltern; die übrigen alle sollen dein seyn und ich will mir nichts vorbehalten, als das Recht, dir väterlich zu rathen." Es war nicht anders, diese drei intimsten Freunde musten sich trennen und indem die beiden Wür-

dige Anstalten zu ihrer Rückreise nach der Residenz machten, muste Berstel den Weg nach Gutleben ergreifen, der ihn zwar in den Schoos seiner Eltern führte, aber auch weiter von seinen liebsten Freunden entfernte.

Wenn man doch nur geduldig seinem Schicksale folgte! Es ist nicht zu leugnen, daß es uns selten den Gefallen erzeigt, uns nach unserm Wunsch zu führen; gemeiniglich bestehts auf seinem Kopfe, so wie der Mensch gern eigensinnig auf dem seinigen bestehen mag. Aber was ist denn darüber für Redens und Aufsehens nöthig! — Wenn sichs nun fügt, und mich dünkt, das mag sehr oft kommen, daß unser Kopf und Herz mit dem unübersehbaren Plan der Weltregierung disharmoniren: ist denn lange zu fragen, wer weichen soll? Ich dächte wir hätten Ursach froh zu seyn, daß in allen diesen Fällen das Schicksal auf seinem Kopf und Plan besteht, und wer recht klug seyn will, — bedankt sich dafür. Warum weichen wir denn unsern Kindern in den Fällen nicht, wann wir bessere Einsichten und Absichten haben — und verlangen noch dazu daß sie nicht weinen — sondern die Hand küssen sollen? — Manchmal läßt's, als wenn das Schicksal sich völlig nach unsern Entwürfen richten wollte, und am Ende wird der Zweck doch nicht erreicht. Ein andermal nimmt's Wege, die uns darum mißfallen, weil wir sie nicht kennen; am Ende führen sie aber

auch

auch zum Ziel unſerer Wünſche und waren alſo höchſtens nur Umwege. Damit, dächte ich, hätte man alle Urſach, zufrieden zu ſeyn. Hat man auch ſonſt keinen Nutzen von dem Umwege, als daß man mehr ſieht und hört — Geduld und Erfahrung ſammlet — und mit dem Gefühl ſeiner Unterwerfung den Gedanken verbinden darf, daß die Befriedigung des Wunſches ein Geſchenk der Verſehung ſey, ſo hat man Nutzen genug. „Nun hätteſt du immerhin mögen nach der Reſidenz reiſen, wenn ich das gewuſt hätte!“ das waren die erſten Worte mit denen Berſtel von ſeinem Vater vor der Pfarre empfangen ward.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß der Sohn über dies unerwartete Kompliment des Vaters ziemlich beſtürzt ward. Er machte ſich in der Geſchwindigkeit mancherlei beunruhigende Vorſtellungen, und hätte beinahe gefurcht, daß ſein Vater böſe auf ihn ſeyn möchte, wenn nicht der zärtliche Empfang dieſe Furcht alsbald wieder vertrieben hätte. Endlich nach den zärtlichſten Umarmungen ward ihm der Vorfall erzählt, welcher die Worte des Vaters erklärte.

In der Reſidenz war an derſelben Kirche, an welcher der Generalſuperintendent Würdig ſtand, eine Vakanz; der zweite Prediger war geſtorben. Würdig hatte bei der Wahl eines neuen Predigers nicht nur das Recht, ein Subiekt in Vorſchlag zu bringen, ſondern hatte

auch überdies bei dem Kirchenkollegio so viel Ansehen und Liebe, daß seine Empfehlungen so leicht nicht verworfen wurden. Es entstanden gerade bei dieser Wahl viel Unruhen, daß die Wahl lange verzogen ward und man nicht wuste, wie man einig werden sollte. Der eine brachte seinen Schwiegersohn in Vorschlag, ein anderer hatte einen Schwager, der ein fürtreflicher Kanzelredner seyn sollte, und noch ein anderer wollte seinen Vetter anpreisen. Es wurden einige Konferenzen angestellt, die aber fruchtlos abliefen. Endlich nahm der Superintendent das Wort. „Meine Herren!“ sprach er, „handeln sie doch alle als Väter der Kirche und Pfleger der Gemeine, und sondern Sie von diesem wichtigen Geschäfte eigennützige Absichten, die sich nicht vereinigen lassen. Gesetzt auch, daß diese angepriesenen Männer alle dem Amte gewachsen wären, so kann doch nur einer von Ihnen seine Absicht erreichen, und die übrigen werden sich beleidiget finden, wenn sie zurück treten sollen. Stehen Sie lieber alle freiwillig von Ihren Vorschlägen ab, und wählen einen Fremden, der keinem von Ihnen verwandt ist. Ich will Ihnen einen würdigen Mann nennen, der gewiß den Beifall der Gemeine hat: wählen Sie Magister Berstein aus Gutleben.“

Ich muß meinen Lesern hier etwas so unerhörtes sagen, daß ich beinahe vermuthe, es wird vielen unglaublich scheinen. Ich kann mir

mir aber nicht helfen, von der Wahrheit kann und will ich schlechterdings nicht abgehen. Der Vorschlag des Superintendentens ward einstimmig angenommen. Die Herren Kirchväter veränderten zwar die Gesichtsfarbe — saßen in tiefen Gedanken — sahen sich einander an — und blieben eine ganze Weile stumm; aber endlich ging die Sache doch durch. — Das muß ich meinen Lesern noch sagen, der älteste von den Herren Kirchvätern hatte weder Schwiegersohn, noch Schwager oder Vetter, den er hätte vorschlagen können. Dieser war's, der von allen übrigen Herren angesehen ward und sie alle Reihe herum wieder ansahe. Endlich, als niemand reden wollte, brach er das Stillschweigen: „ich habe," sprach er, „wider den Mann nichts; er hielt vor einigen Jahren eine fürtreffliche Predigt in der Hofkirche." Hierauf antworteten diejenigen, die, wie er weder vorschlagbare Schwiegersöhne noch Schwäger oder Vettern hatten: „ia! wir haben die Predigt auch gehört; einen würdigern Mann können wir nicht kriegen!" Endlich kamen die übrigen auch hinterher: „ia! ia! es wird wohl das beste Mittel seyn, daß wir den Vorschlag annehmen." Auf diese Weise wurden sie alle eins.

Die Wahl konnte nicht auf der Stelle vollzogen werden; man muste wenigstens wissen, ob der Prediger den Ruf annehmen wolle. Ehe sichs Magister Berstel versahe, kamen

einige Deputirte nach Gutleben in die Kirche und legten ihm, nachdem sie ihn mit Beifall hatten predigen gehört, die Frage vor: ob er den Beruf annehmen wolle, im Fall die Wahl auf ihn fallen sollte. Magister Berstel hatte die Stelle weder gewünscht noch gesucht und noch weniger wuste er, daß die Sache mit ihm schon soweit gediehen war. In der demüthigen Erwartung, daß er durchfallen würde, antwortete er mit ia, und hatte so wenig darauf gebauet, daß ers für unnöthig hielt, weder seinem Sohn, noch irgend einem andern Menschen ein Wort davon zu sagen. Aber nicht vierzehen Tage vergingen, so war er einstimmig gewählt und als sein Sohn ankam, war der Deputirte kaum eine Stunde weg, durch welchen ihm die Wahl war bekannt gemacht worden. Er ward nicht wenig bestürzt, aber ausschlagen durfte er die Stelle unter diesen Umständen nicht, und noch mit dieser beschlossenen Veränderung beschäftiget rief er seinem Sohn entgegen! „Nun hättest du immerhin mögen nach der Residenz reisen, wenn ich das gewust hätte!"

Die Frau Mama begleitete diese Worte ihres Herrn Gemahls mit einer überaus vergnügten lächelnden Miene, und der Sohn hatte eine ausserordentliche Freude über diese glückliche Veränderung. Aber die ganze Gemeine war betrübt, daß sie ihren Prediger verlieren sollten und der alte Dreifuß weinte wie ein Kind, als

er

er die Nachricht hörte. „Bliebense doch bi uns," sprach er mit Thränen, „se häen io bi uns ihre Brod. Jk un der Schulte wi häen uns beredt, und 't werent wol mehr daun, wi wollen alles dubbelt geben, wat wi tu geben häen." Wenn Magister Berstel auch der Mann gewesen wäre, dem's um's Geld zu thun war, und die Gemeine hätte ihm alle seine Gefälle verdreifachen können und wollen, so ging es doch nicht an, daß er nun wieder umkehren durfte. Der Termin war kurz und verstrich bald; Berstel muste aufbrechen und die ganze Gemeine versammlete sich bei seinem Abzuge noch einmal vor der Pfarre und baten mit Thränen, daß er bei ihrem Landesherrn ein gut Wort für sie einlegen möchte, damit sie wieder einen guten Prediger bekämen.

Magister Berstel nahm seinen Weg über H**. Es war der geradeste Weg, den er nehmen konnte und seine Absicht war, den Kaufmann Lövenbarth zu besuchen. „Wir werden nun," dachte er, „weiter von einander getrennt; wir möchten uns wohl in dieser Welt nicht wieder sehen und sprechen, wenn's ietzt nicht geschiht." Er war ihm schon wegen der Freundschaft verpflichtet, die sein Sohn in dessen Hause genossen hatte; aber noch mehr war er für ihn eingenommen, seit dem er ihn als Vollmuths Erretter kennen gelernt hatte. Er ließ gerade vor Lövenbarths Haus fahren. Die

älteste Tochter war eben im Hause beschäftiget, als sie das Rasseln des Wagens hörte und endlich bemerkte, daß vor ihrem Hause still gehalten ward. Sie riß eilig die Hausthür auf, trat aber schnell wieder einen Schritt zurück, als ihr Berstel mit seinem Vater entgegen trat. „Väterchen!“ rief sie, „ach kommen Sie geschwind, Herr Berstel und sein Papa sind da. Die Stimme schallte durchs ganze Haus. Lövenbarth und seine Frau traten aus der Stube heraus, die zwote Tochter kam aus der Küche gesprungen, der älteste Sohn kam von oben heruntergelaufen, die jüngern Geschwister warfen ihre Arbeiten oder Spiele weg, traten um die angekommenen Gäste herum, und empfingen sie alle vom Grössesten bis zum Kleinsten mit den lebhaftesten Ausdrücken der Freude und Herzlichkeit.

Madam Berstel war allen unbekannt, man konnte es aber aus der Gesellschaft leicht errathen, wer sie sey, und ihr Gemahl eilte so gleich, sie seinen Freunden als seine Frau vorzustellen. — Wie Frauenzimmerkomplimente aussehen, das werde ich meinen Lesern nicht erst sagen dürfen. Jedermann weiß es, daß sie so steif und bunt, auch so lang und den veränderlichen Moden der Zeitläufte so gut angepaßt seyn müssen, als — die Kopfzeuger. Das muß ich aber sagen, daß mans der Madam Berstel bei dieser Gelegenheit ansehen konnte, daß sie

vom

vom Dorfe kam. Ihre Miene und ihr Othem verriethen, wie herzlich froh sie war, daß die Männer nicht Geduld genug hatten, ihr Ceremoniell auszuwarten. Lövenbarth war ein Mann, der sich in diesem Stücke sehr gut für Magister Bersteln schickte: „Dudel! dudel!“ rief er, als seine Frau das zweite Gegenkompliment hinüberschicken wollte, „Sie sind die Frau unsers Freundes und folglich auch unsere Freundin. Hand und Kuß haben mehr Kraft und Werth als gekräuselte Worte.“ Er ergrif ihre Hand, küste sie, führte sie in die Stube und alle folgten ihm. —

Was für eine freudige Ueberraschung! — Ach Gott! — rief Madam Berstel, indem sie an der Stubenthür stehen blieb — Ihr Gemahl hatte nur einen Blick in die Stube geworfen, so wollte er sich mit ausgebreiteten Aermen zwischen Lövenbarthen und seine Gemahlin hindurch drängen, er verwickelte sich aber mit seinen Füßen in ihrem Kleide, und da überdies Herr Lövenbarth die Hand nicht fahren lassen, sondern die Frau Bersteln zuerst zu Vollmuthen hinführen wollte, so gewann der junge Herr Berstel Zeit, auf der andern Seite vorbei zu kommen und hatte Vollmuthen in seinen Armen, ehe noch der freundschaftliche Streit zwischen Lövenbarthen und seinen Eltern entschieden war. Gott Lob! daß wir Sie wieder haben, riefen sie alle, und waren in den

Ausdrücken der Freundschaft unerschöpflich. Aus Mund und Augen gossen sie einander Gefühle edler Seelen in das Herz und hatten ieder wenigstens zehen Fragen aufgeworfen, ehe einer von ihnen eine einzige beantwortet hatte. „Wer konnte das denken!“ rief Magister Berstel voll Verwunderung aus; „wie viel Freude hätte ich eingebüßt, wenn ich vorbeigereiset wäre!“

Nach gerade ward man endlich der Fragen satt und wollte auch Antworten hören. Dem Lövenbarthschen Hause war die Absicht von Magister Berstels Reise so unbekannt als Vollmuthen, und da sie aus seinem Munde hörten, daß sie noch weiter gehen sollte, so vereinigten sie sich alle und baten um Aufklärung. Da hätte man die Freude sehen sollen, welche die ganze Gesellschaft darüber empfand, daß Magister Berstel Prediger in der Residenz werden sollte. Was Lövenbarth hieß, freuete sich über den Wachsthum seines Glücks; Vollmuth aber betrachtete diese Veränderung als sein eigenes Glück, weil er seine Freundschaft mit dem jungen Berstel fortsetzen konnte. Auf der Stelle verbanden sie sich beide zur engsten Vertraulichkeit durch wiederholte heilige Versichrungen und machten die Triebe der Freundschaft in allen gegenwärtigen Herzen so rege, daß sie sich alle wohlwollende zuneigende Gesinnungen gegen einander bei sich und ihren Kindern zu unterhalten verschworen. Der Bund

ward

ward Reihe herum mit zween Küssen versiegelt.

Meine Leser werden sichs nicht verdrießen lassen, daß ich sie hier mit Erzählung eines kleinen Umstandes unterbreche. Es ist wahr, er ist unerheblich und sehr zufällig; aber er ereignete sich doch wirklich in dem Gewölbe, unter diesen freundschaftlichen Küssen der Löwenbarthschen und Berstelschen Familien, und der Ladendiener kam den Augenblick herein und erzählte ihn der Gesellschaft. Mehr Begierde können meine Leser nicht haben, den Fortgang dieses Buchs zu wissen, als die Gesellschaft hatte, Vollmuths Erzählung seiner überstandenen Unfälle zu hören. Dem ohngeachtet sprach die Frau Bersteln: „ich bedanke mich!“ als der Ladendiener nach geendigter Erzählung zur Thür hinaus ging. Das will ich aber nicht einmal verlangen, daß sie sich bei mir bedanken sollen, wenn sie nur nicht unzufrieden werden, ob ich gleich bei der Erzählung mehr Absicht als der Ladendiener habe. Dieser wollte den rohen Einfall einer alten Bauersfrau nicht verloren gehen lassen, und ich will meine Leser dadurch zu dem nachfolgenden Gespräche führen, zu welchem dieser erzählte Vorfall Gelegenheit gab. Dient's auch sonst zu nichts, so können wir doch die Anmerkung dabei machen, daß es keine unrechte Zeit sey, Menschen zu beobachten, wenn sie sich küssen, und ich kann meinen Lesern Vollmuths

Bemer-

Bemerkung mittheilen, auf der ich zwar vor der Hand nicht gerne viel bauen möchte, die mir aber doch sehr wahrscheinlich vorkömmt.

„Guden Dag Häre!“ — mit diesen Worten trat ein altes Bauermütterchen in den Laden, die eine grosse Kiepe auf dem Rücken und eine beinahe eben so grosse Bremmütze auf dem Kopf hatte.“

„Grossen Dank Mütterchen!“ antwortete der Diener, „was wollt ihr haben?“

„Gebe hä mei doch vor sechs Pfennige umgewendten Diwelsiakob.“

Es war im Gewölbe noch ein Bursche, der vor einigen Wochen seine Lehrjahre angetreten hatte. Dieser fing aus vollem Halse an zu lachen, sobald er die Foderung der Frau hörte. Der Diener that sich so viel Zwang an, daß er dem Burschen einen ernstlichen Blick zuwarf, er konnte sich aber nicht lange halten, so verzog sich der Mund in eine lächelnde Miene. „Was wollt ihr haben Mütterchen?“

Die Frau ward des Gelächters wegen verdrießlich und antwortete im unwilligen Tone: „verstaht hä denn kehn latin? — umgewendten Diwelsiakob! ditsch kann ikt nich nennen, ik habet io anders schon gehalt.“

„Bei uns, Mütterchen! habt ihrs nicht geholt.“

„I nu!

„I nu! wennt bi em nich geweſt is, ſo iſt da drebben geweſt.“

„Ja das kann ſeyn! das iſt die Apotheke, da könnt ihr Teufelsdreck bekommen.“

„Met ſinen Diwelsdreck! den kan hå ſelber behollen!“

Hier zupfte der Burſche dem Diener an den Rock, daß er ſich umſehen muſte und ſagte ihm leiſe ins Ohr: Vnguentum ægyptiacum. Der Diener verſtand nicht, was er ſagen wollte, und fragte: was? — Zum zweitenmale mochte der Burſche die Worte wohl etwas zu hart ausſprechen, daß ſie die Frau vernehmen konnte. „Wurum,“ ſprach ſie, „verſtahs et denn der? hå iſt io balle noch ehnmal ſo grot? — So iſt ſchons recht, gebe hå mei man's, wat der ſade.“

Damit ſich meine Leſer nicht auch darüber wundern, daß der Lehrjunge mehr wuſte, als der Diener, ſo muß ich Ihnen nur gleich den Aufſchluß geben: Der Burſche hatte erſt ein Apotheker werden wollen und hatte ſchon in der gegenüberliegenden Officin ein Jahr gelernt. Weil ihm aber die groſſe Mörſel Keile zu ſchwer ward, ſo hielt er ſo lange mit Bitten und Plagen bei ſeinem Vater an, bis er deſſen Einwilligung erhielt, daß er dieſen Laden mit der Apotheke verwechſeln durfte. In dieſem Jahre war es einigemal geſchehen, daß dieſelbe Frau hatte umgewendten Diwelsiakob holen wollen,

wollen, daher war's ihm gleich ins Lachen gefallen; weil er leicht muthmassen konnte, daß der Diener den Ausdruck nicht verstehen würde. — Nun konnte sich der Diener gegen die Frau besser heraus reden. „Ich verstehe wohl," sprach er, „was ihr haben wollt, aber wir führen dergleichen Sachen nicht. Geht ihr nur in die Apotheke hinüber, da werden sie's euch geben."

Nu hätt' hä denn gestoßenen Peper?"

„O ia!"

„So gebe hä mei mans vor en Pennig, sust schicken mei die wol gar wedder rebber."

Der Diener fing an, an den Reden der Frau Belustigung zu finden und da eben der Laden ledig war, daß er weiter nichts zu thun hatte, so gab er ihr nicht von dem vorräthig abgewogenen Pfeffer, sondern that etwas ganzen Pfeffer in einen Mörsel und stieß ihn klein, ohne sich dabei zu übereilen. Seine Augen waren aber immer auf die Frau geheftet und die Frau sahe unverwandt nach der Stube hin. — Wie Ladenstuben beschaffen sind, darf ich meinen Lesern nicht erst sagen. Die Wand nach dem Laden zu, war pur Fenster, welches zwar nur darum so gemacht wird, damit der Herr den Laden will ungehindert übersehen und seine Leute beobachten können; er muß sich aber dagegen gefallen lassen, daß er von den Käufern wieder beobachtet wird. Der Diener wog für

einen

einen Pfennig Pfeffer ab — die Frau sah unverrückt nach der Stube, und lachte, als sich die Gesellschaft Reihe herum um den Hals fiel und küsste. Gerade als ihr der Diener den Pfeffer reichte, stand sie so vertieft da, daß ihr das Merkmal der Verwunderung entfuhr: och! och! — Der Diener musste sie anreden: „hier, Mütterchen, habt ihr den Pfeffer! gefällt euch das?“

„Jo!“ antwortete die Frau, det hebb' ik schon öfters gesehn. Die vornehmen Lüde makent nich anders. Wenn die tusammen kamen, da pussern sie sich. Det is mans en Geschlawwere! — unser ener is so dum un staht as en Osse derbi.

Ob die Gesellschaft über diese Erzählung mag gelacht haben, weiß ich nicht, aber der Diener lachte aus Leibeskräften, sobald er sie geendigt hatte, ging in den Laden zurück und konnte den ganzen Tag keinen Menschen ohne zu lachen abfertigen. Die Gesellschaft machte Anmerkungen über diese Frau. „Sie hat recht,“ sprach Vollmuth, „ich hab es auch bemerkt,“ und machte durch diese dunkele Rede alle so neugierig, daß sie mit Forschen nicht nachliessen, bis er ihnen Erklärung darüber gab. Seine Meinung war, daß man sich an dem bäuerischen Ausdruck nicht stoßen müsse, der dieser Frau natürlich sey. Würde dieser davon genommen, so bliebe ihr Urtheil, das vielleicht so unrichtig

nicht

nicht wäre: „wer die Menschen genau beobachtet," sprach Vollmuth, „indem sie sich küssen, sieht öfters mehr als man denkt." Der arme Berstel und Löwenbarths zwote Tochter, Malchen! auf diese war's gemünzt. Vollmuth wollte bemerkt haben, daß Berstel als er Malchen küste, s[illegible]ndere Augen gehabt und sich länger auf ih[illegible] Lippen aufgehalten hätte, als bei den übrigen Frauenzimmern. Aber mich dünkt immer, Vollmuth würde bei dem Küssen vielleicht nicht so viel gesehen haben, wenn er nicht einige Jahre mit Berstetn im Löwenbarthschen Hause gewohnt und die Abendgesellschaften frequentirt hätte. Vermuthlich glaubte er ietzt das alles beim Küssen zu sehen, was er eigentlich lange vorher schon gesehen hatte.

An der Bemerkung selbst konnte etwas seyn. Berstel und Malchen hatten sich neben einander gesetzt, ihre Hände in einander gefaßt und sahen sich mit einem paar Augen an, mit welchem man nicht alle Tage und ieden Menschen ansieht. Sobald sie merkten, daß Vollmuths Rede auf sie ging, stieg eine Röthe in beider Gesichtern auf; sie nahmen die Augen zurück, zogen die Hände aus einander und sahen so ängstlich verlegen aus, daß sie nicht wusten, wo sie Hände und Augen lassen sollten. Zum Glück half sich Berstel noch zu rechter Zeit mit einer Frage heraus, welche der Unterredung eine

andere

andere Wendung gab; ob er sich gleich schlecht dadurch vertheidigte und die Sache mehr einzugestehen als abzuleugnen schien. „Ihre Augen," sprach er zu Vollmuthen, „laufen vielleicht mit Ihren Gedanken zu schnell voraus, und sehen ietzt schon so, als wenn sie bei Emilien wären. Das Strahlende kann in Ihren Augen seyn, und Sie glaubens, in den meinigen zu finden." — Sogleich wandte sich das Gespräch und blieb bei Vollmuthen und Emilien stehen. Man sprach von der Freude, welche ihre Ankunft in der Residenz machen würde und verlangte eine Erzählung von Vollmuthen, die er ihnen nicht abschlagen konnte. Er fing sie von der Linde an, bei welcher er seine drei Freunde, Bersteln und die beiden Würdige verlassen hatte.

„Ich glaube," fing er an, „daß mich meine Freunde darüber getadelt haben werden, daß ich einer fremden Frauensperson in ein unbekanntes Haus folgte. Sie werden mich aber gewiß entschuldigen, sobald sie die Worte hören werden, die sie mir ins Ohr sagte." — „Um Vergebung," war ihre Anrede, „sind sie Herr Vollmuth?"

„Sie können sich leicht vorstellen, daß es mich sehr befremdete, meinen Namen aus ihrem Munde zu hören. Ich kann nicht leugnen, sie sahe mir verdächtig aus; aber ich wollte doch

ihre Absicht wissen und sagte: ia! was wollen sie von mir?" —

„Um Gottes Willen" antwortete sie ängstlich, „kommen Sie geschwind, wenn Sie Ihre Mutter nicht ohne Trost lassen wollen! sie ist dort in dem Hause."

„Ich kann gar nicht sagen, wie mir in dem Augenblick ward, als ich den Namen Mutter hörte. Das Frauenzimmer lief fort und erregte dadurch in mir die Vorstellung, daß Noth vorhanden seyn müsse, die meine Gegenwart erfodere, weswegen ich ihr ohne weiteres Bedenken eilig nachlief. Gott! was für ein Anblick! — Ich trat in eine Stube hinein, die man nicht für eine Menschenwohnung ansahe, so schwarz und unreinlich sahe sie aus. Zween hölzerne Stühle ohne Lehnen und ein Bret an der Wand angenagelt, das einen Tisch vorstellen sollte, war der ganze Hausgeräth und hinter dem Ofen lagen zwei Bund Stroh, die mit einem groben schwarzen Laken bedeckt waren — Ja! — meine Mutter saß am Tische. Gekleidet war sie noch gut genug, aber — sie sahe dermaßen abgegrämt und ausgehungert aus, daß ich im ersten Anblick beinahe gezweifelt hätte, ob sie meine Mutter sey. Sie hatte den Kopf auf den Ellenbogen gestützt und weinte so heftig, daß die Thränen strömend über die Backen herunter liefen. „Ach, mein Sohn!" rief sie, sobald

bald sie mich erblickte, und wandte ihre Augen wieder weg. —

Ich stand eine Minute stumm wie von Stein da, und wuste nicht was ich sagen oder denken sollte. — Sie blickte noch einmal aus ihrem Tuch auf mich heraus, und sprach die angefangenen Worte aus: ach mein Sohn! sieh mich an, wenn du mich ohne Entsetzen und Abscheu ansehen kannst! In dem Augenblick brachen die Thränen durch meine Augen und mir war nicht anders, als wenn sich das Herz in meinem Leibe umkehrte. Ich sprang auf sie zu — schlang sie in meine Arme — drückte sie an meine Brust — küste sie zärtlich und rief ängstlich und bekümmert: Ach liebe Mutter! um Gottes willen, sage sie mir, wie kömmt sie in diesen Umständen hieher!"

Nun erzeigte sie mir Zärtlichkeit, die ich für wahre mütterliche Zärtlichkeit annahm — bat mich flehendlich um Schutz und Erbarmen und nöthigte mich, mit ihr in den Garten zu gehen, unter dem Vorwand, daß sie mir da sicherer ihre Schicksale erzählen könnte, als hier, wo sie behorcht zu werden fürchtete.

Wir gingen; ich ihr zur Linken und die fremde Frauensperson zu ihrer Rechten. Wir gingen, wie meine Mutter führte, gerade durch den Garten durch eine Hinterthür auf einem Anger lang hin, wo ich keine Augen hatte und

nichts, als Ohr auf ihre Erzählung war. Von ihrer Erzählung will ich nichts sagen. Ich hörte sie mit staunender Aufmerksamkeit an, weil ich nicht wuste, daß alles lauter Lügen, Betrug und Bosheit war; Ihnen allen aber wird's genug seyn, wenn ich Ihnen nur mit wenigen Worten den Inhalt ihrer Erfindung anzeige. Sie wollte ihr Betragen gegen mich in meiner Kindheit entschuldigen und schob alle Schuld auf den Stiefvater, der sie dazu verleitet hätte. Sie hätte ihm müssen nachgeben, wenn sie nicht hätte die härteste Begegnung erdulden wollen, und hätte sich die Hofnung gemacht, ihn nach und nach zu gewinnen und zu bessern. Nun habe sie ihn aber als den heßlichsten Teufel und ärgsten Böswicht kennen gelernt, der seine Freude darin finde, wenn er Menschen in Unglück stürzen kann. Sie wäre darum von ihm gelaufen, um mich aufzusuchen und des Stiefvaters Bosheit zu entdecken, der neue Schlingen gemacht hätte, mich zu fangen. —

„So weit war sie in ihrer Erzählung, die mir ietzt schon verdächtig zu werden anfing, als wir eben linker Hand auf Strauchwerk stiessen, hinter welchem die Schlingen wirklich, aber nicht von dem Stiefvater, sondern von ihr selbst gelegt waren. Ehe ichs mich versahe, sprang Fuchsschwanz mit zween unbekannten Kerlen hervor, die mich ergriffen und sich mit mir in

„eine

eine Kutsche warfen, die schon in Bereitschaft da stand. Die Böſewichter hatten schon Stricke mit Schlingen zubereitet, daß ſie mich alſo leicht ſo binden konnten, daß mir's unmöglich war, mich ihnen zu widerſetzen. In der Kutſche ſaß der Herr von Liebe. Sobald ſie mich in den Umſtänden hatten, daß ich mich nicht rühren konnte, ſprangen die beiden fremden Kerle hinten auf, Fuchsſchwanz und die beiden ſchändlichen Menſcher ſetzten ſich zu uns in den Wagen und nun muſte der Kutſcher fahren, was er fahren konnte.

„Was man mir in dem Wagen für Schimpf und Bosheit angethan hat, mag und kann ich Ihnen nicht alles erzählen; ich war beinahe von Sinnen. Am meiſten kränkte mich der Gedanke, daß ich durch Mutterhände in die Gewalt meiner Feinde gekommen war und aus ihren Worten Geſinnungen entdeckte, deren ſich der niederträchtigſte und verworfenſte Menſch ſchämen muß.

„Laſſen Sie nur," ſprach ſie zu von Liebe, „zufahren! es waren auſſer den Herren von F** mehr Studenten bei ihm, daß dieſe nicht nachkommen und uns einholen. „Warte nur Bube!" ſprach ſie zu mir, wir wollen dich lehren, was das heiſt, den Eltern entlaufen."

„Wir mochten ohngefähr eine Stunde gefahren haben, als wir in einen kleinen Buſch

kamen. Hier ward mitten hinein gefahren, wo die Bäume am engsten in einander standen, daß man viel Mühe hatte, wieder herauszukommen. Ihre Absicht war, mich hier umzukleiden. Es konnte kein weigern helfen, ich hatte zwölf Hände wider mich. Meine Mutter langte aus dem Kutschkasten einen leinenen Kittel, den ich mir anziehen lassen muste, und legte dafür meine Kleidung wieder hinein. Nun lenkte der Wagen um, fuhr aus dem Busch wieder heraus und nahm einen Weg, der mir ganz unbekannt war. Wir fuhren bis in den späten Abend, und kamen endlich in finsterer Nacht unter fürchterlichem Blitz- und Donner und ungewöhnlich starkem Regen an einen Fluß. Erst in Hamburg habe ich's von dem Schiffer erfahren, daß es die Sale ist.

„Ich hätte gar nicht sehen können, was man mit mir vornahm, wenn nicht ein beständiges Wetterleuchten alles helle gemacht und der Regen sich gelegt hätte. Meine schändliche Mutter setzte sich allein in den Wagen und fuhr wieder zurück. Das waren ihre letzten Worte, die sie mir aus dem Wagen noch zurief: „Thue Buße, Peter! in dieser Welt sehen wir uns nicht wieder!" „Hierauf ward ich in einen Kahn geworfen und die übrige Gesellschaft setzte sich zu mir in den Kahn. Meine Ruderknechte fuhren mit mir nach ein Schiff hin, welches mitten auf der Sale schwamm. Wir waren aber

„kaum

Kaum abgefahren, als sich Sturm und Wetter von neuen erhob, daß wir Mühe hatten, das Schiff zu erreichen. Kaum daß ich ins Schiff hinüber gegeben werden konnte, so warfen Sturm und Wellen Schiff und Kahn weit von einander, und indem ich mich umsahe, fuhr der rächende Bliz vom Himmel herab, der den Kahn mit fünf Böswichtern in die Sale hinein schlug. Von dem Augenblick an fiel ich für Schrecken nieder und bin meiner nicht eher wieder bewust worden, als bis ich meinen Erretter, unsern freundlichen Wirth, in Hamburg bei meinem Bette stehen sahe."

Vollmuth hatte iezt eine Freude, die ihn seine überstandenen Leiden versüßten. Die ganze Gesellschaft hatte die Augen voll Thränen. Jeder trocknete sie ab — bezeigte Vollmuthen in den freundschaftlichsten Ausdrücken sein theilnehmendes Mitleiden und alle riefen in einem Tone: „Gott sey gelobt der sie errettet und wieder zu uns gebracht hat!"

Man hielt sich lange dabei auf, ~~seine Gedanken~~ über Fuchsschwanzes Bosheit und von Liebens unversöhnlichen Menschenhaß seine Gedanken zu sagen. Niemand konnte begreifen, was von Liebe für Nuzen darunter suchen und was er für Absichten dabei haben möchte, daß er einen unschuldigen Menschen unaufhörlich verfolgen müste. Die Frau Löwenbarthin schien etwas sagen zu wollen.

„Geduld!“ sprach sie, „das wird sich in Zukunft aufklären;“ aber was konnte man dabei denken? Wie viel Dinge gehen auf der Welt vor, welche die Zukunft unaufgeklärt läßt! Wüste sie aber wirklich mehr, als wir alle iezt wissen; so müssen wir freilich die Zukunft erwarten, wenn es ihr gefallen wird, deutlicher zu sprechen.

Von der Menschen Bosheit fiel das Gespräch auf Gottes weise Güte. Vollmuthen floß Mund und Herz von dankbarer Ergebenheit über, nur daß er nicht Worte genug finden konnte, die Empfindungen seines Herzes auszudrücken. „Wenn's auch noch so bunt und wunderlich geht,“ sprach er, „man darf seinen Muth nicht sinken lassen. Gottes Absichten müssen bestehen und sein Plan wird ausgeführt werden, wenn sich auch die Boshaftesten und Mächtigsten dagegen auflehnen und wider ihn verschwören wollten.“

„Ja!“ fiel Magister Berstel bei, „er ist der weise Gott, der durch ein Mittel den Unschuldigen retten, und den Böſewicht strafen kann.“

Vollmuth gab bei dieser Gelegenheit einen Beweis seines edlen Herzes. Man sprach von dem kläglichen Schicksale der Ertrunkenen. Er gab auf die empfindsamste Weise sein Mitleiden zu erkennen, daß sie ihr Leben hätten einbüßen müssen und er sich in solchen Umständen befun-

den

den hätte, daß er nichts hätte zu ihrer Errettung thun können. „Wer weiß," sprach er, „ob sie der Blitz getödtet hätte, wenn sie nur bald genug aus dem Wasser gezogen werden konnten."

Löwenbarth merkte aus diesen Worten, daß ihm der Ausgang dieser Begebenheit noch unbekannt wäre. Vor einigen Tagen hatte Malheur an ihn geschrieben, und ihm alle dabei vorgefallene Umstände, auch von Liebens Zurückkunft und abermalige Reise so ausführlich gemeldet, als ich sie meinen Lesern erzählt habe. Er langte diesen Brief aus seinem Schrank und las ihn seinen Gästen vor.

Für Vollmuthen war der ganze Inhalt und für die Berstelsche Familie der größte Theil desselben Neuigkeit. Vollmuth freuete sich über Malheurs Glück in der Residenz und hernach auch über von Liebens gerettetes Leben. Nachstellungen glaubte er von ihm nicht mehr fürchten zu dürfen, weil sein Handlanger nicht mehr da wäre. Vielmehr erwartete er, daß ihm von Liebe sehr sorgfältig aus dem Wege gehen und sich, ihm unter die Augen zu kommen, hüten würde, weil er fürchten muste, daß er öffentlich angeklagt und in Verhaft genommen werden könnte.

Magister Berstel hatte bisher geglaubt, daß Vollmuth sich schon einige Tage bei Lö-

venbarths aufgehalten, und ihnen vielleicht mehr als einmal alle seine Fatalitäten bis auf die kleinsten Umstände erzählt hätte. Das war die Ursach, warum er schwieg, als Vollmuth seine Erzählung mit seiner Aufnahme ins Schiff beschloß; ob er gleich begierig war, sie weiter fortführen zu hören. Er wollte seinem gütigen Wirth nicht den Verdruß machen, einerlei Erzählung zweimal zu hören und machte sich gleich die Hofnung, daß Vollmuth mit ihm nach der Residenz reisen und ihn auf dem Wege schadlos halten würde. Aber ietzt erfuhr er, daß er erst eine Stunde vor ihnen angekommen war; weil die Wirthin selbst erinnerte, daß er ihnen noch Nachrichten von seinem Aufenthalt in Hamburg und von seiner Rückreise schuldig geblieben wäre. Nun vereinigten sie alle ihre Bitten und Vollmuthen war's ein Vergnügen, sie zu erfüllen. Ehe ich mich von ihm beschämen lasse, will ich meinen Lesern lieber gleich ungebeten das sagen, was sie noch nicht wissen.

Vollmuth war in dem Hause des Schiffers zu Hamburg nicht so gut aufgehoben gewesen, als Lövenbarth geglaubt hatte. Hätte ihn dieser nicht so ganz unvermuthet gefunden und wäre nicht nach dessen Abreise Hans bei ihm gewesen, so würde Vollmuthen ganz gewiß keiner von seinen Freunden iemals wieder gesehen haben.

Der

Der Mann hatte ein biedermännisch Herz und zeigte in allen Handlungen und Worten eine Seele, die Niederträchtigkeiten, Krümmen und Mäntel haste. Sich immer redlicher Absichten bewust handelte er ganz offen und gerade zu, und wenn er ein Wort sprach, so wards auch so gedacht und empfunden — so gehandelt und ausgeführt. Aber wenn man alle Stunden zusammenrechnete, welche ihm seine Geschäfte in seiner Wohnung zuzubringen erlaubten, so war er doch im Jahre, ausser den Wintermonaten, kaum vier Wochen zu Hause. Er muste also Vollmuthen der Pflege seiner Frau überlassen und diese hatte mit ihrem Manne stillschweigend den Vergleich getroffen, daß sie alles hören wollte, was er sagte; aber sich dafür die Erlaubniß vorbehalten, zu thun was ihr gefiele. Wie sie ihn empfangen und bis zu Löwenbarths Ankunft gepflegt hatte, davon wuste Vollmuth nichts. Aber nach den Umständen, in welchen ihn sein Onkel fand, und nach ihrem hernach erkannten Charakter, auch nach Hansens Erzählungen zu urtheilen, war's sehr glaublich, daß sie sich nach ihm nicht umgesehen hatte. Sie war wider den Charakter ihres Geschlechts eine harte, unbarmherzige und ungeduldige Frau, die sich durch kein Wimmern zum Mitleiden, und nicht anders als durch voraus bezahlte doppelte Belohnung zu liebesdiensten und Unterstützungen bewegen liess. Nach ihren Lehren, die sie Hansen gab, sollte er sich

um

um den Patienten so viel nicht bekümmern, weil doch alles nichts helfen würde, und das Geld für Doktor und Apotheker in die Tasche stecken, weil's besser angewandt werden könnte. Was leben soll, sprach sie, lebet doch und was sterben soll, kann kein Doktor erretten.

Weil sie keine Magd hielt und Hans in der Stadt nicht Bescheid wuste, so muste sie alles einholen, was nöthig war. Sie thats auch sehr willig, aber man fand bald Ursach, sich für ihre Dienstfertigkeit zu bedanken. Als die vorgeschriebenen Arzneien gar nicht die Würkung hatten, welche sich der Medikus von ihnen versprach, so kömmt er auf den Einfall, sie anzusehen und zu kosten, findet aber, daß nichts als gefärbt Wasser im Glase ist. „Wo ist die Arznei gemacht und wer hat sie besorgt?" fragte der Doktor hitzig.

„Ich weiß es nicht, wo sie gemacht ist," antwortete Hans, vermuthlich in der Apotheke. Die Wirthin hat sie besorgt."

Der Medikus schüttelte den Kopf und fragte weiter: „wie viel kostet dies Glas?"

„Zwei Mark habe ich geben müssen," sprach Hans. Nun fing der Medikus mit beiden Füßen an zu stampfen und stieß im aufgebrachten Muth den medicinischen Fluch aus: „ich wollte, daß die alte Hexe heute noch die schnelle Katharine kriegte und ihr ieder Bote für ihr

„Geld

Geld statt Arznei Bierhefen brächte.“ Er nahm Feder und Papier, schrieb das Recept noch einmal, gab's selbst in die Apotheke und befahl, daß die Wirthin nicht in die Stube hereingelassen werden, viel weniger etwas für den Patienten einholen oder zubereiten sollte. Hans machte hierauf die Einrichtung völlig nach des Medikus Willen, und Vollmuth fing sich an, täglich zu bessern.

Er hatte keine Bekanntschaften in Hamburg gemacht, weil er keinen andern Wunsch kannte, als ie eher ie lieber zu Emilien zu kommen. Sobald er Zeitvertreib wünschen und vertragen konnte, muste ihn Hans mit den Vorfällen im Hause des Geheimenraths unterhalten und als er sich völlig wieder fühlte und genugsame Kräfte zu haben glaubte, trat er die Reise an. Sie war so glücklich abgelaufen, daß ihm nicht die mindeste Verdrießlichkeit begegnet war; ein Auftritt ausgenommen, der im Lüneburgschen vorfiel.

Vollmuth hatte Hansen bei sich im Wagen sitzen, damit er sich den Weg lang mit ihm unterhalten konnte. An der Lüneburgschen Grenze holt ihr Wagen einen Menschen ein, der eine Stunde lang vor ihnen her geritten war, und sich ietzt immer neben ihren Wagen hielt. Er ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein und schien, als wenn er durch allerlei anzügliche Reden Gelegenheit zur Zänkerei an ihnen

suchen wollte. Vollmuth ward darüber verdrießlich und wollte der Gelegenheit gerne ausweichen; aber der Postillon mochte die Pferde sachte gehen oder laufen lassen, so blieb der fatale Kerl immer bei dem Wagen. Im nächsten Dorfe läst Vollmuth anhalten und der Kerl steigt vor dem Gasthof auch vom Pferde. Er ging immer zwischen Hansen und Vollmuthen herum, bis er endlich im Vorbeigehen, ich weiß nicht ob mit Vorsatz oder aus Versehen, Hansen, der eben trinken will, so an den Arm stößt, daß er sich mit dem Kruge einen Zahn aus dem Munde reist, das Bier auf den Rock schüttet und den Krug auf die Erde fallen läst, daß er zerbricht.

„Ich kannte den Menschen nicht," sprach Vollmuth, „und war sehr besorgt, in einem fremden Lande Verdruß zu bekommen, der mir Aufenthalt in meiner Reise machen könnte. Hansen sah ichs an, daß er in Zorn gerieth, und so wenig man ihm das übel nehmen konnte, so gerne hätte ich den Krug, und ihm die empfangene Beleidigung bezahlt, wenn ich ihn nur besänftigen und Friede erhalten konnte. Aber er war zu schnell; und ich ließ meine Furcht fahren, sobald ich den nichtswürdigen Kerl nach verübter Grobheit furchtsam nach sein Pferd laufen sahe. Der Auftritt endigte sich endlich mit einem Gelächter und machte den zusammengelaufenen kleinen und grossen Zuschauern ein

„Vergnü-

Vergnügen. Hans schimpfte was er konnte und lief hinter seinen Feind her, nachdem er sich das Bier vom Rocke geschüttelt hatte; dieser aber eilte, auf sein Pferd zu kommen. Als er den linken Fuß schon in den Steigbiegel gesetzt hatte, sah er sich noch einmal um, ob Hans hinter ihm wäre. Hans aber hatte die Hand schon aufgehoben und gab ihm aus voller Macht eine Ohrfeige, daß dem Kerl die Nase vom Kopfe wegflog. —

Ich will mir's ausbitten, daß hier weder gelacht, noch von Windbeuteleien gesprochen werde. Und wenn sich meine Leser alle an die Nase fassen und fühlen sollten, daß sie fest angewachsen sind, so werde ich deswegen an der Wahrheit dieser Erzählung nicht zweifeln. Ich wills glauben, daß Menschen genug auf dem Erdboden herum laufen, deren Nasen alle noch in guten Umständen sind, ob sie gleich in ihrem Leben manche schöne Ohrfeige bekommen haben mögen. Auch könnten wohl glaubwürdige Männer auftreten, die das Gegentheil behaupten möchten, daß man durch eine Ohrfeige eher mehr als weniger Nase bekommen könnte, — das gebe ich alles zu, glaube aber deswegen Vollmuthen doch. Ich habe schon Menschen genug gesehen, die ohne Ohrfeige mehr und weniger Nase bekommen hatten, ohne mich darum zu bekümmern, ob die Nasen gedrehet oder gewachsen — ob sie abgeschnitten, abgehauen,

hauen, abgefault, abgefreſſen oder abgeflogen waren. Es mag Naſen genug in der Welt geben, die nichts beſſers werth ſind, als daß ſie abgeſchnitten oder abgefreſſen werden, und wenn ſie abgefreſſen und abgeſchnitten werden können, ſo können ſie auch wohl abfliegen. Genug! dem Kerl flog von Hanſens Ohrfeige die Naſe vom Kopfe und, dem Anſehen nach, gab er ſeiner Naſe ſelbſt keinen groſſen Werth, denn er ließ die Naſe im Stiche, ſchwung ſich mit der Ohrfeige aufs Pferd und iagte zum Dorfe hinaus.

Man hätte das Spektakel ſehen ſollen! das ganze Dorf war beinahe zuſammen gelaufen. Es waren Menſchen darunter, die nicht gern Menſchengeſichter ohne Naſen ſehen mochten. Dieſe fuhren mit Ekel zurück, ſobald ſie an der Stelle der Naſe zwo unreine Hölungen erblickten, ſchauerten, ſpuckten aus, und kehrten ſich um. — Die Schadenfrohen ſchlugen aus voller Kehle ein Gelächter auf, klatſchten in die Hände und ſchrien: ach die Naſe! — dort fliegt ſie hin! — Andere, die gerne in alle Löcher recht genau hineingucken mögen, liefen dem Pferde vor und ſahen den Kerl von vorn noch einmal ſpöttiſch an, indem ſie mit dem rechten Zeigefinger auf den ledigen Naſenfleck hinwieſen. — Die Jungen waren indeſſen alle der fliegenden Naſe nachgelaufen und ſchlugen ſich darum; einer riß ſie dem andern aus der Hand, bis ſie endlich

endlich des Schulzens Sohn recht fest faste und zu Hansen damit hinlief. — Hans sahe sich gleich nach der gegebenen Ohrfeige in die Hand und da er etwas darin fand, was er nicht für Aufhebens werth hielt, so ging er geschwind zu dem, dicht bei dem Hause stehenden Brunnen und wusch sich. Er kam eben zurück, als ihm der Junge die Nase brachte, trocknete seine Hand mit einem Tuche ab, sahe noch einmal hinein und rief im Eifer: „der verfluchte Renzel!“

Vollmuth wunderte sich, wie Hans iezt auf den Namen Renzel kam und fragte: „was willst du von Renzeln haben?“

„Kennen sie ihn nicht? — 's ist Renzel; die Kanaille hat sich eine Nase von Wachs angesetzt; hier ist sie, sehen sie!“

„Wo hat denn Renzel seine fleischerne Nase gelassen?“ —

Hier muß ich meinen Lesern sagen, daß Hans in Erzählung der Begebenheiten aus der Residenz sehr vorsichtig war und alle Umstände überging, von denen er vermuthen konnte, daß sie Vollmuthen Unruhe und Kränkung machen könnten. Nun war zwar Renzels Nasengeschichte keine Sache, die irgend einem Menschen einige Kränkung machen konnte. Jedermann hielt ihn für einen Kerl, der keiner Nase werth wäre. Weil sie aber mit Moritzes

Schicksal auf der Heimreise in Verbindung stand, und er von dessen Tod nichts sagen wollte, so schwieg er auch von Renzels Nase. Jetzt muste er nun diese Vorfälle erzählen und sobald er seine Erzählung geendigt hatte, pflichtete ihm Vollmuth bei. „Ja! ja!“ sprach er, 's ist Renzel! — nun besinne ich mich recht gut. Die wächserne Nase hat ihn nur verstellt! Hätte ich die Nasengeschichte gewust, so hätte ich gleich gesagt, daß er's wäre.“ — Die Leute aus dem Dorfe gaben ihm noch das Zeugniß, daß er ein liederlicher Kerl wäre, den niemand kenne. Er schwärme seit einigen Monaten in der Nachbarschaft herum und niemand wisse, woher er sey und was er wolle. — Hierdurch ward Hansens Muthmaßung noch gewisser. — Nun reiseten sie weiter. Hans ging einige Meilen vor ** von ihm ab und brachte die Nachricht von seiner bald zu erwartenden Ankunft Emilien in der Residenz; Vollmuth aber kam kurz vor Berstels Ankunft glücklich im Löwenbarthschen Hause zu ** an.

Die übrigen freundschaftlichen Gespräche, mit denen sich diese Freunde unterhielten, können meine Leser nicht interessiren; es ist genug, wenn sie wissen, daß sie sehr vergnügt bei einander waren. Magister Berstel muste sich auf vieles Bitten gefallen lassen, den folgenden Tag noch zu bleiben, wogegen Löwenbarth versprach, daß er nicht nur Vollmuthen am drit-

ten

ten Tage ohne fernere Abhaltung mit ihm reisen lassen, sondern ihnen auch einen Bedienten aus seinem Hause mitgeben wollte.

Meine Leser werden sich gefallen lassen, daß ich ihnen hier einen Menschen wieder ins Gemüth bringe, der Jakob Bringeher hieß. Da sie ihn schon aus Vollmuths Geschichte als einen Aufwärter und Hausknecht kennen gelernt haben, so werden sie ihn freilich wohl als einen Menschen von geringer Herkunft, nicht sonderlich achten; aber ich will doch bitten, daß Sie ihn deswegen nicht so gleichgültig übersehen. Die Erfahrung hat schon längst bewiesen, daß Leute von niedriger Geburth oft die edelsten Seelen haben, manchen Familien wesentliche Dienste leisten, mit grossen Häusern in nahen Verbindungen stehen und von der Schubürste nach und nach zu ansehnlichen Bedienungen hinaufklettern können. Was den letzten Umstand betrift, da möchte nun wohl für unsern Jakob Bringeher nicht viel Hofnung mehr übrig seyn, weil er bereits das funfzigste Jahr seiner Dienstbarkeit erreicht hat. Desto zuverläßiger aber kann ich ihn meinen Lesern als einen Beweis aller übrigen angeführten Umstände aufstellen. Er hat uns in unserer Geschichte schon manchen Dienst geleistet, ohne daß es sonderlich in die Augen gefallen ist. Um die Ruhe der Frau Geheimenräthin von J** nicht zu stöhren, hab ich bei seinen Handlungen nicht einmal sei-

nen Namen nennen dürfen. Deswegen wollen wir ihn nicht mit Vergessenheit belohnen; wir sind mit der Geschichte noch nicht zu Ende und können nicht wissen, was er uns noch für Dienste thun kann.

Jakob Bringeher war aus der Residenz gebürtig und hatte fast von Jugend auf mit dem Geheimenrath von F * * Bekanntschaft gehabt. Sein Vater hatte eine Frau von guten Ansehen, eine Bild schöne Tochter und ausser diesem Jakob noch einen jüngern Sohn. Ausserdem besaß er ein eigenes Häusgen, hatte einen Karrn, zwei Pferde und einen Schlitten. Mit dem Karrn fuhr er, was nur gefahren werden konnte und sollte aus der Residenz nach andern Städten hin und von daher wieder in die Residenz zurück. Dies war seine Nahrung. Auf den Einfall mit dem Schlitten kam er erst in den Jahren, mit welchen sich bei dem Menschen die Liebe zur ruhigen Bequemlichkeit einzufinden pflegt. Wenn nun im harten Winter der Erdboden mit Schnee bedeckt und hart gefroren war, so konnte sich der alte Bringeher hinter den Ofen setzen und dabei mehr Geld verdienen, als wenn er mit seinem Karrn auf der Straße gelegen hätte. Die Pferde konnten seine Söhne füttern, und an den Schlitten spannen, half so gar seine Tochter, das hübsche Liesgen. Das gefiel den jungen Herren in der Residenz sehr wohl, keiner wollte einen andern

dern Schlitten fahren, sie liefen alle zu Brins geheren und gaben vier Groschen mehr, wenn das hübsche Liesgen anspannte.

Pfui doch! — man muß nicht gleich böse Gedanken haben. Wenn man so einem armen Mägdchen für iede vier Groschen Biergeld, die sie annimmt, auch für vier Groschen von ihrer Unschuld und Achtung abziehen will, wie sollten denn die armen Kinder bis ins zwanzigste Jahr Unschuld und Achtung behalten können? Alle Sachen vergreifen sich ia und werden kleiner, wenn man davon nimmt, bis endlich gar nichts mehr bleibt. — Ich will wohl glauben, daß es besser wäre, wenn das Biergeldnehmen und Biergeldgeben abgeschaft werden könnte. Da sich aber das auf unserer wohlthätigen und freigebigen Erde gar nicht thun lassen will, so muß man auch so billig seyn und aus Biergeldnehmen und Biergeldgeben nicht mehr schliessen wollen, als aus Trinkgeldgeben und Trinkgeldnehmen geschlossen werden kann; — weiter nichts, als — der hat's gegeben, — die hat's genommen.

Liesgen war wahrhaftig ein gutes tugendhaftes Mägdchen, die bei offnen Augen, freundlichen Mienen und leichtfertigem Munde mehr Festigkeit in ihren Grundsätzen hatte als hundert andere, die bei Erblickung eines Jünglings mit unfehlbarer Fertigkeit die Kirchenmiene fassen können, die Augen schamhaft vor sich niederschlagen

schlagen und nichts weiter als ja und nein antworten.

Es ist wahr, des Herrn Geheimenraths Bekanntschaft in diesem Hause schrieb sich von Bringehers Schlitten her. Junker Michel, so ward er genannt, als er ohngefähr dreizehen Jahre alt war, kam alle Tage gelaufen, fuhr auf dem Schlitten, und gab Liesgen vier Groschen Trinkgeld. Manchmal bot er ihr etwas mehr an — bald einen Kuß — bald eine andere Karesse, so daß Liesgen beinahe Bedenklichkeit gemacht hätte, für ihn ferner das Pferd anzuspannen. Als er sichs aber gefallen ließ, daß sie nichts als die vier Groschen annahm, und sie in der Folge bemerkte, daß Junker Michel Stunden lang bei ihrer Mutter in der Stube allein saß, wenn sie sich Beschäftigungen im Hause machte; so ließ sie der Sache ihren Lauf und glaubte für sich nichts zu fürchten zu haben.

Junker Michel setzte die Bekanntschaft in diesem Hause fort und nahm den ältesten Sohn, Jakob, zum Bedienten mit, als er auf die Universität ging. Im vierten Jahre seines akademischen Lebens fügte sichs, daß sein Herr Vater, der Kanzler von F** starb, weswegen Junker Michel die Universität quittiren und nach Hause kommen mußte. Nun ward Junker Michel Kammerjunker, wohnte im väterlichen Hause und behielt seinen treuen

Jakob

Jakob lange Jahre in seinen Diensten. Aber darüber wunderte sich iedermann, daß er nicht mehr auf dem Schlitten fuhr, oder, wenn er fuhr, Bringehers Pferd und Schlitten nicht nahm und mit keinem Fuß als Kammerunker in dessen Haus kam, da er doch ein Viertel Jahr vor seinem Abzuge von der Universität, bei seinem letzten Besuch tagtäglich da gewesen war. Als er ein halbes Jahr von der Universität zu Hause war, starb Bringehers Frau.

Gemeiniglich geschicht's, daß wenn ein Mensch den Mund zuschliest, daß ihn dann gehen andere zu öfnen anfangen. Unter der Hand hörte man mancherlei Urtheile und einer sagte sie immer im engsten Vertrauen dem andern ins Ohr, bis sie so ziemlich allen Ohren gesagt waren. „Man hat schon lange gesprochen," sagte einer, „daß die Bringeherin in die Wochen kommen sollte; nun stirbt sie und ist kein Kind da!" — „Jetzt," sprach man auf einer andern Straße, „wird der Kammerunker noch weniger zu Bringehers gehen, die Frau ist todt und Liesgen nimmt weiter nichts als Trinkgeld an." — „Gebt mir Achtung Leute!" sprach ein dritter, „Jakob wird nun zeitig genug die Schippe kriegen." —

Ich habe das meinen Lesern schon öfters gesagt, daß ich mich auf das Reden der Leute gar nicht einlasse. Wenn ich schon den wahren richtigen Grund mancher herumschleichenden

Rede weiß, ich lasse mir das doch nicht merken und sage nichts eher davon, als bis es iedermann weiß; damit's durch mich nicht weiter kömmt. Aber was den letzten Punkt anbetrift, da muß ich die Erinnerung machen, daß die Muthmaßung der Leute grundfalsch war. Jakob kriegte die Schippe nicht, sondern wuste sich so fest in des Kammerjunkers Gnade zu setzen, daß er etliche und zwanzig Jahre bei ihm in Diensten blieb. Er war derselbige Jakob, der den weissen Renzel von der Klinke abnahm und dem Herrn vors Bette brachte — derselbige Jakob, der dem Herrn Hofrath von F** öfters zu seiner Fräulein Braut nach Hungersdorf begleitete — und derselbige Jakob, der bei Emiliens Geburth noch des Herrn Geheimenraths Livree trug und auf Peter Vollmuths Kindtaufen aufwartete. Endlich aber, ein Jahr nach Emiliens Geburth, bekam Jakob doch plötzlich die Schippe. Er soll aber die Dreustigkeit gehabt haben, dem Geheimenrath beim Abschied unter die Augen zu sagen, daß wohl noch Zeiten kommen könnten, wo Ihro Excellenz Gott danken würden, wenn sie Jakoben wieder haben könnten.

Das muste auch eine wichtige Ursach haben! sagte die ganze Stadt; — um eine Kleinigkeit giebt man nach einigen und zwanzig Jahren keinem treuen Diener einen solchen Abschied! — und ich will nicht viel dafür verwetten, daß viele

meiner

meiner Leser nicht auch so denken. Aber diesmal irren sie sich mit der ganzen Residenz. Es war wirklich nur eine Kleinigkeit, um welche Jakob die Schippe bekam, und noch dazu ward sie aus dem weissen Renzel herausgesucht. Wenn nur der arme Schelm nicht noch dazu unschuldig gewesen wäre. An dem Tage, an welchen Emilie gerade ein Jahr ward, ließ ein gewisser Kavalier einen Junker taufen und hatte unter andern auch den Geheimenrath von F** und noch einen gewissen Herrn von St** gebeten. Dieser Herr lebte von seinen Renten ganz unabhängig und dienstlos in der Residenz und mischte sich so leicht in keine Sache, es mochte vorgehen was da wollte. Bei einer gewissen Gelegenheit war er einmal von Renzeln disiustirt worden, zu der Zeit, als er zum Hofmeister im Hause des Geheimenraths aufgenommen ward, und der Geheimerath war so gütig, Renzeln beizupflichten, dem Herrn von St** aber Genugthuung zu versagen. Von der Zeit an kamen der Geheimerath und Herr von St** in keiner Gesellschaft zusammen, wo nicht gestichelt ward und Unruhe entstand. Hier in dieser Gesellschaft mochte man's wohl zu arg gemacht haben. Was vorgefallen war, weiß ich nicht, man kann sichs aber aus dem Gespräch des Geheimenraths mit Jakoben leicht vorstellen.

Abends gegen acht Uhr, als die Tafel gedeckt werden sollte, schickte der Geheimerath

seinen Jakob, den Wagen zu holen und fuhr nach Hause. Freilich machte das ein grosses Aufsehen bei iedermann und Jakob wuste nicht, was er davon denken sollte. Er war aber der erste, der Licht in der Sache bekam.

„Jakob!“ sprach der Geheimerath beim Auskleiden, „was redst du all für ungewaschnes Zeug in den Tag hinein? ich werde dir das Maul garstig klopfen lassen!“

„Wenn Sie mir nicht mehr sagen wollen,“ antwortete Jakob, „so kann ich Ihnen nicht antworten.“

„Was ist denn das für ein verfluchtes ewiges Gerede von Renzel und Renzel!? Schon im ersten Jahre deines Dienstes hier in meinem Hause hatte ich dessen satt — aber nun gehts nach einigen und zwanzig Jahren wieder von neuen los — was ist das? Zuletzt soll ich ihn wohl gar selbst gemacht haben! Das kann doch unmöglich von iemand anders kommen als von dir?“

„Von mir? Gnädiger Herr! ich bitte sehr um Verzeihung. Wenn ich Ihnen meine Meinung offenherzig sagen soll, so glaube ich sicher, daß zu dem Renzel mein Vater und meine Mutter beide das ihrige beigetragen haben.“

Der

Der Geheimerath sahe Jakoben hier ganz zerstört an, und schien ziemlich in Hitze zu kommen: „Kerl“ sprach er, „was redst du?“

„Ich rede die Wahrheit und kann Ihnen das beweisen. Ich darf nur den Renzel holen, den ich sorgfältig aufgehoben habe. Es stehen die Buchstaben darin: T. B. — Das kann meines Vaters Name seyn, Tobias Bringeher; und wenn der's ist, so hat vermuthlich mein Vater den Flachs oder die Leinwand dazu gekauft und meine Mutter hat das Garn gesponnen oder wenigstens den Renzel genehet.“

„Du bist ein dummer Kerl! Ich rede von dem armen Schelm, meinem Hofmeister Renzel,“

„Das ist ein ganz anderer Renzel! nein! von dessen Ursprung kann ich weiter nichts gewiß beweisen, als daß ich ihn an Ihrer Stubenthür im Renzel gefunden habe.

„Du sollst aber gesagt haben, ich hätte ihn zum Renzel gemacht.“

„Das weiß ich nicht. Wenn ich aber das auch gesagt hätte, wär' es denn nicht wahr? oder wär' es Beleidigung für Sie? Das hieße doch weiter nichts, als: Sie haben ihm den Namen gegeben, erzogen und an Ihrem Tische fett gemacht. Das wäre doch so arg nicht, als was die Leute sagten, wenn sie mich veriren wollten!“

„Was

„Was sagten die?“

„Lassen Sie michs lieber nicht sagen, Sie möchten böse werden.“

„Ich will's aber wissen!“

„Gut! die Leute sagten: Renzel wäre mein Stiefbruder und ich diene bei“ —

„Halt das Maul, Kerl! ich höre wohl, du bist ein Esel, von dem vermuthlich alles Gerede herkömmt. Hier ist dein Lohn, geh deine Wege! — den Augenblick!“

„Wenn's so gemeint ist, so will ich Ihnen die ganze Wahrheit gestehen. Ausgebreitet habe ich die Nachrichten nicht, aber bekannt ist mir's, daß Sie Renzels Vater — und Verführer vermuthlich auch Mörder meiner Mutter sind. Gern wären Sie auch mein Schwager geworden, wenn man die Ehre hätte annehmen wollen. Aber dem ohngeachtet sind Sie für mich der Mann nicht, dessen Dienste ich suche; sondern ich habe aus Ehrfurcht gegen Ihre Frau Gemahlin so lange bei Ihnen ausgehalten, weil ich ihr ihre Leiden erleichtern konnte. Es können noch wohl Zeiten kommen, daß Ihro Excellenz Gott danken werden, wenn Sie Jakoben wiederbekommen können.“ — Der Geheimerath knirschte zwar mit den Zähnen, sagte aber weiter kein Wort und Jakob ging fort.

Von

Von der Zeit an ist Jakob in Löwenbarthschen Hause gewesen. Die Gelegenheit, wie er dahin kam, kann man leicht denken, er kannte die Frau Löwenbarthin von Hungersdorf her, und sie wuste, daß er ein guter treuer Diener war. Die Leute waren so zufrieden mit ihm, daß sie bei allen Gelegenheiten sagten: Bringeher soll, so lange er lebt, bei uns bleiben. Aber es kamen Umstände, die es nothwendig machten, daß Jakob wieder nach der Residenz ziehen muste. Sein Vater lebte noch und hatte das Unglück, daß er nicht sehen konnte. Man hatte ihm schon in jüngern Jahren häufig den Vorwurf gemacht, daß er nicht sehe — ja es fanden sich Menschen, die's noch schlimmer machten und sagten: er hört auch nicht! — Das war aber damals gewiß nicht andem. Der alte Bringeher handelte mit Junker Michel selbst um den Preis für die Stunde, und verstand ihn recht gut, wenn er auch noch so leise sprach. Er nahm auch das Geld selbst an, und Junker Michel betrog sich allezeit, wenn er einen blinden Bezen mit unterschieben wollte. Aber iezt war's wahr. In seinem hohen Alter hatte er das Gesicht ganz verloren und vom Gehör nicht viel übrig behalten. — So gehts manchmal! erst will — und hernach kann man nicht sehen.

Für den alten Mann war kein anderer Rath, er muste den jüngsten Sohn zu sich nehmen.

men und ihm Haus und Wirthschaft übergeben. Dieser nahm eine Frau und starb mit der Frau vier Wochen nach der Hochzeit in einem Tage an der Ruhr. Nun war der alte Vater ganz verlassen. Seine Tochter hatte einen Pächter geheirathet und lebte vier Meilen von der Residenz auf einem adelichen Guthe glücklich und vergnügt mit ihm. Sie hatte sich schon längst erboten, ihren Vater zu sich zu nehmen, aber er wollte aus seinem Hause nicht. Ja wenn er sein Gesicht gehabt hätte! Aber so muste das Leben in einem ganz fremden Hause für ihn noch trauriger seyn. Es war kein anderer Rath übrig, Jakob muste zu seinem Vater reisen, und die Lövenbarthsche Familie muste ihre Einwilligung dazu geben, so ungern sie ihn auch von sich ließ.

Magister Berstel muste mit seiner Reise eilen — die Stunde des Abschieds kam. Was soll ich davon sagen? Sind jemals Freunde gewesen, denen Trennung bitter ward, so waren's gewiß auch diese beiden Familien. Hätte Lövenbarth dem Wunsche seiner Kinder und seines Herzens folgen können, er wäre mit gezogen. „Ja!“ sprach er, „wenn ich sogleich dort wäre und mein Haus stände so da, wie es hier steht! Vielleicht in Zukunft!“ — Stumm küßten sie einander — die Reisenden weinten im Wagen — Lövenbarths sahen der Kutsche nach — kehrten alle um, sobald sie ihnen

ihnen aus den Augen war — trockneten die Augen — gingen ins Haus hinein und — machten die Thür zu. Im Wagen sprach kein Mensch eine ganze Meile lang kaum ein Wort, bis endlich Vollmuth daran dachte, daß der Postillon denken könnte, sie hätten alle den Mund zu Hause gelassen. Er wollte beim Abschied wieder die Bemerkung gemacht haben, daß Versteln der Abschied von Malchen besonders sauer geworden wäre, und fing darüber allerlei Scherzreden an, wodurch sie aufgemuntert und gesprächig wurden.

Von dem Abschied werden sie doch nicht den ganzen Weg lang bis in die Residenz hinein haben reden können? — Das versteht sich wohl von selbst! und ich dächte, man fragte nicht einmal darnach, was sie mit einander gesprochen haben mögen! — Wovon konnten sie sprechen? sie fuhren nach der Residenz und waren mit den Gedanken schon dort. Vollmuth sprach von nichts als von Emilien und die Gesellschaft sprach aus Gefälligkeit gerne mit.

Emilie hatte die freudige Nachricht durch Hansen bekommen, und empfand darüber eine so herzliche Freude, daß man die Würkung davon in ihrer blühenden Munterkeit, in ihren ruhigen Mienen sahe. Selbst die Geheimesräthin sammlete ietzt neue Kräfte und empfand den Wunsch zu leben heftiger als iemals, um das Glück ihrer Kinder vollenden zu können.

Ganz

Ganz wollen wir ihre Zufriedenheit nicht auf Vollmuths Rechnung schreiben, etwas trug dazu das mildere Betragen des Geheimenraths und die daher rührende ruhigere Lebensart in seinem Hause bei. Er war immer noch ein harter gefürchteter Vater, und wenns möglich wäre, daß ein sanftmüthiger Vater iemals so werden könnte, als er iezt war; so würden alle, die um ihn leben müsten, immer noch glauben, es sey ein böser Geist in ihn gefahren. Aber von einem iachzornigen Mann, an dem kaum in Jahren einige schwache Spuhren edler Gefühle hindurchschimmern, nimmt man schon einen freundlichen Blick für Sanftmuth auf und sieht ihn als eine halbe Bekehrung an.

Man kann sich leicht vorstellen, daß Emilliens und der Geheimenräthin Zufriedenheit nicht vollkommen, und ihre Freude nicht ohne Furcht seyn konnte. Des Geheimenraths ganze Milderung hatte Quellen die bald erschöpft waren und ruhete auf einem Grunde, der nicht bestehen konnte. Hätte ihm sein Gewissen in stillen Stunden nicht manchmal von Verantwortung etwas vorgeschwazt — wäre ihm der Bliz nicht durch die Seele gefahren, der von Liebens und Fuchsschwanzen in die Sale schlug — hätte er nicht, bei den Reden seiner Kollegen von Untersuchung, nach von Liebens Zurückkunft fürchten müssen, daß sein Antheil am Rathe der Gottlosen ans Tages licht kommen

möchte

möchte — gewiß er würde so nachgebend und lenkbar nicht gewesen seyn. Dazu kam noch, daß Wetter und Malheur mit möglichster Klugheit und Duldung alles thaten und trugen, um ihn in dieser lenkbaren Disposition zu erhalten; und dennoch würde alles fruchtlos gewesen seyn, wenn nicht Wetter das äusserste erwählte und den Schein einer Liebe gegen Emilien an sich nahm, welche bei dem Vater die Hofnung einer gewünschten Heirath unterhielt. Aber das sahe Emilie und die Geheimeräthin wohl ein, daß das Gründe und Absichten waren, die nicht lange bestehen konnten. Das Gewissen machte schon nicht mehr — die Furcht für Verantwortung war mit von Liebenau aus dem Lande gereist — und wenn nun Vollmuth wieder kam, so wars gewiß genug, daß des Geheimenraths ganzes System umfallen muste und argwöhnischer Verdacht in sein Herz zurückkehren würde. Wie viel trübe drohende Wolken schwebten da vor ihren Augen, wenn sie in die Zukunft sahen! Nichts konnte ihren Muth halten, als die Versichrungen ihrer Freunde, daß sie alles für sie thun und aufopfern wollten, um sich Vollmuths aus allen Kräften anzunehmen.

Unterdessen waren die jungen Würdige von der Universität nach Hause gekommen und hatten mit Wettern und Malheuren die vertrauteste Freundschaft geschlossen. Die Wahl

des Kirchenkollegiums machte ihnen allen unaussprechliche Freude, und die Nachricht von Vollmuths Zurückkunft ließ ihren Herzen keinen Wunsch mehr übrig. Nun machten sie sich die Hofnung, das seltene Glück noch lange — vielleicht immer zu geniessen, daß sie in einem kleinen Zirkel der edelsten Menschen leben könnten, die ihnen unter allen auf der Welt die liebsten und werthesten waren. Man stelle sich die Freude vor, als sie alle zusammen in einem Wagen kamen.

Der Generalsuperintendent hatte sichs in seinem letzten Schreiben an Magister Versteln zur Freundschaft ausgebeten, daß er bei ihm abtreten möchte, und seit einigen Tagen war er stündlich erwartet worden. Endlich kam an einem Sonntage gegen Abend eine Kutsche gefahren. Vier Fensterflügel der Superintendentur flogen zugleich auf als der Postillon ins Horn stieß, und flogen eben so schnell wieder zu, als der Wagen hinüber bruste. Malheur und Wetter waren zum Besuch da, und letzterer sprang zuerst zur Thür heraus. „Ach Vollmuth!“ schrie er, als er den Schlag des Wagens eröfnete und dieser zuerst ihm entgegen stieß, so laute, daß es alle im Hause hörten. Er vergaß, daß mehrere Personen im Wagen waren und hielt ihn noch in seinen Armen geschlossen, als sie alle schon aus dem Wagen gestiegen, und in das Haus hinein gegangen waren.

wären. Malheur riß sie beide aus der Umarmung, schob sie freundschaftlich hinein und machte die Thür zu.

Martin war nach der Post geschickt worden und als er zurück kam, traf sichs, daß er gerade vor der Superintendentur war, indem der Wagen still hielt und Wetter: „ach Vollmuth!“ rief. Der Mensch würde ausschweifend in seiner Freude gewesen seyn, wenn's der Wohlstand erlaubt hätte, hier seinen Empfindungen den Ausbruch zu verstatten. Er lief was er könnte, und da der Weg vor die Wohnung seiner Frau vorbei ging, bei welcher sich sein Bruder Hans seit seiner Zurückkunft aufhielt, so waren dies die ersten Personen, denen er diese freudige Nachricht brachte. Dann eilte er zu Emilien, so daß Vollmuths Ankunft in der ersten Minute alle diejenigen Personen erfuhren, die sie vor der Hand wissen sollten.

Die ersten Umstände fügten sich so glücklich, als wenn sie mit Fleiß darauf angelegt wären, Vollmuths Aufnahme feierlich und seine Freude am ersten Abend vollkommen zu machen. Der Geheimerath lag zu Bette und schmollte mit sich selbst, — mit dem lieben Gott und mit allen Menschen im Hause. Er hatte den Tag am kranken Fuß die Ader öffnen lassen. Unter der Hauptpredigt ging er, ich weiß nicht was zu suchen, auf dem Boden herum. Der fatale Schlauch war seit dem unglücklichen Fall des

Geheimenraths nicht wieder hergestellt worden, und er hatte den Boden mit keinem Fuß wieder betreten. Der Deckel lag auf der Oefnung. Man war aber unbedachtsam gewesen und hatte nicht bemerkt, daß der Fals, worein er ruhete, auf der einen Ecke von beiden Seiten weggebrannt war. Der Geheimerath ging zuversichtlich und hatte keine Bedenklichkeit zu machen nöthig, weil er den Deckel in seiner völligen Ruhe liegen sahe. Noch ehe er den Fuß hinauf setzte, dachte er an seinen unglücklichen Fall und — verfluchte Vollmuthen noch einmal. Jetzt war er aber sicher. Er trat mit dem rechten Fuß auf die Ecke, wo der Fals weggebrannt war; die Ecke trat sich hinein, und die gegenüberstehende ging in die Höhe; der Geheimerath kam darauf zu reiten und schlug hernach um; so daß er fast so unglücklich als das erstemal fiel, ob er gleich oben liegen blieb.

Martin hatte in der Sackkammer seine Schneidebank stehen und hatte sich erst hingesetzt, einen Stiel ins Küchenbeil zu schneiden. Der Mensch erschrack grausam, als er das Gepoltere hörte und, indem er die Augen aufhob, des Geheimenraths Fuß heraushangen und Blut an demselben herunterträufeln sahe. Er schmiß das Schneidemesser, ohne zu sehen, wohin aus der Hand, und eilte seinem Herrn zu Hülfe. Der Kutscher begegnete ihm in der Hof-

Hofthür: „geschwind,“ befahl er dem, „hole einen Barbier, der Herr ist gefallen! den ersten den besten.“ Aus der Küche nahm er den Koch mit und lief nach dem Boden zu.

Damals war in der Residenz die Mode, daß kein junger Herr von Stand und Lebensart mit einem Bart vom gestrigen Tage in die Kirche ging. Man hatte die Bemerkung gemacht, daß die Schönen, wenn man ihnen mit einem solchen Bart einen Kuß geben wollte, im ersten Gefühl der Berührung zurück bebten und der Kuß niemals kräftig genug gerieth. So, schloß man, kanns auch wohl seyn, daß der Schall von den Worten des Predigers in den Haaren eines Barts von gestern sich bricht und zurück bebt, daß man nichts im Zusammenhange verstehen kann. Lieber blieb man aus der Kirche und — ließ sich den Barbier die Beine inzwei laufen. — Dem Geheimenrath kam diese Mode diesmal sehr zu statten. So wie der Kutscher die Hausthür aufmachte, kam eben so ein Mensch gelaufen, der einen rothen plüschenen Beutel unter dem Arm hatte und eine meßingene Kanne in der Hand trug. Der Mensch wollte sich so ungern aufhalten lassen, weil noch ein Dutzend Bärte auf ihn warteten und sein Herr nicht Chirurgus vom Hause war. Aber er wäre mit einem ganzen Rockschoos nicht vorbei gekommen.

Warlich es war Noth vorhanden! Martin und der Koch hatten unterdessen den Geheimenrath aufgehoben und trugen ihn in seine Stube hinein, als der Barbier die Treppe herauf kaum. „Geschwind!“ rief Martin, „geschwind! die Ader ist aufgegangen.“ — Der Mensch konnte wohl noch eine andere Ursach haben, warum er so ungern ins Haus herein wollte. Vielleicht furchte er sich, einen Schaden zu finden, für welchen er keinen Rath wuste. Sobald er von Martinen hörte, daß die Ader aufgegangen sey, warf er Hut, Beutel und Kanne aus der Hand, sprang voran, machte die Stubenthür auf und half den Geheimenrath aufs Bette bringen. Aber der arme Barbier wäre beinahe mit dem Geheimenrath zugleich ohnmächtig geworden, als der Strumpf abgezogen ward. Die Ader war nicht nur aufgegangen, und hatte dreimal so viel Blut von sich gegeben, als man vorhero weggelassen hatte, sondern das Schienbein war dermaßen abgeschunden, daß der Fuß gefährlicher aussahe als er war, und der Geheimerath entkräftet wie todtliegen blieb. Er verband die Ader und wuste weiter nichts für den Patienten zu thun. Man befand sich in großer Verlegenheit. Die Geheimeräthin und Emilie waren in der Kirche — der Barbier ergrif Kanne, Sack und Hut und lief, was er konnte, die Treppe hinunter.

Der Kutscher war ein nachdenklicher Kerl. Er hatte gleich gedacht, daß mit dem aufgefangenen Barbier nicht viel zu thun seyn möchte, und war sogleich hingelaufen, des Geheimenraths Leibchirurgus zu rufen. Dieser kam und erschrack über den Anblick. Er brachte die Lebensgeister erst wieder in Bewegung, hernach wusch er den Fuß, und verband ihn. Aber — damit war's noch nicht genug! — „Ach!" — sagte der Geheimerath mit klagender Stimme, „Herr Kumphlin! — den grössesten Schaden haben Sie noch nicht untersucht! — ich glaube, daß ich Zeitlebens ungesund und elend seyn werde."

Unterdessen war die Geheimeräthin aus der Kirche gekommen und trat eben zur Stube herein, als der Chirurgus den Schaden untersuchte. Wie erschrack sie! — Der Geheimeräth hatte sich einen solchen gefährlichen Bruch gefallen, daß ein größrer Theil seiner Gedärme ausser dem Leibe war als in dem Leibe. — „Ach Gott, mein Kind!" sprach sie mit Thränen, „hätten Sie doch nur nicht am Sonntage Ader gelassen — — und unter der Kirche auf den Boden hin zu gehen!" — Damit kam sie aber schlimm an. Er hatte in seinem ganzen Leben sehr oft zur Ader gelassen und allezeit einen Sonntag dazu gewählt. Er konnte und durfte jetzt nicht mit Nachdruck sprechen, „man sah es ihm aber an den Augen an, daß er gern mehr

gesagt hätte. „Wollen Sie mich todt ärgern?“ — mehr sprach er nicht; aber das wenige sprach er mit mehr Heftigkeit als dem Barbier lieb war. Die Geheimeräthin bekam noch einen nachdrücklichen Geheimenrathsblick und der Chirurgus bat, daß sie sich entfernen möchte. Sie ging hinunter; setzte sich neben Emilien und weinte mit ihr.

Gegen Abend ward der Geheimerath recht schlimm. Der Bruchkur war der Chirurgus allein nicht gewachsen, er muste, damit die Sache ellig genug ging, drei Schneider zu Hülfe nehmen. Der eine von diesen war der geschickteste Meister in der Residenz und Leibschneider des Fürstens. Dieser Mann handelte so uneigennützig, daß er Liesgen in Vorschlag brachte. „Wir wollen,“ sprach er, „den Band bald zu Stande bringen, und ihn so gut machen, als wir können, aber — wollen Sie recht verwahrt seyn, so schicken Sie zu Liesgen. Das Mägdchen besitzt in diesem Stücke eine ganz besondere Geschicklichkeit, und weiß Vortheile, die wir nicht wegkriegen können. Ueberwinden Sie sich! Sie hat mehr Brüche unter ihren Händen gehabt. Sie nimmt Ihnen das Maas, legt den Band selbst um und — nach einem halben Jahre können Sie ihn wieder wegwerfen und sind gesund.“

Das Liesgen werden meine Leser vermuthlich noch kennen, ob ich Ihnen gleich eine geraume

geraume Zeit nichts von ihr gesagt habe. Sie war des Handschuhmachers Tochter, der des Geheimenraths Nachbar von hinten zu war. Was thut man nicht in der Noth! — der Geheimerath ließ Liesgen rufen und legte sich unterdessen in eine Lage, die bei den gegenwärtigen Umständen in aller Absicht die beste war. Aber — Liesgen wollte nicht kommen. Sie entschuldigte sich damit, daß sie die Sache nur im Kleinen getrieben hätte und im Grossen gar nicht damit umzugehen wüste. Höchstens sechs Jahre, älter dürfe kein Kind seyn, sonst hülfe ihre Kunst nichts. — Der eine von den gegenwärtigen Meistern war ein leichtfertiger Mann. „Ganz gewiß," sprach er, „haben Sie Liesgen einmal beleidigt; — ich weiß gewiß, daß sie Jünglingen und Männern schon gedienet hat" und machte dadurch, daß der Geheimerath zur unrechten Zeit an Renzels Schlauchfahrt erinnert ward, wobei er freilich der Erinnerung seiner eigenen Durchfahrt sehr nahe kommen muste. Im Grunde mochte der Mann wohl Recht haben, und ich glaube selbst, daß Liesgen die Erzählung noch nicht vergessen hatte, welche der Geheimerath von ihrer nächtlichen Fatalität mit Renzeln in einer zahlreichen Gesellschaft gemacht hatte. Man schickte ohne Wissen des Geheimenraths noch einen Boten an sie ab, aber sie blieb bei ihrer Entschuldigung, und die Herren Schneider muslen sich hinsetzen und ihre Kunst versuchen.

Der Band gerieth nach des Chirurgus Urtheil sehr gut, und ward umgelegt. Aber der Fuß ward schlimmer — die Rose schlug dazu. Der Geheimerath war ausserordentlich mürrisch, daß er im Bette liegen muste, und gab Befehl, daß kein Mensch — auch aus dem Hause niemand, zu ihm gelassen werden sollte. Die Geheimeräthin empfing diese Nachricht nicht ohne Kränkung; indessen weiß man wohl, daß Kränkungen so heftig nicht seyn können, wenn man ihrer seit einigen und zwanzig Jahren gewohnt worden ist. Adolf kam eben aus seiner Stube und wollte zum Hause hinausgehen. „Mein Sohn!“ sprach die Geheimeräthin liebreich bittend zu ihm, bleib doch heute bei deinem Vater; — oder wenigstens im Hause, wenn er etwa Hülfe nöthig haben sollte.“ — „Madam!“ gab der [illegible] zur Antwort, „für Sie schickt sich das Krankenwarten besser als für mich“ — und ging fort, ohne die Mutter anzusehen. Im Augenblick der Beleidigung fühlte sie, was eine edle Mutter hier fühlen muste, aber in der folgenden Minute war sie froh, daß Adolf sich nicht hatte zurückhalten lassen.

Eben iezt war's, als Martin mit der Nachricht kam, daß Vollmuth glücklich angekommen sey. Ich glaube, daß alle meine Leser und ich selbst dieselbe Entschliessung gefast hätten, wenn wir uns in dieser Lage befunden hätten.

Der

Der Geheimerath lag im Bette, und sahe sich gewiß in den nächsten vier Wochen nach seiner Gemahlin und Tochter nicht um. Adolf aber war noch niemals vor Mitternacht nach Hause gekommen, wenn er um die Zeit weggegangen war, und auf die Verschwiegenheit der Hausgenossen konnte man sich sicher verlassen. Die Geheimeräthin und Emilie gingen zu Würdigs, und traten in die Stube hinein, als der alte Generalsuperintendent Vollmuthen in seinen Armen eingeschlossen hielt und herzlich küste.

Vollmuth stand mit dem Rücken nach der Thür hin, hatte aber seine Augen gerade auf den gegenüberstehenden Spiegel gerichtet und sahe Emilien hereintreten. Sie suchte ihn noch mit ihren Augen, als er sich schnell umkehrte und mit offenen Armen auf sie zu sprang. Sie gab sich seiner ganzen Zärtlichkeit preis und dankte ihm mit tausend Küssen für alle Leiden, die er ihretwegen erduldet hatte. Vollmuth riß sich aus den Armen seiner Emilie los und küste der Geheimenräthin mit kindlicher Ehrfurcht die Hand, die ihn dafür mit mütterlicher Zärtlichkeit an ihr Herz drückte und mit ihren Mienen zeigte, daß sie sich für alle seinetwegen ausgestandene Angst und Unruhe in dem Augenblick reichlich belohnt hielt. Von allen Seiten bekamen sie Glückwünsche, und alle gegenwärtige Freunde verbanden sich, aus allen Kräften

dahin

dahin zu arbeiten, daß Vollmuths Glück und seine Verbindung mit Emilien befördert würden. Sie blieben im vollkommensten Vergnügen den ganzen Abend bei einander, bis die Stunde kam, welche die Geheimeräthin und Emilien aufzubrechen nöthigte.

Ich habe meinen Lesern seit einer geraumen Zeit nichts von Adolfen gesagt. Nun kann ich aber nicht länger von ihm schweigen, weil er eine neue Rolle zu spielen anfängt, wobei er keinen seiner angenommenen Grundsätze verleugnet. Die Geheimeräthin hätte richtig geurtheilt, als sie ehedem ihre Gedanken über die Bildung ihrer Söhne gegen ihren Gemahl ausließ: er war der natürliche vollkommene Renzel bis auf die kleinsten Züge seines Charakters. Der Vater bekümmerte sich wenig um ihn. Das that er; vom ersten Tage seiner Zurückkunft an richtete er alle seine Anschläge dahin, Adolfen eine Bedienung zu verschaffen, die seinem Stande und Verdiensten angemessen wäre. Er bediente sich seines Ansehens bei dem Fürsten, setzte alle seine Kreaturen in Bewegung, bot List und Intrigue auf und — empfands grausam übel, daß er bishieher seine Absicht nicht hatte erreichen können. — Adolf machte sich unterdessen der Residenz als den nichtswürdigsten Menschen bekannt. Frühmorgens schlief er bis zehen Uhr. Dann setzte er sich hin und strickte bis zur Tischzeit Filet, welchen

chen ergunter der Hand durch Trödelweiber verkaufen ließ. Nach der Mahlzeit ging er in einen bestimmten Gasthof, wo er mit dem Schweinschneider, einem Doktor, und dem Schornsteinfeger deutsch Solo spielte. Gegen Abendbrods Zeit ging er eine Stunde nach Hause und nach dem Abendessen in die verrufensten Häuser der Stadt, wo er seine Vergnügungen für so wohlfeile Preise kaufen konnte, als der niedrigste Mußketier, der keine Kost verachtet. Bleich und entkräftet schlich er um Mitternacht nach Hause, und gähnte um zehen Uhr, wenn er wieder aufstehen sollte. Der Vater glaubte, Adolf grämte sich, daß er als der Sohn eines der vornehmsten Diener des Fürstens so lange ohne Charakter und Besoldung bleiben müsse; er gab ihm also täglich Geld in die Hände und rieth ihm an, vergnügende Veränderungen zu suchen. Die Mutter aber sahe in iedem Blick, den sie auf Adolfen warf, die Zeit näher heran rücken, in welcher der letzte Punkt ihrer Prophezeihung von den Schicksalen ihrer Söhne erfüllt werden würde. So war beinahe ein halbes Jahr hingegangen, seitdem Adolf wieder zu Hause war.

Jetzt fing Adolf an, sich inne zu halten. Den ersten Tag nach Vollmuchs Ankunft merkte man keine Veränderung; aber in den darauffolgenden acht Tagen stellte er alle seine Gänge ein, bis auf seine Abendgesellschaften,

 die

die er nicht unbesucht lassen konnte. Er ging beständig im Hause herum oder lag im Fenster, so daß kein Mensch aus- oder eingehen konnte, er muste ihn gewahr werden. Dabei that er gleichwohl so schüchtern und ängstlich, daß er keinen Menschen frei ansehen konnte. Der Geheimenräthin kam sein ganzes Betragen verdächtig vor, und Emilie hegte denselben Argwohn. „Ganz gewiß," sprach sie, „hat er Vollmuths Ankunft erfahren und soll aufpassen, ob er nicht zu uns kömmt." Es war auch nicht möglich, eine Zusammenkunft zu veranstalten; nicht einmal zu sehen bekamen sie sich. Ging Adolf auch des Abends aus, so muste man doch fürchten, er könnte auspassen, und hielts für rathsamer, sich vor der Hand auf einen Briefwechsel einzuschränken, der unter Martins Besorgung sicher unterhalten werden konnte.

So wenig Mutter und Tochter die Gesellschaft ihres Gemahls und Vaters zu suchen geneigt waren, so gern hätten sie's ietzt gesehen, wenn sie nur einige Stunden hätten um ihn seyn können. Aber daran war in der ietzigen Lage der Sachen nicht zu gedenken. Wetter und Malheur waren schon da gewesen und hatten den Geheimenrath besuchen wollen, sie waren aber mit der Entschuldigung abgewiesen worden, daß Ihro Excellenz zu Bette lägen und keinen Besuch annähmen. Auch Martin konnte

weiter

weiter nichts sagen, als daß der Herr sehr ängstlich und unruhig wäre und Adolf wider seine bisherige Gewohnheit ganze Stunden bei ihm zubrächte. Am achten Tage endlich war's ihm gelungen, sie in einer Unterredung zu behorchen.

Martin war weggeschickt worden, und als er wieder kam, ging er ganz leise in seine Stube, seinen Hut abzulegen, ehe er seinem Herrn Antwort überbrachte. Adolf war noch bei ihm und, weil sie allein und sicher zu seyn glauben machten, sprachen sie so natürlich, daß Martin, als er dicht an die Wand neben dem Ofen trat, alle Worte verstehen konnte. So bald er nur die ersten Worte gehört hatte — so hätte er sich nicht gerührt, um kein Geräusch zu machen, das ihn verrathen könnte, wenn ihm auch, ich weiß nicht was, angekommen wäre.

„Ihr seid," sprach der Geheimerath, „einer wie der andere dumme ungescheute Kerle, mit denen nichts anzufangen ist!"

„Was können wir für den Ausgang," antwortete Adolf.

„Wer denn sonst?"

„Konnten wir denn das Donnerwetter kommandiren! — Warum kam der Bliß nicht eine Minute eher, als Vollmuth noch im Kahne war? — Meinetwegen hätte er das Schiff immerhin mit in den Abgrund hineinschlagen können! An den zwanzig Hundsvöttern, die darauf

darauf gewesen seyn mögen, hätten Sie und ich nichts verloren. — Wir hatten unsern Entwurf wohl überdacht und listig ausgeführt?"

„O ia! — freilich seid ihr kluge Narren! — Wie gehts denn zu, daß Vollmuth wieder kömmt? — Warum hat ihn denn der Schiffer nicht nach Fetz, Tunis oder Marocko verkauft, so hätte er das Wiederkommen wohl sollen bleiben lassen!"

„Was können wir dafür? und wer weiß, wie das zugeht? Wäre nur Fuchsschwanz da, so könnten sie es von dem selbst hören, daß der Bube dem Schiffer mit der Bedingung ist übergeben worden. Daß der sein Wort so schlecht gehalten hat, dafür können wir doch nicht! Wer weiß es? der Kerl kann abergläubisch seyn und geglaubt haben, daß der Blitz, Vollmuthen zu rächen, herabgefahren sey. Dann ist's natürlich, hat er sich gefurcht, einen Heiligen den Barbaren zu verkaufen und auf der Stelle die Gelübde gethan, ihm die Freiheit zu geben, damit ihn nur das Wetter nicht auch erschlagen solle."

„Warum kann ich denn aber ietzt mit dir nichts anfangen? Du und ich haben ia Schimpf und Schande vor der Welt zu fürchten, wenn die Sache bekannt wird, und — 's ist ia doch kein Ernst mit dir! Ich möchte nur wissen, ob Vollmuth mag erfahren haben, daß ich von

„dem

dem Anschlage etwas gewust und dich zur Ausführung gebraucht habe? Was hilft dein tägliches Laufen?"

„Wie soll man das erfahren können? Der Kalmäuser kömmt ia nicht aus dem Hause! Trauen Sie nur Wettern und Malheuren, da werden Sie's treffen!"

„Weist du denn auch das nicht, ob Emilie und ihre Mutter Nachricht von Vollmuths Zurückkunft haben mögen?"

„Nachricht haben — ia! — Ich glaube, daß sie ihn längst gesprochen haben; — aber — wer soll denn etwas von ihrem Thun und Lassen erfahren, so lange Martin im Hause ist?"

„Martin ist ia ein guter Kerl!"

„Ja! so gut als sein Bruder Hans" —

Hier kam iemand zur Treppe herauf und wenn Martin nicht Gefahr laufen wollte, gesucht und ertappt zu werden, so muste er eiligst seinen Posten verlassen. Er schlich leise zur Stube hinaus und sahe einen Mann die Treppe herauf kommen, der ihm unbekannt war.

„Ich wollte den Herrn Geheimenrath gern sprechen; ist er zu Hause?"

„Zu Hause ist er wohl, aber er ist krank und liegt im Bette. Ich zweifele, daß er sich wird sprechen lassen."

„Wenns nicht seyn kann, so muß ich ein andermal wiederkommen.“

„Wartet! ich will's dem gnädigen Herrn sagen. Wie heist ihr?“

„Bringeher.“

„Bringeher?“

„Ja! Jakob Bringeher.

Nun ging Martin mit starken Tritten nach dem Zimmer des Geheimenraths hin, als wenn er erst die Treppe herauf käme, und überbrachte die rückständige Antwort. „Gnädiger Herr!“ sprach er hierauf, „es ist ein Mann da, der Sie zu sprechen verlangt. Er nennt sich Bringeher.“

„Bringeher?“ rief der Geheimerath mit weit grösserer Verwunderung als Martin.

„Ja! Jakob Bringeher“ antwortete dieser und — wider alle seine Erwartung befahl der Geheimerath, daß er herein gelassen werden sollte.

Das werden sich meine Leser wohl von selbst vorstellen, daß vor der Thür nichts zu hören war. Martin stellte sich freilich auf seinen verlassenen Posten, aber wenn ich diesmal sonst keinen Weg gehabt hätte, etwas zu erfahren, als durch Martinen; so würde ich hier ganz gewiß abbrechen müssen. Im Zimmer des Geheimenraths ward so leise gesprochen, als

wenn

wenn die wichtigsten Geheimnisse abgehandelt würden. Aber Bringeher erzählte seine Unterredung mit dem Geheimenrath Vollmuthen, Vollmuth schrieb dessen Erzählung Emilien, und ich schreibe sie für meine Leser auf.

„Unterthäniger Diener gnädiger Herr!“

„Bist du es, oder ists dein Geist? was für ein Unglück hat dich wieder in die Residenz gebracht?“

„Die Noth,“ antwortete Bringeher und zog den Kopf in die Schultern, „ich durfte meinen alten Vater nicht allein lassen; sonst — wäre ich nie wieder hieher gekommen.“

„Ist dirs so wohl gegangen?“

„Ja! ich kann's nicht anders sagen, recht sehr wohl.“

„Wo bist du denn gewesen?“

„Ich habe hie und da gedient und zuletzt bin ich bei einem gewissen Kaufmann in ☽ ** Markthelfer gewesen.“

„Nun! was bringst du mir?“

„Ich habe eine grosse Bitte, gnädiger Herr! Ich war kaum eine Stunde hier, so starb mein alter Vater. Nun will meine Schwester ihr Erbtheil unverkürzt haben und gleichwohl mir aufbürden, daß ich, da ich das Haus annehme, die darauf haftende Kontribution

allein bezahlen müsse. Ich dächte, das könnte mir nicht zugemuthet werden, und wollte mich bei Ihnen einen guten Rath ausbitten."

„Einen guten Rath? — hum" — saß der Geheimerath eine lange Weile und sahe bald auf Adolfen, bald auf Bringeheren. „Weist du was," fing er endlich wieder an zu reden, „zieh wieder zu mir, so will ichs machen, daß du gar nichts geben sollst."

„Ja wer wird uns denn die Kontribution schenken?"

„Schenken? — dafür laß mich sorgen! deine Schwester soll sie bezahlen müssen."

„Meine Schwester?! das wäre ja eben so unbillig, als wenn ich sie allein bezahlen sollte! Nein! das verlange ich nicht! Sie soll nur die Hälfte beitragen, so wie sie die Hälfte von der Verlassenschaft bekömmt."

Beinahe hätte der Geheimerath aus einem andern Ton zu sprechen angefangen. Einige Falten zeigten sich schon vor der Stirne; er besann sich aber und behielt so ziemlich die vorige Stimmung. — „Bist du noch so ein dummer gewissenhafter Kerl? Nun so sollst du die Hälfte bezahlen! willst du zu mir ziehen?"

„Ich weiß es nicht; — ich bin ja schon ein alter Kerl. Sie werden mit meinen Diensten nicht zufrieden seyn."

„Narr!

„Narre! Narre! — nicht zufrieden seyn?—, wir sind ia so lange mit einander fertig geworden.“

„Ja! wissen Sie auch wohl, daß Sie mich in grossem Unwillen von sich liessen?“

„Ei was Unwillen! das war ein Mißverständniß. Sage mir nur, ob du zu mir ziehen willst.“

Bringeher bat sich bis Morgen Bedenkzeit aus, ging hin und erzählte den ganzen Handel Vollmuthen, und kam den andern Tag wieder zum Geheimenrath. „Nun!“ rief er ihm entgegen, was bringst du? ia oder nein?“— „Ja!“ antwortete Bringeher, „aber Geduld müssen Sie mit mir haben. Treu und redlich will ich Ihnen dienen, so gut als das erstemal, aber erwegen Sie, daß meine Jahre zugenommen und folglich meine Kräfte abgenommen haben.“ So wurden sie einig!

Ein Glück wars, daß Bringeher kam. Zu einer gelegenern Zeit hätte sein Vater nicht sterben können. Sobald Adolf nur ein Wort davon sagte, daß Martin Hansens Bruder sey, sobald war der Abschied gewiß und Martin selbst erwartete nichts anders. Für seine Person hatte er auch keine Ursach, sich darum zu grämen; aber die Geheimeräthin und Emilie waren ganz trostlos, als er ihnen Adolfs und des Geheimenraths Gespräch

erzählte. „Dann," riefen sie beide aus, „steh uns Gott bei!"

Bringeher war der Geheimenräthin recht wohl bekannt und Martin verschwieg den Umstand nicht, daß dieser dazu gekommen wäre und ihn gestöhrt hätte. Aber was er anzubringen hatte, konnte Martin nicht sagen und noch weniger konnte die Geheimeräthin sich's einfallen lassen, daß ihn ihr Gemahl an Martins Stelle nehmen würde. Emilie bekam durch ihren Vollmuth die Nachricht davon eher, als Bringeher dem Geheimenrath seine Entschliessung bekannt machte. Sie las seinen Brief, fand ihre Sorge gehoben und sprach mit zufriedener Miene, indem sie ihrer Mama den Brief gab: „so geht's an!

Martin zog mit Freuden weg, die Geheimeräthin und Emilie nahmen Bringehern mit Zufriedenheit auf und ich bin herzlich froh, daß kein fremder Kerl ins Haus kömmt, dem man sich anzuvertrauen nicht wagen darf.

Der Geheimerath ward wieder besser. Von seinen Rathschlägen und Unterredungen mit Adolfen erfuhr man nichts, obgleich Bringeher so gut horchen konnte als Martin. Unterdessen sahe man aus allen Umständen, daß sie beide voller Angst und Sorgen waren und im Hause furchtsame Heuchler spielten. Nach aller Wahrscheinlichkeit war's ihre Absicht; sie wollten

ten erst sehen, wie sich Vollmuth betragen würde und ob sie wegen des letzten Streichs für Verantwortung sicher wären. Vater und Sohn fingen daher wieder an freundlich mit Mutter und Tochter umzugehen und Wetter sowohl als Malheur wurden wieder zur Gesellschaft gebeten.

Man kann sich's leicht vorstellen, wie die Geheimeräthin mit ihrer Tochter und ihren Freunden aussahe! — so wie man natürlich aussieht, wenn man in Gesellschaften ist, wo einer dem andern nicht viel Gute zutrauet. Da sassen sie Viertelstunden lang steif und stumm, und schielten von allen Seiten nach dem Geheimenrath hin, als wenn sie aus seinem Gesichte die Temperatur seines Bluts, wie am Thermometer die Grade der Wärme und Kälte beurtheilen könnten. Jedes Wort ward lange überlegt und doch mit trockener Zunge und bebenden Lippen ausgesprochen. Der Geheimerath bemerkte diese Veränderung in der ersten Zusammenkunft, und war am allerwenigsten damit zufrieden. Er glaubte, vertrauliche Offenherzigkeit und andringende Zutraulichkeit von seinen Kindern und Freunden mit Recht fodern zu können und wenn er sie vermiste, so hatte er vorhergegangene unedele, harte und kränkende Begegnungen vergessen, und hielt niederschlagende Furchtsamkeit für undankbare, unredliche Gesinnung. Er wollte schon anfangen, beleidigende

digende Vorwürfe zu machen, als iemand anklopfte. Es war der Generalsuperintendent Würdig.

Wenn ich auch meinen Lesern theuer versichern wollte, daß sich alle diese Umstände, auch Würdigs Besuch von ohngefähr so gefügt hätten, so weiß ich doch nicht, ob sie mirs glauben würden. Ich will also lieber gleich die Wahrheit gestehen; der Besuch war verabredet. Meine Leser können das wissen, — der Geheimerath darf's nur nicht erfahren. Man wuste gar nicht, wie man sich in Absicht auf Vollmuthen verhalten sollte. Der Geheimerath wuste recht gut, daß Vollmuth angekommen war, man konnte sich aber wohl vorstellen, daß er sich davon kein Wort würde merken lassen. Sollte nun Wetter oder Malheur von ihm zu reden anfangen? — oder sollten sie, wie er, schweigen? — wie schwer war die Frage zu entscheiden! Erwähnten sie ihn, so konnte das Gelegenheit zu Zank und Verdruß geben, — schwiegen sie, so machten sie sich ihm alle verdächtig. „Seyn sie ohne Sorge," sprach Würdig, als sie ihm ihre Verlegenheit entdeckten, „ich will Sie herausreissen. Es ist billig, daß ich den Geheimenrath einmal besuche. „Da er Sie annimmt, so wird er mich nicht abweisen, ich will kommen wenn Sie da sind."

Man

Man sahe es dem Geheimenrath an, daß er sich sehr alterirte, als der Generalsuperintendent hereintrat; er ward blaß im Gesichte und konnte für zitternder Bewegung seiner Füße nicht stehen. Seine Krankheit muste ihm zur Entschuldigung dienen; sie setzten sich alle. Würdig muste freilich erst einige Minuten nehmen, von dem unglücklichen Fall des Geheimenraths zu reden und ihm Glück zu seiner Genesung zu wünschen; es währte aber nicht lange, so nahm er eine Wendung und kam auf seine Söhne. Sie sollten examinirt werden, und seine Absicht war, einen Tag zu bestimmen, wenn das Examen angestellt werden könnte. „Es sind auch Juristen da," sprach Würdig, „die examinirt werden müssen; wenn Sie nur bald wieder hinauf kommen können!"

„Juristen?" antwortete der Geheimerath, „ich weiß nur von einem, das ist Ihr Sohn. Meinen Sohn, hoff ich doch, wird man nicht erst examiniren wollen."

„Vollmuth, Herr Kollege! — Ihr Pathe ist auch angekommen."

Der Geheimerath hatte das nicht gedacht, daß sich Vollmuth würde einfallen lassen, sein Glück in der Residenz zu suchen, und erschrack über den Gedanken, daß er ihn in Zukunft vor seinen Augen sollte herumgehen sehen, so sehr, daß er beinahe vergessen hätte, was er mit

Adolfen verabredet hatte. „Vollmuth!“ sprach er ängstlich, „ist denn der ein Jurist?“

„Ja! Herr Präsident! ich glaube, daß er Ihnen Ehre und Freude machen wird.“

„Der undankbare“ —

„Verzeihen Sie, das ist er nicht! Er rühmt mit vieler Empfindung die Wohlthaten, die Sie ihm erzeigt haben und wird Ihnen mit tiefer Ehrfurcht die Hand küssen, wenn Sie nur erlauben wollen, daß er sich Ihnen demüthig nähern darf.“

„Verschonen Sie mich damit,“ Herr Superintendent! — An seinem Glücke will ich ihm nicht hinderlich seyn, das sagen Sie ihm; aber das soll er nie wagen, mein Haus zu betreten. Wenn er das gewollt hätte, so hätte er sich müssen anders aufführen.“ —

Der Superintendent wollte wieder antworten und vermuthlich Vollmuthen weiter vertheidigen; Malheur fiel ihm aber ins Wort und machte die Sache besser, als man erwartet hatte. „Seyn Sie so gütig,“ sagte er zum Superintendent, „und sprechen nicht mehr davon, wenn dem Herrn Geheimenrath der Gegenstand verdrießlich ist; der Fuß könnte wieder schlimmer werden.“ Der Geheimerath machte den Augenblick eine freundlichere Miene und holte leichter Athem; Würdig aber war eben so zufrieden, daß er einen Vor-

wand

wand hatte, die Unterredung abzubrechen. Auszurichten, das wuste iedermann, war bei dem Geheimenrath doch nichts. Man sprach von gleichgültigen Dingen und ging nach einer Stunde ziemlich kalt aus einander. — So wollen wir denn nur auch gehen und das Haus des Geheimenraths auf einige Zeit verlassen. Bringeher wird dafür sorgen, daß wir alles erfahren, was er mit Adolfen schmieden wird.

Wetter und Malheur waren für ihre Freunde bei aller Gelegenheit geschäftig, und hatten sie dem Fürsten als Männer empfohlen, die dem Staat und der Kirche wichtige Dienste leisten könnten. Der Tag kam und der Fürst war selbst im Konsistorio gegenwärtig als der älteste Würdig und Berstel examinirt wurden. Es waren vier geistliche Konsistorialräthe zugegen und Würdig muste den Anfang machen. Er versuchte, sich unter dem Vorwand davon los zu machen, weil der eine seines Kollegen, und der andere sein eigener Sohn wäre; aber nein! er muste. Beide iunge Männer erwarben sich allgemeinen Beifall. Sie antworteten mit grosser Fertigkeit und zeigten, daß sie im theologischen Gebiete allenthalben zu Hause waren. Der Generalsuperintendent beschloß seine Unterredung mit einer Anrede an den Fürsten, worin er ihm für gnädigste Gegenwart in den rührendsten Ausdrücken dankte

und

und beide Kandidaten dessen landesväterlicher Fürsorge empfahl.

Hätte sich's Würdig nicht von dem Fürsten zur Gnade ausgebeten, so wäre das Examen hier aufgehoben worden. Der folgende Konsistorialrath machte ihren Wissenschaften Lobsprüche und erklärte frei, daß sie genug gehört hätten, sie als Männer zu achten, die ihrem Fürsten aufs Beste empfohlen zu werden verdienten. „Es ist mir selbst ein Vergnügen," antwortete der Fürst, „fahren sie fort!" Diese Erklärung des Fürsten war ungemeine Aufmunterung für die Kandidaten. Hatte vorher Menschenfurcht einige Schüchternheit bei ihnen verursacht, so verschwand sie iezt ganz. Sie antworteten mit mehr Freimüthigkeit und Geistes Gegenwart und übertrafen die Erwartung der Examinatoren so sehr, daß das ganze Kollegium in ihrer Gegenwart dem Fürsten die Versichrung gab: man hätte solche geschickte Leute noch nie vorm Konsistorio gehabt. „Gehen sie hin, junge würdige Männer!" sagte der Fürst zu ihnen, „ich bin ihr Landesvater und sorge für ihr Glück. Sie sollen bald Gelegenheit bekommen, ihrem Vaterlande nützlich zu werden. Fügen sie zu ihren Verdiensten noch das hinzu, daß sie von ihren erlangten Einsichten und Wissenschaften eine gute Anwendung machen, so sollen ihnen die ansehnlichsten Posten offen stehen. Auf künftigen Sountag predigen

„sie

ſo beide für ihre Väter und ich werde ihr Zuhö-
rer seyn."

Den Tag darauf sollten die Juriſten examinirt werden. Man hatte immer noch gewartet, ob ſich Adolf nicht melden würde, aber er kam nicht. Es ſchien des Geheimenraths ernſtliche Geſinnung zu seyn, ſeinen Sohn dieſer Demüthigung nicht auszuſetzen und eine Charge als eine ſchuldige Belohnung väterlicher Verdienſte für ihn ohne Examen zu fodern. Es gelang ihm aber nicht. Der Fürſt ſchickte noch am ſpäten Abend und ließ Adolfen zum Examen fodern; der Geheimerath aber mochte vermuthlich nicht für rathſam finden, ſich dieſem Befehl zu widerſetzen. Die Kandidaten waren alſo Adolf, der jüngere Würdig und Vollmuth. Der Fürſt war wie geſtern zugegen, der Geheimerath aber hatte ſich mit ſeinen Fuß entſchuldigen laſſen, der wieder ſchlimmer geworden wäre. Würdig und Vollmuth legten ſo viel Ehre ein, als die geſtrigen Kandidaten, aber Adolf beſtand mit Schimpf. Der erſte Examinator war kein Freund des Geheimenraths. Adolf konnte ihm keine einzige Frage beantworten, — Würdig und Vollmuth beantworteten ſie alle. Es ſchien bald, als ob man darüber ſeine Gedanken hätte: der Fürſt ſchüttelte den Kopf und die andern Räthe ſchüttelten alle die Köpfe. Man wuſte nicht, was man ſich darüber für eine Erklärung machen ſollte. —

Die

Die folgenden Examinatores hielten's mit dem Geheimenrath, und wer das bisher auch nicht gewuſt hätte, der konnte es hier merken. Sie legten Adolfen die leichteſten Fragen vor und die Antworten zugleich mit in den Mund. Aber Adolf konnte nur zwei Worte ſprechen: non und immo, und ſagte noch dazu immo wenn er non, und non wenn er immo ſagen ſollte. Der Fürſt ſchüttelte den Kopf wieder — von den Räthen that's ihm aber niemand nach als der erſte Examinator. Nun ſollte der Hofrath von Wetter den Beſchluß des Examens machen, aber er war ſo klug und zog ſich aus dieſer Verlegenheit heraus. Da er Adolfen ſo ſehr ſchlecht fand, daß ihm auch kein Examinator helfen konnte, ſo hatte er die Hand an der Stirne gehalten und als die Reihe an ihn kam, entſchuldigte er ſich mit Kopfſchmerzen, und bat um Erlaubniß, ſich entfernen zu dürfen. Der Fürſt ſchüttelte noch einmal den Kopf, ging fort und das Examen war aus.

Nun erwartete iedermann begierig den Sonntag. Er kam. Der Fürſt, der ganze Hof fand ſich ein, und die Bürgerſchaft drängte ſich zur Kirche. Vor- und Nachmittage war ſie gepfropft voll, ſo daß die Leute in den Gängen bis zu den Thüren heraus ſtanden und bis zum Beſchluß des Gottesdienſtes ausdauerten. Vormittags konnte man ſich an Würdigs ſanften erwärmenden Vortrag nicht genug ergö-

gen und Nachmittags ward man von Berstels edler hinreissender Beredsamkeit ganz eingenommen. Der Beifall war allgemein, den sie sich erworben hatten, und die ganze Gemeine bekannte, daß es ihnen schwer fallen würde, wenn sie einen von beiden zu ihrem Prediger wählen sollten. Der Fürst warf beiden einen zufriedenen gnädigen Blick zu, als sie von der Kanzel gingen, und der ganze Hof sprach heute mit so viel Ehrfurcht von Religion und Predigerstand, als man seit dem Tage nicht bemerkt hatte, an welchem der alte Generalsuperintendent seine erste Predigt in der Hofkirche gehalten hatte.

Am Ende der Woche, als die Predigten bei den meisten schon wieder vergessen waren, dachte der Fürst noch daran und ließ Würdigen und Berstels mit ihren beiden Vätern zu sich rufen. Nachdem er beiden in den gnädigsten Ausdrücken gedankt hatte, daß sie dem Vaterlande brauchbare würdige Männer in ihren Söhnen erzogen hätten, so sagte er ihnen, was er zu ihrer Belohnung zu thun beschlossen hätte. „Sie Herr Superintendent!“ sprach der Fürst, „werden nun alt und haben verdient, daß ich Ihnen ruhigere Tage mache. Ich habe ihren Kollegen, gegenwärtigen Herrn Magister Berstel zum Pastor und Superintendent erwählt, und ihr Herr Sohn wird morgen die Vokation zum Archidiakonate in des Herrn Magister Berstels Stelle von dem Magistrat empfangen.

Bis Gott eine Veränderung mit Ihnen vornimmt, so lange behalten Sie Ihre Reverüen und Würden; in die Arbeiten aber theilen Sie sich so, daß der Herr Generalsuperintendent so viel verschont wird, als er zu seyn wünscht. Darum hab ich Ihnen dessen würdigen Sohn zugesellt und will ihm aus meiner Rentkammer vier hundert Thaler jährlichen Gehalt bestimmen, bis er in die Besoldung treten kann.

Nun wandte sich der Fürst an den jungen Bertel. „Ich wollte," sprach er, Sie hätten Jura und Vollmuth Theologie studirt, so hätte ich Sie vielleicht beide besser nach ihrem Wunsch placiren können. Gehen Sie nach Gutleben an ihres Herrn Vaters Stelle; vorjetzt habe ich keine bessere Gelegenheit, Sie zu belohnen. Gefällt's Ihnen auf dem Lande nicht, so melden Sie sich bei der ersten vakanten Stelle, die ihrem Wunsche gemäß ist; Sie sollen sie ohne Anstand bekommen."

Es verursachte viel Aufsehens in der ganzen Residenz, daß die Theologen sogleich in Aemter gesetzt wurden, die Juristen aber ganz ledig ausgingen. Man hörte unter der Hand mancherlei Reden, aber es wollte sich nichts entwickeln. So viel war wohl gewiß, daß Adolf Schuld hatte. Der Fürst war äusserst mißvergnügt, daß er so schlecht bestanden war und so wenig gethan hatte. Würdigen und Vollmuthen hätte er gerne Bedienungen gegeben, aber

aber er wuste nicht, was er mit Adolfen machen sollte. Gleichwohl wollte er dem Geheimenrath nicht gern vor den Kopf stossen, weil er dem Hause lange gedient und bei einer gewissen Gelegenheit wichtige Dienste gethan hatte. Der Charakter des Geheimenraths war auch bekannt. Feindschaft und Verfolgung waren unvermeidliche Folgen, wenn Würdig und Vollmuth so, wie sie es verdienten, Adolfen vorgezogen wurden. Dazu kam noch, daß der Hofrath von Wetter bei dem Fürsten in grossen Gnaden stand. Dieser gab dem Fürsten einiges Licht von der Lage der Sachen und bat sehr, daß Vollmuth nicht mit Adolfs Nachtheil vorgezogen werden möchte, weil dadurch nicht sein Glück, sondern sein Unglück befördert werden könnte. Auf der andern Seite lagen des Geheimenraths Freunde dem Fürsten beständig vor den Ohren, bis endlich der Geheimerath nach acht Tagen selbst wieder nach Hofe kam und den Fürsten zur Entschliessung brachte. Adolf ward Kammeriunker, Würdig Sekretair und Vollmuth bekam mit der Advokatur Vertröstungen auf Fürstliche Dienste bei sich ereignender Gelegenheit.

Unsere Freunde waren ietzt ausserordentlich vergnügt, da sich ihnen die glücklichsten Aussichten so frühzeitig öfneten. Vollmuth war am schlechtesten weggekommen, weil es ganz und gar nicht sein Wunsch war, Advokatenbrodt

zu essen. Sein Vater Würdig versprach ihm aber alle mögliche Unterstützung. Er räumte ihm in der Superintendentur eine Stube ein und ließ ihn als sein Kind verpflegen. Vollmuth beruhigte sich endlich und nahm sich vor, die Advokatur als ein Mittel zu gebrauchen, Ehre zu erwerben und sich als einen Mann zu zeigen, der mit Recht Ansprüche auf die Erkenntlichkeit des Vaterlandes machen kann.

Berstel war in der That glücklich versorgt, weil Gutleben eine einträgliche Pfarrstelle war. Aber er muste sich von seinen Eltern und von allen seinen Freunden trennen — das war bitter für ihn und für sie. Indessen war's Gutleben. Der Vater hatte für den Ort und für die Gemeine viel Liebe und der Sohn hatte seine Jugendjahr daselbst verlebt und kam unter Menschen, die ihn schon um seines redlichen Vaters willen mit offenen Armen und Herzen aufnahmen. Vollmuth trennte sich so ungern von ihm als beide Würdige, aber auch ihm war's lieb, da er sich von ihm trennen sollte und muste, daß es Gutleben war, wo sein Freund den Anfang seines Glücks finden sollte. — Die jungen Männer wurden in ihre Aemter gesetzt.

Magister Berstel wars ungemeine Freude, als ihm sein Kollege die Einführung seines eignen Sohnes in Gutleben auftrug. Er hatte sichs gewünscht, aber nicht merken lassen wollen; weil er furchte, daß es ihm für Ehrgeiz oder

Eigen-

Eigenliebe ausgelegt werden möchte. Desto angenehmer war ihm des alten Würdigs Gefälligkeit. Es vergingen kaum einige Wochen, so muste er sich mit seinem Sohn zur Reise nach Gutleben anschicken, wohin er bei seinem Abzuge sobald wieder zu kommen, nicht gedacht hatte. Vollmuth und beide Würdige hatten grosse Lust, sie dahin zu begleiten und bekamen von ihrem Vater und von dem Fürsten dazu Erlaubniß.

Es war nicht nöthig, daß man über ☙ * * reisen muste; aber es war nicht mehr als einige Meilen aus dem Wege und keiner von Ihnen hatte Lust, vorbei zu reisen. Was für unerwartete Freude, als sie vor dem Lövenbarthschen Hause ausstiegen und ihren wohlthätigen Wirth so unverhoft überfielen! Erst war des Fragens kein Ende und hernach konnte man mit der Verwunderung nicht fertig werden, als sie die Absicht ihrer Reise und die mit ihnen vorgegangenen Veränderungen in der Residenz erzählten. Ich will alle Vorfälle übergehen und nur dieienigen Umstände erzählen, die einen Einfluß in unsere Geschichte haben.

Vollmuth war auf dem Hof gewesen und kam ganz bestürzt und erschrocken herein. Die ganze Gesellschaft hatte sich eben in ein Gespräche vertieft, daß man ihn nicht so genau bemerkte. Nach einigen Minuten war Magister Berstel der erste, der eine Blässe auf seinem Gesichte

entdeckte, die ihm Argwohn verursachte. Er zog Vollmuthen auf die Seite und verwunderte sich nicht wenig, als er die Ursach seiner Bestürzung erfuhr. Lövenbarth war mit seiner Frau häuslicher Verrichtungen wegen hinausgegangen. Beide Würdige liessen Berstel bei Malchen stehen und traten auch zu Vollmuthen. „Das ist nicht möglich! das kann wohl nicht seyn!“ riefen sie alle voll Verwunderung, indem Lövenbarth in die Stube trat. „Sagen Sie mir nur,“ fragte dieser besorgt, „was vorgeht? ich habe es schon vorhin bemerkt, daß sie unruhig waren; ist ihnen ein Unglück begegnet?“

Magister Berstel nahm das Wort: „was ist das für ein Mensch im blauen Rock auf Ihrem Hof?“

„Wie so? es wird mein Hausknecht seyn.“

„Ihr Hausknecht! woher haben Sie den? kennen Sie ihn?“

„Nein!“ antwortete Lövenbarth, „ich kenne ihn weiter nicht. Seinem Vorgeben nach ist er eines Bauers Sohn aus Sachsen, der mit Gewalt unter die Soldaten gesteckt worden und ihnen wieder entlaufen ist, weil er der wüsten Lebensart nicht gewohnt werden kann.“

„Ist er lange bei Ihnen?“

„Seit dem Sie von mir gereist sind. Er kam den Tag nach ihrer Abreise, bot mir seine

„Dienste

Dienste unter wiederholten Versprechungen der Treue an, und ließ mit Bitten nicht nach, bis ich mich bewegen ließ, ihn anzunehmen."

„Wie heist er?"

„Michel Ehrlich."

„Michel Renzel wird er haben sagen wollen, ganz gewiß, der ists!"

Löwenbarth erschrack, sobald er den Namen Renzel hörte, ärger als Vollmuth sich bei dem Anblick des Kerls erschrocken hatte. Man wollte es gar nicht glauben, daß es Renzel seyn könnte, ob man gleich keine erhebliche Gründe zu zweifeln hatte. Die wächserne Nase hatte so viel nicht auf sich. — Freilich wuste Löwenbarth, daß sie ihm Hans abgeschlagen hatte, aber das that auch nichts. Wer ihm die erste angesetzt hatte, konnte ihm die zweite leicht machen. Vielleicht hatte er ein Dutzend vorräthig, und war auf den Fall vorbereitet, wenn eine verunglückte. — Es war eine grosse Dreustigkeit von ihm, im Löwenbarthschen Hause Dienste zu suchen, das war eben so gewiß; aber Zweifel durfte das nicht verursachen. Es konnte auf der weiten Welt kein Mensch gefunden werden, der dreuster und verwegener als er war; das hatte er bewiesen genug. „Ganz gewiß," sagte Vollmuth, „er ists und hat zuverläßig seine Absichten, warum er sich bei Ihnen eingeschmeichelt hat. Wenn er nur nicht

neue Verbindungen mit von Lieben eingegangen ist!“

„Lassen Sie ihn doch herein rufen!“ sagte der ältere Würdig.

Renzel hatte nicht für gut gefunden so lange zu warten. Man rief: Michel! — man durchsuchte Haus und Hof, Ställe und Boden, aber — es war kein Hausknecht da. Man forschte, wo man nur glauben konnte, Spuhr zu finden, aber umsonst. Gegen Abend kam endlich ein bekannter Soldat, der auf der Nachbarschaft im Quartiere lag und heute im Thore Schildwache gestanden hatte. „Was haben Sie,“ fragte er, „mit Renzeln vorgehabt?“

„Nichts!“ antwortete der Ladendiener, „wie so?“

„Er lief heute um Mittag zum Thore hinaus so eilfertig, daß er mir nicht einmal antworten wollte. Der Teufel weiß, was das für ein Kerl ist! da sehen sie nur! Ich wollte einen Spaß machen und ihm an der Nase zupfen, weil er so eilfertig vorbei lief und mich nicht sehen wollte — da behielt ich die ganze Nase in der Hand. Seyn Sie froh, daß er weg ist! der Kerl hätte Sie alle im ganzen Hause unglücklich machen können; er ist unrein! Eine wächserne Nase! — ha! — ha! — ha! — so etwas hab ich in meinem ganzen Leben nicht

„gesehen!

gesehen! — Man bemerkte das nicht einmal an dem Dieb, daß er eine geborgte Nase hatte! — Nun glaubten sie alle, daß es Renzel war und hatten allerlei Gedanken von seinen Absichten.

Bei der Abendmahlzeit war die ganze Gesellschaft überaus vergnügt. Berstel saß bei Malchen, und sprach sehr oft heimlich mit ihr. — „Berstel! Berstel!“ rief Vollmuth, der ihm gerade gegenüber saß, „daß Sie sich keinen sauren Tag machen!“

„Wie so?“ fragte Berstel.

„Morgen müssen Sie sich wieder trennen.“

„Wer weiß auch! Malchen kann ja wohl mit reisen.“ Er wandte sich hierauf an Malchen. „Was meinen Sie, liebes Malchen! haben Sie Lust, Glück und Leben mit mir zu theilen?“

„Mein Sohn!“ sprach Magister Berstel, „wenn's Spaß seyn soll, gehst du zu weit; ist's aber dein Ernst, so machst du mir eine Freude, die ich gewünscht habe, so lange ich Malchen kenne.“

„Ja! lieber Papa! es ist mein ganzer Ernst. Das glänzendste Glück auf Erden verliert seinen Werth für mich, wenn ich's nicht mit Malchen theilen kann.“

Malchen sahe man es an, daß sie nicht Lust hatte, nein zu sagen. Sie ward im Ge-

sichte feuerroth, schlug die Augen nieder, doch so, daß sie von der Seite nach Berstel hinsahe und zog den kleinen Mund spitz zusammen. — „Nur ein Wort, liebstes Malchen! geben Sie mir zur Antwort," sprach Berstel, indem er seine Hand an ihr Kinn legte, „sehen Sie nur Ihren Papa an; er winkt Ihnen zu, Sie sollen ia sagen. Nicht wahr Herr Lövenbarth?"

„Ich habe mich längst gewundert," antwortete Lövenbarth, „daß sie mich nicht eher gefragt haben. Das ist nicht Sitte im Lande, daß man die iüngere vor der ältesten weggiebt; so sehr beleidige ich mein Minchen nicht!"

„Dafür ist Rath!" antwortete der älteste Würdig, „ich liebe Minchen. Geben Sie mir Ihr Wort zuerst; so dürfen Sie sich kein Gewissen machen, Malchen zu versagen, und Minchen wird nicht beleidiget."

„Das geht gar nicht an! zwo Töchter können wir nicht auf einmal weggeben. Da grämte sich die iüngste zu tode!"

„So!" sagte der iüngste Würdig, „trauen Sie mir denn nicht zu, daß ich ein edles Herz zu schätzen weiß? Umsonst hab' ich mich nicht neben Gertgen gesetzt; Sie sollen keine Tochter behalten!"

„Das geht nun vollends nicht an; Gertgen ist noch nicht funfzehen Jahre alt."

„O ia

„O ia Papachen!“ antwortete Gertgen, „wenn Sie's nicht ungütig nehmen wollen, ich bin funfzehen Jahre und vier Wochen.“

„Das ist recht, mein liebes Gertgen!“ antwortete Würdig und küste ihr die Hand, „scheuen Sie sich nicht, mir Ihre Neigung zu erkennen zu geben. Damit Ihr Herr Vater keine Ausflucht behält, so warten wir noch ein Jahr und vollziehen hernach unsere Hochzeit an einem Tage. Nicht wahr Gertgen?“

„Das wäre so unrecht nicht! dann können wir auch mit unserm Brautputz gut fertig werden.“

Ich will hier mit meinen Lesern wieder offenherzig umgehen. Die ganze Sache war so unüberlegt nicht, als sie hier nach diesem Tischgespräche zu seyn scheint. Berstel hatte seine Neigung zu Malchen schon, da er noch im Hause wohnte, Vollmuthen gestanden und hernach auch seinen Eltern entdeckt. Man weiß ia wohl, wovon Jünglinge sprechen, wenn sie im bürgerlichen Verstande Männer werden und Aemter antreten! Berstel hatte den iungen Würdigen die Löwenbarthschen Töchter in L** tausendmal als sanfte edle Seelen abgebildet, daß sie schon lange ein Verlangen bezeugt hatten, sie kennen zu lernen. Es kamen nur immer Hindernisse dazwischen, sonst wären sie schon längst von L** aus dahin gereist und

hätten Bekanntschaft gesucht. Jetzt reis'ten sie in der Absicht mit, Ihnen, wenn sie selbige so fänden, als sie Berstel abgebildet hatte, ihre Herzen anzutragen, wozu sie die Einwilligung ihrer Eltern im voraus bekommen hatten.

Löwenbarth konnte das ganze Gespräch nicht anders als für Scherz aufnehmen und Gertgen war ein leichtfertiges schnapperichtes Mägdchen, die gern mitsprach und nicht leicht eine Antwort schuldig blieb. Ihre Antwort hatte nicht den Sinn, den ihr meine Leser beilegen könnten, wenn ich nicht diesem Mißverstand durch meine Nachrichten vorbeugen wollte. Sie war mit Malchen in einem Tage gebohren und stand sowohl als sie, im siebenzehenten Jahre. Sie hatte dabei die Absicht, den Scherz zu unterhalten und wollte mit den funfzehen Jahren und vier Wochen ein Geschichtgen der dasigen Stadt in Erinnerung bringen, worüber sie öfters mit einander gelacht hatten. Sobald die Sache ernstlich ward, nahm Löwenbarth einen andern Ton an. „Sie übereilen mich," sprach er, „mit ihren Anträgen. Sie sind alle Männer, die ihres Ansehens und Standes wegen in vornehmere Häuser gehen können und so leicht keine abschlägliche Antwort fürchten dürfen; aber darauf sehe ich bei der Verheirathung meiner Töchter nicht. Ich möchte gerne Männer für sie haben, die edel denken und ihnen zum Vergnügen leben wollen; so wie ich meine

Töchter

Töchter dazu angeführt habe, daß sie geschickt seyn sollen, das Glück des Mannes zu machen, den sie wählen werden. Prüfen Sie sich und fragen Sie meine Töchter. Sind Sie Männer für sie, und finden Sie an Ihnen Weiber für sich, so sind Sie auch Schwiegersöhne für mich. Daß ich Ihnen Weiber gebe, das will ich Ihnen nicht zur Wohlthat anrechnen, wofür Sie Sklaven seyn, und Vorwurf und Demüthigung dulden sollen. So denkt kein edler Vater! die Wohlthat ist nicht kleine., daß sie meinen Töchtern Männer geben. Meine ganze Liebe und Achtung — mein Herz ist Ihre, wenn sie mit meinen Töchtern einig und vergnügt leben. Dann ist Ihr Glück meine Freude und — Ihre Noth ist die meinige. Könnten Sie nirgends Brodt finden, so sollten Sie's an meinem Tische essen. Lieber wollte ich schlechter leben, und mit Ihnen theilen — als besser und allein geniessen. Wollen Sie mehr von mir fodern?"

„Sie sind der beste Vater," antwortete Berstel, indem er Malchen in seinen Arm nahm, „und Malchen ist mein."

„Und Sie sind mein, Minchen! nicht wahr?" fragte der ältere Würdig.

„Und Sie, Gertgen! geben mir Ihr Herz," sagte der jüngere Würdig.

Berstel

Berstel wollte schon aufstehen, vermuthlich dem Vater in die Arme zu fallen und ihn für seine edle Gesinnung zu küssen, aber Gertgen nahm's auf sich, zu antworten, da ihre älteste Schwester schwieg. „Ich kanns Malchen nicht verdenken," sprach sie, „daß sie ihre Einwilligung giebt; sie kennt das Herz und die Gesinnung des Mannes, mit dem sie verbunden werden soll. Auch Minchen will ich nicht tadeln, daß sie ihrer Schwester Beispiel ungezwungen folgt; vielleicht hat sie hellere Augen als ich, und wirft tiefere Blicke durch die Augen in das Herz ihres Geliebten. Aber ich, bester Würdig, bin ganz ohne Kenntniß der Welt und der Maximen der Menschen, und muß es Ihnen überlassen, daß Sie sich und mich prüfen. Wählen Sie mich nicht aus Mitleiden oder Gefälligkeit, damit ich nicht übrig bleiben soll. Ein sanftes weiches Herz gab mir der Himmel, das kann ich Ihnen voller Hochachtung, Liebe und Ergebenheit schenken, wie es ein Frauenzimmer nur geben kann, und heute noch gebe ich's Ihnen gerne, wenn Sie Mann sind, der mir in seinen Armen ein vergnügtes Leben zubereiten und in einem edlen tugendhaften Herzen mir Achtung und Liebe erhalten will. Aber — ich entsage ewig einer solchen Verbindung, und schlüge den Prinzen aus, wenn ich in sein Herz sehen und diese Absichten nicht finden könnte. Ich verlasse mich allein auf Sie, täuschen Sie mich nicht!"

Hier

Hier hielt Gertgen Würdigen ihre offene Hand entgegen, und Würdig küste Sie: „nein Gertgen!“ sprach er, „ich täusche Sie nicht! — Sie täuschen, das hiesse zugleich mich selbst täuschen — das hiesse die Unschuld täuschen, die mir ewig unverletzlich seyn soll.“ Er wollte weiter reden, aber die ganze Gesellschaft stand auf. Eltern und Kinder fielen einander mit Freudenthränen in die Arme, dankten und segneten einander und schworen sich gegenseitige Freundschaft und edle dauerhafte Liebe mit den besten Herzen und heiligsten Versichrungen.

Dawider half keine Vorstellung, ein Tag muste aufgeopfert werden und es war den Gästen so wenig ein Ernst den zudringenden Bitten zu widerstehen, so wichtig auch ihre Geschafte waren; als der Wirth mit seiner Familie geneigt war, den wichtigsten Entschuldigungen nachzugeben. Der folgende Tag ward im stillen Vergnügen weise genossen und am Abend noch von der Löwenbarthschen Familie zur grossen Freude der Liebenden der Entschluß gefaßt, daß sie mit nach Gutleben reisen und der Feierlichkeit bei Berstels Einführung beiwohnen wollten.

Der gute Vollmuth ward auf dem Wege von allen bedauert, daß er so viele Schwierigkeiten fände, zum Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Er war dabei sehr gelassen und tröstete sich mit der Hofnung, daß ihm vielleicht noch

über-

überstandenen Widerwärtigkeiten ein desto vollkommneres und dauerhafteres Glück aufbehalten wäre. „Indessen," sprach er, „leb' ich doch ohne Freuden nicht, so lange ich Freunde habe, die mich lieben, und eine Emilie, die mein Herz des ihrigen werth hält. — Man weiß es schon, wie kurz die Meilen sind, wenn Freunde und Liebende reisen. Es begegnete ihnen auf dem ganzen Wege nichts Widriges und am Ende der Reise hatten sie sich bei weiten noch nicht das alles gesagt, was sie für nöthig und wichtig genug hielten, daß es gesagt werden müste.

In Gutleben hatte man sie am vorigen Tage schon erwartet. Die Freude der Gemeine ging über alles, als sie die Nachricht bekamen, daß der Sohn ihres geliebten Berstels ihnen zum Prediger gegeben werden sollte. Der Vater hatte sich nicht nur den Ruhm eines würdigen Predigers, sondern auch den Namen eines umgänglichen liebreichen Freundes und treuen Vaters erworben. Man machte sich daher die gewisse Hofnung, daß der Sohn in seine Fußstapfen treten würde. Was sie nur ersinnen konnten, das thaten sie, ihre Liebe und Freude zu bezeugen. Kaum daß am Ende des Dorfs das Rasseln der Wägen gehört werden konnte, woraus sie die Ankunft ihres Predigers vermutheten, so liefen die Leute aus den Häusern heraus und als sie vor der Pfarre aus dem Wagen

stiegen,

stiegen, stand die ganze Gemeine um sie herum. Einer drängte sich nach dem andern zu ihnen und hiessen sie im altdeutschen Ausdruck der Herzlichkeit willkommen. Jeder reckte seine rechte Hand vorweg und erwartete die Reihe, bis sie angenommen werden konnte, mit entblößten Haupte, froher lächelnder Miene, und demüthiger Zudringlichkeit, welche nichts anders zu sagen schien als: in der Hand liegt mein Herz.

Freilich war der alte Dreifuß auch dabei. Da meine Leser seine Freundschaft für Versteln kennen, so würden sie nothwendig denken müssen, daß er gestorben sey, oder sonst ein Unglück genommen hätte, wodurch er zurückgehalten würde, wenn er sich bei diesem Empfang nicht auszeichnete. Daß Vollmuth mitkommen würde, konnte er gar nicht denken. Er wuste noch nicht einmal, daß er schon wieder in der Residenz angekommen war. Man hätte es ihm gern geschrieben, aber man muste erwarten, daß er sich in seiner Freude nicht würde mäßigen können und ich glaube selbst, daß er sich aufgemacht hätte — nach der Residenz gelaufen wäre und mehr von Vollmuthen ausgebreitet haben würde, als man bekannt werden lassen wollte und durfte. Nun kamen mehr Personen als man erwartete und kannte, weswegen nicht leicht ein Bauer beim Aussteigen alle ankommende Gäste übersehen konnte.

Magister

Magister Berstel bekam die Hände zuerst. Als er an Dreifußen kam — noch da dachte dieser an Vollmuthen nicht. Er druckte ihm herzlich die Hand und fragte, ob er die Frau Magistern nicht mitbrächte. Vollmuthen ward er nicht ehr gewahr, als bis er seine Hand ergriff. „Ach!“ rief er, „min Sahne! — min Peder! — Gott Lob det du wedder da bist! Nu will ik gerne sterben, nu ik mans siehe, det du gesund bist! — Kum hastig! — Mudder, Hanspeder, Andres, un die ängere bede Jungens häen doch gar tu grusam um dei gewehnt — lop! lop!“ — Hier schlang Dreifuß seinen Arm um Vollmuths Arm und lief mit ihm über den Kirchhof nach seiner Wohnung zu. Vor dem Hof stand die alte Mutter Dreifußen und sahe nach der Pfarre herauf auf das Gewimmle der Kinder, die aus dem ganzen Dorfe zusammen gelaufen waren. Sie machte einen langen Hals, als sie ihren Mann mit einem wohlgekleideten jungen Menschen daher kommen sahe, den sie nicht kannte. „Kennst du Pedern nich?“ rief ihr der Vater vom dritten Hause entgegen, worauf sie froh auf ihn zusprang, ihn herzte und küsie, sich die Augen abtrocknete und an der andern Hand ihren Peter mit dem Vater in den Hof führte. Jedermann sahe ihnen mit Vergnügen nach.

Die Vorgänge in der Pfarre interessiren uns weiter nicht. Man weiß schon, wie das zugeht,

zugeht, wenn ein Prediger der Gemeine vorgestellt wird. Der neue Prediger geht auf die Kanzel und hält seine Predigt, so gut oder so schlecht als er sie halten kann. Hernach tritt der Superintendent vor den Altar, und hält eine Rede, in welcher er die Geschicklichkeit des wohlgelahrten Herrn Magisters den Bauren vor Augen legt, und bald mehr, bald weniger, von der Göttlichkeit seines Berufs spricht; je nachdem der angehende Prediger in nähere oder entferntere Verbindungen mit ihm tritt; so daß in dem Fall, wenn er die Tochter Seiner Hochwürden zu heirathen entschlossen ist, diese Materie auch wohl durch die ganze Rede mit dem Hauptinhalt von seiner Gelehrsamkeit durchwebt wird. Am Beschluß der Rede wird die Gemeine gefragt, ob sie den Kandidaten zu ihrem Prediger und Seelsorger haben wolle. Es verstehet sich aber, und die Bauren wissen das schon aus hundertjährigen Nachrichten, daß sie Ja sagen müssen. Sollte sichs aber fügen, daß ein Superintendent aufträte, der die Gabe zu überzeugen nicht hätte, so daß die Gemeine noch zweifelhaft wäre, und mit dem Ja! zaudern wollte; so läßt man ihnen nicht die Zeit, Nein herauszubringen. Der Amtmann kömmt dem Superintendent sogleich mit seinen eigenthümlichen, eindringenden und auf dem Lande sehr oft allgemein anwendbaren Ueberzeugungsgründen zu Hülfe — und der Schulze, Schöppen und Gemeine antworten, wie sie zu Gellerts

Zeiten schon antworteten sehr geschwind: ach ia, Herr Amtmann! Ja! — Dann werden Patschhände gegeben und — nun wird geschmauset; wobei aber die Gegenwart der Gemeine nicht nöthig ist, weil man hier noch nie einen Sonderling gefunden, sondern der präsentirte Kandidat bisher immer noch, wie alle andere Menschen, mit dem Munde gegessen hat. Das kann uns aber alles nichts helfen. Meine Leser werden gerade keine Prediger werden wollen und, wollen sie das, so ists Zeit genug, wenn sie's selbst hören und sehen.

Vollmuth muste bei seinem Großvater bleiben und durfte nicht daran denken, wieder zur Gesellschaft zu kommen. Sonnabend Abends kamen sie an. Den Sonntag ward die Feierlichkeit vorgenommen, in die Kirche wollte Dreifuß doch auch gehen — den Montag wollte man schon wieder abreisen — da war so wenig Zeit übrig, daß sich Dreifuß mit seinem Peter kaum satt schwatzen konnte. Man muste sich dadurch helfen, daß man den Sonnabend Abend etwas länger als gewöhnlich machte. In die Kirche, und hernach zur Mahlzeit zu gehen, das wurde Vollmuthen erlaubt; dafür aber muste er auch gut sagen, daß die ganze Gesellschaft gleich nach Tische zu ihm in seinen Garten kommen sollte.

Vollmuth vermuthete gar nicht, daß Dreifuß eine besondere Absicht bei dem verlangten Besuch haben würde. Der Vater hatte sie selbst

selbst eingeladen und Vollmuth kam mit ihnen, sobald die Mahlzeit geendiget war. Die Lövenbarthsche Familie und beide Würdige waren noch nie in Gutleben gewesen. Es gefiel ihnen überall, aber besonders im Dreifußischen Hause. Vollmuth hatte dem Großvater die ganze Gesellschaft beschreiben und alle mitgekommene Personen kenntbar machen müssen. Für Freuden war er ganz ausser sich, als er hörte, daß des Generalsuperintendent Würdigs zwei Söhne dabei wären, welche sich nebst Versteln mit den drei bei sich habenden Lövenbarthschen Töchtern verlobt hätten. Er ließ sich Malchen nach allen möglichen Kennzeichen beschreiben und hatte sie so gut in seiner Einbildung gefaßt, daß er sie jetzt schon mit vorzüglicher Achtung als die Person empfing, welche die Frau seines Predigers werden sollte. Lövenbarth, seine Frau und Töchter konnten nicht fertig werden, die Reinlichkeit und Ordnung des Hauses, die offene Gutherzigkeit der ganzen Familie, und die artige liebreiche Aufnahme zu bewundern, welche sie bei Leuten von dieser Lebensart nicht erwartet hätten. Sie wurden in die Laube geführt, welche Dreifuß unter einem ausgebreiteten Birnbaum angelegt, und Vollmuth bei seinem ersten Aufenthalt in diesem Hause erweitert und verbessert hatte. Dreifuß ließ es an nichts fehlen und bewirthete seine Gäste so gut, daß sie bis in den späten Abend bei ihm aushielten.

Man trank den Kaffee, als Dreifuß zwei unbekannte Leute in ländlicher Kleidung in den Garten hereinführte und zur Gesellschaft brachte. „Wollen sie 't nich vor ungut nehmen," sprach er mit lächelnder Miene, „det ik die Lüde herbrenge?"

Die ganze Gesellschaft sahe sie aufmerksam an. Es war ein wohlgewachsener junger Mensch und ein volles blühendes Bauermägdchen, die's nicht für Schmeichelei annehmen durfte, wenn man sie eine ländliche Schönheit nannte. Man nahm sie freundlich auf, ließ sie sich zur Gesellschaft setzen, wollte aber auch gerne wissen, wer sie wären. Die Fremden antworteten nichts und Dreifuß lachte. Endlich sprach er zu Petern: „Kenst' em nich? — Häst du Hanspeder Nabeln noch nich gesehn?"

„Nein, Vater!" antwortete Peter, „mein Tage nicht."

„Nu so sieh em recht an! det is hä, und det is Anliese, sine Schwester. Wie gefällt dei det Mensche?"

Die ganze Gesellschaft war voll Verwunderung. Einer sahe den andern an — keiner sprach ein Wort — keiner wuste was er denken, und wie er sich diese Erscheinung erklären sollte; bis endlich Dreifuß das Räthsel auflößte und eine lange Erzählung machte, deren Inhalt

ich der Hauptsache nach meinen Lesern mittheilen muß.

Der alte Dreifuß hatte eine Schwester, die auf einem Dorfe sechs Meilen von Gutleben an einen kleinen Pächter verheirathet war und mit ihm glücklich lebte. Er hatte sie lange nicht gesehen. — Vor einigen Wochen bekam er eine Einladung, mit seiner Frau und Kindern zu ihr zu kommen. Ihre Tochter, liess sie sagen, hätte einen annehmlichen Vorschlag zur Heirath; sie wollte aber nicht gerne einen Entschluß fassen, ehe sie nicht den Rath ihres einzigen Bruders darüber vernommen hätte. Dreifuß fühlte das schwesterliche in dieser Handlung, reiste an dem bestimmten Tage mit seiner Frau hin und nahm den ältesten und jüngsten von seinen Söhnen mit. Der Bräutigam war da und hatte seine Schwester bei sich. Sie assen zusammen, sprachen von der Heirath, hörten die Vorschläge des Bräutigams an, und waren überaus vergnügt. Dreifuß hatte wider Umstände und Vorschläge so wenig etwas einzuwenden als die Eltern. Alles gut! alles gut!

Endlich fragte Dreifuß nach seinem Namen und — sobald er hörte, daß es Hans Peter Nabel aus Bleiern war, ward er so niedergeschlagen, daß er kein Wort mehr sprach. Nabel bat ihn, seine Bedenklichkeit zu entdecken; seine Niece fiel ihm um den Hals und liebkoste ihm; Schwager und Schwester

drangen in ihn, seine Meinung zu sagen; aber — man konnte kein Wort aus ihm bringen. „Makt wat ihr wollt!“ das war alles was er sagte. Nach Tische muste sein Hans Peter anspannen und er fuhr fort. Er ward gebeten, zu bleiben, aber nein; man bat ihn noch einmal, er möchte sagen, was ihm mißfalle, aber alles umsonst. „Kommt bi mei, so sollt ihr't woll hören; meine Dochter, wenn ik glicks zähne hädde, gäb' ik em nich!“ und damit fuhr er fort.

Als Dreifuß nach Hause kam, sprach er mit seiner Frau und Kindern weitläuftig von dem Vorfall und merkte mit noch grösserm Unwillen, daß sich sein ältester Sohn Hansperer in das schöne Anliesgen, Nabels Schwester, verliebt hatte. Im Eifer hätte er sich beinahe vergangen, so sehr ward er dadurch aufgebracht. „Wehst du nich,“ sprach er unwillig, „det Fuchsschwanz ein Menschenfiend un bosshafter Käret is? — der minen Peder hät int Unglück gebracht? — Un det wollest du dann, un wollest sine Dochter zur Frue nehmen? Det soll nich geschähn, so lange mine Oen ubstahn!“ — Hansperer wollte dawider reden, aber nicht ein Wort ward angenommen.

Am dritten Tage hernach kam sein Schwager mit seiner Schwester und Nabeln gefahren. Nun muste Dreifuß sein Wort halten und seine Bedenklichkeiten sagen, welche Na-

bel

bel so gut zu beantworten wuste, daß Dreifuß auf andere Gedanken kam. Er hörte hier so viel Nachrichten, die er alle so genau noch nicht gewust hatte, wodurch er überzeugt ward, daß Nabel so wenig als seine Schwester Anliese Fuchsschwanzes Gesinnung, oder Antheil an seinen Bosheiten hatte. Er erklärte sich, daß er nicht nur seiner Niece Heirath mit Nabeln billigen, sondern auch seines Sohnes Verbindung mit Anliesen zugeben und suchen wolle, wenn sie so lange ihre Verlobung verschieben wollten, bis er mit Magister Berstel sprechen könnte, welcher in vierzehen Tagen hieher kommen würde. Sobald er nun den Tag erfuhr, daß der neue Prediger präsentirt werden sollte, so ließ er Nabeln bestellen, daß er sich mit seiner Schwester an dem bestimmten Tage einstellen sollte.

Die Antwort darf ich meinen Lesern wohl nicht einmal sagen, welche Dreifuß von der Gesellschaft bekam. Magister Berstel lobte seine Liebe zu Vollmuthen, tadelte aber seinen ungerechten Eifer, daß er den Sohn die Sünden des Vaters wolle büssen lassen; zumal da Fuchsschwanz Stiefvater gewesen wäre und seine Gesinnung nicht auf Kinder fortpflanzen könnte, die nicht einmal Erziehung von ihm bekommen hätten. „Mit dem Tode des bösen Vaters," sprach er, „müssen seine Verfolgungen ruhen, und — billig muß auch das Andenken

seiner Beleidigungen bei dem Beleidigten aufhören." — Vollmuth hatte unterdessen Tabeln sehr aufmerksam betrachtet. Nach seinem Urtheile fand er in dessen Augen und Gesichtszügen den edlen Charakter, den ihm Bergmann von ihm geschildert hatte. „Nein!" sprach er, „Großvater! der Mann hat kein böses Herz. Ich sehe es nicht nur aus seinen Augen, daß er edel denkt, sondern habe auch das beste Zeugniß von ihm gehört, das ihm ein Mann gab, dem ich viel zutraue. Sie sind beide unsrer Liebe werth und werden unsrer Freundschaft keine Schande machen."

„Jo!" antwortete Dreifuß, „nu du 't sähst, will ikt daun. Hanspeder! da häst du mine Hand; du sost mine Schwesterdochter hään. Rese mans wedder hen. Awers Anliese! — wist du ohk mine Dochter wären, un mei, un mine Mudder guts daun?"

„Jo Vaterchen!" antwortete Anliese, „det will ich" und reichte Dreifußen mit einer Treuherzigkeit ihre Hand, welche die ganze Gesellschaft überzeugte, daß ihr Herz sprach.

Tabel war in der That von allen Seiten betrachtet, ein besserer Mensch, als man in einem solchen Kleide, wie er trug, zu suchen gewohnt war. Er war zur Schule gehalten worden und hatte die Absicht, zu studieren. Das Unglück, das ihn unter die Soldaten brachte, hatte ihm aber seinen ganzen Zweck verrückt.

verrückt. Hierzu kam hernach noch, daß sein Stiefvater um das Leben kam, und seine Mutter die Wirthschaft nicht mehr fortsetzen wollte. Auch waren die Jahre verflossen, darinn das Beste gethan werden muste und bei dem Soldatenleben war vieles wieder verloren gegangen; dies waren die Ursachen, die ihn zu der Entschliessung brachten, die ländliche Lebensart zu erwählen. Indessen war die genossene Erziehung nicht ganz ohne Nutzen. Er hatte ein ausgebildeteres Herz und einen aufgeklärteren Verstand als Leute von seiner Lebensart zu haben pflegen; er war feiner im Geschmack, angenehmer im Umgange und konnte sich in allen Fällen mit der Feder und mit der Sprache gut behelfen. Dies alles beweist seine Erzählung, welche er der Gesellschaft von seinem Stiefvater machte. Man wollte schon einen andern Gegenstand des Gesprächs ergreifen, als er sich mit grosser Bescheidenheit die Erlaubniß ausbat, sich vor ihnen rechtfertigen zu dürfen. Herr Vollmuth, sprach er, hätte so edel und großmüthig gehandelt, daß er ihn nun seines niederträchtigen und schändlichen Stiefvaters willen nicht in den Verdacht eines boshaften Herzens genommen hätte; er wolle ihnen nun auch beweisen, daß er ihres gütigen Urtheils von ihm nicht ganz unwürdig sey.

„Nu min Sahne! sprach Dreifuß emsig, „horch! det hebbe ik mans hären wollen, det

bet alles wissen süldest. Du werst Tüg hören! — na horch mans, horch!“ — Die ganze Gesellschaft ward aufmerksam und Nabel erzählte.

„Als mein Vater starb, befand sich unsere Wirthschaft in den besten Umständen. Wir hatten den Hof voll Vieh, Scheune und Boden voll Getraide und ein ansehnliches Kapital an baarem und ausstehendem Gelde. Nimmermehr hätte meine Mutter wieder geheirathet, wenn's nicht so listig wäre angefangen worden. Wir konnten Aecker und Schenke verpachten und von den Interessen sehr gemächlich leben, wenn wir auch gar nichts betreiben wollten. Aber Fuchsschwanz ruhete nicht eher, bis er seine Absichten erreicht hatte. Er kam alle Augenblick gelaufen, konnte sich als ein Engel verstellen, gab grosse Verheissungen, wollte die Mutter auf den Händen tragen und die Kinder in seinem Schoos pflegen und wuste sich besonders bei uns Kindern so einzuschmeicheln, daß wir für Freuden hüpften und sprangen, sobald wir hörten, daß Fuchsschwanz kam. Hier traf der Betrüger das rechte Fleckgen. Meine Mutter hatte eine zärtliche Liebe zu uns, und wenn sie etwas bewegen konnte zu heirathen, so war's die Hofnung, ihren Kindern einen Vater zu geben, unter dessen Aufsicht sie wohl erzogen werden könnten. Aber dennoch würde ihm alles nichts geholfen haben, weil meine Mutter den Mann gar nicht an ihm fand, für den er sich ausge-

ausgeben wollte, wenn nicht die letzte List ihre Würkung gethan hätte. Kunigunde kam."

Hier muß ich meinen Lesern zu desto mehrerer Verständlichkeit mit einigen Nachrichten aus Kunigundens Lebensgeschichte zu statten kommen. Nabel überging sie in seiner Erzählung, weil er in einer Gesellschaft sprach, der sie bekannt waren; und ich schalte sie hier ein, weil ich sie meinen Lesern noch nicht mitgetheilt habe.

Als Kunigunde der bekannten Vorfälle wegen, ihren Geburthsort so anfeindete, daß sie ihren dasigen Rittersitz verließ und nach Perleberle herunter zog, kam sie durch Bleiern. — Wenn sich hier unter meinen Lesern iemand finden sollte, der meinen Einfall hätte und mit dem Buche in der Hand an die Landcharte laufen wollte, dem will ich nur im voraus sagen, daß er sich vergebliche Mühe giebt. Wenn man nicht die rechte allerspecialste Charte hat, so findet man weder Kunigundens Rittersitz, Fuchsdorf, noch Bleiern darauf. Hat man aber auch die rechte Charte, so findet man sie doch nicht, wenn man Bleiern in einer geraden Linie zwischen Fuchsdorf und Perleberle sucht. Es liegt über zehen Meilen aus dem Wege. Und doch kam Kunigunde auf der Reise durch Bleiern?! — Freilich, ia! sie kam durch Bleiern. Darüber darf man sich gar nicht

wundern.

wundern. Wer sich einmal gewöhnt hat, krumme Wege zu gehen, wenn er auf den Füßen ist, der fährt auch krumme Wege, sobald er in den Wagen steigt.

In Bleiern war an dem Tage eine Feierlichkeit; der Edelmann hielt eine Jagd. Er wohnte zwo Stunden seitwärts, und pflegte, wenn er jagte bei dem Schenkwirth in Bleiern zu speisen. Das geschah auch diesmal und Kunigunde kam, als er sich mit seiner Gesellschaft zu Tische setzen wollte. Das versteht sich, daß der Edelmann Kunigunden an seine Tafel nöthigte, und auch das versteht sich, daß Kunigunde die Invitation annahm. Die steifen Komplimente, das gezwungene falsche und mißtrauische Wesen gegen einander ist unter dem Adel seit länger als hundert Jahren schon abgekommen, so daß zwei Adliche allezeit eine Stunde eher mit einander bekannt werden, als zwei Bürgerliche. Aber das versteht sich nicht von selbst, daß Kunigunde und der Edelmann die besten Freunde wurden. Auf dem streitigen Erdboden mögen schon manchmal zwo Personen von ohngefähr zusammengekommen seyn und mit einander gespeist haben, die herzlich froh waren, als der Konfekt kam und nach aufgehobener Tafel aus aller Macht liefen einer gegen Morgen und der andere gegen Abend, so daß sie sich in ihrem Leben nie wieder sehen konnten oder wollten. So machtens der Edelmann

und

und Kunigunde nicht. Sie kamen seit der Zeit öfters wieder in Bleiern zusammen und ehe sie von einander reis'ten, ward der Tag bestimmt, an welchem sie sich wieder hier sprechen wollten.

Das stand ihnen nur nicht an, daß sie keine Bequemlichkeit hatten. Sie musten unten in der Stube des Wirths seyn, wo so viel Aus- und Eingehens war, daß man kein vernünftiges Wort sprechen konnte. Kunigunde entschloß sich, dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen; sie bauete das oberste Stübgen, auf welchem meine Leser Vollmuthen schon gesprochen haben, und meublirte es so artig, daß sie allen Wohlgefallen daran fand. Nun kam sie noch fleißiger und hielt sich gemeiniglich einige Tage hier auf. — Jetzt denke ich wohl, daß meine Leser den Zusammenhang einsehen werden und Nabel kann seine Erzählung fortsetzen.

„Kunigunde kam, als eben Fuchsschwanz da war. Er saß auf einem Stuhl und hatte meine zwei kleinern Geschwister auf seinem Schoos, als sie unerwartet hereintrat. „Sieh da!“ rief sie voll Verwunderung, „Herr Schulmeister! wie kömmt er hieher?“

„Der Schulmeister stand auf und machte eine demüthige Verbeugung, wobei er einen Vorwand seiner Reise so furchtsam herflüsterte, daß er nothwendig allen Glauben verlieren muste

und

und den Schein gab, daß er gern andringlicher gefragt seyn wollte. Meine Mutter kam nur dazwischen: „Kennen Sie den Mann auch, gnädiges Fräulein?“

„Den Mann! warum sollte ich den nicht kennen? er ist ia mein Schulmeister gewesen!“

„Ihr Schulmeister!“

„Ja! mein Schulmeister in Perleberle. Das muß ich ihm nachsagen, ein guter Schulmeister ist er, und ein Kinderfreund! — darüber geht nichts. Als wenn sie bei dem Vater wären, so gut waren die Kinder bei ihm aufgehoben. Wie gehts ihm ietzt? hab ich ihn doch wohl in zehen Jahren nicht gesehen! Hätte er denn seine alte Patronin nicht einmal besuchen können?“

„Ach gnädiges Fräulein! antwortete der Schulmeister, „Sie wissen wohl, Kinder erziehen ist ein mühsames und wichtiges Geschäfte, das nicht viel Zeit übrig läßt.“

„Ja, das ist wahr! darinn hat er was gethan. Tausendmal hab' ichs bereuet, daß ich ihm nicht lieber hundert Thaler iährlichen Gehalt zulegte, ehe ich ihn wegziehen ließ. Ich hätte mein Geld nicht weislicher anlegen können! Wenn ich die ietzige Kinderzucht, mit den Gesinnungen und dem Leben der Leute vergleiche, die er gezogen hat — Gott! mein Herz blutet! — Er lehrte doch die Kinder den Wunsch ihres

Herzens

Herzens kennen und führte sie zur christlichen Tugend an, durch welche man allein des Lebens froh werden und sich und andere glücklich machen kann. Jetzt macht der Schulmeister Leinwand und die Frau läßt die Kinder aufsagen. Zum Prediger gehen sie freilich, wenn die Zeit kömmt, aber — der treibt Jahr aus Jahr ein seine Glaubenslehren und hat mit den Lebenspflichten nicht gern etwas zu thun. — Gott! — das ko-stet-mir man-che Thräne — im Stillen." Sie trocknete sich die Augen und ging auf ihre Stube."

Wenns meine Leser nicht übel nehmen wollen, so will ich Nabeln in seiner Erzählung ablösen; ich denke doch, daß ichs werde so gut können als er. Man hört auch gemeiniglich wieder mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu, wenn ein anderer spricht.

Kunigunde hatte kaum die Stubenthür in der Hand, so sahe die Frau Wirthin den Schulmeister mit ganz andern Augen und Empfindungen an. Er schlug die Augen gerade vor sich nieder und faltete die Hände. Es ward kein Wort gesprochen, aber ich glaube, daß sie beide in den stummen Augenblicken desto mehr dachten. Dem äusserlichen Ansehen nach muste der Schulmeister gute Gedanken haben, weil er die Hände gefaltet hatte. Wie es denn aber gemeiniglich zu gehen pflegt, daß zu einer solchen Zeit ungesucht allerlei Einfälle kommen, die

die man eben nicht zu den reinen und gesunden zählen darf; so gings Fuchsschwanzen auch. Es mochte ihm wohl der Gedanke einfallen: ob dich doch die Frau Wirthin ansehen mag? — Bei dem Gedanken bliebs nicht; er hob den Kopf, schlug die Augen auf — erschrack aber nicht wenig, als er sahe, daß die Frau Wirthin beide Augen sprengelweit auf hatte und Millionen Stralen gerade auf ihn zu schiessen ließ. Um seine Absicht und Bestürzung zu verbergen, welche gleich verrathen gewesen wäre, sobald er seinen Blick hätte wieder zurücknehmen wollen, hob er, da er einmal in heben war, Kopf und Augen noch höher empor, bis er durch die Fenster die Wolken sehen konnte. Hier bildete sich sein Einfall noch besser aus; er zog die gefalteten Hände nach und seufzte: Gott ja! wär' ich in Perleberle geblieben. Wäre mir auch nichts zugelegt worden, so hatte ich doch da folgsame Kinder und die belohnende Freude, daß ich gute Menschen heran wachsen sahe. Hier konnte die Frau Wirthin nicht länger aushalten; sie ging hinaus.

Was sie draussen gemacht hat, kann ich nicht so genau sagen. Vermuthlich war sie bei der Kunigunde gewesen, weil sie nach einer halben Stunde mit ihr wieder hereinkam. Was sie mit einander gesprochen hatten, kann man sich aus dem Fortgang des Gesprächs in der Stube wohl vorstellen. Die gröseste Schwierigkeit,

welche

welche die Wittwe machte, wenn sie ia in nähere Unterhandlung mit Fuchsschwanzen treten sollte, war diese, daß sie nicht gern ihre Schenke verlassen und Frau Schulmeisterin werden wollte. Diese Schwierigkeit wuste Kunigunde zu heben. Sie trat ans Fenster und sprach mit der Wirthin heimlich, Fuchsschwanz aber empfand in dem Augenblick ein Bedürfniß, das ihn hinauszugehen nöthigte. „Sey sie keine wynderliche Frau, sprach Kunigunde, und schlage sie den Mann aus! sie führt mit ihm gewiß das vergnügteste und glücklichste Leben.“

Fuchsschwanz kam bald wieder herein und Kunigunde fing ihre Vermittelung an. „Das habe ich nicht gewust, mein lieber Schulmeister, daß seine Frau todt ist. Wenn es sein Ernst ist die Frau Nabeln zu heirathen, so dächte ich, er ließe Schulmeister in Gutleben seyn wer da wollte und zöge hieher zu ihr.“

„Das thät ich aus Liebe zur Frau Nabeln wohl,“ antwortete Fuchsschwanz „aber Sie wissen, daß die Kinderzucht meine liebste Beschäftigung ist.“

„Schäme er sich, daß er sich noch einen Augenblick bedenken kann. Einer hübschen Frau zu gefallen muß man alles thun! Er findt ia hier Kinder, auf die wende er seinen Fleiß, so hat er Freude genug zu hoffen.“ — Hier gab Fuchsschwanz nach und die Verlobung ging auf der Stelle vor sich.

Fuchsschwanz war nicht acht Tage im Hause, so sahen Mutter und Kinder, daß sie betrogen waren. Er war allen im Hause Teufel und Henker, zankte und schlug um sich herum und that den ganzen Tag nichts, als spielen und saufen. Bald hernach heirathete Kunigunde Herr von Lieben. Die beständigen Zusammenkünfte mit ihnen waren der Mutter sehr zuwider, aber sie erfuhr von ihren Absichten nichts. Bald kam von Liebe geritten, bald ritt Fuchsschwanz nach Hungersdorf, und wenn die Frau etwas sagte, so bekam sie Prügel. Als Vollmuth auf seiner Flucht nach Bleiern kam und von den Bauren zum Rekruten weggenommen wurde, hatte Fuchsschwanz insgeheim die Bauren selbst bestellt und der Frau bei ihrer Ankunft weiß gemacht, daß sie ihren Sohn suchten und keinen Fremden nehmen dürften — sonst hätte sie es gewiß nicht zugegeben. Von allen übrigen Anschlägen haben ich und sie nichts erfahren, bis auf den letzten, der aber mir und der Mutter gewiß Leben oder gesunde Gliedmassen gekostet hätte, wenn der Vater glücklich zurückgekommen wäre.

„Fuchsschwanz," sprach Nabel, kam zu mir und versprach mir, daß er mich von den Soldaten loskaufen wollte, wenn ich mich entschliessen könnte, ihm eine wichtige Sache ausführen zu helfen, die am Ende ihn und mich glücklich machen sollte. Ich fragte, was ich

thun

thun sollte und erfuhr, daß ich bei dem Herrn Geheimenrath von F** Lakai werden und eine Person im Hause spielen sollte, wie er und der Geheimerath mich anführen würden. Ich hatte von den Leuten mancherlei erzählen hören und wuste, daß der Geheimerath und von Liebe einen gewissen jungen Herrn verfolgten, welcher der gnädigen Frau und ihrer Tochter lieb wäre. Ich glaubte, daß das für mich eine Gelegenheit seyn könnte, viel Böses zu verhindern und sagte Ja. Ich reis'te mit meinem Stiefvater nach Hause, erwarb mir sein Vertrauen, lockte ihm das ganze Geheimniß ab und vertrauete es meiner Mutter wieder an. Sie suchte ihn durch liebreiche Vorstellungen abzubringen, wofür er sie dermaßen zu Schanden schlug, daß sie vier Wochen im Bette zubringen muste und beinahe ihren Geist aufgegeben hätte. Mich hielt er für den Verräther. Er ging zum Amtmann, und brachte es, durch die Beschuldigung, daß ich noch ihm geschlagen hätte, dahin, daß ich acht Tage bei Wasser und Brodt eingesetzt wurde. Nun ging er hin und führte den boshaftesten Anschlag aus."

Die ganze Gesellschaft erstaunte über das Bild dieses Böswichts, den man sich nicht schändlich genug denken konnte. Nabel bat sich aber noch eine kleine Geduld, ihn anzuhören aus, weil er noch zween Umstände anzuführen hätte, die zu seiner Rechtfertigung dienen und

beweisen könnten, daß er kein Fuchsschwanz, der Gesinnung nach so wenig als dem Namen nach sey. Gerade den Tag nachher, als die Begebenheit auf der Sale sich zugetragen hatte, war Nabel aus dem Gefängniß gelassen worden. Den dritten Tag darauf war Hans zu ihm gekommen und hatte von weitem mancherlei Fragen gethan, die ihm seine Absichten und seine Person verriethen. „Fragen Sie ihn," sagte Nabel, „ob's nicht wahr ist, daß ich ihn nach Hamburg gewiesen und ihm den Namen des Schiffers gesagt habe; sonst würde er sie schwerlich gefunden haben."

Der andere Umstand war der. Als von Liebe nach der schändlichen That wieder zurückkam, so hatte er wider alle Erwartung zugleich mit Kunigunden Nabeln besucht. Vermuthlich war's auf der Reise geschehen, da er aus Furcht von Hungersdorf ging und nach Kunigundens Güther wollte. Nach vielen Umschweifen und mit grosser Behutsamkeit hatte er endlich Nabeln auf die Seite gezogen und sein Anliegen entdeckt. Es bestand, wenn ich von Liebens Einkleidung weglasse, mit dürren Worten darinn: Nabel sollte Vollmuthen, sobald er sich wieder erblicken liesse, ein Pulver beibringen, und dafür fünfhundert Thaler bekommen. „Ich versprachs ihm," sagte Nabel indem er sich zu Vollmuthen kehrte, aber eher wollte ich das Pulver nicht annehmen,

als

als bis Sie wieder da wären. Sobald die Nachricht sich bestätigte, daß Vollmuth in der Residenz angekommen sey, kam von Liebe geritten und wiederholte seinen Antrag. Ich ließ mich zum Schein lange zureden, ob ich gleich schon Willens war, Ihnen einen Gefallen zu erzeigen. Endlich nahm ich das Pulver, aber unter keiner andern Bedingung, als daß mir von Liebe eine schriftliche Versichrung geben muste, daß ich von ihm fünfhundert Thaler bekommen sollte, sobald ich die Nachricht brächte, daß Vollmuth das Pulver bekommen hätte." „Krepiren muß der Hund in einer Stunde" hatte von Liebe gesagt."

Nun gab Nabel das Pulver und von Liebens schriftliche Versichrung in Vollmuths Hand. „Ich soll Ihnen" sprach er, „zwar das Pulver nur geben, aber nehmen Sie die Obligation auch hin, und urtheilen Sie, ob ich ein böses Herz und schlechte Gesinnung gegen Sie habe." — Vollmuth war der erste, der aufsprang, Nabeln um den Hals fiel und brüderlich küßte. Vater Dreifuß gab seine Freude mit einer Lebhaftigkeit zu erkennen, die über seine Jahre war. Sein ältester Sohn, Hanspeter, nahm sein Anliegen in seine Arme und die ganze Gesellschaft hatte Nabeln aus seiner Erzählung so sehr lieb gewonnen, als sie von Liebens schändlichen Charakter verabscheuete.

Unterdessen war die Zeit gekommen, daß man sich trennen muste. Der Abschied ward allen sauer, aber Vater Dreifußen ward er am bittersten. Er weinte, wie ein Kind, als ihn Vollmuth küßte, wünschte ihm tausend Segen auf den Weg, wollte ihn bald besuchen und gab ihm das Versprechen in der Hand, daß er zu ihm ziehen und bei ihm sterben wollte, sobald ihm Gott Brodt geben würde. Den andern Morgen brach man mit dem Tage auf. Kaum daß sie in den Kleidern waren, als Dreifuß schon kam. Der neue Prediger wünschte, seine Braut bei sich zu behalten, weil sonst der Abfall seiner Lebensart auf einmal zu groß war; und Dreifuß vereinigte sogleich seine Bitten mit Bersten, bei Malchens Vater, daß Lövenbarth nicht widerstehen konnte. Es ging ihm freilich schwer ein, sich von seiner Tochter zu trennen — er wählte den Weg, daß er die Entscheidung ihr überließ. Glaubte er, daß sie sich weniger dazu würde entschliessen können, so betrog er sich. „Wenn's auf mich ankommen soll," antwortete Malchen, „so werden Sie's nicht ungütig nehmen, wenn ich biblisch handele und dem Manne anhange."

„Du machst deine Sache sehr gut," antwortete Lövenbarth. — Er küßte sein Malchen noch einmal — trieb die Gesellschaft, daß sie eilen möchten — stieg in den Wagen und fuhr fort.

Als

Als sie nach H** kamen, trafen sie Hansen im Lövenbarthschen Hause. Der erste Anblick desselben verursachte Vollmuthen nicht wenig Schrecken, und alle befürchteten, daß sie unangenehme Nachrichten würden hören müssen. Er benahm ihnen aber diese Furcht. „Ich habe ja," sprach er, „ietzt nichts zu thun, und weil ich nicht lange still sitzen kann, so machte ich mich auf den Weg, Ihnen nachzureisen. Man ist Ihrentwegen immer in Furcht, wenn Sie reisen, und sollte Ihnen etwas zustossen, dachte ich, so könnte Ihnen meine Gegenwart nützlich werden. Ich wäre nach Gutleben gekommen, aber ich hatte ehegestern das Malherikum, daß ich mit dem linken Fuß umknickte, als ich über einen Graben springen wollte. Für Schmerzen habe ich gestern den ganzen Tag nicht gehen können. Heute war mein Fuß besser, weil ich aber hörte, daß Sie in so zahlreicher Gesellschaft reis'ten und vermuthlich heute noch zurückkommen würden; so entschloß ich mich, Sie hier zu erwarten."

Nach einigen Stunden kam aber doch eine Erzählung zum Vorschein, die gewiß etwas zu seinem Entschluß beigetragen haben mochte, und Vollmuthen sowohl, als seine Freunde nicht ohne Unruhe ließ. Ich will meinen Lesern diese Nachricht nicht lange vorenthalten, damit sie sich nicht grössere Unruhe machen, als nöthig ist.

In der Residenz war ein fremder Herr angekommen, ein Edelmann, Baserno mit Namen,

welcher durch Vermittelung des Geheimenraths sogleich eine Bedienung bekommen hatte. Hans beschrieb ihn als einen artigen wohlgebildeten Kavalier und konnte nicht genug sagen, mit wie viel Achtung er von dem Geheimenrath wäre empfangen worden. An demselbigen Tage, als unsere Gesellschaft ausgereis't war, war er angekommen und hatte sich sogleich beim Geheimenrath melden lassen. Er wird angenommen, der Geheimerath fährt mit ihm nach Hofe und bringt ihn wieder mit sich herunter, daß er in Gesellschaft der Gemahlin und Emilien mit ihm speisen muß. Ueber Tische wird viel von dem Fürsten gesprochen und noch mehr von dem Glück, das Baserno am Hofe machen würde. Es war keine Bedienung vakant gewesen, aber Baserno sollte und konnte wegen seiner Geschicklichkeit nicht abgewiesen werden. Der Amtsrath war krank, und wenn er auch gesund war, so konnte man doch seiner Jahre wegen nicht viel mehr von ihm fordern. Der Geheimerath that den Vorschlag, daß Baserno zum Amtsrath ernannt werden könnte. Bei der Versichrung der gewissen Nachfolge in dem Amte würde er sich nicht weigern, bis zum Ableben des Emeritus für eine mäßige Besoldung die Arbeit zu verrichten. Der Fürst nahm den Vorschlag an, und gegen Abend, als Baserno noch bei dem Geheimenrath war, starb der alte Amtsrath.

Den Tag darauf trat Hans seine Reise an, und an der Wahrheit seiner Nachrichten darf man im geringsten nicht zweifeln, weil sie von Bringeherenn kommen, der die Unterredung am Tische hinterm Stuhl mit angehört hatte und Hansen alles treulich wieder erzählte.

Man kann sich leicht vorstellen, daß dieser Umstand bei Vollmuthen und seinen Freunden mancherlei Gedanken veranlassen muste. Ohne Absichten, das wuste man schon, that der Geheimerath nichts. Magister Berstel muthmaßte, er würde Vollmuthen alle Gelegenheit verrennen wollen, eine Bedienung bei Hofe zu erlangen. Für seinen Sohn, das wuste er wohl, durfte er iezt gar nichts versuchen und Vollmuth stand, das wuste er auch, seiner Geschicklichkeit und seines Edelmuths wegen in grossem Ansehen. Es war freilich eine adliche Charge, aber — wie leicht hätte der Fürst etwas thun können, das ihn bis in den Tod würde gekränkt haben. Lieber ließ er vorjetzt die Hofnung fahren, Adolfen die Amtsraths-würde zu erhalten, als daß er sich der Gefahr aussetzte, sein Projekt am Ende vereitelt und Vollmuthen vorgezogen zu sehen.

Der ältere Würdig ging in seiner Muthmaßung noch weiter. „Es kann seyn," sprach er, „daß Sie Recht haben. Man hat schon längst davon gesprochen, daß Adolf den Amtsrath im Kopfe habe. Sollte vollends das Gerede

Grund haben, das sich schon vor einiger Zeit ausbreitete, daß der Geheimerath deswegen schon einen Versuch bei dem Fürsten gewagt und mit der vorgeschlagenen Substitution seines Sohnes abgewiesen worden wäre; so würde dadurch nicht nur die vermuthete Absicht des Geheimenraths wahrscheinlicher, sondern auch des Fürsten eilfertige Bewilligung der neuen Vorschläge für Baserno'n begreiflicher. Aber — geben Sie Achtung, der Geheimerath hat mehr in Schilde! Wenn nur nicht eine Heirath mit Emilien geschlossen werden soll." —

Vollmuth konnte hierbei nicht gleichgültig seyn. Wenn er auch nichts gesagt hätte, so konnte man seine Unruhe in seinem Gesichte sehen. Indessen war er gefaßt, da er von Emilien keine Wankelmüthigkeit fürchten durfte. „Ich habe zuviel gelitten," sprach er, „und zuviel erfahren, daß ich beim Anblick eines aufblühenden Ungewitters zittern sollte. Der so viele Anschläge wider mich und Emilien zu Schanden gemacht hat, kann auch diesen vereiteln. Ich würde sehr undankbar seyn, wenn ich kleinmüthig wäre. Jetzt glaube ich schon, daß die Fürsicht meine Verbindung mit Emilien billiget und zu Stande bringen wird." Was geschah' aber; sie beschleunigten ihre Reise und liessen sich keinen Tag länger zurückhalten.

Löven-

Löwenbarths ältester Sohn hatte die Arzneiwissenschaft studirt und vor einiger Zeit den Doktorhut bekommen. Er hatte schon angefangen, Kollegia zu lesen und war Willens, bei der Akademie sein Glück zu suchen. Würdig brachte das Gespräch darauf, daß bei ihnen in der Residenz seit kurzem die beiden geschicktesten Aerzte gestorben wären, so, daß man Mangel an guten Leuten dieser Art hätte. Magister Berstel und Vollmuth merkten die Absicht bald, wohin diese Einleitung ging, und vereinigten sich alle, Doktor Löwenbarthen dahin zu bringen, daß er mit ihnen reisen, und sein Glück bei ihnen in der Residenz versuchen möchte. „Warlich!“ sprachen sie alle, „es kann Ihnen nicht fehlen!“

Löwenbarth machte viele Einwendungen, man bemühete sich aber, sie zu widerlegen. Die Vorstellungen eines glänzenden Hofs und einer prachtvollen Residenz hatten schon Annehmlichkeiten für ihn; die Reitze der Freundschaft mit edelmüthigen Männern würkten noch stärker; die Wünsche und bittenden Blicke zweier Schwestern thaten auch etwas; und als er endlich im wankenden Sinn seine Augen auf den Vater warf und dieser die Antwort gab: „reise immer mit; vielleicht komme ich bald nach,“ so war seine Entschliessung fertig. „Ja!“ sprach er, „ich will mitreisen.“

Das war eine Freude bei der ganzen Gesellschaft, die man nicht erwartet hatte. Man machte in aller Eilfertigkeit die nöthigsten Zubereitungen, riß sich aus den Armen der zärtlichsten Freunde mit Gewalt, und reis'te mit dem Anbruch des folgenden Tages von H** ab, in der Hofnung, bald engere Verbindungen für die ganze Lebenszeit zu knüpfen. Des jungen Herrn Berstels Platz im Wagen nahm Doktor Löwenbarth ein.

In der Residenz wurden sie von den ihrigen und allen Freunden aufs zärtlichste wieder empfangen. Der alte Generalsuperintendent, die ehrwürdige Mutter Würdigen, Madam Berstel waren über die Verbindungen ihrer Kinder ausserordentlich vergnügt und hatten nichts zu tadeln, als daß sie ihre verlobten Bräute nicht mitgebracht hätten. Das ließ sich Magister Berstel nicht nehmen, Doktor Löwenbarth muste zu ihm ziehen und ihm den Verlust seines Sohnes ersetzen.

Der Billigkeit war es gemäß, Vollmuth muste sich gefallen lassen, daß das Verlangen der Eltern zuerst befriediget ward, ehe er mit seinen hundert Fragen anzukommen versuchen durfte. Der älteste Würdig machte eine ausführliche Reisebeschreibung, wobei er auch den kleinsten Umstand nicht vergaß. Vollmuth faßte in der Stille den Entschluß und ging zum Hofrath von Wetter. Malheur

war

war bei ihm, und beide gingen nach einer halben Stunde mit Vollmuthen in die Superintendentur, wo bis in den späten Abend über ihre Angelegenheiten gesprochen ward.

Der Vorfall mit Baserno'n hatte seine völlige Richtigkeit, und Werter besorgte allerdings, daß aus der neuen Bekanntschaft des Geheimenraths mit ihm mancherlei unangenehme Folgen für Vollmuthen und Emilien entspringen würden. Aus der ganzen Gesellschaft konnte kein Mensch dieser Vermuthung widersprechen; Malheur aber machte eine Beschreibung von Baserno's Charakter, wodurch ihre Besorgniß etwas gemindert ward. Er wollte ihn von H** aus kennen und hofte, daß er bei ihm von neuem Bekanntschaft suchen würde. Er gab ihm das Zeugniß, daß er nicht nur Wissenschaft besitze, sondern auch ein Mann von edler Gesinnung sey, den er keiner niederträchtigen Handlung fähig hielte. „Die Zeit wird's lehren," antworteten sie alle.

Das unangenehmste in Vollmuths ganzer Lage war ietzt, daß er fast gar keine Gelegenheit hatte, mit seiner Emilie ein Wort zu sprechen. Es war nichts gewisser zu erwarten, als daß es in der Folge mancherlei verdrüßliche Auftritte, so gut als in den vergangenen Zeiten, geben würde. Da weiß iedermann, was für Stärkung ein dankbarer Blick des Geliebten in unverschuldeten Leiden giebt, und wie nöthig es

sey,

sey, daß duldende Sanftmuth und ausbaurende Liebe dann und wann mit unschuldigen Zärtlichkeiten und stärkenden Versichrungen der Treue unterstützt werde, welche der Mund nachdrücklicher ins Herz reden, als die Feder schreiben kann. Dieser tröstenden Beruhigung waren sie von beiden Seiten beraubt. — Und wenn nun Verlegenheiten kommen sollten, wo weise Rathschläge gefaßt werden müsten, würde da nicht Zeit und vielleicht auch der beste Einfall verloren gehen? „Das geht gar nicht an," sagte Jakob, „sprechen müssen Sie sich einander schlechterdings können. Ich denke, ich habe so gut einen Kopf als Hans und Martin, wir wollen schon Gelegenheit finden."

Bringeher hatte gut reden. Der Schelm war mit Liesgen gut bekannt und stand mit ihr auf dem Fuß, sie zu heirathen. Nur einige kleine Punkte musten noch berichtiget werden, so waren sie beide einig; und wenn der Umstand nicht kam, daß er wieder in des Geheimenrathes Dienste trat, wären sie vermuthlich schon getrauet gewesen. So wie er von Vollmuthen wegging, begab er sich zu Liesgen. Er vergaß Schlauch und Bruchbänder; — sie aber ging die Bedingung ein, daß die Trauung verschoben werden sollte, bis sich die Verwirrungen im Hause des Geheimenraths entwickelt hätten, welches nun bald geschehen müsse. „Ich glaube," setzte Jakob hinzu, „daß der alte

Friedens-

Friedensstöhrer kein Jahr mehr lebt.“ Nun war's keine Kunst, Vollmuthen Gelegenheit zu machen, daß er mit der Geheimenräthin und Emilien zusammenkommen konnte.

Meine Leser werden vermuthlich noch wissen, daß Liesgen eines Handschumachers Tochter war, dessen Haus an dem Hintergebäude des Geheimenraths angränzte. Ihr Vater und Mutter waren gestorben, daß Liesgen also als einziges Kind ietzige Besitzerin des väterlichen Hauses war. Dies Haus stand mit dem Hinterhause des Geheimenraths unter einem Dache und war nur durch eine dünne Wand abgesondert. Man brach im gemeinschaftlichen Giebel einige Bretter los, und machte eine Oefnung, durch welche Jakob aus dem Hause des Geheimenraths über den Boden lang zu Liesgen, und Vollmuth durch Liesgens Haus zu Emilien kommen konnte.

Das war der beste Einfall und der sicherste Weg. Der Geheimerath ging mit Adolfen vorne heraus, wenn sie in die Kammersession fuhren; und Vollmuth kam über den Boden von hinten herein. Adolf hatte alle Nachbarn zu Aufsehern bestellt und ihnen die ganze Geheimeraths Gnade in der vollkommensten Kraft und Würkung versprochen, wenn sie's ihm sagen würden, sobald Vollmuth aus- und eingehen würde. Aber der Geheimerath und sein Sohn hatten unter den Nachbarn so wenig als

in der ganzen Residenz einen Menschen, der so viel Gefälligkeit für sie hatte, daß er hinsehen wollte, und hätte er hinsehen wollen, so sahe er doch nichts. Bei verriegelten Thüren saß nun Vollmuth öfters wieder auf dem Platz zwischen Mutter und Tochter, auf welchem er in seinen jüngern Jahren oft gesessen und die glücklichsten Stunden seines Lebens genossen hatte. Das Unglück ward noch nicht müde sie zu verfolgen. Blühete auch dann und wann ein Schein der Hofnung auf, so warens nur kleine Erholungen, wodurch das mitleidige Schicksal ihre Kräfte zu nachfolgenden härtern Prüfungen stärken wollte. Indessen ward ihnen alles leichter zu tragen, da sie nun gemeinschaftlich trugen und durch zärtliche Liebe einander ihre Leiden versüssen konnten. Die Geheimeräthin bekam ihre verlorne Munterkeit wieder. Emilie vergaß väterliche unväterliche Härte und kränkende Beschimpfung in Vollmuths Blick und Kuß; und Vollmuth schwor bei iedem Abschiedskuß, mit ausdaurender Geduld das widrige Schicksal zu ermüden, und sich mit standhaftem Muth ihren Besitz zu erringen.

Der Geheimerath blieb — Geheimerath. In den ersten vier Wochen, nachdem Vollmuth von Gutleben zurückgekommen war, sah er seine Gemahlin und Tochter nicht an, speiste mit Adolfen allein und war so mürrisch und polternd im Hause, daß ihm iedes-

lebermann gern aus dem Wege ging. Es kam niemand zu ihm als der Amtsrath von Baserno.

Malheur muste sich in Baserno's Charakter sehr geirrt, oder dieser sich seit der Zeit seiner Bekanntschaft mit Malheuren sehr zu seinem Nachtheil geändert haben. Er suchte keine Bekanntschaft bei Malheuren so wenig als bei Wettern, und hielt sich allein zu den Kreaturen des Geheimenraths, welche durch ihn zu Brodt und Ehre (wenn man anders solchen Leuten erschlichene Aemter zur Ehre anrechnen kann) gekommen waren, und dafür mit Leib und Seele in alle seine Absichten stimmen musten.

Es währte nicht lange, so war's das einstimmige Urtheil der Stadt und des Hofs: Baserno wird Emilien heirathen; und hie und da kamen Erzählungen zu Vollmuths Ohren, nach welchen Baserno gesagt haben sollte: er liesse Emilien nicht, es möchte auch kosten was es wolle. Man muste sich nur verwundern, daß der Geheimerath gegen Emilien noch gar nichts geäussert hatte, und wollte den Schluß daraus machen, daß er selbst wider diese Heirath wichtige Einwendungen haben müsse. Einige Warscheinlichkeit hatte diese Vermuthung daher, weil Baserno arm war, und der Geheimerath in einer gewissen Gesellschaft gesagt haben sollte: er würde sich gar nicht mit ihm

abgegeben haben, wenn er gewuſt hätte, daß er ſo bettelarm wäre; ein porter Edelmann bringe einem Hof keine Ehre. Man konnte aber doch darauf nichts bauen, weil man wuſte, wie ſehr ſich der Geheimerath für Vollmuthen furchte. Aeuſſerliche Umſtände können ſich auch gar zu bald ändern!

Einſtmals kam der Geheimerath aus dem Kollegio. Seit vier Wochen hatte er Gemahlin und Tochter nicht angeſehen; heute öfnete er ihr Zimmer und trat in die Thür. Emilie ſaß am Fenſter und ſtrickte Filet; ſie erſchrack aber über den Anblick ihres Papa's ſo, daß ſie die Nadel aus der Hand fallen lieſ. Die Geheimeräthin ſaß am Tiſche und ſchrieb. Ehe ſie noch wuſte, wer hereinkommen würde, ſchob ſie das beſchriebene Blatt in die Unterlage und, ſobald ſie ihren Gemahl erblickte, ſtand ſie auf und ging ihm — aber mit zitternden Gliedern entgegen. Sein ganzes Geſicht glühete, als er Feder und Papier auf dem Tiſch liegen ſahe. „Du ſchreibſt wohl gar ein Liebesbriefgen an Vollmuthen," ſprach er und ging ſchnell nach dem Tiſch hin; — „warte nur, ich will dir die Wolluſt vertreiben!" murmelte er grimmig, indem er die Papiere durchſuchte. Endlich fand er das beſchriebene Blatt und las es, er legte es aber betroffen wieder hin und ging beſchämt aber grimmig vom Tiſche weg.

Die

Die Geheimeräthin war eine religiöse Dame. Sie ließ nicht leicht einen Tag vorbei gehen, ohne eine Stunde dazu anzuwenden, daß sie die Moralität ihrer Handlungen prüfte, und ihre Empfindungen darüber aufschrieb. Wenn ich auch das Blatt nicht hätte auftreiben können, so hätte ich meinen Lesern doch sagen wollen, was sie diesmal geschrieben haben mochte. Man darf nur den Punkt in Erwegung ziehen, daß ihr Gemahl vier Wochen geschmollt und gewüthet hatte. — Sie hatte ihr Verhalten untersucht, ob sie auch duldend, sanftmüthig und nachgebend genug gewesen wäre, — und neue Vorsätze gefaßt, daß sie durch keine unfreundliche, lieblose und harte Begegnung irgend eines Menschen ihre nachgebende Liebe und Sanftmuth überwinden lassen wollte. Dies hatte sie in Form eines Gebets aufgesetzt.

Es war offenbar genug, daß sie ihren Gemahl im Sinne gehabt hatte, aber — ein Glück war's, daß sie in allgemeinen unbestimmten Ausdrücken geschrieben hatte. Ohne Gefühl las es der Geheimerath nicht, aber er war froh, daß er einen Winkel fand, wo er sich verstecken konnte. — Dafür hütete er sich wohl, daß er allgemeine Moralen, worinn sein Name nicht stand, auf sich deutete! — Er schmiß das Blatt wieder hin, sahe seine Gemahlin von der Seite an und sprach ziemlich aufgebracht: „kannst du nichts klügers vornehmen? Mit schreiben

ists ausgemacht! Gut wär's, wenn du nicht immer klüger und besser als andere seyn wolltest." Im Hinausgehen sagte er zu Emilien mit noch härterer Stimme: „Das Donnerwetter soll darein schlagen, wenn ich erfahre, daß du Vollmuthen ansiehst. Hüte dich, und verdirb durch Ungehorsam und Eigensinn meine Absichten nicht." Emilie war indessen mit zitterndem Respekt aufgestanden und machte einen tiefen Knicks; Der Geheimerath aber erwartete so wenig eine Antwort, daß er auch den Knicks nicht einmal sahe.

Die Geheimeräthin sahe Emilien — und Emilie sahe die Mama an. Tausendmal hatten sie sich's vorgenommen, daß sie sich durch die härteste und unbilligste Begegnung nicht aufbringen — nicht empfindlich, oder furchtsam machen — nicht, ärgern lassen wollten — wenn man aber nur nicht Mensch bliebe! — Wer kann sich im Bewustsein eines schuldlosen Herzens schimpfliche Vorwürfe und beleidigende Grobheiten sagen lassen, ohne zu empfinden, daß ihm schimpfliche Vorwürfe und beleidigende Grobheiten gesagt werden? — Dies empfinden, was heißt das anders, als tödtliche Erschütterungen in seinem ganzen Nervensistem fühlen und den unbilligen Beleidiger mit Mißvergnügen und Verachtung ansehen! — Die gnädige Frau und Emilie sahen einander noch an und konnten nicht reden. „Niederschlagend

schlagend Pulver!“ sagte endlich die Mutter, und die Tochter reichte ihr's.

„Mein Gott, was geht vor!“ rief Emilie aus; „beste Mama! kränken Sie sich nicht.“

„Mein gute Emilie! das will ich nicht thun. Die ersten Empfindungen hat man nicht in seiner Gewalt, sie kommen Blitzschnell, zumal wenn die Beleidigung nicht vorhergesehen werden konnte. Aber mein Wort will ich halten und keinem kränkenden Kummer Nahrung geben. Wir tragen eine Noth, die niemand von uns nehmen kann als Gott. Frißt denn doch der heimliche Gram unser Leben darüber weg — nun so hört doch dann die Noth auch auf. Es ist dein Vater, mein Kind! das vergiß nicht. Schwerlich wirst du verhüten können, daß kindliche werthachtende Liebe nicht geschwächt werden sollte, aber — dawider kämpfe, daß sie nicht von Unwillen und Verachtung verdrängt werde.“ — Hier klopfte iemand an.

„Ach Wetter!“ riefen Mutter und Tochter, „sind Sie's!“ — Wetter sah es ihnen gleich an, daß etwas vorgegangen seyn muste, und fragte nach der Ursach ihrer Bestürzung. Die Geheimeräthin und Emilie erzählten offenherzig, was sich zugetragen hatte; Wetter aber gab eine bedenkliche Antwort, wodurch er ihre Neugierde rege machte und den Verdacht erweckte, daß ihm vorhergegangene Dinge bek-

kannt seyn müsten, aus welchen sich des Geheimenraths sonderbare Begegnung erklären liesse. „Das hab ich gedacht," rief er, „daß so etwas vorgehen würde!" — Freilich war nun der Fragen kein Ende, bis man alles wuste; und Wetter war auch in keiner andern Absicht gekommen, als Emilien durch seine Nachrichten auf bevorstehende Attaken vorzubereiten.

Man hatte heute in der Sessien keine wichtige Beschäftigungen gehabt, weswegen sich die Herren Räthe in mancherlei kurzweilige und schäkerhafte Erzählungen eingelassen hatten. Die Geschäfte waren alle schon geendigt gewesen und die Session sollte geschlossen werden, als der Hofrath Selbst hinausgerufen ward. Er kam wieder herein und hatte einen Brief in der Hand. „Herr Geheimerrath!" sprach er, „nennen Sie Baserno'n nicht mehr pover; er kann bald einer der reichsten Kavaliere werden." Zugleich gab er ihm den Brief in die Hand.

Der Brief war von einem gewissen Landedelmann, Baserno, welcher ohngefähr zehen Meilen von der Residenz auf seinen Güthern wohnte. Er enthielt die traurige Nachricht, daß ein faules pestilenzialisches Fieber auf dem Schlosse des Edelmanns vier Wochen lang gewüthet und alles weggerissen hätte. Der gnädige Herr, ein Fräulein, der Kutscher und die Köchin waren übrig geblieben; die gnädige Frau, drei Junker, der Lakai, zwo Mägde und drei

Knechte

Knechte waren begraben worden. Es war ein überaus trauriges Schicksal, das dem Mann begegnet war — keiner blieb ohne Thränen.

„Nun mein Freund!“ schloß der Edelmann seinen Brief „bin ich ganz verlassen, und meines Lebens so satt worden, daß ich herzlich wünsche, bald die Stunde anbrechen zu sehen, die mich mit meiner Gemahlin und mit meinen Söhnen in einem bessern Stande wieder vereinigen wird. Einen Wunsch nährt meine Brust; ach! möchte ich den erfüllt sehen, ehe ich sterbe! Sie sind lange mein geprüfter Freund, Ihnen kann ich mein Herz entdecken. Möchte sich doch mein Vetter bald zur Heirath entschliessen! er ist der einzige Erbe meiner Güter. Wollte doch der Himmel seine Neigung regieren und seine Wahl auf meine einzige Tochter lenken! Hundert Louisdor gäbe ich dem gerne, der etwas zur Befriedigung meines Wunsches beitragen könnte.“

Hofrath Selbst hatte nicht geglaubt, daß sich der Brief mit einer solchen herrlichen Verheissung endigen würde. Als er ihn ohngefähr bis auf die letzten sechs Zeilen gelesen hatte, gab er ihn weg; in der Meinung, daß der Beschluß die gewöhnlichen Komplimente und Empfehlungen enthalten würde. Jetzt, als der Geheimerath von hundert Stück Louisdor zu sprechen anfing, erschrack er grausam, reichte über die Tafel hinüber, riß ihm den Brief hastig aus

der Hand, las den Beschluß bedachtsam durch, und mochte sich entsetzlich ärgern, daß er den Brief aus den Händen gegeben hatte.

„Wer ist denn der Herr Vetter?“ fragte der Geheimerath, und man konnte ihm an den Augen ansehen, daß er die Antwort schon in Gedanken hatte, die er zu hören wünschte. Aber Selbst hatte die letzten Perioden des Briefs mit solchem Wohlgefallen gelesen, daß er sich nicht stöhren ließ und, wie man an der Erhebung der Augen merken konnte, so eben noch einmal zu lesen anfing. „Hören Sie nicht, Herr Kollege!“ fragte der Geheimerath noch einmal, „wer ist denn der Herr Vetter?“

„Kennen Sie,“ antwortete Selbst, unsern Herrn Amtsrath von Baserno nicht?“

„Dek! — Ach hören sie einmal, Herr Kollege! es fällt mir so eben ein, daß ich etwas nöthiges mit Ihnen zu sprechen habe. Kommen Sie mit mir, wir wollen voran gehen. Gesegnete Mahlzeit, meine Herren!“

„Sie werdens so gut errathen,“ fuhr Wetter fort, „als ich, was Ihr Herr Papa mit Selbsten gesprochen hat. Es fiel mir herzlich ins Lachen, sobald ich alle Adern in seinem Gesichte auflaufen und die Augen funkeln sahe. Ganz gewiß soll Selbst Baserno'n den Wunsch seines Großonkels wegen seiner Fräulein Tochter verschwei-

verschweigen und ihn zu einer andern Wahl bereden. Meinen Sies nicht auch?“

„Ach Gott!“ seufzte Emilie.

„Beruhigen Sie sich. Ich habe einen guten Vorwand; hier ist ein Vortrag an den Fürsten, weswegen ich ihn sprechen muß. Er darf mich nicht abweisen. Meine Absicht aber ist, Ihrer Affaire wegen mit ihm zu sprechen, und einen Versuch zu machen, ob ich ihn anders stimmen kann. Fassen Sie nur Muth und nehmen Sie sich nichts zu Herzen. Er mag verheissen oder drohen, Güte oder Gewalt gebrauchen — kehren Sie sich daran nicht. Suchen Sie ihm auszuweichen, wenn Sie etwas dadurch gewinnen können. Hilft aber auch Nachgeben nichts, so nehmen Sie einmal allen Ihren Muth zusammen und treten ihm dreust unter die Augen. Sagen Sie ihm frei und bescheiden Ihre Meinung, berufen Sie sich auf die Rechte der Menschheit und reden Sie ihm scharf ins Gewissen. Vielleicht wird er einmal erschüttert. Lange, das weiß ich wohl, dauert's nicht, wenn er auch einmal geschüttelt wird, aber denn will ich Ihnen schon wieder zu Hülfe kommen.“ Emilie versprachs und Wetter ging zum Geheimenrath hinauf.

Als Wetter in das Zimmer trat, hatte der Geheimerath den ganzen Tisch voll geschriebenen Rechnungen und Akten liegen, die er durch

einander warf und untersuchte. „Ach!“ sprach er, „setzen Sie sich! — gleich! — er suchte aber immer fort, bis endlich Wettern die Zeit zu lang ward.

„Kann ich Ihnen helfen?“ sprach er.

„Ich bin gleich fertig; es ist nur eine kleine unschuldige Neugierde. Sie wissen ja, daß uns Selbst einen Brief zu lesen gab — Baserno hat eine importante Erbschaft zu hoffen und, wie ich gehört habe, so kann's bald geschehen. Der Edelmann soll noch nicht völlig wieder hergestellt seyn. Ich habe vor einigen Jahren einmal wegen eines gewissen Processes die Pachtanschläge von seinen Güthern bekommen, da kann man ja den Betrag gleich sehen. Zwei habe ich schon gefunden, der dritte fehlt nur noch. — Hier ist er auch! — Stellen Sie sich vor! ein Guth trägt vier Tausend, das andere zwei Tausend und das dritte ein Tausend Thaler; die einzelnen Hunderte nicht gerechnet. Das sind an zweimal hundert Tausend Thaler Güther — das geht an! hum! — hum!“ —

„O! er hat sie noch nicht!“

„Das wird so lange nicht werden! der Mann ist zu sehr entkräftet; man glaubt nicht, daß er sich erholen wird.“

„Hum! so lange noch der Othem in dem Menschen ist, kann er sich wieder erholen. Ich will's Baserno'n gönnen, aber — der Onkel heira-

heirathet wohl noch einmal und bekömmt Erben. Ich habe dergleichen Auftritte eher gesehen!"

„So! — freilich! — wer lange lebt, wird weise!" und hiermit ging der Geheimerath im Zimmer auf und nieder.

Wetter merkte nun wohl, daß es nicht rathsam war, tiefer einzudringen. Er nahm seinen Bericht aus der Tasche und überreichte ihn dem Geheimenrath. Es war ein Vortrag, den man dem Sekretair nicht hatte anvertrauen wollen, in einer Sache, an welcher dem Geheimenrath sehr viel lag. Wetter hatte ihn ganz nach seinem Kopf und Wunsch gemacht, er unterschrieb sich und war wieder vergnügt. „Sie sind ein guter Mann," sprach er in einem ganz andern Ton als zuvor, „aprepos! haben Sie meine Tochter nicht gesprochen?"

„Nur einen Augenblick, im Hause."

„Wie war sie, haben Sie nichts gemerkt?"

„Sie kam mir betrübt, niedergeschlagen vor."

„Hat sie Ihnen nicht gesagt, was ihr fehle?"

„Nein! — Sie schien keine Lust zu haben, sich mit mir einzulassen, und ich wollte erst gern meinen Auftrag expediren. Hernach dachte ich mit ihr zu sprechen, wenn Sie's erlauben."

„Das Blitzmägdchen! — bringt mich so noch durch allen Gram, den sie mir macht, vor der Zeit unter die Erde."

„Gram!

„Gram! — Emilie! —

„Ja! das können Sie glauben, daß es einem Vater tödtlichen Gram macht, wenn er Tag und Nacht darauf denkt, seine Tochter recht glücklich zu versorgen, und sie will nicht hören und folgen. Ich will's Ihnen sagen, was vorgeht! Baserno will sich heute das Jawort holen. Reden Sie doch mit ihr, Sie können sie am besten lenken."

„Das wollen Sie mir zumuthen?

„Ja! warum nicht? — Ich denke Sie sind ein Freund meines Hauses!"

„Ja! ich bin ein Verehrer Ihres Hauses und rechne mir das zum Ruhm, aber" —

„Was — aber?"

„Ich habe selbst noch keine Frau, und soll behüflich seyn, daß andere vor mir das Beste wegfischen! — das ist zuviel verlangt. Wissen Sie noch, was wir vor nicht langer Zeit hier auf ihrer Stube gesprochen haben?"

„Das weiß ich, aber Sie wollen ja Emilien nicht. Warum machen Sie kein Ende?"

„Das erste mag ich Ihnen nicht beantworten, aber Sie kränken mich damit sehr. Ich habe nie gesagt, daß ich Emilien nicht will. Ich befinde mich in einer Lage, die mir sehr unangenehm ist, ich kann aber nichts ändern.

Wählen

Wählen kann und darf ich ietzt nicht; und dazu denke ich zu edel, daß ich ein Frauenzimmer Jahrelang vorher binden und ihr Versprechungen geben sollte, von denen ich nicht weiß, ob und wann ich sie erfüllen kann."

„So können Sie auch nicht verlangen, daß man sein Glück verschlaudern und auf ungewisse Hofnungen warten soll. Bedenken Sie doch das Vermögen! Können Sie meiner Tochter zweimalhundert Tausend Thaler zufreien?"

„Das macht das Glück des Lebens nicht aus. So viel hab' ich, als zum frohen Leben nöthig ist."

„Ich wollt' es auch zufrieden seyn und habe lange genug gewartet, aber es wird ia kein Ende. Hätten Sie nur ein Wort gesagt — gleich hätte mein Adolf sollen um Ihre Schwester werben. Mißgönnen Sie doch meiner Tochter ihr Glück nicht! Sie könnten ia noch zehen Jahre warten müssen, und darüber würde Emilie alt."

„Bewahre mich Gott, daß ich dem edelsten Mägdchen auf der Welt etwas mißgönnen sollte. Aber zwingen Sie sie nicht. Vielleicht wartet sie aus Neigung noch, und mein Schicksal entwickelt sich indessen. Wählt Sie aber aus freiem Herzen einen Mann eher als ich ihr einen förmlichen Antrag thun kann; so will ich mich beruhigen und glauben, daß es der Himmel nicht anders beschlossen gehabt."

Der Geheimerath sahe Wettern eine ganze Weile scharf ins Gesicht und schien wankend zu werden. Hernach ging er tiefsinnig im Zimmer herum, bis er endlich an den Tisch trat und die Feder ergriff. Er schrieb und sprach vor sich — zwei Tausend — vier Tausend — und noch ein Tausend! — das wären sieben tausend Thaler! — Zu drei Procent" — er rechnete. — „Hol mich der T * * " fuhr er plötzlich heraus, „das sind noch mehr als für zweimalhundert Tausend Thaler Güther!" — Er ging wieder im Zimmer herum und legte den linken Zeigefinger an die Nase, den rechten aber hielt er etwas krum mit zugeschlossener Hand etwas abwärts vom Ohre. Als er zum drittenmal herum kam, blieb er vor Wettern stehen. „Glauben Sie's nur," sprach er unruhig, „Kinder machen einem Vater viel Sorge." — Er besann sich wieder. „Wissen Sie was? damit Sie sehen sollen, daß ich Sie lieb habe, so will ich meiner Tochter freie Wahl lassen. Wählt sie Sie, so sollen Sie sie haben, wenn Sie schon nicht für zweimalhundert Tausend Thaler Güther haben. Arm können Sie doch auch nicht seyn! Aber will sie sich für Sie nicht erklären — ich merke den Braten und lasse mich nicht bei der Nase herumführen, so soll und muß sie mit Gewalt Baserno'n ihr Wort geben."

Nun merkte Wetter, daß nichts weiter zu thun wäre, und fing an, nachzugeben. Der

Gehei-

Geheimerath bat Wettern zum Abendessen, ließ Baserno'n auch einladen und wollte bei der Mahlzeit die Sache entscheiden. Das bedung er sich aus, daß Wetter nicht mit Emilien vorher sprechen, sondern sie die freie Entschliessung ihres Herzens ungezwungen sagen lassen sollte. Um dessen gewiß zu seyn, begleitete ihn der Geheimerath bis an die Hausthür.

Wetter hielt seine Zusage und sprach mit Emilien nicht; aber Bringeher kam, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, wenn er ausgeschickt ward, und fragte an, ob nichts zu bestellen wäre. Das Briefgen war schon geschrieben und Emilie ward auf die Abendmahlzeit vorbereitet. „Verzagen Sie nicht," schrieb Wetter, lassen Sie ihr sanftes Herz reden und suchen Sie Ihren Herrn Papa zu erweichen. Schlagen Sie, wenn Sie sich erklären müssen, beide aus, und wenn dann harte kränkende Drohungen erfolgen sollten, so lassen Sie ihren entschloßnen Muth alles sagen, was er in den Gränzen des kindlichen Respekts sagen kann."

Der Abend kam heran. Wetter und Baserno fanden sich ein, Emilie und die gnädige Frau waren zugegen, das Essen ward aufgetragen, sie setzten sich. Adolf, hieß es, hätte sich schon verfagt gehabt, weswegen man ihn nicht hätte verleiten wollen, seine Gesellschaft zu verlassen. Der Geheimerath wieß seiner Tochter den Stuhl gerade gegen sich über zwischen

zwischen Wettern und Baserno'n an. Einige Minuten herschte eine allgemeine Stille, daß man nichts als das Geräusch hörte, welches die Bewegung der Aerme verursachte, die beständig vom Teller zum Munde hin- und hergingen. Der Geheimerath brach endlich das Stillschweigen. „Heute," sprach er, „sieht meine Emilie so freundlich aus, daß ich selbst mein Wohlgefallen an ihr finde."

„Ich werde ia freundlich aussehen, gnädiger Papa!" antwortete Emilie, „wenn ich zwischen zweien artigen Kavalieren sitze."

„Freilich! das dächte ich auch. Wüßtest du nur, daß sie beide ein Auge auf dich haben — du sähest noch freundlicher aus."

„Ich bitte um Vergebung, gnädiger Papa! daß ich Ihnen widerspreche. Sobald ein Mägdchen von Augen und Liebe in Gegenwart lediger Herren sprechen hört, sobald wird sie in Reden und Handlungen gezwungener und verliert die offene freie Miene. Es soll Kunst setzen, daß ich sie heute wieder finden werde."

„Ach Possen! ziere dich nicht! Du bist nun aus den Kinderiahren heraus und kannst nach gerade wohl anfangen, ernstlich über Dinge nachzudenken, die du bisher übergangen oder belacht hast. Der Herr Amtsrath von Basserno hat um dich angehalten; was meinst du? Du kannst dich darauf verlassen, daß ich die

Sache

Sache reiflich überlegt habe; ich habe nichts einzuwenden und glaube gewiß, daß du sehr wohl thust."

Emilie schlug die Augen auf ihren Teller nieder und schwieg. Baserno schien das Wort aufnehmen zu wollen, aber er bekam einen Wink.

„Hast du schon vergessen," fragte der Vater, was ich dir heute Vormittags in deiner Stube sagte? ich mag gerne Antwort haben, wenn ich frage!"

Emilie war erschrocken und antwortete etwas furchtsam: „Lieber Papa! ich habe ihre Frage für Scherz gehalten."

„So? — freilich! — ich werde gleich anfangen mit dem gnädigen Fräulein zu scherzen; nicht wahr? — Damit du doch keine Ausrede hast, so muß ich dir nur sagen, daß es mein Ernst ist; ich will's haben, du sollst ihm dein Wort geben."

„O! nun höre ich schon, daß es ihr Spaß ist; sie stellen sich mit Fleiß hart. Ein guter Vater zwingt sein Kind nicht in einer Sache, die Zufriedenheit und Ruhe des Lebens betrift."

„Fängst du wieder an, deine Weisheit auszukramen? Eben darum will ich's haben und befehle dir, daß du ihn nehmen sollst, weil ich weiß, daß du glücklich durch ihn wirst. Du

sollst und mußt ihn nehmen, und wenn du nicht willst, sollen schon Mittel gefunden werden, dich dazu zu bringen."

„Liebster Papa! ich berufe mich auf ihr Versprechen, das Sie mir vor einiger Zeit auf des Herrn Hofrath Wetters Fürbitte gegeben haben, daß Sie mich nicht zwingen oder übereilen wollten. Ich kann nicht sagen, daß ich eine Neigung zum Heirathen hätte; hätte ich sie aber auch im höchsten Grade, so würde ich doch für den Herrn Amtsrath nichts entscheiden können. Sind seine Absichten redlich, so muß er sich erst bemühen, meine Liebe zu gewinnen, ehe er eine Erklärung von mir verlangt und mir einen Werth zeigen, der mein Herz für ihn einnimmt. Kurz ich muß ihn kennen und schätzbar finden. Kann er mich ohne meine Einwilligung von meinem Vater suchen und annehmen, so ist er gerade der Mann, dem ich meine Hand so wenig als mein Herz geben werde."

Der Geheimerath versuchte Basenau noch einmal im Stillschweigen zu erhalten, aber er drang mit Gewalt durch. „Nein, Herr Geheimerrath!" sprach er mit durchdringender Stimme, „jetzt kann ich nicht mehr schweigen. Ich muß meine Ehre und mein Herz vertheidigen. Lassen Sie ihrer edeln Tochter Zeit, ihre Grundsätze verdienen Achtung. Das Glück meines Lebens beruhet auf Ihre Entscheidung, aber

aber ich mag Ihre Hand nicht haben, wenn Ihr Herz nicht damit verknüpft ist.“

Der Geheimerath knirschte mit den Zähnen, so erboßt war er. Durch Baserno's Antwort ward sein ganzer Plan über den Haufen geworfen. Was sollte er machen? er durfte nicht mehr in Emilien dringen, weil Baserno zurück trat. Undankbare — liederliche, — sprach er mit schäumenden Munde und blitzenden Augen, „ich will dich Gehorsam lehren!“ indem er zugleich mit geballter Faust drohete.

„Gott weiß es, daß ich beides nicht bin;“ antwortete Emilie.

„So zeige, daß du die Wahrheit redest! Gieb dem Hofrath Wetter deine Hand; den kennst du ja lange genug. Ich bins zufrieden, wenn ich nur einmal einen Entschluß von dir sehe.“

Emilie sahe sich hier mit grosser Verwunderung nach Wettern um und hernach warf sie ihre Augen mit Beschämung auf den Papa. „Den Herrn Hofrath,“ sprach sie, „kenne ich, und ich muß sagen, daß ich ihn nie anders als edel und hochachtungswürdig gefunden habe. Aber — hat er mich denn schon von Ihnen verlangt? — wollen Sie mich denn haben, Herr Hofrath?“

„Ja freilich," antwortete der Geheimerath, „will er dich haben; er hat mir's heute erst gesagt."

„Ich bitte um Vergebung," antwortete Wetter, „das habe ich nicht gesagt. Emilie ist das würdigste Frauenzimmer, und wäre ich ietzt in der Lage, daß ich wählen dürfte, so sagt mir mein Herz, daß ich keine andere wählen würde als sie. Aber ietzt darf ich daran nicht denken."

„Gut," antwortete Emilie dem Papa, „so lassen Sie uns doch den Wohlstand nicht beleidigen. Er muß erst fragen, ehe ich antworten kann, und wenn ich nach den ietzigen Empfindungen meines Herzens urtheilen soll, so glaub ich nicht, daß ich eine Antwort geben werde, die Sie nicht billigen sollten."

„Nun verging dem Geheimenrath die Geduld, er verlor seine ganze Fassung und brach in einer wüthenden Hitze aus, worinn er sich so wenig als seine Gäste schonte. Basern'n und Wettern nannte er undankbare treulose Menschen, die ihn durch angenommenen Schein hintergingen und die Karte mit einander verabredet hätten; die Gemahlin aber und Emilie mußten die demüthigendeste schimpflichste Begegnung erdulden, wie sie einer liederlichen Weibsperson aus der niedrigsten Menschenklasse nur erzeigt werden kann. Das Herz kochte Rache und unedle Drohung lief als unreiner Schaum

über.

über. Die Zunge stieß verjährte, schon gerügte, verläumderische Vorwürfe aus, und raste sie aus dem Schlüsselloche und Peters Abschieds Abend zusammen. Der Mund betheuerte den schändlichsten Vorsatz mit dem boshaftesten Schwur und beschuldigte Himmel und Erde der Ungerechtigkeit, wenn sie die Rache eines beleidigten Vaters nicht vollziehen hülfen. Das Donnerwetter! —— hier schlug der Geheimerath mit geballter Faust auf den Tisch, und verbreitete Schrecken und Angst in der Stube — als führe der folgsame Donner schon herab. Der Tisch bebte, die Teller klirrten, die Gläser stürzten um und richteten eine plötzliche Ueberschwemmung an. Zum Unglück schlug die Faust auf das Heft des Messers, daß es in die Höhe flog und im Herabfallen mit der Spitze eine aufgelaufene pralle Ader auf der Hand der Geheimenräthin traf. Mit dem Kreischen der Verwundeten sprang das Blut im Bogen aus der Ader dem Geheimenrath gerade ins Gesicht, daß das Donnerwetter im Halse zurück trat und die ganze Gesellschaft vom Tische aufsprang. Emilie und die Geheimesräthin weinten und gingen zur Stube hinaus — Wetter und Baserno sahen sich mit staunender Bestürzung an. —— Der Tisch ward abgenommen.

Wetter wagte etwas. Er ging hinunter, half die Hand der Geheimenräthin verbinden

und trocknete die Thränen von Ihren und Emiliens Augen. „Beruhigen Sie sich,“ sprach er, „und achten Sie keine Vorwürfe, die Sie nicht schimpfen können, und keine Drohungen, die Sie nicht treffen sollen, so lange ich lebe. Ihr Blut wird ihn besänftigen und seine Wuth bringt uns vielleicht unsern Absichten näher.“

Er kam wieder herauf. Baserno stand am Fenster, und der Geheimerath ging mit niederhangenden Kopf im Zimmer auf und nieder. „Jakob!“ rief er endlich zur Thür hinaus.

Jakob kam: „was befehlen Sie?“

„Taback und Pfeiffen!“ antwortete der Geheimerath.— „Lassen Sie's seyn,“ sprach er zu den Gästen, „wir wollen eine Pfeiffe rauchen.

„Das ist gut genug!“ antwortete Werter, „wissen Sie was Sie heute gethan haben? Ich will von der unerhörten Begegnung nichts sagen, die Sie Ihrer unvergleichen Gemahlin und Tochter geboten haben. Aber denken Sie, wie Sie mit uns umgegangen sind! Wir sind weder Ihre Kinder noch Ihre Dienstboten, aber wären wir beide Ihre Schwiegersöhne, und hätten wir sie wirklich so beleidiget, als Sie vorgeben, so dürfen Sie uns doch, wenn sie Mensch, Christ und Vater seyn wollen, so nicht mißhandeln,

handeln, als Sie heute gethan haben. Wenn Sie uns an Ihren Tisch bitten, so müssen Sie uns mit Wohlgefallen sättigen und nicht Aerger und Gift vorsetzen. So wird man Mörder der Menschen!"

Baserno zitterte für den Folgen, die Wetters Muth nach sich ziehen würde, und der Geheimerath hatte das volle Feuer wieder im Gesichte, das am Tische aus Mund und Augen brannte. „Was unterstehen Sie sich," sprach er zu Wettern, „mir auf meiner Stube zu sagen! — Das Donnerwetter soll neun und neunzig tau" —

„Halt!" rief Wetter, indem er ihm mit unerschrockenem Muth entgegen trat, „mäßigen Sie sich! — Daß ich's Ihnen selbst sage, ist Freundschaft, und dient zu Ihrem Besten. Sie müssen sich einmal besinnen, damit Sie nicht glauben, Recht zu thun, wenn Sie sich Ihren ungezähmten Leidenschaften zum Raube überlassen. Glauben Sie nur, daß ich Mittel und Wege habe, Genugthuung für Ihren mir angethanen Schimpf zu erlangen; wir haben einen gnädigen Fürsten, der Sie reden läßt, aber — auch mich hört. Können Sie sich noch mäßigen — so kann ich großmüthig seyn und vergessen. Aber erfahre ich's, daß Sie iemals wieder Ihre unschuldige Gemahlin und Tochter so behandeln; so ist mein erster Gang zum Fürsten und Sie mögen die Folgen erwarten.

Schon längst bin ich zum Reden aufgefodert worden." —

Das hatte noch niemand gewagt, dem Geheimenrath zu bieten, und man kann sich leicht vorstellen, wie ihm das gefiel. Baserno hatte ihn aufmerksam betrachtet, und sagte nachher, daß er gefurcht hätte, die unterdrückte Wuth würde in Konvulsionen ausbrechen. — Aber er hielt sich. Er wuste recht gut, daß sein Ansehen beim Fürsten nicht mehr so fest stand, und daß Wetter sich die Achtung des Herrn und seines Hofs erworben hatte. Seine stärkste Leidenschaft war, Ansehen und Ehre zu haben, und Zorn sowohl, als Eigennutz musten schweigen, wenn's iene befahl. Er mäßigte sich mit aller Gewalt und ging unruhig, — dann und wann noch brausend im Zimmer auf und nieder. Nach und nach traten die Füße leiser, der Gang ward ruhiger und das Ansehen milder; bis er endlich ein Papier aus seinem Schrank langte und Wettern mit den Worten dasselbe in die Hand gab: „legen Sie doch meiner Frau ein Pflaster auf die Wunde."

Das Pflaster war nicht nöthig, aber Wetter nahm's, damit er nur Gelegenheit hatte, mit Emilien und Ihrer Mama von seinem Siege und Ihrer Hofnung zu sprechen. Bringeher hatte indessen veranstaltet, daß Vollmuth Nachricht von dem Vorgange erhielt und Wetter erschrack, als er Vollmuthen im

Zimmer

Zimmer der Geheimenräthin fand. Doch hatten sie ietzt so leicht keinen Ueberfall zu fürchten und Bringeher war wachsam genug und auf alle Fälle vorbereitet. Wetter ging desto zufriedener wieder hinauf, iemehr Beruhigung seine Erzählung unten gewirkt hatte.

Baserno und der Geheimerath hatten unterdessen die Pfeiffen wieder ergriffen.

„Lassen Sie's gut seyn! sprach der Geheimerath, „und rauchen Sie eine Pfeiffe! Ich wäre nicht so in Hitze gekommen, wenn mir nicht der verfluchte Kerl, der Bösewicht eingefallen wäre."

„Wen meinen Sie, Herr Geheimerrath?"

„Das wissen Sie wohl nicht? Vollmuthen meine ich!"

„Vollmuthen! — was hat Ihnen der gethan?"

„Ach fangen Sie nicht wieder von neuem an; das wissen Sie ia doch wohl."

„Ich weiß von Vollmuthen nichts Böses und erkenne ihn für den edelsten, rechtschaffensten Mann. Sie werden nicht anders von ihm denken, sobald Sie ihn kennen und Schein oder gar Verleumdung nicht achten."

„Schweigen Sie nur von dem Kerl, der gewiß meine Tochter noch verführt. Können

Sie denn glauben, daß ich mit der Verheirathung meiner Tochter so eilen würde, wenn ich von dem Buben nichts zu fürchten hätte?"

„Was haben Sie zu fürchten? trauen Sie der Tugend Ihrer edlen Tochter nicht mehr zu?"

„'s ist gut! die Tugend der Mägdchen sollen Sie mich nicht erst kennen lehren! Und wenn denn auch weiter nichts erfolgte, so setzt er ihr die Heirathsgedanken in den Kopf und das Mägdchen besteht auf ihn. Sehen Sie, das ist meine Furcht."

„Aber Herr Geheimerrath!" —

„Nun! was aber? — habe ich hier auch Unrecht?"

„Allerdings! wenn ich Vater wäre, so wäre mir ieder Schwiegersohn recht und über alles werth, wenn er guter Mann für meine Tochter wäre und ihr zufriedene Tage verschafte."

„So! ein Junge auch? — er ist ia nichts!"

„Wenn Sie nur wollen, daß er etwas werden soll, so kann er's bald seyn."

„Also sollte ich nach Ihrem Rathe meine Tochter einem povern Lumpenhund geben — einem elenden Kerl aus dem niedrigsten bürgerlichen Pöbel?"

„Das habe ich nicht gesagt, und werde es Ihnen nie rathen. Ich weiß überhaupt nicht,

ob

ob zwischen Emilien und Vollmuthen dergleichen Absicht statt findet, und antwortete Ihnen nur auf ihre Gedanken. Aber wenns wäre, so würde ich's immer noch für eine Parthie halten, der Sie sich vielleicht nicht schämen dürften. Vollmuth ist gewiß von so gutem adlichen Geblüte als Sie, und wenn Sie sich seiner annehmen und die Sache untersuchen wollen, so kann Vollmuth bald gehoben und reich werden."

Der Geheimerath ward noch einmal roth im Gesichte und legte hastig seine Pfeiffe auf den Tisch. „Haben Sie," sprach er, „auch von Meister Steffens Träumereien gehört? — Am besten ists wohl, daß wir uns für heute trennen; es ist ohnedies spät. „Schlafen Sie wohl!" — gute Nacht!"

So unangenehm dieser Tag war, so vielen Nutzen stiftete er für die Zukunft. Basemo hatte den Geheimenrath kennen gelernt und erstaunte über dessen Charakter. Er schloß mit Wettern Freundschaft und gab ihm die theure Versichrung, daß er nie etwas thun würde, was Emilien Kränkung verursachen könnte. „Ich entsage," sprach er, „allen Ansprüchen aller Hofnung, Emilien zu besitzen, wenn ich sie nicht von ihrer Hand empfangen kann; — die beste edelste Tochter kann dem Manne bei solchen Gesinnungen des Vaters — Ruhe werden." — Vollmuthen und Emilien konnte

in der ietzigen Lage nichts angenehmer zu hören seyn, als diese Denkungsart des Amtsraths.

Emiliens Schicksal blieb immer kläglich. Ihr einziger Trost war, daß ihre geheimen Zusammenkünfte mit Vollmuthen verborgen blieben und also von dem Geheimenrath nicht zerstört werden konnten. Ausser diesen Stunden hatte sie auch keinen frohen Augenblick. Ihr Vater blieb — der vorige Vater; ob er sich gleich durch Wetters Drohung mit dem Fürsten etwas im Zaum halten ließ. Mutter und Tochter wurden geringschätzig begegnet, durften vor des Vaters Augen nicht kommen, erhielten durch Adolfen Befehle und Drohungen in Menge, und sollten nicht eher Milderung ihres Schicksals zu hoffen haben, als bis Emilie an Vollmuthen nicht mehr gedächte und sich zu einer anständigen Heirath nach dem Willen des Vaters entschlösse. So war beinahe ein halbes Jahr verflossen. — Wetter kam wenig zum Geheimenrath und ward kaltsinnig empfangen, wenn er in Geschäften zu ihm gehen muste. Baserno'n nahm man freundlich auf und Malheuren, den man seit einiger Zeit kaum angesehen hatte, suchte der Geheimerath mit eigennütziger Freundlichkeit an sich zu ziehen.

Jetzt trug sich eine Begebenheit zu, welche durch des Geheimenraths Plan einen grossen Strich machte. Der vorerwähnte Edelmann

vom

vom Lande, Baserno, hätte nach dem Tode seiner Gemahlin eine gewisse Jägers Tochter zu sich genommen, die in die Stelle der alten Kammeriungfer trat, welche die Wohlselige Frau vermuthlich mit gutem Bedacht lange Jahre zu ihrer Bedienung gehabt hatte.

Das kann ich meinen Lesern auf Treue und Glauben versichern, daß der gnädige Herr bei der Aufnahme dieses artigen gefälligen Mägdchens keine weitere Absicht hatte, als daß sie dem gnädigen Fräulein zur Bedienung dienen und die Stelle der gnädigen Frau im Hause und in der Wirthschaft vertreten sollte. Aber — wie's öfters zu geschehen pflegt, so wurden seine Absichten in der Folge ausgebreiteter und der gute Edelmann, der in diesem Punkte nicht so ganz edelmännisch dachte, ward durch mancherlei Umstände in eine Vertraulichkeit gezogen, die er nicht intendirt hatte. Er war mit mancherlei Zufällen beladen, wobei er mehr Pflege und Wartung als andere Wittmänner nöthig hatte, und Klugheit sowohl als Ehrbarkeit riethen ihm an, lieber Rosgen, (so hieß dies Mägdchen,) als seiner Tochter dies Amt aufzutragen.

Rosgen mochte wohl so unerfahren nicht seyn, daß sie nicht hätte die Klippe sehen sollen, die ihr gefährlich war. Sie wankte lange, ehe sie sich entschloß, und ich glaube, sie hätte noch länger gewankt, wenn sie nicht ein zu weiches

Herz

Herz gehabt und die pflegebedürftigen Umstände des gnädigen Herrn mit beiden Augen gesehen hätte. Dies gab Gelegenheit, daß sie sich beide einander näher kam[illegible], als sie sich gekommen seyn würden, wenn der gnädige Herr die übeln Zufälle nicht gehabt hätte; und sich genauer kennen lernten, als geschehen wäre, wenn Rosgen in den Gränzen ihrer ersten Bestimmung hätte bleiben dürfen. Einstmals in einer unglücklichen — oder (damit ich mich allerlei Lesern gefällig mache, und nach den Empfindungen der Interessenten rede. Der Verlust einer Silbe macht nicht viel aus.) — in einer glücklichen Stunde mochten sie beide zu gleicher Zeit Anfälle bekommen, die gepflegt seyn wollten und — ohne daß sie sich erst lange Zeit zur Ueberlegung nahmen — aus allen Leibeskräften so gepflegt wurden, daß sich bald gute Würkung davon zeigte.

Rosgen hatte jetzt einen sehr gefährlichen Stand. Tausendmal hatte sie schon bereuet, daß sie sich von ihrer Leidenschaft hatte dahin reissen lassen, ehe sie noch selbst wusle, was ihre Natur für Veränderung gelitten hatte. Jede wiederkehrende Reue brachte den Vorsatz bei ihr, zu einer unumstößlichen Festigkeit, niemals wieder einer Leidenschaft zu folgen, ohne sich vorher eine Viertelstunde zur stillen Unterredung mit ihrer Vernunft auszubitten. Aber Reue und nachfolgende Ueberlegung konnten ihre Umstände

nicht

nicht ändern. Sie empfand, daß sie nicht mehr Jungfer Rosgen war — empfand's mit Gram und folternder Reue und wo sie einen einsamen Winkel fand, da saß sie — beseufzte den Verlust ihrer Unschuld und wusch sich in ihren Thränen.

Nach gerade fingen die Nachbarn im Dorfe an, auf Rosgen zu sehen und die fremden Edelleute schüttelten den Kopf, wenn sie beim Abschiednehmen Rosgen noch einmal durchs Haus laufen sahen. Nun gingen kaum acht Tage vorbei, so war die Nachricht in der ganzen Provinz herum: mit Rosgen ist's nicht richtig! Es war ein Gerede unter den Leuten, das war unausstehlich und Rosgen durfte sich auf der Straße nicht sehen lassen, so wieß man mit Fingern auf sie. Da red'ten, — die Ehre zu reden hatten, und die nicht Ehre zu reden hatten, und sagten Rosgen so viel Schande nach, daß die niederträchtigsten Menschen über der Erzählung ausspukten und pfui! — dazu sagten. Die Edelleute waren noch die billigsten in ihrem Urtheile; das einzige mißbilligten sie nur, daß Herr von Baserno das Mensch nicht bei guter Zeit vom Hofe schafte. Wenn sich denn nur nicht Postträger gefunden hätten, welche Rosgen alles treulich zutrugen, was sie hörten! Ihre Angst ward unaussprechlich groß, daß sie endlich nicht mehr wuste, wie sie sich rathen und helfen sollte.

Rosgens Vater wohnte sechs Meilen entfernt. Der Weg war für sie etwas weit, aber — sie muste fürchten, daß er ihre Umstände erfahren und unverhoft zu ihr kommen möchte, wenn sie zu ihm nicht kam. Doch darinn betrog sie sich; ihr Vater wäre, wie der Ausgang wieß, nicht zu ihr gekommen.

Es ereignete sich wider Vermuthen eine Gelegenheit, daß sie für wenige Kosten in einem Wagen dahin fahren konnte. Sie überwand ihre Angst und fuhr mit. Das Forsthaus lag auf einem Berge. Der Vater sahe aus einem der obern Fenster heraus, und als sie sich dem Hause näherte, lief er so eilig vom Fenster weg, daß sie glaubte, er würde für Freuden zu ihrem Empfange herunter eilen. Mit Zittern und Beben stieg sie aus dem Wagen und wagte, unter ängstlicher Ahndung, die Hand auf den Drücker zu legen, aber — die Thür war verriegelt. Eine donnernde Stimme zog ihre Augen hinaufwärts — sie sahe ihren Vater an demselbigen Fenster. „Wenn du nicht bald von der Thür weggehst, so laß ich dich krumm und lahm schlagen. Keinen Knochen sollst du am Leibe ganz behalten, du infame verfluchte Kanaille du, und kömmst du mir wieder vor die Augen, so will ich dich wie einen Hund todtschiessen.

Rosgen war halb todt. Sie fühlte freilich die verdiente Schande, die sie auf sich geladen hatte,

hatte, aber sie empfand auch die unbarmherzige Härte des Vaters, bei dem sie Rath und Zurechtweisung in ihren Verirrungen suchen wollte. Sie schlich vom Hause weg und ging den Weg, woher sie gekommen war. Ich weiß nicht, wie es ihr gegangen seyn würde, wenn ihr nicht die Vorsicht ganz unerwartet abermahlige Erleichterung verschaft hätte. Es kam eine Kutsche gefahren; sie kehrte sich um und sahe einen Mann in einem blauen Reisekleide darinn sitzen. Der Wagen holte sie ein.

„Rosgen!“ rief der Herr im Wagen, „wie geht das zu, daß ich sie hier treffe?“

„Ach Gott! Herr Magister!“ antwortete Rosgen, „wo sind Sie denn gewesen?“

Man stelle sich Rosgens Freude vor, als sie zu einer Zeit und an einem Orte, wo sie sich ganz allein und verlassen zu seyn glaubte, einen Mann sahe, der ihr sehr wohl bekannt war. Es war der Prediger von dem Dorfe, welches zunächst an Baserno's Rittersitz lag. Er hielt gute Nachbarschaft mit dem Edelmann und kam öfters hin, ihn zu besuchen. Sobald er nur hörte, daß sie wieder zu ihrem gnädigen Herrn zurückkehren wollte, so war er so gefällig, daß er Rosgen neben sich setzen ließ. Sie befand sich eben ietzt in einer Lage, worinn ihr die Gesellschaft dieses Mannes ein grosser Dienst war; weil sie sich nach einem Vertrauten sehnte,

dem sie ihre Noth entdecken könnte. Seine freundliche Aufnahme hob vollends alle Bedenklichkeiten, die sich noch bei ihr regen mochten, und da er nothwendig ihre Geschichte erfahren musste, wenn sie ihm nicht schon bekannt war, so wagte sie es, ihm ihr Geheimniß anzuvertrauen.

Der Prediger war soweit davon entfernt, ihren Fehltritt zu entschuldigen, daß er ihr vielmehr Vorstellungen darüber machte, die auf ihr Herz würkten und sie ihr Vergehen im ganzen Umfange seiner unangenehmen Folgen mit Abscheu sehen ließ. Aber er sahe es doch als ein sehr menschliches Vergehen an, das den Gefallenen weniger als iedes andere Verbrechen christlicher Verzeihung unwürdig machen und vom aufhelfender ; bessernder Liebe ausschliessen könnte. Die Härte des Vaters nannte er unverzeihliche Grausamkeit, und da er hörte, daß sie ihre Umstände dem Edelmann noch nicht entdeckt hatte, so rieth er ihr an, daß sie es bei der ersten Gelegenheit thun sollte. „Er ist," sprach er, „sonst nicht unbarmherzig und wird seine Verschuldung durch ihre Verstossung um so viel weniger vergrössern, da er Vermögen genug hat. Er ist nach den Rechten schuldig, sie mit ihrem Kinde zu verpflegen. Sollte er Ihr eine unbefriedigende Antwort geben, so sage Sie mirs; vielleicht kann ich ihr dann mit meiner Vorstellung dienen.

Rosgen

Rosgen faßte aus seiner Rede Trost und Muth, und bedauerte, daß sie nicht eher einen Menschenfreund gefunden hatte, der ihre Angst lindern wollte. Sie fand den ersten Abend Gelegenheit, den gnädigen Herrn ohne Zeugen zu sprechen und bekam von ihm selbst Aufmunterung, ihr Anliegen zu entdecken. „Warum," antwortete er, „hast du mir denn das nicht gleich gesagt? Ist das die Ursach, weswegen du so böse und mißvergnügt ausgesehen hast? Dafür wird auch Rath zu schaffen seyn! Was soll ich für dich thun? sag' es nur!"

„Sie müssen mich ernähren und mit Geld unterstützen."

„Ich! — Geld! — keinen Pfennig geb ich dir, aber — meine Gemahlin sollst du werden." —

Rosgen schlug die Augen nieder — ward roth und stand so erschrocken da, daß sie nicht wuste was sie hörte und sagen sollte. Der gnädige Herr sahe ihre erröthende Bestürzung nicht ohne Vergnügen. Er trat näher an sie hinan, faßte sie in seine Arme, drückte sie an seine Brust und gab ihr mit einer Zärtlichkeit einen Kuß, die ihr ganzes Herz durchwärmte.

„Hier," sprach er, „hast du ein Siegel meiner Liebe — und Hand und Mund, ich halte mein Wort; nächstens laß ich mich mit dir trauen. Es kann mir ja auf der Welt nichts

angenehmers wiederfahren, als wenn ich Erben bekomme! Ich habe mich gegrämt genug, als ich meine Söhne verlohr, und sollte mich nicht freuen, da ich Hofnung habe, vielleicht einen Sohn wieder zu bekommen? Schon lange habe ich den Einfall gehabt, mich wieder zu vermählen; ich furchte nur, daß ich wegen meiner Jahre meine Absicht nicht erreichen würde. Nun ich aber sehe, daß ich sie mit dir erreichen kann, so soll mich auf der Welt nichts hindern, mein und dein Glück zu machen. Daß du vom bürgerlichen Stande bist, das hat nichts auf sich, und irrt mich nicht, wenn auch der ganze Adel darüber spotten sollte. Ich wäre ja thöricht, wenn ich dich verstossen und mein Kind der Schande und Verachtung bloß geben wollte, da ich Mittel genung habe, die zahlreichste Familie glücklich zu machen. Ich könnte das beste Fräulein fragen, ob sie mich haben wollte, sie würde nicht Nein sagen. Aber weiß ich denn, ob ich Kinder durch sie kriegen und so glücklich mit ihr als in deinen Armen seyn würde. Sie sagte vielleicht nur um meiner Güther willen Ja! — von dir aber bin ich überzeugt, daß du mich von ganzem Herze liebst. Nicht? — nein! — du bist mein Rosgen! Wer weiß ob auf iedem Rittersitze ein Fräulein zu finden ist, das ein Herz hat wie du. Verwünsche, daß du mir deine Zärtlichkeit zu früh geschenkt hast, fürchte nicht. Nach der Trauung wird des Umstandes nicht mehr gedacht. Meine Achtung

gegen

gegen dich, soll dadurch auch nicht vermindert werden; tausend Fräuleins hätten mir vielleicht den Sieg nicht schwerer gemacht als du, und ich weiß gewiß, daß du keine lasterhafte Seele hast." Baserno besorgte und erhielt alles, was zur Gültigkeit seiner zweiten Ehe erforderlich war, er ließ sich öffentlich mit Rosgen trauen und hatte die Freude, zwei Monat nachher einen Erben durch sie zu bekommen, durch welchen sein Geschlecht, und Name erhalten ward.

Man mag so schlecht oder so gut handeln als man nur immer kann, — das ist gewiß, man wird im ersten Fall so wenig allgemein getadelt werden, als im letztern einstimmiges Lob erlangen. Rosgens Vater ward, wie billig, zur Hochzeit gebeten. Er kam zwei Tage vorher mit der Stiefmama gefahren, brachte ein halbes Schock Rephüner, einen Rehbock und ein Schmalthier in seinem Wagen mit, und war so herzlich zufrieden mit seiner Tochter, daß er zur Kindtaufe wieder zu kommen versprach. — Das bürgerliche Publikum rühmte Baserno's Handlung ganz ausnehmend und fand so viel Billigkeit und Gerechtigkeitsliebe darinn, daß es denienigen für einen niederträchtigen schlechtgesinnten Menschen erklärte, welcher der vorhergegangenen Umstände mit einem ungleichen Worte Erwähnung thun könnte. — Der benachbarte Adel schlug die Einladung zur Hochzeit aus, nannte Baserno'n einen Schandfleck

seines Standes und fand eine niederträchtige pöbelhafte Seele in ihm, die der angebohrnen Vorzüge nicht werth sey. Der Geheimerath von F** — ließ für den Amtsrath von Baserno seine Hausthür verriegeln und Emilie — schöpfte frische Luft.

„Es ist ein Irrthum vorgegangen," sprach der Hofrath Selbst in der Regierung zum Geheimenrath von F** an dem Tage, als Baserno's Mesalliance ausbrach, „ich habe gestern wieder Briefe bekommen. Unser Amtsrath geht eigentlich die Familie gar nichts an. Es ist ein näherer Erbe da, so daß unser Herr Amtsrath nicht participirt hätte, wenn von Baserno gleich ohne Leibeserben gestorben wäre." — Der Geheimerath machte eine finstere Miene und ging bald hernach aus der Session. „Sie besuchen mich auch gar nicht mehr," sprach er zu Wettern, „kommen Sie jetzt mit!

Beinahe hätte sich Wetter bedankt, weil ihn der Geheimerath seit geraumer Zeit ziemlich schief angesehen hatte. Doch seine Hochachtung für Emilien und seine Freundschaft gegen Vollmuthen schwächten diese Empfindungen. Die Termine waren abgethan, die Berathschlagungen geschlossen — er ging mit. Kaum hatte er den Fuß ins Haus gesetzt, so war er für seine nachgebende Sanftmuth schon belohnt.

Emilie

Emilie kam von ohngefähr vom Hofe herein, als sie die Treppe hinauf gehen wollten. Der Geheimerath ließ sie rechter Hand vorbei gehen, indem er sich mit dem Kopfe linker Hand nach dem Hund hinkehrte. Mitten auf der Treppe besann er sich, blieb einen Augenblick stehen, doch ohne rückwärts nach Emilien hinzusehen, und rief: „ihr sollt heute mit uns oben speisen.“ Emilie hatte schon die Stubenthür in der Hand, und gab kein Kennzeichen von sich, daß sie die gnädige Einladung gehört hatte. Wetter lief geschwind zurück und ergrif die Gelegenheit, der gnädigen Frau und Emilien Baserno's Geschichte zu erzählen.

Der Geheimerath war heute gar nicht gesprächig. Die Gemahlin und Tochter saßen ihm zu beiden Seiten und gegen über Wetter. Er sahe mit seinen Augen beständig gerade aus, ohne einen Blick von der Seite zu werfen, und behielt eine finstere mürrische und abschreckende Miene, daß sie alle gern vom Tische aufgestanden wären und keinen Bissen gegessen hätten. Was er sprach, sprach er mit Wettern und wenn die gnädige Frau oder Emilie auf Wetters Veranlassung ein Wort mit einfliessen liessen, so antwortete er mit hum – hum – hum –, das er in einem dumpfichten Akord sang, oder wenn er ein Wort sprach, das als eine Antwort auf ihre Rede paste, so wards an Wettern gerichtet und ging der

Mutter und Tochter als ein Schwerdt durchs Herz. Kurz es blieb beim alten, so daß Wetter alle Hofnung aufgab, ein milderes Schicksal für Emilien in der ietzigen Lage der Sachen bewirken zu können.

Man war kaum aufgestanden, so kam Jakob herein und meldete Baserno'n an. Ich weiß es diesmal selbst nicht, ob der Besuch verabredet war. Weils so unvermuthet kam, daß Wetter heute beim Geheimenrath war, so sollte ich bald glauben, daß es sich von ohngefähr so getroffen hätte, und war's angestellt, so muste Wetter den Augenblick dazu genuzt haben, als er bei Emilien in der Stube war und Jakob wäre denn ohne Zweifel Unterhändler gewesen. Der Geheimerath war gar nicht aufgelegt den Amtsrath anzunehmen; Wetter stimmte ihn noch dazu. Emilie war mit ihrer Mama schon hinunter gegangen. „Schade," sprach Baserno nach einer kleinen Weile, „daß die unvergleiche Emilie nicht mehr oben ist!"

„Warum das? gilt Ihnen die mehr, als ich?"

„Ich bitte um Vergebung, Herr Geheimerrath! Sie machen aus Spaß eine falsche Auslegung. Ich wollte nur gerne sehen, ob sie mich freundlicher ansehen würde, als ehedem."

„O darauf dürfen Sie nicht warten. Das Mägdchen hat einen ſtarren Kopf, und — wenn ich mich gleich manchmal ſo ſtelle, ſo iſt's doch mein Ernſt nicht ſie iemals zu zwingen. Aus der Heirath kann nichts werden.“

„Das höre ich nicht gern. Doch ich will lieber der Hofnung ihres Beſitzes entſagen, als Emilien in einer erzwungenen Verbindung unglücklich ſehen.“

„So! — hat Sie Vollmuth auch auf ſeine Seite gebracht? der infame verfluchte Kerl!“ — So blieb's, man mochte machen, was man wollte. Emilie hatte in dem Hauſe ihres Vaters ein ſo klägliches und kummervolles Schickſal, daß ſie ſchon öfters den Vorſatz gefaßt hatte, in ſchlechter Kleidung zu fliehen und einen Zufluchtsort unter fremden Leuten zu ſuchen. Vollmuth hielt ſie noch zurück und die zärtlichſte Mutter, die mit ihr allen Troſt verloren hätte.

Vollmuths Schickſal war nicht beſſer. Er mochte anfangen, was er wollte, das Glück oder — der Geheimerath war ihm in allen Dingen zuwider. Durch ſeinen Fleiß, und noch mehr durch ſeine Redlichkeit, mit welcher er ſeine Klienten behandelte, erwarb er ſich in kurzer Zeit das Lob, daß er der geſchickteſte und beſte Advokat in der Reſidenz ſey, aber niemand durfte es wagen, ſich ſeines Beiſtandes zu bedie-

nen, wenn der Proceß vor des Geheimenrathes Richterstuhl geführt werden muste. Die gerechtste Sache war verloren. In den andern Gerichten ging's anfangs besser, aber — der Geheimerath gewann seine Kollegen und durch Vollmuthen war nirgends Gerechtigkeit zu erlangen. Der Mangel des Verdienstes durfte ihn nicht kränken, seine Freunde liessen ihn den nicht empfinden. Lieber hätte er doch aber sein eigen Brodt gegessen.

Der Fürst war von seiner Brauchbarkeit überzeugt. Wetter machte ihm dazu verschiedene Gelegenheiten, daß er sich als einen Mann von Kopf und Herz zeigen konnte, aber auf sein Schicksal konnte das noch keinen Einfluß haben. Er hielt einigemal um geringe Bedienungen an, die er unter andern Umständen ausgeschlagen haben würde. Seine Freunde riethen ihm dazu, damit er nur erst einen Fuß in fürstlichen Diensten hätte und Gelegenheit bekäme, sich als einen Mann zu zeigen, der wichtigern Geschäften gewachsen wäre. Er folgte ihnen, aber umsonst. Seine Freunde thaten alles nur mögliche für ihn, aber der Geheimerath kontrekarrirte. Hätte nun auch Vollmuth alles ertragen, und sich kein Bedenken machen wollen, seinen wohlthätigen Freunden ferner zur Last zu leben, so konnte er doch das nicht ertragen, daß er seine thätigsten Jahre geschäftlos zubringen und seiner Hofnung um

keinen

keinen Schritt näher kommen sollte. Wenn denn noch der Gedanke sich zu seinen beunruhigenden Vorstellungen gesellte, daß er durch zu lange Verzögerung seines Zwecks gar verfehlen könnte, so wuste er gar nicht, wie ihm ward.

Bei der letzten Gelegenheit, bei welcher Wetter für Vollmuthen vergeblich sprach, erklärte sich der Fürst überaus gnädig und herablassend. „Beruhigen Sie sich," sprach er, „und sagen Sie mir von Vollmuthen nichts mehr. Ich kenne ihn als einen verdienstvollen redlichen Mann, aber ich kann ihm ietzt keine Bedienung geben. Er soll sich gedulden und sich auf mein Wort verlassen, daß ich sein Glück machen will. Am liebsten sähe ichs, wenn er einige Jahre ausserhalb Landes leben wollte; sagen Sie ihm das. Ich will ihm aus meiner Kasse eine Pension in der Stille geben, er mag hingehen, wohin er will. Ohne Nutzen, das weiß ich, wird er nicht reisen, und wenn er zurück kömmt, werden sich die Umstände geändert haben. Für ietzt kann ich mein Wort nicht brechen, um so viel weniger, weil ich gewiß weiß, daß an meinem Hof darüber viel Unruhe entstehen und ihm Feindschaft und Verfolgung zugezogen werden würde." Wetter überbrachte diese Nachricht Vollmuthen, die Sache ward mit der Geheimeräthin und Emilien überlegt und, weil man nichts unversucht lassen wollte, den Vorschlag anzunehmen beschlossen.

Emilie

Emilie widersetzte sich anfänglich sehr, aber die Vorstellungen, daß sie selbst schon gedrohet hätte, der väterlichen Verfolgung zu entfliehen und daß der Vater vermuthlich sein Betragen ändern würde, wenn Vollmuth abwesend wäre, zwangen ihr endlich die Einwilligung ab. Die Trennung war bitter, aber um sich des Beistandes des Fürstens für die Zukunft zu versichern, muste sie überwunden werden. Die Reise ward beschlossen und der Tag festgesetzt; er kam und von tausend Segenswünschen begleitet fuhr Vollmuth zum Thore hinaus.

Vollmuth war noch keine Meile von der Residenz, so war Nachfrage nach ihm. Der Schulmeister von Hungersdorf kam. Er ging gerades Weges zu seinem Bruder Martin und fand zu seiner grossen Freude Hansen bei demselben, welcher kurz vor ihm von H** gekommen war. Es war eine geraume Zeit verflossen, daß diese drei Brüder nicht beisammen gewesen waren; desto herzlicher war ihr Empfang. Aber ihre Freude ward zerstört, als sie nach Vollmuthen fragten und die unerwartete Antwort bekamen, daß er vor einigen Stunden abgereiset sey und vermuthlich sobald nicht wiederkommen werde. Sie thaten beide darüber bekümmert und wollten kaum Martins Versicherungen glauben, daß die Reise mit Emiliens Bewilligung übernommen worden sey und nach aller Vermuthung zu seinem und

ihrem

ihrem Glücke ausschlagen werde. Sie musten indessen ihre Aufträge besorgen, was es auch mit Vollmuths Reise für Absichten und Bewandniß haben mochte.

Hansen haben wir auf der letzten Rückreise von Gutkeben im Lövenbarthschen Hause zu H** gesprochen. Der gute Kerl hatte sich so überlaufen, daß er im Bette zurück bleiben muste, als wir mit der Gesellschaft abreisten. Indessen war's keine Sache von Folgen, nach einigen Tagen stand er wieder auf. Er wollte wieder nach der Residenz zurückreisen. Lövenbarth both ihm aber den durch Renzels Flucht erledigten Dienst in seinem Hause an, und Hans blieb. Das war schon Empfehlung genug für ihn, daß er Martins Bruder war; aber seine eigene Gutherzigkeit und treue Arbeitsamkeit empfahl ihn noch mehr. In kurzer Zeit erwarb er sich die Gunst des ganzen Hauses, und, was nur vorfiel, ward ihm anvertrauet und durch seinen Beistand ausgeführt. Jetzt brachte er Briefe an Doktor Lövenbarthen, deren Inhalt meine Leser sogleich wissen müssen.

Beinahe war ein Jahr verflossen, seit dem die Lövenbarthschen Töchter an beide Wirdige und Berstein waren versprochen worden. Die Vollziehung der Heirath war bisher durch mancherlei Umstände immer verzögert worden. Vermuthlich waren die Verlobten damit nicht so recht zufrieden. Da sie aber merkten, daß

die Eltern gewisse Absichten darunter hatten, die ihnen, wenn ihre Muthmaßungen richtig waren, sehr angenehm seyn mußten, so wollte ihnen keiner entgegen seyn. Jetzt entwickelten sich diese Absichten.

Der älteste Löwenbarth machte sein Glück in der Residenz; er ward im ersten Vierteljahre Leibmedikus des Fürsten und ward von den angesehensten Häusern zu Rathe gezogen. Sein Bruder hatte die Handlung gelernt, war seinem Bruder nachgefolgt und hatte sich in der Residenz etablirt. Nun schrieb der Vater, daß er sich unmöglich von allen seinen Kindern trennen könnte. Er hätte bei der in der Residenz etablirten Handlung seines Sohnes die Absicht, sein Vermögen unvermerkt aus dem Lande zu ziehen und denn mit seiner ganzen Familie nachzukommen. „Ich habe," schrieb er seinen Schwiegersöhnen, „Ihre Geduld zu lange geprüft, daß ich so unbillig seyn könnte, Ihnen die Erfüllung Ihrer Wünsche länger zu versagen. Bestimmen Sie einen Tag, was für einen Sie wollen, so will ich Ihre Hochzeit an demselben veranstalten. Können und wollen Sie aber noch einen kleinen Verzug erdulden, so ist mir's darum angenehmer, weil mir's leichter wird, meine Absicht auszuführen. Längstens binnen zwei Monaten bin ich mit Sack und Pack bei Ihnen." —

Die

Die Entschliessung war bald gefaßt und fiel nach Lövenbarths Wunsch aus. Das Verlangen, den angelegentlichsten Wunsch des Herzes befriediget zu sehen, war bei beiden Würdigen gleich heftig; aber die Absicht der Verzögerung war ihnen nicht weniger angenehm. Dazu kam, daß Vollmuth abwesend war. Man hatte sehr viel von dem Vergnügen gesprochen, das sie gemeinschaftlich bei ihrer Hochzeitfeier geniessen wollten, und sich noch immer die Hofnung gemacht, daß sich vielleicht die Umstände zu Vollmuths Vortheil ändern sollten. Es wäre ihnen die grösseste Freude gewesen, wenn seine Verbindung mit Emilien mit der ihrigen zugleich hätte vollzogen werden können — Dann und wann glaubten sie ihrer Hofnung näher zu kommen und ertrugen darüber ihre eigene Verzögerung leichter; aber ietzt schien ihnen auf einmal diese Hofnung weiter aus den Augen gerückt zu seyn, als iemals. „Ja!" hieß es, wir warten, bis wir alle bei einander sind. Vielleicht ändern sich Vollmuths Umstände indessen auch."

Der Schulmeister aus Hungersdorf hatte Aufträge, die Vollmuthen näher betrafen, und mich nöthigen, daß ich meine Leser nach Fuchsdorf zum Herrn von Liebe und Kunigunde führen muß.

Das ist schlimm, daß — man nicht alles zu Hause lassen kann, wenn man wegreist! Man läßt

läßt freilich das Haus stehen — verwahrt und verschließt Geld und Güther — stellt den Hausverwalter an seine Geschäfte — giebt iedem Dienstboten seine angewiesene Arbeit — weist das liebste Kind — den besten Freund ab, wenn der Wagen besetzt ist — iagt den Hund zurück, wenn er nachlaufen will; aber — — ein gewisser zudringlicher Gesellschafter, der nach geänderten Umständen so lästig werden kann, als er unter andern angenehm ist, preßt sich in den besetzten Wagen hinein, steigt hinten hinauf, läuft beiher und schwimmt, wenns nöthig ist, durchs Wasser hindurch. Da mag man nach Amerika reisen — man hört die Seufzer der gedrückten Europäer doch, und sieht die zurückgelassenen Gekränkten, es mögen Juden oder Christen, Portugisen, Engländer, Deutsche oder Franzosen seyn.

Herr von Liebe war mit Kunigunden etliche und vierzig Meilen weiter gezogen, und hielt sich iezt in Fuchsdorf auf. Er befand sich aber in schlechten Umständen und ward von einer Gewissensunruhe gequält, die ihn Tag und Nacht peinigte. Kunigunde konnte es gar nicht mehr bei ihm ausstehen. Mit ängstlicher Sorge legte sie sich zu ihm ins Bette, und mit Schrecken stand sie wieder auf. Wenn sie ganz allein in ihrem Zimmer saßen und in aller Gelassenheit von gleichgültigen Dingen sprachen, fuhr er unerwartet wie ein Rasender auf: „Spitz-

„Spitzbube! geh mir von Leibe! Jagt doch Fuchsschwanzen hinaus! Ich weiß auch nicht wer den infamen Kerl hereinläßt. Gieb ihm nur die hundert Thaler noch hin, er läßt mir ia doch eher keine Ruhe!“ — Ein andermal fuhr er im Schlaf auf und schütteite Gundgen, daß sie aufwachen muste. „Siehst du ihn wohl — da steht er! hu – hu – hu –! halt mich fest!“

„Wer denn?“ antwortete Kunigunde, „'s ist ia niemand da, schlaf doch nur ruhig!“

„Niemand da! siehst du ihn denn nicht?“

„Wen denn?“

„Da steht er ia, Meister Steffen! Sieh doch, wie der zerbrochene Arm bammelt und die Füße umknicken. Hörst du nicht was er sagt? „Du bist mein Mörder,“ schreit er ia, daß es der Teufel in der Hölle hören möchte, „gieb mir Leben und gesunde Gliedmaßen wieder, oder komm mit vor Gottes Richterstuhl.“ — „Halt mich, Gundgen! halt mich! — siehst du den Pferdefuß nicht? der böse Feind steht hinter ihm. — Er hatte kaum ein paar Minuten gelegen, so fing er von neuem an. „Nun Gundgen, nun! — siehst du! — er wird gleich bammeln.“

„Wer denn, mein Kind! — höre doch deine Einbildung nicht — du betrügst und beunruhigest dich!“

„Siehst du denn den Galgen nicht? — und Kaspar Dreifußen? — Jetzt legt ihm der Kerl den Strick um den Hals – nun! – nun! – Ach was wird nun! — der Strick wieder ab — Dreifuß spricht. — Ach! er hat mich angegeben, ich hätte ihn verführt — Halt mich! — verbirg mich! — sie wollen mich holen. — Ach liebes Gundgen! sage ich läge in der Saale — schieß mich lieber todt, ehe mich der Kerl in seine Klauen kriegt. — Ach," rief er dann, „da kömmt Peter, der gute unschuldige Peter! so ruhig kömmt er daher. Gundgen, ich will ihm meine Güther geben, gieb du ihm Perleberle auch, wir haben hier noch Güther genug. Hörst du's Peter! du sollst sie haben — ganz gewiß! — bitte für mich und jage Fuchsschwanzen weg!" — —

So ging's tagtäglich; es war nicht auszustehen. Von Liebe ward so elend und kraftlos, daß er einem Gerippe ähnlich sahe und auf keinem Fuß stehen konnte; Kunigunde aber verzehrte sich selbst für Gram und Kummer.

Das dürfen meine Leser nicht denken, daß Kunigunde diese Nachrichten an den Schulmeister geschrieben hatte. So viel trauete sie seiner Verschwiegenheit nicht zu, daß sie sich ihm hätte entdecken sollen. Wenn's einmal Ernst ist, daß man eine Sache bis auf den Grund erforschen will, so muß man mehr Wege als einen wissen. —

In der Noth muſten alle Mittel verſucht werden. Man nahm zu den Aerzten ſeine Zuflucht — dankte einen ab, und nahm einen andern wieder an — aber keiner konnte helfen. Nachdem man ihm ſo viel Blut abgezapft hatte, daß es nicht rathſam war, noch einmal zu zapfen und weder abführende noch niederſchlagende Blutverdünnende und ſtärkende Mittel anſchlagen wollten, ſo ließ man den Prediger des Orts holen. — Das hätte ſie eher thun können, werden meine Leſer denken, und wenn man die Sache recht überlegt, ſo hätte ſie es auch eher thun ſollen. Sie hatte auch ſchon lange daran gedacht, wenn's nur nicht noch derſelbe Prediger geweſen wäre, der Malheuren getauft hatte! Zum Unglück hatte Fuchsdorf eine ſolche einſame Lage, daß nur ein Prediger in der Nachbarſchaft wohnte, mit welchem Kunigunde von Alters her Bekanntſchaft hatte, aber — er war geſtorben und die Pfarre noch nicht wieder beſetzt. Bei entfernteren Predigern Bekanntſchaft zu ſuchen, das war unter den Umſtänden weder rathſam noch möglich geweſen. Als die Noth groß genug war, muſte man alſo den Prediger des Orts holen, und Kunigunde war gezwungen, ſich einige Demüthigungen gefallen zu laſſen.

Magiſter Barſch war vor funfzig Jahren ſchon ein harter unbiegſamer Mann, und ſeit dem er ſein Amtsjubiläum gefeiert hatte, war

er im höchsten Grade mürrisch und unnachgebend hartnäckig geworden. Das werden meine Leser wohl zugeben, daß sein Charakter Einfluß auf seine Amtsverrichtungen haben muste. Er bückte sich ietzt noch weniger als bei der damaligen Nothtaufe, und gab in harten Ausdrücken sein Erstaunen über die Verirrungen des menschlichen Verstandes zu erkennen, welche gemeiniglich eine Folge schwerer Sünden seyn. Auch das Leiden, welches Kunigunde durch Theilnehmung dabei zu tragen hatte, wollte er für Strafen ausgeben, weswegen er sie manchmal in die Jahre der Jugend zurückführte und durch scharfe Rührungen ihres Gewissens ihre Unruhe nicht minderte, sondern vermehrte. Was er sahe und hörte, machte ihn neugierig. Darinn hatte er Recht; von Liebens ietzige verwirrte Vorstellungen hatten in seinen vergangenen Anschlägen und Handlungen ihren Grund; aber so lange er von diesen Handlungen nichts wuste, so lange blieben ihm diese Reden unerklärbar. Er wünschte also einige Nachrichten von des Herrn von Liebens Lebenswandel zu haben und schrieb deswegen inggeheim an den Schulmeister zu Hungersdorf, dessen Namen er bei Gelegenheit einmal von Kunigunden gehört hatte. Von diesem Schulmeister kommen die Nachrichten aus Fuchsdorf.

Kunigunde befand sich in grosser Verlegenheit. Die Pillen des Predigers schlugen so wenig

wenig an, als die Pulver des Arzts, und gemeiniglich war von Liebe in den Nächten nach Magister Barsches Besuchen unruhiger und ausschweifender in seinen Phantasien, als wenn er nicht da gewesen war. Sie kam daher auf die Gedanken, obs nicht rathsamer seyn würde, wenn sie ihren Gemahl dazu bereden könnte, daß er mit ihr wieder nach Hungersdorf zurückkehrte. Die Einwendungen, die er machen würde, konnte sie sich leicht vorstellen, und ehe sie dieselben zu beantworten im Stande war, durfte sie nicht anfangen, einen Versuch zu wagen. Sie schrieb also an den Schulmeister nach Hungersdorf und, trug dem das Geschäfte auf, eine Aussöhnung zwischen ihrem Gemahl und Vollmuthen zu stiften. Beinahe hatte Sie einen Bogen mit Lobeserhebungen angefüllt. Sie konnte nicht fertig werden, ihres Gemahls geänderte Gesinnung ausschweifend zu rühmen, und die Zärtlichkeit seines Gewissens herauszustreichen, welche ihn dort nicht ruhig seyn liesse, so lange er Vollmuthen beleidiget, und nicht wieder besänftiget zu haben glaubte. „Noch weniger;“ schrieb sie, „wird es iemals geschehen, daß er nach Hungersdorf zurückkehren wird, ehe er nicht Vollmuths großmüthiger Verzeihung und alles gänzlich aufgehobenen Unwillens gewiß versichert ist.“ Hierauf folgten Verheissungen. Da ward dem Schulmeister alles mögliche versprochen, wenn er diese Verzeihung auswürken würde, und

Vollmuth sollte durch Kunigunden ein so glücklicher Mensch werden, daß ihm nichts mehr zu wünschen übrig bliebe. — Dies waren des Schulmeisters Aufträge. — Er ging zum Generalsuperintendent Würdig, übergab Kunigundens an Vollmuthen geschriebenen Brief in dessen Hände, und zeigte den seinigen statt einer Vollmacht auf, sich zu dem aufgetragenen Geschäfte zu legitimiren.

„Mein lieber Schulmeister!“ sprach Würdig, „ihr hättet eher kommen sollen; Vollmuth ist fort!“

„Ja, leider! Ihro Magnificenz, das habe ich gehört: Vollmuth ist fort!“ —

Vermuthlich würde ich von meinen Lesern dieselbe Antwort bekommen, wenn ich Ihnen die Nachricht noch einmal sagen wollte. Indessen soll es uns so sauer nicht werden, ihn aufzusuchen und einzuholen, als es dem Schulmeister würde geworden seyn, wenn er hätte einen Versuch machen wollen.

So wohl vorbereitet als iezt, hatte Vollmuth noch nie eine Reise angetreten. So sauer ihm Abschied und Trennung ward, so entschlossen ging er sie ein; weil sein Aufenthalt in der Residenz Emiliens häusliche Leiden vermehrte. Die Sorge für seine Erhaltung durfte ihn noch weniger anfechten. Der Fürst hätte ihm eine ansehnliche Pension ausgesetzt

und

und seine Freunde, besonders die Geheimeräthin boten ihm mehr Unterstützung an, als er nöthig hatte und annehmen wollte. Man verlangte dafür von ihm nichts — auch der Fürst weiter nichts, als daß er still hinnehmen und seine Wohlthäter sowohl als seine Absichten vor der Welt verbergen sollte. Das konnte man ihm, ohne Erinnerung zu geben, zutrauen, daß er mit offenen Augen reisen, und dem Vaterlande sowohl, als seinen Freunden die Kosten einst reichlich vergüten würde. Vor der Hand wollte der Fürst am wenigsten das Ansehen haben, als ob er an Vollmuths Schicksalen auf irgend eine Weise Antheil nähme.

Vollmuth empfing die Gnadenbezeugungen des Fürsten durch Wetters Hände mit der einzigen Fürschrift, daß er an seinen Freund Nachricht von seiner Reise geben, und aus allen Orten, wo er sich aufhalten würde, schreiben sollte; damit man zu allen Zeiten wissen könnte, wo er zu finden sey. Die Tour, welche er nehmen wollte, war mit seinen Freunden lange überlegt und besprochen worden; aber keiner hatte die Absicht, ihn zu lenken; zumal, da man ihn jetzt in einer Gemüthsfassung sahe, die keine feste Entschliessung erwarten ließ. Seine eigene Neigung schien dahin zu gehen. Er wollte durch Ober- und Niedersachsen an der Elbe hinunter nach Hamburg reisen, und von da, wenn er Zeit genug behielte, über Holland

durch die Niederlande nach Frankreich gehen, hernach aber durch die Schweitz und den Elsas nach Deutschland zurückkehren. Er trat seinen Weg an und Wetter mit Lövenbarthen begleiteten ihn zu Pferde auf zwei Meilen von der Residenz. „Ein paar Tage," sagte Wetter zu Lövenbarthen, sobald sie sich von ihm getrennt hatten, „werden wohl hingehen, ehe sich das melancholische Gesicht aufklärt." — „Ja!" antwortete Lövenbarth, „wenn ihm Emilie nicht mehr beständig vor den Augen schwebt und seine Freunde nicht mehr in den Gedanken liegen."

Wetter hatte nicht unrichtig geurtheilt. Vollmuth reiste überaus schwermüthig und mißvergnügt aus der Residenz, und wer könnte in seinen Umständen anders abreisen? — Mit was für grossen Hofnungen trat er das erstemal in Magister Berstels und seines Grosvaters Gesellschaft die Reise dahin an! — Wie schwoll sein junges Herz in Würdigs und dessen zärtlicher Gattin mütterlichen Armen, die ihn als Sohn aufnahmen! — Wos für weite Aussichten eröfneten sich ihm in dem Hause des Geheimenraths, der Leiden ungeachtet, die unter seine Freuden gemischt wurden! — Und — wie schimpflich war seine erste Flucht in den Augen derer, die nach dem Schein urtheilten! — wie niederschlagend — wie Wunsch- und Hofnungwidrig die jetzige Reise! — dazu kam noch

noch trübes melancholisches Wetter und die Fatalität, daß er ganz allein auf dem Postwagen sitzen muste, und in einigen Tagen sonst keine lebendige Seele als den Schwager vor sich sahe, der nicht viel mehr als mit seinen Pferden und von Brantewein sprechen konnte. So kam er nach T**.

Hier hielt sich Vollmuth bei einem gewissen alten Universitätsfreund einige Tage auf. Die vertraulichen Unterredungen, mit einem Manne, den er als Freund wiederfand, trugen schon viel zu seiner Aufmunterung bei, und auf dem Wege nach W**** kam er in eine Gesellschaft, die ihm keine Zeit übrig ließ, an sich selbst zu denken. Beim ersten Blick, den er auf sie warf, faßte er den Entschluß, sie zu nehmen, wie er sie fände, und zu behandeln, wie sie's verdienen würden.

Es war ein bedeckter Wagen, auf welchem sie fuhren, der damals unter dem Namen der gelben Kutsche bekannt war. Ich kann aber nicht zuverläßig sagen, ob dieser Name bis jetzt geblieben oder verändert worden ist. Gerade zu der Stunde, als der Wagen abfahren muste, stieg ein fürchterliches Donnerwetter am Horizont herauf. Wegen des heftigen Regens hatte man den Wagen auf allen Seiten zugezogen, so daß die Menschengesichter nicht alle erkannt werden konnten, welche darunter versteckt sassen. Vollmuth hatte sich verweilt und kam, als sie

sich alle schon in einander hinein geschichtet hatten. Er nahm den angewiesenen Platz ein, und hatte das Glück, zwischen zweien Frauenzimmern zu sitzen, deren eine ihn mit auffallender Freundlichkeit in ihre Gesellschaft aufnahm.

Eine lange Weile war auf dem Wagen alles stumm; ieder warf verstohlne Blicke auf seinen Nachbar bald zur Rechten, bald zur Linken, endlich auch vorwärts und rückwärts. Der Regen ward immer stärker, daß sich endlich der vierschrötige Gouverneur der Pferde unter die Bedeckung zurück zu ziehen versuchte. „Das ist ia nicht zum Ausstehen," sprach er sehr empfindlich, „da mags der Teufel aushalten! Ein Gläsgen Queervor, meine Herren, sollte bei der Witterung nicht undienlich seyn."

Das Frauenzimmer, welches Vollmuthen zur Linken saß, war zuerst mit ihrer Antwort da. Sie hatte eine ziemlich dürftige Saloppe um und einen Sonnenhut auf dem frisirten Kopf, unter welchem ein spitzes Kinn und die äusserste Grenze einer überständigen rothen Nase hervorsahen, zwischen welchen man, wenn sie sprach, in einen tiefen Schlund hineinsahe, der am Rande mit schwarzen Palisaden etwas weitläuftig besetzt war, zu deren Bedeckung die Lippen nicht zureichen wollten. „Hier Schwager!" sprach sie mit einer schneidenden Stimme, indem sie in die Tasche griff und ein volles Fläschgen herausbrachte, „versuch er einmal!"

Voll-

Vollmuth hätte in eine Ohnmacht fallen mögen, wenn's damals bei den Mannspersonen Mode gewesen wäre, — so wunderlich ward ihm zu Muthe. Das Frauenzimmer saß ihm zur linken Hand, und, da sie die Tasche, worinn das Fläschgen steckte, auf der rechten Seite hatte, so muste Vollmuth, wenn er artig seyn wollte, sich ungebeten so viel als möglich zusammen ziehen, um ihr den Weg nach ihrer Tasche zu erleichtern. Aber — Himmel! wie erschrack er! als sie ihm für seine Gefälligkeit einen dankbaren Blick zuwarf und ihm durch die Erhebung des Kopfs Gelegenheit gab, unter den Hut hinauf zu sehen. Es war das leibhaftige Susgen aus Hungersdorf, das Vollmuth, wenn er's hätte suchen müssen, nirgends anders als in Fuchsdorf gesucht haben würde.

Auf der ersten Bank vor ihm saß ein Passegier in einem rothen Tressenkleide, dem Vollmuth noch gar nicht ins Gesicht hatte sehen können. Jetzt veranlaßte ihn Susgens Geräusch, daß er sich gerade zu der Zeit umsahe, als sie den dankbaren Blick auf Vollmuthen warf. Er mochte wohl eine Veränderung bemerken, welche diese Entdeckung in Vollmuths Gesichte hervorbrachte, und hatte sichs vermuthlich angewöhnt, daß er allen Menschen seine Hülfe gern ungebeten entgegen trug. Sobald Susgen das Fläschgen zum Vorschein brachte, konnte er aus den vorhergegangenen Reden des

Postil-

Postillons leicht ihre Absicht errathen. Ehe sie ein Wort sprach, kam er ihr schon zuvor. „Seilchen!“ sprach er bittend, „reichen Sie das Fläschgen erst ihrem Herrn Nachbar.“

„Mir!?“ antwortete Vollmuth, „ich bedanke mich.“

„Nehmen Sie's immer an; man sieht's, daß Sie nicht wohl sind.“

„Ich!“ — ò Ja! — ich bedanke mich.“

„Nun!“ fuhr er sehr derb und hastig fort, „wenn Sie nicht wollen! — Ich bin der Stadtphisikus aus S**. Ich habe meine Mama besucht und auf dem Rückwege die Tour über D** und T** genommen.“

Es war nur gut, daß dem Postillon die Zeit lang ward, ehe er das Fläschgen an den Mund setzen konnte. Dreimal hatte er schon in Vorempfindung des Geschmacks beide Lippen abgeleckt und in zitternder Bewegung Susetten seine Hand entgegen gereckt. Er war froh, als ihm das Fläschgen so nahe kam, daß ers ergreifen konnte, faßte begierig zu und riß Vollmuthen aus einer grossen Verlegenheit, der nicht wußte, was er antworten sollte. „Darf man auch trauen?“ fragte er und sahe dabei die ganze Gesellschaft an.

Der Stadtphisikus antwortete im Namen aller: „Jungfern geben nichts Böses.“

„'s ist

„'s ist schon gut! Sie mögen aber gern haben, daß man ihnen gut ist; und da habe ich schon eher gehört, daß es Folgen haben kann, wenn man" —

„Er kann ohne alle Sorge trinken;" antwortete Susgen, „ich bin eine Doktorsfrau."

„Desto besser!" sprach der Postillon, setzte an und sahe desto tiefer hinein.

Susgen hätte Vollmuthen keinen grössern Gefallen erzeigen können, als daß sie diese Erklärung gab: sie sey eine Doktorsfrau. Es würde ihm sehr unangenehm gewesen seyn, wenn er in der gegenwärtigen Gesellschaft erkannt worden wäre. Nach seinen Gedanken ging auf Reisen ein grosser Theil des Vergnügens verloren, wenn man iedermann seinen Namen und Charakter entdecke, und seine Lage war am wenigsten von der Art, daß er's gern sehen konnte, wenn er auch nur, durch einen Zufall verrathen würde. Sobald er Susgen erkannte, furchte er sich dafür.

Zwar hatte er sie in der letzten Unterredung mit ihr im Löwenbarthschen Hause zu ** ziemlich ungewiß gemacht, dadurch, daß er sich für einen Meklenburger ausgab; er konnte aber doch nicht wissen, ob sie iezt nicht mehrere Aehnlichkeiten finden möchte, weil er keinen Soldatenrock wie damals trug. Jezt verlohr

sich

sich aber bei ihm alle Furcht, als sie sich für eine Doktorsfrau ausgab. Davon war er weit entfernt, daß er ihr Vorgeben mit vollem Glauben als ein Evangelium hingenommen hätte. Es könnte seyn, dachte er; es giebt Quacksalber genug, die Doktores heissen wollen. Denn wird sie aber gern von mir schweigen, damit ich nur ihrer vorigen Lebensart nicht gedenke. Ists aber eine Lüge, so hat sie eben so wenig Ursach zu reden und fürchtet sich gewiß mehr als ich, entdeckt zu werden. Diese Gedanken hatten bei Vollmuthen gute Würkung. Er ließ seine Furcht fahren, sahe sich mit ungezwungener Munterkeit frei um und fing die Gesellschaft aufmerksam zu beobachten an.

Der Stadtphisikus aus S** machte ein paar grosse Augen, als sich Susgen für eine Doktorsfrau ausgab; er drehete das Gesicht nach dem Rücken herum und sahe sie von oben bis unten an. „Eine Doktorsfrau, Madamchen?“ fragte er endlich, als wenn er zweifelhaft wäre, daß er recht gehört hätte, in einem Ton, der Spott und Verachtung zu erkennen gab.

„O ia!“ antwortete Susgen, „das können Sie glauben. Mein Mann heißt Dokter Letzner und wenn ein Doktor auf der Welt geschickt und glücklich im Kuriren ist, so ist ers gewiß.“

„Wo sind Sie zu Hause?“

„Wo

„Wo wir hinkommen. Eigentlich wohnen wir zwar auf einem Dorfe im Thüringischen, wo wir ein Rittergüthgen haben, das nach unserm Wunsch und Geschmack angelegt ist; aber wir sind weit und breit in den grössesten Städten und Residenzen berühmt. Morgen wollen wir Markt in W * * * halten, wo r..in Mann auch seyn wird."

„So! Die Leute freuen sich wohl recht, wenn sie euch kommen sehen, daß sie ihr Geld loß werden." — Der Stadtphysikus kehrte sich wieder um, indem er dies sprach, und lachte etwas.

Susgen bemerkte das, und hielt sich für beleidiget. Der spöttsche Ton war ihr vom Anfange in die Nase gefahren; sie wuste nur nicht, was sie sich unter einem Stadtphysikus für eine Kreatur vorstellen sollte, sonst hätte sie ihm gleich eine andere Antwort gegeben. Jetzt konnte sie aber ihren Verdruß nicht länger unterdrücken. „Verflucht!— Ihr!— Herr! wer sind Sie denn? Sie denken wohl, weil Sie einen Tressenrock anhaben, so muß ich mir Ihr von Ihnen gefallen lassen? da kommen Sie mir gerade recht! Ich glaube gar, Sie sind ein Pfuscher, aus dem der Brodtneid spricht? Und wenn Sie der oberste aus dieser zahlreichen Bande wären, so können Sie doch von meinem Mann noch lernen, — der ist ein lateinscher Doktor. Er macht Pillen, Pulver und Tropfen

pfen — applicirt Klistire selbst und kann die Ader öfnen. Neun und neunzig angefressene Nasen hat er binnen Jahresfrist abgeschnitten und wächserne dafür angesetzt! — Gestern hat er den funftausend und vierhundertsten Zahn ausgenommen! — In Dreßden hat er vor vierzehen Tagen sechshundert und drei und sechzig Kindern iedem vierhundert und ein und siebenzig Würmer, die kleinen ungerechnet, abgetrieben und in dem Dorfe, worinn wir wohnen, ist in zwanzig Jahren keine Seele gestorben. Kommen Sie nur morgen auf den Markt!"

Der Stadtphisikus ward über die unverschämte Grobheit der Frau Doktorin sehr aufgebracht und schien eine Bewegung zu machen, die einen heftigen Ausbruch seines Unwillens fürchten ließ. „Du infa" — fing er schon an und hatte die rechte Hand aufgehoben. Es saß aber ein Student hinter Susgen, der bis hieher seinen Mund noch nicht aufgethan hatte. Dieser hatte die gute Absicht, den Stadtphisikus zu besänftigen um grössere Unruhe zu verhüten. „Lassen Sie's gut seyn," sprach er, „indem er über Susgen seine Hand hielt, und den ihr zugedachten Schlag auffing. Es ist eine Niederträchtige, mit der sich kein Mann von Reputation abgeben muß." — Er hatte aber die Worte kaum ausgesprochen, so bekam er von hintenzu eine Ohrfeige, daß er nicht wuste, wie ihm geschah.

Es

Es saß ein Mensch hinter ihm in einem grauen Ueberrock, den noch niemand anzusehen gewürdigt hatte. Der Student sah es an der Stellung, in welcher er den Kerl fand, als er sich umkehrte, daß er die Ohrfeige von ihm bekommen haben muste. Er ergrif ihn beim Kopf, warf die Perücke aus dem Wagen, die er in der Hand behielt, faßte ihn bei den Haarstummeln mit der einen Hand, ergrif mit der andern Hand seinen Stock, gerbte ihm den Buckel tüchtig durch und stieß ihn mit dem Kopf auf die Rücklehne seines Sitzes so nachdrücklich, daß der Kerl um Barmherzigkeit bitten muste. „Ach mein Mann, mein armer Mann!“ schrie die Frau Doktorin, und der Kerl sprang von hinten vom Wagen hinunter, sobald er sich nur aus den Händen des Studenten herausreissen konnte. Als man sich umsahe, war Sufgen auch hinunter gesprungen.

Die ganze Gesellschaft war froh, daß der Herr Doktor mit seiner Frau Gemahlin herunter war. Sie hatten alle ihr Gespötte darüber und redten dem Schwager zu, daß er fortfahren und sich nach den nichtswürdigen Leuten nicht umsehen sollte. Das wollte er doch aber nicht thun. Der Regen hatte nachgelassen, und das Wetter sich aufgeklärt. Unterdessen, daß die Passagier den Wagen von allen Seiten aufzogen, daß die Sonne und freie Luft hereinkonnte, stieg der Postillon herunter und sprach mit dem

Herrn Doktor. Die Pferde gingen im trägen Eselsschritt die Straße fort und der Postillon kam mit der erfreulichen Nachricht zurück, daß sie nicht wieder herauf wollten. „Der Teufel weiß," fing er an zu fluchen, „was das für Bagage ist! der Kerl hat ja keine Nase! Ich wollte, daß ich den verfluchten Brandtwein von dem Menschye nicht gesoffen hätte; wer weiß was das für Teufelszeug ist!"

Man kann sich leicht vorstellen, wie Voilsmuthen bei den Reden zu Muthe seyn mochte. „Was!" rief ein Mann von hinten hervor, welcher neben dem entsprungenen gesessen hatte. „keine Nase!? Ich habe ja neben ihm gesessen und mit Verwunderung seine schöne Nase angesehen; sie war so proportionirlich, als ich noch keine gesehen habe, und so rein, als ein Wachs. Ein Maler, denke ich, muß wohl wissen, was eine Nase ist!"

Viel fehlte nicht, so wären der Maler und Postillon in einander gerathen. Jener blieb dabei, daß der Mann die schönste Nase gehabt hätte, und dieser behauptete, daß er zwei Löcher im Kopfe gesehen hätte, die mit keiner Nase wären überbauet gewesen. Der Student vereinigte sie noch. „Sie können beide Recht haben," sprach er: „Unter den neun und neunzig Nasen, die er abgeschnitten hat, kann seine eigene gewesen seyn." — Indem er das sagte, stand er auf, suchte hinter seinem Sitz und fand

ein

ein Stück Wachs, das ganz breit gedruckt war, aber doch noch einige Spuren seiner vorigen Figur behalten hatte. Er hob's an einem daran hangenden seidenen Faden in die Höhe und rief: „sehen sie, da ist die Nase!“ Jeder sahe sie an; das Gelächter ward allgemein.

„Wie sollte der Mensch heissen?“ fragte Vollmuth.

„Warten Sie,“ antwortete der Stadtphisikus, „ich werde mich besinnen.“ Ehe er sich aber besinnen konnte, war der Student schon mit der Antwort da: „Doktor Lezner.“

„Lezner!“ sprach Vollmuth,“ „Lezner! hum! hum!

„Rückwärts gelesen,“ sagte der Student, heißt's Renzel.

Neben dem Stadtphisikus saß ein junger Mensch, den man noch nicht kannte. Jetzt fing er an zu reden und die Sprache verrieth beim ersten Worte, daß er ein Jude war. „Mein!“ sagte er, „der Herr hat Recht, ich kenne den Kerl, er heißt Renzel.“

Die ganze Gesellschaft war der Unterhaltung mit dem Kerl so überdrüßig geworden, daß niemand Lust hatte, länger von ihm zu sprechen. Vollmuth war's sehr wohl zufrieden, daß dem Gespräch eine andere Wendung gegeben werden sollte. Es saß auf der vordersten Bank neben

dem Juden noch ein Mann mit einem grünen Rock und einer rothen Weste, den man noch nicht kannte. Er hatte schon Jahre, und war dabei von einem finstern etwas wilden Ansehen, welches durch einen schwarzen Knebelbart, den er trug, beinahe fürchterlich ward. Vollmuth hätte ihn gern aufgefodert, wenn er sich nur nicht gefurcht hätte, daß am Ende von ihm ein Gleiches verlangt werden würde und er keinen Vorwand haben könnte, der Gesellschaft eine Gefälligkeit abzuschlagen, wenn er sie selbst vorher von andern verlangt hätte.

Der Stadtphysikus erfüllte diesmal seinen Wunsch. Nur vier Worte: „könnten Sie nicht reden?“ mehr sprach er nicht; so fing der Mann eine Erzahlung an, daß er in einigen Stunden den Mund nicht wieder still hielt. Er war ein Scharfrichter und hatte eine weite Reise nach C** zu seinem Sohn vor sich, wo eine starke Bande Spitzbuben und Mörder in Verhaft saß, an welchen in kurzem die Exekution nach Urtheil und Rechte vollzogen werden sollte. Er lieferte eine sehr ausführliche Lebensbeschreibung von sich, zählte mit einer henkermäßigen Fertigkeit hundert und sechs Exekutionen her, denen er von Jugend auf beigewohnt hätte, und las von einem schriftlichen Verzeichniß die Namen und Geburthsörter aller derer Missethäter ab, welche in seinen funfzig Amtsjahren den Lohn ihrer Thaten von seinen treuen Händen empfangen hätten,

hätten, deren Anzahl sich auf neun Mörder, sechs Blutschänder, fünf Gotteslästerer und drei Diebe belief. „Es ist," fuhr er fort, „mein jüngster Sohn, welcher bei der bevorstehenden Exekution sein Meisterstück machen soll. Ist er noch solche feige Memme als er im vorigen Jahre war, so soll ihm diese zitternde Hand beschämen und mein Eifer bezeugen, daß kein väterliches Blut in seinen Adern fließt. Dann will ich mit dem Vier und zwanzigsten mein Jubeljahr recht feierlich machen, dem zehenten Schurken den Kopf vor die Füße legen und mein Amt — vielleicht auch bald mein Leben, mit Ruhm und Ehre beschliessen."

Hier fuhr man gerade durch ein Dorf, als die Glocke zwölfe schlug. Es war stockfinstere Nacht, in welcher die Menschen gemeiniglich klein und muthlos sind. Die Einbildungskraft mahlte des Scharfrichters Erzählung auf dem über dem Wagen ausgespannten Tuche; man sahe, wo man die Augen hinkehrte, Schavots, Galgen und Rad; der ganzen Gesellschaft schauerte die Haut; und Vollmuth erschrack, als er sich plötzlich von zweien zitternden Händen umklammert fühlte. Es war seine Nachbarin zur Rechten, eine etwas ältliche Frau, die bei allen vorhergegangenen Auftritten und Erzählungen keine Miene verzogen und sich bei ihren Reisegefährten durch ihre zu strenge Ehrbarkeit in den Verdacht der Andächtelei gesetzt hatte.

„Ach!“ winselte sie Vollmuthen zu, „um Gottes Barmherzigkeit willen lassen Sie sich erbitten und nehmen Sie sich meiner an. Den Tod muß ich für Angst leiden, wenn der Mann fort erzählt.“ Sie zitterte am ganzen Leibe und eiskalte Schweistropfen standen auf Händen und Gesichte.

Der Scharfrichter war mit seinen Nachrichten noch lange nicht zu Ende. Er hatte nur erst den historischen Theil beschlossen, und wollte nun auch durch seine Anmerkungen seinen Zuhörern die Einsicht in seine Scharfrichterverdienste erleichtern. „Macht sich,“ sprach er, „der Mann nicht um die Welt verdient, der für die Sicherheit seiner Mitbürger sorgt? — und sollte der nicht rechtmäßige Ansprüche auf die Dankbarkeit der Nachkommenschaft haben, der die Welt von solchen Ungeheuern reinigt? Sie sollen die Kerle besser kennen lernen!“ — Hier zog er den schriftlichen Aufsatz noch einmal aus der Tasche heraus und wollte, wie es schien, die vornehmsten Schandthaten der Malefikanten erzählen. —

Die Gesellschaft vereinigte sich, ihn mit Bitten von seinem Vorsatz abzubringen, verlangte aber dafür von der unbekannten Frau, daß sie sich gefallen lassen möchte, ihnen den Verlust des Zeitvertreibs mit einer angenehmeren Unterhaltung von ihren eigenen Schicksalen zu ersetzen. Sie ging schwer daran und erklärte sich,

sich, daß sie dadurch ihre Gefälligkeit sehr theuer bezahlen müste, weil sie nicht viel weniger ängstigende Unruhe in der Erinnerung ihrer Umstände empfinden würde. Endlich aber entschloß sie sich dazu, doch mit der Bedingung, daß sie ihren Namen verschweigen dürfe, und man ihr durch eindringende Fragen nicht mehr Erklärung abnöthigen möchte, als sie freiwillig geben würde. Die Gesellschaft ward desto neugieriger und hörte sehr aufmerksam zu.

„Vor einigen Jahren, sprach sie, war ich noch eine der glücklichsten Personen auf der Welt, deren Leben bis hieher in stiller Zufriedenheit so sanft dahin geflossen war, daß ihr Herz keinen unbefriedigten Wunsch übrig hatte. Der Besitz eines zärtlichen Mannes und einer liebenswürdigen Tochter war mir ein schmackhafteres Glück, als dem König seine Krone geben kann. Bei einem kleinen Galanteriehandel erwarben wir unter Gottes Segen unser reichliches Brodt, daß wir nicht nur gemächlich leben konnten, sondern auch durch weise Haushaltung so viel zurücklegten, als nöthig war, unser einziges Kind glücklich zu machen. Aber — Gott! wie haben sich meine Umstände geändert!“ — hier muste sie inne halten und ihre Thränen abtrocknen. Nach einigen Minuten fuhr sie wieder in ihrer Erzählung fort. „Jetzt hab' ich Vermögen genug, aber — weder Mann noch Tochter. Ueber den Verlust des

Mannes wollte ich mich noch zufrieden geben, so schmerzhaft er mir auch ist; weil er mir von demjenigen genommen ward, der sich bei unsrer Vereinigung, das Recht uns zu trennen, vorbehielt. Aber das erfüllt mein Herz mit tödtlichem Gram und verzehrenden Kummer, daß ich durch namenlose Bosheit einer Schwester um meine Tochter kam, die mit glatten Worten meinen Händen entlockt und durch sie ins Verderben gestürzt ward." Hier schwieg sie.

Die ganze Reisegesellschaft, auch der Jude nicht ausgenommen, war durch ihre Erzählung bis zu Thränen gerührt und so mit Mitleiden für sie eingenommen, daß sie alles gethan hätten, wenn's ihnen möglich gewesen wäre, ihre Beruhigung zu befördern. Sie vereinigten sich alle und liessen mit Bitten nicht nach, daß sie ihnen die Art und Weise erzählen möchte, wie sie um ihre Tochter gekommen wäre; bis sie sich, doch unter vorherigen wiederholten Bedingungen, dazu entschliessen mußte.

„Ich hatte," fuhr sie fort, „eine jüngere Schwester, die sich unter fremden Leuten ihr Brodt mit ihrer Hände Arbeit erwarb. Nach meiner Verheirathung schlug ihr mein Mann vor, daß sie zu uns ziehen möchte. „Sie können," sprach er, „nicht nur anständiger bei uns leben, sondern auch uns, da wir allein sind, bei unsern Geschäften unterstützen." „Sie willigte ein und zog zu uns. Aber — kaum zwei Monate,

Monate, so kam ein gewisser Edelmann aus der Nachbarschaft vom Lande zu uns in den Laden, unter dem Vorwande mancherlei einzukaufen. Er besahe zwanzigerlei Dinge, kaufte eine Beinkleiderschnalle für zwei Groschen, bezahlte und ging fort. Wir hatten gleich unsere Gedanken darüber, weil er sehr freundlich gegen meine Schwester that, und mein Mann bemerkt haben wollte, daß er ihr ein Papier in die Hand gesteckt hätte. Nach wenigen Tagen wies sichs aus. Da half kein Bitten und Warnen; sie ging zu diesem Edelmann in Dienste.

„Es ist kaum zu sagen, was für schimpfliche Nachrichten von ihrer Aufführung herumgetragen wurden! Man muste sich endlich ihrer schämen, so daß mein Mann und ich den Entschluß faßten, an sie nicht mehr zu gedenken. Nachher ward ihre schändliche Lebensart Stadt- und Landkundig. Sie heirathete durch Vermittelung des Edelmanns den dasigen Schulmeister, und ward mit des Edelmanns Verwalter verkoppelt, den sie endlich in den kläglichsten Umständen verließ.

Kurz nach dem Tode meines Mannes nahm sie Zuflucht zu mir. — Wäre ich doch bei meinem Vorsatz geblieben und hätte sie abgewiesen! Aber sie kam als eine bußfertige Sünderin, muste die heiligsten Gebärden geschickt anzunehmen, und bat mich so lange mit verstellter Reue und erzwungenen Thränen, daß ich

ihr doch den Rückweg zur Tugend schwesterlich erleichtern möchte, bis ich überwunden ward. Als sie sich entschloß, an dem Ort, wo ich wohnte, sich ein Stübgen zu miethen und, mit ihrer Hände Arbeit sich ehrlich zu nähren, gewann ich sie wieder lieb und leistete ihr alle mögliche Unterstützung. So lebten wir über ein Jahr mit einander."

„Es wird ohngefähr ein Jahr seyn, noch etwas drüber, als sie an einem Sonntage ganz Geheimnißvoll zu mir kam. In der That offenbarte sie mir auch zwei Dinge, die mich in grosse Verwunderung setzten. Das erste war, daß sie einen Sohn hätte, der gegenwärtig auf der Universität in L** studire. Ich erstaunte, weil ich nie ein Wort davon gehört hatte. Hernach brachte sie einen Brief zum Vorschein, der von einem gewissen Kaufmann in L**, einem Kollekteur bei der dasigen Stadtlotterie geschrieben war, und die Nachricht enthielt, daß ihr Loos No. 4789 sechstausend Thaler gewonnen hätte. Nun brachte sie ihr Anliegen an: sie wollte nach L** reisen, ihren Gewinnst holen, dann ihren Sohn aufsuchen und ihn mit Gelde unterstützen. Mich bat sie, daß ich meine Tochter zur Gesellschaft mitreisen lassen sollte, so lange, bis ich endlich meine Einwilligung gab. Sie reisten mit der Post ab, und versprachen in acht Tagen wiederzukommen; aber — ich habe meine Tochter so wenig als meine Schwester

mit

mit Augen wieder gesehen." — Hier konnte die betrübte Mutter für Thränen nicht mehr reden.

Wie Vollmuthen über der Erzählung zu Muthe war, mögen sich meine Leser denken, wenn sie's nicht ohne meine Erinnerung von selbst schon empfunden haben. Die Nacht kam ihm zu statten, sonst hätte ihm die Gesellschaft seine Verlegenheit und Unruhe ansehen müssen. Furcht, Abscheu, Erstaunen und Freude bestürmten sein Herz dermaßen, daß er selbst nicht wuste, was er denken sollte. Mehr als einmal gerieth er in die Versuchung seiner mütterlichen Tante um den Hals zu fallen und sich zu erkennen zu geben; da er das nicht wagen wollte, so konnte er doch dem Wunsche nicht widerstehen, sich mit ihr insgeheim unterreden zu können. Er vereinigte sich endlich mit dem Stadtphisikus, sie zu trösten. „Beruhigen Sie sich," sprachen sie beide, „ihre Tochter ist ja darum noch nicht verloren; vielleicht kömmt sie bald wieder!"

„Nein!" antwortete die Wittwe, „nein! sie kömmt nie wieder; das Verderben hat sie verschlungen. Ich habe schon Nachrichten von ihrem Tode, — unwiederbringlich ist sie verloren! — Ach könnte ich nur so glücklich seyn, den Sohn dieser boshaften schändlichen Mutter ausfindig zu machen — der sollte mir statt Tochter, und ich wollte ihm bessere Mutter, als

die

die niederträchtigste Weiberseele seyn.« — Der Tag brach an, man war vor W * * *, und die Passagier musten sich trennen.

Dieser Umstand kam Vollmuthen wieder zu statten. Man drang von allen Seiten in ihm, daß er sie auch mit einer kleinen Erzählung unterhalten sollte, und würde ihn nicht losgelassen haben, wenn die Zeit zugereicht hätte. So aber konnte er nicht mehr sagen, wenn er auch gewollt hätte, als das wenige: daß er nicht lange von der Universität gekommen wäre und keine andere Absicht bei seiner ietzigen Reise habe, als Gelegenheit zu suchen, wo Glück und Brodt für ihn zu finden sey. Nun stiegen sie ab: reisen Sie glücklich! — leben Sie wohl. —

Vollmuth paste die Gelegenheit ab, daß er von der Wittwe Abschied nahm, als sie von der übrigen Gesellschaft etwas entfernt stand, und sagte ihr heimlich die Worte ins Ohr: besuchen Sie mich heute in meinem Quartiere: ich kann Ihnen von dem allen, was Sie zu wissen verlangen, zuverläßige Nachricht geben.

Darüber hatte Vollmuth schon den ganzen Weg lang nachgedacht, wo er logiren sollte. Es wäre ihm so einerlei gewesen, was es für ein Gasthof war, daß er ohne alles Bedenken bei der Gesellschaft geblieben seyn würde, wenn Susgen und Renze! nicht gewesen wären. So aber war zu fürchten, daß sie nachkommen und

ihm,

ihm; wenn sie ihn fänden, wer weiß was für Verdruß, machen könnten; weswegen er sich lange besann, was er thun sollte. In ganz W*** war ihm keine Seele von Person bekannt. Er hatte aber seit einem Jahre mit einem gewissen dasigen, Buchdrucker in einer Verbindung gestanden, die einen Briefwechsel zwischen ihnen veranlaßt hatte, worinn sie sich beide, einander zu besuchen, aufgefodert und versprochen hatten. Nach den Briefen zu urtheilen, konnte er nicht anders glauben, als daß der Buchdrucker ein gutherziger liebreicher Mann seyn müsse und faßte also den Entschluß, zu ihm zu gehen. Er nannte der Wittwe den Namen dieses Mannes, als sie fragte, wo er logiren würde, und ging fort, ihn aufzusuchen.

Bald wäre Vollmuthen sein Entschluß leid geworden. Als er das angezeigte Haus öfnete und hinein ging, kam ihm ein Mann aus der Stube entgegen, den er sogleich für den Wirth hielt. Um gewiß zu seyn, fragte er: sind Sie Herr S***? und bekam die Antwort: ja! was befehlen Sie? — Aber — da wäre Vollmuth gern wieder zum Hause hinaus gelaufen, wenn's der Wohlstand erlaubt hätte, so verdrießlich und zerstört sahe der Mann aus. Das einzige, was er noch nach Vollmuths Kopf recht machte, war, daß er, sobald er merkte, daß die Antwort auf seine erste Frage

zu lange ausblieb, noch eine zweite hinzufügte. „Um Vergebung," sprach er, „ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen. Wer sind Sie?" — Nun hatte Vollmuths Besorgniß ein Ende. Er nannte seinen Namen, und der Wirth war im Augenblick ein anderer Mann. Jetzt empfing er ihn mit einer sichtbaren Freude, der man das unverstellte aufrichtige und offne Wesen ansahe, das Vollmuth dem Manne nach seinen Briefen zugetrauet hatte. Er ward in eine reinliche Stube geführt und erfuhr die Fatalität, welche in der vorigen Stunde erst dem Hause begegnet war. Der gute Mann hatte wohl Ursach betrübt zu seyn; seine Frau hatte zwar die Angst einer Gebährerin glücklich überstanden, aber dabei die gehofte Freude eingebüßt. Nach einer Stunde starb der erbetene Sohn.

Nun sahe Vollmuth ein, daß er zu einer sehr ungelegenen Zeit gekommen war, und suchte alle nur mögliche Gründe hervor, seine Entlassung von ihm zu erlangen, aber alles war umsonst. „Nein! nein!" sprach Herr S***, „Sie sind mir zu keiner ungelegenen Zeit gekom„men; machen Sie keine Umstände, ich lasse „Sie nicht weg! Sie hätten mir keine größere „Freude machen können, als daß Sie heute „kommen. In Ihrer Gesellschaft werde ich „meinen Kummer vergessen, und meine Frau, „die sich ganz wohl befindet, wird sich eine herz-

„liche

„liche Freude über Ihre Gegenwart machen. „Sie glauben nicht, was sie für ein Verlangen „hat, Sie kennen zu lernen.„ — Genug, Vollmuth ward liebreich aufgenommen und überaus freundschaftlich bewirthet.

Die Wittwe kam eher, als sie Vollmuth bestellt und vermuthet hatte. Das Verlangen, die versprochenen Nachrichten zu hören, war viel zu heftig, daß sie hätte lange verziehen können, ihre Befriedigung zu suchen; und die abgehende Post, mit welcher sie ihre Reise fortsetzen wollte, trieb sie noch mehr zur Eilfertigkeit an. „Ich habe keine Ruhe," sprach sie, indem sie in die Stube trat, „ich muß erst wissen, was Sie mir sagen wollen." — Der Wirth merkte kaum ihre Absicht, so hatte er auch Geschäfte, die ihn hinausriefen. — Vollmuthen schlug das Herz, sobald er allein mit ihr war, noch einmal so stark, daß er nicht wußte, ob's Warnung, oder Aufmunterung zu reden seyn sollte. Er warf einen prüfenden Blick auf seine mehr als vermuthete Tante und fand in ihren Gesichtszügen so wenig etwas abschreckendes als in ihren Reden etwas verdächtiges. Nun trug er ferner kein Bedenken, sich ihr zu entdecken und erzählte ihr treuherzig nicht nur seine Begebenheiten, sondern auch die Treulosigkeit seiner Mutter, welche ihm, soweit seine Gedanken zurückgehen konnten, nie ein mütterliches Herz gezeigt hatte.

Für die gute Wittwe waren es freilich kränkende Nachrichten, besonders da sie den Tod ihrer einzigen Tochter dadurch bestätiget fand. Heisse Thränen liefen bei dem Gedanken an sie auf ihren Wangen herunter und ihr klagender Mund drückte die Empfindung ihres leidenden Herzes im bittersten Vorwurf aus, den noch keine mütterliche Lippen einer Schwester gemacht hatten. — „Sie ist meine Mutter," sprach Vollmuth, „fluchen Sie ihr nicht! Je schändlicher die That ist, desto ängstlicher sucht mein Herz Entschuldigung für sie. Wer weiß was wir sagen würden, wenn uns die Intrigue bekannt wäre, mit welcher die Bosheit ihr Herz überlistete! Kann ich meine Mutter nicht entschuldigen, so kann ich doch ihre böse Handlung vergüten und Ihnen ihren Verlust ersetzen. Nehmen Sie mich zu ihrem Sohn an! Ich will kindliche Liebe und Ehrfurcht nie verletzen und mich glücklich halten, wenn ich eine Person kenne, die den Namen Mutter von mir so gern annehmen, als ihn ihr mein Herz unweigerlich geben will."

Gott! wie weinte die gute Frau, als sie diese edle Erklärung des Sohnes hörte! Thränen, die Kränkung und Betrübniß nicht herauspressen konnten, drängte ietzt Freudengefühl aus den Augen, das mütterliche Zärtlichkeit in ihrem Herzen erweckte, die in der Tugend des Sohnes Vergütung der schwesterlichen Untreue

fand.

fand. Sie stand von ihrem Stuhl auf, nahm kindliche Gelübde von Vollmuthen mit sichtbarem Ausdruck des Wohlgefaliens an, drückte ihn mit jugendlichem Feuer an ihre Brust und gab ihm Hand und Kuß zu Pfänder ihrer ewigdaurenden mütterlichen Liebe.

Da meine Leser schon öfters Gelegenheit gehabt haben, Vollmuths Herz kennen zu lernen, so werden sie sich auch leicht vorstellen können, was seine fühlbare Seele in dieser Umarmung empfand. Gemeiniglich haben ja Güter bei denienigen den meisten Werth, dem sie eine Zeitlang versagt worden sind; und so sehr schmerzt es kaum, wenn uns nähere Menschen Treue und Liebe pflichtlos entziehen, als es Freude macht, wenn sie uns von entfernteren freigebig ersetzt wird. — Jetzt mögen Sie sich aber auch seine Bestürzung vorstellen. — Kaum daß sich die Wittwe aus seinen Händen winden konnte, so lief sie, ohne ein Wort zu sagen, zur Stube und zum Hause hinaus.

Vollmuth wuste nicht was er denken sollte. — Nach einer Viertelstunde kam sie in Gesellschaft eines Mannes wieder, dessen erster Anblick ihm die Absichten der Frau noch unerklärbarer machte. Er durfte aber nicht lange mehr auf die Entwickelung warten. Der Mann, den sie mitbrachte, war ein Notarius, von dem sie ihr Testament vor Vollmuths Augen aufsetzen ließ. Sie unterschrieb, versiegelte es

und übergab's Vollmuths Händen, daß er's verwahren sollte, mit der Versichrung, daß sie bei der Gerichtsbarkeit ihres Orts gleichfals nöthige Verfügung treffen würde.

Der Wirth hatte sich in der Zeit nicht wieder sehen lassen. Weil aber zur Gültigkeit des Testaments Zeugen erfodert wurden, so rief man ihn, und bat, daß er noch einen Mann suchen möchte, der den zweeten Zeugen abgeben könnte. Er fand sich unter den Hausgenossen. Die Handlung war dem Wirth schon befremdend genug, weil er gar nicht wuste, daß Vollmuth mit der Frau einige Verbindung hatte. Aber seine Bestürzung nahm zu, als das Testament unterschrieben ward. Er las ihren Namen: Sophie Magdalene, verwittwete Geberin. Herr Sicharius fuhr etwas auf, sahe die Frau aufmerksam an, und fragte: Geberin heissen Sie?

Ja! antwortete die Frau, Geberin, und sie hatte die Worte kaum gesprochen, als sie der Mann seine geliebte Schwägerinn nannte und eine herzliche Freude darüber bezeugte, daß er so unverhoft das Glück hätte, sie in seinem Hause zu bewirthen. Damit ich meine Leser nicht ganz unzufrieden lasse, will ich Ihnen nur mit wenigen Worten den Zusammenhang erklären.

Geber war eines Zollverwalters Sohn in einem kleinen Städtchen an der Böhmischen

Grenze

Grenze. Er ließ sich nach dem Willen seines Vaters an seinem Geburthsort nieder, legte einen Handel an und heirathete die gegenwärtige Wittwe. Nach einem Jahre starb sein Vater sehr plötzlich. In seinem ganzen Leben hatte man ihn für einen redlichen Mann gehalten, der die Herrschaftliche Kasse mit strenger Gewissenhaftigkeit verwalte. Als aber nach seinem Tode seine Rechnungen untersucht und der Leiche abgenommen wurden, fanden sich grosse Defekte.

Jedermann sagte, die Kommissaire wären Gebers Feinde, und hie und da fanden sich Leute, die die Defekte aus sehr natürlichen Ursachen erklären wollten. Geber, sagte einer, hat bei einer gewissen Gelegenheit für den Herrn von E**, der funfzigmal reicher als er war, eine gewisse Summe Geldes bezahlt und dadurch seinen Patron beleidiget, daß er nicht nur nach einem Jahre deswegen Erinnerung thun läßt, sondern sich auch weigert, für die Ehre, seinem fetten Patron eine Gefälligkeit erzeigt zu haben, sich bei der Wiederbezahlung einen Abzug gefallen zu lassen. Ein anderer wollte behaupten, daß Gebers Rechnungen ganz gewiß richtig seyn würden, wenn er nach dem Tode seiner Frau des Herrn von R** Ausgeberin geheirathet hätte.

Indessen half all das Reden zu nichts; die Defekte musten beantwortet und gehoben werden,

wenn Geber nicht im Grabe einen ungesuchten Titel bekommen sollte. Die Leiche konnte nicht reden — der Sohn sollte dafür antworten; er war aber nicht von der Sache unterrichtet. Um den Vater nicht in der Erde beschimpfen zu lassen, bezahlte er die Defekte, ward aber wenige Tage nachher von seinen aufgewiegelten Kreditoren angegriffen und muste, da er nicht bezahlen konnte Haus und Laden hingeben und den Titel annehmen, den man seinem Vater hatte beilegen wollen. Es war ihm nicht möglich, mit Schimpf und Schande unter seinen Mitbürgern zu leben, weswegen er sich entschloß seine Vaterstadt und seine einzige Schwester zu verlassen, und mit seiner Frau einen andern Auffenthalt zu suchen.

Nachdem er einige Monat herumgereist war, fand er in einer Entfernung von dreißig Meilen Unterstützung, ließ sich in einem nahrhaften Städtgen an der Elbe nieder, und kam durch seinen Fleiß und Gottes Segen in so gute Umstände, daß seine Wittwe Vollmuthen ein Vermögen von zehentausend Thaler zuschreiben konnte.

Seine Schwester hatte bald nachher seinem Beispiele gefolgt und war mit einer adlichen Dame als Kammerjungfer in fremde Länder gegangen. Nach ihrer Zurückkunft hatte sie sich in W * * * an den Herrn Sicharius verheirathet und sich so fleißig nach ihrem Bruder,

als ihr Bruder sich nach ihr erkundiget, aber keiner hatte von dem andern Nachricht bekommen können, bis endlich ein Zufall ihres Bruders Wittwe zu ihr ins Haus führt. Herr Sichartus lief voll Freuden zu seiner Frau und suchte sie behutsam vorzubereiten; hernach führte er seine Gäste selbst zu ihrem Bette. Beide Schwägerinnen erkannten sich alsbald einander und küßten sich herzlich, indessen daß Sichartius und Vollmuth sich einander eine Freundschaft versiegelten, die ihrer neuen Verbindung gemäß war.

Unterdessen war die Post abgegangen, mit welcher unsere Wittwe über Z* nach M*** reisen wollte, wo sie nach dem Verlust ihrer Tochter ihre Wohnung aufgeschlagen hatte. Wie es schien, so war man eben so sehr unzufrieden darüber nicht. Frau Geberin hatte seit einigen Stunden die Lust zu reisen verloren, und ihr Schwager würde sich gewiß ihrer Abreise aus allen Kräften widersetzt haben, wenn auch die Post noch da gewesen wäre. „Nein! nein!“ sagte Vollmuth, „in der ersten Stunde wollen wir uns nicht wieder trennen. Ich reise auch nach M***, und, damit wir uns an keine Stunde binden dürfen, so wollen wir Postpferde nehmen, sobald wir uns einander satt sind. Indem ging die Stubenthür auf.

„Herr Sicharius!“ rief die Magd, „Sie möchten so gütig seyn und herauskommen;

es ist ein fremder Herr da, der Sie sprechen will."

„Wer ists denn?" fragte Sicharius.

„Ich kenne ihn nicht," antwortete die Magd, „er hat eine goldige Weste an." — Der Fremde stand aber so dicht vor der Thür, daß er dem Hauswirth auf der Schwelle schon entgegen stieß. Es war gar nicht sein Wille, iemanden in die Wochenstube zu lassen, aber die rothe mit Tressen besetzte Weste fiel ihm so stark in die Augen, und der Fremde fing so eilfertig an, seinen Gruß herzubeten, daß Sicharius weder Zeit noch Entschlossenheit genug hatte, ihn zurück zu halten.

„Gehorsamer Diener," sprach er und hatte auch schon einen Fuß in die Stube gesetzt, „ich bin der Weltberühmte und von Kaiser und Königen wie auch von den mehresten Ständen des heiligen Römischen Reichs privilegirte Dokter Lezner und wollte, da ich auf meinen Reisen hiedurch komme, meinen hiesigen Mitbrüdern den Segen meiner heilsamen und wunderthätigen Arzneien nicht gern vorenthalten. Hier ist ein Aufsatz meiner Medikamente, die ich selbst erfunden und an viel tausend Menschen mit dem besten Effekt gebraucht habe. Ich wollte ihn gern abgedruckt haben; aber heute noch muß er fertig seyn, weil ich mich nicht lange aufhalten kann. Ich bin von dem Hof zu Berlin verschrieben,

ben, und muß längstens den sechszehnten dieses Monats dort seyn.

Hier muste der Herr Doktor Athem holen, und als er sich bei der Gelegenheit in der Stube umsehen wollte, und Vollmuthen und die Wittwe erblickte, kam er auch dermaaßen aus aller Fassung, daß er nicht im Stande war, ein einziges Wort zu sprechen. Der Wirth zog einen Stuhl heran, und wollte ihn zum Sitzen nöthigen, aber er verbat diese Ehre, wandte sich um, und gieng fort. Im Hause hatte er noch gefragt, was er dafür bezahlen müsse, und das Geld mit zu schicken versprochen, wenn er die Zettel abholen lassen würde.

Vollmuth war bei Renzels Anblick nicht erschrocken, — was konnte er ietzt von ihm zu fürchten haben? — aber ganz gleichgültig blieb er auch nicht. Er konnte seine Verwunderung nicht verbergen, als er den Kerl wieder mit einer vollständigen Nase hereintreten sahe und mit einer so unverschämten Dreustigkeit von den wunderthätigen Kräften seiner Medikamente reden hörte. Bei der vorigen Erzählung von seinem letztern unglücklichen Schicksale auf der Saale, wobei die Tochter seiner Tante ihr Leben einbüssen muste, hatte Vollmuth wohlbedächtig Renzels Namen verschwiegen; weil er nicht wollte, daß diese Begebenheiten den Leuten von neuem ins Andenken gebracht und weiter ausgebreitet werden sollten. Jetzt fiel diese Be-

denklichkeit weg, weil er der guten Gesinnung seiner Tante und seines Wirths versichert war. Er durfte nicht fürchten, daß sie zu seinem Nachtheil einen übeln Gebrauch davon machen würden, und verursachte ihnen durch ausführlichere Erzählung aller Umstände seiner Begebenheiten ein Vergnügen, das sie ihm mit theilnehmender Liebe und edelmüthiger Freundschaft zu vergelten sich beeiferten. Man erstaunte über die Bosheit des Menschen und belachte die Schicksale seiner Nase.

Es war als wenn ihnen der Kerl immer in den Weg kommen muste. Am folgenden Tage führte Sicharius seine Gäste aus, in der Absicht ihnen eine Veränderung zu machen und die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Als sie auf den Markt kamen, stand Renzel mit seiner Frau in einer Bude und hatte ein Gedränge von Menschen um sich herum, das zum Erstaunen war. Er war der vollkommenste Charlatan, der dem einfältigen Pöbel seine Wurmkuchen, Zahntinktur und Augentropfen mit einer solchen Beredsamkeit anpreisen konnte, daß kein einziger von seiner Bude ging, der nicht kaufte. Zuletzt nahm aber die Komödie doch einen traurigen Ausgang.

Sicharius war mit seinen Gästen wohl zwo Stunden lang herumgegangen und als sie zurückkamen, stand Renzel noch aus. Es hatten sich unterdessen einige Dorfschaften um

seine

seine Bude versammlet, von denen sich viele Zähne ausnehmen liessen. Ein hübsches Bauermägdchen trat eben zu ihm und zeigte ihm einen Zahn, der ihr viel Schmerzen machte. Der Doktor setzte an, — war aber so unglücklich, daß er zween Zähne faßte, und mit dem kranken nicht nur den darneben stehenden gesunden, sondern auch ein paar Loth Zahnfleisch mit herausriß. Das Mägdchen that sehr übel, und Renzel glaubte vermuthlich, sie dadurch furchtsam zu machen und zum schweigen zu bringen, daß er doppelte Bezahlung foderte, weil er zween Zähne herausgenommen hätte. Er trieb aber den Spaß zuweit und bestand zu ernstlich auf seiner doppelten Bezahlung, daß das Mägdchen ungeduldig ward, zween Groschen für einen Zahn unwillig hinwarf und im schnellen umdrehen sich nicht nur an einer Stange die Mütze vom Kopf, sondern auch einen Napf mit frischen Würmern herunter stieß, welche der Frau Doktorin auf den Schoos fielen und ihren ganzen Anzug verderbten.

Klug hätte Renzel gethan, wenn er das Mägdchen laufen ließ und den Schaden geduldig ertrug. Aber zum Unglück war's der beste Anzug der Frau Doktorin und Renzel ward durch den schnellen Gedanken des grossen Schadens so aufgebracht, daß er blind zufaßte, das Mägdchen aufzuhalten, und sie bei den Haaren zurückzog.

Nahe bei der Bude ſtand ihr Bräutigam, der über die Mißhandlung ſeiner Braut ſo in Zorn gerieth, daß er zuſprang und mit ſeinem Stock dem Herrn Doktor über den Arm hieb, daß er die Haare fahren laſſen muſte. Die Frau wollte ihrem Manne beiſtehen und faßte dem Knecht in die Haare. Renzel ergriff ſeinen Stock und wollte dem Knecht den empfangenen Streich wieder erſetzen, indem er aber zuſchlagen wollte, drangen die herumſtehenden Bauerknechte von allen Seiten in die Bude. Einige riſſen den Doktor mit ſammt der Frau nieder und gerbten ihnen nach ihrer Art den Buckel tüchtig durch; andere ſchlugen die Gläſer, Bouteillen und Näpfe entzwei, warfen die noch vorräthige Arznei umher und ſchmiſſen endlich gar die Bude um, bis der Tumult ſo groß ward, daß die Häſcher dazu kamen und den Herrn Doktor mit ſeiner Frau und einigen Dutzend Bauerknechten aufs Rathhaus führten. „Das iſt ſchon Recht!“ ſagte Sicharius, indem er mit ſeinen Gäſten nach Hauſe ging.

Wenn die Sache von mehrerer Wichtigkeit wäre, wollte ich meine Leſer fragen, was Sie wohl dazu ſagen würden. Aber ſo mag's hingehen. Vielleicht hätte Sicharius alsdann auch anders geurtheilt. Indeſſen hatten Vollmuth und ſeine Tante eben ſo wenig etwas wider Renzels Schickſal einzuwenden. Es war Strafe ſeiner Unüberlegtheit, der er ergehen

gehen könnte, wenn er behutsamer war. Aber ihre Abreise ward dadurch beschleuniget. Man trauete Renzeln nicht, und furchte, daß er aus Bosheit etwas thun möchte, was ihnen vielleicht Verdruß oder Auffenthalt machen könnte. Der Abend ward in freundschaftlichen Gesprächen hingebracht und mit Anbruch des Tages fuhren sie ab.

Die Zeit konnte diesen Reisenden nicht lang werden, weil ihre Bekanntschaft neu war und sie sich einander noch sehr viel zu erzählen hatten. Vollmuth hätte sich gerne in Z° einen Tag aufgehalten, den Ort zu besehen, er fand aber beim ersten Versuch, daß den Fremden der Zugang zu den Plätzen, wohin sie die Neugierde zuerst zu ziehen pflegte, versagt wurde. Er ging mißvergnügt zurück, speiste mit seiner Tante und setzte zu ihrem grossen Vergnügen seine Reise mit ihr unaufgehalten fort. Mit dem Abend kamen sie in M*** an, wo Vollmuthen der erste Blick, den er in der Wohnung seiner Tante umherwarf, von ihrer guten Einrichtung überzeugte.

Madame Geberin hatte sich ein eigenes Haus gekauft, das nicht groß war, aber für ihre Absichten eine sehr bequeme Einrichtung und fürtrefliche Lage hatte. In ihren Zimmern war Proprete mit Geschmack verbunden, und ausser denselben sahe man allenthalben Reinlichkeit und Ordnung, die von dem Charakter der Besitze-

Besitzerin einen guten Begrif erweckten. Ihre Haushaltung war ganz klein; sie hatte eine Magd zu ihrer Bedienung, und ein lediges zur Handlung erzogenes Frauenzimmer, dem sie alles anvertrauen konnte. Die Tante hatte schon auf dem Wege von ihr gesprochen, beim Eintritt in die Stube aber stellte sie Vollmuthen dieselbe mit den Worten vor: „dies ist das Mägdchen, das in die Stelle meiner Tochter getreten, und mir bis hieher mit nicht weniger Treue und Liebe zugethan gewesen ist. Belohnung verdient sie und ich würde unbillig handeln, wenn ich auf ihre Versorgung nicht denken wollte. Kann ich bei meiner Lebenszeit meinen Wunsch nicht erreichen, so empfehle ich sie nach meinem Tode Ihrer Fürsorge und hoffe, daß Sie in meine Absichten treten werden."

Vollmuth befand sich hier in keiner geringen Verlegenheit; er wuste nicht, was er antworten sollte. Er erklärte sich die Worte der Tante als einen Antrag, und glaubte den Wunsch darinn zu finden, daß er dies Mägdchen heirathen und die Verlassenschaft mit ihr theilen sollte. Er warf seine Augen auf das Mägdchen und erblickte ein reizendes Gesicht, das dem Auge gefiel und dem edelsten Jüngling den Wunsch, sie zu besitzen, im ersten Blick abzwingen konnte. Er sahe auf die Tante und glaubte in ihren scharfen auf ihn gerichteten Augen dieselbe Erklärung ihrer Worte zu finden,

die

le er sich schon in seinem Kopf gemacht hatte. Hier fing er an zu bereuen, daß er bei der Erzählung seiner Begebenheiten seine Verbindung mit Emilien verschwiegen hatte und wuste nicht, wie er sich aus der Verlegenheit winden sollte.

Die Tante bemerkte seine Unruhe, ob sie sich gleich seine Empfindungen so falsch als er ihre Worte erklärte, und war so gefällig, ihn aus der Verlegenheit zu reissen, indem sie ihren Worten, ohne eine Antwort von ihm zu erwarten, eine Frage anhing, wodurch das Mägdchen aus der Stube entfernt und das ganze Gespräch aufgehoben ward. „Wir sind hungerig, mein Kind!“ sprach sie, „hat sie nichts für uns zu essen?“

„O Ja!“ antwortete diese, „ich habe mich schon seit dreien Tagen auf Ihre Zurückkunft gefaßt gehalten; haben Sie nur eine kleine Geduld!“

Das Mägdchen ging hinaus, die Tante aber nahm ihren Neveu an der Hand und führte ihn auf eine Stube, wo sein Koffer stand. „Wir sind müde,“ sprach sie, „von der Reise, kleiden Sie sich aus; ich will auch eine bequemere Hauskleidung anlegen. — Nun sprach sie den ganzen Abend kein Wort weiter, das den Schein einer Beziehung auf ihre vorige Rede haben konnte.

Nach

Nach der Abendmahlzeit empfanden sie beide die Ermüdung von der Reise so stark, daß sie sich ernstlich nach Ruhe sehnten, und Vollmuth auf seine Stube zurückkehrte. Sie wünschten sich alle drei einander eine sanfte Ruhe mit aufrichtigen Herzen, aber keiner von ihnen fand sie sobald, als sie sichs wünschten.

Meine Leser müssen das zum Theil vielfältig erfahren haben, daß in einer Familie, wenn man sich auf eine Zeitlang von ihr trennen muß, sich allerlei Vorfälle ereignen, die nach der Zurückkunft hin und her besprochen werden, wenn sie auch von keiner grossen Erheblichkeit sind. Da trägt man uns öfters schon beim Eintritt ins Haus allerlei Neuigkeiten entgegen und der eine weiß dies, der andere jenes zu erzählen. Im Hause der Frau Geberin war's in den vierzehen Tagen ihrer Abwesenheit gerade nicht anders zugegangen. Die Ladeniungfer hatte die Ueberlegung, daß sie in Vollmuths Gegenwart mit ihren Nachrichten zurückhielt. Kaum aber war er hinausgegangen, so fragte die Frau: „ist nichts vorgefallen?“ und die Jungfer hatte mancherlei interessante Dinge zu erzählen, die wohl eben nicht verdrießlich waren, aber doch die Disposition zum Schlaf leichter stören als befördern konnten. Sie schliefen beide in einer Stube. Beim Auskleiden und im Bette fiel ihnen noch mancherlei ein, wornach gefragt wurde. Endlich nahmen sie sich's recht ernstlich vor,

ver, kein Wort mehr zu sprechen. Nun kehrten aber die Gedanken noch einmal zurück, welche der Auftritt veranlaßt hatte, als die Tante dem Neveu ihre Ladenjungfer vorstellte. Beide hatten sie Vollmuths Verlegenheit bemerkt, aber keine wollte der andern ihr Urtheil verrathen.

Vollmuthen gings kein Haar besser. Er nahm das Bild des schönen Ladenmägdchens mit sich auf die Schlafstube hinauf und dachte beständig an die Worte der Tante. Jemehr er dem Sinn derselben nachdachte, desto gewisser schien ihm seine Erklärung derselben die richtige zu seyn. „Ganz gewiß," sprach er zu sich selbst, „die Tante liebt das Mägdchen mit mütterlicher Zärtlichkeit und wünscht, sie durch dich zu versorgen. Zwar steht im Testamente keine Bedingung, wodurch sie dich hätte binden wollen; aber vermuthlich hat sie auf deine Dankbarkeit gerechnet, und den unwiderstehlichen Reitzen der blendenden Schönheit die Ueberwindung deines Herzens unfehlbar zugetrauet." Er wiederholte sich diesen Gedanken zehenmal und, je öfter er ihn wiederholte, desto tiefsinniger ward er — nicht über die Vortheile, die ihm durch das Testament versichert wurden, — die war er so bereitwillig aufzuopfern, als er geneigt war, sie sich zu erhalten, wenn nur eins ohne Kränkung der Tante und ohne Beleidigung des würdigsten Mägdchens geschehen konnte. Für jene

hatte

hatte er zu viel Ehrfurcht, ihr den Verdruß mißlungener Absichten zu machen; und für diese zu viel Achtung, daß er den Schein einer stillschweigenden Genehmigung geben und einen Gedanken veranlassen sollte, der selten so leicht verjagt wird, als er sich in das Herz hinein zu schleichen weiß. — Endlich ging er in die Nebenstube, wo sein Bette stand, und legte sich nieder.

Das werden meine Leser nicht von mir erwarten, daß ich Ihnen allemal sagen soll, wenn Vollmuth mit seinen Gedanken in die Residenz zurückging und von Emilien sprach. Das that er öfter als ich's sagen kann und darf. Emilie kam vor seinen Augen nicht weg, und wenn er auch die vollkommenste Schönheit neben sie stellte, so verlor sie doch in seinen Augen nicht. Der Gedanke an sie war in allen Verwirrungen ein stärkender Gedanke für ihn: auch ietzt legte er sich mit dem Seufzer ins Bette: „ach! meine Emilie!" Noch einmal schlug er seine Augen auf und erblickte beim Schein des Nachtlichts ein Portrait, das gerade seinem Bette gegenüber an der Wand hing. So müde er auch war, so zog er doch neugierig die Bettgardienen auf und sah das Bild an.

Diesmal folgte die dienstfertige Hand dem neugierigen Einfall für die erbetene Ruhe zu geschwind. Sobald die Gardienen soweit geöfnet waren, daß sein Auge das ganze Bild übersehen

sehen konnte, so war's nicht anders, als wenn das Mägdchen vor ihm stände, welcher sich seine Mutter zum Werkzeuge bedient hatte, ihn in das aufgestellte Garn zu locken. Da stand er im Augenblick unter der Linde vor L**; lief nach dem Hause hin verdachtlos dem Mägdchen nach; sah seine Mutter in einer Stellung, worüber das Herz sich empörte; und folgte ihr durch den Garten über den Anger, bis er an das verhehlende Strauchwerk kam, wo er beinahe eben das empfand, als wenn er noch einmal gebunden und von verkauften Böswichtern in die laurende Kutsche geworfen würde. Endlich schloß er für Verdruß die Augen zu, um nichts mehr zu sehen.

Auch das war umsonst! Gemählde der Phantasie und Erinnerungskraft sind auch verschlossenen Augen sichtbar. Er wurde in das Schiff gehoben und muste sich gefallen lassen, die Reise nach Hamburg, und von da wieder zurück noch einmal zu thun, und litt ietzt auf der Hinreise in seiner Vorstellung mehr, als er im Stande des aufhörenden Bewustseins auf der Reise selbst empfunden hatte. Ob er gleich die Gardienen dicht zugezogen hatte, so konnte er doch die ganze Nacht wenig schlafen.

Früh beim Erwachen drängten sich zu seinem gr[illegible]n Verdruß diese Gedanken durch alle andern [illegible]erst herauf. Er hätte viel darum gegeben, wenn iemand da gewesen wäre, der ihm

die Gefälligkeit erzeigt und das Bild von der Wand genommen hätte. Aber darauf durfte er nicht hoffen; es war im Hause eine Stille, wie um Mitternacht. Endlich stand er auf und ging in die Stube hinein ohne ein Auge aufzuschlagen.

Man hatte unten vermuthlich schon darauf gewartet, daß er nur einiges Geräusch machen sollte. Kaum daß er sich in den Schlafrock geworfen und die Füße bekleidet hatte, so kam die Magd mit dem Kaffee, und meldete, daß die Madam gleich da seyn und ihm Gesellschaft leisten würde. Er hatte seine Uhr am Bette hangen lassen und ging noch einmal in die Schlafstube, sie zu holen. Der Vorsatz, kein Auge aufzuschlagen, war ihm nicht entfallen; vielmehr hatte er recht wohlbedächtig überlegt, wie er sich auf dem Rückwege so wenden wollte, daß er in keine Versuchung geriethe. Aber — kömmt's nicht manchmal so, daß man in den Koth tritt, wenn man dem Pfützgen ausweichen will?

An der gegenüberstehenden Wand, vor welcher Vollmuth die Augen niederzuschlagen keine Ursach hatte, hing ein Mannsportrait. Vollmuth erschrack. — „Er hätte," wird man sagen, „seine Augen sogleich wieder wegkehren sollen;" aber — wenn das nur so leicht gethan als gesagt wäre! — Der erste Blick ließ Vollmuthen so viel bekannte Züge an dem Bilde

Bilde fänden, daß er nicht anders glauben konnte, es müsse eine Person vorstellen, die er öfters gesehen habe. Wer kann unter solchen Umständen seine Augen zurück nehmen? Er machte sie vielmehr recht auf, stand still und dachte so viel herum; aber er konnte sich nicht besinnen, wer die Person seyn sollte. Nun kehrte er sich um und betrachtete das Frauenzimmerportrait noch einmal. Da fand er den Irrthum, wozu ihn gestern die Trübheit seiner schläfrigen Augen verleitet hatte. Es war das Bildniß des schönen Ladenmägdchens so meisterlich in ihrer feinen Bildung und reitzenden Gestalt getroffen, daß es nicht anders war als stände sie selbst vor den Augen, wenn man das Bild ansahe. „Hättest du am gestrigen Abend besser gesehen," dachte Vollmuth, so hättest du ganz gewiß vier Stunden mehr geschlafen." Aber, mit Ihrer Erlaubniß, Herr Vollmuth, wenn Sie sich nur nicht irren! Warum blieben Sie denn ietzt bei dem Bilde so lange in tiefen Gedanken stehen? Ihre Tante wird ia gleich heraufkommen!

Die beiden Gemählde hingen einander schnurgerade gegenüber und schienen mit Stellung, Augen und Schatten dazu gemahlt zu seyn, daß sie an dem Orte aufgehenkt werden sollten. Wenn die Tante in der Erzählung ihrer Schicksale auf der gelben Kutsche eines Sohnes gedacht hätte, so würde Vollmuth

ohne Zweifel geglaubt haben, es sey das Bildniß desselben. Zwar konnte es seyn, daß er schon längst im Reiche der Todten war, und die Tante seiner darum nicht Erwähnung gethan hatte, weil sie ihr Herz zu überladen fürchtete, wenn sie mit den schmerzhaften Empfindungen des neuern Verlusts ihrer Tochter kränkende Erinnerungen überstandener Leiden verbinden wollte. Aber der Gedanke ging flüchtig vorüber.

Es kann ihr Geliebter seyn, dies war der zweite Gedanke, der sogleich mehr Beifall bei ihm gefunden haben würde, wenn die gestrigen Reden nicht vorgefallen wären, von denen sich Vollmuth eine Erklärung machte, mit welcher diese Muthmaßung nicht bestehen konnte. Er sahe beide Gemählde noch einmal an und seufzte: „ach! Emilie!“ — Mächtig fühlte er den Wunsch aus der Tiefe seines Herzens sich herauf drängen, daß doch einmal das Schicksal, ihn zu verfolgen, müde werden möchte. Seine Einbildung führte ihn schnell in die Residenz zurück und stellte ihn in Emiliens Schlafzimmer; er suchte den Platz aus, wo er neben dem Bette ihr Bildniß aufstellen wollte und seufzte lauter als zuvor: „ach! Emilie!“

Indem trat die Tante in die Stube herein. „Sie hatte Vollmuths Seufzer gehört und schien darüber so bestürzt zu seyn, als es Vollmuth durch ihre überraschende Ankunft war.

„Das

„Das hab' ich gefürchtet!“ rief sie mit einem Ton, der mütterliche Bekümmerniß zu erkennen gab, „Vetter! — lieber Vetter! hängen Sie keiner Leidenschaft nach, die Sie unglücklich machen muß. Ich habe gestern schon in Ihr Herz gesehen, und komme darum zu Ihnen herauf, damit ich allein mit Ihnen sprechen kann. Emilie kann nie die Ihrige werden.“

„Nie die Meinige!“ antwortete Vollmuth entrüstet, „warum nicht? So hoch ich auch Ihre Gütigkeit schätze, so muß ich Ihnen doch sagen, daß sie bei mir allen Werth verliert, so bald ich sie mit Emilien nicht theilen soll.“

„Sie sind unbillig gegen mich, aber ich verzeihe Ihnen, weil Ihre Leidenschaft spricht. Ich habe Ihnen mein ganzes Vermögen zugeschrieben und, wenn ich mehr für Sie thun könnte, so würde ichs eben so ungebeten thun, als ich das erste gethan habe.“

„Sie können mehr für mich thun. Nehmen Sie Ihr Testament zurück und lassen Sie mir dafür die Hofnung, Emilien einst zu besitzen.“

„Das kann ich nicht.“

„Und warum nicht?“

„Weil sie schon seit mehrerern Jahren in Verbindungen steht, die nicht zerrissen werden können.“

„Ach! verzeihen Sie, gütige Tante! meiner gekränkten Liebe. Ich habe Sie beleidiget, aber ich bitte tausendmal um Verzeihung.“ — Er küste ihre Hand. — „Wer kann seine Worte in den Schranken der Ehrfurcht erhalten, wenn man ihm die liebste Hofnung absprechen will. Ich merke nun das Mißverständniß. Meine Mutter hat Ihnen ohne Zweifel mein und Emiliens Geheimniß offenbart, aber sie hat das Wichtigste selbst nicht gewust, oder Ihnen aus besondern Absichten verschwiegen. Ich bin der Glückliche, mit welchem Emilie diese Verbindung geschlossen hat.“

„Sie!?“

„Ja! ich. Ihr Herr Vater weiß zwar nichts von unsrer Verbindung, aber ihre Frau Mutter hat uns ihre Einwilligung und zugleich ihren Segen gegeben.“

Hier merkte die Tante das Mißverständniß. Ihre Ladenjungfer hieß Emilie, sie hatte aber vor sechs Jahren schon beide Eltern verloren. Die Tante hatte aus der gestrigen Bestürzung ihres Neveus, als sie ihm das Mägdchen vorstellte, den Schluß gemacht, daß er verliebt in sie sey; und da sie ietzt aus seinem Munde den Seufzer: ach Emilie! hörte, so muste sie freilich dadurch in ihren Gedanken von ihm bestätiget werden. Sobald sie aber hörte, daß Vollmuth von einer Emilie sprach, die

noch

noch im Hause ihrer Eltern lebte, so war's entschieden genug, daß er und sie von zwei verschiedenen Personen sprachen. Mit der Entdeckung dieses Irrthums beruhigte sie sich und Vollmuthen. „Machen Sie sich keine Unruhe,“ sprach sie zu ihm, indem sie seine Hand ergrif und ihn an den Kaffeetisch führte, „ich merke wohl, daß Sie nicht von meiner Hausiungfer sprechen. Ihre Emilie soll Ihnen bleiben und kann ich nichts beitragen, Ihre Verbindung zu befördern, so sind Sie doch gewiß sicher, daß ich nichts thun werde, wodurch sie aufgehalten oder gar verhindert werden könnte.“

„Wie heißt denn Ihre artige Ladeniungfer?“ fragte hierauf Vollmuth.

„Emilie Lövenbarthin,“ antwortete die Tante; und setzte Vollmuthen dadurch in eine neue Verwirrung, die er nicht verbergen konnte. Meinen Lesern darf ich davon keine Ursachen angeben, sie werden sie ohnedies in dem Namen wohl finden. Die Aufklärung muß ich Ihnen aber mittheilen, womit die Tante Vollmuths Neugierde befriedigte.

Emilie Lövenbarthin war aus Halberstadt gebürtig und eine leibliche Schwester des Kaufmann Lövenbarths in H**, an welchen Vollmuth natürlicher Weise denken muste, sobald er den Namen von seiner Tante aussprechen hörte. Ihre Eltern hatten eben einen solchen

Handel geführt, als die Frau Geberin ietzt hatte, und ein Vermögen von zwölf tausend Thaler dabei erworben, welches der Kaufmann in ·ɔ * * und diese Emilie nach ihrem Ableben unter sich theilten. Von ohngefähr wurde die Frau Geberin mit Emilien auf einer Reise bekannt, die sie vor ein und einem halben Jahre auf die erste erhaltene Nachricht von dem Unglück ihrer Tochter vornahm, um nähere Erkundigung davon einzuziehen. Ein Umgang von einigen Tagen ließ sie Emiliens edle Seele erkennen, deren sanftmüthiges und gefälliges Betragen der Frau Geberin in der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft schon den Wunsch eingeflößt hatte, daß sie ihr den Verlust ihrer Tochter ersetzen möchte. Sie muste sich wieder von ihr trennen und hatte das Herz nicht, ihren Wunsch zu entdecken. Sobald sie aber von dem Unglück ihrer Tochter gewiß überzeugt wurde und keine Hofnung mehr übrig hatte, sie iemals wieder zu sehen; so schrieb sie an Emilien und machte ihr den Antrag, daß sie zu ihr nach M * * * ziehen möchte. Zu ihrem grossen Vergnügen nahm Emilie den Vorschlag ohne Weigerung an, und lebte seitdem einer Mutter zur Freude, die sonst über den Verlust ihrer Tochter untröstlich geblieben wäre.

Vollmuth saß einige Minuten in tiefen Gedanken und konnte mit seiner Verwunderung nicht fertig werden. Er hatte einige Jahre im

Löwen-

Lövenbarthschen Hause zu H** gewohnt, und nie ein Wort von einer Schwester seines Wirths gehört. Es würde schwer gehalten haben, ihn dahin zu bringen, in dieser Emilie eine Schwester jenes Kaufmanns zu erkennen, und die Versichrung seiner Tante würde allein dazu kaum hinreichend gewesen seyn. Aber er erinnerte sich mancher Nachrichten, welche ihm Lövenbarth von seiner Heimath und von dem Gewerbe seiner Eltern beiläufig gegeben hatte. Weil diese Nachrichten mit den iezt gehörten Umständen übereinstimmten, so durfte er nicht länger zweifeln, daß Emilie Lövenbarths Schwester sey. „Gut!" dachte er bei sich, „das mag sie seyn! — aber was soll ich denn nach dem Verlangen der Tante zu ihrer Versorgung thun, wenn sie einen Bräutigam hat?"

Die Tante hatte eben eine Tasse Koffee an den Mund genommen und sahe ihn dabei so scharf an, als wenn sie seine Gedanken auf seiner Stirne lesen könnte. Er wollte eben den Mund öfnen und eine Frage anbringen! sie kam ihm aber zuvor und gab ihm eine Erklärung, die deutlich genug bewieß, daß sie wohl etwas aus seiner Stirne gelesen haben mochte.

„Seyn Sie," sprach sie, „ohne Sorge; meine Emilie ist Ihnen in meiner Liebe und in Ihren Vortheilen nicht hinderlich. Ich muß Ihnen bekennen, meine Absicht war's, ihr mein

ganzes Vermögen zuzuwenden; weil ich meiner Gottlosen Schwester schändliche Untreue nicht belohnen wollte und die Nachricht, daß sie einen Sohn habe, für eine Erdichtung hielt. Aber meinen Sie wohl, daß sie dazu zu bringen war, es anzunehmen? — „Nein," sprach sie, „ich mag ein Vermögen nicht haben, wozu ein Mensch auf der Welt nähere Rechte hat. Je schändlicher und niederträchtiger ihre Schwester gehandelt hat — desto edler handeln sie, wenn sie nicht durch Entziehung ihres Vermögens Rache an ihr nehmen, die von Seiten dessen, der sie nimmt immer unedel bleibt, so groß auch die empfangenen Beleidigungen seyn mögen. Nein! Freundin! so müssen wir nicht handeln, wenn wir noch zwanzig Jahre zu leben haben — vielweniger in der letzten Stunde." —

Vollmuth konnte sich hier nicht enthalten, seine Tante zu unterbrechen. Der uneigennützige edle Charakter dieses Mägdchens machte ihm so viel Freude und nahm ihn dermaßen für sie ein, daß er ihr alles aufzuopfern entschlossen war, — nur seine Emilie nicht. Er konnte seinen Beifall nicht zurückhalten, machte ihrer zarten Denkungsart verdiente Lobsprüche und bat sich's nun ernstlich von der Tante aus, daß ihm die Sorge, die treuen Dienste dieses unvergleichlichen Frauenzimmers zu belohnen, überlassen würde.

Ich glaube, daß hier alle meine Leser Vollmuths Gedanken so gut als die Tante errathen werden. Eine edle Seele, das weiß man längst, bleibt bei einer kalten Bewunderung der Tugend nicht stehen. Die Empfindung ihres Werths wächst schnell zur Ehrfurcht und Liebe und bricht bald in einem geschäftigen Triebe aus, den erhabensten Beispielen nachzueifern. Vollmuth wollte unter Emilien nicht stehen und faßte auf der Stelle den Vorsatz, sich in Absicht des Vermögens seiner Tante nicht minder edel als sie finden zu lassen. Er erzählte seiner Tante seine Umstände, daß er nicht nur ietzt eine ansehnliche Pension von seinem Landesherrn genösse, sondern auch gewisse Hofnung hätte, nach seiner Zurückkunft in sein Vaterland eine einträgliche Bedienung zu bekommen und vielleicht in den Besitz beträchtlicher Güter gesetzt zu werden. Er fügte die Bitte hinzu, daß sie ihm erlauben und behülflich seyn möchte, wenigstens einen Theil des Vermögens, das sie ihm zuwenden wollte, zur Belohnung dieses großmüthigen Mägdchens mit List in ihre Hände zu spielen, wenn sie sich, auch von ihm es als ein Geschenk anzunehmen, weigern sollte.

Die Tante lobte Vollmuths gute Gesinnung, verwarf aber seinen ganzen Plan. „Sie kränken das Mägdchen," sprach sie, „wenn Sie ihr nur ein Wort davon merken lassen. Sie unterbrachen mich vorhin, sonst hätte ich Ihnen

gleich

gleich mehr von ihrer Gesinnung gesagt, woraus Sie leicht abgenommen haben würden, daß Ihre Anschläge vergeblich sind. Ich habe mehr als einmal mit ihr davon gesprochen; sie hätte aber immer neue und stärkere Gründe ihrer Verweigerung. „Sie haltens für eine Erdichtung," sprach sie vor kurzen erst noch, „daß ihre Schwester einen Sohn habe; es kann ja aber eben so leicht wahr seyn? Wollten Sie wohl den Sohn für die Sünden der Mutter büssen lassen?" — „Bald hernach," fuhr die Tante in ihrer Erzählung fort, „nannte ich bei Gelegenheit den Namen Ihres Stiefvaters. „Wenn das gewiß ist," sprach das gute Mägdchen, „daß ihre Schwester einen Dreifuß geheirathet hat; so können sie glauben, sie haben einen Neveu. Mein Bräutigam hat ihn in ⁂ gekannt, und ich besinne mich, mancherlei Erzählungen von ihm gehört zu haben, welche die Sache sehr wahrscheinlich machen. Noch mehr muß ich ihnen sagen; er ist ihrer Unterstützung bedürftig, und ich — das wissen Sie — habe Vermögen genug. Wie schlecht würde ich handeln wenn ich ihre Gütigkeit mißbrauchen wollte; da ich überdies noch einen Bräutigam habe, der einmal zu einem sehr grossen Vermögen gelangen muß."

Jemehr die Tante von ihrer Emilie erzählte desto mehr mußte Vollmuth ihre großmüthige edle Gesinnung bewundern. Durch

den

den Umstand, daß sie einen Bräutigam hatte, der ihn in ♄ * * gekannt haben sollte, ward seine Neugierde sehr gereitzt, dessen Namen zu wissen. Er fragte seine Tante, bekam aber keine Antwort, die ihn befriedigte. Sie kam mit dem zweiten Worte auf ihre Emilie, war unerschöpflich in ihren Lobsprüchen und wurde nicht satt, ihre glücklichen Umstände zu rühmen. „Die Handlung," sprach sie, „ist nicht mehr mein, sie gehört Emilien. Sie hat mir das ganze Waarenlager mit baarem Gelde abgekauft und mir nur einen kleinen Antheil daran gelassen, weil sie nicht ohne Verbindung mit mir leben will. Kömmt der erwartete Zeitpunkt, daß sie mit ihrem Bräutigam verbunden wird; so kömmt sie in die glücklichsten Umstände und erhält einen grössern Zuwachs ihres Vermögens, als sie iemals gewünscht hat."

„Wer ist denn dieser Bräutigam?" fragte Vollmuth noch einmal begierig, aber er bekam keine andere Antwort als diese: „das darf ich Ihnen nicht sagen. Fragen Sie Emilien selbst; die allein kann Ihnen eine befriedigende Antwort geben. Von mir erfahren Sie weiter nichts als: dort neben dem Bette hangt sein Bildniß."

Wenn ichs auch nicht sagen wollte, so würdens meine Leser von selbst wohl denken, daß sich Vollmuth an Emilien gewandt und alles versucht haben wird, dies Geheimniß von ihr

zu

zu erfahren. Aber alle seine Mühe — alles Bitten — alle List, ihr etwas zu entlocken, war vergebsich. Die Tante ging mit ihm herunter und nach der Aufklärung der gestrigen mißverstandenen Blicke wurden sie von allen Seiten offenherzig und gingen ohne Zurückhaltung mit einander um. Vollmuth fand in der Gesellschaft dieses würdigen Mägdchens das reinste Vergnügen und muste sie höher schätzen, iemehr er sie kennen lernte. Sie bewunderte nicht weniger Vollmuths edeln Charakter, und kannte nur eine Person auf der Welt, die ihr Herz ihm vorzog. Sie hielt ihn ihrer vollkommensten Hochachtung, ihres ganzen Vertrauens würdig, und machte aus nichts ein Geheimniß — nur ihren Bräutigam wollte sie nicht nennen. So oft er sein Nachfragen wiederholte, so oft bekam er die Antwort: „gedulden Sie sich! Ich hab' es ihm zugesagt, ohne seine Einwilligung keinem Menschen seinen Namen zu sagen. Diese Zusage darf ich nicht brechen. Er wird aber bald kommen und Sie sollen ihn sehen." — Endlich muste Vollmuth auf ihr Bitten sein Nachforschen einstellen und den Vorsatz fassen, sich einige Wochen bei seiner Tante zu M * * * aufzuhalten.

Dieser Entschluß wurde Vollmuthen nicht sauer zu fassen. Seine Reise hatte keinen besondern Zweck, der Eilfertigkeit erfoderte, und der Aufenthalt in dem Hause seiner Tante hatte

hatte viel Annehmlichkeiten für ihn. War irgend ein Ort auf der Welt, wo er die Trennung von seiner Emilie am gelassensten ertragen konnte, so war's in diesem Hause, wo er in der Person der Emilie Lövenbarthin seine Emilie immer vor den Augen hatte. An ihrer Seite verfloß ihm iede Stunde froh, und wenn sie durch ihre Geschäfte von ihm gerufen ward, schrieb er an seine Freunde in der Residenz, oder besahe die Merkwürdigkeiten der Stadt.

Am achten Tage seines hiesigen Aufenthalts gieng er nach dem Koffee in eben dieser Absicht aus, weil sich in dem Laden so viel Käufer versammelt hatten, daß er sich vor Abends auf Emiliens Gesellschaft keine Hofnung machen durfte. Er stand auf einem der merkwürdigsten und schönsten Plätze der Stadt und betrachtete bald die verschwenderischen Zierathen einer antiken Kirche, und bald die sparsamern Schönheiten moderner Palläste, als ein langer wohlgewachsener junger Mensch auf ihn zukam, der seine ganze Aufmerksamkeit hinriß. Er kam näher und Vollmuth sahe ihn immer aufmerksamer an, bis sie sich endlich beide erkannten und einander in die Arme fielen. „Mein Gott!“ sprach der Fremde, „wie treff ich Sie hier so unvermuthet Herr Nabel! leben Sie noch?“ „Ja,“ antwortete Vollmuth, „noch lebe ich, und bin ihr Freund.“

Ich muß es nur bald sagen, wer der Fremde war, damit meine Leser nicht ungeduldig werden. Es war der Halberstädter, mit welchem Vollmuth unter dem Namen Nabel in H** studirt hatte. Meine Leser haben ihn dort auf dem Billard kennen gelernt, wohin Vollmuth in Berstels Gesellschaft den alten Dreifuß und dessen Sohn Andreas führen muste. Wäre er ihnen seit der Zeit aus dem Gedächtniß gekommen, so dürfen sie sich nur der unartigen Aufführung der beiden berüchtigten Kurländer erinnern, die Händel an Berstels suchten und den alten Dreifuß nebst seinem Sohn und Vollmuthen verhöhnen wollten. Von diesen ungezogenen lästigen Leuten befreiete dieser Halberstädter damals die Gesellschaft.

Die Freude war von beiden Seiten groß, als sie sich hier so unerwartet begegneten und leder las in den Augen des andern den Wunsch, sich in eine vertrauliche Unterredung einzulassen. Vollmuth hatte den Halberstädter schon gebeten, daß er mit ihm zu seiner Tante gehen möchte; dieser aber bestand darauf, daß Vollmuth mit ihm in sein Quartier kommen sollte. Er muste also nachgeben und ließ sich von dem Halberstädter führen. Dieser nahm denselbigen Weg, den Vollmuth nehmen muste, wenn er zu seiner Tante gehen wollte; und als sie endlich vor dem Hause derselben waren, blieb der Halberstädter stehen und nöthigte

Vollmuth

Vollmuthen, hinein zu treten. Verwunderung und Bestürzung überfiel Vollmuthen so schnell, daß er wie eine Seule stehen blieb und die Hände zusammen schlug. Er sahe seinen Freund mit unverwandten Augen an und glaubte ietzt in seinem Gesichte die vollkommensten Aehnlichkeiten mit dem Portrait zu finden, das neben seinem Bette stand.

Emilie trat eben in die Ladenthür und mochte sich wohl nicht weniger wundern, als sie ihren Bräutigam in Vollmuths Gesellschaft erblickte. Es war nicht seine Absicht, sich Vollmuthen sogleich beim Eintritt in das Haus zu verrathen; sie aber vermuthete seine Absicht nicht. Aus ihrer Zusammenkunft schloß sie eine Vertraulichkeit, der nichts Geheimniß wäre, und empfing ihren Bräutigam ohne Verstellung als ihren Geliebten mit einer scherzhaften Dankesagung an Vollmuthen, daß er ihr ihren Bräutigam zugeführt hätte. Nun war das ganze Geheimniß aufgeschlossen.

Die verliebten Zärtlichkeiten, welche natürlich bei solchen Zusammenkünften vorfallen müssen, will ich meinen Lesern gerade nicht vorerzählen. Ein grosser Theil von Ihnen wirds aus der Erfahrung wissen, wie sich reine Zärtlichkeit bei dem Empfange der Geliebten auszudrücken pflegt. Solten aber einige unter Ihnen diese Erfahrung noch nicht erlangt haben, so haben sie deswegen nicht Ursach, sich für der

Zukunft zu fürchten. Kömmt Zeit, so kömmt da Rath — warum denn nicht auch Klugheit — Gefühl und Ausdruck. Sie können glauben, daß ihr Ausdruck desto natürlicher fallen wird, je weniger im voraus darauf studirt wird. — Emilie setzte sich neben ihren Bräutigam und zog Vollmuthen auf der andern Seite zu sich. Da saßen sie Stundenlang und sagten einander alles, was sie für einander wußten und empfanden, bis endlich Vollmuth nach und nach die ganze Geschichte ihrer Liebe erfuhr. Diese muß ich meinen Lesern mittheilen.

Eins bitte ich mir nur aus, daß niemand nach dem Namen des Halberstädters frage. Den wahren Namen desselben darf ich nicht nennen; die Geschichte würde zu merklich, weil ich den Namen der Stadt schon genannt habe, wo sie sich zugetragen hat. Ich müßte also einen falschen Namen erdichten, und das werden meine Leser so gut können als ich.

Emiliens Bräutigam war der einzige Sohn eines angesehenen damals noch lebenden Mannes, der eine adliche Charge bekleidete und ein grosses Vermögen besaß. Löwenbarth wohnte dicht neben ihm an. Emilie war also mit ihrem Bräutigam aufgewachsen und hatte ihre Jugend mit ihm unschuldig verspielt. So wenig sie Kinder blieben, so wenig blieben ihre Spiele kindisch. Sie lernten sich einander mit offnen Augen ansehen, sahen im zwölften Jahre

mehr

mehr an einander, als im achten, empfanden einer des andern Werth, bis endlich aus ihrer kindischen Vertraulichkeit eine ernsthafte zärtliche Liebe erwuchs.

Emiliens Eltern waren wachsamer, als ihr vornehmer Nachbar und entdeckten frühzeitig, was in den Herzen der Kinder vorging. Lövenbarth glaubte aber seiner Pflicht ein Genüge zu thun, wenn er seine Emilie in edlen Grundsätzen befestigte, sorgfältig über sie wachte und sie für aller Gefahr der Verführung treulich zu verwahren suchte. Er trug Bedenken, seiner Tochter etwas von seiner gemachten Entdeckung zu sagen, so lange er zweifelhaft war, ob er ihr nicht zu früh ein Licht in einer Sache geben würde, das ihre Neigung mehr anfeuern als unterdrücken könnte. Eins hätte er gern gewünscht, daß er zu seinem vornehmen Nachbar hätte gehen, und ihn aufmerksam auf seinen Sohn machen dürfen. Aber er kannte dessen Gesinnung zu gut, daß er glauben konnte, etwas Guts dadurch zu stiften. Zum Unglück starben er und seine Frau plötzlich und zu früh von ihrer Emilie weg, als sie noch nicht vierzehen Jahre alt war.

Der vornehme Nachbar entdeckte die Absichten seines Sohnes nicht eher, als bis er von der Universität zurückkam und eine Bedienung zugleich mit einer adlichen Braut von seiner väterlichen Fürsorge annehmen sollte. Da setzte

ihn die Erklärung des Sohnes in nicht geringe Bestürzung, als er frei heraus sagte, daß er sich vorietzt zu keinem von beiden entschliessen könne. Um diese Zeit wars, als Emilie nach M*** zu Vollmuths Tante zog, zu welcher Entschliessung ihr Geliebter seine Einwilligung gab, mit der Versichrung von seiner Seite, daß er ihr so wenig seine Treue brechen, als von seinem Vorsatz, unabhängig zu leben, abgehen würde.

Auf was für einen Fuß Vater und Sohn mit einander lebten, kann man sich leicht vorstellen. Der Sohn wurde in dem Hause seines Vaters ietzt eingeschränkter gehalten, als da er ein Kind war, und wenn er einmal Emilien besuchen wollte, so must' es verstohlner Weise geschehen. Jetzt war er mit gewissen Aufträgen nach M*** von dem Vater geschickt worden, dem man Emiliens Auffenthalt sorgfältig verborgen hielt. Soweit war's dem Sohn nach vielen überstandnen Verdrießlichkeiten gelungen, daß er die Mutter für sich gewonnen, und das Versprechen von ihr erlangt hatte, daß sie versuchen wollte, ob der Vater zu bewegen seyn würde, seine Absichten zu billigen.

Es war billig, Vollmuth muste die Offenherzigkeit seiner Freunde vergelten. Der Halberstädter foderte ihn auf, und er erzählte ohne Zurückhaltung seine Schicksale und die Absichten seiner Reise. Die Aehnlichkeit ihrer Schicksale

verband

verband sie zur engern Freundschaft. Kaum daß der Halberstädter hörte, daß Vollmuths Reise keine Geschäfte zur Absicht habe und allein seinem Willen überlassen sey, so drang er auf eine unwiderstehliche Weise in ihn, daß er mit ihm Gesellschaft machen und seinen Weg nach Halberstadt richten sollte. „Sie müssen mit,“ sprach er, „dafür hilft in der Welt nichts. Ich habe einen bequemen Reisewagen und fahre extra; packen Sie nur ein, morgen früh gehts fort! Halberstadt ist schon werth, daß Sie es sehen, wenn Sie auch keinen Freund daselbst hätten, dessen Zufriedenheit Sie befördern können. Jetzt ist's Zeit! Vereinigen Sie sich mit meiner Mutter zu meinem Besten, so glaub ich, daß mein Vater überwunden wird. Vielleicht finden Sie in Ihrer Handlung den besten Lohn. Mein Vater hat viel Bekanntschaft am Hofe Ihres Fürsten, daß es immer möglich seyn kann, Wege zu finden, auf denen sich für die Befriedigung Ihrer Wünsche etwas thun läßt.“

Vollmuth war beim ersten Worte schon geneigt dieser Einladung zu folgen; aber wär' er's auch nicht gewesen, so hätte er doch durch solche Gründe und Bitten überwunden werden müssen. Die Tante vereinigte ihre Bitten mit diesen Vorstellungen, Emilie foderte Vollmuthen für den Preiß ihrer Freundschaft dazu auf und Vollmuth sprach mit willigem Herzen: Ja!

Emilie hätte freilich gern gesehen, daß sich ihr Bräutigam einige Tage hätte bei ihr aufhalten können, aber wie viel Gelegenheit zum Verdacht würde dieser Verzug dem aufmerksamen Vater gegeben haben? Den folgenden Tag früh ging die Reise fort, die unsern beiden Freunden sehr angenehm ward, so sauer ihnen auch die Trennung von dem Hause der Frau Geberin ankam. Unterwegens wurden sie mit einander sehr vertraut, und hatten sich so viel von ihren Schicksalen und Absichten zu erzählen, daß ihnen die Zeit nicht lang werden konnte. Sie trafen in Halberstadt ein, ehe sie ihrer Unterhaltungen überdrüßig wurden und ihre Herzen erschöpft waren.

Ich habe nicht nöthig meinen Lesern von dem Inhalte ihrer Unterhaltungen etwas insbesondere zu sagen. Nachdem sie die Absicht wissen, warum Vollmuth mitreiste, können Sie in ihren Muthmaßungen nicht fehlen. Vollmuth füllte nach und nach, wie ihm dazu die Fragen seines Reisegefährten Gelegenheit gaben, die Lücken aus, die in der flüchtig zusammengezogenen Erzählung seiner Begebenheiten geblieben waren; sein Freund aber machte ihn mit der ganzen Lage seines väterlichen Hauses, besonders mit dem Charakter und mit den Absichten seines Vaters bekannt. Der Zweck dabei war offenbar dieser, daß Vollmuth in den Stand gesetzt werden sollte, für die Erfül-

lung

lung seiner Wünsche mit Nutzen arbeiten zu können. Aber im Grunde hatte er ihn furchtsam gemacht. Vollmuth fing an zu zweifeln, daß es ihm gelingen würde, bei einem so unlenkbaren Manne etwas auszurichten, und bereuete schon, daß er diesen Auftrag angenommen hatte. Wie's aber öfters zu geschehen pflegt, der Ausgang übertraf seine Hofnung.

Der Vater seines Freundes war geheimer Kriegs- und Domainenrath. Bei einem fast unerschöpflichen Vermögen hatte er das Verdienst: er war nicht geitzig. Glanz, Hoheit und Luxus waren seine Götzen, so daß er eine Lebensart führte, worinn es ihm niemand in der Stadt gleich thun konnte. „Man erwartete die Rückkehr des Sohnes, und empfing ihn mit seinem Freund sehr artig. Es war schon über die gewöhnliche Zeit des Abendessens, als sie ankamen; man eilte also, sich an den Tisch zu setzen. — Um ihre Gerichte wollen wir uns nicht bekümmern; aber die Gespräche, welche dabei vorfielen, muß ich meinen Lesern mittheilen. Sie waren von allen Seiten so interessant, daß man bis in die halbe Nacht hinein saß.

Der Gang ihrer Unterredung war ganz natürlich; der Wirth wollte seinen Gast kennen lernen. Wie sehr verwunderte sich Vollmuth! Er glaubte unter fremden Leuten zu seyn, denen er unbekannt wäre und von seinen Schicksalen sagen könnte, was er für gut hielte;

aber er betrog sich sehr. „Hab' ich recht gehört,“ fragte der Domainenrath heissen Sie Vollmuth?“

„Ja!“ antwortete Vollmuth.

„Haben Sie sich nicht in Ihrer Jugend in der Residenz D**, und zwar in dem Hause des Herrn Geheimenraths von F** aufgehalten?“

Vollmuth konnte für Bestürzung kaum antworten. „Ja!“ sprach er endlich furchtsam und ängstlich.

„Sie müssen in L** studirt haben; nicht wahr?“

„Ja! aber vorher einige Jahre in G**.“

„Da haben mir uns eben kennen gelernt,“ sprach der Sohn vom Hause, „und mit einander gute Freundschaft gehalten.“

„Wenn ich das gewust hätte,“ antwortete der Vater, „so würd' ich dir aus den Schicksalen deines Freundes kein Geheimniß gemacht haben.“ „Sie,“ sprach er zu Vollmuthen, „dürfen mir weiter nichts sagen, ich weiß all Ihre Begebenheiten. Das Stückgen auf der Sale war das allertollste, aber Gott hat sie aus der Gefahr gezogen. Fassen Sie Muth! am Ende werden Sie noch ganz gewiß ein glücklicher Mann. — Ach Gott! — mein Sohn hätte es längst seyn können, wenn er mir hätte

folgen

folgen wollen. — Sieh! — das ist noch ein Mann von edler Gesinnung, der sich nicht erniedrigen, sondern erhöhen will."

Ich muß hier nur erst die Neugierde meiner Leser befriedigen, die sich freilich verwundern werden, daß dem Domainenrath Vollmuths Begebenheiten so genau bekannt waren. Indessen ging's ganz natürlich zu. Die Frau Domainenräthin war eine leibliche Schwester des bekannten Hofraths Selbst, eines Mannes, der alle Geheimnisse des Staats selbst den Feinden aus Eigennutz verkaufte, seinem Schwager aber aus Geschwätzigkeit verrieth. Wer mit ihm in Korrespondenz stand, erfuhr alle Begebenheiten der Stadt und des Hofs.

Der Domainenrath sah' es Vollmuthen an den Augen an, daß er mit Selbsts Geschwätzigkeit sehr unzufrieden war, und eilte ihm mit einer Erklärung entgegen, die ihn beruhigen sollte. „Fürchten Sie nichts," sprach er, „Ihre Geheimnisse sind bei mir wohl verwahrt. Der Freund meines Sohns ist mein Freund. Hätte nur mein Sohn auch seines Freundes Gesinnung in Absicht der Heirath!"

Den zweeten Wink wollte Vollmuth nicht wie den ersten überhören. Der Domainenrath schien es zu wünschen, daß sich sein Gast darauf einlassen möchte, und diesem war's angenehm, daß er Gelegenheit dazu bekam. Jetzt

konnte er freimüthiger reden, ohne den Vorwurf einer voreiligen Neugierde zu fürchten. „Sie erheben mich," sprach er, „aus Güte Ihrer Denkungsart mehr als ich verdiene, und setzen Ihren Herrn Sohn vermuthlich aus Scherz herab. So lange ich ihn kenne, hab' ich keine Spuhr einer unedlen Gesinnung an ihm entdeckt."

„O!" antwortete der unzufriedene Vater, „wenn Sie's nur wüsten! — Doch, ich wills Ihnen sagen. Statt dessen, daß Sie ein Herz zeigen, das von einem edlen Triebe nach Ruhm, Ehre und Hoheit beseelt wird, indem Sie eine Verbindung suchen, wodurch Ihr Geschlecht aus dem Staube der Verachtung hervorgezogen wird — statt dessen will mein Sohn ein Magdchen ohne Stand dem schönsten Fräulein aus einer uralten adlichen Familie vorziehen und giebt dadurch einen pöbelhaften Geist zu erkennen, der sich in Verachtung und Vergessenheit vergraben will. Ist das nicht kränkend für einen Vater?"

Die Antwort fiel völlig so aus, als sie Vollmuth erwartet hatte, nur das war ihm n[illegible] lieb, daß der Domainenrath seine ganze Sc[illegible]wäche so sehr bloß gab, und ihn mit seinem Sohn in eine unangenehme Vergleichung brachte. Er blieb endlich mit seiner Antwort bei dieser Vergleichung stehen und zeigte, daß man einem Bürgerlichen die Verbindung mit einem

einem Fräulein nicht als einen Beweis eines edlen Herzens anrechnen dürfe. So würdig auch der Gegenstand sey, der seine Neigung gefesselt habe; so gewiß, gestand er, wäre seine erste Wahl der unüberlegteste Entschluß einer ungeprüften Leidenschaft. Jetzt, erklärte er sich, würde er's nicht wagen, über seinen Stand zu wählen; weil's Tausende vor ihm schon versucht und — Zeitlebens bereuet hätten. Er gestand frei, daß er die Geheimerähtin wegen ihrer gegebenen Einwilligung öfters bei sich selbst getadelt hätte, ehe ihm gewisse besondere Umstände wegen ihrer väterlichen Güther und ihre geheimen Nachrichten von der alten Würde seines Geschlechts bekannt gewesen wären; und daß er bei den erkannten fürtreflichsten Eigenschoften und edelsten Gesinnungen seiner Geliebten noch zurücktreten würde, wofern er nicht gewiß überzeugt wäre, daß er aus einer alten adlichen Familie herstamme und die Hofnung hätte, seinen Adel wieder erneuern zu können.

Man konnte es dem Domainenrath an den Augen ansehen, daß Vollmuth durch diese Antwort einen grössern Werth bei ihm erhielt. Der Adelstand galt bei ihm sehr viel und die Gründe konnte er auch nicht verwerfen, die Vollmuth anführte. Er gab eine Antwort, worinn er nicht undeutlich merken ließ, daß ihm der Hofrath Selbst auch von Meister Stefs-

fens

sens Stammbaum etwas geschrieben hätte. Vollmuths Vorstellungen billigte er durchaus und machte noch einen Anhang zu seiner Rechtfertigung, der ihrem Gespräche eine ganz andere Richtung gab. „Meinen Sie denn," sprach er, „daß ich meine Schwiegertochter hätte erniedrigen wollen? Hätte mein Sohn nur seine Einwilligung gegeben, — vor der Hochzeit hätte ich mich adeln lassen. Nun ists zu spät; sie hat Gelegenheit zu einer anderweitigen vortheilhaften Heirath gefunden, nimmt ihr Wort zurück und sieht meines Sohnes lange Verzögerung als die schimpflichste Beleidigung an."

So entzückt ist nie ein Jüngling gewesen, der nach überstandnen Prüfungen endlich seiner Spröden gefiel und von ihren geküßten Lippen das belohnende Versprechen, für ihn zu leben, erhielt, als Vollmuths Freund vergnügt war, diese Nachricht aus seines Vaters Munde zu hören. Sie waren beide begierig, ausführlich zu wissen, was vorgefallen wäre, und Vollmuth hatte sich bei dem Vater schon so beliebt gemacht, daß er seiner Bitte diese Erzählung nicht versagen konnte. Ich muß sie meinen Lesern ungebeten mittheilen, weil sie nothwendig in meine Geschichte hinein gehört. Sie werden's mir sogleich zugestehen, daß ich Recht habe; — ia noch mehr! — ich glaube daß sie mich, so gut wie Vollmuth seinen freundlichen Wirth, um die Erzählung bitten würden,

sobald

sobald ich Ihnen nur noch ein paar Fragen und Antworten gesagt hätte, mit welchen Vollmuth die ganze Erzählung herauslockte.

„Darüber," sprach Vollmüth, „werden Sie sich doch nicht grämen! Wenn sie um einer anderweitigen Heirath willen ihr Wort zurücknehmen kann, so muß sie den Werth Ihres Herrn Sohns schlecht kennen, und ihre Liebe hat ganz gewiß keinen Grund, der lange besteht."

„Sie sollten," antwortete der Vater, „die Person nur kennen! Mein Sohn hat sie ia lange genug verirt! Welch Frauenzimmer wird denn um eine ungewisse Hofnung die vortheilhaftesten Vorschläge verwerfen?"

„Wer ist denn ihr neuer Galan?"

„Galan? — o nicht also! der Ehekontrakt ist vor zween Tagen schon geschlossen. Wenn ich ihn gleich nenne, Sie werden ihn doch so wenig als ich kennen. Es ist ein gewisser Hofrath Wetter, ich weiß nicht vom Preußischen oder Sächsischen Hof. Aber ein Ausbund eines artigen und geschickten Menschen soll er seyn, und überdies noch Anwartschaft zum Geheimenrath, und Hofnung zu einem grossen Vermögen haben."

Das kann man sich vorstellen, wie Vollmuthen das Herz schlug, als er den Namen

Wetter

Wetter hörte. Er wuſte nicht, was er denken ſollte, und war für Beſtürzung ganz unfähig, das Geſpräch mit dem Domainenrath fortzuſetzen. Der Vorwand einer Müdigkeit von der Reiſe half ihn noch aus ſeiner Verlegenheit; die Tafel ward aufgehoben und ihm eine Schlafſtäte mit dem Sohn vom Hauſe auf einer Stube angewieſen. Sie ſprachen beide noch lange von dieſem Vorfall und Vollmuth entdeckte ſeine Gedanken ſeinem Freunde. Weiter wuſte dieſer aber von der ganzen Sache nichts, als daß einige Tage vor ſeiner Reiſe nach Magdeburg ein gewiſſer Hofrath Wetter von einem fremden Hofe in Herrſchaftlichen Angelegenheiten hieher gekommen wäre und ſich bei dem Präſident von G * * aufgehalten hätte. „Uebrigens," ſprach er, „zweifle ich keinen Augenblick an der Wahrheit der Sache. Fräulein Minchen (des Präſidents von G * * Tochter) iſt ein nobeles Frauenzimmer, die der Hochachtung des ganzen männlichen Geſchlechts würdig iſt. Sie hat freilich meinem Vater, ehe ſie meine Verbindung kannte, die Antwort gegeben, daß ſie keine Urſach hätte, meine Hand auszuſchlagen, wenn ich ihr mit derſelben ohne Zwang mein Herz ſchenken könnte. Aber ſie denkt zu edel, daß ſie mich darüber haſſen ſollte, weil ich wegen eingegangener früherer Verbindungen ſie nicht wählen kann. Schlafen Sie nur ruhig: morgen will ich Sie zu ihr führen und Sie ſollen die Wahrheit der Sache aus

ihrem

ihrem eignen Munde hören." — Da, lieben Leser, habt ihr die Quelle meiner Nachrichten, die ich nun ganz kurz zusammen fassen kann.

Ja! ja! alles richtig; Wetter ist Fräulein Minchens verlobter Bräutigam. Er hatte mit ihr sogar von Vollmuthen gesprochen und sie freuete sich ausserordentlich, als sie so unerwartet Gelegenheit, ihn kennen zu lernen bekam. Kurz nach Vollmuths Abreise aus der Residenz hatten sich am Hofe einige Vorfälle ereignet, die's nothwendig machten, daß eilfertig einer von den Fürstlichen Räthen nach Halberstadt geschickt werden muste. Der Fürst selbst gab Wettern den Auftrag. Den Abend vor seiner Abreise bekam er Briefe von Vollmuthen aus T * *. Er hatte grosse Lust, ihm nachzureisen, und konnte sich wohl vorstellen, daß er ihn bald einholen würde; aber die Eilfertigkeit, welche die aufgetragenen Geschäfte erfoderten, erlaubten diesen Umweg nicht. Er muste den nächsten Weg nehmen und kam also nach Halberstadt, als Vollmuth bei seiner Tante in Magdeburg war.

Wetter hatte in vorigen Zeiten Gelegenheit gehabt, den Präsident von G * * und dessen artige Tochter auf ihren Güthern kennen zu lernen. Aber seit acht Jahren hatte er nichts von ihnen gehört, auch das nicht, daß sie sich jetzt zu Halberstadt aufhielten. Jetzt wollte Vollmuth seiner Affairen wegen an den Prä-

siden-

sident von G** gewiesen und so liebreich von ihm aufgenommen, daß er die Zeit seines Aufenthalts über wenig von ihm kam. Fräulein Minchen machte beim ersten Anblick einen starken Eindruck auf sein Herz. Er fand sie als eine ausgebildete Schönheit wieder, welche die grossen Hofnungen übertraf, die man sich in der Jugend von ihr gemacht hatte. Er brachte die Stunden in ihrer Gesellschaft zu, die von seinen Geschäften übrig blieben, ward durch ihren Umgang mehr als durch ihre Schönheit gefesselt und schloß mit ihr in Gegenwart ihrer Eltern ein vorläufiges Versprechen, daß durch die Genehmigung seines Vaters, der er im voraus schon versichert war, seine volle Kraft erhalten sollte. Dies war die Nachricht, welche der Präsident selbst dem Domainenrath gebracht hatte an dem Tage, als dessen Sohn in Magdeburg gewesen war.

Vollmuth war mit Wetters Wahl sehr zufrieden und ging vergnügt in die Wohnung seines Freundes zurück. „Wenn ich doch so glücklich wäre," sprach er auf dem Wege zu ihm, „daß ich Ihren Herrn Vater bewegen könnte, in Ihre Verbindung mit Emilien zu willigen!" „Das werden Sie gewiß seyn," antwortete dieser, „durch Fräulein Minchens Verlobung ist das größte Hinderniß schon gehoben."

und

Die

Die Frau Domainenräthin hatte unterdessen Gelegenheit gehabt, mit ihrem Gemahl zu sprechen. Er hatte die Unterredung von selbst auf das gestrige Abendgespräch gelenkt; die einsichtsvolle Klugheit des Fremden gelobt und seinen täglichen Wunsch wiederholt: daß sich sein Sohn bald zu einer festen Lebensart entschliessen und eine anständige Heirath eingehen möchte, wodurch der Glanz und Wachsthum seines Hauses befördert würde. Sie kam Vollmuthen bei seiner Zurückkunft im Hause schon entgegen, führte ihn mit ihrem Sohn in ihre Stube und erzählte ihnen mit freudigem Gesicht, daß sie zum Besten ihres Sohnes mit ihrem Gemahl gesprochen und, wie sie glaubte, viel über ihm gewonnen hätte. „Unterstützen Sie mich nur," sprach sie, „wenn je ein Zeitpunkt bequem ist, unsern Zweck zu erreichen, so ists der ietzige. Zu Fräulein Minchens Verlobung kömmt noch der Umstand, daß mein Gemahl außerordentlich viel Verdrießlichkeiten in seinem Amte erfährt und so viel Unbilligkeiten und kränkende Demüthigungen erdulden muß, daß er tausendmal gewünscht hat, er möchte seine Dimißion erlangen und frei von Geschäften leben können." — Vollmuth versprachs sehr gern, und fand bald Gelegenheit, sein Versprechen zu erfüllen.

Der Domainenrath hatte freilich wider seines Sohnes gemachten Plan sehr viel einzu-

wenden. Eine unabhängige Lebensart schien ihm schimpflich und gefährlich zu seyn, weil sie in eine müßige und unnütze ausarten könnte, wobei die häuslichen Umstände gewöhnlich in Verfall geriethen, und der Vorwurf unvermeidlich wäre, daß man der Welt nicht zum Nutzen gelebt habe.

Der Sohn machte hierauf dem Vater eine Berechnung von dem Ertrag der Handlung, die seine Geliebte betrieb, und legte ihm einen Plan von einer sehr geschäftigen, rühmlichen und nützlichen Lebensart in der Unabhängigkeit vor, der nicht gemißbilliget werden konnte.

Nun blieb der Vater bei der Person stehen, die sein Sohn gewählt hatte. Sie war ihm von Charakter und Gesinnung ganz unbekannt; worüber man sich gar nicht wundern darf, weil es eine eigene Maxime seiner Lebensart war, sich von allen Menschen, die niedriger standen als er, in einer solchen Entfernung zu erhalten, daß er ihnen und sie ihm fremd blieben. „Sie hat," sprach er zu seinem Sohn, „eine schlechte Erziehung gehabt, und ist unstreitig bei pöbelhaften Gesinnungen eine Person, in deren Gemeinschaft du nie glücklich und zufrieden leben wirst." —

Hier nahm Vollmuth ihre Vertheidigung auf sich und beschrieb sie von Herz und Gesinnung als eine Person, die des edelsten Jüng-

lings

lings würdig wäre und einen Prinzen glücklich machen könnte.

Bald hätte sich Vollmuth selbst eine Falle zubereitet. Man hatte dem Vater Emiliens Auffenthalt bis hieher sorgfältig verborgen gehalten, damit dem Sohn seine gelegentlichen Besuche bei ihr nicht schwer oder gar unmöglich gemacht werden sollten. Natürlich muſt' es ihm ietzt groſse Verwunderung machen, da er aus Vollmuths Antwort merkte, daſs ihm Emilie genau bekannt wäre. Beinahe hätte er den Verdacht geschöpft, daſs Vollmuths Besuch und die Bekanntschaft seines Sohnes mit ihm eine verabredete Karte wären, und die Versichrungen des erstern keinen Glauben verdienten, weil sie erdichtet seyn könnten, um ihn die Einwilligung in die Verbindung seines Sohnes abzulocken. Vollmuth ward wirklich etwas verlegen, als der Domainenrath fragte: „woher kennen Sie das Mägdchen?“ Er überdachte seine Lage, worinn er sich selbst gebracht hatte, einen Augenblick, und ward noch verlegener, als die zwote Frage folgte: „Vollmuth! Sie wollen mich hintergehen!“

„Nein!“ sprach er endlich, da er sahe, daſs er die Antwort nicht länger schuldig bleiben durfte, „das will ich nicht! Was ich sage, will ich so rechtfertigen, daſs Ihnen kein Zweifel übrig bleiben soll. Aber erlauben Sie mir gütigst, daſs ich Ihnen erst eine Frage vorlegen

darf. Wenn Emilie würklich die Person ist, wie ich sie Ihnen beschreibe, und Sie Eigenschaften an ihr finden, die Sie Zufriedenheit für Ihren Herrn Sohn und Freude für Ihr Alter hoffen lassen: — wollen Sie dann sie als Tochter annehmen?" —

Jetzt war der Vater im Gedränge; er muste sich aber zu einer Antwort entschliessen. „Sie fodern viel von mir," sprach er etwas unleidlich, „aber — Ja! — unter diesen Bedingungen will ich mich — überwinden — Ja!

„Das denke ich nicht," erwiederte Vollsmuth, „daß es Ihnen Ueberwindung kosten soll. Sie dürfen sie nur sehen und sprechen, so werden Sie den Wunsch nicht unterdrücken können, sie zur Schwiegertochter zu haben, und ihre Einwilligung wird Gerechtigkeit seyn, welche Sie den Verdiensten dieses würdigen Mägdchens wiederfahren lassen." Und nun machte er eine Beschreibung von Emilien, so wie er sie in dem Hause seiner Tante gefunden hatte; sprach von seinen Empfindungen beim Anblick ihrer blendenden Schönheit, und erzählte hierauf viel von den vortheilhaften Umständen ihres Bruders in ⸗ * *, von der allgemeinen Achtung in welcher dessen ganze Familie daselbst lebte, und von den Verbindungen, welche die Töchter desselben mit den Söhnen des Generalsuperintendent Würdigs nächstens vollziehen würden.

Der

Der letzte Umstand schien gute Würkung zu haben. Des Domainenraths Gesicht klärte sich dabei auf und, sobald Vollmuth seine Erzählung beschloß, wiederholte der Vater nochmals freiwillig seine gegebene Versichrung. Er schien Vollmuths Versichrungen völligen Glauben zu geben und sprach von Emilien in Ausdrücken, die, wenn sie nicht Kennzeichen einer innern Werthachtung waren, doch auch keine Verachtung verriethen. Doch band er sein Versprechen an eine Bedingung: sein Sohn sollte eine Reise auf einige Monat vornehmen, in welcher Zeit er Gelegenheit nehmen wollte, Emilien sehen und kennen zu lernen. Fände er sie so, wie sie ihm wäre beschrieben worden, und käme sein Sohn mit ungeänderten Gesinnungen in Absicht auf Emilien zurück; so solten seine Wünsche unverzüglich befriedigt werden. Mehr wünschte Vollmuth nicht und der erfreute Sohn fiel dem gütigen Vater mit einer Herzlichkeit in die Arme, die verkannte Empfindungen in dem Herze des Vaters rege machte und dessen Augen mit Freudenthränen anfüllte. „Bleib so, mein Sohn!“ sprach der Vater. „Ein gütiger Vater,“ antwortete Vollmuth, „wird von einem guten Sohne nie verkannt.“

Jetzt war's ein Vergnügen, in diesem Hause zu leben; iedermann zeigte ein heiteres Gesicht. Der Vater lachte dem Sohne wohlgefällige Zu-

friedenheit entgegen; den Sohn zog dankbare zudringliche Ergebenheit zum Vater; die Mutter mischte sich mit furchtloser Freimüthigkeit in ihre Gespräche: der Diener aber ließ den Mantel hangen, wie er fiel, durfte den Wind nicht mehr aus Mienen und Gesichtern beurtheilen und diente leichter, nun er in jeden einseitigen Befehl den Willen des Hauses vollbringen konnte. Vollmuth sahe Zufriedenheit, wohin er auch sahe, und fand in aller Augen Belohnung für sein Herz. Der Vater äußerte den Wunsch, daß Vollmuth seinen Sohn auf der Reise begleiten möchte, und Vollmuth, der sich schon dazu zu erbieten Willens war, gab ungezwungen seine Einwilligung. Nur so lange bat die geschäftige Mama um Verzug, bis die nöthigen Zubereitungen gemacht werden könnten.

Ueberhaupt waren die Umstände gar nicht darnach, daß man nöthig fand, so sehr zu eilen. Vollmuth hatte noch keine Gelegenheit gehabt, die Lage und Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen, die er nicht leicht an einem Ort unbemerkt ließ, ob wir gleich nach unsrer Absicht seine Bemerkungen mit Stillschweigen übergehen. Sein Freund hatte den Aufenthalt im Hause seines Vaters noch nie so angenehm gefunden als ietzt, und hatte so viel nöthige Beschäftigungen vor seiner Abreise, daß der bestimmte Tag viel zu früh heran kam.

Das

Das erste was er that, war: er schrieb an seine Emilie in M** und meldete ihr die ietzige Gesinnung seines Vaters; wofür er mit erneuerten Versichrungen dankbarer Zärtlichkeit belohnt ward, welchen Madame Geberin Betheuerungen ihrer mütterlichen Liebe für Vollmuthen anhängte.

Fräulein Minchen war ietzt ihre angenehmste Gesellschaft, bei der sie so viel Vergnügen fanden, daß kein Tag verging, den sie nicht mit ihr theilten. Vollmuth lernte sie bei iedem Besuch mehr als ein Frauenzimmer kennen, das allgemeine Hochachtung verdiente und der Wahl seines Freundes würdig wäre. Er schrieb an alle seine Freunde in der Residenz und besonders an Wettern mit lebhafter theilnehmender Empfindung seines künftigen Glücks, und machte ihm dadurch seine Briefe noch angenehmer, daß er sie ihm durch die Hände seiner Geliebten überschickte.

Auch der Sohn des Domainenraths muste sie als das edelste Frauenzimmer hochachten und verehren; wenn er nur den Werth ihres Betragens gegen ihn erkennen wollte. Statt daß sich tausend andere in ihrer Lage für beleidigt und verachtet gehalten, Ja auf die empfindlichste Art gerochen haben würden; statt dessen billigte sie seine Treue in seinen frühern Verbindungen, versicherte ihn deswegen ihrer größern Hochachtung, und ward seine nachdrücklichste Fürspre-

cherin bei seinem Vater zu seinem und seiner Emilie Besten. „Soll ich's glauben, daß Sie mich lieben," sprach sie den folgenden Tag zum Domainenrath, „so schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab, die ich für Ihren Herrn Sohn einlege. Er hat ein würdiges Frauenzimmer gewählt, das geschickter ist, sein Glück zu machen, als ich. Wollen Sie Ihre Freude und seine Ruhe lieben; so müssen Sie seine Wahl billigen." Sie drang so lange in ihn, bis sie eine unbedingene Zusage erhielt, wodurch sie sich den Sohn sowohl als Vollmuthen noch verpflichteter machte. Nun ward ihr Umgang vertrauter, und die Tage verliefen ihnen in ihrer angenehmen und unterhaltenden Gesellschaft noch schneller.

Am letzten Tage vor der Abreise waren unsre beiden Freunde sehr früh aufgestanden, eine Promenade zu machen. Der Morgen war heiter und die Gegend eine der angenehmsten; unvermerkt hatten sie sich weiter von der Stadt entfernt, als sie Willens gewesen waren. Damit ihnen der Rückweg nicht zu beschwerlich werden möchte, gingen sie auf eine vor ihnen liegende Anhöhe los, auf welcher sie ausruhen wollten. Hier sassen sie im Schatten eines ausgebreiteten Birnbaums und sprachen von ihren Emilien. Man konnte von der Anhöhe den Weg nach der Stadt frei übersehen. Sie hatten schon einen dicken aufsteigenden Staub bemerkt,

merkt, der sich von der Stadt her immer weiter herzuziehen schien, bis er ihnen endlich so nahe kam, daß sie etwas dunkel die Ursach davon entdecken konnten. Eine große Menge Volks schien unordentlich durch einander zu laufen und mit tumultuarischen Getöse einen Gegenstand zu verfolgen, der sie ergötzte. „Was mag das seyn?“ fragten sie beide einer den andern, und da keiner eine Erklärung darüber geben konnte, so standen sie beide auf und gingen dem Tumulte entgegen.

Es war richtig, Menschen waren's, aber Menschen vom niedrigsten Pöbel, deren Absicht und Geschäfte man nicht errathen konnte. Man kam ihnen näher und bemerkte, daß der größte Theil zurückblieb und umkehrte. Nur ein Trupp muthwilliger Jungens verfolgte noch einige erwachsene Personen. Endlich kam man so nahe, daß man das erste Glied deutlich erkennen konnte. Zwei Kerle mit starken spanischen Röhren in den Händen und gelben Degen mit breiten langen Klingen an der Seite führten eine ältliche Weibsperson, der mans an Federn und Mienen ansahe, daß sie nicht spatzieren geführt ward. Ein halb Schock Jungens gingen noch träge hinter her, von denen sich immer einer nach dem andern entfernte, bis sie endlich alle zurückblieben. „Ach!“ sprach der Halberstädter, sobald er so nahe war, daß er die Kerle erkennen konnte, „nun kann ich Ihnen sagen, was vor-

vorgeht.“ Er sahe **Vollmuchen** an, indem er dies sagte, und bemerkte in seinem Geschichte Kennzeichen einer grossen Bestürzung. „Was fehlt Ihnen?“ fragte er ängstlich.

„Mir ist nicht recht wohl,“ antwortete **Vollmuth**, „Kommen Sie,“ sprach er indem er umkehrte, „wir wollen unsre Promenade verlängern. Ich bin, indem wir da gesessen haben, vermuthlich kalt geworden und werde mich gleich wieder besser befinden, sobald ich mich warm gehe.“ — Der **Halberstädter** liess sichs gefallen und erzählte auf **Vollmuths** Erinnerung, was er von dem gegenwärtigen Auftritt dachte.

„Seit einem Jahre,“ sprach er, „hat sich in unsrer Stadt eine fremde Frau aufgehalten, die viel Unheil gestiftet hat. Man konnte nicht erfahren, wer und woher sie sey, und wenn sie selbst befragt ward, gab sie Antworten, die niemand glauben wollte. Sie hatte schon Jahre, aber noch ein sehr gutes Ansehen und dabei ein so gefälliges Betragen, daß sie Männer und junge Leute an sich zog, die Gesellschaft bei ihr suchten. Man sprach von ihrer Lebensart nicht zum Besten, sie erschien aber bei allen Gelegenheiten so unschuldig, daß sich niemand laut zu reden getrauete. Endlich entstanden allerlei Uneinigkeiten in den besten Familien, die bishero in glücklicher Einigkeit mit einander gelebt hatten. Bald erschienen Weiber vor Gerichte, die

sich

sich über die Ausschweifungen ihrer Männer beklagten; bald kamen Väter mit Beschwerden über die Verschwendungen ihrer Söhne ein. Beide aber gaben diese Frau als eine liederliche Person an, die Männer und Söhne der Stadt zu den schändlichsten Lastern verführte. Nun ward man aufmerksamer auf sie. Zuletzt gerieth sie an den Sohn des Bürgermeisters, einen jungen Menschen von sechszehen Jahren. Sobald der Vater des Sohnes Abwege bemerkte, verdoppelte er seine Aufmerksamkeit. Man entdeckte in einer Nacht, daß der Sohn Wege gefunden hatte, aus dem Hause zu kommen, und ließ in der Stille die berüchtigte Person überfallen. Der Sohn des Bürgermeisters traf man bei ihr nicht, aber andere Gesellschafter — und Beweise genug von ihrer schändlichen Lebensart, daß sie sogleich eingezogen ward. Ein halbes Jahr hat sie im Arbeitshause gesessen und man glaubte, daß sie ihre ganze Lebenszeit darinn würde zubringen müssen. Seit einiger Zeit aber geht die Rede herum, daß sich ein gewisser Edelmann, bei welchem sie ehedem gedienet haben soll, ihrer angenommen und für sie geschrieben habe. Von da an spricht das Publikum, daß man sie vermuthlich zur Stadt hinausbringen und laufen lassen werde. Ganz gewiß," schloß er seine Erzählung, „ist das die Frau! die Kerle sind mir bekannt, das sind zween Häscher."

„Ich

„Ach Freund!“ antwortete Vollmuth ängstlich, kommen sie geschwind! ich muß diese Frau sprechen, es ist meine Mutter.“

Der Halberstädter erschrack so, daß er gar nicht wußte, was er sagen und denken sollte. So unerwartet ihm die Nachricht kam, so wahrscheinlich schien ihm doch Vollmuths Muthmaßung zu seyn, sobald er sie mit den Erzählungen verglich, welche ihm die Frau Geberin von ihrer Schwester Lebensart gemacht hatte. Doch wollte er ohne Ueberlegung einen Versuch machen, Vollmuthen zurück zu halten. „Wenn Sie sich,“ sprach er, „nur nicht irren, und am Ende haben wir uns vergeblich überlaufen.“ —

Aber Vollmuth lief immer hitziger. „Ach Gott!“ rief er, „es ist mehr als zu gewiß, sie ists! — die schändlichste unter allen Müttern, die ihre Schwester um eine Tochter gebracht, und ihren Sohn mehr als einmal ins Verderben zu versenken gesucht hat. Beim ersten Blick, den ich auf sie warf, schlug sie die Augen nieder, und mir fiel's schwer aufs Herz. Kommen Sie nur! — ach! könnte ich sie noch retten!“ — So liefen sie beide mit verdoppelten Schritten, was sie konnten.

Nicht lange, so kamen die Häscher zurück, ihnen entgegen. „Wo ist die Frau?“ fragte Vollmuth.

„Wir

„Wir haben sie," antworteten die Häscher. „vor dem Dorfe laufen lassen."

„Bleibt sie da?"

„Das soll sie eigentlich nicht; aber vermuthlich wird sie sich wohl die Nacht im Kruge ausruhen. Sie war müde und kraftlos, und — so genau wirds nicht genommen. Wenn sie sich nur still hält und keine Klage einläuft."

Waren unsre Freunde nicht gelaufen, so liefen sie nun. Sie waren außer Athem, als sie das Dorf erreichten, und traten in den Krug, als die Frau am Tische saß und gierig ihr Butterbrodt verzehrte. „Ach Gott!" schrie Vollmuth und fiel seinem Freund in die Arme, „ia! sie ists!"

Der Mutter blieben im Augenblick Mund, Zähne und Hände stehen und liegen, wie sie standen und lagen, und der Bissen erstarrte.

In der Stube war kein Mensch als sie; Wirth und Wirthin waren ihren Geschäften nachgegangen. Vollmuth richtete sich wieder auf, der Halberstädter aber redte die Frau an. „Mein Gott! — Frau Vollmuthen!" (der Name ihres ietzigen Mannes wollte ihm nicht beifallen) was macht sie uns für Kummer und Schrecken!" — Indem erholte sie sich, sprang hinter dem Tisch vor, fiel auf ihre Kniee vor Vollmuthen nieder und bewegte ihn mit

ihren

ihren Thränen, die wie ein Strom aus den Augen stürzten, dermaßen, daß er kein Wort sprechen konnte und wie sinnlos da stand. Endlich versuchte sie, zu sprechen, für Heulen und Schluchzen konnte man aber kaum ihre Worte vernehmen.

„Ich will Sie nicht meinen Sohn nennen — ich habe mich durch meine Treulosigkeit aller mütterlichen Vorrechte längst verlustig gemacht. — Ich will Sie auch nicht um Verzeihung bitten — dieser Güte bin ich nicht werth. Nur um die Barmherzigkeit flehe ich Sie fußfällig an: — übergeben Sie mich nicht den Händen der Gerechtigkeit." Hier riß sie ihre Brust auf. „Nehmen Sie ihren Degen und durchbohren Sie mein Herz. Sie dürfen kein Bedenken tragen, ein Weib zu tödten, die Ihnen den Tod von Jugend auf nachgetragen hat. Ein Leben unter marternden Vorwürfen eines folternden Gewissens ist überdem für mich grössere Strafe als der Tod von ihren Händen." —

Sie wollte weiter reden, aber Vollmuth konnte den Sturm nicht mehr aushalten. Er hob sie von der Erde auf und konnte nur Zeichen von sich geben. Sie muste aufstehen und sich an den Tisch setzen. Vollmuth sprach beängstigt: ach! — mein Herz!" — wusch sein Gesicht mit seinen Thränen, und ging mit seinem Freund an die freie Luft.

Der

Der Wirth stand im Hause. Der Halberstädter gab ihm den Auftrag, die Frau in Acht zu nehmen und sie nicht aus der Stube zu lassen — und führte seinen Freund in den Garten.

„Gott!“ rief **Vollmuth**, „was für ein Tag! — Bester Freund! das ertrag ich nicht; mein Herz möchte zerspringen. Stärken — unterstützen Sie mich!“ — Er ging einigemal tiefsinnig auf und nieder, ließ seine gefalteten Hände niedersinken, hob seine Augen gen Himmel und seufzte schwer. Sein Freund ging neben ihm, sahe mitleidig den schweren Kampf seiner Seele und — konnte nur weinen. — „Standhafter,“ sprach er endlich, „grösmüthiger **Vollmuth**! — Sie können mehr tragen als ich, ermannen Sie sich! Ist eine treulose mörderische Mutter dem Erdboden ein Scheusal; so ist der tugendhafte Sohn gewiß Triumph dem Himmel, der lebhafter kindliche Pflicht als die Laster der Mutter empfindet und durch sein beschämendes Beispiel ihr die Schande des Lasters unerträglich macht. Kommen sie! Gott wird Sie stärken.“ **Vollmuth** sahe seinen Freund an und folgte ihm.

Im Hofe blieb er noch einmal stehen. „Können Sie sich vorstellen, was ein Sohn empfinden muß, wenn die Mutter unter deren Herze er lag, durch ihre Laster herabgeniedrigt, zu seinen Füßen liegt? — sich unnatürlicher Laster vor seinen Augen schuldig geben muß, denen sie Schwachheiten

ten hätte verbergen sollen? — und den Tod von seinen Händen erbittet, nachdem ihn die Vorsicht von ihren mörderischen Anschlägen wunderbar errettet hat? — Nein! das können Sie sich nicht vorstellen. — Ach! spräche sie doch nicht die Sprache der Verzweifelung! — Wär es doch aufrichtige Reue, was sie empfindet! — mit was für dankbarem Freudengefühl wollt ich sie in meine kindliche Arme fassen — an mein schlagendes Herz drücken — den Rückweg zur Tugend aus allen Kräften ihr erleichtern — und diesen Tag als den seligsten meines Lebens segnen. Gott! steh mir bei!"

Der Wirth stand noch im Hause, und schien traurig zu seyn. „Sie ist doch nicht fort?" fragte der Halberstädter. „Fort!?" — sprach der Wirth, „ach Gott! das dürfen Sie wohl nicht fürchten. Sie zittert ja für Furcht am ganzen Leibe, und weint, — das arme Weib! — daß sich ein Stein ihrer erbarmen möchte. Thun Sie ihr doch nichts zu Leide."

Vollmuth hatte unterdessen schon die Stubenthür aufgemacht und auf des Wirths Worte nicht gemerkt. Der Halberstädter sagte ihm nur im Vorbeigehen, daß er nichts zu besorgen hätte, und folgte Vollmuthen in die Stube. Die Mutter weinte noch und wollte aufstehen, als sie hinein traten. Vollmuth aber bat sie liebreich, daß sie sich fassen

und

und sitzen bleiben möchte. Er näherte sich ihr und reichte ihr seine Hand. Sie sahe aus, als wenn sie sich dieser Zärtlichkeit unwürdig fühlte — und als sie's endlich wagte, ihre Hand in die seinige zu legen, schlug sie aus Schaam die Augen nieder, und ließ den Kopf sinken, als wenn sie die Hand ihres Sohnes küssen wollte. In dem Augenblick schlug Vollmuth seine Arme um sie, und küste sie mit kindlicher Zärtlichkeit. „Ach!" sprach er im zudringenden Ton mitleidiger Liebe, „ach liebste Mutter! Schande ists für den Menschen, wenn er sich zum verderbenden Laster erniedrigt, da er ein Herz für die Tugend hat, die ihn beseligen kann. Ein Kind bemühet sich ja aufzustehen, wenn es fällt. Ich sehe es in ihren Augen, daß ihr Herz noch nicht ganz den Werth der Tugend verkannt hat. Lassen Sie sich heute durch dies schwache Gefühl zu Gott ziehen, und mich die Freude geniessen, daß ich eine Mutter umarmen kann, die in mir einen Sohn erkennt, den sie ihrer mütterlichen Zärtlichkeit nicht mehr unwürdig findet."

Es war zum Erstaunen, wie gefaßt Vollmuth blieb, da seine Mutter Bäche von Thränen vergoß, daß sie hätte zerfliessen mögen. Sie wollte auf die vorige Art anfangen, sich zu demüthigen; aber Vollmuth ließ sie zum Worte nicht kommen. „Das wollen wir nicht hören," sprach er. Mein Freund und ich wissen,

daß der Mensch klein ist, wenn er fehlt. Aber er ist groß, sobald er seinen Fehler erkennt, und menschlicher Verzeihung und unterstützender Liebe so würdig, als er gewiß göttliche Begnadigung erhält. Nur das wünsche ich zu hören, ob Ihr Herz entschlossen ist, zu Gott und der Tugend zurück zu kehren.

Die beschämte Mutter warf einen Blick auf ihren Sohn, der Ehrfurcht für seine Tugend und Dankbarkeit für seine schonende Liebe anzeigte. „Edler großmüthiger Sohn!" sprach sie endlich, „so will ich denn kurz sagen, was mein Herz ietzt mächtig fühlt, und schwach immer — auch in den größten Verirrungen empfunden hat: die Tugend allein verdient des Menschen Achtung und Liebe. Lasterhaft bin ich immer elend gewesen. Ich wards anfangs durch Verführung, — und bliebs, da ich in Verachtung herunter gefallen, von iedermann verlassen, und aller Unterstützung beraubt war, aus Noth. Jetzt sieht mein Herz die Seligkeit der Tugend in dem Bilde des würdigsten Sohnes und wünscht durch seine großmüthige Unterstützung ihm nacheifern zu können."

Weiter ließ sie Vollmuth nicht reden. Er trocknete ihr die Thränen ab, küßte sie mit kindlicher feuriger Liebe und nannte sie zwanzigmal seine liebste Mutter, für die er durch sein ganzes Leben Ehrfurcht und Liebe in seinem Herze unterhalten würde. Und sie nannte ihn ihren edlen,

liebens-

liebenswürdigen Sohn, dem jeder Augenblick ihres noch rückständigen Lebens aufrichtiger Beweiß dankbarer mütterlicher Liebe und Ersatz voriger unverantwortlicher Beleidigungen seyn sollte. „Droben," sprach sie, „vor Gottes Thron will ichs bekennen, daß —

Vollmuth hielt die Hand auf ihren Mund und küßte sie. Er wollte schlechterdings kein demüthigendes Bekenntniß von ihr hören, und verlangte nur, daß sie sich beruhigen und ihm ihre Liebe schenken sollte. „Ich werde," sprach er, „sehr aufmerksam seyn, ihre Tugenden aufzusuchen; ihre Fehler brauch ich nicht zu wissen. Wenn ich weiß, daß Sie sie hassen, so weiß ich genug, um Sie ehren und lieben zu können." — Das muste er aber auf anhaltendes Bitten seiner Mutter versprechen, daß er einen schriftlichen Aufsatz ihrer Geschichte annehmen und lesen wolle. Die beigefügte Versichrung, daß er mancherlei Umstände darinn finden würde, die ihm zu wissen sehr nöthig wären und künftig nützlich werden könnten, trug viel dazu bei, daß er seine Genehmigung gab.

Nun war's hohe Zeit, nach der Stadt zurück zu eilen. Sie erschracken beide, als sie an der Uhr sahen, daß es schon zwei Stunden über Mittag war. Damit nicht noch mehr Zeit draufgehen sollte, liessen sie sich von dem Wirth Pferde satteln, Vollmuth besorgte nur noch die Verpflegung seiner Mutter und versprach,

morgen wieder zu kommen — und nun stiegen sie auf und ritten bis ans Thor.

Im Hause des Domainenraths hatte man sich freilich über das Ausbleiben des Sohnes und seines Gasts viel Unruhe gemacht und keiner wuste, was er davon denken sollte. Aber das Erstaunen war grösser, das sie ietzt überfiel, als sie die Ursachen vernahmen, die ihren Gast so lange zurück gehalten hatten. Es gab das freilich Gelegenheit, daß mancherlei gefragt ward, und Vollmuth konnte nicht vermeiden, in Absicht seiner Mutter hie und da etwas zu sagen, was er lieber verschwiegen hätte. Doch sprach er mit Klugheit und grosser Bescheidenheit, und hatte die Freude zur Belohnung, daß er bei seinen Wohlthätern freundschaftliche theilnehmende Herzen fand, die ihn linderndes Mitleiden sehen liessen und thätige Unterstützung seiner edlen Absichten versprachen. „Betrüben Sie sich nicht mehr," sagte der Domainenrath, „Sie haben Ihre Mutter wiedergefunden. Hat sie Ihnen Kränkungen und Leiden gemacht, so macht sie Ihnen ietzt dafür seltene Freuden. Gesegnet muß der Sohn seyn, der eine verführte Mutter zur Tugend zurück bringt. Wenn sie nur aufrichtig spricht!"

Bei der Gemahlin brachen die Empfindungen durch Thränen aus den Augen. „Ich hätte nicht geglaubt," sprach sie, „daß es Mütter gäbe, die ihres eignen Fleisches vergessen

und

und mütterliche Empfindung gegen den Sohn ihres Leibes soweit verleugnen könnten. Nun sind für mich die Worte von grösserm Gewicht: und ob sie desselben vergäße. — Aufrichtig — o das ist ihr Vorsatz wohl. Der Anblick eines tugendhaften Sohns muß in dem verführten mütterlichen Herzen Beschämungen und Empfindungen rege machen, die sie in ihren Verirrungen nicht weiter fortzugehen verstatten." —

Hier ward das Gespräch durch den Bedienten unterbrochen, der eben hereinkam und einen Mann meldete, welcher Herr Vollmuthen sprechen wollte. „Wer ists denn?" fragte der Domainenrath — und der Bediente antwortete, daß er weiter nichts aus ihm bringen könnte, als daß er vom Lande wäre und den Herrn heute schon in seinem Hause gesprochen hätte. Vollmuth merkte nun daß es der Schenkwirth wäre und wollte schon aufstehen; sein freundlicher Wirth bat ihn aber, sitzen zu bleiben. „Nicht also!" sprach er, „nun ists unsere gemeinschaftliche Sache, Sie sollen Sorge und Freude nicht allein hinnehmen. Der Mann," rief er dem Bedienten zu, „kann hereinkommen und ihr sollt unterdessen draussen bleiben."

Es dauerte kaum eine Minute, so trat der Schenkwirth herein. Aber wie lang diese Minute unsrer Tischgesellschaft ward, das kann man sich leicht vorstellen. Vollmuth zitterte

für Angst, und erwartete nichts gewisser zu hören, als daß er von seiner Mutter abermals hintergangen und sie seinen Absichten entflohen seyn würde. Der Domainenrath dachte nicht anders, und gab seine Furcht durch eine Frage an seine Gemahlin zu erkennen. „Was meinst du, Mutter! bleibst du noch bei deinen vorigen Worten?“ — Sie sahe aber unverrückt nach der Thür und rief dem Mann zuerst entgegen: „Was bringt ihr? Vater!“ — und alle schöpften in einem Zuge recht tief vollen Athem und liessen ihn frei wieder fahren, sobald sie das Anbringen des Mannes vernommen hatten.

Diesmal war ihre Furcht unnöthig: die Mutter war noch da. Auf die Frage: was macht sie? antwortete der Mann: „sie scheint ganz ruhig zu seyn, sitzt am Tische und schreibt. Aber mein Pferd, das Sie geritten haben, liegt da und ist todt.“ — Vollmuth lachte, gab dem Mann einen Louisd'or für seinen Verlust, womit er sehr zufrieden war, und empfahl ihm die Pflege seiner Mutter.

„Sie müssen recht gejagt haben!“ sagte der Domainenrath, als der Wirth hinaus ging. Vollmuth lachte aber noch einmal. „Wir hättens freilich gern gethan,“ sprach er, „wenn uns die Pferde hätten gehorchen wollen. Es war aber eine Mähre, die den Fuß kaum fortsetzen und niemand als der Schinder nutzen konnte. Der Schelm hat sie mir nur gegeben, damit

damit sie ihm nicht auf dem Miste umsonst verrecken möchte."

Nach der Mahlzeit wurden ernstliche Ueberlegungen gemacht, was zum Besten dieser unglücklichen Mutter gethan werden könnte. Der Domainenrath zeigte sich hierbei so freundschaftlich als möglich, und war gleich bereit, ihre Versorgung bis zu Vollmuths Zurückkunft auf sich zu nehmen. Er bot sein eigen Haus dazu an, oder wollte sie, wenn zum ersten Vorschlag keine Erlaubniß zu erhalten wäre, auswärts wo in ein Haus bringen, wo sie für Verführung verwahrt seyn sollte. Wenn das aber auch thunlich gewesen wäre, so war's doch Vollmuths Absichten nicht angemessen. Sein erster Gedanke war, daß er sie zum Generalsuperintendent Würdig schicken und sie der Führung und dem Schutze seiner dasigen Freunde anvertrauen wollte. Dieser Vorschlag behielt vor allen übrigen den Vorzug und ward bei mehrerer Ueberlegung selbst vom Domainenrath gebilligt. Nur die Erlaubniß wünschte Vollmuth zu erlangen, daß sich seine Mutter so lange in dem Dorfe aufhalten dürfe, als nöthig wäre, für ihre Kleidung zu sorgen und Anstalten zu ihrer weitern Reise zu treffen. Das nahm der Domainenrath auf sich zu besorgen und ging sogleich aus.

Es verging kaum eine Stunde, so hatte sich die Begebenheit durch die ganze Stadt ausgebrei-

gebreitet. Der Domainenrath muste freilich den Vorfall denen Männern erzählen, bei denen die gesuchte Erlaubniß erbeten werden muste. Und da weiß man schon, wie's zuzugehen pflegt. Er war noch nicht wieder zu Hause, so sprach man schon auf dem Markt davon, daß die verwiesene Frau die Mutter eines fremden Herrn sey, der sich bei dem Domainenrath aufhalte. Auch Fräulein Minchen hatte davon gehört, und kam mit dem Domainenrath zugleich, Vollmuthen darüber zu sprechen.

Vollmuth war anfangs sehr unzufrieden; bis morgen, längere Erlaubniß hatte der Domainenrath nicht auswürken können. Indessen ließ sich die Sache recht gut einrichten. Morgen war Postag und der Weg ging gerade durch das Dorf. Da, ward beschlossen, soll sie sich aufsetzen und in Gottes Namen weiter reisen. Ihre Kleidung war die größte Sorge. In dem dürftigen Anzuge, den sie anhatte, wollte sie Vollmuth nicht zu seinen Freunden schicken, und neue Kleider konnten in den wenigen Stunden nicht verfertiget werden. Aber Fräulein Minchen und die Domainenräthin nahmen diese Sorge auf sich und brachten von ihrer Wäsche und häuslichen Kleidung so viel zusammen, daß sie damit nicht nur für die Reise sondern auf längere Zeit recht wohl versehen ward. Nun setzte sich Vollmuth hin und schrieb Briefe an seine Freunde in der Residenz.

Den

Den folgenden Morgen ward er von Fräulein Minchens freundschaftlicher Gesinnung unerwartet überrascht. Als er sich anziehen und nach dem Dorfe zu seiner Mutter hinaus gehen wollte, kam sie in ihres Vaters Equipage vor das Haus gefahren und stieg aus. „Hier," sprach sie, als sie herein kam, „hab' ich noch einige Stücken Zeug gefunden, die Sie auch mit nehmen sollen. Aber wie wollen Sie das alles fortbringen?"

„Ich lasse es," antwortete Vollmuth, „hinaus tragen."

„Das sollen Sie nicht. Machen Sie nur und ziehen Sie sich an; wir wollen Ihre Mutter alle kennen lernen und hinaus fahren." Es half kein Widerreden. Man hatte gestern schon alles in der Stille verabredet, und damit niemand zurückbleiben sollte, war auch für des Domainenraths Sohn ein Reitpferd besorgt. Sie stiegen ein und fuhren fort.

Als sie vor die Schenke ankamen, fuhr gerade der Schinder mit seinem Karrn, worauf das verreckte Pferd lag, von dem Hof herunter, daß sie noch halten und ihn vorbei lassen musten, ehe sie hinauffahren konnten. Es war keinem von ihnen eine angenehme Begegnung, aber Vollmuth schien mehr als sie alle zu empfinden. In der Minute, die sie halten musten, ward er einigemal blaß und wieder roth im

Gesichte, und verrieth so viel Kennzeichen des Schreckens und der Bestürzung, daß sie alle in Verwunderung geriethen und sich einander bedenklich darüber ansahen. Der Domainenrath wollte einen Scherz darüber machen, daß Vollmuth das Thier noch einmal sehen müste, das ihm in seinem Leben den letzten Dienst geleistet hätte; aber Vollmuth blieb tiefsinnig.

Die Gesellschaft ging hierauf in die Stube und fand die Frau Vollmuthen in einer Verfassung, die ihnen allen gefiel. Einige Bestürzung konnte man ihr ansehen, als so viel vornehme Gäste unerwartet mit ihrem Sohn hereintraten. Sobald sie aber hörte, daß es ihre und ihres Sohnes wohlthätige Freunde wären, nahm sie eine ruhige Fassung an. Vollmuth erzählte ihr, was sie alle für sie gethan hätten und was für ein Plan zu ihrem künftigen glücklichern Leben von ihnen entworfen wäre. Bestürzung und Angst fiel auf sie, als sie vernahm, daß sie zum Generalsuperintendent Würdig reisen sollte. Sobald ihr aber Vollmuth die Briefe übergab und die Versichrung hinzufügte, daß er für alles gesorgt und sie nichts zu fürchten hätte, war sie alles zufrieden. Vollmuth übergab ihr die Kleidungsstücke und Reisegeld, sie aber weinte dankbare Thränen und wollte in dem gestrigen demüthigenden Ton zu reden wieder anfangen. Vollmuth verbat's. „Nun," sprach sie, „so ist hier mein schriftlicher Aufsatz,

Aufsatz, mit welchem mein Herz den Wunsch verbindet: Gott segne meinen edlen Sohn dafür, daß er Wohlthäter und Erretter seiner lasterhaften Mutter wird."

Die Frau **Domainenräthin** und **Fräulein Minchen** hatten gleich überlegt, daß sich die **Frau Vollmuthen** in ihren ietzigen Kleidern vielleicht nicht allzuwohl befinden möchte. Ihre Absicht war, daß sie sich ganz und gar umkleiden, und einen Reisehabit anlegen sollte, den sie für sie bestimmt hatten. Man gab ihr also die Kleidung und ließ sie allein.

Vollmuth sahe diese Gelegenheit, das Gespräch mit ihr zu unterbrechen, sehr gern. Die Thränen standen ihm in den Augen, daß er sich ohne dies würde haben entfernen müssen. Er blieb auch da noch zurück, als seine Gesellschaft wieder hinein ging und bat sichs von ihnen aus, daß sie's in seiner Abwesenheit thun möchten, wenn sie mit ihr von ihren Verirrungen reden wollten. „Sie," sprach er, „können ihr dabei viel nützliches zur Befestigung ihres guten Vorsatzes sagen; mir aber will's das kindliche Herz nicht erlauben, meine Mutter in dieser schimpflichen Demüthigung zu sehen. Können Sie das über sie erlangen, daß sie den Namen ihres zweeten Mannes ablegt und sich nach meinem Vater **Vollmuth** nennen läßt; das sollte mir eine sehr angenehme Gefälligkeit seyn. Doch mag ich auch diese nicht einmal selbst von ihr

fodern."

fodern." Er ging hierauf in den Garten und seine Freunde gingen in die Stube zu seiner Mutter.

Die Post kam diesmal eher, als man sie erwartet hatte. Vollmuth kam aus dem Garten gelaufen; der Postillon trieb; man musste sich trennen. Sie reichte ihrem Sohn schon die Hand entgegen, sobald er in die Stube trat und sprach mit nassen Augen und lächelndem Munde: „ich heisse nicht anders als Vollmuthin. „Lebe glücklich und gesegnet mein Sohn!" — „Gott begleite, beschütze Sie, Liebste Mutter! und segne ihr Vorhaben!" — mehr konnten sie beide nicht reden. Stumm lagen sie sich in den Armen und weinten einander ihre Thränen in den Busen. Die übrigen Freunde hatten sich viel zu sagen vorgenommen, aber ietzt konnte keiner ein Wort sprechen. Durch ihre Reuevollen Empfindungen durch und durch gerührt und durch ihre Thränen erweicht, küßten sie sie alle stumm, und liessen sie, vom stillen Wunsch des Herzens gesegnet durch ihre Arme gehen. Noch vom Postwagen warf sie dankbare Blicke auf ihre Wohlthäter herab, und diese beteten ihr Segen nach. —

Der Wirth stand im Hofe, sahe mit ofnem Munde den Auftritt an, und war ganz Verwunderung. Die Gäste kamen mit niedergeschlagenen Augen in den Hof zurück, stiegen stillschweigend, ohne einander anzusehen, in den Wagen,

Wagen, Vollmuth — auch der Domainenrath drückten ihm ungefodert etwas in die Hand — er schielte mißtrauisch von der Seite hinein und — ließ sie fahren. — Als man zum Dorfe hinaus war schlugen sie alle die Augen auf und sahen sich einander an. „Der barmherzige Gott," sprach Vollmuth, gebe ihr doch Kraft und Segen."

Die Domainenräthin und Fräulein Minchen konnten hierauf nicht genug beschreiben, wie sehr sie durch ihre Reden gerührt und in der besten Hofnung von ihr bestätigt worden wären. „Gott!" hieß es, „wie fühlte man das gekränkte gedemüthigte Herz in iedem Ausdruck, wenn sie von den Unordnungen ihres Lebens sprach! Wie deutlich sahe man in ihren Augen den aufrichtigen Vorsatz der Besserung und las auf ihrer Stirne standhafte ausdaurende Entschlossenheit! — Vollmuth! haben Sie auch sonst keinen Menschen auf der Welt der für sie betet, als ihre Mutter, so muß es Ihnen doch in Zeit und Ewigkeit wohlgehen." — „Den schriftlichen Aufsatz," sprach die Frau Domainenräthin, „müssen wir auch lesen, sie hat uns darauf verwiesen."

Man kann sichs leicht denken, was Vollmuth bei diesen Reden empfand. Der Domainenrath hatte immer schon darauf gedacht, wie er Gelegenheit finden wollte, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben und ihren überladenen

ladenen Herzen stärkende Erholung zu verschaffen. Jetzt fiel ihm der Schinder und Vollmuths Bestürzung bei dessen Erblickung wieder ein. „Erklären Sie mir doch," sprach er zu Vollmuthen, „die Erscheinung, wie das möglich ist, daß ein Mann von aufgeklärtem Verstande und edlem Charakter abergläubig seyn kann?"

„Was wollen Sie damit sagen," antwortete Vollmuth, „ich verstehe sie nicht."

„Sie müssen doch glauben, daß es ein grosses Unglück bedeute, wenn Ihnen der Schinder mit seinem Karrn begegnet!"

„O!" sprach Vollmuth, „Sie haben sich eine sehr irrige Erklärung von meiner Bestürzung gemacht."

Damit war aber niemand zufrieden und so leicht glaubt man keinem Menschen, wenn er sich in einer Lage befindet, da er Ausflüchte zu seiner Entschuldigung suchen könnte. Vollmuth muste ihnen die Ursach seiner Bestürzung erklären. Man stelle sich ihre Verwunderung vor, als sie hörten, daß der Schinderknecht kein andrer Mensch als Renzel sey. — „Renzel?" — riefen sie alle voll Verwunderung aus und schlugen die Hände in einander, bis sie endlich in ein Gelächter ausbrachen, das den Sohn des Domainenraths herbei rief, der einige Schritte vorm Wagen ritt.

Meine

Meine Leser wissen schon, daß der Hofrath Selbst die Gütigkeit gehabt hatte, seinen Schwager, den Domainenrath, mit Vollmuths Begebenheiten bekannt zu machen, und durch die freundschaftlichen Gespräche in den Tagen seines Aufenthalts bei Ihnen, waren sie der gegenwärtigen Gesellschaft aufs neue ins Andenken gebracht worden. Soweit war also Renzel ihnen allen bekannt, daß ihnen seine Promotion zum Schinderknecht ins Lachen fallen muste. Jetzt wurden sie aber alle neugierig seinen ganzen Lebenslauf ausführlich zu wissen, und Vollmuth hatte keine Ursach, ihnen diese Gefälligkeit abzuschlagen. Man ließ langsam fahren; der Ritter hielt sich mit dem Pferde dicht am Wagen; und Vollmuth unterhielt sie mit Renzels Avanturen.

Das konnte man gar nicht begreifen, wie Doktor Renzel, oder Lezner wie ihn Sußigen nannte, zu dem Entschluß gekommen wäre, Schinderknecht zu werden. „Das kann ich nicht glauben," sprach der Domainenrath, „Sie haben sich geirrt, Renzel ists nicht gewesen. Der Kerl würde ia kein Narr seyn und seinen Doktor so sehr beschimpfen! Als Doktor hat er doch Ehre — wenigstens beim Pöbel; und was ihm andere davon zu wenig geben, ersetzt er mit einem Tressenkleide und einer Feder auf dem Hut. Faule Tage hat er dabei so gut, als sie bei einer Lebensart zu finden sind und

Brodt

Brodt — kann ihm nicht fehlen, so lange Thoren auf der Welt leben, deren Geschlecht im nächsten Menschenalter gewiß noch nicht ausstirbt. Ganz gewiß Sie haben nicht recht gesehen; Renzel ist's nicht gewesen. Sie sollen's erfahren! Ich will heute noch bei dem Scharfrichter Erkundigung einziehen lassen, was das für ein Kerl sey." Vollmuth blieb dabei, daß es kein anderer Mensch als Renzel gewesen sey — und so stritten sie sich zur Stadt hinein.

Man hätte nicht nöthig gehabt, so sehr zu eilen; aber der Domainenrath war in allen seinen Handlungen sehr hastig. Kaum daß sie vom Wagen gestiegen waren, so war's das erste — der Bediente muste zum Scharfrichter laufen und Nachricht einziehen. Fräulein Minchen ward gebeten, mit Ihnen zu speisen, und konnte sich überdies auch heute die Kränkung nicht anthun, die Gesellschaft zu verlassen. Morgen wollte Vollmuth mit seinem Freund abreisen.

Man war noch bei Tische, als Vollmuthen von der Post ein starker Brief gebracht wurde. Er erbrach das Siegel begierig, und fand zuerst einen Brief an seinen Freund, den Sohn vom Hause. Sie sassen eben so, daß Vollmuth seinen Freund nicht anders erreichen konnte, er muste ihm den Brief durch die Hand seines Vaters übergeben. Der Domainenrath nahm ihn und reichte ihn dem Sohn hin.

Der

Der Sohn weigerte sich ihn anzunehmen: „für einen gütigen Vater," sprach er, „hab' ich kein Geheimniß, lesen Sie ihn doch, seyn Sie so gütig!" — Der Vater erbrach den Brief und las. Sein ganzes Gesicht klärte sich auf, indem er las, und als er zu Ende war, gab er ihn seinem Sohn mit einem lächelnden Wohlgefallen und den Worten: „er ist von deiner Emilie." Hierauf wandte er sein Gesicht gegen Vollmuthen und sprach: „Sie haben Recht, es ist ein edles Mägdchen; ich sehe, daß Sie ein Freund sind, dem man trauen darf."

Jetzt kam der Bediente von dem Scharfrichter zurück. Er brachte die Nachricht, daß der neue Schinderknecht Lezner heisse. Er wäre ein Mensch von guter Geburth und grosser Gelehrsamkeit, der eigentlich geistlich studirt und öfters geprediget hätte. Als Kandidat hätte er aber die Fatalität gehabt, daß er ohne seine Schuld in eine Schlägerei wäre verwickelt worden, wobei er die halbe Nase eingebüßt hätte. Weil ihm nun dadurch sein Fortkommen schwer gemacht worden wäre und er sich aller Spott und Verachtung hätte ausgesetzt sehen müssen, so hätte er den Entschluß gefaßt, die Handwerk zu ergreifen, um sich mit Ehren nähren zu können. Uebrigens hätt' er sich eine Nase von Wachs angesetzt, daß man seinen Defekt nicht leicht bemerken könnte. Zuletzt ließ der Scharfrichter bitten, daß der Herr Domainenrath

die Gütigkeit haben möchte, die Nachrichten geheim zu halten, weil man nicht gern sehen würde, daß sie ausgebreitet würden. Ein anderer könnte ihn zehenmal fragen und würde keine Antwort bekommen.

Unterdessen hatte Vollmuth seinen Brief gelesen. Er war von seiner Tante, der Madame Geberin. Noch ein Brief war eingeschlossen, und aus dem gelesenen wuste er schon, daß er von dem Buchdrucker Sicharius aus W * * * war und Nachrichten von Renzeln enthielte. „Nun," rief er aus, „hab ich noch nicht Recht? Warten Sie nur, Sie sollen so gleich mehr erfahren! Hier ist ein Brief aus W * * * der uns auch Nachrichten von Renzeln bringt." Er las ihn der Gesellschaft vor und für meine Leser will ich einen kurzen Auszug seines Inhalts erzählen.

Das ist bekannt, Doktor Lezner war mit seiner Frau in Gesellschaft einiger Dutzend Bauerknechte am Tage vor Vollmuths Abreise aus W * * * aufs Rathhaus geführt worden. Die Sache war von keiner Erheblichkeit. Man hatte dergleichen tumultuarischen Köpfen zur Marktszeit wohl eher dergleichen Ehre erzeigt, und wenns viel gewesen war, gingen sie den andern Tag um einige Thaler leichter und — klüger herunter. Das glaubte man, würde auch das Schicksal des Herrn Doktors seyn. Aber die Sache lief für diesmal

mal ganz anders. Die Bauerknechte hatte man laufen lassen, aber Renzel hatte eine Nebenthür gesucht und Sußgen sollte ihren Kopf da lassen.

Am ersten Morgen, als der Thürknecht seine Gefangenen zu besuchen kam, fand er Sußgen in unerwarteten Umständen, und neben ihr auf dem Lager einen ganz kleinen todten Jungen. An sich war das schon eine Affaire die nichts taugte, aber der letzte Umstand machte sie ganz böse. Hätten sie sich nur beide genug verstanden, so hätt' es noch seyn mögen. Sußgen blieb dabei, der Storch hätte das Kind todt gebracht, und wuste das gestrige gehabte Schrecken und die nächtliche Beängstigung für Gespenstern, sehr wahrscheinlich zu ihrem Vortheil anzuwenden. Aber der Mann harmonirte mit ihrer Aussage nicht, und machte den ganzen Handel dadurch sehr verdächtig, daß er nach dem ersten Verhör durchgebrochen hatte und entflohen war. Nachher hat man allerlei Nachrichten eingezogen die eben nicht zu ihrem Vortheil gereichen. Sie sollen nicht getrauet, sondern zusammengelaufene liederliche Leute seyn, die im Lande herumziehen und Boshelten ausüben. Jedermann sagt, daß der Kerl seinen Namen verwechselt habe und eigentlich Renzel heisse, auch mehr als einmal Galgen und Rad verdient habe. „Mich soll's wundern," so schloß Sicharius seinen Brief, „was die Sache für

einen Ausgang haben wird. Von dem Kerl verbreitet sich so eben die Nachricht, daß er außerhalb Landes Schinderknecht worden sey, und das Mensche, glaubt man, möchte wohl schwerlich den Kopf davon bringen." — Nun war die ganze Geschichte keinem Zweifel mehr ausgesetzt. Vollmuth hatte recht gesehen und die ganze Gesellschaft pflichtete dem Urtheile bei: der Kerl hat's weit gebracht.

Fräulein Minchen war die erste, die an den schriftlichen Aufsatz der Frau Vollmuthen sich erinnerte. Es half nichts dawider, man wollte ihn nicht reisen lassen, ohne die Lebensgeschichte seiner Mutter umständlich zu wissen. Er muste ihnen nicht nur den schriftlichen Aufsatz vorlesen, sondern auch tausend eingestreuete Fragen beantworten, wodurch der Lebenslauf noch vollständiger ward. Für meine Leser will ich nur das wenige nachholen, was sie noch nicht wissen.

Ueberhaupt hatte der schriftliche Aufsatz das Gepräge der Aufrichtigkeit. Sie rechtfertigte und entschuldigte sich in manchen Stücken, aber sie gab sich auch auf der andern Seite vieler grossen Vergehungen schuldig, die sie jetzt mit fühlbarem Abscheu verfluchte. Von Lieben beschrieb sie als den schändlichsten Bösewicht und nannte ihn ihren Verführer. Er hätte sie vom Anfange ihrer Bekanntschaft zur innigsten Vertraulichkeit listig gezogen und durch allerlei Kunstgriffe in alle seine Absichten verwickelt.

Von

Von ihrem ersten Mann, Steffen, sey er ein abgesagter Feind worden, sobald er erfahren hätte, daß er einen Stammbaum verwahre und sich von dem alten von Vollmuthschen Geschlechte her schreibe, weswegen er auch seinen Tod befördert und seines Sohnes Untergang beschlossen habe. Am Rande hatte die Frau Vollmuthen die Worte beigeschrieben: „Hier, mein Sohn, hab' ich dir noch ein wichtiges Geheimniß zu entdecken, das ich dir aber ganz allein erzählen muß."

Nun kam sie auf ihre zwote Heirath. Das gab sie als den verderblichsten Kunstgriff an, daß es von Lieben gelungen wäre, sie mit Dreifüßen zu verbinden. Das wäre der wahrhaftige Satan und was von Liebe mit Güte und Liebkosungen von ihr nicht hätte erlangeu können, hätte dieser mit Prügel durchsetzen müssen. Sie gestand, daß sie ganz verblendet gewesen wäre und sich zu schrecklichen Bosheiten hätte verleiten lassen, aber sobald man auf ihres Sohnes Leben Anschläge gemacht hätte, hätte sie ein Schauer überfallen und sie wäre zurückgetreten.

Die Verlassung ihres Mannes in seinem Elende wäre von ihrer Seite nicht Bosheit gewesen, sondern aufrichtiger Entschluß zur Besserung. Sie hätte eingesehen, daß er sich nicht nur nicht durch Elend bessern liesse, sondern auch sie von allen guten Gedanken abhielte.

In der letzten Nacht vorher, wäre er zu ihrem Lager hingekrochen und hätte ihr mit dem Messer in der gesunden Hand das Leben nehmen wollen. Aber zum Glück wäre sie aufgewacht und hätte im Augenblick den Vorsatz gefaßt, ihn zu verlassen.

Dies war der Zeitpunkt, in welchem sie zu ihrer Schwester Zuflucht genommen hatte. Meine Leser wissen hier schon einen Theil ihrer Geschichte aus der Erzählung der Madam Geberin. Wenn sie hier die Entführung ihrer Tochter bedenken und die letzte treulose Handlung der Mutter an Vollmuchen in dem Gartenhause vor L**, so sollte man freilich nicht glauben, daß eine Entschuldigung für sie statt finden könne. Indessen hatte sie nach ihrem schriftlichen Aufsatz so viel Antheil an dieser schändlichen Handlung nicht, als nach dem äusserlichen Schein. Sie betheuerte aufs feierlichste, daß sie seit ihrer Flucht von Dreifussen alle Gemeinschaft mit von Lieben abgebrochen hätte. Auch hätte es mit dem Gewinn in der Lotterie seine Richtigkeit, und die Absicht ihrer Reise wäre wahrhaftig gewesen, ihren Sohn aufzusuchen und zu unterstützen. Aber zum Unglück hätte sie in dem Gasthof, wo sie eingekehrt wäre, Fuchsschwanzen und von Lieben getroffen, die ihr nicht wieder von der Seite gegangen wären.

Hier

Hier muste Vollmuth auf Fräulein Minchens Bitte die letzte Fatalität noch einmal erzählen, die ihm Abends vor seiner bestimmten Abreise von L** begegnet war, ehe er den schriftlichen Aufsatz seiner Mutter weiter lesen durfte. „Nun," sprach sie hernach, „bin ich begierig, ihre Entschuldigung zu hören; nimmermehr kann sie sich rechtfertigen!"

Ich mag eben keine Wette wagen, daß nicht unter meinen Lesern viele seyn möchten, die eben so denken. Wer aus Vollmuths eigner Erzählung weiß, mit was für glatten Worten ihn seine Mutter durch den Garten vor L** und über den Anger bis zu der Stelle hin lockte, wo von Liebe und Fuchsschwanz hinterlistig auf ihn warteten — wer ferner aus dem Munde der Frau Geberin weiß, daß das Mägdchen, durch welche Vollmuth in das Gartenhaus gelockt ward, ihre Tochter war, welche die Vollmuthen ihrer Mutter treulos entführt, und Hebung ihres Lotteriegewinnes und Unterstützung ihres Sohnes zum Vorwand ihrer Reise nach L** angegeben hatte; der wird gewiß nicht anders als angelegte Bosheit in dem ganzen Handel zu finden, glauben können. Indessen war's das nach ihrem schriftlichen Aufsatz wirklich nicht. Sie konnte freilich und wollte sich auch nicht völlig rechtfertigen, sondern erkannte hinten noch selbst, daß sie solchen, als offenbare Bösewichter und verschworne Feinde

ihres Sohnes ihr bekannten Menschen, dergleichen von Liebe und Fuchsschwanz waren, kein Wort hätte glauben müssen. Aber so viel beweist ihr Aufsatz, daß sie durch von Liebens listige Intrigue ärger angeführt worden war, als Vollmuth selbst.

Mit dem Loose hat es also seine Richtigkeit. Sie reis'te in der Absicht hin, den Gewinn zu heben und ihren Sohn zu unterstützen. Ihre Niece nahm sie zur Gesellschaft mit, wobei sie noch die geheime Absicht hatte, ihren Sohn mit ihr bekannt zu machen und vielleicht den Grund zu einer künftigen engern Verbindung zu legen. Da sie nun zu einem Vermögen von einigen tausend Thalern kam, so wars ihr erster Gedanke, mit ihrer Schwester in Kompagnie zu treten und die ganze Handlung durch die Tochter auf ihren Sohn zu bringen. Aber von Liebe und Fuchsschwanz waren in dem Gasthof.

Meine Leser müssen sich hier an Dreifusses Schicksal erinnern lassen. Er hatte ein Bein gebrochen und lag sechs Meilen von Hungersdorf in einem Städtgen, wo er kurirt werden sollte. Seine Umstände wurden immer kläglicher, und seine Wohlthäter wurden verdrießlich. Endlich läßt ihn der dasige Magistrat mit seiner Frau auf einen Wagen laden und nach Hungersdorf vor des Herrn von Liebens Hof fahren. Dreifuß muste vor der Thür liegen bleiben, und von Liebe sah ihn nicht an, aber

die

die Frau ward zu ihm hineingerufen und hatte eine lange geheime Unterredung mit ihm. Hier schenkte von Liebe der Frau das Lotterieloos, mit dem Versprechen, daß ers für sie durch alle Klassen renoviren wollte. Es war ein Jahr hingegangen, ehe die Lotterie zu Ende gekommen war, und Frau Vollmuthen hatte gar nicht mehr daran gedacht, als sie die Nachricht bekam, daß das Loos sechs tausend Thaler gewonnen hätte. Sie macht sich auf die Reise, und geht, sobald sie vom Postwagen gestiegen war, geradeswegs zum Kollekteur. Dieser muß eben in nöthigen Geschäften ausgehen, daß er nicht mit ihr sprechen kann, und weißt sie in den gegenüber liegenden Gasthof, bis zu seiner Zurückkunft, mit der vorläufigen Anweisung, daß sie das Originalbillet von der letzten Klasse haben müsse, wenn sie den Gewinn heben wolle.

Bei mehr Erfahrung würde die Frau Vollmuthen schon hier Spuren des Betrugs gefunden haben. Von Liebe hatte ihr das Billet zur ersten Klasse gegeben. Er hatte auch darinn sein Versprechen gehalten und iede Klasse renovirt. Aber da sie sich seit der Verlassung ihres Mannes zugleich von aller Gemeinschaft mit ihm getrennt hatte und von gar keinen neuen Vergleichsvorschlägen etwas wissen wollte, so hatte er ihr keine Billets darüber zugestellt. Nun fügte sichs, daß die Lotterie gerade zu der Zeit zu Ende kam, als von Liebe seinen letzten

verwegensten Anschlag wider Vollmuthen ausführen wollte, wozu er noch eines getreuen Gehülfen benöthiget war. Hier fiel ihm Vollmuths Mutter ein, und der Kollekteur muste nach seiner Angabe an sie schreiben. Unter diesen Umständen musten sie sich denn freilich in dem bestimmten Gasthof treffen. Als sie hineintrat, kamen Herr von Liebe und Fuchsschwanz die Treppe herunter.

„Sieh da, Frau Dreifussen!“ red'te sie von Liebe an, „woher so unerwartet?

„Ich bin bei dem Kollekteur gewesen,“ antwortete sie, „was haben Sie mir denn für ein Loos gegeben? das gilt ia nicht!“

„Ja das Loos gilt freilich nicht mehr! das ist von der ersten Klasse. Ich habe aber durch alle Klassen renovirt, wie ichs versprochen habe.“

„Warum haben Sie mir denn die renovirten Looſe nicht geschickt? ich kann ia sonst den Gewinn nicht heben.“

„So! das wäre schön! denn hätte sie mir nicht sollen untreu werden. Sechs tausend Thaler weiß ich auch zu gebrauchen. Indessen wollen wir sehen, wie wir darüber einig werden. Ich habe nur einen nöthigen Gang; wenn ich wiederkomme, wollen wir mit einander essen und die Sache besprechen. Fuchsschwanz! blieb unterdessen bei ihnen.

Fuchs-

Fuchsschwanz führte sie auf von Liebens Stube hinauf und Frau Vollmuthen ließ sich führen, ohne zu bedenken, wohin sie geführt ward. „Frau Dreifussen!“ redte sie Fuchsschwanz an, „nehme sie sich in acht; von Liebe ist ein böser Mensch. Ich habe ihm manchen Dienst geleistet, aber ich kann mich nicht weiter mit ihm einlassen, seine Bosheit geht zu weit.“

„Nun!“ fragte sie, „was geht vor?“

„Ihr Sohn will von der Universität gehen und nach der Residenz zurückkehren. Weil er ihm nun so feind ist, daß er ihm die Augen nicht gönnen kann, so will er ihn nicht gern so nahe bei sich haben und hat den verfluchten Anschlag gefaßt, daß er ihn mit List auf ein Schiff bringen und ihn nach Hamburg und von da nach Indien schicken, daß er sein Lebtage nicht wieder nach der Residenz kommen soll. Es fehlt ihm nur noch ein Gehülfe, der ihren Sohn ins Netz locken soll. Er hat mich schon dazu haben wollen, aber — ich wollte mich ia um alles in der Welt willen solcher Bosheit nicht schuldig machen! Ganz gewiß wird er sie nun dazu bereden wollen und unter keiner andern Bedingung den Gewinn herausgeben. Aber — lasse sie sich um Gottes willen das Geld nicht blenden, es ist ia ihr leiblicher Sohn!“

Der listige Dieb sahe den schweren innerlichen Kampf der Frau, und merkte bald, daß

sie

sie demselben nicht gewachsen wäre. Er ließ sie einige Minuten vom blendenden Reitze des Geldes und von den beunruhigenden Gewissenszweifeln herumtreiben, und kam ihr dann mit einem freundschaftlichen Rath zu Hülfe, wodurch der ganze Streit gütlich beigelegt ward. „Weiß sie was? wir wollen uns beide vereinigen, von Lieben zu betrügen. Der Böſewicht iſt nichts beſſers werth!“

„Und wie wollen wir das anfangen?“ fragte Frau Vollmuthen.

„Das will ich ihr wohl sagen. Sie muß sich stellen, als wäre sie auf ihren Sohn noch so böse, und alles thun, was er verlangen wird, um Vollmuthen in sein Netz zu bringen. Wenn ich tausend Thaler davon haben soll, will ich ihn schon wieder herausziehen.“

„Wie will er das machen?“

„Ich? — das hat nichts auf sich; Von Liebe hat mir schon gesagt, daß ich mit dem Schiffer den Handel verabreden und schlieſſen soll. Da stell' ich mich denn vor ihm, als wäre alles so ausgerichtet, als ers haben will und mit dem Schiffer treffe ich den Vergleich nur bis Hamburg. Das iſt denn sogar böse nicht, daß wir ihrem Sohn Gelegenheit machen, Hamburg einmal zu sehen. In vierzehen Tagen kann er wieder hier seyn. Um ihm alles leicht zu machen, kann mein Stiefsohn sogleich

zu

zu Lande vorausreiſen, Reiſegeld mit ſich nehmen, und ihn wieder zurückbringen."

„Wird das auch angehen, und hält er gewiß ſein Wort?"

„Angehen! — warum nicht? — Noch weniger werd' ich mein Wort brechen. Was hätte ich denn dazu für Urſach? Wenn ich ihren Sohn ins Unglück bringen wollte, ſo hätte ich ja nur von Lieben folgen und ihr nichts ſagen dürfen. Gebe ſie mir das Geld nicht eher. Habe ich eine ſchriftliche Verſichrung von ihr, ſo mag ſie's immerhin behalten, bis Vollmuth wieder zurück iſt."

Kurz der Handel ward geſchloſſen. Von Liebe kam wieder, man ſpeiſ'te an einer Tafel und wurde der Sache wegen ſo einig, als ſie nachher ausgeführt ward.

Nun kam die Frau Vollmuthen in ihrem Aufſatz auf ihre nachfolgende Lebensart. Von Liebe hatte auch die Vorſicht gebraucht, die ſechs tauſend Thaler bis nach ausgeführter Sache an ſich zu behalten. Sie ſollte nach dem gemachten Plan an der Saale mit dem Wagen warten, bis der Kahn zurückkäme. Dann wollten ſie zuſammen durch Umwege zurückfahren und ſobald ſie in Sicherheit wären, wollte von Liebe das Geld auszahlen. Als aber die Sache ſo eine unglückliche Wendung nahm, daß der Kahn mit ſeiner ganzen Ladung in die Saale

geſchla-

geschlagen ward, fuhr der Kerl mit der Kutsche ungeheissen fort und setzte, um sich aus aller Gefahr zu reissen, Frau Vollmuthen im freien Felde ab. Jetzt war sie nun von allem entblößt und wuste nicht, was sie anfangen und wohin sie sich wenden sollte.

Specielle Nachrichten von ihrer nachfolgenden Lebensart hatte sie nicht niedergeschrieben, nur die allgemeine Erklärung, daß sie in die schreckliche Nothwendigkeit, freilich aber durch ihre Schuld, wäre versetzt gewesen, auf dem Wege der Laster fortzugehen. „Was sollte ich machen?“ fuhr sie fort. „In meiner Wohnung durfte ich mich nicht sehen lassen; meiner Schwester durfte ich nicht unter die Augen kommen; an Kunigunden durfte ich mich eben so wenig wenden. Nirgend fand ich Menschen, die mich unterstützen wollten; ich suchte also Menschen, die mit mir lasterhaft lebten und — fand sie. — — Ich weiß,“ schloß sie, „daß ich durch alle diese Umstände nicht entschuldigt bin. Damals glaubte ichs wohl, aber jetzt denke ich anders, da ich die ganze Schande des Lasters fühle, die ich auf mich geladen habe. Ich bin ein Scheusal in meinen eignen Augen und wünsche, daß ich meine schändlichen Ausschweifungen mir und der ganzen Welt verbergen könnte. Gott sey gelobt, der mir unwürdigen seine Barmherzigkeit nachträgt, und mich durch ungesuchte Wege aus meinen Verirrungen heraus-

herausführt. Dankbar will ich, so lange ich lebe, seine Treue rühmen, sorgfältig seine Güte zu meiner Besserung anwenden und im letzten Athemzug noch meinen edlen Sohn segnen, der meine Seele errettet."

Vollmuthen traten bei dem Beschluß noch einmal Freudenthränen in die Augen und die ganze Gesellschaft fand sich sehr gerührt. Sie schickten alle gute Wünsche für sie zum Himmel und Fräulein Minchen fügte noch hinzu, daß sie vermuthlich bald nach der Residenz reisen und die Freude haben würde, sie in ihren neuen Umständen beruhiget und glücklich zu sehen. Nun nahm sie Abschied und wünschte ihren beiden Freunden Glück zu ihrer Reise. Der Rest des Abends ward mit Briefschreiben beschlossen. Vollmuth schrieb an seine Tante nach M***, und gab ihr Nachricht von den Begebenheiten seiner Mutter. Sein Freund schrieb an seine Emilie und der Domainenrath schrieb am Ende einen Nachsatz hinzu, worinn er Emilien seine liebenswürdige Tochter nannte, und zu einem Besuch in seinem Hause einlud.

Am folgenden Tage traten sie ihre Reise an. Vollmuth verließ seinen ersten Vorsatz ganz, und folgte dem Willen seines Freundes, der ein grosses Verlangen hatte Wetzlar zu sehen. Sie reis'ten also über Göttingen, Kassel, Marpurg und Giessen dahin ab und wollten

zurück-

zurückkommen, nachdem sie sich im Reiche würden recht umgesehen haben.

Wenn meine Absicht wäre, eine eigentliche Reisebeschreibung zu liefern, so sollte mirs nicht sauer werden meinen Lesern einige Bogen voll Nachrichten zu schreiben, die sich immer mit hinlesen lassen würden. Ich dürfte nur die Briefe abschreiben, die Vollmuth und sein Freund an den Domainenrath, seinem Verlangen gemäß, von allen Orten schrieben, wo sie sich aufhielten. Was könnte ich aber schreiben, das meinen Lesern neu wäre? Der Weg, den sie nahmen, ist schon zu sehr bereiset. Wenn's auch kleine Umstände sind, so melde ich sie, wenn sie in Vollmuths Schicksalen etwas entscheiden; aber ich übergehe wichtigere mit Stillschweigen, wenn sie nichts beitragen können, seiner Geschichte einige Aufklärung zu geben.

Von der ietzigen Reise kann ich also nichts sagen, als daß Vollmuth mit seinem Freund glücklich nach Wetzlar kam. Alle Briefe, die von Ihnen einliefen, bezeigten ihre Zufriedenheit und sprachen von den Gelegenheiten, die sie hätten, vieles zu lernen und sich sehr angenehm zu beschäftigen. Liefen ia einige unzufriedene Klagen mit unter, so war's darüber, daß sie von den Gegenständen ihrer Liebe entfernt leben müsten. Jetzt waren sie bereits im dritten Monat weg.

Unter-

Unterdessen hatte Emilie Lövenbarthin den Domainenrath in Halberstadt besucht und sich seinen sowohl als auch ihren vollkommensten Beifall erworben. Nun sehnte er sich selbst nach der Freude, seinen Sohn mit dieser vollkommensten Person verbunden zu sehen. Noch hatten sie ihm keine Zeit bestimmt, wenn sie zurück kommen würden. Nach ihren letztern Briefen hatte Vollmuth Nachrichten aus der Residenz erhalten, wo sich alle Umstände dazu anliessen, daß er Hofnung hätte, bald zurück berufen zu werden, und das Ziel seiner Wünsche zu erlangen. Das war die Ursach, warum sie sich dort noch aufhielten; sie erwarteten entscheidende Briefe. Indessen währte der Verzug dem Domainenrath zu lange. Er hatte schon alle Anstalten zur Verbindung seines Sohnes gemacht und schrieb ihm nun, daß er mit Vollmuthen zu ihm kommen möchte. „Laß ihn doch," schrieb er, „seinen Freunden in der Residenz melden, daß er wieder zu mir reisen wolle, so können ihn ja die gehofften Nachrichten bei mir so gut, und eher finden als dort. So hab' ich das Vergnügen, ihn bei mir zu sehen, und ihm, denke ich, wird's auch Freude seyn, deiner Hochzeitfeier mit beizuwohnen. Sobald du kömmst, soll sie vollzogen werden." Nun erwartete er sie gewiß, oder doch mit nächster Post einen Brief, der ihm den Tag ihrer Abreise bestimmen würde.

Ganz unerwartet kam der Hofrath von Wetter wieder nach Halberstadt. Die Absicht seiner Reise betraf dieselbigen Herrschaftlichen Angelegenheiten und daß er sie zum zweitenmal mit verdoppelter Freude übernahm, wird iedermann glauben. Von seinen Geschäften darf ich nicht reden, wenn sie mir auch bekannt wären. Seine Liebesgeschichte ist eben so wenig eine Sache, die wir mit Vollmuths Begebenheiten verwickeln dürfen. Aber das wird meinen Lesern so angenehm seyn als mir, daß wir durch ihn Nachricht von den Vorfällen in der Residenz bekommen können, aus welcher wir seit geraumer Zeit nichts gehört haben.

Wetter ward durch Fräulein Munchen im Hause des Domainenraths eingeführt und fand eine so freundschaftliche Aufnahme, als er sie kaum erwartet hatte. Er ging anfangs sehr behutsam mit Vollmuths Geheimnissen um, und war sehr zurückhaltend. Aber er erfuhr bald, daß Vollmuth selbst ihnen sein Herz aufgeschlossen hatte. Man erzählte ihm endlich die Heirath, welche des Domainenraths Sohn mit Emilien, einer Schwester des Kaufmann Lövenbarths, nächstens schliessen würde. Nun durfte er vollends kein Bedenken tragen, offenherzig zu ihnen zu reden, weil sie durch diese Heirath mit Vollmuthen und seinen Freunden in eine genaue Verbindung traten. Er vertrauete ihnen also alles und ich erzähle diese Nachrichten aus seinem Munde.

Löven-

Löwenbarth wohnte iezt mit seiner ganzen Familie in der Residenz D**. Man hatte viel Schwierigkeiten gemacht, ihn mit seinem ziemlich beträchtlichen Vermögen aus dem Lande zu lassen. Er hatte aber doch endlich durch allerlei List Wege gefunden, seine Absicht zu erreichen, nachdem er sich einen Verlust gefallen ließ, der zu ertragen war. Vollmuths Mutter wohnte bei ihm. — „Ach Frau Vollmuthen! nun was macht die?“ fragte Fräulein Minchen, sobald Wetter ihrer nur mit einem Worte gedachte. Wetter durfte nun an nichts anders gedenken, er muste erst ausführlich erzählen, was er von ihr wuste.

Wetter war mit Malheuren beim Generalsuperintendent gewesen, als sie angekommen war. Der alte Würdig und seine Gemahlin hatten sie gleich erkannt, sobald sie in die Stube getreten war. Aber die ganze Gesellschaft war in eine außerordentliche Bestürzung gerathen, als sie ihren Namen nennen hörten. Einer hatte den andern angesehen und Schrecken und Verwunderung bei dieser Erscheinung verrathen, bis sie endlich ihres Sohnes Briefe hervorgebracht und sich durch ihren Vortrag als eine Person gezeigt hatte, die mit Gesinnungen zu ihnen kam, die ihnen allen angenehm seyn musten. Würdig hatte sie sehr bereitwillig aufgenommen, und ihr ohne Bedenken die Stube in seinem Hause eingeräumt,

welche ihr Sohn vorher bewohnt hatte. Wetter konnte nicht genug sagen, was für Arbeit sie dem Generalsuperintendent gemacht, und wie viel Mühe er angewandt hätte, sie bei der grausamsten Marter eines folternden Gewissens der Verzweiflung zu entreissen. Endlich aber wär's ihm gelungen, einen Weg zu ihrem Herze zu finden und sie durch Gottes Segen zur wahren Beruhigung zu führen.

Die Veränderung ihrer Wohnung hatte der Gesellschaft einigen Verdacht wider sie erweckt, den aber Wetter, sobald er ihn bemerkte, widerlegte. Der Generalsuperintendent hätte sie mit Vergnügen in seinem Hause behalten wollen und sie wäre mit Thränen von ihm gezogen. Aber die Frau Löwenbarthin hätte vom ersten Tage ihrer Ankunft an ihr näheres Recht an ihre Schwägerin gültig zu machen gesucht und mit Bitten und Vorstellungen so lange angehalten, daß man ihr endlich nicht länger hätte widerstehen können. Der wichtigste Grund, den Würdig nicht umstoßen und die Frau Vollmuthen nicht verwerfen konnte, war von der bevorstehenden Verheirathung ihrer Töchter hergenommen. „Mir," sprach sie, „kann meine Schwägerinn Erleichterung verschaffen, und ihr selbst wird das Leben unter leichten Geschäften angenehmer verfliessen." Sonst gab Wetter ihrem Verhalten das Zeugniß, daß sie eine feste Entschlossenheit für die

Tugend

Tugend zeige und ſich mit unverdächtigen Eifer bemühe, in aller Abſicht rechtſchaffen zu handeln; weswegen man überall ihrer vorigen Ausſchweifungen vergeſſe und ihr willig Liebe und Achtung erzeige.

Das Geſpräch kam endlich auch auf Herr von Lieben, deſſen Schickſal immer noch ſehr kläglich war. Meine Leſer wiſſen ſchon, daß Kunigunde den Schulmeiſter von Hungersdorf abſchickte, daß er zur Beruhigung ihres Gemahls eine Ausſöhnung zwiſchen ihm und Vollmuthen ſtiften ſollte. Er kam aber mit einem Brief an Vollmuthen, als dieſer ſchon abgereiſet war, weswegen er ſich mit ſeinem Auftrag an den Generalſuperintendent wenden muſte. Vollmuthen war alſo dieſer Auftritt ganz unbekannt. Seine Freunde in der Reſidenz verſchwiegen ihm mit Fleiß alle Vorgänge, die nichts beitragen konnten, ſeine Beruhigung zu befördern. Noch weniger konnte man im Hauſe des Domainenraths etwas davon wiſſen, weil dergleichen Vorfälle in der Reſidenz nicht ausgebreitet wurden und alſo dem Hofrath Selbſt nicht zugetragen werden konnten. Jetzt hörte man ſie mit deſto mehr Verwunderung und Erſtaunen. Fräulein Minchen nahm deſto mehr Antheil an allen, was Vollmuthen auch nur mittelbar betraf, je mehr ſie Liebe und Hochachtung gegen ihn in jedem Worte ihres Bräutigams fand.

Der Schulmeister ward vom Generalsuperintendent mit Antwort versehen. Er schrieb an Kunigunden. So ganz zufrieden mochte Kunigunde mit diesem Brief wohl nicht seyn; worüber man sich, wie mich dünkt, gar nicht verwundern darf. Unter solchen Umständen, als diese waren, kann ein Würdig an eine Kunigunde gewiß keinen genugthuenden Brief schreiben. Das kann ich aber meinen Lesern versichern, daß er nicht im Ton eines Magister Barsches geschrieben war. Würdig glaubte nicht, daß eine Bußpredigt ietzt gut angebracht wäre. Er ließ so viel einfliessen, „daß er das Verfahren des Herrn von Liebe gegen Vollmuthen gegenwärtig nicht untersuchen wolle und dürfe; daß er aber gewiß versichern könne, daß Vollmuth kein rachgieriges Herz seinen Beleidigern nachtrage. Wäre es Herr von Liebe's aufrichtige Gesinnung, einen Mann, den er als Kind zur Taufe getragen hätte, im Genuss seines Friedens nicht zu stöhren; so möchte er in Gottes Namen nach Hungersdorf ziehen und könnte gewis glauben, daß er von Vollmuths Seiten unbeunruhiget daselbst bleiben würde." — Nach einigen Wochen war Herr von Liebe mit Kunigunden wieder in Hungersdorf.

In der ganzen Gegend machte seine Zurückkunft viel Aufsehens; der Schulmeister furchte sich, und ieder Bauer ging ihm aus dem Wege.

Man

Man hatte alle die Nachrichten von ihm aus Fuchsdorf erfahren, und niemand wollte sich in Gefahr begeben, von ihm angefallen zu werden. Der Schulmeister war der erste, der zu ihm gerufen ward. Er gestand es Würdigen selbst, daß er mit zitternden Knochen zu ihm gegangen wäre, aber er muste doch hingehen. Das erste Ansehen hatte ihm Schrecken und Entsetzen verursacht, so verfallen und elend sahe er aus; sein Gespräch aber hatte Mitleiden und Erbarmen rege gemacht.

„Hab' ich mich geändert, Herr Schulmeister?" war seine Anrede gewesen.

„Ja, gnädger Herr!" hatte der Schulmeister geantwortet, „Sie müssen krank gewesen seyn."

„Freilich! und das recht gefährlich. Ach kann mich nur die Leute hier nicht auch verfolgen! Was denkt er wohl, Schulmeister? man hat mich dort hängen wollen an den Galgen! — was meint er dazu? und einandermal wollte mich der Teufel holen. Komm er her und bete er mit mir! Nicht wahr er meints mit mir gut?"

Kunigunde hatte hierauf das Wort ergriffen und ihren Gemahl als einen Mann beschrieben, der mit ganz andern Gesinnungen zurückgekommen wäre. „Er wird," sprach sie, „in Zukunft einen sehr gnädigen Herrn an ihm haben,

und in seinem Leben sowohl als in der ganzen Einrichtung unsers Hauses Beweise seiner Frömmigkeit sehen. Der gute Mann! — hör er doch, mit welcher bußfertigen Kränkung er von seinen Fehltritten spricht, und mit welcher exemplarischen Demüthigung er sich als einen strafsälligen Sünder verdammt. „Wer da nicht sollte Barmherzigkeit finden.“ — — Hier klopfte sie ihm die Backen und lächelte ihn an. „Besuche er nur in Zukunft meinen Gemahl fleißig; es ist sein größtes Vergnügen, wenn er mit frommen Leuten umgehen kann.“

Dies war Kunigundens Maxime, ihren Mann zu besänftigen. Es schien, als wenn er sich durch ihr Geschwätz hintergehen liesse und durch die Einbildungen von seiner Güte die Schreckbilder vertrieben würden. Aber es währte gemeiniglich nicht lange. Im folgenden Augenblick sprach wieder Verzweiflung aus ihm, und die Angst seines Gewissens war so groß, daß er die schrecklichste Unruhe empfand, vor jedem Menschen erschrack, und beim kleinsten Geräusch schüchtern zusammen fuhr. Der Schulmeister kam nicht los. Er muste fast beständig bei ihm seyn, mit ihm im Felde spatziren gehen, und täglich zweimal Betstunde halten. Man häufte Versprechungen auf Versprechungen und erbot sich, alle Versäumniß seinem Hause doppelt zu ersetzen.

Der

Der gute Mann hätte das gern gethan, wenn er nur dem Geschäfte gewachsen gewesen wäre. So viel Kenntniß der Religion und des menschlichen Herzens hatte er, daß er wohl einsahe, Kunigundens Weg habe mehr ihre eigene Sicherheit, als ihres Gemahls Beruhigung zur Absicht. Gleichwohl wuste er auf der einen Seite nicht, was er für einen Ton zu wählen habe und ob ers wagen dürfe, eine andere Sprache zu führen; auf der andern Seite aber war er besorgt, mit Stillschweigen oder Nachgeben zu fehlen und an seines Patrons Schicksalen einen Antheil zu nehmen, der am Ende ihn selbst beunruhigen könnte. Er schlug daher Kunigunden vor, daß sie doch den Herrn Magister möchte rufen lassen, weil es eigentlich dessen Amt wäre, dem gnädigen Herrn zuzusprechen. Das war aber kein Rath für Kunigunden.

Den Prediger in Hungersdorf kennen meine Leser von Kunigundens Hochzeit her. Er war kein Kalmäuser, ging gern in Gesellschaft, und ließ sichs bei den Hochzeiten und Kindtaufen seiner Bauern recht herzlich gut schmecken. Aber auf den Edelhof ging er nicht gern. Es kann seyn, daß sich mancher Leser darüber wundert, und ich selbst bin mit dem Prediger nicht eines Sinnes. Ich sollte glauben, der Edelmann hätte einen bessern Geschmack als der Bauer, und wenn's nun einmal aufs

Schmecken angesehen wäre, so ginge ich dahin am liebsten, wo's am besten schmeckt. — Man spricht ja auch gern ein vernünftig Wort über Tische. Was weiß der Bauer zu reden? — von Säen und Pflügen, von Pferden und Ochsen — weiter nichts. Der Edelmann muß doch wohl klüger und Einsichtsvoller seyn?

Es ist zwar hier die Rede von Landedelleuten, und so gewiß es ist, daß man unter gesitteten Leuten feiner wird, so leicht möcht' es auch wohl geschehen können, daß man unter tölpischen Leuten vergröbert würde. Das müste doch aber nicht gut seyn, daß dem ohngeachtet der Gehalt nicht immer noch um einige Loth besser bleiben sollte. Der Edelmann würde doch wohl etwas von — Menschen und — Ergetzen mitsprechen können. Wenigstens wüsste ich nichts zu antworten, wenn mir iemand Prediger aufstellen wollte, die lieber zum Edelmann als zum Bauer gehen. Man müste denn damit zufrieden seyn, daß ich sagen würde: das können wohl — andere Edelleute und — andere Prediger seyn. — Unterdessen ists wahr, der Prediger in Hungersdorf ging lieber zum Bauer, als auf den Edelhof.

Dem uralten Herkommen nach muste der Prediger an gewissen Tagen auf dem adlichen Hofe gespeist werden. Der damalige Prediger war sonst ein sehr grosser Freund von dem alten Herkommen, und hatte ihn noch nie verlassen.

Aber

Aber wegen des Speisens entstanden mancherlei Irrungen, worüber er verdrießlich ward. Die gnädige Frau legte am Tische vor, und beobachtete die adliche Rangordnung so strenge, daß sie den ersten Teller nicht dem Prediger, sondern ihrem Herrn Gemahl reichte. Um das beste Stückgen war's dem Prediger nicht zu thun, das konnte die gnädige Frau, wenn sie sonst wollte, auch auf den andern Teller legen. Aber das ärgerte ihn, daß Edelleute — nicht Edelleute waren, und dadurch in der Achtung bei andern etwas zu gewinnen glauben konnten, wenn sie ihnen ihre eingebildeten Vorzüge auf eine lächerliche Weise fühlbar machten. Sein Grundsatz war, an ihrem Tisch ein sich Gast; und daß der Edelmann mein Patron ist; das legt ihm eher die Pflicht auf, mich hervorzuziehen, als daß es ihm Freiheit geben kann, mich herunterzusetzen. Doch der Prediger fand Mittel, diesem Mißverständniß abzuhelfen, wenn's nur auf eine Weise hätte geschehen können, wodurch Kunigunde nicht so sehr aufgebracht worden wäre.

Acht Tage drauf, als Kunigunde dem Prediger vorgelegt hatte, bat dieser den gnädigen Herrn und Kunigunden zu sich zum Essen. Hier legte die Frau Magistrin vor und gab, nach vorhergegangener Verabredung, ihrem Mann den ersten Teller, der gnädigen Herrschaft aber den zweeten und dritten. Die

Gesich-

Gesichter, die dazu gemacht wurden, kann man sich wohl selbst malen. Indessen schien diese List doch den Nutzen nicht zu haben, den sich der Prediger davon versprach. Bei der ersten Gelegenheit reichte die gnädige Frau den ersten Teller wieder ihrem Gemahl. Sobald aber der Prediger ihre Absicht merkte, kam er dem gnädigen Herrn zuvor, that als wenn er gemeint wäre, und reichte der gnädigen Frau seinen ledigen Teller über den halben Weg entgegen. — So ging diese Irrung überhin und der Prediger ward in der Folge als Gast behandelt.

Das Unglück entspann aber bald einen andern Zwist. An einem gewissen Tage, an welchem der Prediger die Speisung zu erwarten berechtiget war, kam der Edelmann nicht in die Kirche und fuhr mit Kunigunden unter der Predigt zum Dorfe hinaus. Niemand bat ihn, und zu Hause hatte er auch keine Mahlzeit für sich zubereiten lassen. Das war allerdings ein verdrießlicher Umstand. Die Absicht verdroß dem Prediger noch am meisten. Die Speisung war wirklich eine Schuldigkeit, aber dafür wollte man sie nicht angesehen haben. Man besorgte, der Prediger würde sich nicht so tief bücken, wenn man das eingestände. Daher bat man allezeit nach iedesmaliger Predigt, und verreisete an einem solchen Tage, ohne den Prediger vorher etwas davon wissen zu lassen.

Der

Der Prediger wuſte ſich aber recht gut zu helfen.

Am nächſten Speiſetage wollte nun Kunigunde ihre freie Gnade recht ſichtbar zeigen, und hatte außerordentlich zurichten laſſen, ohne andere Gäſte als den Prediger zu haben. Sie wartete auf den Herrn Magiſter und bat ihn vor der Kirche ſelbſt. Der Prediger bedankte ſich aber und ſagte: „weil er nicht gewohnt wäre, zu hungern, und nicht gewuſt hätte, ob ſie zu Hauſe bleiben oder wieder zu Gaſte fahren würde, ſo hätte er ſeine Mahlzeit in ſeinem Hauſe beſtellen laſſen.“ Die Sache kam zur Unterſuchung und ward ſo entſchieden, daß dem Prediger die Speiſung mit Rocken jährlich vergütet werden muſte. Nun ward der Prediger nicht gebeten und ging ungebeten nicht auf den adlichen Hof. Das hätte noch ſeyn mögen, wenn man nur die Sache nicht gar zuweit getrieben hätte, daß man auch in Amts- und Liebesgeſchäften weder hätte rufen laſſen, noch ungerufen gehen wollte. Das bedachte aber der Schulmeiſter nicht, als er Kunigunden den Rath gab, den Magiſter rufen zu laſſen.

„So!“ antwortete ſie, „er will doch wohl nicht ſeinen guten Rath bezahlt haben? — Das wäre der rechte Weg! Ich hab' es in Fuchsdorf erfahren. Wollte Gott, daß ich Magiſter Barſchen nie hätte über die Schwelle kommen laſſen! — Die herrſchſüchtigen Pfaffen! —

wenn

wenn sie noch mit dem Beichtgelde zufrieden wären, das man ihnen ia gern und willig giebt. Aber — ieden Fehler kann man doch unmöglich vergolden! — Aus Stolz sehen sie ihren Balken im Auge nicht, und donnern dann um ieden schwachen Fehltritt in die zaghaften Gemüther so hinein, daß sie mit einer Angst überfallen werden müssen —. als stände der Teufel selbst hinter ihnen und fässen sie schon in der Hölle. — Komm er nur fleißig, mein lieber Schulmeister! er macht seine Sache besser als der Pfaffe."

Es war nicht möglich, der Schulmeister konnte nicht loskommen. Nach allen verworfenen Entschuldigungen muste er sich dazu hergeben und that, sobald er's auf sich genommen hatte, was in seinem Vermögen stand. Er führte von Lieben in die angenehmsten Gegenden um das Dorf herum, bemühete sich, ihn zu ruhigern Gedanken zu bringen, und hielt nur solche Unterredungen mit ihm, die geschickt waren, ihn aufzuheitern. Eine kurze Zeit ging's gut, so daß der Schulmeister sich beinahe die Hofnung gemacht hätte, etwas bei ihm auszurichten. Aber ehe er sichs versahe, bekam von Liebe auf freiem Felde die alten Erscheinungen wieder. Da sah' er den Teufel hinter sich stehen, weinte über den armen Vollmuth, und hörte Kaspar Dreifussen unter dem Galgen ihn als einen Komplicen angeben. Nun stand er da

mit

mit zitternden Gliedern, und der Angstschweiß brach ihm auf der Stirne aus. Der Schulmeister mochte noch so viel bitten; er wollte weder vorwärts einen Schritt weiter, noch rückwärts nach Hause, aus Furcht daß man ihn holen und neben Dreifussen aufhenken würde. Nur diesmal glücklich nach Hause! — wünschte der Schulmeister bei sich — und von Liebe besann sich wieder.

Nun wählte der Schulmeister einen andern Weg. Er ging zum Generalsuperintendent Würdig und bat sich dessen Rath aus. Man wird's dem Mann wohl zutrauen, daß er ihm wird Rathschläge gegeben haben, die heilsam waren. Nur Schade, daß sich ein Umstand ereignete, wodurch sie vereitelt wurden.

Der Schulmeister verfuhr behutsam. Er ließ sich auf dem adlichen Hof nichts davon merken, daß er nach der Residenz reisen und mit dem alten Würdig sprechen wollte. Das konnte er wohl denken, daß dadurch lauter unangenehme, ängstigende Vorstellungen erregt werden müsten, die üble Folgen nach sich ziehen könnten. Lieber erfand er einen scheinbaren Vorwand und eilte, so viel er konnte, wieder nach Hause. Sein erster Gang war zum gnädigen Herrn. Er fand ihn schon angezogen, daß er mit ihm ins Feld gehen wollte.

Noch waren sie nicht weit vom Dorfe, als ihnen die Post entgegen kam, die ihren Weg

nach

nach der Residenz durch Hungersdorf nehmen muste. Es war das schon einigemal geschehen und der Schulmeister konnte nicht glauben, daß dabei etwas zu fürchten wäre. Sonst würd' er einen andern Weg genommen haben, sobald er sie von ferne erblickte. Von Liebe schien noch überdies außerordentlich ruhig und aufgeweckt zu seyn. Aber — zum Unglück saß gerade ietzt Vollmuths Mutter darauf, von der niemand glauben konnte, daß sie sich iemals wieder in dieser Gegend würde sehen lassen.

Meine Leser werden sich über ihre Erscheinung nicht wundern. Sie wissen schon, daß sie von Halberstadt nach der Residenz D** mit der Post ging und können leicht merken, daß diese Begegnung auf dieser Reise geschehen sey. Von Liebe bemerkte die Dreifussen eher als der Schulmeister und machte diesem ein Schrecken, wovon er beinahe den Tod gehabt hätte. „Nun seh' ichs," fing er ganz unerwartet an zu reden und fiel mit einer rasenden Wuth über den Schulmeister her, „gesteh' es nur, daß du dich mit meinen Feinden verschworen hast, meinen Tod zu suchen. Hast du mich darum hierher geführt! — Ganz gewiß bist du heute bei ihr gewesen und hast sie bestellt. Siehst du! da kömmt sie, deine Hure, die Dreifussin. Ihr Mann hangt an dem Galgen, sie hat den Staupbesen gekriegt, und du willst ihr mich

aufs

aufs Rad bringen helfen. Ich hab es schon erfahren; der Teufel hat mir's gesagt. Aber warte nur! — nimm gleich dein Messer und stich mich todt, oder ich erwürge dich. —

Hier fiel von Liebe dem Schulmeister so schnell in die Gurgel, daß er auf die Erde kam, ehe er sich dafür hüten konnte. Zum Glück war der Postwagen so nahe heran, daß der Postillon zu Hülfe kommen konnte. Er sprang hurtig vom Wagen herunter und rettete den Schulmeister aus von Liebens Händen. Ein Hieb mit der Peitsche über beide Hände und eine kurze Anrede im gewöhnlichen Postillons Ton kehrte von Lieben mit einmal um. Erst sah er den Postillon mit einer fürchterlichen Miene an; aber nach einem Augenblick sprach er ganz sanftmüthig: „Wir haben einen Spaas mit einander," und ging ruhig mit dem Schulmeister hinter den Postwagen her. „Schulmeister!" sprach er nach einem tiefsinnigen Augenblick, „ich habe mich anders besonnen. Der Frau bin ich sechs tausend Thaler schuldig; sie wird das Geld holen wollen. Was meinst du wohl, ob ichs ihr gebe? Dann verräth sie uns gewiß nicht!" —

Der Schulmeister fühlte sein Schrecken noch und hörte kaum, was von Liebe sprach, geschweige daß er wuste, was er hätte denken oder antworten sollen. Aber von Liebe erwartete des Schulmeisters Antwort nicht, sondern

sprach ohne Zeitverlust fort. „Frau Dreifussen," rief er dem Wagen nach, „steige sie nur vor dem Schlosse ab; ich will ihr das Geld sogleich geben." Man hörte eine Stimme vom Postwagen, die sehr ängstlich sprach. Vermuthlich war's die Dreifussen, die Angst genug auf dem Wagen ausstehen mochte und den Postillon ganz gewiß zu eilen bat. Die Pferde trabten rasch fort, und der Schulmeister sah es sehr gern, daß von Liebe nicht zurück bleiben wollte. Gern lief er mit, was er konnte, und war froh, daß er ihn mit Güte wieder in den Hof brachte. Sobald ihn Kunigunde in Empfang genommen hatte, foderte er den Schlüssel zum Geldschrank von ihr. Der Schulmeister aber lief nach Hause, legte sich ins Bette, und bedankte sich für alle künftige Spatziergänge mit dem gnädigen Herrn. Er bekam ein hitziges Fieber, und muste vier Wochen zubringen, ehe er der Gefahr des Todes wieder entrissen werden konnte.

Von dem Tage an wurden von Liebens Umstände trauriger, als sie in Fuchsdorf gewesen waren. Seine Angst nahm täglich zu, und seine verwirrten Vorstellungen wurden immer schreckhafter. Er war von der Vorstellung nicht abzubringen, daß er gehenkt werden müste, und wünschte nur, daß es bald geschehen möchte. „Eher," sprach er, „hat der Teufel doch keine Ruhe, bis er mich bei Fuchsschwanzen hingebracht

gebracht hat." Wo er nur einen Menschen ankriegen konnte, war das seine Bitte, daß man ihm die Wohlthat erzeigen und das Leben nehmen möchte.

Einstmals sahe sich Kunigunde genöthiget, ihn gewisser Geschäfte wegen eine Viertelstunde allein zu lassen. Von Liebe bediente sich der Gelegenheit und machte in aller Geschwindigkeit einen Versuch, sich im Bette an seinem Strumpfbande zu erwürgen. Kaum daß er noch zu retten war, als sie kam. Einige Tage nachher sieht er die Gelegenheit ab, eines Messers habhaft zu werden. Er verbirgt's in seinem Bette und setzt's in der folgenden Nacht Kunigunden an die Kehle. Zum Glücke schlief sie noch nicht fest und empfand den Schmerz, ehe die Wunde gefährlich ward. Seit dem kömmt er vom Zimmer nicht herunter und wird Tag und Nacht von zween Männern bewacht. — In den Umständen befand er sich noch, als Wetter aus der Residenz ausreis'te.

Im Hause des Geheimenraths war Wetter seit langer Zeit nicht gewesen. Nach Vollmuths Abreise einmal, — und dann nicht wieder. Die vorläufige Nachricht davon machte den Domainenrath sowohl als seine Gemahlin und Fräulein Minchen neugierig, von der ietzigen Verfassung des Hauses mehr zu hören, und Wetter war nicht abgeneigt, ihnen zu willfahren.

In Vollmuths Abreise hatte sich der Geheimerath gar nicht finden können. So lange er in der Residenz war, wünschte er ihn weit weg, und nun er fort war, gab ihm seine Abwesenheit wenig Beruhigung. Sie war so schnell erfolgt, und mit Umständen verbunden, die ihm freilich viel Nachdenken machen mußten. Der Abschied war zu ehrenvoll. — Mit Schimpf und Schande hätte er zur Residenz nicht nur, sondern zum Lande hinausgebracht werden sollen, das würde ihm wahre Freude nach seinem Geschmack gewesen seyn; und wer weiß, ob er nicht dazu schon geheime Anlagen gemacht hatte. Das vollends war nach seinen Gedanken eine offenbare Kränkung für ihn, daß Wetter Vollmuthen begleitet hatte. — Aber — die Reisekosten — — —

Es giebt allenthalben viel Menschen, die sich gar zu ungern um ihre eigene Oekonomie bekümmern. Sie lassen Jahre hingehen, ohne ihren Bestand zu überrechnen, und sehen in die Kasse nicht hinein, als wenn sie herausnehmen wollen — und denken an Nothwendigkeiten nicht, wenn sie sie heute mit ihren Vergnügungen erschöpfen. Aber desto lieber mögen sie bei allen Gelegenheiten zwischen Entwürfe und Kräfte, zwischen Aufwand und Einnahme anderer Menschen Balance ziehen. Wie will er das ausführen? — sagen sie, wenn iemand nach ihren Gedanken zu viel unternimmt; woher will er das Geld dazu nehmen?

Man

Man kann sich leicht vorstellen, daß in einer Residenz, wo allerlei Leute durch einander leben, auch solche nicht fehlen werden. Diese alle unter welchen der Geheimerath auch war, forschten recht ängstlich, woher Vollmuth das Geld zu seinen Reisen nähme. Wenn nur noch ieder von diesen Leuten seine Gedanken für sich behalten hätte, so hätten sie immerhin darüber grübeln mögen, bis sie endlich des Grübelns satt und überdrüßig geworden wären. Aber da kamen sie täglich zusammen; sagten ein ieder seine Einfälle; und scheueten sich auch vor Adolfen nicht. Adolf erzählte sie den andern Morgen bei einer Pfeiffe Taback seinem Herrn Papa mit witzigen Zusätzen und dadurch ward der Geheimerath immer unruhiger gemacht und in Gesinnungen gegen Vollmuthen unterhalten, die Emilien die empfindlichste Kränkung verursachten.

„Wohin mag doch Vollmuth gereist seyn und woher mag er die Kosten dazu nehmen?“— „— Das kann man ia leicht errathen; der Generalsuperintendent Würdig unterstützt ihn.“ — „Hm — mich dünkt, Wetter wird das seinige auch dazu beitragen.“ — „Wetter! — ia! nur aus seiner Tasche nicht. Das glaub ich wohl, daß er ihm eine Pension vom Fürsten verschaft hat.“ — Eine Pension vom Fürsten? die ist so geschwinde nicht ausgewürkt. Ja wenn er in Bedienung stände, oder einen

Charakter vom Hofe hätte." — „Ich kann auch nicht absehen, wozu er eine Pension vom Hofe nöthig hat. Emilie wird ihn schon unterstützen und die Mama giebt gerne alles her. Der alte Geheimerath wird wohl betrogen, er mag so klug seyn als er will." — Dies waren die Urtheile, welche Adolf aus der ersten Abendgesellschaft nach Hause trug und den morgen drauf dem Papa erzählte.

Man stelle sich vor, wie dem Vater dabei zu Muthe seyn muste! Er hatte schon manchmal den Gedanken gehabt, ob nicht Vollmuth von den Wohlthaten seiner Gemahlin und Tochter leben möchte, — aber bei aller Wachsamkeit und List konnte er keine Entdeckungen machen. Er hatte sie bereits auf allen Seiten so eingeschränkt, daß sie, wenn sie keine andere ihm unbekannte Wege hatten, gewiß nichts thun konnten. Das that er noch, er nahm ihnen die Kleinigkeit, die er ihnen bisher monatlich zu allerlei kleinen Ausgaben bestimmt hatte, und ließ sich auch den Groschen zu Stecknadeln abfodern. Dabei war er so hart in der Beurtheilung ihrer billigsten Foderungen, und gab ihnen, was er endlich geben muste, mit solchen bittern Vorwürfen, daß es nicht Wohlthat, sondern Leiden und Strafe für sie war, etwas von ihm zu suchen und anzunehmen. — Hätte er gewust, daß die Geheimeräthin einen geheimen Schlüssel zu seinem Schrank hatte, er

würde

würde ſich nicht geſcheuet haben, ihr unter den Augen zu ſagen, daß ſie eine Diebin ſey.

Der Gedanke, daß Wetter Vollmuthen vielleicht eine Penſion vom Fürſten ausgewürkt habe, war ihm auch ſehr auffallend. Das muß ich wiſſen, war ſein erſter Gedanke. Es konnte ihm auch nicht viel Mühe machen, hinter die Wahrheit zu kommen; ſo geheim auch die Sache betrieben ward. Der Fürſt war von allen Seiten mit Leuten umgeben, die ſeine Kreaturen waren. Feinde hatte er freilich genug, aber keiner wollte es ſeyn, und ieder muſte ſeine Rache fürchten, ſo lange er Anſehen und Gewalt behielt. Endlich erfuhr er mit völliger Gewißheit, daß Vollmuth durch Wetters Hände eine Penſion vom Fürſten bekomme. Der Schlag hätte ihn rühren mögen, ſo alterirte er ſich darüber und Wettern ward er im Augenblick ſo feind, daß er ſeine ganze Rache auf ihn zu richten beſchloß.

Zum Unglück muſte Wetter in derſelben Stunde zu ihm gehen. Es war gerade um die Zeit, als Wetter das erſtemal nach Halberſtadt reiſen ſollte. Der Fürſt hatte ihm ſo eben Auftrag dazu gegeben und mit dem Geheimenrath von F** darüber zu konferiren befohlen. Mit der Geheimenräthin oder mit Emilien durfte er im Hauſe kein Wort zu ſprechen wagen: er wuſte ſchon, daß ſie ein ſtrenges Verbot mit harten Drohungen bekom-

men hatten. Er ging also gerade durchs Haus, und Emilie, die ihn durchs Fenster kommen sahe, machte die Stubenthür nicht auf. Oben vor dem Zimmer des Geheimenraths stand Jakob. „Melde mich, Jakob, ich muß den Herrn Geheimenrath sprechen.“

„Ja!“ antwortete Jakob, „den Augenblick.“ —

Nach ein Weilchen kam er wider heraus. „Der Herr Geheimerath können Sie heute nicht sprechen, sie sind beschäftiget — oder vielmehr,“ sagte Jakob ganz leise, „entsetzlich böse auf Sie.“

„Geht noch einmal hinein, und sagt eurem Herrn, daß mich der Fürst hergeschickt habe. Ich lasse mich erkundigen, ob ich dem Fürsten seine Antwort, die er mir herausschickt, wiedersagen soll.“

Jakob ging wieder hinein, kam aber eher als das erstemal wieder heraus. Er machte die Thür des Zimmers nicht einmal hinter sich zu, sondern ließ sie breit offen stehen und brachte dem Herrn Hofrath mit einer lächelnden Miene und einer tiefen Verbeugung die Erlaubniß, hinein zu gehen. Der Geheimerath erhob sich aus seinem Lehnstuhl und kam dem Hofrath in der Stube entgegen. „Warum,“ sprach er sehr zerstreuet, „lassen Sie sich lange melden, wenn mein Herr Sie zu mir schickt?“

„Weil

„Weil ich Jakoben vor der Thür fand, hielt ichs für schicklich;“ — das waren die Komplimente. Nun ward von Herrschaftlichen Angelegenheiten gesprochen. Der Geheimesrath war gar nicht damit zufrieden, daß der Fürst Wettern so viel Vertrauen widmete. Mit Aufträgen von dieser Art waren mancherlei Vortheile für den, der sie besorgen muste, verbunden, und wenn sie glücklich ausgeführt wurden, konnten ansehnliche Belohnungen nicht ausbleiben. Wenn er noch wäre befragt worden, wer wohl geschickt dazu wäre; aber so — Er konnte seinen Unwillen nicht bergen und gab dem Hofrath mit erzwungenen freundlichen Mienen lauter unbestimmte unbefriedigende Antworten, die nichts entschieden. Kaum daß er sich zwingen konnte, seinen Unwillen einige Minuten zurückzuhalten. Durch die Augen brach er beim Gespräch über die Fürstlichen Angelegenheiten schon; sobald aber diese schlecht genug beendiget waren, öfnete er sich auch den Ausgang durch den Mund.

„Ich denke,“ sprach er mit zusammengezogenem vorstehenden Munde und funkelnden Augen, als Wetter Abschied nehmen wollte, „Sie sind mein Freund?“

„Darinn hoff ich,“ antwortete Wetter, „sollen Sie sich nicht geirrt haben. Mit Wissen hab ich nichts gethan, was Sie nöthigen könnte, andere Gedanken von mir zu fassen.“

„So! — Sie haben doch Vollmuthen eine Pension vom Fürsten ausgemacht.“

„Davon weiß ich nichts.“

„Haben Sie ihm nicht erst kürzlich zwei hundert Thaler geschickt?“

„Ja! das hab' ich gethan. Das war aber keine Pension vom Fürsten.“

„Von wem sonst?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, weil ich Verschwiegenheit versprochen habe.“

„So! und doch sind Sie mein Freund! — Heimlichkeiten — das ist schön! — und Gefälligkeit gegen einen Buben, den ich bis in den Tod zu hassen Ursach habe, weil er Schimpf und Schande über meine Familie bringt!“

„Muß man denn allen andern Menschen Treu und Glauben brechen — auch des Fürsten Geheimnisse verrathen, wenn man Ihr Freund ist? — Sie nennen Vollmuthen einen Buben. Ich finde an ihm einen guten Mann, der keines unedlen Gedankens fähig ist. Wie kann ich ihn beschimpfen oder verachten. Er hat ia Leiden genug von Ihrem Haß zu ertragen; sollten ihn nun, Ihnen zu gefallen, alle andere Menschen verfolgen, so müste er ia umkommen. Sind Sie zufrieden, wenn ich Ihnen sage, daß ich auf hohen Befehl thue was ich für ihn thue? — Es wird sich noch wohl zeigen,

daß

daß ich Ihr Freund und Verehrer Ihres Hauſes bin.“

So hat mich noch niemand betrogen als Sie; reiſen Sie, wohin Sie wollen! — Das war der Abſchied.

Jetzt hatte Wetter keine andere Gelegenheit, die Geheimeräthin und Emilien zu ſprechen, er muſte durch Lieſgens Haus von hinten herein kommen, wenn der Geheimerath und Adolf nicht zu Hauſe waren. Er konnte ſich ihnen unmöglich entziehen, ſo ſchimpflich auch der Weg einem ieden ſcheinen muſte, der die Verfaſſung des Hauſes und Wetters Abſichten nicht kannte. Es war der einzige Troſt, der ihnen übrig blieb, weil ſie weder in ihrem Hauſe Ruhe und Zufriedenheit genoſſen, noch außerhalb anſtändige Vergnügungen ſuchen durften. Er ging den Tag noch zu ihnen. Ihre Sprache war immer dieſelbige, und wenn ſich Veränderungen zutrugen, ſo waren's doch für ſie keine Erleichterungen. Am ruhigſten waren ſie dann, wann der Vater ſie gar nicht anſahe, in welcher Lage ſie ſich eben ietzt befanden. „Seit Vollmuths Abreiſe hat er uns noch nicht angeſehen,“ ſprachen ſie beide.

Wetter verwunderte ſich darüber, weil er ſicher geglaubt hatte, daß Vollmuths Entfernung ihm angenehm ſeyn, und ihn gegen Emilien freundlicher machen würde. Aber kein

Wort

Wort hatte er gesprochen, auch von Emiliens Verheirathung nicht, und Malheur sowohl als Baserno waren nicht wieder ins Haus gekommen. Jakob wuste ihnen darüber die beste Erklärung zu geben, weil er auch manchmal Gelegenheit hatte, etwas von Adolfs Nachrichten zu hören. „Der gnädige Herr denkt ganz gewiß, daß sie Vollmuthen Geld zur Reise geben;“ dies war sein Urtheil. Emilie gab noch eine Ursach an, warum der Papa gar nicht an sie denken könne, die auch sehr wahrscheinlich schien: „der Papa,“ sprach sie, „muß mit Adolfen etwas vorhaben, das alle seine Geschäftigkeit hinnimmt; sie kommen gar nicht von einander.“

Adolf war immer noch der vorige nichtswürdige Mensch, der die niederträchtigste und schimpflichste Lebensart führte; aber dem ohngeachtet war der Vater mit ihm immer zufrieden. Er spielte den Heuchler. Vor den Augen des Vaters wuste er seine Laster geschickt zu verbergen. Man sahe die Folgen deutlich genug in seinem entkräfteten Körper, in der bleichen Farbe seines welkenden Gesichts, und in seinen versunkenen Augen. Aber — das war nach des Vaters Auslegung, Kummer über Emiliens schimpfliche Aufführung mit Vollmuthen und Kränkung seiner vom Fürsten übersehenen Verdienste. Man sprach viel von Adolfs liederlichen Lebensart; es fanden sich auch Menschen,

schen, die listig genug waren, diese Nachrichten bis zu den Ohren des Geheimenraths zu bringen. Aber — das waren einfältige Urtheile pöbelhafter Leute, die Personen vom Stande die Vergnügungen nicht gönnten, die sie nicht bezahlen konnten, und sie darüber beneideten und verlästerten. Sein Haß gegen Vollmuthen, seine Lieblosigkeit gegen Emilien, seine scheinheilige Anhänglichkeit an dem Vater, ersetzten alle ihm abgehende Verdienste und Tugenden. Noch heute ward Wetter Zeuge eines Auftritts, der ihm Angst genug machte, aber die Wahrheit ihrer Gedanken bestätigte.

Der Geheimerath war ausgefahren und kam diesmal zeitiger wieder, als man ihn erwartet hatte. Ohne den Wagen zu erwarten, der zwo Stunden später bestellt war, kam er gegangen und Jakob hinter ihm. So leicht hatte man nicht zu fürchten, daß er in seiner Gemahlin Zimmer kommen würde. Doch aus übriger Besorgsamkeit muste Wetter in Emiliens Schlafzimmer treten, da nicht Zeit genug war, den Boden zu erreichen. Hier konnte er alle Worte hören, die im Hause und in dem Zimmer gesprochen wurden. Man hörte eine Kutsche rasseln. Der Geheimerath kehrte sich in der Thür um und sahe ihr entgegen. Sie fuhr auf ihn zu, und hielt vor dem Hause. Es stieg eine wohlgekleidete Dame aus, welche eine Magd mit einem Kinde bei sich hatte, das kaum ein

halbes

halbes Jahr alt seyn konnte. Sie trat den Geheimenrath dreust an und erklärte sich, daß sie in einem wichtigen Anliegen Hülfe und Schutz bei ihm zu suchen käme. Bald wäre die Geheimeräthin hinaus getreten, weil sie glaubte, der Geheimerath würde sie zu ihr bringen; und Wetter war dabei nicht wenig verlegen. Aber der Geheimerath führte sie auf seine Stube.

Es währte kaum einige Minuten, so entstand ein Gepoltere die Treppe herunter, durch welches eine bekannte aufgebrachte Stimme mit aller Gewalt durchwetterte, daß Wetter sowohl als Emilie und ihre Mama erschracken. Ehe man einen Gedanken darüber fassen konnte, sahe man am Fenster die Dame mit dem Kinde wieder in den Wagen steigen, und der Geheimerath schmiß die Thür mit einer gewaltigen Heftigkeit zu. „Du infame Hure!“ sprach er für sich, als er durch das Haus nach der Treppe ging.

Wetter wäre ietzt gern nach Hause gegangen. Daß der Geheimerath zu Hause war, hinderte nicht; man hatte einen Weg von unten aus dem Seitengebäude hinauf gangbar gemacht. Aber die Neugierde war zu groß, Erklärung über den Vorfall zu haben. Vielleicht war man auch besorgt, daß Unruhe für die Mama und Emilien daraus entstehen möchte. Endlich kam Jakob herunter gelaufen und der

Geheis

Geheimerath rief ihm aus der Stubenthür nach: „er soll gleich kommen!“ — Ihre Neugierde ward immer gröſſer. Jakob lief, was er konnte, vor das Zimmer der gnädigen Frau vorbei gerade zum Hause hinaus, und der Geheimerath machte seine Stubenthür erst zu, als er schon hinaus war. Man wuste gar nicht, was man denken sollte, bis endlich Jakob nach einer Viertelstunde wiederkam und Adolfen mitbrachte.

Nun war's gewiß, es wurden geheime Unterredungen gehalten und man konnte sich Hofnung machen, daß Jakob Gelegenheit haben würde, sich zu entfernen und ihnen das Geheimniß aufzuschlieſſen. Endlich kam Jakob. — Erstaunen und Verwunderung waren noch auf seinem Gesichte ausgedruckt und als ihm die Geheimeräthin entgegen rief: was geht vor? Jakob!“ — schlug er die Hände in einander und sagte: „das sollten Sie wohl nicht errathen, gnädige Frau.“ — Vermuthlich ginge es meinen Lesern nicht anders; daß sie's also schwerlich mißbilligen werden, wenn ich ihnen das ganze Geheimniß ungefragt entdecke. Ward's doch den folgenden Tag der ganzen Residenz kund.

Das Frauenzimmer war eine Amtmanns Tochter, die ohne Eltern war und auf einem eigenthümlichen einträglichen Guthe eine Stunde von der Residenz lebte. Das Kind war ihr

Sohn,

Sohn, den sie dem Geheimenrath als seinen Enkel vorstellte. Sie gab vor, daß sie sich hätte durch vieles Bitten nach den feierlichsten Versichrungen einer ernstlichen Absicht und Gesetzmäßigen Verbindung, die sie einander schriftlich gegeben hätten, verleiten lassen, mit Adolfen in einer geheimen Vertraulichkeit zu leben, aus welcher dieser Sohn seinen Ursprung hätte. Sie versicherte, daß Adolf noch immer geneigt sey, ihr seine Zusage zu halten, und die Vollziehung der Heirath mit ihr ie eher ie lieber sehen würde; er fürchte sich nur, seinem Herrn Papa seinen Wunsch zu entdecken und um Genehmigung seiner Absichten zu bitten. Auf sein wiederholtes Anrathen hätte sie sich also entschliessen müssen —

" Hier hatte des Geheimenraths Geduld, sie anzuhören, ein Ende. Sie fiel auf die Knice nieder und wollte seine Hand ergreifen, der Geheimerath aber fiel mit einer vollen Ladung Flüche und Schimpfwörter auf sie los und stieß sie mit einer Heftigkeit von sich, daß sie im ersten Anfall Muth und Sprache verlor. Er sprang vor und riß die Thür mit Gewalt auf. — Sie faßte sich wieder, trat ihm in den Weg und versuchte noch einmal, mit demüthigen Bitten sein Herz zu rühren und väterliche Empfindungen durch den Anblick des Säuglings in ihm rege zu machen. Aber umsonst; er schimpfte noch ärger.

„Gnädige

„Gnädige Frau!“ sprach Jakob, „ich kanns Ihnen nicht beschreiben, was sie all für Worte machen konnte! Sie bat doch gar zu sehr beweglich. Mir ward so warm ums Herz — ich hätte ihr nicht widerstehen können. Und dabei eine Person, wie ein Engel so schön, und das Kind, — als wenns dem gnädigen Herrn selbst aus den Augen geschnitten wäre! Aber, da das alles nichts half, da hätten Sie sollen sehen, was sie für eine Miene annehmen konnte. Hätt' ich nur die Worte alle behalten. „Glauben Sie nicht,“ sprach sie mit einem ernsthaften Ton, der ihr ein rechtes Ansehen gab, „daß ich ein niederträchtiges Mensch bin, die Sie mit Füssen von sich stoßen können. Gefehlt hab' ich, aber nicht boshaft und niederträchtig, wie Ihr Sohn, und mein Fehler gibt Ihnen noch lange kein Recht, mir solche Begegnung zu bieten. Wissen Sie's, Adolf hat mich boshaft und schändlich betrogen und würde mich nie dazu gebracht haben, wenn er nicht als der Unredlichste zu Gewalt und List seine Zuflucht nahm. Wäre meine Liebe ie lasterhaft gewesen, so würde ich keine Verbindung mit ihm suchen; ich weiß es recht gut, daß ich Ihren Sohn, aber er nicht mich glücklich machen kann. Zu dem gegenwärtigen Schritt hat mich nichts als strenge Pflicht gegen dies Kind verleitet. Ich vermuthete nicht, so viel Ungerechtigkeit bei einem Manne zu finden, der Gerechtigkeit schützen soll.“ —

Hier überfiel den Geheimenrath Zorn und Hitze mit solcher Gewalt, daß er sich nicht mäßigen konnte. Er schmiß sie zur Stube hinaus und als sie da noch von Verantwortung sprach, ergriff er ihren Arm noch einmal und führte oder stieß sie vielmehr zur Treppe hinunter.

Emilie hatte beschämt ihre Augen niedergeschlagen, die Geheimeräthin aber beseufzte, ich weiß nicht, den Vater oder den Sohn. „Hätte sich doch," sprach sie mitleidig, „die unglückseliche Person an mich gewandt! vielleicht hätt' ich ihr besser gerathen. Wenigzer kann Adolf nicht thun, als daß er seinem Sohn seinen Namen giebt. Wer weiß, wie lange er noch Zeit dazu hat; ich sehe den Ausgang schon vor Augen." Sie weinte.

Wetter hatte nun keine Zeit mehr übrig. Er ging nach Hause und machte Zubereitungen zu seiner Reise nach Halberstadt. Er blieb nicht lange weg, aber er muste erstaunen, als man ihm alles, was unterdessen vorgegangen wär, erzählte. Er war kaum einige Stunden zum Thore hinaus gewesen, so war Adolf gekommen und hatte nach ihm gefragt, als wenn er nicht gewust hätte, daß er in Herrschaftlichen Angelegenheiten verreiset wäre. Weil Wetters Vater wegen einer kleinen Unpäßlichkeit zu Bette lag, und man den Sohn des Geheimenrathes nicht im Hause abweisen wollte; so ward

Adolf

Adolf in das Zimmer der Tochter geführt. Es schien recht darauf angelegt zu seyn, daß er mit ihr hatte allein sprechen wollen, und er muste sich die Umstände gerade so vorgestellt haben, als er sie fand. Er fing an auf eine niederträchtige, plumpe, und unehrerbietige Art mit ihr zu scherzen, daß sie ihm beinahe die Thür gewiesen hätte. Er ging.

Nach Tische kam der Geheimerath gefahren, unter dem Vorwand, seinen Herrn Kollegen zu besuchen, aber in der That für seinen Sohn um das Fräulein Wetter zu werben. Hieraus erhellet der Plan, den er zum Besten seines Sohnes gemacht hatte. Gesagt wird er ihm wegen seines lasterhaften Lebens gewiß nicht viel haben. Weils eine bürgerliche Person war, so hatte die Sache nach seiner Denkungsart so viel nicht auf sich. Aber er mochte doch gefunden haben, daß Adolf in seinen Versprechungen etwas zu ernstlich gewesen war und fürchten, daß die Hure, wie er sie nannte, Eingang und Gehör finden könnte. Um nun das unüberseh-bare Unglück zu verhüten, daß sein Sohn durch die Rechte gezwungen werden könnte, ein bürgerliches Mensch zu heirathen, so wollte er in der Stille eine andere Verbindung stiften und in aller Geschwindigkeit vollziehen lassen. Aber soweit kam's nicht. Der Geheimerath Wetter war ein Mann ohne Verstellung und Falschheit. „So viel Ehre," antwortete er dem Ge-

heimenrath von F**, „eine solche Verbindung mit ihrem Hause wäre, so unmöglich ist sie auf diesem Wege. Meine Tochter ist mit dem Kammerrath von Malheur verlobt. Deswegen kann's aber doch wohl geschehen, ich habe ja noch einen Sohn.

Der Geheimerath Wetter sprach das nur so hin, um seinem Herrn Kollegen die abschlägliche Antwort in etwas zu versüßen. Aus den Erzählungen seines Sohnes konnte er sich diese Würkung davon versprechen. Er erreichte auch seine Absicht. Es schien, als wollte der Geheimerath von F** roth im Gesichte werden; er blieb aber gelassen und ging freundlich weg. Nun kam aber der fatale Umstand, daß sich der Hofrath Wetter mit Fräulein Minchen in Halberstadt verlobte. Die Nachricht davon kam eher als er, in die Residenz. Hofrath Selbst mochte wohl mehr Korrespondenten in Halberstadt haben, als den Domainenrath; der überbrachte sie dem Geheimenrath von F**. — Das war schrecklich, in was für eine Wuth er gerieth. Seine ganze Rache ging vornehmlich auf den Sohn, dem er in der ersten Stunde seiner Zurückkunft sein Haus untersagen ließ.

Der Geheimerath ging freilich zu weit. Wenn er ihm sein Zimmer hätte verbieten lassen, das würde Wetter gehalten haben. Er ging denselben Tag noch zu Emilien. Betrübt

fand

fand er sie freilich sowohl als die Mama, er konnte sie aber recht gut beruhigen. Adolfs Schicksal hatte man lange genug vorher gesehen; es war unmöglich einen anderen Ausgang zu erwarten. Halbe Tage lag er schon im Bette und nach aller Muthmaßung muste er bald ganz und gar liegen bleiben. Die Sache beschäftigte den Geheimenrath so sehr, daß sie gar keine Beunruhigung von ihm zu fürchten hatten. Wetter versprach ihnen sogar den Nutzen davon, daß der Geheimerath sich nun würde schämen müssen, von ihrer Bekanntschaft, mit Vollmuthen so schimpflich zu reden, und daß, wenn die Sache vor den Fürsten käme, Emiliens und Vollmuths Glück dadurch befördert werden könnte.

Wetter konnte gut muthmassen und trösten; die Sache muste wohl vor den Fürsten kommen. Er muste ia selbst zu ihm gehen, und Bericht von seinen Verrichtungen abstatten. Natürlich muste der Fürst fragen: was sagt der Geheimerath von F**, haben Sie ihn gesprochen?" Sobald nun Wetter die Antwort gab, daß er ihm sein Haus habe verbieten lassen, so muste der Fürst freilich auch nach der Ursach forschen, und Wetter durfte sich nicht weigern, die ganze Geschichte zu erzählen. Der Fürst ward sehr ungnädig, daß der Geheimerath seine Privatabsichten in Herrschaftliche Geschäfte mischte und seinem Rath den Eingang in sein

Haus verſagen könnte, der auf Fürſtlichem Befehl zu ihm käme. „Er treibts zuweit,“ ſprach der Herr, „ich werde nun bald nicht mehr ſchweigen können.“

Kurz hernach hatte die Amtmanns Tochter Gelegenheit gehabt den Fürſten ſelbſt anzutreten, und das Verſprechen erhalten, daß ſie Genugthuung bekommen ſollte. Der Fürſt ließ die Sache unterſuchen. Es wurden Vorſtellungen und Gegenvorſtellungen gemacht; aber die Sache ging ſchläfrig und endlich blieb ſie liegen. Adolf ward täglich elender, bis er endlich nicht mehr aus dem Bette kommen konnte. Nach der Lage der Sachen hätte vielleicht ein anderer Richter geurtheilt, daß es nöthig ſey, die Sache ſchleunig zu beendigen, weil Adolf ſterben könnte und die Amtmanns Tochter nichts, als den Namen für ihren Sohn von ihm haben wollte. Aber Hofrath Selbſt war Richter. „Adolf,“ urtheilte der, „wird vielleicht bald wieder beſſer; und dann kann er ſelbſt zum Verhör heraufkommen.“ — So ſtanden die Sachen, als Wetter zum zweitenmal nach Halberſtadt reiſ'te.

Bei einer Geliebten verlaufen freilich die Tage ſchnell. Wetter hatte Erlaubniß von ſeinem Fürſten, daß er ſich vierzehen Tage aufhalten durfte, obgleich ſein Geſchäfte in einem Tage geendiget werden konnte. Aber der vierzehente Tag kam heran, ehe man's dachte; mor-

gen

gen war er, und mit dem frühesten sollte Wetter aufbrechen. Außer dem Vergnügen, das er in Minchens Gesellschaft genoß, hoffte er immer noch die Freude zu haben, daß Vollmuth mit des Domainenraths Sohn von Wetzlar zurückkommen sollte; aber, wie gesagt, morgen war der vierzehente Tag.

Ein Tag macht ja nichts aus — und noch einer hätte sich lassen durch Eilfertigkeit auf der Reise einbringen — und noch einer, wohl mit einer guten Erfindung entschuldigen. — Ich glaube immer, Wetter wäre nicht fortgekommen, wenigstens ging er wankelmüthig zu Bette und wollte beim Aufstehen, Wetter und Himmel erst noch einmal ansehen. Aber es kam ein Umstand der seine Gedanken änderte und ihn bei trüben Himmel zum eiligsten Aufbruch entschlossen machte.

Man hatte sich bei guter Zeit ins Bette gelegt, und im Hause des Präsidentens sowohl als des Domainenraths schlief alles ruhig. Mit dem Glockenschlag zwölfe ward heftig an des Domainenraths Hausthür geschlagen, und als man aufmacht, ist der Sohn vom Hause da. Der Vater war durch die Unruhe im Hause munter geworden; er stand auf und sahe durchs Fenster herunter. In dem Augenblick, da er zwei Pferde vor dem Hause gewahr ward, hörte er zugleich seines Sohnes Stimme im Hause, und ward darüber so ver-

gnügt, daß er mit unaufgehaltener Freude zum Bette seiner Gemahlin eilte, mit dem Zuruf: „unser Sohn und Vollmuth sind da, es stehen zwei Pferde vor der Thür!“

Das hätte der gute Mann wohl denken können, daß sein Sohn mit Vollmuthen nicht zu Pferde kommen würde; wo hätten sie denn ihre Sachen lassen sollen, die sie mit sich genommen hatten? Aber im Schlaf und im ersten Anfall der Freude bedenkt man das so genau nicht. Für Schrecken wusten sie beide nicht, was sie denken sollten, als ihr Sohn allein in ihre Schlafstube trat, und sie hörten, daß er sich hätte einen Postillon vorreiten lassen. „Wo ist denn Vollmuth?“ fragte der Vater ganz ängstlich.

„Vollmuth,“ antwortete der Sohn, „ach! erschrecken Sie nicht!“ —

„Nun! was ists? — doch kein Unglück?“

„Groß genug: ia! Vollmuth sitzt im Gefängniß.

Mägde und Bedienten kamen hereingestürzt und furchten ein grosses Unglück zu sehen, so ein klägliches Angstgeschrei erhoben Vater und Mutter bei der Nachricht; und der Sohn merkte ietzt, daß er alle auf dem Wege überlegte Behutsamkeit sehr schlecht beobachtet hatte. Nun muste er nur einigermassen das Verlangen seiner Eltern stillen und mit wenigen Worten die

Nach-

Nachricht von Vollmuths Schicksalen zusammenfassen.

Sobald der Vater die Lage der Sachen flüchtig übersehen konnte, schickte er den Bedienten zum Präsident von G** und ließ Wettern aufwecken, der sich mit einer unbeschreiblichen Angst in die Kleider warf und zum Domainenrath ganz ausser Athem kam. „Um Gottes willen sagen Sie mir, was hat Vollmuthen für ein Unglück getroffen?“ das war alles, was er sprechen konnte.

Es ging noch eine Viertelstunde hin, ehe man zur ruhigen Erzählung und Anhörung kommen konnte. Die Eltern befanden sich fast noch in den Umständen, wie sie aus dem Bette gestiegen waren. Wollten sie sich nicht erkälten und den Wohlstand in Wetters Gegenwart nicht ganz aus den Augen setzen, so musten sie sich wenigstens häusliche Kleider anlegen. Der Sohn hatte den Postillon vergessen und lief erst hinunter, ihn abzufertigen. Unterdessen war Fräulein Minchen mit ihrem Papa auch gekommen. Nun setzten sie sich endlich alle hin und hörten mit theilnehmender Bekümmerniß Vollmuths Widerwärtigkeit mit denselbigen Umständen, wie ich sie iezt meinen Lesern erzählen will.

Vollmuth und sein Freund hatten in Wezlar Bekanntschaften gefunden, welche

ihnen ihren daſigen Auffenthalt ſo nützlich als angenehm machten. Den letzten Brief des Domainenraths, der durchweg ſein Verlangen nach ihrer Zurückkunft verrieth, empfingen ſie in einer zahlreichen Geſellſchaft angeſehener Männer, die nicht damit zufrieden waren, daß ſie ſich ſobald von ihnen trennen ſollten. Bei dem Halberſtädter waren Bitten und Vorſtellungen vergeblich. Der Zug war zu mächtig und die Zeit war ſeinen Wünſchen ſchon zu lang, die er zur nöthigen Einrichtung ſeiner Umſtände ſchlechterdings nehmen muſte. Aber Vollmuth befand ſich in einer andern Lage. Für ſeine Wünſche war noch keine ſo vortheilhafte Entwickelung ſeiner Umſtände da, und in Abſicht ſeines Nutzens hatte Wezlar groſſe Vorzüge für Halberſtadt. So viel Vergnügen er ſich aus der Verbindung ſeines Freundes mit ſeiner Emilie auch verſprach, ſo hatte doch ſeine Pflicht gegen den wohlthätigen Willen ſeines Fürſten immer noch Uebergewicht bei ihm. Er war entſchloſſen, ſeinen Freund allein reiſen zu laſſen.

Wetter ſagte dem Domainenrath nichts von ſeinem Vorſatz, an Vollmuthen nach Wezlar zu ſchreiben. Er faßte ihn aber in dem Augenblick, als der Domainenrath von der gehofften baldigen Zurückkunft ſeines Sohnes ſprach und vollzog ihn in der Stille mit der erſten abgehenden Poſt am zweeten Tage ſeines

Auffent-

Aufenthalts in Halberstadt. Nun kam ein Brief von ihm an Vollmuthen. Den Augenblick war sein Entschluß geändert, zumal da Wetter schrieb, daß seine Zurückberufung in die Residenz nach aller Wahrscheinlichkeit sehr nahe sey. „Ich reise mit," sprach er zu seinem Freund, „lassen Sie uns nur eilen, daß wir noch vor Wetters Rückreise ankommen." Den nächsten Posttag gingen sie ab.

Der Anfang ihrer Reise war überaus angenehm und glücklich, so daß sie nach C** kamen ohne etwas zu erfahren, das ihnen auch nur im mindesten hätte verdrießlich seyn können. Hier hatten sie auf der Herreise artige Bekanntschaft gemacht und das Versprechen gegeben, daß sie sich auf der Retour einen Tag allhier aufhalten wollten. Jetzt wards ihnen überdies noch beschwerlich, mit der ordinairen Post zu reisen, und bei extra Pferden, wozu sie sich entschlossen, war der Tag gar leicht wieder einzubringen. Aber beinahe hätten sie ihren Vorsatz wieder geändert, wenn's nicht Abends sehr spät gewesen wäre, als sie ankamen. In der ganzen Stadt sahe man auf allen Strassen Unruhe und Zusammenlauf.

Ich muß meine Leser hier einen Augenblick zurückführen. Sie werden sich wohl erinnern, daß Vollmuth auf der gelben Kutsche von T** nach W*** fuhr und unter andern auch einen Scharfrichter mit zur Reisegesellschaft

hatte,

hatte, der damals nach C** reiste, eine fürchterliche Exekution durch seine Gegenwart desto feierlicher zu machen. Sie war auch damals vollzogen worden. Nur ein Dieb war zurückgeblieben, welcher der Justiz seine Verurtheilung durch List und Bosheit so schwer zu machen suchte, daß sie von einer Zeit zur andern war verschoben worden. Morgen, hieß es nun, wird er ohne Barmherzigkeit gehenkt. Indessen hörten sie doch bald, daß sich die Urtheile der Leute von ihm in der Zeit ihres Aufenthalts zu Wetzlar sehr geändert hatten.

„Es ist ein nichtswürdiger kleiner krüppelichter Kerl," sprach der Wirth, als sie das erstemal durchreis'ten, „der nicht werth ist, daß man so viel Umstände mit ihm macht. Er hat alle Einwohner mit seinen Drohungen in Furcht gejagt. Da soll die Stadt nach seinen Reden an allen Ecken in Feuer aufgehen, und wenn man ihn zur Gerichtsstäte führen wird, sollen seine Brüder von allen Seiten hereindringen, ihn aus den Händen der Henker mit Gewalt herausreissen, und den ihm angethanen Schimpf aufs grausamste rächen. Es würde sich nach dem Schurken schwerlich ein Mensch umgesehen haben, wenn sie ihn nur schon längst aufgeknüpft hätten."

„Wie heißt der Kerl? wo ist er her?" fragte Vollmuth.

„Wer

„Wer weiß das! dem Böſewicht darf man ja kein Wort glauben. Er nennt ſich Mustopf und iſt bald ein Weſtphälinger, bald ein Schwabe, bald ein Oeſtereicher.“ —

Jetzt bei ihrer Zurückkunft führte derſelbige Wirth eine ganz andere Sprache. Er kannte die beiden Herrn ſogleich wieder, führte ſie auf dieſelbige Stube hinauf und fing ungefragt an, von dem Miſſethäter zu reden. „Sie kommen,“ ſprach er, „eben zur rechten Zeit; morgen wird der arme Sünder abgethan. Gott lob, daß er ſich noch bekehrt hat! er ſtirbt begnadigt und iſt morgen gewiß glücklicher als wir alle auf der Welt. Nun haben wir auch keine Gefahr zu beſorgen, er will ſie ſelbſt zeigen, wenn ſich einige von den Böſewichtern, unter denen er vorher gelebt hat, unter das Volk miſchen ſollten. Deswegen ſollen die Häſcher aufmerkſam um ihn herum ſeyn, und die Unruhe, die Sie bemerkt haben, hat nichts auf ſich, als daß die neugierigen Menſchen zuſammen laufen und den armen Sünder noch einmal beſuchen. Er betet mit allen. Da kann man die Macht der Gnade ſehen! es geht kein Menſch ungetröſtet und ohne Thränen von ihm.“

Dies Geſchwätz des Wirths veranlaſte eine ernſthafte Unterredung zwiſchen Vollmurben und ſeinen Freund. Ueber die Bekehrung des Mörders waren ſie beide eines Sinnes und keinem wollte die fromme Einfalt des Wirths

gefallen.

gefallen. Aber über die Exekution selbst hatten sie beide verschiedene Meinungen. Vollmuth verwarf die Todesstrafen der Missethäter und bezeugte seinen Abscheu, ein solches zur Schande des aufgeklärten Jahrhunderts gereichende Spektakel mit anzusehen. Nach seinem Willen wären sie mit Tages Anbruch abgefahren. — Der Halberstädter urtheilte dafür desto strenger und vertheidigte die Todesstrafen als nothwendige Mittel, die Bosheit in Zaum zu halten und dem Staate Ruhe und Sicherheit zu verschaffen. Er wich nicht, Vollmuth muste ihm nachgeben, und mit ihm morgen nach der Gerichtsstäte zu gehen versprechen.

Es war eine unglaubliche Menge Volks zusammengelaufen und Vollmuth stand mit seinem Freund von ohngefähr so, daß der Missethäter dicht bei ihnen vorbei geführt ward. Der Kerl sahe sich von allen Seiten so frei um, daß man sich wundern muste; welches einige für Freudigkeit hielten, andere aber für Frechheit auslegten. Sobald er Vollmuthen erblickte, reichte er ihm seine Hand mit dem Worten entgegen: „lebe wohl, Herr Bruder! — Wie so allein? ist das ein Neuangeworbner?“ Vollmuth hatte beinahe den Tod für Schrecken. Er ward leichenblaß, als er den Kerl ansahe, und in dem Ton reden hörte.

Nun denke ich wohl, daß meine Leser die Bekehrung des Kerls richtiger beurtheilen werden,

den, als der Wirth. Der Bösewicht hatte zuletzt eine andere Rolle gewählt. Da alle seine List nichts helfen will, ihm Leben und Freiheit zu erhalten, so sucht er durch Heuchelei in Andacht noch einen Aufschub zu erlangen. Er stellt sich, als wär' er im Gewissen gerührt, bekennt mehr als man verlangt, spielt mit grosser Geschicklichkeit den Bekehrten und fängt endlich gar an, dem Tage seines Todes mit sehnlichem Verlangen entgegen zu sehen.

In diesem Zeitpunkte hatte er öfters gesagt, daß sich sehr viele Räuber von seiner Bande in der Gegend herum aufhielten. Gemeiniglich pflegten sie bei Gelegenheit solcher Exekutionen neue Gottlosigkeiten auszuüben und gute Gelegenheit abzusehen oder schickliche Anlagen zur Ausführung ihrer Absichten zu machen. Besonders gedachte er eines Oberhaupts der Bande, welcher ein listiger verschlagener Kerl wäre, dessen Namen er nicht wusste. „Er läßt sich," sprach er, „von allen seinen Untergebenen Bruder nennen" — und schickte den Seufzer hinterher: „Wollte Gott! sie liessen sich durch mein Beispiel alle erwecken, ihr gottloses Leben zu verlassen und ihre Seelen zu erretten."

Einige Tage vor der Hinrichtung wurden an verschiednen Orten Briefe von einer unbekannten Hand gefunden, die mit wiederholten Drohungen von Brennen, Rauben und Morden angefüllt waren. Der Missethäter hörte

davon

davon reden und erwarb sich noch mehr das Ansehen eines aufrichtig bekehrten und wahrhaftig begnadigten armen Sünders, als er versprach, daß er sich auf dem Wege umsehen und sogleich anzeigen wollte, sofern er einen von der Bande unter dem Volke erblicken würde. Man sollte nur aufmerksam seyn und ihn nicht unter das Volk sich verkriechen lassen; damit Schaden und Unglück verhütet würde.

Unter solchen Umständen konnts nicht anders kommen, es muste ein allgemeiner Aufstand werden, sobald der Missethäter Vollmuthen Herr Bruder nannte und solche bedenkliche Anrede an ihn machte. Nicht nur Häscher, auch Bürger und alles, was umher stand, fiel auf Vollmuthen, ihn fest zu halten. Das Volk drängte sich mit solcher Gewalt zu den Ort des Aufstandes hin, daß es nicht möglich war, mit dem Delinquenten aus der Stäte zum Gerichtsplatz hinzukommen. In wenigen Minuten waren einige der angesehensten Glieder des Senats da. Vollmuth war nicht im Stande, ein Wort zu reden. Sein Freund protestirte wider alle Gewalt, bezeugte seines Freundes Unschuld, gab sich selbst zu erkennen und erklärte sich zur Bürgschaft für ihn; aber alles half nichts. Je mehr er seines Freundes Unschuld betheuerte, desto dreuster und erfindsamer war der Bösewicht mit neuen Beschuldigungen, die er so fertig herzusagen wuste, daß er Zeit, Orte und Gelegenheiten

heiten nannte, wo sie mit einander geraubt und gemordet hätten. Rathsglieder und Bürger sahen sich einander an, und wusten nicht was sie sagen und denken sollten.

Vollmuth erholte sich von seinem Schrecken, daß er einige Worte sprechen konnte. „Gott!“ rief er aus und sahe gen Himmel, „es ist Kaspar Dreifuß, mein gottloser Stiefvater, der von jeher meinen Tod gesucht hat.“ — Nun ward die Verwirrung noch grösser. Es war kein anderer Rath zu fassen, der Missethäter muste in sein Gefängniß zurückgeführt und Vollmuth in Verhaft genommen werden.

Wie Dreifuß hieher kömmt, werden meine Leser freilich wohl wissen wollen. Nun es sey drum! ich will die Erzählung hier einschalten, ob sie gleich der Halberstädter damals selbst noch nicht wuste.

Mit funfzig Thaler und zwoen Kricken schleppte sich dieser Bösewicht aus Gutleben hinaus, als sein Vater und Mutter mit ihren übrigen Söhnen in der Kirche waren. Sein Herz kochte unaufhörlich Rache; das war nur seine Kränkung, daß er ungesund war und seine Gliedmassen nicht gebrauchen konnte, seinen Vater, seine Frau, Vollmuthen und Herr von Lieben für alle ihm angethane Ungerechtigkeiten auf die grausamste Art zu strafen. Er half sich indessen von einem Dorfe zum andern, und blieb liegen, wenn er nicht mehr fort konnte.

Nach einigen Tagen fügt sichs, daß ein Preußischer Feldscheer auf der Landstraße hinter ihm kömmt und sich mit ihm in ein Gespräch einläßt. Dreifuß erzählt ihm sein Unglück so, wie ers wissen lassen will, und dieser giebt Dreifussen Anschläge, wohin er sich wenden solle und wie ers anzufangen habe um noch einige Hülfe oder wenigstens Erleichterung zu finden. Dies ließ er sich nicht umsonst gesagt seyn. Er nahm sich gleich vor, diesem Rath zu folgen, überwandt alle Mühseligkeiten der Reise, kam endlich nach B * * und ließ sich seine schiefgeheilten Glieder wieder entzweibrechen. In Zeit von einem halben Jahre war er wieder kurirt und konnte, ob er gleich noch krüppelicht genug war, ohne Krücken fortreisen und seine Gliedmaßen ungleich besser als zuvor gebrauchen.

„Sein Geld war unterdessen all geworden. Arbeiten war seine Sache nicht; Betteln war ihm schon zu mühsam und brachte gar zu kümmerlichen Unterhalt. Er legte sich also aufs Stehlen und streifte in den Ländern umher. Seine Absicht war, so viel zusammen zu bringen, bis er Zeitlebens genug hätte und dann seine Frau und besonders Vollmuthen aufzusuchen, um seine Rache an ihnen auszuüben. Ehe er aber soweit kam, als er seyn wollte, ward er im Diebstale ertappt und zum Galgen verurtheilt.

Man

Man kann sich bei seiner bösen Gesinnung freilich wohl vorstellen, daß es ihm sehr empfindlich mag gewesen seyn, mitten aus seinem Plan vor dessen Ausführung weggerissen zu werden. Aber das wäre wider alle Wahrscheinlichkeit, wenn man seiner letzten List die Absicht zuschreiben wollte, sich an Vollmuthen zu rächen. Wie konnte Dreifuß wissen, daß sich Vollmuth bei seiner Exekution unter den Zuschauern finden würde? — Nein — Da er sein Leben nicht erhalten konnte, so wollte ers doch, so viel nur möglich war, verlängern und für eine iede Stunde Zusatz, war er fähig, eine neue Missethat auszuüben. So affektirte er eine Bekehrung, weil er wohl wuste, daß man ihm dazu willig einige Wochen Zeit geben würde; und versprach die Anzeige der Räuber, weil ihm der furchtsame Bürger diese List erfinden half. Seiner unauslöschlichen Rache war's freilich eine unerwartete Freude, daß er Vollmuthen traf. Wenn aber dieser auch nicht da stand, so würde er gewiß diese erdachte Anrede an irgend einen andern gehalten haben, weil er listig genug war zu muthmaßen, daß er dadurch noch einen Aufschub seines Todes erlangen würde. Dies gelang ihm; er ward wieder hereingeführt und Vollmuth in Verhaft genommen.

Der Halberstädter würde kaum geschickt gewesen seyn, zum Besten seines Freundes nützliche Maaßregeln zu nehmen, so sehr bestürzt

und ganz auſſer ſich war er; wenn nicht ieder gutdenkende Menſch Vollmuths Unſchuld geglaubt und unter den Richtern ſich Männer gefunden hätten, die ihn mit Rathſchlägen unterſtützt hätten. Aber alles, was man erlangen konnte, war, daß Vollmuth alle Erleichterung bekam. Im Arreſt muſte er bleiben, bis Erkundigung eingezogen, und Beweiſe der zu ſeiner Rechtfertigung angegebenen Umſtände herbei geſchaft werden könnten. Nun wurden reitende Boten nach Gutleben an Berſtein und nach der Reſidenz an den Generalſuperintendent geſchickt, der Halberſtädter aber ſetzte ſich zu Pferde und ritt en Kourier zu ſeinem Vater, bei dem er Wettern noch zu finden glaubte.

Wetter hatte, ehe er zum Domainenrath ging, ſeinem Bedienten befohlen, ſogleich Pferde zu beſorgen, und ging nur hin, um von Vollmuths Unglück unterrichtet zu werden und urtheilen zu können, was für ihn zu thun ſey. Sobald er nun die ganze Erzählung angehört hatte, ſo ſetzte er ſich in den Wagen und eilte nach der Reſidenz. Den Sohn des Domainenraths bat er, daß er bald wieder nach C** zu Vollmuthen zurückkehren und dem die Nachricht bringen möchte, daß er ſobald als möglich bei ihm ſeyn und ihn mit Ehre aus dem Arreſt führen würde. „Sagen Sie ihm," fügte Wetter noch hinzu, „daß ich alles Mögliche thun werde, von dieſer letzten Fatalität einen

ſolchen

ſolchen Gebrauch zu machen, daß ſein Glück dadurch befördert und ſein Schickſal nach dem Wunſch ſeines Herzens entſchieden werden ſolle.

Das darf ich meinen Leſern kaum ſagen, daß Wetter mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit ſeine Reiſe fortſetzte. Er fuhr Tag und Nacht und ruhete nicht, als was er im Wagen ruhen konnte, bis er vor ſeines Vaters Haus abſtieg. Vater und Schweſter kamen ihm mit verlangender Sehnſucht bis in die Thür entgegen. „Ach! mein Sohn!“ „Ach Bruder!“ rief einer nach dem andern, „du wirſt dich wundern, was unterdeſſen all vorgegangen iſt! Aber lauf nur geſchwind! der Generalſuperintendent iſt ſelbſt hier geweſen und der Fürſt hat heute ſchon dreimal geſchickt. Du ſollſt kommen, geſchwind! wie du aus dem Wagen ſteigſt.

Seiner eigenen Affairen wegen hatte der Fürſt nicht geſchickt. Der Generalſuperintendent hatte an demſelben Tage die Nachricht aus C * * von Vollmuths Verdrießlichkeit erhalten und war ſogleich ſelbſt zum Fürſten gegangen, um ſchleunige Hülfe für Vollmuthen zu erbitten. Der Fürſt erſtaunte über Dreifuſſes teufeliſche Bosheit und zeigte eine groſſe Fürſtliche Seele in edeln menſchenfreundlichen Geſinnungen, die ietzt ſein ganzes Mitleiden für Vollmuthen in Thätigkeit ſetzten. In dem Schreiben an Würdigen hatte man mit Fleiß den Umſtand berührt, daß des Domai-

nenraths Sohn eiligst nach Halberstadt abgegangen sey, weil er daselbst den Hofrath Wetter noch anzutreffen hoffe. Aus der Ursach hatte der Fürst nicht eher einen Entschluß fassen wollen, weil er wohl glauben konnte, daß Wetter nicht säumen würde.

„Gut!“ sprach er, „daß Sie kommen, Herr Hofrath. Nun ists genug! Ihr Freund soll nicht mehr leiden. Hätten Sie mir eher deutliches Licht von allen Absichten und Verfolgungen dieser niederträchtigen und boshaften Menschen gegeben, ich hätte dem Unheil so lange nicht nachgesehen. Beurtheilen Sie mein bisheriges Verhalten nicht; Sie müssen falsch urtheilen, weil Sie die Gründe nicht wissen, nach denen ich handeln muste. Aber ein Versprechen, dessen Umfang ich nicht übersahe, da ich's einem Vater gab, kann mich nicht mehr verbinden, wenn dessen Erfüllung offenbare Ungerechtigkeit wird. Ich will lieber den ersten meiner Räthe nach Verdienst demüthigen, wenn er niederträchtig und ungerecht genug ist, Unschuld zu kränken und Verdienst zu unterdrücken; ehe ich den geringsten meiner treuen Unterthanen unschuldig verfolgen lassen will, der oft im grauen Kittel mehr Verdienst ums Vaterland hat, als eine neidische rachgierige und niederträchtige Seele im Ministerkleide zu erlangen fähig ist. — Ich habe schon alles veranstaltet, was zu Vollmuths Rechtfertigung nöthig ist; morgen früh wird

alles

alles bereit seyn. Wenn es Ihnen nicht zu beschwerlich ist, so sähe ichs gern, daß Sie selbst hinreisen wollten; ich habe keinen, dem ich dies Vergnügen, Vollmuthen zu befreien und zu mir zu bringen, lieber gönnen möchte."

Wetter konnte nicht Worte genug finden, die frohen dankbaren Empfindungen seines Herzens gegen den Fürsten auszudrücken. Ganz besondere Freude war's ihm, daß ihn der Fürst aus eignem Triebe dazu erwählte, nach C** zu reisen. Ausserdem hätte er sichs ausgebeten und wäre gern den Augenblick abgereiset, wenn's der Fürst hätte zugeben wollen. „Nein!" gab er zur Antwort, „das will ich nicht. Ruhen Sie sich erst wieder aus. Wissen Sie nicht, daß Ihr Leben und Gesundheit mir gehören und meinen Staaten, an deren Erhaltung sehr viel liegt. Dann würde ich nichts gewinnen, wenn ich einen Vollmuth mit dem Verluste eines Wetters erkaufen sollte. Dafür ist schon gesorgt, Vollmuth hat seine Bequemlichkeit, er sitzt in der Stube. Ein Tag länger, das macht nichts aus; es ist das letzte, was er leidet. Ueberdies haben wir auch noch mancherlei zu besprechen."

So hatte Wetter noch nie in das Herz seines Fürsten gesehen, als jetzt. Gern hätt' er's für keine Demüthigung gehalten, ihm die Füße zu küssen, so Respektwürdig ward ihm die edle Menschheit im Purpur. — Es war andem,

der Fürst hatte noch einen Theil des Tages zu wichtigen Unterredungen bestimmt; sie betrafen aber alle Vollmuthen, seine bisherigen Schicksale und sein künftiges Glück. Die Superintendente Würdig und Berstel, der Kammerrath Malheur, der Kaufmann Löwenbarth und selbst Vollmuths Mutter waren unterdessen zum Fürsten gerufen worden und kamen alle zusammen, ehe Wetter die Absicht ihrer Zusammenkunft wuste.

Der Herr wollte von Vollmuths bisherigen Schicksalen aufs genaueste unterrichtet seyn, und ieder muste bei Bedrohung höchster Ungnade sagen, was er wuste, und selbst seinen eigenen Antheil daran gestehen. „Ich werde dadurch in den Stand gesetzt," sprach der Fürst, „die Lage der Sachen richtig zu beurtheilen und zu meiner und Ihrer aller Befriedigung beizulegen."

Was hier gesprochen ward, werden meine Leser von mir zu hören nicht verlangen. Das meiste davon wissen sie schon, und was ihnen noch bis iezt Geheimniß ist, werden sie bald aus dem Munde des edelsten Fürsten erfahren. Er liess sie alle mit dem Befehl einer strengen Verschwiegenheit von sich, und ich will gewiß der letzte seyn, der die Befehle eines solchen Fürsten übertritt. Was aber die Begebenheiten betrift, die im Hause des Geheimenraths unterdessen vorgefallen waren, die darf und will ich Ihnen erzählen.

Wetter hatte freilich viel gehört, weswegen er grosses Verlangen hatte mit der Geheimenräthin und Emilien zu sprechen. Es war nicht möglich, sein Verlangen zu unterdrücken; er nahm einen Umweg, ging zu Liesgen und kam durch den gewöhnlichen Gang in das Zimmer der Geheimenräthin. Er vermuthete sie beide in grosser Betrübniß zu finden, aber sie waren ziemlich ruhig, und schienen seinen Besuch schon erwartet zu haben. Der Fürst hatte die besondere Aufmerksamkeit gehabt, ihnen Wetters Ankunft nicht nur melden, sondern auch die gnädige Versichrung geben zu lassen, daß er's auf sich nähme, für das Glück und für die Ruhe ihres Hauses zu sorgen; sie sollten sich nur nichts beunruhigen lassen. Wenn etwas vorfallen sollte, weswegen sie eines Raths oder Beistandes bedürften, so sollten sie sich nur an den Hofrath Wetter wenden, und im Fall der abwesend wäre, an den Kammerrath Malheur. Beide hätten den Befehl, ihm die Vorfälle ihres Hauses treulich und unverzüglich zu hinterbringen. „Ach! Willkommen! bester Wetter!" riefen sie ihm beide entgegen. „Was macht Vollmuth?"

Das hatte sich Wetter gleich vorgestellt, daß das die erste Frage seyn würde. Der Fürst und auch Würdig hatten alle Vorsichtigkeit gebraucht, daß die Begebenheit mit Vollmuthen nicht unter die Leute kommen, sollte. Alle

diejenigen, denen man die Nachricht nicht verbergen konnte, hatten Befehl, bis zu Wetters Zurückkunft kein Wort davon zu sprechen. Aber — man weiß schon, wie das geht. Genug! die Geheimeräthin erfuhr bald, was Vollmuthen in C** begegnet war. Es war nur gut, daß man diesmal so redlich mit ihr umging und ihr alles sagte, wie's mit ihm stand, ohne Verstümmelung oder Zusatz. Dem ohngeachtet war sie sehr bekümmert und Emilie wuste sich kaum zu fassen. Aber Wetter durfte ihnen nur des Fürsten Erklärung und Absichten sagen; so hatten sie Ursach genug, ihre Herzen der Freude zu öfnen.

Sobald sie in diesem Punkt befriedigt waren, sobald waren sie auch geneigt, sich von den Vorfällen ihres Hauses mit Wettern zu unterreden. „Gott sey gelobt!" rief die Geheimeräthin aus. „Ach Wetter! wie könnte ich alle Leiden ertragen, wenn nicht aufblühende Hofnung den sinkenden Muth hielte." Aber mehr konnte sie auch gewiß nicht sprechen, so brachen die Thränen durch die Augen, und der Mund rief im klagenden Ton: „Ach Adolf! — mein Sohn! — mein Sohn!" —

Adolf war unter der Zeit gestorben. Das hatte Wetter von seiner Schwester in der Hausthür, und hernach ausführlicher im fürstlichen Zimmer erfahren. Man wuste selbst nicht, was man seiner Krankheit für einen

Namen

Namen geben sollte. Nach meinen Gedanken war's auch eben so gut, daß man sie ganz und gar ungenannt ließ; weder die Zeitgenossen noch meine Leser werden dabei etwas verlieren. Wie's aber mit solchen Krankheiten geht, Adolf ward täglich elender und starb am zehenten Tage nach Wetters Abreise. So viel wuste Wetter, ehe er zur Geheimenräthin kam. Sie merkte bald, daß ihm die interessantesten Umstände unbekannt wären, aber sie konnte sie ihm für Wehmuth nicht erzählen. Emilie must' es thun, und sie entfernte sich. Gott! was für ein Auftritt!

Meine Leser wissen die Begebenheit mit der Amtmanns Tochter; der Proceß ging schläfrig und kam zu keiner Entscheidung. Adolf lag indessen auf seiner Stube, nahe bei dem Geheimenrath, wohin weder die Mama noch Emilie ungerufen kommen durften. Am Tage seines Todes ward der Geheimerath gleich früh zum Fürsten gerufen. Sobald er aber zum Hause hinaus war, schickte Adolf wider alle Erwartung seine Wärterin herunter, und ließ um Gottes willen bitten, daß die Mama mit Emilien zu ihm kommen möchten. Sie hörten die Nachricht mit Bestürzung und gingen mit unruhigen klopfenden Herzen hinauf. Da sahen sie beim Eintritt in das Zimmer ein elendes Gerippe, das kein Fremder ohne Mitleiden ansehen konnte. Die Backen waren tief

einge-

eingefallen und der Mund schien von beiden Seiten zusammengedrückt und um einen Zoll weiter herausgetreten zu seyn, so daß sich die Lippen über den hohen Bogen spannten und die Zähne nicht mehr bedecken konnten. Die matten brechenden Augen lagen tief in ein blaufahles Gewölbe hinein und auf den am Bette zupfenden Händen sahe man iede Sehne, ieden Muskel liegen. Der ganze Körper war ein Gerippe in der Haut.

Auf dem kurzen Wege hinauf hatten sie sichs beide vorgenommen, Fassung zu erhalten; aber — der Anblick war für Mutter und Schwester zu empfindlich. Adolf wollte ihnen beide Hände entgegen reichen, aber sie sunken wieder nieder, ehe sie Mutter oder Schwester erreichen konnte. Er versuchte zu sprechen, aber zu einem ieden Worte muste er einen Athemzug verbrauchen, und sprach doch so leise, daß man ihn dicht am Bette nur unvollkommen verstand. Der Mutter und Schwester brach Mitleiden das Herz.

Emilie fasste sich, und wischte ihre Thränen ab. Sie kehrte sich wieder zu ihm, ergriff seine Hand und sprach im mitleidigen bittenden Ton: „liebster Adolf! sage uns, können wir nichts zu deiner Beruhigung thun?“

Hier war's als stärkte Adolfen ein Engel. „Ach!“ — antwortete er, „viel! — beste — unschul-

unschuldige-Seele! – viel-kannst du-thun.– Vergieb!– du-und meine-gekränkte-Mutter.– Barmherzigkeit – darf – ich – nicht – suchen, – in-Ewigkeit-bin-ich-der-unwürdig. – Aber-es ist-kühlendes-Wasser-auf-meiner-Zunge – wenn – du – vergiebst.– und Vollmuth.– Ach – Vollmuth! – hu! – hu! – hu!“ – So eben hörte man eine Kutsche rasseln. „A dieu!“ sprach Adolf, „Papa-kömmt.– Wenn – doch – der Superdent– und meine“ – – – Das Gerassele näherte sich. „Ja!“ sprach er, „ist's.– Lauf geschwind!“

Kaum daß sie beide in ihr Zimmer hinein kommen konnten, so trat der Geheimerath in's Haus herein. Für Wehmuth konnten sie beide nicht sprechen. Endlich setzte sich Emilie hin und schrieb an den Generalsüperintendent, die Mama aber fiel auf ihre Knice nieder und betete, daß sich Gott ihres Sohnes erbarmen und ihn aus den Gefahren der Verzweifelung erretten möchte.

Würdig war beim Fürsten gewesen; der Bote hatte das Briefgen an dessen Sohn abgegeben. Unterdessen kam Jakob herunter und sagte, daß der Geheimerath sehr unruhig zu Hause gekommen wäre, und sich sogleich hätte ausziehen lassen. Ohne zu Adolfen zu gehen hätte er sich ins Bette gelegt. „Ich weiß nicht,“ sprach er, „was ihn angeht, aber an seinen Augen konnte ich's sehen, es muß bei dem

Fürsten etwas unangenehmes vorgegangen seyn.

Indem kam Würdig. Der Fürst hatte ihn heruntergeschickt und die Sache so dringend eilig gemacht, daß er nicht erst zu Hause gewesen war, und also Emiliens Brief nicht gelesen hatte. Sie empfing ihn an der Thür und sagte ihm kurz, was sie geschrieben hatte.

„Ich verstehe schon," sagte Würdig, als ihm Emilie Adolfs abgebrochene letzte Worte sagte, „und meine — Geliebte käme!" „hat er sagen wollen. Ich komme, denk' ich, noch zu rechter Zeit" — und ging hinauf. — Unter Seufzen und Gebet erwarteten sie seine Zurückkunft. Er blieb nicht lange oben, aber er eilte so schnell durchs Haus seinem Wagen zu, daß er Emilien keine Rede gestehen wollte. „Haben Sie Geduld, ich darf keinen Augenblick verlieren," und damit fuhr er fort.

Ich will meinen Lesern hier sagen, was indessen beim Fürsten vorgegangen war. Tages vorher hatte der Herr in zahlreicher Gesellschaft seines Hofs eine Lustreise in die Gegend gemacht, wo die Amtmanns Tochter wohnte. Sie faßte einen Entschluß und tritt den Fürsten auf einem Spaziergang in freien Felde an. Der Herr war so gnädig, sie anzureden und machte ihr, da er sie sehr liebreich aufhob, als sie sich zu seinen Füßen niederwerfen wollte, so viel

Herz

Herz, daß sie mit aller Freimüthigkeit ihr Anliegen vortrug.

„Ich bin die unglückliche Person," sprach sie, „die nicht Gerechtigkeit erlangen kann, ob ich gleich nichts suche, als daß man eine Schande von mir nehmen solle, die mir mit Gewalt aufgelegt worden ist. Glauben Sie gnädigster Fürst, ich bin mit List verführt, und mit Gewalt geschändet worden. Was sollte ich machen, da ich mein Unglück überdachte., Ich wollte seine Bosheit und meine Schande gern der ganzen Welt — und hätte sie auch gern mir selbst verborgen. Ich errichtete also mit ihm das schriftliche Versprechen einer ehelichen Verbindung, im Fall seine Bosheit unangenehme Folgen für mich hätte; ob ich gleich nicht Willens war, mit ihm ie in Gemeinschaft zu leben. Die Folgen fingen sich zu meiner gressen Kränkung an zu äußern, und ich sahe mich genöthiget, meinem Vater zu entdecken, was mit mir vorgegangen war. Da es mir leicht war, ihn von der Wahrheit meiner Erzählung zu überzeigen, so blieb ich im Besitz seiner väterlichen Liebe. Aber die Trauung wollte er schlechterdings nicht zugeben. Nun lebt er nicht mehr und Adolf ist, wie ich höre, in Umständen, die kein langes Leben mehr hoffen lassen. Ich verlange nichts von ihm, als seinen Namen für mich und meinen Sohn. Haben Sie die Gnade, mein Fürst und lassen Sie mich nicht eine

unver-

unverdiente Schande tragen. Es finden sich immer noch Leute, die niedrig denken und schlecht von mir urtheilen."

Der Fürst hatte sie sehr aufmerksam angehört, und stand in tiefer Verwunderung, als sie aufhörte zu reden. „Ist der Hofrath Selbst nicht hier?" fragte der Fürst und sahe die herumstehenden Kavaliere nach der Reihe herum an. Er war aber nicht bei der Gesellschaft. Endlich rief sie der Fürst alle auf: „was meinen Sie zu der Sache? meine Herren!"

Man muß hier wissen, daß die herumstehenden Kavaliere, bis auf einen, Freunde und Kreaturen vom Geheimenrath von F** waren. „Listig genug," antwortete einer von ihnen, „fängt sie's an, eine gnädige Frau zu werden. Wenn das ein Mittel wird, an einen Mann zu kommen, so wird man im künftigen Jahre gewiß ein paar Schocke Hurenkinder mehr auf dem Verzeichniß finden." Der eine Herr sahe sehr unzufrieden aus und sagte nichts; die übrigen alle nickten ihren Beifall zu. —

Der Fürst sahe die Klägerin an; die seinen Blick als eine Erlaubniß sich zu vertheidigen aufnahm. „Es ist sehr gewöhnlich," sprach sie, „daß menschenfreundliche Fürsten liebloſe Diener haben. Die Herren beurtheilen mich vermuthlich nach ihren eignen Handlungen. Ein Kavalier, der keinem Bürger von seinem

Fürsten

Fürsten Brodt verdienen läßt, wenn er die Rechnungen nicht durch die Frau ur Unterschrift schickt, kann leichtlich glauben, daß sie durch die Macht seiner Reitze zu ihm gezogen wird, die doch — aus Hunger kömmt. Ich bitte fußfällig, gnädigster Fürst! nehmen Sie sich meiner an. Adolf wird vielleicht mich selbst rechtfertigen, und könnte er noch im Anblick des Todes Bösewicht seyn; so habe ich andere Wege, mich zu rechtfertigen."

„Kommen sie morgen früh um 8 Uhr mit ihrem Kinde zu mir in die Residenz;" sagte der Fürst und kehrte mit seiner Gesellschaft um.

Ich hätte die Fortsetzung seines Gesprächs wohl wissen mögen. Daß er fortsprach, hörte die Amtmannstochter, aber verstehen konnte sie nichts, und von den Kavalieren konnte man kein Wort erfahren. Ja wenn der eine Herr nicht zu edel gedacht hätte — und die niedrigern Bediente nicht auf Befehl des Fürsten hätten zurückbleiben und in einer Entfernung nachfolgen müssen!

Der Morgen kam, die Amtmannstochter fand sich in dem Vorzimmer des Fürsten ein, und — der Geheimerath wurde gerufen. Der Generalsuperintendent Würdig war schon beim Fürsten im Zimmer, als der Geheimerath kam. Er konnte nicht genug beschreiben, mit welcher großmüthigen Herab-

lassung der Fürst bemühet gewesen wäre, den Geheimenrath zur Genehmigung der Heirath zu bringen, aber nein! Endlich wurde die Amtsmannstochter herein gerufen und Würdig muste ihm in Gegenwart des Fürsten Vorstellungen machen; aber auch das war umsonst. Er rechtfertigte seinen Sohn, erklärte das Frauenzimmer für eine lügenhafte Verführerin und wollte sie und ihr Kind nicht sehen. Nun ward der Fürst böse. „Fahren Sie nach Hause," sprach er zum Geheimenrath, „ich sehe wohl, ich muß die Sache entscheiden. Ich komme selbst, und bei meiner höchsten Ungnade müssen Sie gegenwärtig seyn." „Kann die Person beweisen, oder gesteht's vielleicht Adolf selbst, daß ihre Erzählung wahr sey, so trete ich an Vaters Stelle und lasse sie trauen. Hat sie mich aber mit Unwahrheit hintergangen, so soll sie auch ihre Strafe empfangen."

Nun kam der Geheimerath nach Hause, und nicht lange nach ihm war auch Würdig da. Diesen hatte der Fürst abgeschickt, daß er Adolfs Gesinnung erforschen sollte. Da war aber kein Forschen nöthig, Adolf legte nicht nur freiwillig ein Geständniß ab, wodurch die Amtmannstochter völlig gerechtfertiget wurde, sondern bat auch aufs flehentlichste, daß er mit ihr getrauet werden möchte. Das war die Ursach, warum der Superintendent so sehr eilte. Endlich kam eine Fürstliche Kutsche, aus welcher

welcher der Landesherr, Würdig und die Amtmannstochter stiegen.

Die Geheimeräthin und Emilie kamen dem Fürsten im Hause entgegen. Er sahe Thränen in ihren Augen und Kummer auf ihren Stirnen. „Nun müssen Sie nicht mehr weinen," sprach der Herr überaus leutselig zu ihnen, „nun ich mich Ihrer annehmen und Ihr Schicksal zu Ihrer Befriedigung entscheiden will." Sie musten beide mit hinaufgehen.

Der Geheimerath lag im Bette in einer würklichen Fieberhitze, daß es ihm nicht möglich war, dem Fürsten in Adolfs Zimmer zu folgen. — Adolf war äußerst schwach. Sobald er den Fürsten mit der Gesellschaft hereintreten sahe, wollte er aus Respeckt seine Mütze abnehmen. Er hatte aber nicht so viel Kräfte, daß ers konnte, wenn ihn auch der Fürst nicht zurück gehalten hätte. Sprechen konnte er nur schwach und wenig. Würdig kam ihm zu Hülfe, indem er an seiner statt das vorige Geständniß wiederholte, welches Adolf bestätigte und seine Bitte um die Trauung nochmals hinzufügte. Nun muste sie Würdig auf Befehl des Fürsten in seiner Gegenwart verrichten.

Adolf fragte nach seinem Sohn und verlangte, daß man ihm denselben auf sein Bette setzen sollte. So lange die Ceremonie währte, weinte Adolf und sahe das Kind an. Nach

geendigter Trauung zog er seine nunmehrige Gemahlin an der Hand nach sich, und bat sie, ihm das Kind in den Arm zu geben. Er küßte es mit Thränen und sprach die Worte: „Gott – segne – dich – mein Sohn! – und bewahre – dich, – daß du – nie – die Fußtapfen – deines – unglücklichen Vaters – findest." — Hier gab er das Kind weg und wandte sich an dessen Mutter. Er hielt ihre Hand in der seinigen und sahe sie mit schamhaften reuvollen Blicken an. „Weine nicht!" sprach er, „deines – fernern – Besitzes – bin ich – nicht würdig. – Ists möglich – so verbirg – meinem – Sohn – ewig – die Schande – seines – Vaters. – Beste – edle – Seele! – vergieb mir – und lebe – so glücklich – als – deine Tugend – verdient." — Sie bückte sich nieder und wollte ihn küssen, — der letzte Athem fuhr ihr aber schon entgegen und er starb. —

Gott was für ein Auftritt! — noch hat kein Fürst solche Thränen geweint! — Er kehrte sich schnell mit dem Gesicht nachs Fenster hin, und sammelte sie still in seinen Tuch, die Thränen, die Mitleiden und Freudengefühl herausdrängten. — „Ach mein Adolf!" rief die gerührte Wittwe, indem sie auf sein Bette niedersank, als zöge sie der Sterbende noch an der Hand nach sich, „mein Adolf, du hast rühmlicher zu sterben als zu leben gelernt! Aber kehre noch einmal in meine Arme zurück. Die Welt

hat

hat deinen Werth nicht gekannt und wird in der Bewunderung deiner Tugend gern deine Verirrungen vergessen." — Emilie stand zu den Füßen des sterbenden Bruders und hatte mit gefalteten Händen für ihn gebeten. Mit seinem letzten Athemzug verkehrte sie ihre gefalteten Hände, streckte sie tief zur Erde, und richtete ihre Augen mit rückwärts gebeugtem und etwas gesenkten Haupte so starr gen Himmel, als sich der Klageton: ach! aus ihrer beklommenen Brust langsam heraufdrängte. — Die Geheimeräthin sank kraftlos in einen Lehnstuhl, rang und wusch ihre Hände in den herabfliessenden Thränen, und war untröstlich über den Verlust ihres letzten Sohnes. „Ach Adolf!" rief sie einmal über das andere, „Adolf mein letzter Sohn! nun wilst du sterben, da du würdig bist zu leben?" —

Der Fürst hörte kaum die Klage der Geheimenräthin, so kehrte er sich vom Fenster weg, nahm der Amme das Kind von dem Arm, und trug's selbst zu ihr. „Hier," sprach er, „hier, Frau Geheimeräthin, ist ihr Sohn. Klagen müssen Sie nicht, Sie sind heute reicher als sie gestern waren, und wenn ich Ihnen Vollmuthen wiederbringe, haben sie die Zahl Ihrer Kinder wieder ganz voll. Kommen Sie mit mir!" Hier führte sie der Fürst hinunter und bat Würdigen, Emilien und die Wittwe zu bringen. — Mit dem Geheimenrath

konnte man nicht sprechen, der Fürst empfahl ihn Würdigen, bat die Geheimeräthin und Emilien, sich zu beruhigen, und nahm mit dem wiederholten Versprechen Abschied, daß er alle ihre Sorgen auf sich nehmen wolle.

Unter diesen Umständen ward's der Geheimeräthin und Emilien leicht, ihre Thränen zu stillen, und ihre Herzen zu besänftigen. Den Verlust hatten sie zu lange gefurcht, daß er ietzt hätte bis zur Trostlosigkeit empfunden werden können, und im Augenblick, da er erfolgte, ward er ihnen doppelt ersetzt. Nun setze man die gnädigsten Erbietungen des Fürsten hinzu, Vollmuthen aus allen seinen Trübsalen zu reissen und Emiliens Wünsche durch ihn zu befriedigen, so wird man sich nicht wundern, daß die Schmerzen der täuschenden Hofnung von den frohen Empfindungen der aufblühenden verdrängt wurden.

Zwar der Geheimerath war noch nicht wieder auf; er hatte ein würkliches hitziges Fieber. Aber der Medikus gab gute Versicherungen und hatte mit seinen Medikamenten schon viel gewonnen. Gedemüthiget — furchtsam — unruhig war er, so daß man Mitleiden mit ihm haben muste. Man würde aber mehr dabei gelitten haben, wenn man nicht gewust hätte, daß er im Druck ein umgänglicherer und menschlicherer Mann war, als im vollen Genuß seiner Wünsche. „Wir dürfen," sprach Emilie, „ietzt

„jetzt beide hinaufkommen und dem Papa Hand„reichung thun; eilen Sie nur, liebster Vetter, „und bringen Sie meinen Vollmuth bald zu „mir. Es wird alles gut werden!“

Es war nicht nöthig, daß Vetter zur Eilfertigkeit angetrieben ward, er hatte keinen ruhigen Augenblick, so lange er sich in der Residenz aufhalten muste. Er ging zum Fürsten und empfing Anweisung, wie er handeln sollte. Hernach widmete er seinen Freunden den Rest des Abends, und reisete, nachdem er wenige Stunden geschlafen hatte, mit Anbruch des Tages ab. Er setzte seine Reise ungehindert fort, und kam den fünften Tag glücklich in C** an.

Vollmuths Umstände hatten sich schon geändert, sobald der Halberstädter von ihm gereis't war. Unter den Männern, mit denen sie bei ihrer ersten Durchreise bekannt worden waren, befand sich ein Kaufmann, der iezt das Vergnügen hatte, seinen Bruder bei sich zu bewirthen, den er seit zehen Jahren nicht gesehen hatte.

Meine Leser kennen den Mann. Es war Vollmuths Freund, der Regimentsfeldscheer aus H**, der nebst Vollmuthen bei der letzten Mahlzeit des braven General Vetters zugegen war, als er vom Schlage gerührt ward. Kein Mensch auf der Welt war im

Stande, Vollmuthen in der Geschwindigkeit bessere Dienste zu leisten, als dieser Mann. Er war nur gegenwärtig nicht in C**. Um den Unruhen des Tages zu entgehen, an welchem die Exekution vollzogen werden sollte, nahmen sie beide, er und der Kaufmann, einen Wagen, und besuchten ihren dritten Bruder, einen Landprediger, fünf Meilen von C**.

Man hatte noch eine Ursach, warum der Exekutionstag zu dieser Reise gewählt wurde. Es war der Geburthstag des Predigers, zu dessen Feier sie eingeladen worden waren. Weil man nun durch die ausgestreueten Reden und Drohungen überall furchtsam gemacht worden war, so wollte der Kaufmann doch gerne wissen, ob die Exekution ruhig vollbracht werden würde. „Wenn sich irgend etwas Bedenkliches zutragen sollte," das war sein Befehl, den er zurück ließ, „so sollte der Hausknecht sich sogleich zu Pferde setzen und ihm eiligst Nachricht bringen."

Nun kann man sich den Erfolg leicht vorstellen. Die Frau des Kaufmanns war bei der Gesellschaft gewesen, worinn ihr Mann mit Vollmuthen bekannt geworden war und hatte die Erzählungen mit angehört, welche zwischen ihnen von dem damals abwesenden Regimentsfeldscheer vorfielen. Sobald sich der unerhörte Vorfall von der Gerichtsstäte in die Stadt verbreitete und zu ihren Ohren kam, sobald setzte sie sich hin und schrieb an ihren Mann; der

Haus-

Hausknecht aber muste aufs Pferd und fort. Den Tag war's zu spät, die Rückreise anzutreten; aber den Morgen brachen sie früh auf, so daß sie gegen Mittag schon in C** waren.

Es war gerade noch Zeit, daß die Gerichtsstuben noch nicht geschlossen waren. Der Regimentsfeldscheer und der Kaufmann gingen beide hin. Mehr war nicht nöthig, als daß der Mann hintrat, die Begebenheiten aus Vollmuths Jugendgeschichte erzählte, die ihm bekannt waren, und die Auftritte mit Herr von Lieben und Fuchsschwanzen beschrieb, welche er in dem Zimmer des Generals mit angesehen hatte; so war Vollmuths Unschuld genug erwiesen. Die Richter erstaunten über Dreifusses Bosheit und erklärten Vollmuthen den Augenblick für frei. Man wollte Dreifussen in Verhör nehmen, ihn seiner unmenschlichen Bosheit überzeugen und mit der Exekution eilen, damit nur der Erdboden von einem solchen Ungeheuer befreiet würde. Dagegen machte aber Vollmuth eine Vorstellung, die man nicht verwerfen konnte. Er wollte seine Befreiung gesetzmäßiger haben, und seine Unschuld ohne Widerspruch darthun, daß auch kein verdächtiger Gedanke übrig bliebe. Um seine Freunde nicht zu verfehlen, wollte er nicht eher abreisen, als bis sie mit den Beweisen seiner Unschuld angekommen wären. Er versprach also nicht aus der Stadt zu weichen, und bat

sich dagegen aus, daß Dreifussen alles, was bisher vorgefallen wäre, bis dahin verschwiegen würde.

Der Kaufmann wollte schlechterdings nicht zugeben, daß Vollmuth in den Gasthof gehen sollte. Er nahm ihn mit zu sich, aber — Vollmuth muste sich ins Bette legen. Ohne Empfindung kann man ia freilich bei solchen Vorfällen nicht bleiben und wer weiß nicht, wie leicht sie nachtheilige Folgen auf unsere Gesundheit haben können, wenn sie zu einem hohen Grad der Heftigkeit steigen? Er brachte vier Wochen zu, ehe er seine vorige Munterkeit wieder bekam, und schien mehr an der Seele als am Leibe zu leiden. Der Halberstädter kam, und acht Tage nach ihm auch der Hofrath Wetter, aber beide fanden ihn im Bette. Der Empfang war ungemein zärtlich, als Wetter ankam, dessen Gegenwart ohne Zweifel das beste Mittel war, seine Genesung zu befördern. Alle Nachrichten, die er ihm von dem Fürsten und von Emilien mitbrachte, waren von der Art, daß sie ihn aufrichten musten, weil sie ihm die angenehmsten Aussichten in die Zukunft eröfneten.

Die verdrießlichen Begebenheiten auf der Welt haben auch ihren Einfluß auf unser Glück. Wir sollten uns billig abgewöhnen, alles, was uns zustößt, nach den ersten Empfindungen zu beurtheilen, die es uns macht. Wie oft gründen sich diese Empfindungen auf Vorurtheile

und

und falsche Einsichten. „Wenn uns etwas begegnet, was unsern Wünschen zuwider ist — was unsere Absichten aufhält — was unsre Freuden verzögert; so sollte man sich nicht gleich hinsetzen und murren, sondern erst seine Wünsche, Absichten und Freuden prüfen und den Ausgang des dazwischen gekommenen Umstandes abwarten. Die unangenehmsten Schicksale sind nicht selten verborgene Quellen der edelsten Freuden. Wunsch, Absicht und Freude werden durch ihre Dazwischenkunft nicht immer vereitelt, wie man fürchtet, sondern nur aufgehalten und am Ende doch gegeben.

Vollmuths Krankheit brachte im Ausgange eine unerwartete Freude, und die erwarteten in der Residenz blieben unverloren. Er fing wieder an auszugehen, und machte mit seinen Freunden kleine Spatziergänge um die Stadt. So ging er in Mertens und seiner halberstädtischen Freundes Gesellschaft, als ihnen der Regimentsfeldscheer mit zween unbekannten Männern entgegen kam. Bei iedem Schritt, der sie einander näher brachte, sah' er sie aufmerksam an, bis sie ihm endlich so nahe kamen, daß er sie kannte. Es war Martin aus der Residenz und — Vater Dreifuß aus Gutleben.

Man hätte die Freude sehen sollen, die der alte Mann hatte, als er seinen lieben Enkel wieder sahe! Von weitem verdoppelte er schon seine

seine Schritte; als er aber nahe kam, lief er in Vollmuths Arme und umklammerte ihn mit den seinigen so fest, als wollte er ihn nie wieder los lassen. Er weinte als ein Kind, behielt aber dabei doch einen Ausdruck der Frölichkeit in seinem Gesichte, daß jedermann sahe, es sind Freudenthränen; wenn man ihn auch zuvor nie gesprochen, und niemand seine Umstände gewust hätte. „Mihn Gott!“ sprach er „wat muß ik oller Mann an den gottlosen Kärel all erleben! Mihn Herzens Sahne! blief öi mei, det du mans nich noch mehr Verfolgung uhtstahn must. Lahe die Residenz Residenz sin, un komm met mei nah Gutleben. Is dine Emilie'en gut Mensche, so werd se schons nah kamen. Ik kann, Gott lof! nu in bede Brod geben, un wi wollen met unse Muddern un Kinger recht gut leben. Arbeden dürwen wi nich mehr.“

Martin war nicht weniger vergnügt, als er Vollmuthen frei und gesund sahe, aber für Dreifussen konnte er kaum an ihn kommen. Endlich gingen sie zusammen in die Stadt zurück und Dreifuß wich seinem Vollmuth nicht von der Seite. Auf der Stube setzten sie sich gleich ruhig hin und sprachen ausführlich von Vollmuths Schicksalen.

Daß der Vorfall mit Vollmuthen nach Gutleben berichtet wurde, ehe der Halberstädter von C * * abreis'te, hab ich meinen

Lesern

Lesern schon gesagt. Magister Versteln war's nicht möglich die Reise hieher zu übernehmen, weil in seiner Gemeine mancherlei Umstände obwalteten, die nicht erlaubten, daß er sich so lange entfernen durfte. Dreifuß entschloß sich aber den Augenblick zur Reise.

Ich muß hier eines Umstands gedenken, der Dreifussen bald von der Reise zurück, oder doch so lange aufgehalten hätte, daß er Vollmuthen nicht mehr getroffen haben würde. Seine Schwiegertochter Anliese kam mit einem jungen Sohn in die Wochen. Die Verlobung ist meinen Lesern schon bekannt, von der Trauung werde ich aber noch nichts gesagt haben. Indessen können meine Leser aus dem ietzt angezeigten Umstand den sichern Schluß machen, daß sie drei Vierteljahre vorher geschehen seyn müsse. Als einen allgemeinen sichern Grundsatz will ich das zwar nicht ausgeben, ich habe viel Beispiele erlebt, wo sich die Natur unglaublich übereilte und in vier Wochen das leistete, wozu man ihr gern mehr Zeit gegeben hätte. Aber bei Hanspetern und Anliesen ist der Schluß richtig.

Gemeinialich beschleuniget ein Umstand in der Welt wieder den andern; so ging's auch mit dieser Trauung zu. Anfangs war der Vater nicht willens, mit der Hochzeit seines Sohnes so zu eilen, aber es kam unverhofft. Dreifuss ses Scheundiele war in den Grund verdorben; sie

sie muste ganz aufgehauen und neu gemacht werden. Das war eine Arbeit für den ältesten Sohn Hansperer, dem der Vater iezt um so viel mehr alles überließ, weil er bald die ganze Wirthschaft annehmen sollte. Hansperer macht sich dabei und — findet einen grossen Hirsentopf voll Louisd'or im Grunde. Er war so treu, daß er nichts anrührte, sondern in aller Stille seinen Vater rief, und mit ihm das Geld an einen Ort brachte, wo es für ihren Gebrauch bequemer stand.

Das kann man sich leicht vorstellen, daß Verwunderung, Erstaunen und Freude bei beiden nicht gering waren. Indessen muß ich meinen Lesern doch sagen, daß der alte Dreifuß den Topf schon lange gesucht hatte. Sein Vater starb in unruhigen kriegerischen Zeiten, als die dasige Gegend von Feinden überzogen war, die den Unterthanen nicht viel liessen. Zum Unglück kam der Tod sehr schnell. Der Schlag rührte ihn in der Stube am Tische; der Sohn sprang zu und faßte ihn in seine Arme; der Vater fing an sich zu besinnen — „der Topf mit dem Gelde," sprach er, „steht" — — hier aber war er todt. — Wer konnte denken, daß er in der Scheundiele versenkt wäre! Die Diele war schon öfters ausgebessert worden, aber das Geld stand in einer Ecke, wo so leicht kein Schade entstehen konnte, und bis hieher keine Ausbesserung nöthig gewesen war. Hätte man sie nicht ganz und

gar

gar aufgerissen, so stände das Geld noch unentdeckt.

Die Treue, Redlichkeit des Sohnes gefiel dem Vater so sehr, daß er ihm auf der Stelle, ehe er den Topf heraushob, das Versprechen gab: „nu Hanspeder sollst du dine Anlise halen."

Ich habe diese Hochzeit mit Fleiß stillschweigend überhin gehen lassen, weil sie zu einer Zeit vollzogen ward, als Vollmuth unmöglich dabei seyn konnte. Ich würde auch iezt nichts davon gesagt haben, wenn ich nicht meinen Lesern die Quelle anzeigen muste, woher Dreifusses Reichthum kam. Nun hätte er Vollmuthen gern bei sich gehabt, und ihm nach seinem Wunsch eine Lebensart eingerichtet; wenn er ihn nur hätte dazu bringen können. Bei dem iezigen neuen Unglück wollte er neue Versuche machen, und deswegen ließ er sich nicht zurück halten. Das Kind muste den andern Tag getauft werden, und mit dem Anbruch des dritten Tages machte sich der alte Mann auf den Weg.

Martins Ankunft machte mehr Aufsehens; den hatte kein Mensch erwartet. Man kannte gar seine Absicht nicht. Seine Liebe und Ergebenheit gegen Vollmuthen ist bekannt genug; deswegen war's aber nicht nöthig, eine so weite Reise zu übernehmen. Er konnte Vollmuthen nichts helfen. Hätte er ja reisen wollen, so hätte

er

er ist, dachte man, mit Wettern reisen können. Man fragte ihn hin und her, aber den eigentlichen Grund erfuhr man nicht.

Als die Nachricht von Vollmuths Widerwärtigkeit in der Residenz bekannt wurde, war Martin nicht zu Hause. Er hatte eine nöthige Reise in seinen Geschäften gehabt, und war erst den Tag wiedergekommen, als Wetter nach C** abgereiset war. Seine Frau erzählt ihm die Nachrichten, die sich unterdessen ausgebreitet und bestätiget hatten, und er beschließt sogleich, den folgenden Morgen sich aufzumachen und nachzureisen. Auf dem halben Weg kömmt er mit Dreifussen zusammen und reist mit ihm in Gesellschaft weiter. Sie hatten sich beide nicht gekannt und ieder hütete sich, dem andern etwas von seinen Absichten zu sagen; bis ihnen endlich der Regimentsfeldscheer begegnet, und Martin, der ihm vom Regimente her bekannt war, anredet. Nun nannte Dreifuß seinen Namen auch und sie kannten einander alle. „Was ich will," sprach Martin, „sollen sie wohl am Ende erfahren. Mich dünkt immer, wenn ich nicht da wäre, würde über die Sache so leichte hingefahren und ein Umstand vergessen werden, der sich bei dieser Gelegenheit am besten ausmachen läßt." Weiter konnte man nichts aus ihm bringen.

Nun eilte man auch, die Sache zu Ende zu bringen; der morgende Tag war dazu bestimmt, daß

daß man vor Gerichte gehen wollte. Es war gar nichts nöthig, als daß Wetter seine schriftlichen Zeugnisse vorlegte, so war Vollmuth gerechtfertiget. Das ganze Kollegium bedauerte ihn, wegen der gehabten Unruhe, entschuldigte sich wegen seines Verfahrens gegen ihn, und wünschte ihn wegen der fürtreflichen Zeugnisse Glück, die ihm sein Fürst gegeben hatte. Der alte Dreifuß wollte nichts sagen, da er weiter nichts wünschte, als Vollmuthen zu vertheidigen. Sobald aber der Senat hörte, daß er der Vater des Deliquenten wäre, so liessen sie nicht nach, durch wichtige Gründe ihn und auch Vollmuthen dahin zu bewegen, daß sie sich möchten gefallen lassen, das Verhör des Missethäters abzuwarten. „Wenn ein Mittel vorhanden ist," hieß es, „wodurch dieser ausgelernte Böſewicht vielleicht noch zum Nachdenken gebracht werden kann, so ists gewiß das, wenn Sie ihm unter die Augen treten und ins Gemüth reden." Man konnte sich diesen Gründen nicht widersetzen.

Der alte Dreifuß muste abtreten; Vollmuth, Wetter und der Halberstädter blieben in der Audienz. Der Missethäter trat mit der heiligen Miene herein, die er seit einiger Zeit angenommen hatte. Er ward gefragt, ob er bei seiner Aussage bliebe und gegenwärtigen Herrn noch für das Haupt der Räuberbande hielte? Er antwortete dreust Ja!

Man las ihm hierauf die Zeugnisse vor, die Vollmuthen vom Hofe waren gegeben worden, worinn sein Aufenthalt seit beinahe zehen Jahren beschrieben wurde, daß er also unmöglich die Person seyn konnte, wofür ihn der Delinquent angeben wollte; aber er behauptete hartnäckig: ja er wär's. Der Böswicht hatte seine Antworten recht ausstudirt und konnte einige Spitzbübereien, deren er schon überführt war, so umständlich und listig Vollmuthen vorhalten, daß die Richter gewiß hätten glauben müssen, er sey dabei gewesen, wenn er irgend in Umständen gewesen wäre, daß ein Verdacht auf ihm haften konnte. Die Richter warnten ihn, daß er sich durch neue Bosheiten nicht eine noch härtere Strafe zuziehen sollte; aber er blieb bei seiner Rede.

Das wusten Vollmuth und der alte Dreifuß nicht, daß Martin gestern schon bei dem Richter gewesen, und sich ausgebeten hatte, daß er beim Verhör des Delinquenten zugelassen werden möchte. Der Diener bekam jetzt Befehl, den Mann hereinzurufen. Vollmuth erwartete den alten Dreifuß, aber Martin trat herein und sprach mit dem Missethäter auf eine Weise, daß man leicht einsahe, es müsse mit Genehmigung der Richter geschehen. Er machte eine Verbeugung gegen die Richter und sahe hierauf den Delinquenten mit grosser Verwunderung an. „Was machst du hier? Dreifuß!“ fragte

fragte Martin. „Hab' ich dir's nicht oft gesagt, daß der Lohntag nicht ausbleiben wird! das hast du an dem guten Schulmeister, Meister Steffen verdient — und noch mehr an Petern. Was hast du denn nun von dein Spukengehen?"

Man sah' es dem Kerl an, er war bestürzt und schien auf diese Erscheinung gar nicht vorbereitet zu seyn. Indessen nahm er doch seine Zuflucht zu seiner unverschämten Frechheit, und hätte Martinen gewiß nieder geschrieen, wenn ihm nicht Stillschweigen auferlegt worden wäre. Martin, verlangten die Richter, solle erst sich deutlicher erklären.

„Er irrt sich," sprach der Richter zu Martinen, „der Delinquent heißt nicht Dreifuß sondern Mustopf."

„Mustopf? ia wenn ich ihn nicht gar zu gut kennte! Glauben Sie nicht, meine Wohlweise Herren, daß ich Ihnen ein unwahres Wort sagen werde; nehmen Sie mir mein Gut und Leben, wenn ich lüge. Ich habe ia mehrere Jahre mit dem Kerl auf dem adlichen Hof in Hungersdorf gedient. Weist du wohl, Kerl! was du zum gnädigen Herrn im Pferdestall sprachst, als du nicht wustest, daß ich wegen Kopfschmerzen im Bette lag?"

Der Delinquent veränderte sich im Gesichte, iedermann sah es, daß er getroffen war,

er wollte aber nichts gestehen. „Kerl!“ sprach er, „du bist nicht gescheut! ich bin mein Tage nicht in Hungersdorf gewesen.“ —

Nun foderte der Richter Martinen auf, alles zu sagen, und Martin entdeckte ein Geheimniß, worüber Vollmuth sowohl als die Richter erstaunten. „Ich habe,“ sprach Martin, „damals im Bette angehört, daß dieser Mensch, der frühzeitig ein Böswicht war, sich mit dem Herrn von Liebe besprach, wie er Meister Steffen, den Vater dieses gegenwärtigen Herrn ums Leben bringen wollte.“

„Wie lange,“ sagte der Edelmann, „sollen denn die Possen mit dem Spuken getrieben werden? Wenn du nicht bald machst, so bin ich des Zauderns satt und überdrüßig.“

„Geduld gnädiger Herr!“ antwortete dieser Böswicht, „heute will ich ihn aufsuchen und von der obersten Stufe der Thurmtreppe rückwärts herunterschmeissen, daß ihm das Aufstehen gewiß vergehen soll.“

„Sie können gewiß glauben, meine Herren!“ fuhr Martin fort, „daß ich kein unwahres Wort spreche. Ich bin ihm den ganzen Tag nachgegangen, habe ihn gewarnt und gebeten, der Böswicht versprach mir's auch, daß ers nicht thun wollte; in der Nacht aber ging er doch hin, und führte den boshaftesten Vorsatz aus. Ich wollte nun nicht mehr neben ihm

dienen

dienen und vermiethete mich nach Hundsnase. Sehen Sie, meine Herren, hier ist ein Brief von seiner eigenen Hand, worinn er mich bittet, ihn nicht zu verrathen. „Hernach heirathete er die Wittwe des Schulmeisters auf Anstiften des Edelmanns; dem er dafür versprach, diesen Herrn, welcher Meister Steffens einziger Sohn ist, und damals ein Kind von acht Jahren war, auch aus der Welt zu schaffen. Das ist erbarmenswürdig, wie er mit dem umgegangen ist. Hätte ich ihn nicht aus seinen Klauen gerissen, so wäre er längst kalt."

Diese Erzählung erweckte bei allen Erstaunen, aber die Antwort des Delinquenten brachte sie alle ausser sich. Er fing an zu lästern und zu fluchen und schimpfte auf seine gegenwärtigen schändlichen Verläumder und — beinahe auch auf den Senat. „Der Teufel weiß," schrie er als ein Wüterich, „was das für nichtswürdige erkaufte Kerle sind! Haben Sie mich darum so lange warten lassen, daß sie sich erst mit den Kerlen zu meinem Verderben verschwören mussten?" Viel fehlte nicht, so hätte man ihn dafür züchtigen lassen. Der Richter kehrte aber wieder um: „laßt nur," sprach er, „den andern Mann herein kommen.

Der Delinquent verwunderte sich bei sich selbst, daß noch ein Mann hereingerufen werden sollte und mochte wohl nicht wissen wen er erwarten sollte. Er sahe sich begierig nach der Thür

um, als sie eben aufgemacht ward und sein Vater herein trat. An seinen Vater muste er gar nicht gedacht haben, daher er beim unvermutheten Anblick desselben so plötzlich von einer Bewegung überfallen ward, daß er sich selbst vergaß und in die schreckende Verwunderung ausbrach: ach! —

Es war ein rührender Auftritt, als der Mann hereintrat und seinen Sohn in Ketten da stehen sahe. „Ach!“ rief er einmal über das andere im kläglichsten Ton, „ach ik armer eller Mann! ik unglücklicher Vader! ik unglücklicher Vader! und dabei wand er seine Hände und weinte als ein Kind. Der Delinquente zitterte am ganzen Leibe, — Vollmuthen nebst seinen Freunden traten die Thränen in die Augen und die Richter waren gerührt. „Kennst du deinen Vater noch?“ fragte der Vorsitzende den Delinquenten, aber er antwortete kein Wort. Der Vater machte ihm in seiner Art die beweglichsten Vorstellungen, die Richter setzten ihm zu, aber er antwortete kein Wort. Die Bosheit trat ihm in weissem Schaum zum Munde heraus, daß man endlich gar befürchtete, er würde die schwere Noth kriegen und in Verzuckungen fallen. Er ward weggebracht.

Vollmuth machte einen Versuch, um das Leben seines Stiefvaters zu bitten, aber das ward ihm abgeschlagen. Alles was er erlangen konnte, war dies, daß es bei dem Unterschriebenen

benen Todesurtheile bleiben sollte, ob er gleich wegen seiner vielfältigen Bosheiten härtere Strafe verdient hätte. Sie gingen alle betrübt weg, fuhren nach einigen Stunden melancholisch zur Stadt hinaus und Kaspar Dreifuß ward nach einigen Tagen aufgehenkt. Man hat ihn nicht dazu bringen können, daß er wieder ein Wort gesprochen hätte; als vom Galgen herunter soll er nach des Henkers Bericht gesagt haben: der Teufel wird meinem Vater und dem gnädigen Herrn den Lohn geben.

Die ganze Gesellschaft fuhr in einem Wagen zum Thore hinaus. Vollmuth, Wetter, der Halberstädter und Dreifuß sassen im Wagen und Martin saß auf dem Bock. Noch hatte keiner recht überlegt, was er that. Sie fuhren alle, ohne zu bedenken wohin, so tiefsinnig und niedergeschlagen, daß keiner Herz hatte, den andern anzusehen. Kaspar Dreifuß schwebte ihnen noch vor den Augen, und ieder überlegte die unglückliche Rolle, die er auf der Welt gespielt hatte, und die böse Gesinnung, mit welcher er sie beschliessen wollte. Hörte man ja einen Laut, so warens einsilbige Worte und Seufzer, die von Thränen begleitet wurden. Wetter bemühete sich, sie aufzumuntern und der Halberstädter trat ihm bald bei. „Er hat sich sein Schicksal selbst bereitet," sprach er, „und wir können nichts darinn ändern. Bedenken S e, daß noch Menschen auf der Welt leben,

für die wir uns erhalten müssen; die keine Freuden haben, wenn wir sie ihnen nicht machen.“ Nach und nach thaten seine Vorstellungen gute Würkung.

Man fing endlich an von dem Wege zu sprechen, den man nehmen wolle — aber da war keiner wider den andern, alle waren geneigt zu folgen. Dreifuß wollte sich von Vollmuthen nicht wieder trennen, und der Halberstädter wollte ihn erst in Sicherheit wissen, und seines Freundes Emilie kennen lernen, ehe er zu seinem Vater zurückkehren wollte. Wetter entschied: wir fahren alle nach Halberstadt und als sie sich umsahen, waren sie auch auf dem Wege dahin.

Der Fürst hatte Wettern freie Gewalt gegeben, die ganze Einrichtung so zu machen, wie ers für gut und für Vollmuths Gesinnung zuträglich finden würde. Er möchte nur von allem was vorginge, schleunigen Bericht abstatten.

Es schien nicht, als wenn Vollmuth damit zufrieden wäre, daß er durch einen Umweg länger, als nöthig war, von seiner Emilie getrennt bleiben sollte. Aber was thut nicht Gefälligkeit gegen einen Freund, dem man so viel zu verdanken hat. Man merkte Wetters Interesse dabei wohl und suchte die dargebothene Gelegenheit zum Vergnügen so viel als möglich

zu nutzen. Im Grunde war's ihm denn doch auch angenehm, seinen gütigen Wirth in Halberstadt und seine Tante in Magdeburg noch einmal zu sprechen.

Das muß ich nur gleich sagen, daß ich hier keine Reisebeschreibung machen werde. Ich habe meinen Lesern noch nöthigere Dinge zu sagen. Das ist wahr, wohin sie nur kamen, da wurden sie mit so grosser Freude aufgenommen, daß sie sich alle beredet zu haben schienen, Volkmuthen die vorhergegangenen Kränkungen aus den Gedanken zu bringen. Der Dominienrath hatte alle Einrichtung getroffen, daß die Hochzeit seines Sohnes ieden Tag vollzogen werden konnte. Die Tante hatte sichs mit Gewalt nicht nehmen lassen wollen, Emilens Hochzeit auszurichten. Er muste es also geschehen lassen, daß sie zu M*** im Hause der Madam Heberin vollzogen ward. „Wenn Sie wollen," sprach er zu seinen Gästen, „so sagen Sie's nur, ich reise sogleich mit; aber bei der Hochzeit müssen sie seyn." Desto mehr ward geeilt, damit man nicht zu lange aufgehalten würde.

Man kann sich leicht vorstellen, daß Wetter seiner Braut von Volkmuths grossen Hofnungen und von seiner bevorstehenden Verbindung sehr viel wird vorgesprochen haben. Ganz natürlich musten dadurch bei ihr mancherlei Wünsche rege gemacht werden, die in dem Herze

einer Braut eben nicht aus dem tiefſten Grunde heraufgeholt werden dürfen. Sie muſte freilich bei der Hochzeit ſeyn, aber ſie hatte ein Verlangen weiter mit zu reiſen und ihrem Bräutigam in die Reſidenz zu folgen. Warum hätte das der Vater nicht bewilligen wollen? „herzlich gern," ſprach er, „ia meine Tochter!" und nun ging die Reiſe fort.

Im Hauſe der Frau Geberin war die Freude auſſerordentlich groß, welche ihre Ankunft verurſachte. Emilie ſowohl als die Tante trugen Vollmuthen ein Herz voll dankbarer Empfindung entgegen und gaben ihm ieden zufriednen Blick zurück, welchen der Domainenrath auf ſie warf. Der Trauungstag ward mit Pracht gefeiert und in vollen Freuden beſchloſſen, welche durch nichts als bei Vollmuthen dann und wann durch einen Gedanken an Emilien unterbrochen wurden. Der nächſte Tag war der Trennungstag. Sie nahmen den zärtlichſten Abſchied von einander, ſetzten ſich in den Wagen, räumten Fräulein Minchen des nun befriedigten Halberſtädters Platz ein und fuhren fort. Noch im Einſteigen brachte die Tante einen Brief an den Generalſuperintendent Würdig, der, wie ſie ſagte, ihre Schweſter betraſe. Vollmuth nahm ihn nach ſich, und nun fuhren ſie mit einer Geſchwindigkeit fort, die alles, was nicht weichen wollte, mit ſich fortriß. „Man," ſprachen alle, ſobald

ſie

sie durchs Thor waren, „soll uns auch nichts aufhalten.“

Man muste den Weg nehmen, den Vollmuth herwärts gereist war, aber länger hielt man sich nirgends auf, als nöthig war, die Pferde zu wechseln, und eine flüchtige Mahlzeit zu halten. Kein Mensch ward besucht; der beste Freund übergangen. Herr Sicharius stand eben in der Thür, als man vorbei fuhr. „Wohin Herr Vollmuth?“ rief er und kam auf den Wagen zu, „wohin so eilig? Wollen Sie nicht ansprechen?“ — „Gehorsamer Diener, Herr Sicharius! nein! heute ists nicht möglich! ich muß eilen. Leben Sie wohl!“ — Vor T * * kam Vollmuths Universitätsfreund dem Wagen aus der Stadt entgegen. Vermuthlich wollte er spatziren gehen. Sobald er Vollmuthen erkannte, wandte er sich um und wollte wieder in die Stadt zurückkehren. „Nein, bester Freund!“ rief ihm Vollmuth nach, „nein, heute nicht! Ich muß eilen; leben Sie wohl!“ — So gings fort, bis die Residenz erreicht wurde.

Vollmuth kannte selbst kaum die Empfindungen alle, die ietzt sein Herz in voller Stärke fühlte, als er durchs Thor fuhr. Er überdachte die Leiden alle, die er bishero in und ausser der Residenz hatte erdulden müssen, und richtete hernach seine Augen auf die angenehmen Aussichten, die sich ihm ietzt durch die Gnade des

preis-

preiswürdigsten Fürsten öfneten. Noch waren ihm seine Hofnungen nicht genau bekannt worden. Aber wenn ihm eine blieb, so hielt er sich für alle überstandene Leiden belohnt genug. Für Emiliens Besitz war er, allen übrigen Erwartungen zu entsagen, bereit.

Es geschah mit Genehmigung des Fürstens, daß Wetter Vollmuthen in seines Vaters Haus führte. „Kommen Sie," sprach der Fürst vor der Abreise zu ihm, „sobald Sie aus dem Wagen steigen, zu mir; ich werde Ihnen sagen, was weiter zu thun seyn wird." — Jetzt nahm er seine Braut bei der Hand und führte sie zu seinem Vater; seiner Schwester aber trug er Vollmuths und des alten Preisfusses Bewirthung auf. Hierauf kleidete er sich um, und ging zum Fürsten.

Kurz vor seiner Ankunft waren fremde Herrschaften angekommen, die sich einige Wochen am hiesigen Hofe aufzuhalten gedachten. Wetter fand alles in unruhiger Geschäftigkeit. Man dachte auf nichts, als wie man den hohen Gästen anständige Vergnügungen zubereiten, und den Hof in seiner Pracht zeigen wollte. Er kam aber den Augenblick vor den Fürsten. Der Herr war sehr gnädig und bezeigte Wetter seine Zufriedenheit über die glückliche Ausführung des Auftrags in den liebreichsten Ausdrücken. „Jetzt," sprach er darauf, „möchten wohl noch einige Tage hingehen, ehe ich an

Ihren

„Ihren Freund denken, und meine Absichten ausführen kann. Sagen Sie ihm aber, daß dadurch nichts versäumt werden soll. Ich muß überdies noch einige Umstände abwarten, die noch nicht ihre völlige Aufklärung haben. Er soll vergnügt seyn, sich seines Glücks erfreuen, und auf mich sich verlassen. Er hat meine Gnade, und ich hoffe, daß er sich derselben in meinen Diensten zu allen Zeiten würdig erhalten wird.“ „Sie können zufrieden seyn,“ sagte Wetter, als er Vollmuthen die Antwort des Fürsten überbrachte, „vors erste ists genug. Das volle Glück mit einmal hätte schädlich werden und Sie stolz machen können.“

Gewissermaßen war's Vollmuthen so angenehm als seinen Freunden, daß ihnen einige Tage gelassen wurden, die der stillen Freundschaft gewidmet werden konnten, ehe man sich mit ernsthaftern Auftritten beschäftigen muste. Die Zahl der Freunde in der Residenz war durch die Lövenbarthsche Familie angewachsen, und bei den ietzigen Umständen war ihrer aller Verlangen, Vollmuthen zu sprechen, grösser als iemals. Jetzt schien der Zeitpunkt zu seyn, da für Vollmuths Glück alles gethan werden konnte, und um ihn recht zu nutzen, wollte keiner unthätig bleiben. Wer sonst nichts thun konnte, der sprach mit theilnehmender Empfindung von Vollmuths grossen Hofnungen, gab ihm weise Anschläge, sich seines Glücks zu

versichern, und wuste allerlei aufklärende Nachrichten von Vorfällen zu geben, die in die Entwickelung seiner Schicksale Einfluß haben konnten. Vollmuth hatte außer dem Vergnügen, sich mit seinen Freunden angenehm zu unterhalten, den Nutzen, daß er dadurch auf die künftigen Auftritte vorbereitet ward.

Wo sie zusammen kamen? in welcher Ordnung Vollmuth seine Freunde aufsuchte? wie herzlich sie sich empfingen und ihre Freude über glückliches Wiedersehen zu erkennen gaben? — das alles ist theils unerheblich, theils können sichs meine Leser, denen ich auch freundschaftliche Herzen zutraue, leicht vorstellen. Aber die Nachrichten sind für uns, die uns mit den Vorfällen bekannt machen, welche sich seit Wetters Abreise nach C** zugetragen haben.

Vollmuths Mutter hatte sich in der Residenz viel Liebe und Achtung erworben. Sie hatte die Ankunft ihres Sohnes mit grosser Sehnsucht erwartet und empfand doppelte Freude, als sie Fräulein Minchen in seiner Gesellschaft erblickte. Jeder Blick auf sie und Vollmuthen druckte Dankbarkeit und Liebe aus. Alle Freunde, auch der Generalsuperintendent Würdig gaben ihr die besten Zeugnisse eines aufrichtigen Herzens und frommen Lebens; so daß durch ihre rechtschaffene Gesinnung und unverdächtige Tugend in allen Gemüthern die bösen Eindrücke ausgewischt waren, welche ihre

vorigen Ausschweifungen gemacht hatten. Niemand gedachte ihres ehemaligen Lebens, und wenn sie sich selbst ihrer Abwege erinnerte, sahe man demüthigende Beschämung auf ihrem Gesichte, die vortheilhafte Begriffe von ihrem Herze erweckte.

Man suchte, um ihr Kränkung zu ersparen, sorgfältig alle Gelegenheit zu vermeiden, von dem unglücklichen Dreifuß zu reden; aber sie wuste schon zuviel aus denen Nachrichten, die mit dem ersten Bericht von C * * nach der Residenz gekommen waren. Für den alten Vater hatte sie so viel schonende Liebe, daß sie in seiner Gegenwart keine Gelegenheit zu kränkenden Erinnerungen gab; bei der ersten Gelegenheit aber, wo er abwesend war, fing sie selbst an nach ihrem unglücklichen Mann zu fragen. Sie ließ nicht nach, man sollte ihr alles erzählen, — sie konnte aber nicht aushalten. Trostlos weinte und seufzte sie den ganzen Tag, pries die Barmherzigkeit Gottes für ihre Rettung, und konnte in einigen Tagen kein frohes Gesicht sehen lassen.

Ein Umstand zog Vollmuths Aufmerksamkeit besonders auf sich; er erfuhr von Doktor Löwenbarthen, daß er sie einigemal, wenn er des Morgens vom Fürsten gekommen wäre, im Vorzimmer gefunden hätte. Das erstemal sollte sie Audienz gesucht haben, und hernach hätte sie der Herr verschiedenemal rufen lassen.

Sie

Sie selbst wollte man darüber nicht befragen; man glaubte, es würde ihr unangenehm seyn, davon zu sprechen, weil sie von selbst nichts sagte. Man wandte sich aber an Malheuren, auch an den Kaufmann Lövenbarth, welche nicht nur mit ihr zugleich in Wetters Abwesenheit beim Fürsten gewesen waren, sondern auch öfters Malheuren zu sich gebeten und geheime Unterredungen mit ihm gehalten haben sollten. Endlich erfuhr man auch, daß der Generalsuperintendent wäre zu diesen Unterredungen gezogen und hernach öfters zum Fürsten gefodert worden. Man forschte, aber vergeblich. Sie entschuldigten sich alle damit, daß ihnen Stillschweigen auferlegt worden wäre, und schränkten ihre Antworten auf die allgemeinen Versichrungen ein, daß alles was vorgenommen würde, auf Vollmuths Glück abzielte und er zu rechter Zeit darüber Erklärung vom Fürsten selbst bekommen würde. Was sie insbesondere davon sagten, waren Vorfälle, die sich im Hause des Geheimenraths oder mit von Lieben zugetragen hatten und meinen Lesern sogleich mitgetheilt werden sollen.

Von Liebens Umstände waren sehr kläglich geworden. Seine beängstigende Gewissens-Unruhe brach in Verzweifelung, und endlich in wüthende Raserei aus. Kunigunde hatte unglaublich viel auszustehen. Der Schulmeister hatte sich nie wieder bewegen lassen, mit

dem gnädigen Herrn sich abzugeben, aber das konnte er nicht vermeiden, zur Kunigunde muste er bisweilen gehen. Sie war ietzt von aller Gesellschaft abgeschnitten, hatte keinen Freund, keinen Menschen, mit dem sie ein vernünftiges Wort sprechen konnte und befand sich doch gar zu oft in Umständen, worinn sie aufmunternder Unterhaltungen bedürftig war. Ihr einziger Trost war, — so wenig trostreich auch der Mann für sie seyn mochte, — sie ließ den Schulmeister rufen. Er konnte nicht genug sagen, was sie auszustehen hätte. „Stündlich,“ sprach er, „bereuet sie ihren unglücklichen Entschluß, zu heirathen mit Thränen, und wünscht sich nach Perleberle zurück, wo sie die ruhigsten, die glücklichsten Tage genossen und in ihrer Einsamkeit vergnügt mit ihrem Gott gelebt hätte.“ — Endlich, da kein Bauer, kein Mensch mehr bei ihrem Gemahl aushalten konnte, wuste sie sich nicht anders zu helfen, sie muste den Vorschlag annehmen, den ihr der Schulmeister gab, zu ihrer Sicherheit militärische Hülfe zu suchen.

Ein jüngerer Bruder des Edelmanns, mit welchem Kunigunde zu Fuchsdorf bis zu Malheurs Geburthsstunde in einem sehr guten Vernehmen gelebt hatte, war bis zum General avancirt, und stand mit seinem Regimente in der Residenz. Er war so gutdenkend, daß er an dem nachherigen Zwist seines Bruders mit

Kunigunden nicht nur keinen Antheil nahm, sondern auch den Verlust dieser Freundschaft in Perleberle und hernach noch in Hungersdorf ihr ersetzte. Eine kleine Kaltsinnigkeit schien sich auch einmal zwischen ihnen zu entspinnen, aber zu der Zeit, als iedermann glaubte, daß Herr von Liebe in der Saale ersoffen wäre, kam der Herr General aus freiem Triebe und ernenerte seine Freundschaft wieder. Kunigunde wuste keinen sichrern Weg, ihren Zweck auf die beste Art zu erreichen, als daß sie sich an diesen General wandte. Der Schulmeister muste Kunigundens Brief ihm selbst in die Hände geben. Nach ausgerichteter Kommißion kam er zum Generalsuperintendent und erzählte diese Umstände. Es war den Tag nachher, als Werter nach C** abgereiset war.

Die Folgen hatte sich Kunigunde freilich nicht vorgestellt. Sie bekam vier Mann Soldaten, aber — die Noth wurde gröſſer. Als die Leute in von Liebens Stube kamen, faßte er den Gedanken, daß die Soldaten von dem Fürsten geschickt würden, ihn abzuholen, damit er zur Rechenschaft und Strafe gezogen werden könnte. Einmal war er so wüthend, daß die Soldaten ohne Gewehr nicht zu ihm gehen durften; ein andermal war er so ängstlich und verzagt, daß er Stundenlang vor dem einen Soldaten auf den Knieen lag, ihn tausendmal seinen gnädigsten Fürsten nannte, und mit Thränen und

Worten

Worten um Barmherzigkeit bat, die den härtesten erweichen und den grausamsten zum Mitleiden bewegen muſten. Kein Mensch konnte den Anblick ertragen.

Endlich erfuhr der Fürst von Liebens Umstände. Da er iezt auf alles aufmerksam war, was Vollmuthen betraf, so wars auch der Hauptgegenstand der Unterredungen des Hofs, zumal wenn der Geheimerath von F** nicht zugegen war. Da hatte einer diese und der andere iene Absicht, warum er davon anfing, und der Fürst hörte bei Tafel allerlei Histörchens erzählen, und bald gesunde, bald ungesunde Urtheile fällen. Einstmals war der General mit an der Tafel, als das Gespräch auf von Lieben fiel. „Es sieht nicht gut mit ihm aus," antwortete er seinem Nachbar, „die Bursche können kaum bei ihm aushalten."

Wegen des guten Vernehmens, worinn dieser General damals mit Kunigundenstand; ists nicht glaublich, daß er die Absicht gehabt haben sollte, dem Fürsten die Sache zu hinterbringen. Er sprach ziemlich laut, das ist wahr, aber dem ohngeachtet konnte er unschuldig seyn. In der letzten Bataille, in welcher sein Regiment sehr ins Gedränge war, hatte er das Unglück, daß ihm eine Kanonenkugel so nahe beim Kopf vorbei flog, daß sie beinahe den Kopf mitgenommen hätte. Kaum daß er ihn noch erhielt; aber das Gehör ging verloren, und er

hatte sich seitdem ziemlich hart zu sprechen angewöhnt. Was er also hier seinem Nachbar ins Ohr sagte, hörte der Fürst, und alle, die an der Tafel sassen. Nun war's nicht zu ändern, der Fürst fragte genauer nach von Liebens Umständen und der General muste antworten.

Gleich nach der Tafel reiste der Leibmedikus auf Befehl des Fürsten nach Hungersdorf. Er sollte die Umstände untersuchen, ob von Lieben nicht geholfen werden könnte. Doktor Löwenharth (dieser war damals schon erster Leibmedikus) hatte gut untersuchen; er kannte das Uebel und die Quellen schon, ehe er hinaus reis'te. „Von Liebe ist nicht krank!" brachte er dem Fürsten zur Antwort zurück; wollen Sie ihm die gnädigste Versicherung geben lassen, daß er wegen Vollmuthen keine Verantwortung und noch weniger Strafe zu fürchten haben soll, so getraue ich mich, ihn bald wieder herzustellen. Die Furcht für dem Galgen ist seine ganze Krankheit." — „Ja!" antwortete der Fürst nach einer kurzen Ueberlegung, „die will ich ihm geben und auch halten; doch mit der Bedingung, daß er Vollmuthen Gerechtigkeit wiederfahren läßt, die er ihm schuldig ist." Das geschah unverzüglich, und von Liebe erholte sich bei wenigen Medikamenten zusehens. Als Vollmuth zurück kam, war er schon einigemal in der Residenz und beim Fürsten zu geheimen Unterredungen gewesen, wozu er aber allezeit sehr schwer zu bringen war.

Viel-

Vielleicht haben sich meine Leser schon lange gewundert, daß ich Ihnen, seitdem wir wieder in der Residenz sind, noch gar nichts von Emilien gesagt habe. Ich kann Ihnen aber diesmal nicht helfen, Sie müssen so gut als Vollmuth, Geduld haben. Der hätte auch lieber recht viel von Emilien gehört und ließ es gewiß an Forschen und Fragen nicht fehlen, aber niemand wuste etwas zu erzählen. Alleweile war's sehr schwer, Nachrichten aus dem Hause des Geheimenraths zu bekommen. Gleich nach Wetters Abreise hatte der Fürst Vollmuths Freunden die Erklärung thun lassen, daß ers gern sehen würde, wenn keiner von den bisher vorgegangenen Begebenheiten spräche. Damit dem Geheimenrath auch nicht einmal ein scheinbarer Vorwand zum Unwillen gegeben würde, sollte man alle Gelegenheit meiden, mit Emilien, oder auch nur mit dem Bedienten des Hauses zu sprechen. — Einem solchen Fürsten, das weiß man schon, wird strenge gehorcht.

Eben diese Erklärung hatte der Herr der Geheimenräthin und ihrer Tochter gegeben, auch bei Vollmuths Zurückkunft gegen Wettern dieselbe nochmals wiederholt. So unangenehm Vollmuthen auch diese Foderung war, so pünktlich ward sie doch befolgt, weil man die Absicht des Fürsten kannte und in allen seinen Befehlen nichts als landesväterliche Wohlthat zu

finden gewohnt war. Vollmuth war acht Tage hier, und hatte sich nach Emilien so wenig umgesehen, als sie nach ihm. Bringesher war mehrmals vorbei gegangen, Vollmuth hatte noch dazu am Fenster gestanden, aber — ein demüthiger Gruß — ein freundlicher Dank — sonst nichts.

Nun reiseten die fremden Herrschaften wieder fort und der Generalsuperintendent Würdig muste zum Fürsten kommen. Nach einer Stundenlangen Unterredung ward er vom Fürsten an den Geheimenrath geschickt mit dem Befehl, wenn er mit dem Geheimenrath gesprochen hätte, dann dessen Gemahlin und Emilien sowohl, als auch Vollmuthen und dessen Freunden die besprochenen Vorfälle bekannt zu machen. Der Abend fing schon an zu dämmern, als Würdig nach Hause kam; aber den Augenblick muste der Bediente fort, Vollmuthen und alle seine Freunde zu einem Abendgespräch zusammen zu bitten, wornach man ihnen eine sanfte Ruhe versprechen ließ. Jetzt will ich auch nicht säumen, meinen Lesern den Inhalt desselben mitzutheilen. Man wird eine Fortsetzung der Familiengeschichte des Geheimenraths finden, die hier gerade am rechten Ort eingeschaltet wird.

Seit Adolfs Tod war der Geheimerath wenig aus dem Bette und gar nicht aus dem Zimmer gekommen. Das Fieber war so heftig

nicht

nicht mehr, aber ee wandelte ihn doch täglich an und schien hektisch zu seyn. Durch nächtliche Schweisse abgemattet und im Gesicht verfallen, sah er einer Leiche ähnlich, und hatte nicht die Kräfte, daß er allein das Zimmer lang gehen konnte. Die erste Nachricht von Adolfs Tod machte ihn tiefsinnig und ängstlich, furchtsam. Sobald der Fieberparorismus vorüber war, erfuhr er sie, und in demselben Augenblick musten die Gemahlin und Emilie zu ihm gerufen werden. „Nun mein Kind haben wir keinen Sohn mehr!“ — das waren die Worte, mit denen er seine Gemahlin anredete, als sie in sein Zimmer trat.

Man stelle sich hier die Empfindungen einer zärtlichen Mutter vor. „Nun haben wir keinen Sohn mehr!“ das hatte sie sich unten in ihrem Zimmer, seitdem der Fürst weg war, mehr als zwanzigmal schon gesagt, und anstatt daß andere Gedanken desto schwächern Eindruck machen, ie öfter sie gesagt werden, so bemerkte Emilie, daß dieser immer heftiger auf das zerrissene Herz ihrer gebeugten Mutter würckte. Sie hatte ei Tischgen in ihrem Zimmer, an welchem sie saß, wenn sie sich mit Gott und ihrem Herzen unterredete. Da stand sie iezt Stundenlang im Kampf und Gebet. „Hart! — ach! — zu hart! — seufzte ihr klagender Mund, und schwere Angstlast drückte ihr Haupt, daß es tief zur Erde hinhieng. „Mein

Gott!“ — bete dann wankende Zuversicht, die doch noch Stärke genug hatte, ihre Blicke nach dem Himmel hinaufzuziehen, bis sie zaghafte Kleinmüthigkeit wieder zurückriß, und das sträubende Herz seine Klagen noch einmal durch den unzufriedenen Mund stieß: „ach! — keinen Sohn mehr!“ — Dann brach ein Thränenstrom durch die Augen, der das Herz zu erleichtern schien, und Emilie fiel mitleidig an den Busen ihrer Mutter, schlug die Arme um ihren Hals und küßte ihre Thränen auf. So fand sie Jakob, als er sie hinauf zu rufen kam.

Emilie dachte nur auf Beruhigung ihrer Mutter. „Weinen Sie nicht, beste Mama!“ sprach sie im sanften mitleidigen Ton, „haben Sie doch eine Tochter, die sie so zärtlich liebt, als auf Erden ein Kind lieben kann. Vielleicht bald — giebt Ihnen Gott wieder einen Sohn, der Ihnen statt der drei verlornen seyn wird.“ Aber wie bestürzt ward Emilie über die Antwort der Mutter! „Arme Emilie!“ sprach sie, — „gute unschuldige Seele! — hast du Tröstungen für ein geängstetes Mutterherz? — Wer weiß — — ach! — — wäre sie vorbei — die gefürchtete Stunde! — Emilie! — ach! — du dauerst mich.“ — Jakob öfnete die Thür noch einmal. „Komm!“ sprach die Geheimeräthin, „zum Vater; ach wollte Gott! — —

Nun

Nun stelle man sich die Empfindungen einer schwermüthigen Mutter vor. Ihr Gemahl saß in einem Lehnstuhl der Thür gegen über. Sein Anblick machte ihr Mitleiden rege, und seine Anrede: „nun mein Kind haben wir keinen Sohn mehr," rief all die ängstigenden Gedanken zurück, mit denen sie schon eine Zeitlang gekämpft hatte. Kraftlos fiel sie auf den nächsten Stuhl und fühlte einen Drang des Bluts zum Herzen, als wenn sie ersticken sollte. Emilie fing ihr sinkendes Haupt in ihren Armen auf und seufzte mit ihr, bis ein neuer Thränenstrom durch beider Augen brach, der ihnen Luft zum Herzen schafte.

Der Geheimerath schien einige Regungen des Mitleids zu empfinden. Er half sich durch Jakobs Hülfe aus seinem Stuhl, stützte sich auf dessen Schulter und näherte sich seiner Gemahlin und Tochter. „Was hilfts nun?" sprach er ängstlich zitternd und wischte sich eine Thräne aus den Augen, „das hätte man eher bedenken sollen! Hätten wir nicht können so vergnügt bei einander leben, wenn ihr mir nicht in allen Stücken entgegen gewesen wäret. Nun sehet ihr den Nutzen. Wie lange wird's währen, so folge ich meinen Söhnen nach! Ach Emilie! soll ich ohne Sohn sterben? Laßt uns doch in Zukunft einig seyn."

Meine Leser werdens wohl selbst fühlen, ob das ein beruhigender Zuspruch war. In Emi-

liens und ihrer Mutter Empfindungen schien es anfangs nicht zu seyn; sie weinten beide heftiger. Endlich aber ergriff Emilie schüchtern des Vaters Hand und küßte sie, indem die Geheimesräthin ihre Thränen abtrocknete und mit trüber Freundlichkeit ihren Gemahl bat, daß er sich von ihr ins Bette führen ließ.

Dies war eine feierliche Versöhnung. Der Geheimerath ward ruhiger, aber auch täglich schwächer. Emilie und ihre Mama hatten wieder freien Zugang zu ihm, und durften um seine Wartung sich bekümmern. Dafür saßen sie unten wieder bei einander und grämten sich über den Gedanken: es wird nicht anders. Indessen ward der Geheimerath nach vierzehen Tagen im äußerlichen Ansehen munterer, auch so leidlich, daß er die meiste Zeit außer dem Bette zubrachte und sich um häusliche Angelegenheiten bekümmerte. Die Geheimesräthin und Emilie aber wurden durch die gnädigen Versichrungen des Fürsten unterstützt, daß sie unter ihren Bekümmernissen nicht erlagen.

Um diese Zeit wars, als der Hofrath Selbst fleißige Besuche bei dem Geheimesrath abzulegen anfing und freundlich aufgenommen ward. Man konnte sich gar keine Absicht denken, und war sehr neugierig, sie zu erforschen; aber man konnte nichts entdecken. Es durfte niemand zugegen seyn, wenn er kam,

und Jakob konnte mit aller seiner List nichts ausrichten. Sobald er etwas in der Stube zu thun hatte, ward das Gespräch abgebrochen und wenn er sich draußen aufhalten muste, war keine Silbe zu hören, so leise sprach man. So viel merkte man bald, dem Geheimenrath waren seine Besuche angenehm. Er freuete sich, wenn er kam, und sprach liebreicher mit seiner Gemahlin und Emilien, wenn er da gewesen war. Endlich kam die Aufklärung ungesucht.

Würdig hatte eben deswegen mit dem Geheimenrath sprechen müssen, und sobald er herunter kam, erfuhren die gnädige Frau und Emilie das Geheimniß auch. – Aber wir? – o ia, lieben Leser, gleich! Der Fürst hatte es damals erlaubt; warum sollte ich iezt nicht die Sache öffentlich erzählen dürfen? Das Drehen und Wenden kann ia zu nichts helfen, der Werth der Handlung bleibt doch immer derselbe. Die Galanterie der artigen Welt kenne ich recht gut. Wer mit dem Drehen und Wenden nicht fertig werden und schlechterdings nichts Gutes an der Handlung seines hohen Patrons finden kann, der sieht sich um, was für Leute um ihn herum stehen, ehe er spricht. Gemeiniglich tritt man in einen Winkel und spricht leise, oder man wartet, bis der vornehme Betrüger todt ist. Das geht aber mit mir nicht an. Mit dem leise sprechen könnte mir's wie dem General an der

fürstli-

fürstlichen Tafel gehen; ich habe eine starke Sprache. Das Warten ist aber noch weniger praktikabel — Selbst stirbt nicht.

Im ersten Auftritt, bei Gelegenheit des Vergleichs zwischen Kunigunden und dem Geheimenrath schiens ein intrikater wichtiger Mann zu werden, daß ich mir die Hofnung machte, ich würde oft Gelegenheit haben, meinen Lesern recht viel von ihm zu erzählen; aber ich habe mich geirrt. Er war einer von den stillen Männern, die in einem schlechten Kleide mit einer einfältigen Miene an den Häusern der Straßen langhin schleichen, ohne Geräusch und Aufsehen zu machen, und ihre Entwürfe gemeiniglich desto glücklicher ausführen, je verborgener sie handeln. Tausend Intriguen werden gespielt und kaum eine entdeckt. Es ist nur gut, daß ich am Ende Gelegenheit habe, meinen Lesern den Mann noch einmal vorzustellen.

Der Hofrath Selbst war bis jetzt noch Kunigundens Kurator, ohne dessen Beistand und Rath sie nichts vornahm. Jetzt lebte sie bei den bedenklichen Umständen ihres Gemahls in grossen Sorgen. Die Versichrung des Fürsten, daß er Vollmuths wegen nicht zur Strafe gezogen werden sollte, war wohl gut, aber der Anhang stand ihr nicht an, daß er Vollmuthen Gerechtigkeit wiederfahren lassen sollte. Am wenigsten gefiel ihr das, daß ihr Gemahl schlechterdings zum Fürsten kommen

und

und sich in mancherlei Unterredungen einlassen muste, die ihr viel Unruhe machten. Sie sprach mit ihrem Kurator.

„Auf alle Fälle," rieth Selbst, „man kann den Ausgang nicht wissen, bringen Sie in Sicherheit, was Ihnen lieb ist, und besonders sorgen Sie dafür, daß alle alte Dokumente und aufgehobne Briefschaften über die Seite geschaft werden."

Kunigunde erklärte sich hierauf gleich, daß sie morgen alle Schreibereien verbrennen wollte, und — klug wär's gewesen, wenn sie das gethan hätte. Aber Selbst hätte dabei grosse Bedenklichkeiten. „Verbrennen? — bewahre Gott! nein, das thun Sie ia nicht! Sie könnten sich ia den grösten Schaden zuziehen. Wenigstens müssen sie erst durchgesehen werden." —

Das war nun keine Arbeit für Kunigunden. Sie kramte ihres Gemahls Archiv und Schreibeschrank aus, nahm alle beschriebene Papiere zusammen, fuhr zum Hofrath Selbst und vertrauete sie sämmtlich seinen Händen an. Es war ein Paket Wechsel und Bankoscheine dabei, die er besonders in Verwahrung nehmen sollte. Mit den übrigen Schmierereien, sprach Kunigunde, möchte er machen, was er wollte, nur daß sie nicht in fremde Hände kämen.

Selbst weigerte sich lange, ehe er diese Wechsel in seine Verwahrung nehmen wollte, weil sie eine grosse Summe betrugen, wobei er Gefahr zu haben fürchtete. Endlich, nachdem Kunigunde lange darum hatte bitten müssen, willigte er, doch unter keiner andern Bedingung, als daß die Wechsel in einen Bogen geschlagen, von Kunigunden selbst versiegelt, und in einen eisernen Kasten verschlossen werden mussen. Auch den Schlüssel behielt er nicht; Kunigunde muste ihn zu sich nehmen. Sie thats, und reiste froh nach Hause.

Was Selbst that, sobald Kunigunde fort war, das möchten meine Leser vielleicht alle rathen zu können glauben. Freilich, Ja! er setzte sich hin und untersuchte die Briefschaften und Dokumente sehr genau. Aber was er fand, das werden sie wohl alle unerrathen lassen müssen. Selbst fand gleich oben auf an zweimalhunderttausend Thaler Wechsel und Bankoscheine.

Bankoscheine?! — — werden meine Leser denken; die hatte ja Kunigunde eingesiegelt und in den eisernen Kasten geschlossen! — Ja freilich hatte sie ihre Wechsel eingeschlossen; wenigstens glaubte sie das, so gut als meine Leser. — Sollte ein Irrthum vorgegangen seyn? — und wer hätte den Irrthum begangen? — das weiß ich gewiß selbst nicht so zuverläßig, daß ich meine Gedanken frei heraus sagen dürfte. So viel ist gewiß, die Wechsel lagen hier, und

Selbsten

Selbsten machte das bei weitem so viel Verwunderung nicht, als es meinen Lesern macht. Er fand sie mit dem ersten Griff ungesucht, als hätte er sie schon liegen gewust. Er sahe sie durch, nahm eine Feder und schrieb, überrechnete eilfertig die Summe, machte eine lächelnde Miene indem er langsam mit dem Kopf nickte und schloß die Papiere in seinen Schrank.

Nun machte sich Selbst dabei und sahe den ganzen Wust sehr genau durch. Der grösste Theil war verstockt und vermodert; was aber noch leserlich war, enthielt Nachrichten, die keinem noch lebenden Menschen das mindeste nützen konnten. Beinahe wär' er des vergeblichen Durchsuchens ganz und gar müde geworden und wollte schon den ganzen Plunder hinaustragen lassen, als ihm von ohngefähr der Name Eberhard von Vollmuth in die Augen fiel. Gleich ward er aufmerksamer, durchsuchte weiter und fand mehrere Papiere, die er vorerst zurücklegte. Jenen Wust ließ er nun über die Seite schaffen, diese aber las er von Wort zu Wort durch und fand Nachrichten genug, von denen er auf der Stelle einen Gebrauch zu machen beschloß, der ihm Nutzen bringen sollte.

Hier muß ich meine Leser bitten, daß sie die Zeitrechnung nicht aus der Acht lassen. Wetter war nach C** gereist, Vollmuthen abzuholen; der Fürst aber beschäftigte sich insgeheim, in den Vollmuthschen Affairen mehr

nicht

Licht zu erlangen. Würdig, Malheur und der Kaufmann Löwenbarth wurden deswegen öfters zum Fürsten gerufen, und von Liebe hatte schon einigemal von Hungersdorf hereinkommen müssen, weswegen Kunigunde eben so sehr besorgsam ward, daß sie Selbsten ihre Dokumente auslieferte. Aber niemand wuste, was vorginge, obgleich iedermann glaubte, daß des Fürsten ietzige Beschäftigungen nichts anders als Vollmuths Glück zur Absicht hätten. Jetzt wars, als Selbst unter diesen Papieren saß.

Zuerst fand sich ein Dokument, das beinahe zweihundert Jahr alt war, nach welchem die Güther Perleberle und Hungersdorf der Familie von Vollmuth zugehört hatten. Ein gewisser Jagdiunker, Eberhard von Vollmuth, war der letzte Besitzer aus dieser Familie gewesen.

Die übrigen zurückgelegten Schriften enthielten einen Briefwechsel zwischen zweien damals lebenden Edelleuten und einem Fräulein Juliane, des genannten Eberhards einziger Tochter, welcher die ungerechte schändliche Art verrieth, wie diese Güther dem rechtmäßigen Erben, Eberhards einzigen Sohne, Ludwig, welcher besage des Stammbaums nachher Generalsuperintendent geworden ist, entrissen worden waren.

Elias

Elias von K** war ein armer Edelmann ohne Geld und Güther, der Juliane zu heirathen versprach, wenn sie sich mit ihm auf Kosten ihres Vaters und Bruders bereichern wollte. Sie ging diesen Vorschlag ein und Beniamin von L** unterstützte sie mit Geld. Nun wurden Schulden gemacht und Geld über Geld aufgenommen, und wenn tausend Thaler aufgegangen waren, so hatten Elias von K** oder Juliane, gewiß acht hundert Thaler davon in ihrem Kasten. Bernhard war einfältig und gutwillig, überdies auch sehr kränklich, daß er sich um die Wirthschaft nicht bekümmern konnte; Juliane aber war listig und boshaft. Er schrieb Wechsel und sie erfand neue Bedürfnisse und nothwendige Ausgaben. So schoß sie dem Vater dieselbigen tausend Thaler unter fremden Namen hundertmal vor, wodurch des Vaters Schulden und ihr Vermögen so anwuchsen, daß ein Konkurs entstand, worinn Elias und Beniamin die Güther erstanden. Kurz drauf starb Bernhard und die Familie war um Güther und Adel. Ludwig kam zu einem Schuster ins Haus, legte den Adel ab, und studierte fleißig. Dies war der Hauptinhalt der Briefe, worinn die Interessenten sich einander ihre Gedanken ausführlich entdeckt und von dem Fortgange ihrer Anschläge Nachricht gegeben hatten.

Das war Selbsts Sache nicht, so viel Zeit zu verderben, als er hier auf die Untersu-

chung dieser Schriften verwendet hatte. Er wuste aus allen Dingen Nutzen und Vortheile zu ziehen und hatte von Anfange gleich die Hofnung, daß seine ietzige Mühe nicht verloren seyn sollte. „So! so!“ — sprach er, indem er in seiner Stube langsam auf und nieder ging, „hat Meister Steffen doch recht gehabt? — es muß doch endlich alles an den Tag kommen!“ — Mich dünkt, wenn Selbst diese Wahrheit recht bedacht hätte, so würde er gewiß seinen Plan geändert haben, und von seinem Vorsatz abgestanden seyn. Das war aber seine Sache nicht, Wahrheit in Beziehung auf sich zu denken. Er zog sich an, stiekte die Dokumente zu sich und ging zum Fürsten.

Freilich war's eine Handlung, der man einen guten Anstrich geben konnte. Für Vollmuths Nutzen etwas zu thun, war eigentlich sein Vorsatz nicht, so wenig als er die Absicht hatte, Kunigunden zu schaden. Er wollte dem Fürsten seine Handlung als einen Beweis seines treuen Dienstelfers verkaufen und eine Belohnung verdienen. Er konnte bei der ietzigen Lage der Sachen gar leicht die Ueberlegung machen, daß dem Fürsten diese Nachrichten sehr willkommen seyn würden; und hatten bisher solche deutliche Beweise für Vollmuths alten Adel noch nicht aufgetrieben werden können, so war sein Schluß so unwarscheinlich nicht, daß ihn der Fürst belohnen würde. Genug seine

Hof-

Hofnung traf ein. Der Fürſt las die Schriften bedächtſam durch, dankte Selbſten für ſeine Aufmerkſamkeit und erlaubte ihm, ſich eine Gnade auszubitten.

Da ſtand Selbſt verlegen und unentſchloſſen. Das hatte er nicht gedacht, daß der Fürſt ihm ſelbſt überlaſſen würde, ſeine Belohnung zu beſtimmen. Er wollte die angebotene Gnade gern recht nutzen und wuſte in der Eil nicht was er fodern ſollte. Er beſann ſich kurz und bat ſich Bedenkzeit aus. — — Nun kam er bald auf einen Einfall, der mit ſeinem Plan harmonirte.

Seit Adolfs Tode ging Selbſt mit einem Anſchlag ſchwanger, an deſſen Ausführung ihm ſehr viel gelegen war, weil er dadurch groß und reich zu werden hofte. Er ſtand noch in den beſten Jahren und hatte ſich bis hieher zu keiner Heirath entſchlieſſen können. Jetzt fiel ihm Emilie in die Augen. Freilich war er nicht von Adel, aber er bekleidete eine adliche Charge, und allenfalls würde bei der Mariage nach ſeinen Gedanken wohl ſo viel gewonnen werden, daß er ſich den Adel kaufen könnte. Er hatte ſelbſt ein anſehnliches Vermögen durch allerlei krumme Wege zuſammen gebracht, welches durch die neu acquirirten Wechſel ſo hoch geſtiegen war, daß er dem Geheimenrath zum Schwiegerſohn wichtig genug zu ſeyn glauben konnte.

Es war noch eine Schwierigkeit zu überwinden. Selbst wuste, daß der Geheimerath gegenwärtig nicht freie Gewalt über seine Tochter hatte. Bei den letzten Unruhen mit Adolfen hatte der Fürst Emilien das Versprechen gegeben, sie wider allen väterlichen Zwang in seinen Schutz zu nehmen und für ihr Glück nach ihrem Wunsch zu sorgen; dem Vater aber hatte er gesagt, daß er sich's ausbäte, um Rath befragt zu werden, ehe Emilie iemand versprochen würde. „Wer sie haben will," waren seine Worte, „muß sie von meinen Händen suchen." — Hier fühlte er aber den Werth der angebotenen Fürstlichen Gnade. —

Man hatte auch von dem Vernehmen sprechen hören, in welchem Emilie mit Vollmusthen stehen sollte, aber man wuste, daß der Geheimerath schlechterdings dawider wäre und Selbst glaubte am wenigsten, daß der Fürst Emilien gerade den zum Gemahl bestimmen würde, der dem Geheimenrath ewig zuwider seyn muste. Und wäre es sein Gedanke; so hatte Selbst das für sich, daß er sich eine Gnade ausbitten durfte. Dann, hofte er, würde ihm der Fürst gewiß sein Wort nicht brechen, sondern ihm mit Emilien zugleich auch die Güther schenken, die mit dem Tode des Geheimenraths an ihn fielen. So träumte er sich einen Weg, Besitzer der Güther des Geheimenraths von F*.* zu werden und ging mit

diesen Ueberlegungen vom Fürsten weg, gerade zu ihm.

Die Bemerkung, welche die Geheimeräthin und Emilie machten, war richtig; dem Geheimenrath wurden Selbsts Besuche bald angenehm. Hatte er vorher aus mancherlei Gründen gewünscht, Emilien verheirathet zu sehen; so konnte es ietzt nicht anders seyn, der Wunsch muste heftiger bei ihm werden. Nun hatte er gar keinen Sohn mehr und mit seinem Tode verfielen seine Güther. Den Sinn der Erklärung, welche der Fürst in Absicht auf Emilien gegeben hatte, verstand er recht gut. Die großmüthige, wahrhaftig Fürstliche Denkungsart des Herrn war ihm zu bekannt, daß er nicht hätte glauben sollen, er würde demienigen auch die Güther schenken, den er Emilien zum Gemahl bestimmen würde. Dem ohngeachtet aber hielt er sich für sehr beleidigt, daß der Fürst ihm in seinen natürlichen Rechten Eingriff thun und mehr Gewalt über seine Tochter als er haben wollte. In dieser Lage war ihm Selbsts Antrag allerdings angenehm.

Der Anstoß, daß er vom bürgerlichen Stande war, machte keinen Auffenthalt. Selbst war so klug, daß er zuerst von seinen Vermögensumständen zu reden anfing, und in einigen Besuchen dem Geheimenrath so viel Wechsel vorzeigte, daß er an der Grösse seines Reichthums nicht mehr zweifeln konnte. Nun erklärte

er erst seine Absicht auf Emilien und der Geheimerath gab den Augenblick seine Einwilligung. Sobald er hörte, daß sich Selbst eine Gnade vom Fürsten ausbitten sollte (so klug war Selbst schon, daß er von den Briefen nichts sagte) sobald war er's zufrieden, daß Selbst seine Tochter bei dem Fürsten suchen sollte und freuete sich, ein Mittel zu haben, wodurch der Fürst gewissermassen gezwungen wäre, sich in Emiliens Verheirathung nach dem Willen des Vaters leiten zu lassen. Selbst ging nach Hause, und weil er eben einige Sachen liegen hatte, die dem Fürsten zur Unterschrift vorgelegt werden musten, so legte er ein Schreiben mit bei, worinn er sich Emilien zur Gnade ausbat.

Man würde kaum glauben, daß es möglich sey, daß die Dinge auf der Welt so bunt durch einander herlaufen könnten, wenn mans nicht täglich mit Augen sähe. Der Mensch kann doch auf keine ruhige Stunde sichre Rechnung machen! Da setzte man sich manchmal am Ende eines Auftritts gern hin, und genösse die Früchte seiner Sorgen. Man schöpfte wohl frei Athem, — überlegte genommene Maßregeln noch einmal — und munterte sich zu grossen Hofnungen auf. Aber gleich ist ein neuer Auftritt da, der unsre Gedanken bald weiter in die Zukunft hineinreißt, bald durch ungerufene Erinnerungen an vergangene Dinge lästig wird. Selbst

sahe

sahe dem Boten mit den verschlossenen Sachen an den Fürsten aus der Stubenthür nach, so lange er zu sehen war, und setzte sich in seinen Sopha. Gleich klopfte iemand an. Herein! rief er unwillig, und sprang auf. Beinahe wäre er aber für Schrecken umgefallen, als Kunigunde hereintrat.

Ach lieber Herr Hofrath, geschwind! geschwind! — den Kasten — hören Sie nicht? den Kasten! Stellen Sie sich vor, — Gott wer hätte das gedacht! — der Amtmann Z** in unsrer Nachbarschaft hat Bankerott gemacht. — Gott! wie soll man's doch noch anfangen, in einer solchen betrügerischen Welt sich bei Brodt und Ehren zu erhalten. — Die Leute reden ganz wunderlich und wollen gar sagen als wenn — — Es kann auch bald nicht anders seyn, — kein Mensch kann begreifen, wie's sonst zugehen sollte. Der Mann hat eine so leidliche Pacht gehabt — und seine Wirthschaft so gut in Acht genommen — Einen Punkt will man zwar angeben, der dem Mann viel Geld gekostet haben soll — aber — die Leute haben immer was zu reden, und wenn's nichts ist, so ists der eine Punkt. Ich weiß es nicht — Menschen haben doch keine Sperlings Naturen. Ich habe auch in der Welt gelebt und habe funfzig Jahre Fräulein mit Ehren geheissen und kein Mensch hat mir Gewalt angethan. — Ach nur den Kasten, Herr Hofrath! geschwind! —

Tausend Thaler! — dem Mann hätte ich alles gegeben. Wenn ich nur nicht gar drum komme — geschwind den Wechsel! mein Gemahl weiß nichts davon.

Selbst stand da, als hätte ihn der Schlag gerührt. Die Sprache allein konnte einen Menschen schon betäuben, aber die Abfoderung der Wechsel fuhr ihm wie ein Donnerschlag durch Mark und Bein. Ein Glück für ihn war's, daß sich Kunigunde im Affekt nie kurz fassen konnte. Indem sie fort sprach, gewann er Zeit, sich zu erholen und sobald sie den Namen des Amtmanns nannte, kam er auf ein Mittel, sich vorietzt aus der Verlegenheit zu helfen.

Als er den Tag vorher zum Geheimenrath ging und die Absicht hatte, ihn seinen Reichthum sehen zu lassen, nahm er einen Theil der Scheine zu sich. Von ohngefähr traf sichs, daß der oberste nur auf tausend Thaler war. Er legte ihn bei Seite, und nahm dafür einen andern auf zwanzigtausend heraus. Jetzt, als er den Namen des Amtmanns hörte, erinnerte er sich, daß es der zurückgelegte Schein wäre, welchen Kunigunde holen wollte. Sie hatte den Schlüssel zum Kasten schon in der Hand, als sie zur Stube herein trat und hielt ihn, indem sie sprach, so vor sich, als wollte sie ihn ins Schlüsselloch hineinstecken. Sobald sie ausgesprochen hatte — sie stand nahe beim Kasten —

bückte

bückte sie sich und wollte aufschliessen. — Unterdessen hatte sich Selbst auch entschlossen. Er ging nach seinem Schrank und langte den Wechsel. Ehe sie noch den Kasten aufhatte, reichte er ihr ihn schon hin: „sehen Sie, gnädige Frau! ist das der Wechsel?“

Nun gerieth Kunigunde in Bestürzung. Sie wuste, daß sie die Scheine alle eingesiegelt und noch dazu den Schlüssel in Verwahrung genommen hatte und konnte freilich nicht begreifen, auf was für Weise Selbst den Wechsel in seine Hände bekommen hätte. „Warum,“ sprach sie, „haben Sie das Paket aufgebrochen?“

„Das habe ich,“ antwortete Selbst, „nicht gethan und auch nicht thun können. Sie haben ja den Schlüssel gehabt.“

„Wie kömmt denn der Wechsel in Ihre Hände?“

„Das rathen Sie einmal! Wenn man nun nicht ehrlich wäre, so wären die tausend Thaler weg gewesen. Ich habe den Wechsel unter den übrigen Papieren gefunden.“

„Langen Sie einmal die Papiere her.“

„Ach! Sie denken gewiß, es werden noch mehrere darunter seyn? dafür seyn Sie ohne Sorge. Ich habe nach Ihrem Befehl alles verbrennen lassen, aber vorher genau durchgesehen. Sonst war nichts brauchbares dabei.“

Es war bald, als wäre Kunigunde durch den Umstand ganz ungläubig geworden. Sie schloß dem ohngeachtet den Kasten auf und langte das Paket. Sie sah es sehr genau an, fand aber das Siegel unverletzt. „Was sehen Sie's an?“ fragte Selbst, „es hat niemand können dazu kommen und muß also noch unverletzt seyn. Nehmen Sie's lieber wieder mit, so bin ich der Sorgen überhoben.“

Meine Leser werden längst bemerkt haben, das manche Worte gesprochen werden, die man nicht so hinnehmen darf, wie sie lauten. Mich dünkt immer, Selbst hätte lieber gesehen, daß Kunigunde das Paket wieder in den Kasten geschlossen hätte. Ich weiß aber nicht, war sie mißtrauisch, oder hatte ihr Vorwand Grund; genug sie nahm das Paket unentsiegelt mit. „Mein Gemahl,“ sprach sie, „hat gestern schon nach den Scheinen gefragt, und möchte von neuem wieder unruhige Gedanken bekommen, wenn ich sie ihm nicht zeigen könnte.“ Selbst war mit dem Ausgang nicht zufrieden und schien viel Unruhe deswegen zu haben, er konnte es aber nicht ändern. Hat sie doch das Paket selbst versiegelt und unverletzt wieder bekommen; das war sein einziger Trost.

Unterdessen vergingen drei Tage, ohne daß der Fürst auf Selbsts Schreiben wegen Emilien eine Antwort gab; bis endlich der Generalsuperintendent auf Befehl des Fürsten dem

Schrei-

Geheimenrath eine Antwort bringen muste. Im Fall es nicht möglich wäre, daß der Geheimerath nach Hofe kommen könnte, — dies war sein Auftrag — so sollte er sagen: „daß der Fürst von dem Hofrath Selbst ein Schreiben bekommen hätte, worinn er sich Emilien zur Gemahlin erbäte. Ihre Durchlauchtigkeit wären entschlossen die Sache zu beendigen und Emiliens Glück zu entscheiden, sie würden aber zuvor selbst mit dem Herrn Geheimenrath sprechen, und wollten deswegen morgen früh um 9 Uhr herunterkommen.“ Vollmuth und alle seine Freunde bekamen insbesondere den Befehl, daß sie sich insgesammt morgen frühe gegen die Zeit im Hause des Geheimenraths versammlen sollten.

Das waren Nachrichten, die allgemeine Freude erweckten. Vollmuth schien zwar etwas unruhig zu seyn, da er hörte, daß Selbst sein Nebenbuhler war. Seine Freunde lachten aber herzlich darüber und wusten ihm bald andere Gedanken von den Absichten des Fürsten beizubringen. Malheur besonders muste mehr wissen, als er sagen durfte. „Wenn Sie doch ruhig wären!“ sprach er zu Vollmuthen, „Sie sind der glücklichste unter uns allen in wenigen Stunden. Selbst? — ia der! — Wenn Sie nur wissen sollten, was der Fürst gestern zu Kunigunden sagte.“

„Ist

„Ist denn Kunigunde," fragte Vollmuth voll Verwunderung, „beim Fürsten gewesen?"

„Stille!" antwortete Malheur, „Geduld! bis morgen; heute darf ich nichts sagen.

Wenn sich meine Leser hier erinnern, daß Würdig der Gesellschaft bei der Einladung versprechen ließ: er wolle ihnen Sachen erzählen, worauf sie alle gut schlafen würden; so kanns immer seyn, daß mancher von ihnen, so gut als ich, zweifelt, ob diese Verheissung bei allen eingetroffen sey. Er schlief sanft, das glaube ich gern, — so sanft als der Menschenfreund nur schlafen kann, wenn er nach zwanzigjährigen Sorgen den vaterlosen Waisen aus dem Staube der Verachtung hervorgezogen — durch seine fruchtbaren Lehren zum Muster der edlen Menschheit gebildet — sich für seinen anhaltenden Fleiß belohnt — und ihn nach tausend erduldeten Drangsalen mit den edelsten Freuden und verdienten Vorzügen dieses Lebens gesegnet sieht, die ein weiser Fürst sorgfältig für den Würdigen spart. Auch konnte es seyn, daß Malheur und einige andere aus der Gesellschaft mehr wusten, als Würdig allen zu sagen Erlaubniß hatte. Das muste viel beitragen, ihre Beruhigung zu erhalten. Aber Vollmuth befand sich in einer Lage, die in den Augenblicken, darinn man sich ihrer bewust ist, gewiß viel peinliches hat.

Ich

Ich will nicht sagen, daß Vollmuth zwischen Furcht und Hofnung schwebte. Es würde unverzeihliche Beleidigung des edelsten Fürsten gewesen seyn, wenn er nach so vielen schon empfangenen Wohlthaten und bei den ihm gegebenen unverletzlichen Versichrungen jetzt den Landsvater hätte verkennen wollen, der immer Fürst war, und — dann nur Fürst zu seyn glaubte, wenn er Menschen, wenn er Unterthanen glücklich machte. Aber sind wir Menschen nicht alle so, daß wir den Glauben in den Händen haben müssen, wenn Kleinmüthigkeit völlig besiegt werden soll? Da findet mißtrauische Ueberlegung eine Bedenklichkeit nach der andern und geschäftige Einbildung sieht Gefahren, bis an den Augenblick, wenn man den Wunsch ergreift. Hat man endlich alle Zweifel gehoben und alle Bedenklichkeiten überwunden, so ist dennoch die Neubegierde nicht gesättiget. Dann möchte man gern das bevorstehende Glück nach den kleinsten Umständen kennen und überlegt nicht, daß man sich durch vorweggenommene Empfindungen den vollkommensten Freudengenuß verdirbt.

Jetzt ging die Gesellschaft aus einander, und ieder suchte sich, so gut er konnte, auf den morgenden Tag vorzubereiten. „Morgen!“ so sprach ieder, „ach! morgen Vollmuth! — nun! — schlafen Sie recht wohl!“ — Ja! ja! — Vollmuth that die ganze Nacht kein

Auge

Auge zu. „Morgen!“ — so dachte er, „ach! wär' er überstanden, der morgende Tag! — Morgen sollen sich deine Leiden endigen — dein Glück soll entschieden werden — Emilie, die treue zärtliche Emilie soll deinen Augen, soll deinen Händen wiedergegeben werden. Ach! wäre der Augenblick schon da, der mich ihres Besitzes versichern soll! dürfte ich sie nur erst berechtiget an meine dankbare Brust drücken — an ihrem klopfenden Busen meine Leiden vergessen, und der würdigsten Mutter die Thränen mit Ehrfurcht vergüten, die sie seit Jahren für meine Wohlfarth geweint hat.“ So dachte Vollmuth; er dachte es wieder, und sagte sichs selbst vor, bis der gerufene Tag anbrach.

Auch aus Wetters Augen wischte heute frohe Erwartung den Schlaf früher als sonst. Er kam an seines Freundes Bette und segnete den Tag mit seinem brüderlichen Wunsch. Vollmuth stand auf, und Fräulein Minchen nebst Wetters Schwester gesellten sich am Kaffeetisch zu ihnen. Endlich kam auch Vater Dreifluß und unterhielt sie mit seinen drollichten Einfällen, bis unter mancherlei scherzhaften Reden die Stunde heran kam, daß sie sich ankleiden und zum Geheimenrath von F.** gehen musten.

Der alte Geheimerath Wetter war nicht bei der Gesellschaft. Anfangs hatte es der Fürst zwar verlangt, daß er zugegen seyn sollte,

er erhielt aber Erlaubniß, zurück zu bleiben. Auſserdem, daß er in Vollmuths Affairen bisher gar nicht war verwickelt gewesen, hatte er noch einige andere Gründe zu seiner Entschuldigung. Aber zum Fürsten ward er den Morgen frühzeitig gerufen, und eben ietzt, als sein Sohn mit seinen Gästen fortgehen wollte, kam er zurück. „Seyd gutes Muths, Kinder!“ sprach der würdige Greis, „Gott wird unsers frommen Fürsten Vorhaben segnen, und mehr an euch thun, als ihr hoffet.“ Vollmuth faßte Beruhigung und ging desto gelassener hin.

Es war noch niemand da, als sie kamen, man hatte aber die Anstalten zu ihrem Empfang nach der Fürschrift des Fürsten schon gemacht. Die Geheimeräthin und Emilie waren so wenig als Vollmuth und dessen Freunde von der ganzen Absicht des Fürsten ausführlich unterrichtet; das glaubten sie aber, nachdem was sie wusten, alle, daß Vollmuth und Emilie ihre Wünsche erreichen würden. Emilie stand im Hause, als Vollmuth kam, und lief ihm mit offnen Armen entgegen. — Ach Vollmuth! — Ach Emilie! — mehr konnte keiner sprechen. Freudenthränen liefen von beider Wangen herunter, und stumm lagen sie einander in den Armen, bis die Geheimeräthin dazu kam. Sie trat aus einem der hintern Zimmer langsam heraus, und ging mit einem zwar freudigen, aber durch einige trübe

Züge

Züge gemilderten Gesichte auf sie zu, wie wenn die scharfen Strahlen der Sonne noch durch das blasse Gefolge eines vorbeiziehenden Gewölks hindurch brechen müssen. Ihre Annäherung erweckte Vollmuthen aus seiner Entzückung. Er küßte mit einer Gebehrde der lautersten Ehrfurcht ihre Hand, und sie drückte ihn sanft an ihre Brust. „Gesegnet," sprach sie, „sey unser fromme Fürst und — dieser Tag! — Ihm hab' ich einen Sohn zu verdanken, und — Gott dessen Erhaltung."

Es kam eine Kutsche gefahren. Das erinnerte die Geheimeräthin an ihre Pflicht; man glaubte, es wäre der Fürst. Sie rieth Emilien sowohl als Vollmuthen Mäßigung an, und eilte nach der Thür. Es war aber nicht der Fürst, sondern die Amtmannstochter, Adolfs Wittwe mit ihrem Kinde. Viel Zeit zum ceremonielmäßigen Empfange hatte man nicht, weil man durch neu ankommende Freunde stets unterbrochen ward. Kaum daß Werter seine Braut der Geheimeräthin, und diese hinwiederum ihre liebenswürdige Schwiegertochter den Anwesenden vorstellen konnte, so kam Malheur. Man muste sie nur eilfertig in das Zimmer führen, das zu ihrer Versammlung eingerichtet worden war.

Der Fürst hatte die Personen namentlich bestimmt, die zugegen seyn sollten, aber keinem die übrigen alle nennen lassen. Man glaubte, die

die Gesellschaft, welche Abends vorher beim Generalsuperintendent Würdig war, würde die ganze Versammlung ausmachen. Jeder von ihnen fand also mehr Personen, als er erwartet hatte, worunter einige waren, bei denen man sich keine andere Absicht denken konnte, als daß der Fürst durch sie die Handlung feierlicher machen wolle. Der Kaufmann Lövenbarth brachte in seiner Gesellschaft Vollmuths Mutter, seine Frau und alle seine Kinder mit. Berstel mit seinem Hausgenossen, dem Doktor Lövenbarth, Würdig mit seinen Söhnen, und endlich auch der Hofrath Selbst kamen nach und nach hinzu. Zusammengenommen war's eine Gesellschaft, dergleichen vermuthlich keiner von meinen Lesern iemals bei einander gesehen hat. Ein geschickter Maler hätte seine Kunst zeigen und ein Meisterstück liefern können, wenn er alle gegenwärtige Personen mit treffenden Ausdrücken ihrer Affekte gezeichnet hätte.

Vollmuth stand zwischen seiner Emilie und ihrer Mama in wartender Gelassenheit, die das Bewustsein eines schuldlosen Lebens in Augen und Mienen malte. — Wetter ging freimütig im Zimmer herum und sahe die Umherstehenden mit einem Vergnügen ins Gesicht, als wenn er auf ieder Stirne Lobsprüche seines ausdaurenden Eifers im Dienste seiner Freunde, und Danksagungen für die glückliche Ausführung

rung seines Entwurfs läse. — Würdig trug heute sein ehrwürdiges Haupt aufgerichteter, als hätte er ietzt weniger zu tragen, und zeigte im leichten Gange und heitern Gesichte die stille Freude des Greises, der den letzten seiner Wünsche befriedigt sieht. — Selbst stand am Fenster und malte im Schweisse des Glases — die Verzweifelung ab. — Indem kam der Fürst.

Mit einmal war eine Stille im Zimmer — wie am heiligsten Orte, wenn der Diener der Religion vom Altare des Herrn der Gemeine die Gegenwart des maiestätischen Gottes verheißt, oder — in der üppigsten Gesellschaft, wenn der unvorhergesehene Donner den vergeßnen Gedanken an die rächende Gerechtigkeit zurückruft. Ehrfurcht verbreitete sich über aller Gesichter, und zwang sie in eine einförmige respektuöse Stellung, so verschieden auch ihre Gemüthsbewegungen waren. Die Geheimeräthin war dem Wagen bis vor dem Hause entgegen gegangen, und Würdig öfnete eben das Zimmer, als der Fürst hereintrat. Maiestät war sein Gang und Würde sein Blick. Er machte ihnen seine Neigung sehr liebreich, und wandte sich zuerst an Würdigen. „Sind sie alle da?“ fragte der Fürst leutselig.

„Ich weiß nicht, gnädigster Herr!“ antwortete Würdig, „wer all Befehl, sich einzufinden, bekommen hat.“

Indem

Indem zog der Fürst ein Papier aus der Tasche, worauf die Namen derjenigen geschrieben waren, die gegenwärtig seyn sollten. Dies Papier gab der Herr dem Superintendent in die Hand, indem er die Geheimeräthin zu Emilien und Vollmuthen führte und mit ihnen zwar geheim, aber dem Ansehen nach sehr gnädig sprach. „Nun," fragte der Fürst noch einmal, indem er sich wieder zu Würdigen kehrte, „sind sie alle da?"

„Herr von Liebe," antwortete dieser, „und seine Gemahlin fehlen noch." In dem Augenblick aber ging die Thür auf und sie traten beide herein. „Das ist gut," sagte der Fürst, „daß wir nicht auf Sie warten dürfen! Verziehen Sie hier zusammen, bis ich Sie werde rufen lassen!" Nun ging er mit dem alten Generalsuperintendent Würdig zum Geheimenrath hinauf.

Meine Leser sind schon in den Stand gesetzt, die Verfassung zu beurtheilen, in welcher sich der Geheimerath finden ließ. Von allen bisherigen Vorgängen mit Vollmuthen seit Adolfs Tode, selbst von seiner Zurückkunft in die Residenz, wuste er nichts, weil er seitdem nicht aus dem Zimmer gekommen war. Selbst hätte ihm freilich Nachrichten erzählen können, aber außerdem, daß der Fürst an seinem Hofe sehr ernstlich befohlen hatte, daß der Geheimerath von F** auf keinerlei Weise mit Be-

ſuchen und Erzählungen beunruhigt werden ſollte, hatte er ſeine eigenen Urſachen, daß er Vollmuths ſo wenig als des Herrn von Liebe und Kunigundens gedachte. Die Antwort des Fürſten, welche ihm Würdig hatte überbringen müſſen, erklärte er ſich nach ſeinem Wunſch, und hatte für die Kränkung, daß der Fürſt ſeine väterliche Gewalt ſchmälern wollte, ietzt die herzliche Freude, ihn durch Selbſts Liſt dahin gebracht zu ſehen, daß er ſeine Abſichten würde befördern müſſen. Ich weiß nicht, obs dieſer Freude zuzuſchreiben war, genug er befand ſich ſowohl und ſahe ſo munter aus, als man ihn ſeit einigen Monaten nicht geſehen hatte. Er ſaß angekleidet im Sopha, und wollte dem Fürſten entgegen gehen, als er in das Zimmer hereintrat. Aber, „bleiben Sie ſitzen, Herr Geheimerrath!“ rief der Fürſt, indem er auf ihn zuging, „bleiben Sie ſitzen! darum komme ich zu Ihnen, daß Sie Ihren Kräften nicht zuviel thun ſollen. Wären Sie geſund, ſo hätten Sie ſollen zu mir kommen. Sie ſehens doch gern, daß ich Sie beſuche?“

„O ia! mein Fürſt!“ antwortete der Geheimerath, „das ſehe ich herzlich gern und danke unterthänigſt dafür. Haben Sie dem Hofrath Selbſt nichts ſagen laſſen?“

„Sie ſind auch ſehr hitzig! Sein Sie ganz ohne Sorge, Selbſt wird ſchon kommen, und

ich

Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen nicht zuwider seyn will.

„Wenn nur Emilie“ —

„Ueberlassen Sie mir das, und sein Sie ruhig. Glauben Sie denn nicht, daß ich Sie liebe?“

„Das weiß ich, ja! Sie sind immer mein gnädigster Fürst gewesen.“

„Wenn Sie das glauben, so folgen Sie mir heute einmal; ich will versuchen, obs nicht möglich ist, daß ich Ihnen und Ihrem Hause kann Glück und Zufriedenheit geben.“

„Ja! — Zufriedenheit! — wenn ich einen Sohn hätte! meine schönen Güther! Gott — wenn ich nun sterbe? —

„Aber, Herr Geheimerrath! wie können Sie mich mit dem Gedanken betrüben! — Sie fürchten also, oder gönnen mir's nicht, daß ich von Ihnen erben soll. — Gut! ich will mehr thun, als Sie erwarten: ich will Ihre Güther zu weibliches Lehn machen, sie sollen Emilien gehören.“

„Und Hofrath Selbst soll —“

„Ja! auch das! Hofrath Selbst soll Ihr Schwiegersohn werden, wenn Sie und Emilie ihn haben wollen. Lassen Sie uns nur das nöthige darüber ruhig besprechen. — Wenn Sie aber sterben sollten?“ —

„O das wird so geschwind noch nicht geschehen; ich kann noch zwanzig Jahr leben.“

„Die Hofnung ist sehr ungewiß. Ich habe heute mit ihrem Medikus gesprochen; wissen Sie was der sagt?“ — Der Geheimerath ward hier sehr bestürzt. — „Nicht acht Tage mehr, Sie müssen sterben!“

„Ach Jesus! das wird Gott nicht wollen!“

Erschrecken Sie nicht, Sie können besser werden, wenn Sie wollen.“

„Ach herzlich gern, ia! ich will einnehmen, was der Doktor verordnet, es mag schmecken, wie es will.“

„Einnehmen machts nicht aus; Sie müssen ruhig seyn, sagt der Medikus. Wenn Sie Aerger, Verdruß und Unruhe meiden, und mit allen Menschen in vergnügter Einigkeit leben wollen, so können Sie bald gesund, und ein alter Mann werden.“

„Ja! wenn man das nur könnte und nicht mit Menschen zu thun hätte, die einem immer widersprechen!“

„O ia! das können Sie, und ich bin heute darum zu Ihnen gekommen, daß ich Sie gesund machen will. Wollen Sie mir folgen, so geh' ich aus Ihrem Hause nicht, Sie sollen ruhig und vergnügt seyn. Geben Sie mir die Hand drauf!“

„Ach

„Ach gern, gnädigster Herr! hier haben Sie Hand und Herz.“

Darauf war's vom Fürsten angelegt, dies Versprechen von ihm zu haben. Wäre die Furcht für dem Tode nicht gewesen, so möcht es wohl hart gehalten haben, ihn dahin zu bringen. Jetzt gab ihm der Fürst noch einmal die Erinnerung, daß er alles ruhig anhören und geschehen lassen möchte; und gab ihm nun in den gnädigsten Ausdrücken, Entlassung seiner Dienste. „Sie haben mir und meinem Hause grosse Dienste gethan,“ sprach der Fürst, „und am Hofe dafür Unruhe und Verdruß genug ausgestanden; es ist billig, daß Sie die übrigen Jahre für sich selbst leben. Von heute an sollen Sie keine Geschäfte mehr haben, aber Ihre Pension zur Belohnung Ihrer vieljährigen Dienste jährlich verdoppelt bekommen. Machts Ihnen Freude, so kann ich Ihnen sagen, daß ich dieses nicht nur aus eignem Triebe, sondern auch nach dem Willen meines Hochsel'gen Herrn Vaters thue, der mir den schriftlichen Befehl hinterlassen hat, daß ich Sie, wenn Sie die Jahre des Alters erreichen würden, auf diese Art belohnen sollte.“

Des Geheimenraths Wunsch wars bis jetzt noch nie gewesen, daß er seiner Dienste entlassen werden möchte, und unter andern Umständen möcht es wohl eine Nachricht gewesen seyn, die ihm keine Beruhigung gemacht haben

würde. Jetzt fühlte er sich aber zu sehr, und die Art, wie sein Fürst mit ihm sprach, war zu gnädig, zu schmeichelhaft für ihn, daß er nicht hätte sollen gerührt werden. Der Fürst sahe mit Vergnügen Bewegungen aus seinem Herze heraufsteigen, die ihm Hofnung gaben, daß er seine Absicht erreichen würde. Er wollte sie also nicht ungenutzt vorübergehen, noch weniger durch die Ausbrüche nichtsbedeutender Dankfagungskomplimente, womit man öfters alles gethan zu haben glaubt, schwächen lassen. „Sagen Sie nichts!" sprach der Fürst, „wir haben heute noch wichtige Dinge zu besprechen, wozu Sie ihre Kräfte sparen müssen. Worte sind überdies kein Dank; sie können ohne Empfindung gesprochen werden und nutzen dem Wohlthäter zu nichts. Wenn Sie in Zukunft vergnügt und ruhig leben, so darf ich glauben, das Glück Ihres Hauses befördert zu haben, und bekomme von Ihnen mehr Ursach zur edelsten Freude, als ich Ihnen dadurch mache, daß ich meine Pflicht erfülle. Können Sie nun ruhig seyn?"

„Ja!" antwortete der Geheimerath, „ich hoffe es; zumal wenn Sie Ihre Einwilligung zur Verheirathung meiner Emilie an Selbsten geben."

„Das will ich, ja! wir wollen nur erst sehen, ob ihre Ruhe dabei nicht Schaden leiden kann. Es muß auf der Welt kein Mensch seyn,

der

der mit Ihnen, oder mit dem Sie unzufrieden wären; sonst leben Sie nicht ruhig. Wir müssen daher nicht nur neue Verbindungen mit aller möglichen Behutsamkeit knüpfen, sondern auch die alten, in denen wir leben, prüfen und alle Ursachen zur Uneinigkeit und zum Mißvergnügen aus dem Wege räumen. Kennen Sie keine Menschen mit denen Sie Verdrüßlichkeiten gehabt haben? besinnen Sie sich!"

„O nein! ich thue niemand etwas zu Leide."

„Hat auch Ihnen niemand etwas zu Leide gethan?"

„Wenn das auch wäre, ich vergebe und vergesse."

„Herr Geheimerrath! besinnen Sie sich! ich glaube, daß es Menschen genug giebt, an die Sie nicht gedenken können ohne Unwillen zu empfinden und Ihre Gemüthsruhe zu stören."

„O nein! ich bin ia ein Christ und weiß wohl, was Christenpflicht fodert."

„Nun wenn Sie nicht wollen, so muß ich Ihnen selbst diese Personen nennen. Sind Sie mit Ihrer Gemahlin und Tochter zufrieden?"

„Dafür kann ich nicht, sie machens darnach. Allenthalben ist bei ihnen Widerspruch und in keinem Stücke lassen sie sich nach meinen Absichten leuken."

„Gut! ich sage auch nicht, daß Sie Schuld haben. Aber ists denn christlich, daß Sie sie nicht ansehen, und wohl gar hassen? — Ich will Ihnen noch einen nennen; sind Sie Vollmuths Freund?“ — Hier sahe mans dem Geheimenrath an, daß er alle Fassung verlohr. — „Ich sehe es,“ fuhr der Fürst fort, „an Ihren Augen, daß der Schall des Namens Rache und Feindschaft in Ihrem Herze anbläst. Können Sie bei solchen Gesinnungen Gemüthsruhe geniessen?“

„Wenn Sie nur wüsten, was das für ein Böswicht von Jugend auf gewesen ist und was er meinem Hause für Schimpf angethan hat.“

„Wenn das auch wäre! — hätten Sie ihn nicht längst sollen nach den Gesetzen bestrafen, und Ihre Feindschaft ruhen lassen! Warum haben Sie mir das nicht gesagt?“

„Ist er doch nicht hier.“

„Ich will ihn kommen lassen, wollen Sie ihn sprechen?“

Hier schlug der Geheimerath die Augen nieder und zeigte sich beschämt und ängstlich. Der Fürst trat ihm noch näher und setzte sich auf einen Stuhl neben ihm. „Trauen Sie mir zu,“ fing er wieder an, „daß ichs gut mit Ihnen meine. Hätte ich als Ihr Herr sprechen wollen, würde mirs vielleicht nicht verdacht worden seyn, wenn ich einen andern Ton angenommen, und

andere

andere Wege zu meinen heutigen Absichten gewählt hätte. Aber ich bin Ihr Freund und will Sie gern bei Ihrer gegenwärtigen Schwäche auf alle Weise schonen. Machen Sie mir den Sieg über Ihr Herz nicht schwer. Wenn ich Ihnen Ihre Besoldung zehenfach geben wollte, das macht Sie nicht ruhig und zufrieden. Versöhnen müssen Sie sich, alle alte Mißhelligkeiten müssen Sie ablegen, und Ihrer Gemahlin und Tochter mit Sanftmuth und Liebe begegnen. Darum hab' ich meinen Superintendent mitgebracht, er soll mich, wenn ich irrige Vorstellungen wählen sollte, zurechtweisen, und wenn meine Gründe zu schwach sind, mich unterstützen. Lassen Sie mir die Ehre, Sie überwunden zu haben. Fürchten Sie nichts von mir; Ihre Ruhe soll gewinnen und Ihr väterliches Ansehen, Ihre Ehre sollen nichts verlieren. Sie sind unten alle schon versammlet, die ich heute mit Ihnen aussöhnen will; wollen Sie sie mit Gelassenheit sehen, so soll der Hofrath Selbst auch heraufkommen."

Durch diese Vorstellung war der Geheimerath so erweicht worden, daß ihm Thränen in die Augen traten. „Wer kann Ihnen widerstehen," sprach er, „mein Fürst! so hat noch niemand mit mir gesprochen." Sogleich gab der Fürst Befehl, daß die ganze Gesellschaft heraufgerufen ward.

Jakob muste hinuntergehen und den Befehl überbringen, aber ehe sie heraufkommen, muß ich meine Leser noch einmal in das Zimmer hineinsehen lassen, wo sie beisammen waren. Eine traurige Stille herrschte unter ihnen, so daß kein Mensch ein Wort gesprochen hatte, seitdem der Fürst und Würdig hinauf gegangen waren. Von Liebens und Kunigundens Ankunft war für alle nicht nur eine unerwartete, sondern auch eine sehr unangenehme Erscheinung; ihr Anblick war allen — Blitz. Vollmuth konnte im ersten Eintritt seine Gelassenheit kaum erhalten, seine Mutter schrie ein ängstliches Ach! als von Liebe hereintrat, und Selbst konnte sich für Schrecken nicht auf den Füssen erhalten, sobald er Kunigunden erblickte. Er lehnte sich an den Pfeiler zurück, und wäre ganz gewiß auf den Fußboden niedergeschlagen, wenn er weiter abwärts gestanden hätte. Von Liebens Angst als er Vollmuthen und dessen Mutter sahe, war noch gröſser. Es war als wenn er Verzuckungen kriegen sollte, und Kunigunde, die doch gern sprach und schon bei manchen Gelegenheiten gesprochen hatte, wo sie um ihrer Ehre willen hätte schweigen sollen, konnte für Beben der Lippen kein Wort hervorbringen. „Sie sollen alle hinaufkommen!“ rief Jakob ins Zimmer hinein; und im Augenblick war's, als hätten sie Bley an den Füßen und einige funfzig Grad Hitze mehr im Blute, als ein ruhiger Mensch haben muß.

Voll-

Vollmuth hatte den Befehl bekommen, daß er außen vor dem Zimmer in einiger Entfernung stehen bleiben möchte, doch so, daß er alles hören, aber von dem Geheimenrath nicht gesehen werden könnte. Die Thür des Zimmers blieb offen, daß ihm also kein Wort entgehen konnte. Zu seiner Verwunderung holte Jakob Martinen und Hansen aus seiner Stube, desgleichen ein altes Mütterchen vom Lande, das er nicht kannte. Der jetzige Auftritt war aber zu wichtig, daß er seine Aufmerksamkeit konnte theilen lassen; vielleicht, dachte er, hat die Geheimeräthin erlaubt, daß sie zuhören dürfen.

Der Geheimerath veränderte sich alle Augenblick im Gesichte, so wie einer nach dem andern in sein Zimmer trat. Der Fürst bat ihn aber beständig, Gelassenheit zu erhalten und versprach ihm Freude und Beruhigung aus der Unterredung, die sie mit einander halten wollten. Als endlich Selbst auch hereintrat, schien sich des Geheimenraths Gesicht aufzuklären, und sobald sich der Gang der Unterredung entwickelte, ward er ruhig. Sie setzten sich alle und der Fürst fing an zu sprechen. Nach einer kurzen allgemeinen Erklärung, daß er die Absicht hätte, von einigen Vorfällen mit ihnen zu sprechen, die des Herrn Geheimenraths Beruhigung und ihrer aller Zufriedenheit befördern könnten, wandte sich der Herr an den Hofrath Selbst.

„Sie

„Sie haben," sprach der Fürst, „meine Einwilligung schriftlich gesucht, Fräulein Emilien heirathen zu dürfen, ist das noch Ihr Wille?"

Selbst: „Ja! wenn die unvergleichliche Emilie sich entschliessen kann, mir ihre Hand zu geben."

Fürst: „das hätten Sie auch billig wissen sollen, ehe Sie mich gefragt hätten. Indessen mag das seyn; ich traue Emilien die Klugheit zu, daß sie wird wissen wollen, ob ihr Vater und ihr Fürst diese Parthie vortheilhaft finden, ehe sie ihre Erklärung von sich giebt."

Geheimerath: „o ia! vortheilhaft ist sie wohl, ich rathe dazu."

Fürst: „Herr Geheimerrath! übereilen Sie sich nicht! Wissen Sie noch, daß ich Sie und den Herrn Hofrath bei einer gewissen Gelegenheit fragte, woher es doch käme, daß so viele Eheleute unzufrieden und unglücklich lebten? Besinnen Sie sich, Herr Hofrath, was antworteten Sie mir?"

Selbst: wenn ich mich nicht irre, so gaben ein paar Eheleute Gelegenheit zu dieser Frage, die einander in aller Absicht sehr ungleich waren."

Fürst: richtig, ia! die Heirath ist ungleich, sprachen Sie, das geht selten gut. Wie kom-

men

men Sie nun dazu, daß Sie eine ungleiche Heirath schliessen wollen?“

Geheimerath: „wenn er auch nicht von Adel ist, das schadet nicht; hat er doch eine adliche Charge.“

Fürst: „gut! warum lassen Sie aber nicht den Hofrath selbst antworten. Es ist am allerwenigsten meine Absicht, den Stolz des Adels zu unterstützen; aber ich kann die Menschen nicht leiden, die ihren eignen Grundsätzen zuwider handeln. — Ungleich älter sind Sie auch!“

Selbst konnte für Schaam und Angst kein Wort reden, es ahndete ihn schon, was das Gespräch für einen Ausgang nehmen würde. Jetzt muste er aber schlechterdings antworten, der Fürst sahe ihn an. Endlich brachte er die Antwort heraus: „ich bin erst sechs und funfzig Jahr.“

Fürst: „Erst sechs und funfzig Jahr? — ich zweifele, daß Emilie auch erst sagen wird. Wie wollen Sie sich aber in Ansehung des Vermögens rechtfertigen? da ist doch die Ungleichheit gar zu groß.“

Selbst: desto eher kann ich ia arm seyn, wenn Emilie Ueberfluß hat.“

Fürst: „So! — also haben Sie Ihre Grundsätze nur für andere, aber nicht für sich?!“

Geheim-

Geheimerath: „glauben Sie's nicht, gnädigster Herr! Selbst verstellt sich. Er ist nicht arm; ich habe über hunderttausend Thaler Wechsel und Kassenscheine bei ihm gesehen."

Hier entstand eine allgemeine Bewegung im Zimmer. Die ganze Gesellschaft gab Kennzeichen einer Verwunderung mit Augen und Händen von sich; Kunigunde fuhr auf ihrem Stuhl in die Höhe und ließ sich ein erleichterndes Ach! halb entwischen, ehe sie daran dachte, daß sie es unterdrücken sollte; Selbst ward so blaß im Gesichte, daß man furchte, er würde vom Stuhl herabsinken, und der Fürst selbst verrieth einige Bestürzung über eine Entdeckung, die er sich vermuthlich nicht so leicht vorgestellt hatte. „Wenn das ist," fuhr er nach einem Augenblick fort, „so muß ich bekennen, daß Sie ein guter Wirth sind. Ich nehme sogleich mein Urtheil zurück, aber — ich muß die Wechsel sehen, sonst glaube ichs nicht. Wollen Sie mir sie nicht zeigen?

Selbsten ward die Antwort sehr sauer: „wenn – Ihre – Hochfürstliche – Durchlauchtigkeit – befehlen – so muß – ich – sie holen."

Fürst: „ich wollte nicht gern, daß Sie weggehen sollten; wir haben noch mehr mit einander zu sprechen. Wollen Sie mir nicht Ihren Schrankschlüssel anvertrauen? — so kann sie mein Sekretair holen."

„Selbst

„Selbst zitterte für Angst so, daß er kein Glied am Leibe still halten konnte. — „Besinnen Sie sich nur nicht lange," sprach der Fürst zornig, „sonst schicke ich eine Kommißion hin und lasse den Schrank aufbrechen." — Hier reichte Selbst den Schlüssel mit zitternder Hand dem Fürsten hin, und indem der Fürst den Schlüssel dem Sekretair Würdig gab, und ihm befahl, die Wechsel zu holen, fiel Selbst auf die Kniee nieder und bat um Gnade. „Bewichte!" sagte der Fürst und kehrte sich von ihm.

Ich muß hier meinen Lesern sagen, daß dem Fürsten Selbsts Kunststückgen mit den Wechseln schon bekannt war. Wie ers erfahren hatte? kann man sich leicht vorstellen. Kunigunde nahm das versiegelte Paket mit den Wechseln von Selbsten wieder zurück und stieg in den Wagen. Als sie aus der Stadt war, und mit ihren Gedanken gerade sonst nichts zu thun hatte, dachte sie dem Dinge recht nach, wie's doch in aller Welt zugegangen seyn möchte, daß sie den Wechsel des Amtmanns auf tausend Thaler nicht mit eingesiegelt haben sollte. Sie konnte aber auf keinen Gedanken kommen, der ihr Befriedigung gab. Sollte Selbst — dachte sie endlich, und langte zugleich das Paket noch einmal hervor — — der Gedanke erstickte aber, sobald sie sahe, daß das Siegel unverletzt war. Sie brachs endlich auf, und war —

halb todt für Schrecken, als sie keine Wechsel, sondern lauter unerhebliche Papiere fand. Halt! schrie sie noch zum Glück dem Kutscher zu und schob die Kutschfenster auf, daß frische Luft durchziehen konnte. — Sie ließ umlenken und nach der Residenz zurückfahren.

Nach einigen Minuten besann sie sich, was sie thun wollte. — Als sie mit den Papieren zu Selbsten fuhr, hatte sie die Wechsel selbst in einen weissen Bogen Papier geschlagen, und ohne es aufzumachen hatte Selbst ihr das Paket zurückgegeben, daß sie es versiegeln muste. Es war ihr ganz und gar unbegreiflich, wie bei den Umständen der eine Wechsel hätte herausfallen und ausser dem Paket bleiben können. Gleichwohl wuste sie nicht, was sie Selbsten sagen sollte. Die versiegelten Papiere waren keine Wechsel, sondern Koncepte von Selbsts eigener Hand, das war richtig. Aber sie selbst hatte das Paket versiegelt — in den Kasten geschlossen, — den Schlüssel in ihre Verwahrung genommen — und mit unverletztem Siegel wieder herausgelangt. So kritisch auch ihre jetzigen Umstände und ihr Entschluß waren, so wuste sie sich doch nicht anders zu rathen: sie trat vor einem Gasthof ab und ging zum Fürsten.

Auch dem Fürsten schien die Sache sehr bedenklich. Er ließ sich den ganzen Verlauf von Kunigunden noch einmal ausführlich erzählen,

zählen, und sahe die Papiere durch, die in dem Pakete waren. Nach aller Wahrscheinlichkeit wars nicht anders, Selbst muste hier einen Betrug gespielt haben; es kam nur darauf an, wie man hinter die Wahrheit kommen sollte. Endlich bemerkte der Fürst zween Umstände, die den Verdacht wider Selbsten sehr bestätigten. Unter den Papieren, die statt der Wechsel in dem Pakete lagen, war ein Koncept zu einer Vorstellung an einen benachbarten Hof, welches Selbst vor einigen Wochen auf ausdrücklichen Befehl des Herrn hatte machen müssen. Hernach kam der Umstand hinzu, daß Kunigunde erzählte, Selbst hätte gesagt: er habe die übrigen Papiere alle verbrannt. Hier fielen dem Fürsten die alten Dokumente ein, welche ihm Selbst überreicht hatte. Ganz gewiß, dachte er sogleich, sind sie aus diesen Papieren herausgesucht und Selbst ist Lügner und Betrüger. Er befahl Kunigunden ruhig und still zu seyn, und machte ihr Hofnung, daß sie ihre Wechsel wieder bekommen sollte.

Nun werden meine Leser wohl einsehen, daß der Fürst, da er schon so viel Verdacht wider Selbsten hatte, als er in die Versammlung gieng, ietzt bei dessen Betragen nicht mehr zweifeln konnte, daß er einen schändlichen Betrug gespielt haben müsse. „Böswicht!“ sprach er im Zorn, und kehrte sich von ihm. Er hatte das Paket bei sich, das Kunigunde von

Selbsten zurückbekommen hatte, das langte er aus der Tasche und reichte es Selbsten mit den Worten hin: „Betrüger! sind das die Wechsel?“

Selbst fühlte jetzt seine Schande, schlug seine Augen nieder, lag auf den Knieen und bat tausendmal um Vergebung. Aber er konnte nichts erlangen als einen zornigen Blick von seinem Fürsten und den Befehl, aufzustehen, und die Wahrheit zu sagen, wie er's angefangen habe, in Kunigundens Gegenwart diesen Betrug zu spielen. — Hier bekam also die ganze Versammlung Auflösung des Räthsels und als Würdig mit den Wechseln zurückkam, hatte Selbst schon die Geschichte seiner Filouterie erzählt. „Er hätte sich,“ sprach er, „die Größe des Pakets sowohl, als auch die Art des Einschlagens in einem weissen Bogen gemerkt und als er unter dem Vorwand, den Schlüssel zum Kasten zu holen, hinausgegangen wäre, hätte er in der Geschwindigkeit ein ähnliches Paket von alten Papieren zusammengelegt und unvermerkt für jenes untergeschoben, ohne daß es Kunigunde bemerkt hätte.“ Am Schlusse seines schimpflichen Geständnisses bat er nochmals fußfällig um Gnade, aber der Fürst stieß ihn von sich, und sprach ihm auf der Stelle sein Urtheil.

„Ein Mensch,“ das war die eigene Erklärung des Fürsten, „der Brodt stiehlt, das er weder

weder erwerben noch erbetteln konnte, verdient Mitleiden und Hülfe; aber kein Filou, den sein Fürst als einen Hofrath beſoldet. Euer Diebſtahl iſt vergütet, weil die Wechſel noch bei einander ſind und zurückgegeben werden können; die Beſchimpfung, die ihr eurem Herrn dadurch angethan habt, will ich euch auch verzeihen; aber dafür muß ich ſorgen, daß meine Unterthanen in Zukunft für eure Raubbegjerde in Sicherheit geſtellt werden. Herr Sekretair! beſorgen Sie's, es bleibt ohne weiteres Bedenken meine Entſcheidung; er ſoll an den Karrn geſchloſſen werden und ſein Brodt täglich mit angewieſenen Arbeiten verdienen. Jetzt ſoll er an der Thür ſtehen bleiben und zu ſeiner Beſchämung den Ausgang unſrer Unterhandlungen abwarten."

„Wer hätte das denken ſollen!" rief der Geheimerath voller Verwunderung aus. „Gott! wie unglücklich hätte mein einziges Kind werden können!" Der Fürſt ergriff dieſe Gelegenheit, das Geſpräch auf den Zweck zu lenken, den er ſich vorgeſetzt hatte. „So gehts!" antwortete er dem Geheimenrath. „Wenn man ſich von Glanze des Goldes blenden läßt; da betrügt man, und man wird betrogen. Ich weiß, daß Sie kein böſes Herz haben, aber Sie laſſen ſich gar zu leicht für — und wider jemand einnehmen, daher es öfters geſchieht, daß Sie ihren Feind lieben, und ihren Freund haſſen.

Glauben Sie es, Ihre Gemahlin und Tochter sind zwo würdige Personen, in deren Umgang und Liebe Sie ein glücklicher Mann seyn können. Lernen Sie sie kennen und lieben, statt daß Sie sie bisher von sich entfernt haben."

Die Geheimeräthin und Emilie konnten sich hier beide der Thränen nicht enthalten. Der Fürst sahe hierauf den Geheimerath an, und da er ihm auch gerührt zu seyn schien, stand er auf und führte die Geheimeräthin und Emilien an der Hand zu ihm. Er wollte aufstehen, sobald er die Absicht des Fürsten merkte, die Gemahlin aber sprang hurtig an ihn hinan und hielt ihn zurück. Sie küßte ihn zärtlich, schlang ihre Hände um seinen Hals, legte ihr Gesicht an seine Brust und weinte und schluchzte, daß der Fürst so wenig als einer von den übrigen Anwesenden ohne Rührung blieb. Emilie hatte sich unterdessen auf die Erde geworfen und weinte ihre Thränen in die Hand des Vaters, indessen daß der alte Geheimerath ganz unerfahrne Rührung fühlte und sich Mühe gab, die andere Hand frei zu machen um seine Augen zu trocknen. „Mein Gott!" rief er ängstlich, „Kinder! — wie ist mir? — was wollt ihr?" —

„Liebster Gemahl!" antwortete die Geheimeräthin, „schenken Sie mir Ihre Liebe und stoßen Sie mein Herz nicht von sich, das keinen unredlichen treulosen Gedanken wider Sie hegt."

„Ach!"

„Ach!“ seufzte Emilie, „verehrungswürdiger Vater! — sein Sie sanfter Vater Ihrer Emilie; ieder Tropfen meines Bluts läuft für Sie!“.

Der Geheimerath weinte wie ein Kind und küßte sie beide. „Mein Gott!“ sprach er noch ängstlicher als zuvor, „was habt ihr mit mir vor? — warum seid ihr nicht immer so gewesen? schafft mir nur Luft!“ Der Fürst muste selbst wieder hinzutreten und Mutter und Tochter zu ihren Stühlen zurückzugehen bitten, damit sich nur der Geheimerath von seiner heftigen Bewegung etwas erholen konnte. Er fing aber bald selbst wieder an, neue Gelegenheit zur Fortsetzung des vorigen Gesprächs zu geben. „Ach!“ sprach er, indem er mitleidig seine Gemahlin und Tochter ansahe, „hättet ihr mir immer gefolgt!“ und seufzte.

Der Fürst nahm wieder die Antwort auf sich. „Das ist nicht genug, daß Sie Gehorsam fodern, Sie müssen auch billige und weise Gesetze geben. Wissen Sie das nicht, daß der Gesetzgeber so gut Schuld haben kann, wenn seine Gesetze übertreten werden, als der Unterthan. Was meinen Sie, wenn ich Steuern und Abgaben durch geschärfte Befehle doppelt von meinen Unterthanen fodern und bei ihrer Widersetzlichkeit — bei ihrem notorischen Unvermögen mit Gewalt erpressen lassen und keinen Bittenden hören und zu mir lassen wollte —

was meinen Sie, wenn dann Aufruhr und Rebellion im Lande entstände, wer wäre strafbarer der Unterthan — oder der Fürst? Ich kenne den Ungehorsam, darüber Sie klagen: Emilie hat nicht blind einen Gemahl von Ihnen annehmen wollen. Denken Sie doch nach. Bei allen Vorschlägen, die Sie ihr angeboten haben, wäre sie ja, wie der Ausgang zeigt, unglücklich geworden. Sollten Sie nicht froh seyn, daß sie sich widersetzt hat? Sehen Sie doch den Herrn Hofrath Wetter und den Herrn Kammerrath Malheur an, sie haben beide Wahlen getroffen, bei denen sie gewiß glücklich seyn werden. Ihre Tochter muß ja mit dem Mann leben, den sie sich antrauen läßt, — lassen Sie sie ihn doch auch wählen!"

„Ja," antwortete der Geheimerath, „das wollte ich sehr gern zulassen, aber sie wählt" — —

„Sagen Sie es nur heraus, sie wählt Vollmuthen. Nicht wahr, das wollen Sie sagen?"

„Ja!"

„Was haben Sie aber wider Vollmuthen?"

„Er ist ein schlechter niederträchtiger Mensch vom niedrigsten Pöbel."

„Vollmuth?! das habe ich nur hören wollen. Glauben Sie mir, Vollmuth ist ein einsichts-

einsichtsvoller, edelgesinnter, würdiger junger Mensch, der viel Verfolgung hat ausstehen und unverdiente Beschimpfung hat ertragen müssen — —

Hier entstand ein unerwarteter Auftritt, der allgemeines Schrecken verbreitete. Man hatte es von Lieben schon längst angesehen, daß ihm nicht wohl seyn muste; er verdrehete immer die Augen und zuckte mit Händen und Füßen. Aber man hatte nichts sagen und den Fürsten nicht unterbrechen wollen. Jetzt fiel er vom Stuhl auf die Erde, hatte einige Augenblicke die gewaltsamsten Verzuckungen und blies, indem man hinzutreten und ihn aufheben wollte, mit einem grausenden Geplärr die schändliche Seele von sich. — „Himmel! mein Gemahl!“ rief Kunigunde mit Heulen und Schreien. — „Jesus! mein unglücklicher Bruder!“ wehklagte die Geheimeräthin im rührenden Tone des Mitleidens — „Ach Gott!“ seufzte der Geheimerath, „wenn er Vollmuthen zu viel gethan hätte!“ — Alle schlugen die Hände in einander und drückten mit Mienen und Gebehrden Schrecken und Entsetzen aus — Der Fürst ließ Thränen fallen und war bis zum Mitleiden erweicht. — Doktor Lövenbarth kam und führte den Herrn bei der Hand weg. „Fassen Sie sich, gnädigster Fürst! von Liebe ist Ihrer Thränen nicht werth. Nach den äußerlichen Kennzeichen zu urtheilen, hat er Gift

genommen und stirbt so schändlich, als er gelebt hat."

Man konnte sich kaum besinnen, was man zu thun hatte, so bestürzt waren sie alle. Vollmuth vergaß über das Schrecken den Befehl des Fürsten und lief in das Zimmer hinein. Als er sahe, daß die standhafte Emilie ihren Vater wegführen wollte, und keiner für Bestürzung ihre Absicht bemerkte, sprang er zu, griff dem Geheimenrath unter den andern Arm und half ihn in die gegenüber liegende Stube bringen. Der Geheimerath ließ sich ohne Weigerung in einen Lehnstuhl setzen, der Fürst aber und die ganze Gesellschaft folgten ihnen nach. Jetzt bemerkte Vollmuth seinen Fehler und, um ihn nicht zu vergrößern, blieb er hinter dem Stuhl stehen. Kunigunde konnte nicht bei der Gesellschaft bleiben; der Fürst erlaubte ihr, sich der Sorge für die Leiche zu unterziehen, doch mit der Einschränkung, daß sie nicht aus der Residenz weichen sollte. Nachdem die Leiche in ein benachbartes Haus getragen worden war, und die Gesellschaft sich einigermaßen wieder erholt hatte, setzte der Fürst die abgebrochene Unterredung fort.

„Freilich," redte er den Geheimenrath an, „hat von Liebe Vollmuthen zu viel gethan, und Sie haben sich durch ihn wider den unschuldigsten Menschen aufbringen lassen." — Der letzte Zusatz mochte vermuthlich dem Geheimen-

heimenrath nicht gefallen. Hätte der Fürst nur nicht hinzugesetzt, daß er (der Geheimerath) sich hätte aufbringen lassen! — dazu, daß von Liebe Vollmuthen zu viel gethan hätte, würde er ietzt vermuthlich nichts gesagt haben. Aber so — wollte er doch nicht stillschweigend den ganzen Vorwurf zugeben. „Ich weiß es nicht," antwortete er, „Vollmuth soll von Jugend auf ein iunger Böſewicht gewesen seyn und seinem Stiefvater nicht nur, sondern auch meinem Schwager viel Noth gemacht haben! dadurch wird denn freilich Liebe verscherzt und Haß an deren Stelle gepflanzt. Wenn nur nicht mein gnädigster Fürst durch Vollmuths Freunde hintergangen wird!"

Beinahe hätte sich der Fürst vom gerechten Unwillen übereilen lassen. „Sie bringen mich dazu," sprach er, „daß ich mehr sagen muß, als ich wollte. Mit Untersuchung und Strafe habe ich von Lieben zu verschonen versprochen und das nur um Ihrentwillen, weil ich weiß, daß Sie auf mancherlei Weise Antheil an seinen Verfolgungen genommen haben. Jetzt aber ist's zu Vollmuths Rechtfertigung nöthig, daß von Liebens Absichten aufgedeckt werden müssen. Sein Haß hat ältere Quellen, als Vollmuths kindische Unarten." Nun foderte der Fürst Vollmuths Mutter und den Generalsuperintendent Würdig auf, das sie alles erzählen muſten, was sich in der Jugend mit Vollmuthen zugetragen hatte.

Diese

Diese Geschichtgen wissen meine Leser schon; aber ein Punkt ist ihnen unbekannt, den ich auszukundschaften und dann ihnen zu entdecken versprochen habe. Würdig ging bis auf Meister Steffens Tod zurück und erzählte die Gespensterhistorie, bei welcher der gute Mann sein Leben eingebüßt hatte. Da entdeckte er denn auch das Geheimniß, das ihm der sterbende Vater anvertrauet hatte. „Herr Magister! der Edelmann ist mein Mörder, und sein Knecht Dreifuß das Gespenst, das mich heute aufgehuckt und vom Thurm heruntergeschmissen hat. Ich muß sterben; ach! sein Sie Vater und nehmen Sie meinen Sohn in Schutz, sonst bringt ihn der Bösewicht auch um. Ich kenne seine Absichten." Dies waren Meister Steffens Worte gewesen.

Die Frau Vollmuthen konnte für Schaam und Wehmuth nicht viel sagen. Man sahe es ihr an, daß es ihr Leiden war, und die Gesellschaft bat für sie, daß man ihr diese kränkende Demüthigung ersparen möchte. Das betheuerte sie aber, daß sich von Liebe gefurcht hätte, Meister Steffen und Peter würden auf seine Güther Ansprüche machen, und da es nicht möglich war, daß er den Stammbaum in seine Hände bekommen konnte, so hätte er sich mit entsetzlichen Flüchen verschworen, Meister Steffen und dessen Sohn ums Leben zu bringen, es möchte auch kosten was es wolle.

Der

Der Geheimerath hörte sehr aufmerksam zu; man sahe es an seinen Augen, daß ihm diese Erzählung viel Verwunderung machte. Da es aber nie seine Sache gewesen war, sich mit der Historie der adlichen Familien abzugeben, so hatte er auch nie von einer Familie von Vollmuth etwas gehört, und am wenigsten, daß sie auf die Güther Hungersdorf und Perleberle Ansprüche haben sollten. Er wuste also gar nicht, was das sagen sollte, daß sein Schwager Ansprüche von Vollmuthen befürchtet hätte. Für Ungeduld konnte er kaum das letzte Wort erwarten, damit er nur seine Frage anbrachte. „Meister Steffen — Vollmuth Ansprüche! worauf Ansprüche? — was heißt das?

„Wissen Sie nicht," antwortete der Fürst, „daß Vollmuth von Adel ist?"

„Vollmuth?"

„Ja freilich, Vollmuth!" —

Hier musten nun alle Beweise vorgelegt werden, mit denen man sich wohlbedächtig versehen hatte. Würdig zeigte den Stammbaum, welchen ihm Meister Steffen in Verwahrung gegeben hatte; Malheur legte dem Geheimenrath den zehenten Theil seiner Geschichte der adlichen Häuser in Deutschland vor, welcher sich mit der Geschichte der Familie von Vollmuth anfing, und der Fürst brachte die alten

Urkun-

Urkunden vor, welche ihm Selbst eingehändiget hatte. „Ich habe," fügte der Fürst hinzu, „von Lieben versprochen, ihn wegen seines gottlosen unverzeihelichen Verhaltens in Absicht auf Vollmuthen nicht zur Verantwortung und Strafe zuziehen, aber Gerechtigkeit, habe ich mir vorbehalten, muß Vollmuthen widerfahren. Er soll unverzüglich in den Besitz der Güther Perleberle und Hungersdorf gesetzt und sein Adel erneuert werden. Wollen Sie ihm nun Ihre Emilie geben, so setze ich ihn auch in Ihre Stelle. Ich würde ihn seiner Brauchbarkeit und Verdienste wegen sogleich zum Geheimenrath ernennen, so wie ich ihn von heute an zu den wichtigsten und geheimsten Geschäften ziehen werde. Weil ich aber weiß, daß ihm dadurch Neid und Verfolgung am Hofe zugezogen werden würde, so mag er erst eine kurze Zeit mit der Ehre eines Hofraths zufrieden seyn. Das Haus vor meinem Schlosse habe ich für ihn zur Wohnung bestimmt. Dies kleine Geschenk soll der erste Beweiß meiner Fürstlichen Zuneigung seyn und ihn lehren, was er erwarten darf, wenn sein Eifer in meinen Diensten, wie ich's hoffe, seinen Einsichten und Geschicklichkeiten gleich seyn wird. Wollen Sie ihm nun Ihre Emilie geben? Herr Geheimerrath!

Jetzt hätte der Maler noch einmal hertreten und zeichnen sollen. Gott! wie hatte sich doch

finstere

finſtere Schwermuth ſobald auf allen Geſichtern verloren! Kein hangender Kopf — kein niedergeſchlagenes Auge — keine runzlichte Stirn! — Wie ſich dankbares Freudengefühl in den Geſichtszügen des Menſchen ausdrückt, wenn reifendes Glück geitzende Erwartung übertrift, und befriedigende Entwickelung mißfälliger Wege zur ſtaunenden Verwunderung dahinreißt; ſo ſahen ſie alle aus. Nur Selbſt ſtand da wie der ertappte Miſſethäter, der ſich bei ſeinen verrathenen Anſchlägen Dummheit vorwirft und verdiente Schande weniger als den Ruin ſeines Glücks empfindet; — und die Geheimeräthin ließ einzelne Thränen aus den Augen fallen, die man für Freudenthränen angenommen haben würde, wenn ſie manchen ängſtlichen Seufzer hätte erſticken können, der ſich in dumpfichten Tone verdächtig herauf drängte. Vollmuth aber konnte kaum ſeinen Regungen widerſtehen, daß er nicht hinter dem Stuhl hervorgeſprungen wäre, und ſich voll dankbarer Empfindung zu den Füßen ſeines erhabnen Wohlthäters hingeworfen hätte. Ein Wink hielt ihn noch zurück.

Der Geheimerath ſchien noch eine Bedenklichkeit zu haben, ehe er ſich der zudringenden Freude Preis geben wollte. Er ergrif die Hand des Fürſten, küßte ſie dankbar und ehrerbietig, warf einen Blick voll Vorwurf auf ſeine Gemahlin und Emilien und dann einen

Mitleid-

Mitleidsfodernden Blick auf den Fürsten. „Ach!“ sprach er im klagenden Ton, „grosser Fürst! — nur diese Handlung darf man erzählen, wenn Menschen empfinden sollen, was Götter der Erden sind. Ach großmüthiger wohlthätiger Segensstifter! „wer kann Sie sehen — und nicht von ehrfurchtvoller Bewunderung zu Ihren Füßen hingerissen werden! Aber — legen Sie zu Ihrer Fürstlichen Gnade für mich noch — Ihr Mitleiden und — bedauren Sie mich. Ich kann nichts von der Freude geniessen, die Sie über mein Haus so milde ausschütten. —

Jetzt kam Jakob schnell hereingelaufen und überbrachte dem Generalsuperintendent ein Schreiben. So unangenehm es auch dem Fürsten und der ganzen Versammlung war, daß sie zu einer so ungelegenen Zeit unterbrochen wurden, als sie alle auf des Geheimenraths nähere Erklärung begierig waren; so sehr wandte dennoch ihre Aufmerksamkeit auf den Brief hingerissen. „Ihro Magnificenz!“ sprach Jakob auf dem Wege von der Stubenthür an, „aus Hungersdorf ein reitender Bote! — Ach! ein Unglück! — der Mensch kam auf die Thür zugesprengt, als wenn er das Haus hätte umreiten sollen. Er kann nicht warten; der Brief, spricht er, muß den Augenblick übergeben werden.“

Würdig nahm den Brief mit zitternden Händen hin und aller Augen waren auf ihn gerichtet, so lange er las. „Sie haben recht Herr Doktor!“ sprach er zu Löwenbarthen, indem er die Hand mit dem überlesenen Brief auf das Knie herabsinken ließ, „von Liebe hat sich vergeben.“ Die erste Nachricht erneuerte das vorige Schrecken und machte alle neugierig, die Umstände dieser traurigen Geschichte zu hören, die Schande und Abscheu mit von Liebens Andenken verband. Hier sind die Nachrichten.

Kunigunde hatte vor ihrer heutigen Abreise von Hungersdorf den Schulmeister rufen lassen, und ihn gebeten, daß er bis zu ihrer Zurückkunft auf dem Hof bleiben möchte. Es traf sich eben, daß die Haushälterin krank war, an deren Stelle er die Aufsicht übernehmen sollte. Sie fügte noch die Versicherung hinzu, daß sie sobald als möglich wiederkommen würden. Der Schulmeister läßt sichs gefallen, trinkt eine Tasse Koffee mit ihnen, und sie reisen fort. Eine Stunde hernach sind die Leute im Hause am Tische versammlet, ihr Frühstück zu essen, als in der Stube auf einmal ein Fall geschieht, der ihnen allen den Appetit zum Essen verdirbt. Die Köchin reißt die Stubenthür auf — da liegt der Schulmeister auf der Erde, krümmt sich wie ein Wurm, und schreit für Angst und Schmerzen, daß allen bange dabei

dabei wird. Der Verwalter läuft eiligst nach der Pfarre hinüber und ruft den Magister. Der Magister kam, aber — der Schulmeister gab seinen Geist auf. „Schulmeister! was fehlt ihm?“ fragte der Magister, aber der Schulmeister konnte weiter nichts sprechen, als noch das einzige Wort: „getrunken,“ — und wies auf den Tisch hin.

Der Prediger wuste noch weniger, was er von dem Vorfall denken sollte, als die Leute im Hause. Indessen machte ihn doch der Wink des Schulmeisters aufmerksam. Auf dem Tisch standen drei Tassen und eine Koffeekanne. Er stellte eine genaue Untersuchung dieser Geräthe an, und fand, daß sich in der einen Tasse auf dem Boden ein weißlicher Satz angesetzt hatte, der ihm verdächtig schien. Er untersuchte weiter. In der zwoten Tasse war etwas weniger von diesem Ansatz, in der dritten aber gar nichts. Zuletzt nahm er die Kanne und setzte seine Untersuchung fort. Er goß in die reine Tasse etwas von dem darinn befindlichen Koffeesatz, fand aber denselben rein und mit keinem fremden Zusatz vermischt. Der Verwalter wäre unbedachtsam genug gewesen, den weissen Ansatz zu kosten, wenn ihn der Prediger nicht abgehalten hätte. Es waren zwei kleine Hunde in der Stube, welche er sich schon zu dieser Probe ausersehen hatte. Dem einen ward die Tasse mit dem weissen Ansatz, und dem andern der Koffeesatz

aus

aus der Kanne vorgehalten. Der letzte blieb ohne Veränderung, aber der erste ward sehr bald unruhig und krepirte, ehe der Prediger mit seinem Bericht an den Generalsuperintendent zu Stande kam.

„Wenns andem ist," schloß der Prediger seinen Bericht, „daß der gnädige Herr, als Kunigunde der Köchin beim Abschiede noch eine Erinnerung wegen des Abendbrodts gab, gesagt haben soll: „Komm nur! du wirst hier nicht wieder essen!" so könnte man daraus wohl etwas schliessen, was ich eben nicht niederschreiben mag. Wahrscheinlich ist das Pülverchen nicht für den Schulmeister eingerührt worden; der Doktor oder der Schulmeister muß sich vergriffen haben."

Wenn ich Selbsten ausnehme, und das versteht sich schon, daß er nicht mehr zur Gesellschaft gezählt werden kann, so war keiner gegenwärtig, der nicht den unglücklichen Schulmeister bedauert hätte. Martin und Hans aber waren ganz untröstlich. Ihre Thränen bewegten den Fürsten so, daß er ihnen zu ihrer Beruhigung das großmüthige Versprechen gab, für die Wittwe und Kinder ihres verunglückten Bruders väterlich zu sorgen. Hierauf gab er Befehl, daß Kunigunde gerufen werden sollte, aber — Kunigunde war nicht zu finden. Sie hatte die Leiche liegen lassen und sich aus dem Staube gemacht. Sie konnte soweit nicht seyn,

aber der Fürst wollte nicht haben, daß sie aufgesucht werden sollte. Die Hauptperson war sie ganz gewiß nicht. Aller Vermuthung nach hatte von Liebe sich selbst aus Furcht und Gewissensangst vergeben; die andere Tasse aber für Kunigunden zubereitet. Der Schulmeister konnte sich wohl vergriffen haben, oder, wenn Kunigunde etwas beigetragen hatte, so hatte sie vielleicht ihres Gemahls Absicht gemerkt und des Schulmeisters Tasse mit der ihrigen listig verwechselt. Wegen Vollmuths Verfolgungen konnte man ihr aber noch weniger etwas zur Last legen. Genug, der Fürst wollte keine weitere Untersuchung anstellen. „Was soll ich noch strafen," war seine Erklärung, „da Vollmuths Feinde Strafe genug in ihren Bosheiten finden und die göttliche Gerechtigkeit sie verfolgt." Darüber konnte man nur mit der Verwunderung nicht fertig werden, daß sie die Wechsel in des Fürsten Händen zurückgelassen hatte.

Es konnte wohl seyn, daß des Geheimenraths letzte Antwort Ursach war, warum der Fürst über den traurigen Zwischenauftritt so flüchtig wegeilte. Er kehrte sich auch den Augenblick wieder zu ihm und setzte die abgebrochene Unterredung fort. „Herr Geheimerrath!" sprach er, „Sie haben mich unruhig gemacht. — Wie! — Sie wollen noch unzufrieden klagen! — mein Mitleiden fodern? — was heißt das!

Wollen

Wollen Sie Ihre Emilie meinem Hofrath von Vollmuth nicht geben?“

„Ach wollte Gott!“ — — hier warf er seiner Gemahlin und Tochter wieder einen Blick zu, den man sich nicht erklären konnte. Nach den Ausbrüchen zu urtheilen, ging er beiden durchs Herz, und trieb ihnen eine Röthe ins Gesicht, die alle aufmerksam machte. „Wollte Gott!“ — seufzte er noch einmal, „Wollte Gott! daß ich nie den Einfall gehabt hätte, Petern in mein Haus zu nehmen, so könnte er jetzt mein Schwiegersohn werden. Ach nein! gnädigster Fürst! ich kann die Schande nicht — — Pflicht und Gewissen erlauben das nicht. Ach ich unglücklicher Vater!“ —

„Mein Gott! Herr Geheimerrath! Sie machen mich immer mehr unruhig. Aengstigen Sie sich doch nicht unnöthig; sagen Sie doch Ihren Kummer heraus! — Vielleicht steht Ihre Beruhigung in unsrer Gewalt, und Ihre Beruhigung wird die unsrige befördern.“

Der Geheimerath seufzte und sahe wieder seine Gemahlin an. Der Fürst muste endlich auf die Gedanken kommen, daß es etwas seyn müsse, was die Gemahlin beträfe und er in ihrer aller Gegenwart zu sagen sich scheue. Er verlangte also, daß man nur frei herausreden möchte. Wären Personen im Zimmer, in deren Gegenwart man sich freimüthig zu erklären scheue, so sollte man sie ohne Bedenken nennen,

und Abtritt nehmen heissen. Das verbat aber die Geheimeräthin. „Es sind ohne Zweifel Klagen wider mich," sprach sie, „die mein lieber Gemahl auf dem Herzen hat. Ich werde ietzt Muth genug haben, sie anzuhören. Damit ich das Vergnügen habe, mich in ihrer aller Gegenwart vertheidigen zu können, so bitte ich mir's aus, daß sie auch alle meine Verklagung anhören dürfen." — Nun wiederholte der Fürst seine Bitte an den Geheimenrath noch einmal und endlich kam das ganze Geheimniß heraus, das den Mehresten in der Gesellschaft nicht unbekannt war, aber doch einigen und besonders dem Fürsten Gedanken erregte, die der Geheimenräthin und Emiliens Unschuld eben nicht vortheilhaft waren.

Wenn meine Leser sonst gut rathen können, so werden sie mit ihren Vermuthungen nicht weit von der Wahrheit seyn. Der Geheimerath konnte den Abend nicht vergessen, an welchem er durchs Schlüsselloch ins Zimmer seiner Gemahlin gesehen hatte. Was er da gesehen, wissen meine Leser schon, und was er für Eindruck auf ihn gemacht hatte, geben seine eigenen Worte zu erkennen.

„Ich weiß recht gut," sprach er, „daß man mein Verhalten, besonders was die Verheirathung meiner Tochter betrift, sehr unrecht verstanden und mir zum großen Nachtheil ausgelegt hat. Aber das muste ich mir gefallen lassen, weil

weil ichs nicht ändern konnte. Welcher Vater deckt wohl die Schande seines Hauses vor den Augen der Welt auf? Ich bin nicht der herrschsüchtige Vater, der auch die Neigungen seiner Tochter ohne Beistimmung ihres Herzens durch Gewalt regieren wollte. Ich sahe es wohl, daß Peter ein hofnungsvoller junger Mensch wär, der gewiß ein geschickter und brauchbarer Mann werden muste. Ob er gleich von niedriger Geburth war, so konnte ich mir doch leicht vorstellen, daß ihn mein gnädigster Fürst bei seinen grossen Verdiensten bald in solche Umstände setzen würden, darinn ich ihm meine Tochter zu geben kein Bedenken tragen durfte. Noch mehr, ich war ihm gewogen und fühlte einen Hang meines Herzens zu ihm, daß ich tausendmal gewünscht habe, ich möchte ihn entschuldigen können. Aber ich habe seine Laster mit meinen Augen gesehen. Seitdem habe ich Gelegenheit gesucht, meine Tochter verheirathen zu können, damit ich nicht in die Verlegenheit kommen wollte, die Schande meines Hauses selbst offenbaren zu müssen. Nun muß ichs aber doch thun. Zürnen Sie nicht, mein grosmüthigster, mein wohlthätigster Fürst! ich kann Vollmuthen Emilien nicht geben, wenn er auch Fürst werden könnte. Hätte ich ihn in Emiliens Armen gefunden, mit wieviel Freuden wollte ich den gegenwärtigen Antrag als eine Genugthuung annehmen und aller vorhergegangenen Auftritte gern vergessen. Aber ich

Ich ſahe ihn in den Armen einer wollüſtigen Gemahlin, die ihn in einer ſehr nachläßigen Kleidung mit einer Zärtlichkeit an ihre Bruſt drückte, die offenbar eine unerlaubte ſchändliche Vertraulichkeit verrieth. Ach gnädigſter Herr! gern, ich ſage es noch einmal, gern nähme ich Ihre unverdiente Gnade mit beiden Händen dankbar an, wenn mir nicht Pflicht und Gewiſſen verböten, meine Einwilligung zu einer Verbindung zu geben, welche durch die vorher genoſſene Gunſt der Mutter für Vollmuthen und Emilien Schande wird.

Die ganze Geſellſchaft erſtaunte über dieſe unerwartete Erklärung des Geheimenraths. Diejenigen von ihnen, welche von dieſem Vorfall nichts wuſten, ſchlugen die Augen nieder, als wenn ſie fürchteten, daß ein Theil der Schande auf ſie fallen würde, und die übrigen ſchienen verlegen zu ſeyn, wie man Gründe finden würde, die Unſchuld der Geheimenräthin zu vertheidigen, und dem Geheimenrath ſeinen Verdacht auszureden. Selbſt Vollmuth ſtand betreten da, Selbſt ſahe ihn mit einer triumphirenden Miene an, und der Fürſt ſchien zweifelhaft zu ſeyn, auf welche Seite er ſich hinlenken ſollte. Was noch allen Muth gab, war der Geheimenräthin unerſchrockene Freimüthigkeit. Emilie verbarg ihr Geſicht in den Tuch und weinte; aber Sie, die ſchon eher aus zaghafter Furchtſamkeit unverdiente Vorwürfe

stillschweigend hingenommen hatte, stand jetzt von ihrem Stuhl auf, und ging mit der unverdächtigen Miene der Unschuld auf ihren Gemahl loß, ehe noch einer aus der Gesellschaft ein Wort zu sprechen wagen wollte.

„Ach!“ sprach sie, „ungerechter Gemahl, was haben Sie gethan! Konnten Sie eine Gemahlin einer solchen unzüchtigen Liebe fähig halten, die Ihnen in einer beinahe dreißigjährigen Verbindung soviel Beweise ihrer treuen Zärtlichkeit und nie einen Verdacht einer leichtsinnigen Denkungsart gegeben hatte? Um eines Scheins willen, liessen Sie mich so viel leiden, und konnten mich als eine Nichtswürdige aus ihrer Gesellschaft verbannen? — Ach grausamer Gemahl! — es wird Ihnen schwerer werden, Verzeihung von Ihnen selbst zu erlangen, als es mir werden wird, meine Unschuld zu beweisen. Es ist wahr, ich habe Vollmuthen von seiner Jugend auf, eben so herzlich geliebt, als ich meine zärtliche Liebe zu ihm Ihren Augen aufs sorgfältigste verborgen habe; aber meine Liebe war keine verbotene Liebe, der ich mich schämen darf. Einem argwöhnschen Gemahl konnte sie es nur zu seyn scheinen, der die Verläumdungen des niederträchtigsten Kerls anhören und sich selbst so heruntersetzen konnte, daß er auf seinen Rath hinter die Thür trat und durchs Schlüsselloch die Handlungen seiner Gemahlin beobachtete. Aber wissen Sie, was

Sie

Sie da sahen, das war mütterliche Zärtlichkeit, die bei dem Gedanken seiner bevorstehenden Trennung, von der wir gesprochen hatten, jeden Blutstropfen in Bewegung setzte. Können Sie zürnen? Vollmuth ist mein und Ihr Sohn!

Der Geheimerath hatte einigemal Bewegungen gemacht, daß er seine Gemahlin in der Rede unterbrechen wollte, der Fürst hielt ihn nur zurück. Jetzt aber riß staunende Verwunderung den Fürsten sowohl als den Geheimenrath und alle, die zugegen waren, hin. Der alte Geheimerath fiel erschrocken in den Lehnstuhl zurück, schlug seine Hände in einander, sahe mit verkehrten Augen die Decke an und rief ängstlich: Gott! was höre ich! — Indem zog die Geheimeräthin Vollmuthen bei der Hand hinter ihres Gemahls Stuhl hervor, und riß ihn mit sich auf die Kniee nieder. „Hier," sprach sie mit unbeschreiblicher Rührung und Annehmlichkeit, „hier zu Ihren Füßen, liebster Gemahl, bitte ich um Ihre väterliche Liebe für Ihren Sohn und um Verzeihung für mich. Machts Ihnen Verdruß, daß ich Ihnen mein Geheimniß so lange verborgen habe, so rechnen Sie dagegen die unverhofte Freude, daß ich Ihnen ein Geschenk mit einem vierten Sohn mache, der Ihnen den Verlust von dreien ersetzt." — Vollmuth konnte sich aus seiner Bestürzung nicht herausfinden. Stumm lag

er

er da, hatte des Geheimenraths Hand in die seinigen geschlossen, und sahe bald ihn, bald die Geheimeräthin, bald den Fürsten an.

Emilie hatte sich unterdessen stillschweigend hinter ihre Mama und Vollmuthen auf die Kniee hingeworfen. Bis ietzt lag sie wie in einer sinnlosen Betäubung da — endlich brachen ihre Thränen wie ein Strom durch die Augen und der Mund öfnete sich in Klagen, die ihren innerlichen Kampf verriethen und alle Herumstehenden mit Mitleiden für sie einnahmen. „Ach liebste Mama! denken Sie gar nicht an Ihre Emilie: — Gott! was soll aus mir werden! — Vollmuth mein Bruder?! — ach! zu spät entdecken Sie mir ein Geheimniß: — Sie haben meine Neigung gekannt und genehmigt — unter ihren Augen ist sie herangewachsen, wie konnten Sie mich zu einer Liebe leiten, die nicht gebilliget werden darf? — Ach Vollmuth! man täuscht uns; lassen Sie sich nicht verführen! Wenn Sie mein Bruder wären, das hätte mir mein Herz gesagt."

„Nein, Emilie!" antwortete die Geheimeräthin, „Vollmuth ist nicht dein Bruder; beruhige dich!",

„Nicht mein Bruder! und doch Ihr Sohn?" — hier fiel sie Vollmuthen um den Hals, „ach Vollmuth! merken Sie nicht, daß wir keinem Freund, auch unsern Müttern nicht trauen dürfen? Sie haben sich alle wider uns ver-

verschworen. Sind Sie etwan auch schon für neue Vorschläge gewonnen? — so nehmen Sie nur gleich den Degen und durchbohren mein Herz; sonst laß ich Sie aus meinen Armen nicht!" — Kurz Verwirrung und Erstaunen war allgemein und obgleich die Meisten von der Gesellschaft durch das, was sie gehört hatten, in den Stand gesetzt waren, sich das ganze Geheimniß aufzulösen, so hatte doch keiner so viel Gegenwart und Gemüthsruhe als dazu nöthig war. Der Fürst trat endlich auf, und verwies sie alle zur Gelassenheit und Ruhe. Die Frau Geheimeräthin muste sich setzen und die ganze Gesellschaft ihre Erzählung ohne Unterbrechung anzuhören versprechen.

„Emilie," fing die Geheimeräthin an, „und Vollmuth sind verwechselt; Peter ist mein Sohn und Emilie Meister Steffens Tochter. Ich habe gleich damals bedacht, daß man mir dies auf mein Wort in der Folge nicht glauben würde und daher gleich für nöthige Beweise gesorgt. Jakob und die Kindermutter zu Hungersdorf leben noch und sind zu der Absicht drauſſen, die Wahrheit meiner Erzählung zu bezeugen. Die dritte Person, welche um mein Geheimniß wuste, ist nicht mehr am Leben, ich habe aber ein schriftliches Zeugniß von ihr. Das war meine Schwägerinn, die erste Gemahlin meines Bruders, welche Peter der gegenwärtigen Frau Vollmuthen hinüber-

getra-

getragen, und dafür Emilien aus dem Schulhause in ihrer Schürze zu mir herübergebracht hat."

Hier gab die Geheimeräthin das Zeugniß der Frau von Lieben in die Hände des Fürsten; und Jakob muste mit der Kindermutter hereinkommen. Würdig muste auf Befehl des Fürsten beide feierlich vor der Versammlung schwören lassen, um ihrer Aussage bei iedermann unverdächtige Glaubwürdigkeit zu verschaffen. Sie schworen beide freudig, und bezeugten die Wahrheit der Aussage. Jakob erinnerte den Geheimenrath noch an seine Worte, die er bei seinem Abschied gesprochen hätte, als er denselben in einer bösen Stunde bekam. „Wissen Sie wohl," sprach er, „daß ich damals sagte: es könnten wohl Zeiten kommen, daß Sie mich gern wiedersehen würden? Sehen Sie! ietzt ist diese Zeit. Ich wuste wohl, daß ich bei der Aufklärung dieses Geheimnisses seyn muste, und wenn ich nicht schon im Hause war, würde ich so gut als die Kindermutter geholt worden seyn."

Die Gesellschaft fing hier an allerlei Bewegungen zu machen, wodurch man theils Verwunderung, theils Zufriedenheit über die Aufklärung des Räthsels anzuzeigen schien. Selbst Emilie schien Beruhigung darinn zu finden und der Geheimerath wollte sich schon den Ausbrüchen der Freude überlassen. Er winkte Voll-

muth

recht-

entuthen, indem er mit der andern Hand seiner Gemahlin drohete und die Worte dazu sprach: Ach geheime Gemahlin! warum haben — Sie hielt aber Vollmuthen zurück, der dem Wink des Vaters folgen wollte; fiel ihrem Gemahl in die Rede, sobald sie seinen Vorwurf merkte und berief sich auf des Fürsten Befehl, daß sie ruhig gehört werden sollte. „Es ist nicht genug," sagte sie, „daß sie nun mein Geheimniß wissen; sie müssen auch meine Rechtfertigung anhören, und mir Erlaubniß geben, alles frei sagen zu dürfen, was dazu nöthig ist. Ich könnte sonst in ihrer aller Augen tadelnswürdig und in den Augen meines Fürstens und meines Gemahls sehr strafbar zu seyn scheinen." — Das ist billig, antwortete der Fürst, und die Geheimeräthin sprach fort.

„Als ich das Glück hatte, meinen Gemahl mit dem dritten Sohn zu beschenken, war der älteste beinahe vier Jahr alt und Renzel kam als Hofmeister in das Haus. Obs gleich viel zu früh war, an Unterweisung der Kinder zu denken, so hätte er doch als Aufseher oder gar zum Staat immerhin seyn mögen, wenns nur nicht der allerniederträchtigste unwissendste und boshafteste Kerl gewesen wäre. Wider seine Aufnahme wollte ich aus Klugheit nicht viel sagen, und sobald er vier Wochen im Hause war, hatte ich kein Ansehen mehr, ein Wort zu sprechen. Seitdem habe ich keine vergnügte

Stunde

Stunde gehabt. Ich sah das Verderben meiner Kinder vor Augen, und da es bewiesen genug ist, wie richtig ich geurtheilt habe, will ich auch nichts weiter davon sagen. Ich durfte aber kein Wort wider ihn sprechen; der Böse wicht hatte meinen Gemahl so eingenommen, und mich bei ihm so heruntergesetzt, daß ich keinen Glauben fand. Das Versprechen erhielt ich einstmals in einer guten Stunde, daß, wenn ich eine Tochter bekommen würde, diese ganz allein meinem Willen überlassen werden sollte. Nun wars mein einziger Wunsch, daß mich Gott mit einer Tochter segnen möchte, und sobald ich mich wieder in gesegneten Umständen befand, zog ich meine Frau Schwägerinn in Hungersdorf zu Rathe. Zu meiner Betrübniß prophezeihete mir iedermann wieder einen Sohn. Sobald meine Schwägerinn mir die Nachricht brachte, daß die Frau Kantorn in Hungersdorf mit mir zu gleicher Zeit die Erfüllung ihrer Wünsche erwarte, faßten wir die Anschläge, wenns die Umstände erlauben würden, eine Verwechselung vorzunehmen. Ich erhielt die Erlaubniß, meine Wochen in Hungersdorf zu halten, und die übrigen Umstände alle fügten sich von selbst so, daß wir unsere Absicht ausführen konnten, ohne daß wir der Frau Kantorn etwas davon zu sagen nöthig hatten."

„Ich weiß," fuhr die Geheimeräthin fort, „daß gute Absichten keine böse Handlung

rechtfertigen, ich würde doch aber sehr viel zu meiner Vertheidigung sagen können, wenn ich nicht einen gnädigen Fürsten vor mir hätte, in dessen Augen ich schon meine Verzeihung lase und durch den Segen des Himmels nicht in den Stand gesetzt wäre, was ich geraubt habe, mit Wucher zurückzugeben. Leichtsinnigkeit darf man mir nicht vorwerfen. Mein Vorsatz war fest, den verstoßenen Sohn so wenig, als die angenommene Tochter zu vernachläßigen. Der Herr Superintendent ist mein Zeuge, daß ich Petern zärtlich geliebt, und für seine Erziehung mütterlich gesorgt habe. Unter andern Umständen würde ich andere Maaßregeln genommen haben. Das war mein unumstößlicher Entschluß: Emilie sollte in die Niedrigkeit ihres Ursprungs nicht wieder zurück sinken, und Peter von den Vorzügen seiner Geburth nicht ausgeschlossen bleiben. Heute habe ich nun die unbeschreibliche Freude, durch Gottes allmächtigen Beistand und Segen meinen ganzen Entwurf glücklich ausgeführt zu sehen. Es ist wahr, ich habe sie mit tausend Millionen Thränen erkaufen und Leiden tragen müssen, die meinen Schultern oft zu schwer werden wollten, aber" — hier rollten Freudenthränen über ihre Wangen herunter, — „Gott Lob! sie sind überstanden, und ich fühle mich im Genuß meiner gegenwärtigen Freuden sattsam belohnt."

Hier ergriff sie Vollmuthen bei der Hand, und ging mit ihm auf den Fürsten zu, und warf

warf sich zu seinen Füßen: „Großer, edelmüthiger Fürst!“ sprach sie, „für Ihre heutige That habe ich nichts, dadurch verdienen sie die Verehrung der gegenwärtigen und die Belohnungen der zukünftigen Welt; Aber für meine Verzeihung kann ich Ihnen in meinem Sohn einen Unterthanen anbieten, der, wenn er bei den Grundsätzen bleibt, die ich ihm eingepflanzt habe, lieber Blut und Leben aufopfern, als sich eine treulose Handlung wider seinen Fürsten und sein Vaterland erlauben wird.“

Dem Fürsten liefen die Thränen aus den Augen, so gerührt war er. Er wollte es nicht verstatten, daß sich die Geheimeräthin niederwerfen sollte, sie wollte sich aber nicht abhalten lassen; bis er sie endlich ietzt aufhob und ihr die Hand küßte. Aber reden konnte er weiter nichts, als: Sie sind nicht in dem Fall, daß Sie Verzeihung bitten dürfen; Sie können auf unsere Dankbarkeit Ansprüche machen.

Nun ergriff die Geheimeräthin mit ihrer andern Hand Emilien und ging mit beiden Kindern zu ihrem Gemahl. Er war durchaus gerührt, und sobald er merkte, daß sie auf ihn zukamen, stand er auf, und faßte sie alle drei in seine Arme. „Nicht ein Wort mehr!“ sprach er, indem er seiner Gemahlin den Mund zuhielt und sie zärtlich küßte, Nicht ein Wort mehr!, meine Verehrungswürdige Gemahlin. Sie haben Ehre genug und ich bin gedemüthiget

genug. Gott! wie habe ich doch können so verblendet werden, daß ich den Werth der würdigsten Gemahlin verkannte! Ach unschuldige edle Seele! haben Sie können so großmüthig die unartigen Begegnungen eines aufgebrachten Gemahls Jahrelang tragen, so können Sie gewiß auch Beleidigungen vergessen und einem Herze verzeihen, das den redlichsten Vorsatz hat, Ihnen iede Ungerechtigkeit zu vergüten. Leider! ist meine Zeit auf Erden so weit verflossen, daß ich nur noch auf wenige Jahre, — vielleicht nur auf wenige Tage Rechnung machen kann. Aber ieder noch kommende Augenblick solls Ihnen beweisen, daß ich Sie als meine Seele liebe und höher als mein Leben schätze. — Und ihr, meine lieben Kinder, hier von meinem klopfenden Herze sollt ihr nicht kommen, so lange ich lebe. Seid gesegnet von dem Allmächtigen und lebet für einander. Glück darf ich euch nicht wünschen, das werdet ihr in eurer Liebe finden. Heute gebe ich so gerne meinen Sohn Emilien, als ich meine Tochter Vollmuthen geben würde. Wenn ich sterbe — ich fühle, daß mein Tod nicht ferne mehr seyn kann, — dann vergesset – die Vergehungen – eines Vaters, der – schwach genug – war, euch viele – sehen und empfinden – zu lassen, – und denket nur – an die letzten – Tage seines Lebens, – worinn er euch alle – in sein liebevolles Herz schloß – und gern alles vergütet hätte. Nehmt meine Schulden – die ich nicht abtragen kann, –

auf

auf euch, und bezahlt sie an eure sanfte – edle Mutter durch verdoppelte Ehrfurcht – und – Lie –

Hier fiel der Geheimerath ohnmächtig in den Lehnstuhl zurück. Emilie hielt ihm ein Gläsgen mit starkem Wasser an der Nase und rieb ihm die Schläfe, daß er wieder zu sich kam, ehe die herzudrängende Versammlung recht wuste, was vorging. Sie hatten alle die Herzen so voll, daß sie sich von neuem zu ergiessen anfangen wollten, — aber der Fürst gebot mit Ernst Stillestand. Wir leiden alle zuviel, aber besonders ists nöthig, daß wir diesen schwachen Greis schonen. Sie dankten alle dem Fürsten mit Thränen und küßten ihm die Hand; er riß sich aber von ihnen los und stieg in den Wagen.

Der Fürst war kaum einige Stunden weg, so schickte er den alten Geheimenrath Wetter in des Geheimenraths von F** Haus, wo die ganze Versammlung bei einander blieb, mit einer sehr gnädigen Erklärung, was er für sie zu thun beschlossen hätte. Der Hofrath Wetter bekam die Bestallung zum Geheimenrath in die Stelle seines Vaters, welchem der Fürst heute früh dieselbe Erklärung gethan hatte als dem Geheimenrath von F**. Peter Vollmuth bekam als Herr von F** die Bestallung als Hofrath, und des Generalsuperintendent Würdigs jüngster Sohn trat in dieselbige Würde an Selbsts Stelle. Emilie aber ward zum Fräulein von Vollmuth erklärt.

und in den Besitz der Güther **Perleberle** und **Hungerodorf** gesetzt.

Ueberdies ließ der **Fürst** erklären, daß sie **Vollmuths, Wetters, Malheurs**, des Predigers **Berstels** aus **Gutleben** und beider **Würdige** feierliche Verbindungen an einem Tage und auf ihre Kosten in dem **Vollmuthen** geschenktem Hause, selbst veranstalten wollten. Wenige Tage hernach geschah es auch in grosser Pracht und Vergnügen und **Vollmuth** genießt seit der Zeit Glück, Ehre und Zufriedenheit in ungekränkter Ruhe. Er übertraf durch Fleiß und Rechtschaffenheit die Erwartungen des Fürsten und die Hofnungen des Staats, und lebte in Ruhm und Ehre vom Fürsten geachtet, von seinen Verwandten geliebt, und von iedermann geehrt. Seine Fürsorge erhielt seinem alten Vater noch einige Jahre das Leben, die **Geheimeräthin** aber erreichte ein hohes Alter und sahe viel Freude an ihren **Kindern**. Alle Freunde lebten glücklich und gesegnet mit **Vollmuthen**, der im zweiten Jahre schon Geheimerrath von F** hieß; seine Feinde aber waren alle zu Schanden worden. Auch Selbst fand in seiner Rache seinen Untergang. An dem Abend, an welchem **Vollmuths** dritter Sohn getauft ward und der **Fürst** selbst in hoher Person bei ihm an der Tafel war, ward plötzlich ein Schuß gehört, und in demselbigen Augenblick kam eine Kugel zum Fenster herein.

Der Bediente fiel hinter des Fürsten Stuhl todt nieder. Ein allgemeines Schrecken überfiel sie alle. Man lief auf die Straße hinaus und fand eine Pistole vor dem Hause auf der Erde. Indem hörte man weiter hinunter noch einen Schuß, und als man nachsuchte, ward Selbst todt auf der Erde gefunden. Er hatte eine abgebrannte Pistole in der Tasche, und gerade durchs Herz war der Schuß gegangen. Man konnte sich keine andere Erklärung machen, als Selbst muste seine Wächter hintergangen, sich von den Ketten frei gemacht, und die Absicht gehabt haben, Vollmuthen oder den Fürsten zu tödten. Die zwote Pistole in der Tasche hatte er vermuthlich zu seiner Vertheidigung zu sich gesteckt, wenn er von der Wache verfolgt werden sollte. Aber im Laufen mag er anfangen zu stürzen, bis er endlich so fällt, daß die Pistole losgeht, und ihm die Kugel durchs Herz fährt. „Ruhe Böſewicht," sagte der Fürst, „so wie's deine Werke verstatten!"

Ende.

Verbeſſerungen

Im erſten Theile.

Pag. 1. Zeile 1. höckerichten. 3. 5. manchmal, und ſo oft es vorkömmt. 10. Stümper. 2. 1. welchem 2. einem 9. unadlichen. 3. 4. würden. 12. den Nu-mern. 10. 14. Er ſteckte. 15. zoh. 43. 28. Als 50. 16. zickzacklichter. 76. 25. verlieſſen. 80. 17. Schrekken, und ſo oft es vorkömmt. 85. unten: ſtatt Peter; Martin. 93. 26. ihn. 95. 4. ſelbſt 99. 4. laetent. 112. 18. eingezohen. 119. 18. wick. 123. 10. wirthliche. 141. 29. der. 161. 2. wuſte 170. 11. ſtatt auch: muß 176. 16. ſonſt nur. 217. 24. 's iſt. 265. 27. frölicher. 272. 22. und Martin machte. 28. deſſelben. 273. 15. „Den. 289. 20. tritt. 26. hob. 351. 21. flogen. 384. 18. als väterliche das Kind. 404. unten: kann, der's. 458. 8. ſeinen. 465. 16. hervorbrachten. 478. 5. zu behalten. 487. 16. hätte. 491. 8. hätte. 502. 26. im Felde. 28. ward. Er kam aber bald zurück. „Die Frau,“

Im zweeten Theile.

Pag. 2. Zeile 7. ſing. 9. 8. haſt. 16. 2. verwarfen. 26. 12. Einſtekken laſſen, 42. 10. Himmel fiel, 55. 20. verſtellen. 183. 22. müſſen die Worte: ſeine Gedanken, ausgeſtrichen werden. 246. 14. mit Micheln vorgehabt. 265. 23. um ſeines. 427. 15. Den. 455. 29. hintennach. 459. 18. ſchillen will. 511. 4. und Andacht.

Prof. Joh. Fr. Stulz

247,560

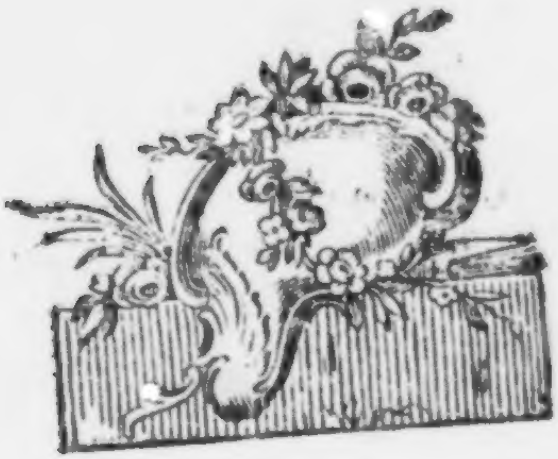
Ludwig Freudenthal

oder

die glückliche Retirade

des Weisen

von edlerem Gelichter.



Erſter Theil.

Liegnitz und Leipzig,
bei David Siegert, 1781.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Erſter Theil.

Erſtes Kapitel.

Schlaf wohl, ehrlicher Großvater!

Ludwig Freudenthal war in einem der deutſchen Reiche gebohren und zwar in der Reſidenz deſſelben. Die Nachrichten von ihm hätten meine Leſer vor mehr als zwanzig Jahren ſchon haben können, wenn die Welt damals nicht ſo ſehr wunderlich geweſen wäre. Eigentlich hat ſie mein ſeliger Großvater Hans Rüſtig gottſeligen Andenkens, aufgeſetzt, der bis an ſein

Ende Freudenthals vertrautester Freund war und um alle seine Geheimnisse wuste. Er hatte sogleich die Absicht, seinen Landsleuten damit ein Geschenk zu machen, aber — man war mit der Censur gar zu strenge. Da waren ganze Seiten durchstrichen, durchgängig hatte man die Orthographie geändert, und die wahren Namen des Vaterlands, der vorkommenden Städte und aller auftretenden Personen solten mit erdichteten vertauscht, oder nur die Anfangsbuchstaben derselben hingesetzt werden. Mein Großvater war ein hitziger Mann; das Blut stieg ihm ins Gesicht, sobald er das Manuskript wieder in die Hände bekam. Die rothe Tinte machte auch den ersten Anblick gar zu auffallend; es sahe aus — wie ein Exercitium, wenn's der Rektor in Unmuth korrigirt. „Magst ewig liegen!" schrieb der Großvater im Zorne drauf und warf es in den Kasten zu seinen übrigen Manuskripten. Der Aerger mochte dem guten Mann wohl geschadet haben; den andern Tag war er todt.

Mein Vater komte dem Verlangen nicht widerstehen, den Kasten zu durchsuchen. War der Anschlag richtig, den ihm der Großvater von seiner Verlassenschaft in den letzten Jahren seines Lebens fast täglich gemacht hatte, so war der Kasten so gut als zehentausend Thaler. Den Tag

vor

vor der Beerdigung hatte er schon den Handgriff gefaßt, und wolte ihn unter dem Bette hervorziehen. Aber — es lief ihm eiskalt über den Leib und, als er sich umsahe, stand der Großvater hinter ihm. Zum Glück hatte die Schlafkammer zwo Thüren. Mein Vater ließ den Kasten stehen, lief und schrie aus allen Leibeskräften, muste sich aber ins Bette legen, und konnte den Großvater nicht zum Grabe folgen. Nach vier Wochen ward die ganze Verlassenschaft genau durchsucht, aber an den Kasten wolte sich keine Seele machen. Endlich kam er ganz und gar in Vergessenheit und stände vermuthlich noch unter dem Bette, wenn ich nicht als ein Knabe von zehen Jahren meinen Ball darüber geworfen, und bey Aufsuchung desselben den Kasten entdeckt und hervorgezogen hätte. Nun ward er geöfnet. Auf mein Bitten bekam ich den Kasten und überließ die Papiere willig meinem Vater. Dieser sahe die bunte Korrektur mit kälterem Blute an, und hätte sich gern jede Bedingung gefallen lassen, wenn er nur seines Vaters Arbeit der Vergessenheit entreissen konnte. Aber kein Verleger wolte dazu die Hand bieten. Ich weiß auch gar nicht, was man damals muß gedacht haben! Ob der Geschmack so sehr verdorben war? oder ob kein Mensch Herz, etwas zu wagen, hatte? Genug! die Manuskripte musten wieder weggelegt

legt werden, bis sie endlich nach dem Tode meines seligen Vaters in meine Hände kamen.

Das soll mir warlich kein Mensch nachsagen, daß ich auf meine Vortheile nicht aufmerksam wäre. „Solte denn aus den Papieren gar nichts zu machen seyn?" Das war mein erster Gedanke, sobald ich nach meinem Gefallen schalten und walten konnte. Ich schickte hurtig in den Kramladen und ließ geschnittenen Knaster holen. — Das dachte ich wohl! — Der Kaufmann hatte bey den anhaltenden Amerikanischen Unruhen statt der mangelnden virginischen Blätter, schöne, ich weiß nicht, war's Dessauer oder Berliner, untergemengt. — Noch ein Versuch! Ich ging ins vornehmste Gewölbe und ließ mir Manchester und Stoffe zeigen. Das muß ich sagen, ia! die Waaren hatten Ansehen, daß sie in die Augen fielen; aber — die Güte wie vor zwanzig Jahren hatten sie bey weitem nicht. Ich bezeugte meine Verwunderung darüber, daß sie anjezt so schlecht gemacht würden; aber der Kaufmann gab mir eine höhnische Antwort und lachte. Ich weiß nicht, ob er mich für so einfältig ansahe, oder ob er selbst kein Latein verstand. „Mundus vult decipi," sprach er, und dabey zog er den Hals in die Schultern, schloß die Ellenbogen dicht an die Seiten an, und drehete die Hände so, daß ich die

ledigen

ledigen Flächen ganz übersehen konnte. „Es ist nicht anders," fuhr er fort, „der Kaufmann muß sich nach dem herrschenden Geschmack richten und Waaren aufs Lager nehmen, die gangbar sind. Man hat alle Messen ein Gerede über Schund und Wust neuerer Waaren, das der Zeit ungleich ist! Der Fabrikant und Kaufmann können nichts ändern, wenn das Publikum seinen Geschmack nicht ändern will. Es ist zweyerley, wenn Fürstinnen — und wenn Mägde Stoffe tragen. Manchester war freilich eine andere Waare, als er die vornehmsten Lenden des Staats bekleidete, als nun, da ihn auch der Schneider und Thorschreiber zu Beinkleidern tragen. Wolten wir auch bessere Waaren hinlegen; es kauft sie kein Mensch!" — Ich mag ihm nur nicht alles nachsagen; es könnte doch hier und dort jemand seyn, der's nicht gern hörte. Vermuthlich gab ihm meine Aufmerksamkeit immer mehr Muth zu reden. Aber der gute Mann betrog sich; ich machte ganz andere Ueberlegungen. Wären denn, dachte ich, die Herren Buchhändler allein solche eigensinnige, ungefällige Herren, daß sie sich gar nicht in die Zeiten schicken solten? Kurz, ich faßte ein Herz, ging mit dem Manuskripte in den ersten Buchladen, und bekam einen Verleger. Dazu rieth er mich auch, daß ichs neu

abschreiben und die Namen ändern möchte, damit man der Arbeit das Alterthum nicht so ansehen könnte. „Schlaf wohl, ehrlicher Großvater!" dachte ich, ging nach Hause, und schrieb tagtäglich vom Morgen bis in den Abend. Ich wagte es, den wahren Geschlechtsnamen des Helden stehen zu lassen, und — es ging.

„Muß man doch alle Augenblicke gestöhrt werden! Was giebt's nun wieder? wer klopft? herein! — Ach sind Sie's! gehorsamer Diener!"

„Ihr Diener! nun, sind Sie fertig?"

„Ja, gleich! — ich habe dem Werkchen einen kleinen Vorbericht vorgesetzt!"

„So! das ist nicht unrecht! Heut zu Tage kann man mit einem Worte zu rechter Zeit bey jedermann viel ausrichten. Lassen Sie sehen!" — er las. „Ja freilich! Ihrem Großvater sind Sie Dank schuldig. Wenn Sie nur das Publikum hätten recht neugierig machen können, damit das Werk gut abginge!"

„Haben Sie Geduld, Freund! und trösten Sie sich mit dem Kaufmann."

Zweites Kapitel.

Freudenthals Herkunft und Jugend.

Ganz richtig! ja! in der Residenz war Freudenthal gebohren. Sein Vater war ein Kaufmann, der einen ausgebreiteten Handel trieb und ein großes Vermögen besaß. Darüber durfte sich auch kein Mensch wundern, das Glück verfolgte ihn von allen Seiten. Er verschrieb alle nur mögliche Waaren, mit denen bisher in der Residenz war gehandelt und nicht gehandelt worden, und hatte so starken Abgang, daß er das kleine Kapital, mit welchem er seinen Handel anfing, jährlich wohl zehenmal umsetzen konnte. Im sechsten Jahre seiner Wirthschaft erbte er zwanzig tausend Thaler von einem Onkel, der in seinen jüngern Jahren nach Ostindien gegangen und jetzt ohne nähere Erben gestorben war. Damit alles zusammen kam, so giengen ihm auch (wie man zu sagen pflegt) die Weiber gut ab. Er heirathete in seinem vierzigsten Jahre die vierte Frau, und hatte durch jede seine Umstände ansehnlich verbessert.

Bey dem allen waren die Aussichten für seinen Sohn Ludwig nicht die besten. Er war der ein-

'zige Sohn von der ersten Frau, hatte aber das Unglück, daß seine Mutter in seiner Geburt das Leben verlor. Der Vater warf seine ganze Liebe auf ihn und sorgte aufs redlichste dafür, daß dem Kinde der Verlust der Mutter nicht empfindlich werden durfte. Indessen kam die Zeit, daß er sich wieder verheirathete, und da weiß denn jedermann schon, daß Stiefmütter gemeiniglich — Stiefmütter sind. Jede stritt bey Errichtung der Ehepakten ritterlich dafür, daß für die möglichen noch zu erwartenden Kinder mehr, als für die schon existirenden gesorgt werden muste, und lieferte richtig ihren Beitrag zur Vermehrung der Familie. So bekam Ludwig von dreyen Stiefmüttern zween Brüder und vier Schwestern.

Es ist wahr, der Vater spahrte keine Kosten. Er hielt seinen Kindern einen eigenen Informator, und ließ ihnen durch mehrere Hauslehrer in allen den Dingen Unterweisung geben, die damals zu einer guten Erziehung und artigen Lebensart gerechnet wurden. Aber, wie gewöhnlich, die Herren Informatores liebten freundliche Geschichter, tranken lieber Chocolade als Kaffee oder Thee, und hüteten sich wohl, daß sie sich nicht zu Weihnachten um ein halbes Dutzend feine Oberhemden brachten. Wenn Ludwig auch noch so fleißig war, so muste er doch in den Empfehlungen der

Lehr-

Lehrmeister seinen Brüdern nachstehen, und, wenn diese Schalkheiten ausübten, war's allemal Ludwig gewesen. Es hätte sich noch alles ertragen lassen. Der Vater sahe die Absichten und Triebfedern wohl, — und ob er gleich die Gabe nicht hatte, einer Frau geradezu zu widersprechen, so wuste er doch immer Auswege zu finden, das Schicksal seines ältesten Sohns leidlich zu machen. Aber Ludwig war zu unerfahren, den gelegten Schlingen zu entgehen, und ließ sich in Unvorsichtigkeiten verwickeln, die ihn im sechszehenten Jahre aus dem Hause brachten. Ich muß meine Leser hier mit der Verfassung seines väterlichen Hauses etwas bekannt machen.

Ludwigs Vater war von einer sehr schläfrigen Gemüthsart und hatte eingeschränkte kurze Einsichten. In der Gewinn- und Verlustrechnung bestand seine ganze Force; um alle übrige Dinge bekümmerte er sich wenig. Im steigenden Wachsthume seines Vermögens, in den Armen einer schönen Frau, und in seinem weichen Lehnstuhle, fand er sein Glück, und für alle seine Wünsche Befriedigung. Mit allen Schicksalen — mit allen Menschen wurde er gut fertig, so lange ihm diese Götzen gelassen wurden. Dann lebte er in seiner trägen Unthätigkeit ruhig fort, und gab sich gewiß die Mühe nicht, einen Menschen

zu lieben oder zu hassen; so lange er mit seinen Vortheilen in keine Kollision kam. Er rechnete und schlief, aß und trank, und überließ seiner Frau die Regierung des Hauses. Seine größte Tugend war, daß er den monatlichen Aufwand für seine Oekonomie ohne Brummen hergab, wenn er nur nicht den zehenten Theil seines Gewinnes überstieg.

Wilhelmine, seine vierte Frau, war die schönste, aber auch die listigste unter allen; so voller Verschlagenheit und Intrigue, daß sie niemand so leicht übersehen konnte. Ludwig war vierzehen Jahre alt, als sie sich an seinen Vater verheirathete. Für ihre Absichten war er die gefährlichste Person im Hause, weswegen sie auch von Anfange ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihn richtete. [illegible] hatte helle Augen, und einen offenen Kopf. Sein männlicher, strebender Geist fand so leicht eigene Wege zu fruchtbaren Einsichten, als er sich dem Zwange kriechender Schmeicheley und sklavischer, unedler Furchtsamkeit muthig entriß. Welcher menschliche Verstand geht im vierzehenden Jahre nicht irre? — aber auch irrigen Einsichten war er getreu, und wer ihn zurück bringen wolte, muste ihm andere Ueberzeugung geben. Das war nach seinen Gedanken der niederträchtigste Mensch, der viel wuste und

nichts

nichts that, — gut sprach und schlecht handelte. Wilhelmine durfte ihn in ihr Herz nicht sehen lassen, und muste sich einen Werth bey ihm zu geben suchen, den sie nicht hatte; wenn sie ihre Absichten erreichen wolte. Sie nahm also ein überaus liebreiches nachgebendes Betragen gegen ihn an, und zeigte sich für alle seine Bedürfnisse mütterlich besorgt, und gegen jeden seiner Wünsche gefällig. Solte ihm etwas versagt werden, so muste das der Vater thun; sie aber sprach für Ludwigen und schien des Vaters unerbittliche Härte unwilliger als der Sohn zu empfinden. Jede kleine Wohlthat bekam er aus den Händen der Mutter, und gab sich der Vater einmal die Mühe, seine eigenen Hände zu bewegen, so ward Ludwigen dabei allezeit das Verdienst der mütterlichen Fürsprache hoch angerechnet. Diese ungewöhnliche Handlungsart des Vaters machte ihm die Gesinnung der Mutter zuerst verdächtig. Vielleicht hätte er ihr mehr zugetrauet, wenn der Vater weniger an ihr gerühmt hätte. Doch stand er lange an, etwas bey sich zu entscheiden, und wäre gewiß länger zweifelhaft geblieben, wenn sich nicht dienstfertige Leute gefunden hätten, die ihn ungebeten aus seinen Zweifeln halfen.

Advokat Liebrecht war ein vieljähriger Freund vom Freudenthalschen Hause. Die

Bekanntschaft schrieb sich von einem Proceß her, welcher unter Liebrechts rechtlichem Beistande für Freudenthalen glücklich ausschlug. Von da an ward Liebrecht bey allen Gelegenheiten zu Rathe gezogen, und ein freundschaftlicher Umgang zwischen Eltern und Kindern eingeführt, der viele Jahre lang ungestöhrt fortgesetzt wurde. Bei Freudenthals vierter Heirath entstand ein Zwiespalt unter ihnen, der zwar keine offenbare Trennung anrichtete, aber eine noch schädlichere Unzufriedenheit und mehr als laue Gleichgültigkeit veranlaßte. Liebrecht durfte die Ehestiftung nicht machen. Freudenthals Wille war's nicht, ihm diesen kleinen Vortheil zu entziehen; aber was solte er machen? Die Braut hatte einen leiblichen Bruder, der Advocat war, und es für einen Schimpf aufnehmen wolte, wenn man einen dazu rufen liesse. Es ging nicht anders an, Advokat Unrecht muste die Ehepakten aufsetzen. Wilhelmine heirathete Freudenthalen zehen tausend Thaler zu; er aber machte die Einrichtung, daß sie, im Fall er eher sterben und keine Kinder mit ihr zeugen würde, ihre eingebrachten zehen tausend Thaler zurück nehmen, eben so viel von seinem Vermögen dagegen bekommen, und dann mit seinen Kindern in gleiche Theile gehen solte.

Es machte viel Aufsehens in der Residenz, als der Inhalt der Ehestiftung bekannt wurde, und iedermann rechnete es der Wilhelmine zur grossen Unbedachtsamkeit an, daß sie nicht behutsamer mit ihrem Geheimnisse umgegangen war. Wilhelmine warf auf Liebrechten Verdacht, daß er aus Neid schlecht gehandelt hätte, und es kann seyn, daß ohne seine Dienstfertigkeit die Sache weder so bald, noch so allgemein bekannt geworden wäre. Dem sey aber wie ihm wolle, genug es wurde bekannt, und jedermann hatte seine Gedanken darüber, daß Wilhelmine Freudenthalen zehen tausend Thaler zubringen wolle. Sie war ein armes Mägdchen; das wuste man. „Ihr Vater," hieß es, „war ein Prediger, der nichts als Bücher und Kinder hinterließ; von dem hat sie keinen Thaler baares Geld. Das muß man ihr lassen, sie ist geschickt und kann schöne Arbeiten machen; auch hat sie sichs sauer genug werden lassen und Tag und Nacht gearbeitet. Aber zehen tausend Thaler lassen sich mit der Nehenadel in wenigen Jahren nicht erwerben. Es war all genug, daß sie sich so durchbrachte und den Staat dabey ausführen konnte. Das sage man nur nicht, dahinter steckt ein Betrug! Wilhelmine ist listig!" — Man kann sichs leicht vorstellen, daß dergleichen Reden auch Ludwigen zu

Ohren

Ohren kommen musten. Er wuste selbst nicht, was er dazu sagen solte, machte Liebrechten zu seinem Vertrauten, und hörte von ihm lauter Muthmaßungen, die sein Herz mit Argwohn gegen seine Stiefmutter anfülten. Er nahm sich's vor, zurückhaltender und wachsamer zu seyn.

So blödsichtig war Wilhelmine nicht, daß sie nicht hätte bemerken sollen, wie genau ihre Handlungen und Worte von Ludwigen in Obacht genommen wurden. Wolte sie sich nicht der Gefahr blos stellen, erkannt und verrathen zu werden, so durfte sie gewiß nicht ihre Augen zumachen und die Hände in den Schooß legen. Sie hatte ein Kammermägdchen, mit der sie sehr vertraut lebte; Trinchen hieß sie. Es war eine arme Doktors Tochter, die keine Eltern mehr hatte, aber ein wohlgebildetes sehr gefälliges Mägdchen von gutem natürlichen Verstande und feurigem Temperamente. Willhelmine war schon in ihrem jungfräulichen Stande viel mit ihr umgegangen, und als sie sich verheirathete, erhielt sie von ihrem Bräutigam die Erlaubniß, daß sie Trinchen als eine Art von Kammerjungfer zu sich nehmen durfte. Sie war aber mehr Gesellschafterinn und Vertraute. Auf dies Mädchen warf Wilhelmine ihre Augen, und sahe sie als ein geschicktes Werkzeug zu ihren Absichten an.

Trinchen

Trinchen solte sich freygebig und gefällig gegen Ludwigen zeigen und durch einen vertrauten Umgang ihn in ein scherzhaftes Liebesverständniß zu ziehen suchen. Die Mutter machte dazu alle Gelegenheit, und hofte den Nutzen davon zu haben, daß sie durch Trinchen Ludwigs geheime Gedanken erfahren, oder ihn auch wohl in Verlegenheiten verwickeln würde, aus denen er ohne ihre Hülfe nicht wieder herauskommen könnte. Dann würde er, nach ihren Gedanken, schweigen müssen, wenn er auch etwas tiefer, als sie wünschte, in ihr Herz und in ihre Absichten sehen solte; sie aber würde eine Gegenrechnung haben, die das Gleichgewicht erhalten könnte. Dies war ihre Anlage. „Sey mir," sprach sie zu Trinchen, „treu und verschwiegen, es soll dein Schade nicht seyn. Ich will ihm schon Geld in die Hände spielen, daß er dir Geschenke machen kann, und kannst du es dahin bringen, daß am Ende aus dem Spas Ernst wird, so bist du noch besser bezahlt. Kann ich mich auf dich verlassen? wilst du?"

Wenn alles auf der Welt seinen gewöhnlichen Gang ginge, so könnte man freilich die Folgen der Dinge richtiger beurtheilen und manchmal den Ausgang seiner Projekte vorher berechnen. Aber da kommen gar zu sehr oft unvorhergesehene Umstände dazwischen, die freylich wohl unsre Absichten

ſichten manchmal fördern, aber auch ſehr oft verzögern und den ganzen Plan ſo verrücken, daß man am Ende einen Zweck erreicht, den man nicht ſuchte und mehr Hederich als Gerſte erndtet. Allein kann man ia ſelten etwas ausführen, man muß Menſchen zu Hülfe nehmen. Wenn dann dieſe ihre beſondern Abſichten mit einmiſchen, ſo iſt das ſchon genug, die beſten Anlagen zu verderben.

Trinchen war kein Kammermägdchen von gewöhnlichem Schlage. Sie hatte ſchon längſt die Anmerkung gemacht, daß Wilhelmine eine Rolle im Hauſe ſpiele, die kein Redlicher billigen könne. Zur Koketterie war ſie gar nicht aufgelegt, und wenn ſie, ich weiß nicht was für ein Glück dadurch hätte erlangen können, ſo würde ſie ſich dazu nicht hergegeben haben, Liebesintriguen zu ſpielen. Indeſſen war ſie doch ein Mägdchen, deren Herz bey dem ernſtlichen Gedanken an einen Mann nicht gleichgültig ſeyn konnte. Sie hatte ihre Gedanken für ſich, unterdeſſen daß Wilhelmine ſprach. Ihre Anſchläge erregten bey ihr Abſcheu, aber der Schluß ihres Vortrags fülte ihre Einbildung mit angenehmen Vorſtellungen. Sie hatte ſchon bemerkt, daß Ludwig allezeit ſehr freundlich ausſahe, wenn er ihr begegnete, und bei allen Gelegenheiten überaus liebreich mit ihr

ſprach.

ſprach. Bis hieher war 's ihr gar nicht eingefallen, etwas beſonderes daraus zu machen. Sie antwortete ihm ſo freundlich als er fragte, und weiter dachte ſie an nichts. Jetzt, als Wilhelmine von Spas und Ernſt ſprach, ſchien ihr Ludwigs Betragen auffallend zu ſeyn. „Wer weiß," dachte ſie, „er ſucht dich wohl, und hat Abſichten. Große Ausgänge haben ſchon manchmal kleine Anfänge gehabt. Wohlſtand und Ehrbarkeit fordern ja nicht, daß man Gelegenheiten mit Gewalt von ſich ſtoſſen ſoll, die am Ende zum Glücke ausſchlagen können. Der gute Ludwig hätte ja wohl Urſach einen Vertrauten zu ſuchen; es iſt ja keine Seele im Hauſe, die es redlich mit ihm meint. Solte es nicht beinahe Pflicht ſeyn, eine unredliche Mutter durch angenommenen Schein zu betrügen, um einen edlen Sohn für Betrug und Gefahr warnen zu können. Ganz gewiß bringt ſie ihn noch gar um die Liebe des Vaters!" — Vermuthlich war 's ihr Vorſatz, dieſe Gedanken bei Gelegenheit genauer zu prüfen, unterdeſſen aber nahm ſie einen Schein an, als ob ihr Wilhelminens Vorſchläge nicht unangehm wären. Sie mochte ihre Antwort wohl mit einiger Furchtſamkeit geben; ihre Gebieterinn legte ſie aber für eine jungfräuliche Schüchternheit aus, und ſuchte ſie aufzumuntern.

„Närrchen!" sprach sie, „du bist freilich noch jung und blöde, aber versuch's nur, es wird sich schon geben."

Bei dieser Unterredung hatte Trinchen Wilhelminen ankleiden geholfen. Die Zeit war, daß sie ins Besuchzimmer hinunter gehen und ihre Gäste empfangen muste. Sonst pflegte Trinchen mit zur Gesellschaft gezogen zu werden, heute hatte man aber allerlei Familienangelegenheiten zu berathschlagen, wobei niemand als die Interessenten gegenwärtig seyn solten. Sie blieb also oben, setzte sich in Wilhelminens Stube an ihren gewöhnlichen Arbeitstisch, und war über die empfangenen Vorschläge ganz in ihren Gedanken vertieft. Indem klopfte jemand an, und Ludwig trat in die Stube herein. „Erlauben Sie's, Trinchen! daß ich Sie besuchen darf?"

„Warum nicht!" antwortete sie, „das ist mir eine Ehre. Setzen Sie sich!"

„Aber, mein liebes Trinchen, bin ich auch Ihrer Freundschaft versichert? ich möchte gern vertraut mit Ihnen sprechen." Hier ergriff er ihre Hand und drückte sie sanft.

Trinchen ward feuerroth im Gesichte und bekam ein Herzklopfen, daß sie nicht wuste, was sie sagen solte. „Vertraut!" rief sie endlich, um nur etwas zu sagen.

„Wer-

„Werden Sie nicht roth," sprach Ludwig, „Sie haben nichts zu fürchten. Ich verspreche Ihnen bei meiner Ehre, daß Sie kein unartiges, beleidigendes Wort von mir hören sollen." Hier ergriff er nochmals ihre Hand. „Kommen Sie mit mir in die Nebenstube, ich bitte sehr; hier möchten wir behorcht werden!" und indem er dies sprach, führte er sie auch hinein. Trinchen war so bestürmt, daß sie nicht wuste, was sie that. Das Zimmer, worinn sie sich jetzt befanden, war Trinchens Schlafstube. Sie lag hinter Wilhelminens Zimmer, so, daß man nicht anders heraus- oder hineinkommen konnte, man muste durch dieses hindurch gehen. „Hier," sprach Ludwig, „sind wir sicher, daß wir nicht behorcht werden." Er führte Trinchen zu einem Stuhl, der bei ihrem Bette an einem kleinen Tische stand, machte ein offenstehendes Fenster zu, und setzte sich neben sie. Trinchen befand sich in einer schrecklichen Lage, und fühlte einen Drang des Bluts zum Herze, daß ihr Busen zu eng ward. „Ludwig!" rief sie, und sahe ihn dabei mit Augen an, die sich Ludwig selbst nicht erklären konnte. Es schien ihm bald, als wolten Thränen hinein treten. „Verlassen sie sich darauf," sprach er endlich, indem er ihre Hand in die seinige legte und sie vertraulich klopfte, „ich beleidige und

kränke Sie nicht." Er fing hierauf an, von einigen gleichgültigen Dingen zu reden, damit er Trinchen nur Zeit, sich zu fassen, lassen wolte. So bald er Ruhe genug, ihn anzuhören, bei ihr bemerkte, trug er ihr sein Anliegen in folgenden Worten vor:

„Sie sind meiner Mutter vertrauteste Freundinn, und können alles bey ihr ausrichten, liebes Trinchen! setzen sie mich doch bei ihr in Liebe. Ach! mißbrauchen Sie das Vertrauen, das sie Ihnen schenkt, nicht, mich herunter zu setzen, und sie in ihren lieblosen Gesinnungen gegen mich zu bestärken. Gott weiß es! daß ich ihren Haß nicht verdiene. Ich wolte mein Leben für sie lassen, wenn sie ein sanftes mütterliches Herz gegen mich haben könnte; und ihr alle nur möglichen Vortheile aus der Verbindung mit meinem Vater herzlich gern gönnen, wenn sie mich nur als Sohn lieben wolte. Sagen Sie ihr das, liebstes Trinchen! ein weiblich Herz muß doch eine weiche Seite haben. Mich läßt sie so nahe nicht kommen, daß ich sie entdecken könnte; Sie werden sie ohne Mühe finden und mir ihre Liebe gewinnen können. Wollen Sie 's um meinetwillen nicht thun, so thun Sie 's um meines Vaters willen, dessen Ruhe und Zufriedenheit dadurch unendlich gewin — —"

Hier

Hier ward die Thür des äuſſerſten Zimmers mit Ungeſtüm aufgeriſſen und Trinchen nicht nur, auch Ludwig erſchrack dermaßen, daß ihm die Sprache ausging, als wäre ſie abgeſchnitten. Die hereintretenden Perſonen führten einen heftigen Wortwechſel mit einander, und die Stimmen verriethen, daß es die Madam Freudenthalen und ihr Bruder, der Advokat Unrecht, war. Trinchen und Ludwig zitterten beide ängſtlich und horchten.

Trinchen hätte, als ſie Ludwig wegführte, ihre Arbeit auf den Tiſch ſo hingeworfen, daß Wilhelmine mit dem erſten Blick ſehen muſte, ſie habe da geſeſſen und gearbeitet. Vermuthlich glaubte ſie, daß Trinchen in anderweitigen Verrichtungen hinausgegangen, und kein Zeuge zu fürchten ſey. Sie ſchob alſo den Riegel an der Stubenthür vor, und ließ ihren Bruder fortreden, der ſo in Hitze war, daß er einigemal mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug, und durch den nachgebenden, bittenden Ton ſeiner Schweſter nicht beſänftiget werden konnte. „So!" ſprach er, „iſt das nicht gottlos! du wareſt ja ſo pover, daß du deinem Mann keinen Groſchen aufweiſen konnteſt! Du hätteſt ihn ja mein Lebtage nicht bekommen, wenn ich nicht war! Freudenthal würde ſich wohl ein rupfichtes, na-

ckendes Menſch genommen haben; nicht wahr? Du bekömmſt ja dafür zwanzig tauſend Thaler, wenn er ſtirbt; iſt das noch nicht genug? Und mich wilſt du nun um die zwey Hunderte bringen, die ich dabei verdienen ſoll? Kannſt du 's leugnen, daß du ſie mir verſprochen haſt? Hier habe ich ja die Obligation!"

„Lieber Gott! Bruder!" ſprach Wilhelmine mit ſanftmüthig bittender Stimme, „habe doch Geduld und mache mich nicht unglücklich."

„So! — Geduld! — wie lange denn? bis ich endlich noch gar drum komme!"

„I Bruder! wer wird dich denn wollen drum bringen! ich habe dir ja die zehen tauſend Thaler abgetragen, ich werde dir ja die zwei hundert auch geben. Ich kann 's nicht anders machen, ich muß es ja heimlich abtragen, daß es mein Mann nicht erfährt. Das kann ich doch auf einmal nicht! Mache mir nur keinen Verdruß, du ſolſt nicht betrogen werden."

„So! haſt du noch nie gehört, daß eine Frau die Naſe im Wochenbette hat liegen laſſen? Wer wird mir denn für die zwey hundert Thaler ein gutes Wort geben, wenn dir 's auch ſo gehen ſolte?"

„Das will ich nicht hoffen!"

„Ja!

„Ja! das will ich nicht hoffen; es kömmt wohl ungehoft!"

„Lieber Bruder! laß dich meine Bitten," hier konnte man an ihrer Stimme hören, daß sie weinte, „und meine Thränen erweichen." — —

„Nun gut! noch einmal will ichs thun, aber mit der Bedingung, daß du mir sogleich eine neue Obligation, und zwar auf zwei hundert und funfzig Thaler, schreibst. Umsonst ist todt! ich will auch leben! — Aber, das sage ich, den Zahlungstermin nicht länger als auf vier Wochen hinaus, und dann — auf die Stunde mein Geld!" —

„Gut! auch das will ich thun. Bist du doch mein Bruder!" — Wilhelmine schloß ihren Schrank auf und langte Papier. Eine Feder fand sie auch, aber nach dem Tintenfaß sahe sie sich vergeblich in der ganzen Stube um. „Solte es," sprach sie, „Trinchen vielleicht in ihrer Schlafstube haben stehen lassen?" und indem machte sie auch die Thür auf.

Man stelle sich hier die Bestürzung auf allen Seiten vor. Ludwig und Trinchen sassen noch bei einander und waren starr für Schrecken. Nicht so viel Gegenwart hatten sie, daß sie die Hände nach sich gezogen hätten, die sie vertraulich in einander gelegt hatten. Wilhelmine blieb, wie bezaubert, in der Thür stehen. „Ach!"

ſchrie ſie, indem ſie beide Arme ausbreitete und die Augen nach ihrem Bruder in die Stube hineinwandte. Hernach kehrte ſie das Geſicht wieder auf Trinchen und Ludwigen, und bekam auf einmal eine ſolche fertige Sprache, als wenn die Worte herausſtürzten. „Ach du ſauberes Trinchen! — Wer hätte das gedacht! — du ſchandbare Hure du! — und du junger Böſewicht! das iſt ſehr früh! Nein, das muß der Vater wiſſen, gleich den Augenblick! und zum Hauſe mit euch hinaus! Keine Stunde dulde ich euch! Weiß man darum nicht, woher manchmal Fluch und Unſegen über ein Haus kommt? Solch gottloſes Zeug! nein, das kann in der Chriſtenheit nicht geduldet werden!" — — Mit dieſen Worten war Wilhelmine ſchon zur Stube hinaus und lief wie raſend die Treppe hinunter.

Drittes Kapitel.

Friedenstraktaten, ſo gut, wie ſie in den Umſtänden möglich ſind.

„Das geht zu weit!" ſprach Trinchen, „Ludwig, retten Sie ſich! auf Ihr Verderben iſts angeſehen." Ludwig wuſte nicht, was er ſagen und

und wozu er sich entschliessen solte. Er öfnete das Fenster wieder, das er vorhin zugemacht hatte, und vermuthlich hatte er die Absicht, einen Ausgang zu suchen. Advokat Unrecht kam ihm aber mit seinem guten Rath zu Hülfe, und hielt ihn dadurch von einem Versuch ab, der sehr unglücklich ausschlagen konnte. Ohne Zweifel erklärte er sich den Handel so, wie er in die Augen fiel, und wenn er sich die Sache auch nicht aufs ärgste vorstellte, so mochte er doch eben so wenig glauben, daß Ludwig und Trinchen zum Beten zusammengekommen wären. So falsch auch seine Gedanken waren, so gaben sie ihm doch die beste Vorstellung ein, die am geschicktesten war, Ludwigen vom Fenster zurückzuziehen und schnell zu einem andern Entschluß zu bestimmen. „Was soll denn," sprach er, „aus Trinchen werden? Wollen Sie die in der Falle sitzen lassen? Zum Fenster hinaus kann sie Ihnen doch nicht folgen? — Kommt, ihr unartigen Aeser! ich will euch in Schutz nehmen!" Indem er das sagte, faßte er sie auch beide an, und führte sie schnell die Treppe hinunter und zum Hause hinaus.

„Gott Lob!" sprach Trinchen, sobald sie auf der Straße war; „ach! was war ich angst, daß sie uns auf der Treppe oder im Hause begegnen möchten."

„Das hatten sie nicht nöthig," antwortete Unrecht, „an meiner Hand durfte Ihnen niemand etwas thun. Und denn — so wuste ich auch wohl, daß sie so schnell nicht kommen würden. Es ist zahlreicher Besuch da, und der Mann sitzt am Spieltisch; so grade zu darf ihm da die Frau nicht kommen. Hernach sind auch seine Triebfedern so geschwind nicht in Bewegung gesetzt, dazu gehört Zeit und muß der ganze Vorfall nach allen seinen Umständen erst dreimal erzählt werden." — Weiter wurde den Weg lang kein Wort gesprochen. — Desto schneller aber liefen sie, so, daß sie besser Athem waren, als sie Unrechts Haus erreichten. — Gedacht werden sie sehr viel haben! — Ja! das glaube ich auch. Aber nimmermehr wird man mir zumuthen, daß ich auch ihre Gedanken wissen soll. Was ich davon weiß, schliesse ich aus ihren Reden und Handlungen, und das werden meine Leser so gut können als ich.

Unrecht führte seine Klienten auf seine Studierstube und verließ sie gleich beim Eintritt unter dem Vorwande, daß er seiner Frau sagen wolte: es solle niemand zu ihnen gelassen werden, damit sie ihre Berathschlagungen ungestört halten könnten. Er war kaum zur Stube hinaus, so nahm Trinchen das Wort: „Kennen Sie unsern Beschützer?"

„O

„O ja!" antwortete Ludwig, „die angehörte Unterredung mit meiner Mutter macht ihn kenntlich genug."

„Da haben Sie recht! das ist der Gesichtspunkt, aus welchem Sie ihn betrachten müssen. Glauben Sie denn, daß es ihm um unsere Beschützung zu thun ist?"

„O das wohl nicht! vielleicht hat er mehr Ursach, angst zu seyn, als wir."

„Freilich! er ist bange, daß wir seine Unterredung verstanden haben, und fürchtet, daß seine Betrügerei ans Tageslicht, und er um die zwei hundert Thaler kommen möchte."

„Ja! ja! ganz gewiß."

„Sicher! Lassen Sie uns ihm nur dreust entgegen treten; er ist gezwungen uns zu dienen, ob ers gleich ohne Nutzen nicht thun wird. Was für einen Entschluß denken Sie zu fassen?" — Hier trat Unrecht wieder herein. „Nun," sprach er, „seyn Sie ruhig, wir sind in Sicherheit! Aber, ihr unartigen Kinder! was habt ihr angefangen? Hättet ihr euch nicht schämen, und die Folgen eurer Unordnung vorher bedenken sollen."

„Trinchen: Sachte, Herr Regierungsadvokat! mit wem reden Sie? Ich bitte mir's aus, daß Sie die Ehre eines Mädchen schonen, die zu

edel

edel denkt, als daß sie Handlungen begehen könnte, dergleichen Sie ihr zuzutrauen schlecht genug sind."

Ludwig: „Sie wollen uns schützen, Herr Onkel? Sie verdammen uns ja ungehört! Glauben Sie nur, daß unsere Handlung ganz tadelfrei war, deren Rechtfertigung uns weit leichter werden soll, als Ihnen die Vertheidigung Ihres Gesprächs mit meiner Mutter."

Unrecht: „Was denn, Vetter Ludwig! was wollen Sie mit meinem Gespräch? Haben Sie das gehört? Das war ja ein Spas, den nur ich und meine Schwester verstehen. Wenn Sie unschuldig sind, desto besser! ich frage ja nur darnach."

„Ja!" antwortete Trinchen, „das sind wir beide, ganz und gar unschuldig, so, daß wir uns vor Gott und unserm Gewissen nicht schämen dürfen." Nun fing sie zu ihrer beider Rechtfertigung eine lange Erzählung an, worinn sie ohne die geringste Veränderung der Umstände die wahre Lage freimüthig beschrieb, in welcher sie sich befunden hätte. Mit Wilhelminens Unterredung machte sie den Anfang. Ihre Zumuthung an Trinchen, das wissen meine Leser, war ein neuer Beweis von ihren bösen Gesinnungen gegen Ludwigen. Er hatte Ursachen genug, ihr nichts

Guts

Guts zuzutrauen; aber so deutlich hatte sie sich ihm noch nie verrathen, und daß sie so weit gehen würde, hatte er bis hieher nicht geglaubt. Jetzt sahe er ihre Absicht offenbar; sie wolte ihm Gelegenheit zu Ausschweifungen geben, um ihn beim Vater verhaßt machen zu können. — Hernach erzählte Trinchen Ludwigs Antrag an sie, und die Ursach, warum sie sich in die hinterste Stube begeben hätten. „Wir hatten nicht die Absicht," fuhr sie gegen Unrechten fort, „ihre Geheimnisse zu erforschen; wir wolten nur nicht behorcht seyn. Müssen sie nicht Ludwigs gutes Herz bewundern? und können Sie 's tadeln, daß ich mich nicht zum Werkzeuge der Bosheit mißbrauchen lassen wolte?"

Ich weiß nicht, wie ich die Empfindungen nennen soll, welche Unrecht bei Trinchens Rede fühlte. Es ist wahr, er stand in seiner ganzen Blöße da; er müste aber ein andrer Mann seyn, wenn ich sie Beschämung nennen solte. Unruhe, glaub ich, war's; — Furcht, daß seine Absichten vereitelt werden möchten, und — Vorwurf, daß er nicht vorsichtiger und klüger gehandelt hatte. Kaum, daß er seine Verlegenheit einigermaßen verbergen und antworten konnte. „Seyn sie doch nur ruhig!" sprach er ganz ängstlich, „die Sache wird sich wohl wieder gut ma-

chen

chen lassen. Ich will alles für Sie thun, was ich kann, und sobald die Besuchzeit vorbei ist, hingehen. 's ist eine Uebereilung! meine Schwester hat 's so böse nicht gemeint. Sie soll Sie schon rufen lassen und freundlich aufnehmen."

„Nein!" antwortete Ludwig, „dafür bedanke ich mich! Können Sie 's dahin bringen, daß mich mein Vater annehmen und allein sprechen will, ohne daß die Mutter zugegen ist, so will ich kommen. Sonst betrete ich das Haus nicht wieder. Ich sehe es voraus, daß meine Mutter nicht aufhören wird, mich zu hassen und zu verfolgen. Bei ihren Absichten kann sie nicht anders handeln; sie muß sie aufgeben, oder mich aus dem Hause schaffen. Da könnte es ihr wohl gar noch gelingen, mich so in Verdacht verdienter Schande zu bringen, daß ich mich nicht, wie jetzt, vor der Welt rechtfertigen könnte. Nein! mein Vater muß mich von der Herrschaft der Mutter und von aller Verbindung mit ihr los machen, er muß ihre Verleumdungen nicht hören, sonst bringen Sie mich dazu nicht!"

„Bewahre Gott! Sie werden doch dem Vater nicht entlaufen wollen! wie wollen Sie denn in der Welt fortkommen, wenn Sie ihres Vaters Geldbeutel nicht haben! Was haben Sie denn auch für Noth? Ich will ihre Mutter schon auf

andere

andere Gedanken bringen und Trinchen wird auch nicht unterlassen, Ihr Bestes zu besorgen."

„Ich?" antwortet: Trinchen, „da treffen Sie 's! Ludwigen will ich nicht aufhetzen, aber mich soll Ihre Schwester gewiß nicht wieder in ihre Hände bekommen. Für mein Bleiben ist schon gesorgt! Ich darf nur grade zur Geheimenräthin von A** gehen, die nimmt mich den Augenblick auf und soll meine Sachen wohl abholen lassen. Doch das will ich thun, ich will den ganzen Auftritt verschweigen und Ihrer Frau Schwester Schande nicht bekannt machen; ob sie 's gleich nicht verdient, daß man sie schont. Erfahre ich aber ein Wort, daß sie mich nach ihrer gewöhnlichen Art in ihren Klatschgesellschaften herumnimmt, und mir nichts als Schimpf und Schande nachredt; oder wenn sie auch nur ihre Rachsucht gegen Ludwigen auslassen und den Vorfall mißbrauchen solte, ihm bei seinem Vater zu schaden; — das sagen Sie ihr — dann zwingt sie mich, daß ich mich und ihn vor der Welt rechtfertigen, und um meines guten Namens willen etwas thun muß, was ich sonst nicht thäte. Ich will ihre Intriguen gewiß so aufdecken, daß sie bei keinem redlichen Menschen die geringste Achtung behalten wird. Der Geheimerath von A** kennt sie längst! — Merken Sie sich das," fuhr

sie

ſie gegen Ludwigen fort, „ſagen Sie mir 's, wenn Sie Beiſtand und Hülfe bedürfen."

Es half kein Zureden. Unrecht gab ſich alle nur mögliche Mühe, ihr dieſen Vorſatz auszureden; er drang mit Vorſtellungen in ſie; er verſprach Vortheile; er bat; aber nein! ſie beſtand auf ihrem Kopf, und ging fort. Ludwig ſogar ſchien unzufrieden zu ſeyn, daß ſie ihren Entſchluß ſo ſchnell ausführte; Unrecht aber wuſte in ſeiner Verlegenheit nicht, wie er ſich helfen ſolte. Endlich muſte er nur Ludwigen zu befriedigen ſuchen, damit dieſer nicht auch einen Schritt wagte, der ihm unangenehm wäre. Er behandelte ihn überaus liebreich und verſprach alles, damit er nur das Verſprechen von ihm erhielt, daß er bei ihm bleiben wolle, bis er hingehen und mit ſeinen Eltern zu ſeinem Vortheile ſprechen könne. Dies konnte nicht eher als den morgenden Tag geſchehen. So lange will ich aber meine Leſer nicht warten laſſen; ich will ſie gleich hinführen.

Wilhelmine erſchrack nicht wenig, als ſie die Vögel nicht im Bauer fand. Ihr Mann war eben vom Spieltiſch aufgeſtanden, als ſie, ihn zu rufen, hinunter kam. Er ſtand neben einer jungen Dame, die ihm grade etwas ſehr vertraulich ins Ohr ſagte. Wilhelmine war ziemlich ungeſtüm, ihn

weg-

wegzurufen. Die Gesellschaft bemerkte ihre ängstliche Empfindlichkeit über den Verzug, hielt sie für eifersüchtig und lachte. Die junge Dame, die mit dem Mann sprach, machte sich eine heimliche Freude, ihn aufzuhalten, und rief ihn aus der Stubenthür noch einmal zurück. Dadurch gewannen die Flüchtigen Zeit, aus dem Hause zu kommen. — Wilhelmine konnte nicht sprechen, als sie die Stube ledig fand.

Beinahe hätte sie sich übereilt und ihren Unwillen über den Mann ausbrechen lassen. Endlich besann sie sich noch zu rechter Zeit, und faßte die glückliche Ueberlegung, daß es nicht rathsam sey, den Mann auf sich unwillig zu machen, wenn es ihr gelingen solte, sein Feuer wider den Sohn anzublasen. Geschwind nahm sie aus der Flucht einen Beweis des Verbrechens her. „Ganz gewiß," sprach sie, „haben die Böswichter meinen Bruder gebeten, daß er sie in Schutz nehmen und ein gutes Wort für sie einlegen soll. Der gutwillige Narr ist auch so einfältig und läßt sich zureden! Gieb nur Achtung, mein Kind! morgen früh wird er ganz gewiß kommen; heute weiß er, daß wir Besuch haben. Aber! — wo du dich erbitten läßt! — Ich mag die Kanaille, das Mensch, nicht wieder vor Augen sehen. Komm

nur! sage in der Gesellschaft nichts! wenn sie fort sind, wollen wir mehr davon sprechen."

Freudenthal blieb bei dem allen noch so ziemlich in seiner ruhigen Temperatur, daß er vermuthlich nicht viel Umstände gemacht haben würde, wenn Ludwig jetzt gleich gekommen wäre und sich vor ihm gedemüthiget hätte. Die Gesellschaft merkte gar keine Veränderung an ihm. Er sprach, wie zu jeder andern Zeit gerade soviel, als seine Gemächlichkeit erlaubte, und ließ sich die Abendmahlzeit recht herzlich gut schmecken. Aber Wilhelmine war so zerstreuet, daß jedermann ihre Unruhe bemerkte. Die Gesellschaft glaubte nun im Ernst, daß sie Eifersüchtig sey, und trug Bedenken, ferner mit ihr darüber zu scherzen. Sogar die junge Dame vermied sorgfältig alle Gelegenheit, mit dem Wirth allein zu sprechen. Sie irrten aber alle; Wilhelmine hatte ganz andere Gedanken im Kopfe. Sie war mit der Sorge beschäftiget, daß Trinchen und Ludwig das Gespräch mit ihrem Bruder gehört haben möchten, und zitterte für den Folgen, wenn ihr Betrug der Welt bekannt werden und die Unterhandlung mit ihrem Bruder zu ihres Mannes Ohren kommen solte. Indessen konnte sie keinen bessern Entschluß finden, als ihren ersten Einfall: Trinchen und Ludwigen für Lasterhafte auszuschreien

ſchreien und im Eifer über ihre ſchändliche Aufführung aus dem Hauſe zu jagen. Hätten ſie nun ja das Geſpräch mit ihrem Bruder verſtanden und würden ſie etwas davon unter die Leute zu bringen wagen; ſo glaubte ſie dadurch genugſam gerechtfertiget zu ſeyn, wenn ſie die Rede für einen niederträchtigen Kunſtgriff ausgäbe, deſſen ſich gemeiniglich der Laſterhafte zu bedienen pflege, um ſich an denen zu rächen, die ihm in ſeinen Ausſchweifungen Einhalt thun wollen.

Es war unvermeidlich, das Vergnügen der Geſellſchaft muſte durch dieſen Vorfall leiden, und weil man eben mit den Zunöthigungen ſo verſchwenderiſch nicht war, ſo gingen die Gäſte frühzeitig nach Hauſe. Wilhelmine war im Augenblick eine andere Frau. „Komm, Männchen!" ſprach ſie freundlich, indem ſie ſeine Hand ergriff und ihn zu ſeinem groſſen Lehnſtuhl in die Stube zurückführte. Sie brachte ihm ſelbſt Schlafrock und Pantoffeln getragen, ſtopfte ihm ein Pfeifgen, ſtreichelte ſeine Backen und ſetzte ſich neben ihn. „Ich bedaure nur dich armen guten Vater, daß dein ungerathener Sohn dir ſo viel Kummer und Sorgen macht. Was für ein Unglück wäre das, wenn er ſeine Brüder verführen ſolte! Fritze iſt ſchon vierzehen Jahr alt, und bekannt iſts, daß man in den Jahren leicht

hingerissen wird; zumal wenn ein älterer Bruder täglicher Anführer ist. Da hättest du armer Vater doch gewiß keine ruhige Stunde mehr auf Erden!" — Kurz, sie blies, was sie blasen konnte, und hatte gewonnen, sobald der Vater bei der Vorstellung stehen blieb, daß seine Ruhe gestört werden könnte. Alles ließ er sich gern gefallen, nur seine ruhige Stunden musten nicht gemindert werden. Angst und Furcht entrissen ihm endlich einen fürchterlichen Schwur, daß er seinen Sohn nicht wieder vor seine Augen kommen lassen wolte. Es ward Wilhelminen sauer das ist wahr, und sie muste alle Kunstgriffe zusammen nehmen, ehe sie es so weit bringen konnte; aber dafür war sie auch ihres Sieges desto gewisser. Sie durfte nicht fürchten, daß er wieder umkehren würde, weil es noch schwerer hielt, ihn nach einem gefaßten Entschluß auf andere Gedanken zu bringen. Kein Mensch durfte ihm dann widersprechen und sie selbst durfte es nicht wagen, ihn wieder herumlenken zu wollen. Ein angenommener Schein, als wäre sie nun andrer Meinung, machte ihn hartnäckiger. Dann mocht es auch sein größter Schade seyn, so blieb er doch bei seinem Entschluß.

„Das ist denn doch aber ein böser Umstand," denken hier vielleicht einige meiner deutschen Leserinnen,

rinnen, „der Wilhelminen viel Noth machen konnte. Welche Frau giebt denn nicht manchmal dem Manne eine Richtung, die sie in der folgenden Stunde gern wieder ändern möchte! Und wenn dann auch Bitten — Karessen — Thränen nichts helfen, was bleiben für Mittel übrig, etwas auszurichten? Da solte man wohl öfters die besten Absichten fahren lassen und dem Eigensinne des Mannes nachgeben müssen!" Aber mit ihrer gütigen Erlaubniß, meine Schönen! — ja! Schönen sind Sie doch, wenn Sie schon so denken — daß ich Ihnen meine Gedanken sagen darf. Sind Sie verheirathet und denken noch so, so glaube ich, daß Sie sowohl als ihre Männer vernachläßiget, und in Wilhelminens Schule nicht erzogen worden sind: sind Sie aber noch ledig, so haben Sie nur Geduld, und belieben erst zu erwarten, ob Ihnen das Glück einen Freudenthal zuführen wird. Wenn das geschicht, — alle Männer können nicht über einen Kamm geschoren werden — nun so können Sie darauf rechnen, Erfahrung lehrt manchen Vortheil. Im ersten Jahre ihres Ehestandes machte sich Wilhelmine durch Widerspruch manche unruhige Stunde. Hernach merkte sie sich den Vortheil; sie widersprach nur in den Dingen, die sie gern ausgeführt wissen wolte. Endlich that sie

weiter nichts, als daß sie zu jedem Einfall des Mannes Ja sagte, und ihn durch Pflege und Schonung täglich mehr an Ruhe gewöhnte. Nun entschließt und befiehlt er nach seinem Kopf, sie aber handelt und läßt im Hause handeln nach ihrem Gefallen. Mit der Ausführung seiner Entschlüsse hat er nichts zu thun; seine Wirksamkeit erstreckt sich nicht leicht über die Grenzen seines Lehnstuhls. Allenfals frägt er nach einiger Zeit noch einmal: ists geschehen? und Wilhelmine antwortet: ja! wie du 's befohlen hast.

Den andern Morgen kam Unrecht ziemlich früh. Er kannte die Lebensart des Hauses. Sein Schwager stand vor zehen Uhr nicht auf, und Wilhelmine pflegte die Zeit bis zu seinem Aufstehen auf ihrer Stube zuzubringen. Diese Zeit hatte er wohlbedächtig gewählt. Er ging grade durchs Haus, und fand seine Schwester mit dem Gebetbuche in der Hand beim Andachttische. Kaum daß sie sich einander einen guten Tag wünschen konnten, so voll waren sie. Wilhelmine legte geschwind ein Zeichen in das Buch und warf es auf den Tisch hin. „Nun!" rief sie ihrem Bruder in der Stubenthür entgegen, „ist der ungerathene Bube mit dem liederlichen Menschе bei dir? Daß du mir nicht für sie bitten wilst! — Der Junge geht mich nichts an, mit dem mag

der

der Vater machen, was er will; aber das verbuhlte Menſch ſoll meine Thürſchwelle nicht wieder betreten."

„Nur ſachte!" antwortete Unrecht, du ſolſt die Sprache noch wohl ändern müſſen."

„So? das hab ich bald gedacht! Daran wäre doch kein andrer Menſch ſchuld, als du. Nicht wahr, ſie haben dein Schreien und Zanken gehört? Half doch gar kein Zureden, kein Beſänftigen bei dir! Was haſt du nun für Nutzen davon? wenn's mein Mann erfährt, ſo haben wir beide Verdruß!"

„Ja, da triffſt du's! von unſerm Geſpräche hat keiner ein Wort verſtanden. Aber deine Einſchläge, die du Trinchen gegeben haſt — iſt das nicht Einfalt und Dummheit? Ich weiß auch gar nicht, was du dachteſt, da du ſie konnteſt ſo herumtermachen, da du doch wuſteſt, was du kurz vorher zu ihr geſprochen hatteſt. Du konnteſt ja wohl denken, daß ſie das alles nicht ſo ſtillſchweigend hinnehmen würde! Du hätteſt ſollen freundlich und gütig thun, als wenn du nichts böſes befürchteteſt, dadurch würdeſt du deine Abſichten gewiß eher erreicht haben."

„Hat ſie dir davon geſagt?"

„Freilich! woven wüſt' ichs ſonſt? Du ginſeſt," ſpricht ſie, „mit keinem Menſchen im Hauſe

redlich um, und hätteſt ſie dazu aufgemuntert, daß ſie Ludwigen an ſich locken ſolte."

„Das gottloſe Menſch! aus Bosheit kann ſie viel reden, um mich nur vor der Welt zu blamiren. Weiſt du was? Laß ſie nur wiederkommen, ich will ſehen, wie ich dismal noch alles verſchmerze."

„Ja, wiederkommen! dafür bedankt ſie ſich. Sie iſt geſtern ſchon zur Geheimenräthin von A** gegangen. Vermuthlich iſt ſie angenommen worden, weil ſie nicht zurückgekommen iſt."

„Ach Bruder! das geht nicht gut. Der Geheimerath iſt der ärgſte Feind unſers Hauſes. Iſt Trinchen rachſüchtig, ſo macht ſie mich unglücklich. Rathe mir, was mache ich?"

„Das iſt wahr, rathe mir! Ich könnte meine Zeit immer nur mit deinen Händeln verderben, und Frau und Kinder zu Hauſe hungern laſſen; nicht wahr, darnach fragteſt du nichts? Guter Rath iſt in vielen Fällen theuer; weiſt du das nicht? Was ſoll ich mit Ludwigen machen? der will ſchlechterdings den Vater allein ſprechen und ihm alles offenbaren."

„Ach Bruder! ich bitte dich herzlich, verlaß mich nicht; du wirſt die Sache ſchon wieder gut zu machen wiſſen." Sie ſtand auf und langte einen vollen Geldbeutel aus ihrem Schrank.

„Hier,"

„Hier," sprach sie, „hast du auch die zwei hundert und funfzig Thaler, so habe ich nicht nöthig, eine Obligation zu schreiben. Ich hatte gestern unvermuthet Gelegenheit, Geld zu bekommen, und wolte sie nicht ungenutzt vorbeilassen. Es sind drei hundert Thaler; du magst sie aber behalten. Hilf mir nur aus der Verlegenheit!"

„Ja!" sprach **Unrecht** entschlossen, „wenn du nur folgen wilst. Du bist meine Schwester, ich kann dich freilich nicht verlassen. Laß es aber nur an Gelde nicht fehlen! **Trinchen** muß bestochen werden, sonst schweigt sie nicht; und **Ludwigen** must du dir vom Halse schaffen. So lange der Junge im Hause ist, darfst du auf keine ruhige Stunde Rechnung machen, und in deinen Absichten und Vortheilen ist er dir immer hinderlich. Bringe nur deinen Mann dazu, daß er seine Einwilligung giebt!"

Soweit war der Plan fertig, als **Wilhelmine** gerufen ward. Ihr Mann war aufgestanden. Meine Leser dürfen nicht glauben, daß dieser Umstand unerwartet kam. **Unrecht** war in dem Hause so fremd nicht, daß ihm die Gebräuche desselben unbekannt seyn konnten. Sobald der Vater aufgestanden war, muste **Wilhelmine** da seyn, weil er die erste Stunde seines Tages gern ganz allein in ihrer Gesellschaft zubrachte, ohne

ſonſt etwas vorzunehmen, als mit ihr zu ſprechen, und bei einer Pfeife Taback ſeinen Kaffee zu trinken. Wilhelmine hatte einen guten Tag, und konnte ihrem Mann alles vorbringen — alles von ihm erlangen, was ſie nur wolte; wenn ſie aufmerkſam genug auf ſeine Pflege war und ihm an ſeiner Bequemlichkeit nichts abgehen ließ. War alles in gehöriger Ordnung und nach ſeinem Wunſche, ſo muſte er weiter keine Bemühung haben, als daß er aus dem Bette in die Beinkleider ſtieg, und dann ſogleich in ſeinen großen Lehnſtuhl fiel. Allenfals zog er ſich noch den Schlafrock ſelbſt an, — auch die Strümpfe; wenn ihm nur alles in der Ordnung hingelegt war, daß er's mit der Hand erreichen konnte und nicht ſuchen durfte. Aber dann muſte die Frau gewiß da ſeyn, damit ſie ihm das Gebetbuch in die Hände geben konnte. Was ſie ihm aufgeſchlagen hingab, das las er; ſie aber ſchenkte unterdeſſen eine Schaale Kaffee ein, und ſtopfte ein Pfeifgen für ihn. Mit dem letzten Worte Amen griff er darnach. Dann konnte ſich aber auch Wilhelmine ruhig neben ihn ſetzen und, was ſie ſprach, galt.

Warlich, meine ſchönen Leſerinnen! ich habe Ihnen dieſe Erzählung von Freudenthals Frühſtunden mit großer Herzensangſt hingeſchrieben. Was werden Sie dabei denken? — Ich kenne die

die Erwartungen, mit denen Sie dem gewünschten Tage Ihrer ehelichen Verbindung entgegen sehen, und die süssen Vorstellungen, welche Sie sich von dem Glücke machen, das sie in den Armen des Geliebten suchen. Wie so ungern wolte ich Ihnen doch einen Unwillen wider den Stand beibringen, in dem ich Sie alle recht herzlich vergnügt sehen möchte. Aber — treiben Sie auch Ihre Furcht nicht zu weit! Zu Ihrer Beruhigung muß ich Ihnen sagen; eine jede von Ihnen kann nicht einen Freudenthal bekommen. Die wenigen Männer, welche die Natur nach dieser Form bildet, weiß sie auch so anzubringen, daß sie am rechten Orte stehen. Sie, schöne Kinder! haben ja auch nicht alle ein gleiches Lebensmaaß und gleich weite Herzen empfangen! Ich kenne Weiber genug, die sich bei einem Freudenthal recht wohl befinden. Man muß nur ein Ding nicht immer von der schlimmen Seite ansehen; es hat auch eine gute. Wilhelmine konnte sich sehr gut in ihre Umstände schicken. Sie beschäftigte sich nach ihrem Gefallen, und stellte gegen zehen Uhr eine Magd hinter die Thür, welche aufmerken muste. Sobald sie nur ein Schurren mit den Pantoffeln hörte, so kam sie auch den Augenblick und rief.

Diesmal hätte sie es sehr gern gesehen, wenn ihr Mann ein halbes Stündgen länger geschlafen hätte. Was hatten sie mit einander gesprochen! Da war noch kein gewisser Schluß gefaßt, was sie in der großen Verlegenheit thun wolten, und an sichere Maßregeln war noch gar nicht gedacht worden. Wenn nur noch die Rollen wären abgeredet gewesen, die sie nun vor dem Vater zu spielen hatten! Wie gefährlich war's nicht, wenn sie sich verriethen? — Aber Wilhelmine ward gerufen, sie durfte nicht zaudern. Auf dem Wege sagte sie ihrem Bruder, „daß er im Hause warten möchte, bis er ohngefähr dächte, daß ihr Mann den Morgensegen gelesen und die Pfeife ergriffen hätte, und daß er nicht sagen solte, daß er schon mit ihr gesprochen hätte," mehr konnte sie nicht thun. Im übrigen musten sie sich auf ihre Klugheit verlassen.

Unrecht war's gern zufrieden, daß er nicht mit seiner Schwester zugleich hineingehen solte. Er gewann dadurch noch einige Augenblicke für seine Ueberlegung und, wie's schien, so hatte er derselben sehr nöthig, weil er tiefsinnig im Hause auf- und niederging, und beinahe den verabredeten Zeitpunkt versäumt hätte. Freudenthal hatte seine Pfeife schon lange angezündet, daß Wilhelmine noch einen Vorwand erdenken muste,

unter

unter welchem sie einen Augenblick hinausgehen konnte, um ihrem Bruder einen Wink zu geben. All seine Ueberlegungen waren aber unnöthig. Er hätte gradezu mit seiner Schwester hineingehen können, und würde eben so gut fertig geworden seyn. Er machte die Thür auf und trat hinein, aber Freudenthal ließ ihn nicht zum Worte kommen. „Wenn Sie mein Freund seyn wollen, Herr Bruder! so sagen Sie mir kein Wort von Ludwigen. Kommen Sie her und rauchen Sie eine Pfeife mit mir!"

„Das will ich thun, ja! aber soll denn Lud —"

„Thun Sie's nicht, Herr Bruder! Gestern habe ich schon wegen des ungerathenen Bubens so viel Denkens und Sorgens gehabt, daß mir heute noch der Kopf wehe thut. Soll ich heute wieder keine Ruhe haben, so kann ich den Tod davon tragen."

„Sagen Sie nur, was ich mit ihm machen soll, so will ich gern schweigen. Sie sind doch Vater, und müssen für ihn sorgen!"

„Das brauch ich nicht; er ist mein Sohn nicht mehr. Ums Leben sollen sich die Eltern auch nicht durch die Kinder bringen lassen. Vor meine Augen soll er mir nie wiederkommen. Doch Geld will ich hergeben, damit er fortstudiren

kann

kann und sich über mich nicht beschweren darf; aber meine Frau mags auf sich nehmen, dafür zu sorgen. Machen Sie 's mit ihr aus, ich will nichts davon wissen." — Mit dieser Erklärung war Unrecht sehr wohl zufrieden. Er rauchte seine Pfeife, sprach von gleichgültigen Dingen, und ging, sobald sich Freudenthal an seinen Schreibtisch setzte, mit Wilhelminen auf ihre Stube zurück. Keine Stunde verging, so war alles richtig und Unrecht brachte bei seiner Zurückkunft Ludwigen die Nachricht davon mit großer Freude. „Seyn Sie ruhig," sprach er, es geht alles gut. Dazu habe ich Vater und Mutter nicht bringen können, daß Sie wieder ins Haus aufgenommen werden möchten; nicht einmal sehen oder sprechen will man Sie. Aber Sie sollen auf Schulen und Universitäten gehen, und mit Gelde unterstützt werden. Ich hab' es auf mich nehmen müssen, dafür zu sorgen, halten Sie sich an mich, und bekümmern Sie sich weiter um nichts. Es wird so lange nicht werden, so ist alles verraucht!"

Viertes Kapitel.

Es geht nicht immer, wie man denkt.

Das werden mir meine Leſer wohl aufs Wort glauben, daß Unrecht mit der gemachten Einrichtung recht wohl zufrieden war. Die Sache nahm zwar eine ganz andere Wendung, als Unrecht dem Anſehen nach erwartet hatte, und die Vorſchläge, welche er ſeiner Schweſter Ludwigs wegen gab, ſchien er auch ganz unvorbereitet zu geben. Das hatte aber nichts zu bedeuten. Unrecht behielt bey allen Auswegen immer ſeinen Zweck vor Augen und verſtand die Kunſt, Hindernisſe, welche ſeinen Abſichten von andern gemacht wurden, in Beförderungsmittel zu verkehren. Es war ſein gewöhnliches Sprichwort: „Kömmſt du mir ſo, ſo komm ich dir ſo!" das ich meinen Leſern eben der Artigkeit wegen nicht anführe. Es ſcheint mir Ausdruck ſeines Charakters zu ſeyn, und wenn ich das Sprichwort höre, iſt mir 's immer, als ſähe ich Unrechten vor meinen Augen herumgehen und handeln. Mit allen ſeinen Handlungen und Entwürfen diente er gern ſich ſelbſt, und wenn ſichs irgend zutrug, daß ein anderer Antheil an den Vortheilen

ten seiner Handlungen hatte, so kam das gewiß sehr zufällig. Anders dachte er auch nicht, als er Ludwigen und Trinchen seinen Schutz anbot, und für sie einige Bemühungen übernahm. „Hier ist Gelegenheit etwas zu verdienen!" mit dem Gedanken ging er ins Freudenthalsche Haus und erwartete, was man ihm für Wege dazu angeben würde. Er ging mit, wohin man wolte; zupfte und lenkte aber unvermerkt so lange, bis jeder mit ihm ging. Das kounte er sich in diesem Fall ganz gern gefallen lassen, daß der Vater nichts von seinem Sohn hören wolte und die Sorge für ihn allein der Frau überließ. Desto leichter war's ihm, seine Absicht zu erreichen; sie muste sich wohl behandeln lassen.

Wilhelmine war nicht damit zufrieden, daß ihr Mann so eilfertig die Erklärung von sich gab: Ludwig solte fortstudiren. Sie hätte aus mancherlei Ursachen gern gesehen, daß man ihn für einen niedrigern Stand bestimmt hätte. Ihr erster Antrag war 's, daß sie einen Versuch machen wolte, ihren Mann umzustimmen; aber Unrecht war schlechterdings dawider. „So!" antwortete er, „meinst du, ich könne auch so gewissenlos handeln als du? Nein! unterdrückt und verstoßen soll Ludwig nicht werden, und wenn ich nach deines Mannes Willen die Sorge

für

für ihn übernehmen soll, so ists meine Pflicht, als Vater an ihm zu handeln!" Also blieb 's dabei, Ludwig solte auf eine auswärtige Schule gebracht werden. Wilhelmine sagte nun weiter nichts dagegen, als daß sie sich ausbat, man möchte ihn nicht in der Nähe lassen, sondern weit vom Hause entfernen. Das war's eben, was Unrecht gern haben wolte.

Zwanzig Meilen von der Residenz war eine berühmte Schule, auf welche Unrecht gleich vom Anfange seine Absicht gerichtet hatte. Der Rektor derselben war sein Neveu und hatte mancherlei Verbindlichkeiten gegen ihn, daß er sich also wohl Vortheile zu erlangen versprechen konnte. Die Einrichtung derselben war ihm sehr genau bekannt, er schlug sie seiner Schwester vor, und machte ihr eine Berechnung von den Kosten, die jährlich erfordert würden. Die Summe betrug zwei hundert Thaler. Wilhelmine fuhr zurück und wer ihre Gebehrden sahe, hätte schwören sollen, daß sie diesen Vorschlag nimmermehr eingehen würde. Unrecht hatte aber gute Gründe in Bereitschaft. „Es ist nicht anders," sprach er, „geringer kannst du dort nicht loskommen. Einheimische haben wohl Vortheile zu geniessen, aber Ausländer müssen alles bezahlen. Ich besinne mich aber, wir haben nähere Wege. Ich kanns

ohnedis nicht verantworten, so groſsen Aufwand zu machen, und habe mich nur aus Gefälligkeit gegen dich dahinreiſſen lassen; sonst hätte ich den Einfall nicht einmal gehabt. Die Hälfte kann erspahrt werden, wenn wir den Burschen auf eine nahe Schule im Lande bringen, oder ihn gar in der Residenz lassen. Wir haben hier auch gute Schulen, und Rektores und Konrektores nehmen Pensionnairs an." Nun bat Wilhelmine dringend, daſs es beim ersten Vorschlage bleiben möchte, und bewilligte die zwei hundert Thaler zu Ludwigs jährlicher Erhaltung.

Unrecht war deswegen nicht Willens, das Geld wirklich anzuwenden. — Vor einem Jahre suchte er auf dieser Schule eine Freistelle für seinen Sohn und erhielt sie glücklich. Das Schicksal traf ihn aber, daſs sein Sohn starb, und folglich konnte er von dieser Wohlthat keinen Gebrauch machen. Er machte einen Versuch und schrieb an den Rektor: ob man nicht die Wohlthat, welche seinem Sohne nicht hätte zu statten kommen können, einem seiner Anverwandten zu geniessen geben wolte. Die Antwort kam; Unrecht erhielt seinen Wunsch. Nun brauchte er jährlich sehr wenig für Ludwigen anzuwenden, und konnte den gröſsten Theil von den zwei hundert Thalern in seinen Schubsack stecken. Es ver-

vergingen einige Wochen, ehe die nöthigen Anstalten getroffen werden konnten. Sobald man aber zu Stande war, muste Ludwig abreisen und Unrecht begleitete ihn selbst bis an den Ort seiner Bestimmung. Er war aber kaum wieder zurück, so kam ein Brief vom Rektor, der die unerwartete Nachricht enthielt, daß Ludwig am dritten Abend nach seiner Ankunft verschwunden wäre, ohne daß man durch Fragen und Forschen nur auf eine Spuhr habe kommen können, wo er müsse geblieben seyn.

Fünftes Kapitel.

Geduld! es wird sich wohl entwickeln.

Unrecht hatte den Brief kaum ausgelesen, so kam ein Bedienter: „Herr Regierungsadvokat! sie möchten die Gütigkeit haben, auf ein paar Worte sogleich zum Herrn Geheimenrath zu kommen.“ Der Bediente kam vom Geheimenrath von A** und Unrecht war über den Antrag so bestürzt, daß er kaum wuste, was er sagen solte. Ich muß meinen Lesern hier etwas von den Verbindungen sagen, welche Unrecht mit dem Geheimenrath hatte.

Um die Zeit, als Freudenthal mit Wilhelminen in Heirathsunterhandlungen trat, ſtarb des Geheimenraths Vater. Er ſolte die Güter annehmen, die ſehr verſchuldet waren und hatte dazu ein Kapital von dreißig tauſend Thaler nöthig. Er war ein redlicher gutdenkender Mann, dem man alles aufs Wort anvertrauen konnte, und überdies hatten ſeine Güther ſo viel Werth, daß ſie für eine weit größere Summe zureichende Sicherheit geben konnten. Er hatte aber ſein Abſehen auf große Anlagen gerichtet und wolte das Kapital von einem Mann haben, bei dem er verſichert wäre, daß es ſobald nicht wieder zurück gefodert würde. Sobald Unrecht Nachricht davon bekam, ſprach er erſt mit ſeiner Schweſter und hernach mit Freudenthalen davon. Es ſchien ihm das eine gute Gelegenheit zu ſeyn, ſeine Schweſter auf alle Fälle ihres Vermögens zu verſichern. Er gab zehen tauſend Thaler her, welches die vorgebliche Mitgabe ſeiner Schweſter ſeyn ſolte, und Freudenthal legte nicht nur zwanzig tauſend Thaler hinzu, ſondern gab auch aus großer Liebe die Einwilligung, daß die ganze Summe als das eigenthümliche Vermögen ſeiner Braut ausgethan werden ſolte. Der Geheimerath nahm das Geld an, und gab darüber eine rechtliche Obligation. Die Zinſen wurden jährlich

lich von Unrechten in Empfang genommen, weil er seiner Schwester bestätigter Kurator war. Diese Verbindung veranlaßte noch eine andere.

Einige Wochen vorher, als der Vorfall mit Trinchen und Ludwigen im Freudenthalschen Hause vorging, ward bei Hofe eine Secretairstelle vakant, die sehr einträglich war. Unrecht hatte diese Stelle schon bei der vorigen Besetzung gesucht, und jetzt wachten seine Wünsche von neuem wieder auf. Die Umstände hatten sich seit der Zeit so zu seinem Vortheil geändert, daß es ihm diesmal nach aller Wahrscheinlichkeit leichter werden muste, seinen Zweck zu erreichen. Der Geheimerath von A** war ihm nur entgegen. Unrecht wuste, daß er keinen Gönner an ihm hatte. Nach seiner bekannten Denkungsart war's auch gar nicht zu erwarten, daß er einen Mann von Unrechts Gesinnungen in Fürstliche Dienste bringen würde. Unrecht gab sich also Mühe, des Geheimenraths Gunst zu erlangen. Er machte tägliche Aufwartungen; spielte den rechtschaffenen Mann; suchte recht emsig alle Gelegenheiten auf, dem Hause Dienste zu leisten; und wandte sich endlich mit seinem Anliegen noch besonders an die Frau Geheimeräthin. Er bat um ihre Fürsprache bei ihrem Gemahl, und überreichte ihr dafür die Quittung über den Empfang

der diesjährigen Zinsen, als einen Beweis seiner demüthigen Erkenntlichkeit. — Dies war die letzte Aufwartung gewesen. Nun kam der Vorfall mit Ludwigen, der ihn seit der Zeit sehr beschäftiget hatte.

Deswegen hatte er aber seine Hofnung nicht aufgegeben, — und Zeit hätte sich auch wohl finden müssen, sich dann und wann in dem Hause des Geheimenraths sehen zu lassen. Aber — Trinchen war ihm sehr anstößig. Er hatte sie zwar am dritten Orte gesprochen und in Wilhelminens Namen einen gütlichen Vergleich mit ihr gestiftet, wobei sie ihm unter gewissen Bedingungen Verschwiegenheit in Absicht der Vorgänge im Freudenthalschen Hause versprochen hatte. Aber er traute nicht recht. Die Furcht war zu groß, daß er möchte in eine Unterredung gezogen, und wegen Dinge befragt werden, worauf er sich gar nicht einlassen wolte. Lieber hielt er sich jetzt vom Hause des Geheimenraths entfernt. Man wunderte sich sehr, warum doch die Besetzung des Secretariats so lange verzögert würde. Es verbreiteten sich allerlei Nachrichten im Publikum, nach welchen man die Stelle bald diesem, bald jenem zueignen wolte. Endlich kam der Regierungsbote ganz geheimnißvoll, als wenn er im engsten Vertrauen etwas offenbaren und unter der

Hand

Hand schon seinen Glückwunsch abstatten wolte, als Unrecht kaum eine Stunde von seiner Reise zurück gekommen war. Bis zur Marter ward Unrecht neugierig und unruhig; aber er hatte das Herz nicht, zum Geheimenrath zu gehen. „Wäre nur Trinchen nicht in das Haus gekommen!" dieser Wunsch war ihm seitdem hundertmal entfahren.

Jetzt war 's nun nicht zu ändern, er muste hingehen. Der Bediente fand ihn angekleidet und machte die Sache so dringend eilig, daß er sich den Augenblick auf den Weg machte, aber in solcher Bestürzung, daß er kaum wuste, was er that. Er ging wie ganz in seinen Gedanken vertieft, dachte aber eigentlich gar nichts, und trat mit einer steifen Verbeugung zum Geheimenrath in das Zimmer, ohne mehr sagen zu können als: „unterthäniger Diener! Sie haben befohlen!"

„Ich habe Ihnen eine angenehme Nachricht zu geben," sprach der Geheimerath; mein Herr hat sie zum Geheimen Sekretair in Gnaden ernannt, und mir befohlen, Ihnen das bekannt zu machen."

Unrecht veränderte im Augenblick Farbe, Miene, Sprache und Gebehrde. Er wolte Ehrfurcht und Dankbarkeit ausdrücken, aber es war, als wenn inneres Gefühl der Unwürdigkeit aus ihm

ihm spräche. Er fiel in einen kriechenden Ton herab, und sprach die übertriebensten Demüthigungen, die den Gönner, wenn er sie annehmen kann, mehr als den Klienten erniedrigen.

Der Geheimerath fiel ihm ins Wort: „Reden Sie," sprach er, „kein Wort von Dank! mir sind Sie gar nichts schuldig. Ich muß Ihnen frei herausſagen: der Fürst hat mich nicht zu Rathe gezogen. Hätte ers gethan, so wären Sie 's vielleicht nicht geworden; ich wenigstens hätte für Sie nicht gesprochen. Die einzige Handlung, daß Sie meiner Gemahlinn eine Quittung über nicht empfangene Interessen anbieten, macht Sie schon in meinen Augen zu einem niederträchtigen Menschen. Ich könnte sie deswegen belangen und bestrafen lassen und ich weiß nicht, was mein Fürst thun würde, wenn er wüste, daß Sie hätten Empfehlungen zu dieser Stelle erkaufen wollen. Aus gewissen Ursachen will ich aber schweigen; hüten Sie sich! Hier sind die Interessen, nehmen Sie sie nach sich!"

Unrecht stand so beschämt da, daß er kein Auge aufschlagen konnte. Er strich das Geld ein, stammelte Entschuldigungen her, und wuste nicht, was er für Freuden und für Angst all versprechen solte. „Ja!" antwortete der Geheimerath, „das bitte ich mir ernstlich aus, daß Sie sich nach andern

andern Grundsätzen, als bisher geschehen, zu handeln gewöhnen. In Zukunft haben Sie's mit mir besonders zu thun. Gehen Sie mit des Fürsten Affairen nicht so um, als Sie bisher mit den Affairen Ihrer Klienten und Freunde umgegangen sind. Ich sehe Ihnen in nichts nach. Eine treulose, niederträchtige und eigennützige Handlung bringt Sie wieder um Glück und Ehre." — Unrecht stand wie auf Feuer da, und hatte die eine Hand schon nach der Thür ausgestreckt, als ihn der Geheimerath noch einmal zurückrief. „A propos!" sprach er, „wie man spricht, so haben Sie ja die Aufsicht über den jungen Freudenthal erhalten; ist das richtig?"

„Ja! Herr Geheimerrath!"

„So! — Es ist ein junger Mensch, an welchem dem Staate viel gelegen ist; bedenken Sie das wohl! Er hat Genie und Vermögen; ziehen Sie sich keine Verantwortung zu. Was für einen Entschluß haben Sie seinetwegen gefaßt? werden Sie ihn bei dem Vater lassen, oder zu sich ins Haus nehmen?"

„Nein, Ihro Excellenz! keines von beiden! ich habe ihn bereits auf eine gute Schule gebracht."

„So! und wohin?"

„Nach N***."

„Ei, ei! haben wir denn im Lande keine Schulen, daß Sie das Geld ausserhalb Landes schicken müssen?"

„Der Rektor daselbst ist mein Neveu, und ich glaube, Ludwig soll in gute Hände und Anstalten gekommen seyn."

„Meinetwegen, wenn Sie das vor dem Fürsten entschuldiget! — Aber ich werde wachsam auf Ludwigen seyn; handeln Sie redlich!" — Nun empfahl sich Unrecht, und war herzlich froh, daß er dem Geheimenrath endlich einmal wieder den Rücken zukehren konnte. Ehe er aus dem Hause kam, hatte er noch eine Angst; Trinchen begegnete ihm. Sie ging aber sehr eilig vor ihm vorbei, und ihm war's sehr lieb, daß sie keine Zeit hatte, sich in ein Gespräch mit ihm einzulassen. „Ihre Dienerinn, Herr geheimer Sekretair!" das war's alles, was sie, ohne stehen zu bleiben, sprach.

Man kann sich wohl vorstellen, daß Unrechten die erhaltene Nachricht sehr angenehm seyn muste. Wer freuet sich nicht, wenn seine Wünsche erfüllt werden, und ihm ein Glück zufällt, das er zu erlangen kaum hoffen durfte? Oben drein bekam er noch Geld. Seine Freigebigkeit war ihm lange genug schon im Kopfe herumgegangen, und ich weiß nicht, was er angefangen

haben

haben würde, wenn der Geheimerath oder dessen Gemahlinn hätte so unedel handeln und das Geld zurückbehalten können. Er hätte doch seiner Schwester schlechterdings die Summe ersetzen, oder sonst — ein ehrliches Stückgen spielen müssen, das ihn leichter durchhalf. Vermuthlich war der Plan mit Ludwigen schon darauf angelegt, daß er sich daran schadlos halten wolte, wenn er die Interessen aus seinem Schubsack geben müste. Dies hatte er nun zwar nicht mehr zu besorgen, aber deswegen war er noch nicht Willens, den Plan zu ändern. Desto besser war's für ihn. Nun konnten die Vortheile aus dieser Einrichtung ohne Abgang in seine Kasse fliessen, und der gesuchte Posten ward ihm für einen wohlfeilern Preis zugeschlagen, als er dafür zu geben erböthig war. Ein Herz, als Unrecht hatte, konnte den ganzen Umfang dieser Freude im Augenblick fassen. Das kränkte ihn nur, daß die ganze Rechnung noch ziemlich ungewiß war.

Das Forschen und Fragen des Geheimenraths war Unrechten schon ungelegen. „Was geht ihn," dachte er den Weg lang, „Ludwig an, und was hat er sich denn um meine Aufträge zu bekümmern? Hat er doch mein Lebtage nicht nach dem Jungen gefragt — und nun ist er auf einmal ein junger Mensch, an welchem dem

Staate

Staate viel gelegen ist?" So angenehm Unrechten seine Beförderung war, so ungern sahe ers, daß er dadurch mit dem Geheimenrath in nähere Verbindung kam. Er war eben nicht Willens, seine Absichten aufzugeben, und doch sah er wohl ein, daß es Kunst kosten würde, sie vor dessen Augen zu verbergen. Wenn ihm nur Ludwig nicht noch den Possen gespielt hätte und dem Rektor entlaufen wäre. Dieser Umstand machte ihm viel Sorge und Nachdenken. „Wohin," dachte er, „kann der Junge laufen ohne Geld! Ein gottloser Streich wär's, wenn er gar wieder nach Hause käme, und bei dem Vater auf irgend eine Weise Zugang fände."

Vielleicht haben sich meine Leser schon gewundert, daß Ludwig sich fortbringen ließ, ohne vorher alles zu versuchen, um mit seinem Vater zu sprechen. Aber ich muß ihnen sagen, daß er würklich alles gethan hat, was in seinem Vermögen stand; nur vergeblich. Unrecht schränkte ihn, so lange er bei ihm im Hause war, auf keinerlei Weise ein. Er konnte ausgehen, wenn er wolte, und vornehmen, was ihm gefiel. Aber dagegen hatte er so gute Anstalten getroffen, daß er nichts zu fürchten hatte; Ludwigs Versuche musten fruchtlos seyn. Er schrieb an seinen Vater, aber er bekam keine Antwort. Er wagte es

und

und ging hin: die Thür war verriegelt, und die Magd muste ihn durchs Fenster mit unanständigen Worten abweisen. Am letzten Tage vor seiner Abreise gelang es ihm, die Gelegenheit so abzupassen, daß er eben in der Strasse war, als sein Vater und seine Mutter in der Hausthür Gesellschaften empfingen. Er verdoppelte seine Schritte; — aber Wilhelmine drohete ihm mit Händen und Minen, sobald sie seine Absicht merkte, und — schmiß die Thür zu. Der gute Ludwig weinte, so wehe empfand er diese kränkende Begegnung, und ging mit dem Entschluß fort, ferner keinen Versuch zu machen. Hätte er doch nur an Trinchens letzte Worte gedacht!

Das war eben der Umstand, der Unrechten jetzt Tag und Nacht beunruhigte. Es war gewiß genug, Trinchen war gegen Ludwigen nicht gleichgültig. Nach den Reden des Geheimenraths war's sehr wahrscheinlich, sie hatte schon von Ludwigen gesprochen, und den Geheimenrath für ihn sehr eingenommen. Kam er jetzt in die Residenz zurück, und nahm er seine Zuflucht zu Trinchen, so gewann die Sache ein ganz anderes Ansehen. Der Geheimerath ginge wohl gar zum Fürsten, wenn er im Freudenthalschen Hause nichts ausrichten könnte — und denn ward ganz gewiß der Vater gezwungen und der Sohn

Sohn wider die Stiefmutter in Schutz genommen; Unrecht aber kam um alle Vortheile, die er sich von der Ausführung seines Plans versprechen konnte, und muste zufrieden seyn, wenn er ohne Verantwortung und Schande durchkam. Aber, wie gewöhnlich, Unrecht lernte sich fassen und finden. Erst war er bis zum Tode ängstlich, nach einiger Zeit kamen nur dann und wann einige Anfälle besorglicher Unruhe, endlich ward er sicher. Es verging ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern, und Ludwig kam nicht. Er hatte indessen einigemal an den Rektor geschrieben und ihn dringend gebeten, daß er die genaueste Untersuchung anstellen möchte, um zu entdecken, wohin Ludwig seine Zuflucht genommen hätte. In beiden Fällen, er möchte glücklich in seiner Untersuchung seyn oder nicht, hatte er ihm das strengste Stillschweigen empfohlen und, wenn er sichere Nachrichten einziehen solte, ihm sie allein mitzutheilen gebeten. Aber alles war vergeblich; kein Mensch konnte sagen, wo Ludwig geblieben wäre. Unrecht ließ die Furcht fahren, daß er in die Residenz zurückkommen würde und glaubte beinahe nicht mehr, daß er noch unter den Lebendigen zu suchen sey. „Ganz gewiß," dachte er, „Ludwig ist unter die Soldaten — wohl gar zu Schiffe nach Ost- oder Westindien gegangen, oder

oder — in die Elbe gesprungen," Gram und Beunruhigung verursachte ihm dieser Gedanke nicht, wenn er nur Gewißheit hätte haben mögen. In der Elbe war er für seine Absichten so unrecht nicht placirt, wenn er nur, ohne von einem menschlichen Auge entdeckt zu werden, vor Hamburg und Ritzebüttel vorbei glücklich in die Nordsee hineinkam. Für sein weiteres Bleiben trug er dann keine Sorge. „Verloren," sprach er zu sich selbst, „ist an dem Jungen nichts! Der Thor grämt sich in Widerwärtigkeiten bleich und mager — der Weise sucht sie zu nutzen. Ist er fort — das soll dir keinen Nachtheil bringen und Wilhelmine wird ein großes Theil ruhiger Stunden mehr haben."

Sechstes Kapitel.

So gehts gut, wenns nur ewig währte!

Mit den ruhigen glücklichen Tagen auf der Welt hat 's doch seine eigne Bewandniß. Der Geschmack der Menschen ist gar zu sehr verschieden, und ihre Wünsche sind zu geitzig. Ich möchte den wohl sehen, der 's ihnen in der Einrichtung ihrer Schicksale recht machen könnte. Ich setze mich

mich manchmal im kleinen Zirkel meiner Familie hin, und mache öftere Versuche, allen Zufriedenheit zu geben. Aber ich darf so reichlich nicht geben, als sie geniessen wollen, und kann so schnell ihre Spielwerke nicht verneuern, als sich bey ihnen Vergnügen in Ueberdruß verwandelt. Da schleicht sich unvermerkt eins hier eins dort fort, und sucht sich unvorsichtige Freuden ausser meiner Gegenwart zu machen. Eine Zeitlang überlasse ich sie ihrem Willen, so lange ich ihre Unvorsichtigkeiten glaube so einschränken zu können, daß sie ihnen nicht zu gefährlich werden. Aber ehe ich mich umsehe, fällt eins, und kömmt mit Geschrei und Thränen zurück. — Ja, wenn die Menschen mit dem zufrieden wären, was ihnen Güte und Weisheit geben können!

Wer die innere Verfassung der Freudenthalschen Oekonomie nicht kannte, der hielt dies Haus für beneidenswürdig, so zufrieden und glücklich schien jeder, vom Herrn bis zum niedrigsten Diener, in demselben zu leben. Wilhelmine hatte ganz ungebundene Hände und konnte ein Leben völlig nach Geschmack und Wunsch führen. Geizig war sie nicht. Wenn damals ein Mensch in der Residenz lebte, der engländischen Pudding so sehr, als französische Moden liebte, so war sie's. Auch diejenigen thäten ihr Unrecht, die sie für neidisch

neidiſch halten wolten." Wenn Sie nur erſt genug hatte, dann konnten auch andere nehmen, und wenn's zu überſehen war, daß ſie nicht weniger eſſen durfte, ſo ließ ſie jedermann gern mit eſſen. Ihre Sorge ging auf die Zukunft. Sie wolte den Rücken ſicher haben und ſich auf alle Fälle ſo ſetzen, daß ſie keine Umſtände zu fürchten hätte, die ſie nöthigen möchten, ſich einzuſchränken. Lieber trat ſie morgen in den Miſt, was verdorben war, ehe ſie heute weggab, was ſie vielleicht ſelbſt noch genieſſen zu können glaubte. Sie ſchlachtete gern des Nachbars einzigen Hammel, um ihre Heerde vollzählich zu erhalten, und, um ſich die Zukunft ſichrer zu machen, konnte ſie nicht nur Stiefkinder, auch ihre rechten Kinder hätte ſie können darben ſehen und betrügen helfen. Seitdem nun Ludwig aus dem Hauſe war, ſtanden ihr gar keine Schwierigkeiten im Wege, ihre Abſichten auszuführen, ſo weit ſie auch dieſelben ausdehnen mochte.

Ihre erſte Sorge richtete Wilhelmine auf den Vater. Er ward täglich größrer Freund der Ruhe, und ſie verdoppelte ihre Aufmerkſamkeit auf ſeine Pflege. Er hatte nichts zu thun, als täglich eine Stunde, oder höchſtens zwo Stunden am Schreibtiſche zu ſitzen, und ſoviel möglich war, ſchafte ihm Wilhelmine auch hier Erleich-

terung. Weiter durfte er, wenn er nicht wolte, kein Wort sprechen und aus seinem weichen Stuhle nicht aufstehen. Wenn er sich wornach umsahe, lag's schon neben ihm. Ludwig war ein Jahr vom Hause, und der Vater war im mindesten nicht in seiner Ruhe gestöhrt worden, so, daß er auch nicht einmal eine Versuchung gehabt hatte, das Gleichgewicht zu verlieren. Man kann sich leicht vorstellen, daß ihm das wohlgefiel. Es gingen Monate und Jahre hin, daß er an Ludwigen nicht dachte. Wenn 's ja geschah, so fragte er einmal: „Wird auch für Ludwigen gesorgt?" und Wilhelmine antwortete: „dem geht's sehr wohl!" Endlich stand er auch nicht mehr auf, wenn jemand kam, dem Geld ausgezahlt werden muste; er gab ihr den Schlüssel, und ließ sie allein über die Kasse gehen. Hier hatte sie nun die erwünschteste Gelegenheit, sich in Absicht der Zukunft recht wohl vorzusehen.

Meine schönen Leserinnen muß ich hier bitten, daß sie mich nicht mißverstehen. Das ist gar nicht meine Absicht, Freudenthalen als ein Muster eines Mannes aufzustellen, mit dem sichs gut leben läßt. Er war nun einmal der Mann, und ich beschreibe ihn so, wie er bis an sein seliges Ende gewesen ist, ohne ein Wort hinzuzusetzen, das ich nicht verantworten könnte. Genug, er

war

war Mann für Wilhelminen. Zwar nach den Reden der Leute gab 's auch Stunden, in welchen man Kennzeichen der Unzufriedenheit an Wilhelminen bemerkt haben wolte. Eine gewisse Frau, die zu manchen Zeiten in vielen Häusern der Stadt Zugang hatte, rühmte sich besonders, daß Wilhelmine öfters ein Wörtgen im Vertrauen mit ihr spräche. Dieser entfuhr einmal in einer ansehnlichen Gesellschaft gesprächiger Damen die unvorsichtige Aeusserung, daß Wilhelmine manchmal über die Unthätigkeit ihres Mannes bittere Klagen geführt hätte. Wer darf denn aber jedem Worte Glauben geben, das in Gesellschaften gesprochen wird, in welchen gesprochen werden soll und muß. Mit mir hat sie so vertraut nie gesprochen, daß ich etwas entscheiden könnte. Aus einem Umstande solte ich zwar schliessen, daß an der Rede etwas seyn könnte, weil diese Frau, seitdem ihre Geschwätzigkeit bekannt wurde, Wilhelminens Haus nicht wieder betreten durfte. Wenn 's aber auch wäre, was ist mehr! Wir sind ja alle unvollkommene Menschen; dem einen fehlts hier, dem andern dort. Ich möchte doch diejenige von meinen Leserinnen sehen, die heraustreten und sich dafür ausgeben wolte, daß sie geschickt wäre, jeden Wunsch des Mannes zu befriedigen und keine Erwartung des Geliebten zu täu-

schen. — Ei! mein Herr! sie könnten wohl, wer weiß was, fordern. — Gut, meine schönen Damen! das ist bei Ihnen, wie mich dünkt, derselbige Fall. Wir müssen uns erst durchaus kennen lernen, ehe wir wissen, was wir an einander haben. Alles läßt sich nicht ändern, dulden und tragen ist Klugheit. Sondern Sie von Wilhelminens krummen Wegen ihre erlaubte Absicht: Zufriedenheit in der Lage zu suchen, die sie nicht ändern konnte. Ich habe sie zu der Zeit, als ich ihre Maximen noch nicht so wie jetzt kannte, öfters sagen gehört: so gehts recht gut! Auf tugendhaften Wegen, dünkt mich, wird jede gute Absicht sichrer erreicht, und je richtiger man handelt, destoweniger darf man sehende Augen fürchten.

Wilhelmine hatte eine zahlreiche Hausgenossenschaft um sich herum. So glücklich war sie nicht, eins von ihren leiblichen Kindern zu erhalten; ob sie gleich unter Freudenthals Weibern die fruchtbarste war. Sie starben immer in den ersten acht Tagen. Indessen konnte sie sich recht gut in ihr Schicksal finden, wenn's ihr sonst so ums Herz war, als sie sprach. „Ich habe Kinder genug," pflegte sie zu sagen, „die mir mehr Arbeit und Sorge machen, als ich ertragen kann." Seitdem Ludwig aus dem Hause war, konnte

sie

ſie mit ihren Stiefkindern ganz gut fertig werden. Der älteſte und der jüngſte waren Söhne, die vier mittelſten, Töchter. Auf Fritzen durfte ſie nicht einmal rechnen, der nahm ſich gar die Mühe nicht, bei irgend einem Dinge, das er ſahe, etwas zu denken. Er hatte ſeines Vaters ganzes Temperament, und ſaß im vierzehenten Jahre ſchon gern in einem Stuhl mit Stahlfedern. Vor dem konnte ſie machen, was ſie wolte. Die älteſte Tochter, ein helles liſtiges Mägdchen, hatte ſich ganz nach der Denkungsart der Mutter gebildet. Sie hieß auch Wilhelmine, und das war die erſte Empfehlung für ſie bei der Stiefmutter. Vom erſten Tage an, da ſie ins Haus kam, warf ſie ihre Liebe auf die kleine Wilhelmine, und dieſe wuſte ſich ſo bei ihr einzuſchmeicheln, daß ſie die wiederholten Verſichrungen von ihr bekam: ſie wolle ſie als ihr leibliches Kind zur Erbin ihres Vermögens einſetzen. Dieſes liſtige Mädchen hätte eher die Vortheile ihrer Stiefmutter befördern helfen, ehe ſie etwas verrathen hätte. Die vier jüngern Geſchwiſter waren noch klein, und hatten das Schickſal, daß ſie an den Pocken ſtarben, ſo wie ſie in die Jahre kamen, daß ſie über Gegenſtände nachzudenken anfingen. Von dieſer Seite war alſo Wilhelmine ganz ſicher.

Von der Bedienung solte ich bald nichts einmal sagen. Augen haben dergleichen Leutchen freilich auch, aber man weiß es schon, daß sie die häuslichen Vorgänge selten anders als in Beziehung auf ihre Vortheile sehen. Doch giebt's auch Ausnahmen und Freudenthal hatte das Glück, daß er viele Jahre lang mit treuen Leuten versorgt war, die ihn mit ungewöhnlichem Eifer und treuer Redlichkeit behandelten. Als Ludwig aus dem Hause verbannet ward, war noch der erste Diener in der Schreibstube, mit dessen Beistande Freudenthal seinen Handel angefangen hatte; und nimmermehr würde er dahin gekommen seyn, wo er jetzt war, wenn er diesen unverdrossenen, redlichen Menschen nicht gehabt hätte. So war es auch im Hause und in der Küche. Die Hausmagt hatte zweimal Brautstaut von Freudenthalen bekommen, die Köchin aber war noch von der ersten Frau angeführt worden. Diese guten Leute waren ja so treuherzig und wagtens, ohngefähr vier Wochen nach Ludwigs Entfernung in einer Stunde, die Wilhelmine beim Wochenbette der Frau Liebrechtin zubrachte, dem Herrn einige behutsame Winke von den Unordnungen zu geben, welche die Mägde für die Oekonomie sehr nachtheilig, und der Diener für die Handlung gefährlich hielten. Aber — da kamen sie schön an!

Freuden-

Freudenthal achtete nicht einmal darauf, als wann er nicht verstanden hätte, was gesprochen ward. Aber Wilhelminchen hatte gehorcht, die erzählte es der Mama gleich beim Ausziehen wieder. Binnen acht Tagen musten Diener und Mägde aus dem Hause. Zum Glücke für alle hatte der Diener ein gutes Vermögen und war ein Mann von fertiger Entschliessung. Er kaufte das grade gegenüberliegende Haus, legte zu Freudenthals großem Nachtheil eine Handlung an, und nahm beide Mägde in seine Dienste.

Neue Mägde bekam Wilhelmine freilich sobald, als ihr Mann einen andern Ladendiener. Aber auch so gute? wird man fragen. Ja, noch bessere; wenigstens war Wilhelmine ungleich zufriedner mit ihnen. Die Leute spiegelten sich an dem Schicksale ihrer Vorgänger. Sie hatten die Mittel nicht, sich so zu helfen, wenn sie ein gleiches Schicksal haben solten, und vereinigten sich lieber mit einander, nach einem ganz andern Plan zu handeln. Sie thaten als sähen sie nicht, was Wilhelmine nicht bemerkt haben wolte, und wusten die Sache so einzurichten, daß sie sich so wohl, als Wilhelmine, dabei befanden. Für Freuden und Wohlleben dachte kein Mensch mehr an Ludwigen.

Siebentes Kapitel.

Einige Ausnahmen vom Schlusse des vorigen Kapitels, die Wilhelminen nicht angenehm waren.

Daß ich nicht zuviel sage, manchmal ward doch an Ludwigen gedacht; und wenn niemand dazu Veranlassung gab, so thats Unrecht. Er hatte das besondere Glück, daß er nach zweien Jahren vom geheimen Sekretarius bis zum Hofrath stieg. Der Geheimerath von A** war damit sehr unzufrieden, weil er den Schaden wohl einsahe, der dem Staate aus dessen Erhöhung erwachsen würde. Er machte unbefragt patriotische Vorstellungen, ward aber nicht gehört. Der Fürst des Landes war ein Herr von gutem Herze und nicht gemeinen Einsichten, aber von sehr schwächlicher Gesundheit. Er kam wenig aus seinem Zimmer, so, daß ihn viele von seinen Unterthanen nicht einmal von Person kannten. Nach seiner Gesinnung hätte er sich gern allen Regierungsgeschäften selbst unterzogen, aber seine Umstände zwangen ihn, daß er sich in den mehresten Fällen auf seine Räthe verlassen und nach ihren Vorträgen entscheiden muste. Zum Unglück waren dies, dem

grösten

gröſten Theile nach, Männer, die Edelmüthigkeit und Menſchenliebe verkannten, und dem Staate ſo wenig als dem Fürſten, ſondern allein ihren Vortheilen dienten. Es war ihnen aber, ich weiß nicht durch was für Künſte gelungen, ſich ein uneingeſchränktes Vertrauen bei einem Herrn zu erwerben, dem es ſchwer fiel, ſchlecht von einem Menſchen zu denken, weil er keinen unedlen Gedanken in ſeiner fürſtlichen Seele fand. Dieſer edele Charakter des Fürſten und ſeine ſchwächlichen Geſundheitsumſtände erleichterten ſeinen Räthen die Erreichung ihrer Abſichten. Der Geitzige ſchickte Kapitale über Kapitale in auswärtige Banken, der Ehrbegierige ſtieg bis zum nächſten Poſten am Fürſten, der Wohllüſtige knüpfte Verwandſchaften im Dunkeln, und alle regierten das gedruckte Land und — den beſten Fürſten durch Schmeichelei, Chikane und Intrigue. Wachſam hielten ſie den Herrn umlagert, daß keine redliche Vorſtellung zu ihm dringen konnte. Kurz der Geheimerath von A** konnte diesmal nichts ausrichten. Unrecht ward Hofrath mit Sitz und Stimme in allen Kollegien für eine ſehr anſehnliche Beſoldung.

Unſere ehrlichen Vorfahren haben doch manch Sprichwörtchen erfunden und manchen Satz für Wahrheit angenommen, den ſie aus der Erfahrung

rung wolten erlernt haben. Mich dünkt aber, die guten Väter, mit hoher Erlaubniß der ganzen Vorfahrenschaft von Adamen an bis auf meinen seligen Vater gesprochen, hätten manchmal schärfer prüfen und — weniger ehrlich seyn sollen. In Rom hat man schon vor Christi Geburt gesagt: honores mutant mores, und in Deutschland spricht man dafür: mit Veränderung der Umstände, Lagen und Ehrenstellen ändert der Mensch auch seine Denkungsart, Gesinnung und Sitten. Ich kanns nicht leugnen, aus meiner Jugend weiß ich mich einiger Beispiele zu erinnern, die den Satz zu beweisen scheinen; aber bei unserm Hofrath Unrecht trift nicht ein Pünktgen von alle dem ein, was dies Sprichwort nur in sich begreifen kann. Er blieb als geheimer Sekretair und Hofrath derselbige Mann, der er als Regierungsadvocat und, wie einige sagen wolten, schon als Student gewesen war. Nicht einmal hochmüthig ward er. — Das muß bewiesen werden! — Von Herzen gern, wenn ich damit auch nur einem einzigen meiner Leser einigen Gefallen erzeigen kann. Die andern Herren Leser und Leserinnen, die sich geneigt fühlen, meine Behauptung ohne Beweis zu glauben, sollen deswegen keine Ursach bekommen, unwillig zu werden. Ich will den Beweis ganz kurz fassen und die Hauptingredienzien

dazu

dazu aus meiner Geschichte nehmen, die ich Ihnen doch erzählen müste, wenn ich auch nichts zu beweisen hätte.

Ich hatte einmal einen Vetter. Es könnte nichts nach sich ziehen, wenn ich auch seinen Namen und seine Vaterstadt nennen wolte. Ich rede die Wahrheit, und damit kömmt man durch die ganze Welt. Er wirds vermuthlich ohne Namen eben so gut fühlen, daß er gemeint ist; wenn er anders noch lebt. Dafür aber bin ich Bürge, er schweigt ganz still, und thut als wenn er nichts wüst und fühlte, wenn ich auch seinen Namen hinsetzen wolte. Das wäre ja so viel, als wenn er in die Welt hineinschrie: ihr Leute! ich bin der Mann mit dem Tressenrock, der Autor hat mich gemeint! Und dann solten die Leute wohl erst recht anfangen das Buch zu lesen — und jeder setzte nun hinzu: der ist gemeint! — Das wird er schön bleiben lassen; nein! Es giebt mehr Leute in der Welt, die Hans heissen, und hundert können das Buch lesen, ehe einer den rechten Hans trift. Nein! nein! er schweigt ganz gewiß. Aber die wahre Ursach, warum ich ihn nicht nenne, ist die: er hat einen gar zu gewöhnlichen gangbaren Namen. Ich glaube, daß im Deutschen Reiche kein Städtgen zu finden ist, wo nicht einige Familien wohnen, die seinen Namen führen.

führen. Da könnten sich denn leicht hier und da Leser finden, die grade auch solchen Vetter hätten; und jeder glaubte hernach ich spräche von seinem Vetter. Nein! den Verdacht will ich nicht veranlassen, und lieber öffentlich gestehen, daß ich nicht von meiner Leser Vetter, sondern von meinem Vetter rede. — Seine Vaterstadt aber zu nennen, finde ich ganz und gar für überflüßig. Sie liegt ausserhalb Deutschlands, in einem fremden fernen Lande, wohin vermuthlich weder mein Buch, noch einer meiner Leser kommen wird. Ich selbst wäre gewiß mein Tage dahin nicht gekommen, wenn mich nicht in meiner Jugend eine gewisse Noth gezwungen hätte, daß ich diese beschwerliche Reise übernehmen, und mich vier Wochen bei meinem Vetter aufhalten muste.

Nun auf meinen Vetter wieder zu kommen; er hatte studirt. Ansehen konnte man ihm das zwar für Demuth nicht, aber die Leute sagten es, und die vormundschaftlichen Rechnungen, nebst der Matrikel, die er sorgfältig aufbehielt, bewiesen es unwidersprechlich. In den ersten zehen Jahren nach seinem Universitätsleben ging's ihm nicht nach Wunsch. Das Vaterland verkannte seine Verdienste, daß er genöthiget war, sein Brod mit Informiren zu verdienen. Die Leute waren damals noch nicht so verschwenderisch als

jetzt

jetzt, daß sie die Stunde mit zween Groschen bezahlt hätten. Es hätte müssen eine französische Schule seyn, das ist denn freilich eine ganz andere Sache. Aber für die einfältigen deutschen Schulen, worinn man nur Dinge lernt, die zum alltäglichen Leben, wie das liebe Brod, gehören, gab damals kein Mensch mehr, als wöchentlich sechs Pfenninge, höchstens einen Groschen, und wer zween Groschen gab, das muste gewiß schon was großes seyn.

Es hielt also sehr hart, daß mein Vetter kümmerlich davo' leben konnte, und in die Länge würde er das elende Leben kaum haben ausstehen können, wenn es ihm nicht endlich noch geglückt wäre ein Dienstgen zu bekommen. Grade als er zum Hause hinausgehen wolte, sich bei dem Werbeofficier zu melden, kam die Nachricht, daß er Zollverwalter werden solte. Nun ihn das Glück einmal in Gunst genommen hatte, ging 's ganz anders. Er zeigte sich als einen brauchbaren Mann, ward fast jährlich in bessre Bedienungen gesetzt, und stieg durch zehen Stufen bis zum Hofrath.

Ich war eben bei ihm, als ihm ohne sein Wissen und Suchen der Hofrath zugeschickt ward. Es war ein ungemein heiterer und schöner Tag. Ich nahm daher Gelegenheit, ihm lauter solche

angenehme Hofrathstage zu wünschen, und fügte die Bitte hinzu, daß er sich gefallen lassen möchte, mich auszuführen. Ich hatte die Absicht, mich umzusehen, und die Lage der Stadt mit ihren Schönheiten mir bekannt zu machen. Aber ich bekam eine schöne Antwort. „Was denkt ihr, Vetter!" sprach er ganz aufgebracht, „wisset ihr nicht besser zu leben, daß ihr mir solche Unschicklichkeiten zumuthen könnt? Ich bin jetzt nicht dazu eingerichtet; erst muß ich ein Kleid haben, darinn sich der Hofrath sehen lassen kann." Sogleich ward der Schneider geholt, und das beste Kleid gelangt, das den Tag noch mit schmalen Tressen nach damaligen Geschmack besetzt werden muste. — „Da sieht man's ja offenbar, daß die Alten Recht haben, mit dem Hofrath fuhr ein neuer Geist in den Mann!" — Um Vergebung, das halte ich eben für falsch geschlossen. Mein Vetter war als Student und Schulhalter schon der Mann, der gern einen Tressenrock getragen hätte; er konnte ihn nur nicht bezahlen und durfte ihn nach der eingeführten Kleiderordnung nicht anziehen. Das ists, was ich glaube, und mit des Herrn Hofrath Unrechts Beispiel beweisen will.

Nicht einmal hochmüthig, sagte ich zuvor, ward Unrecht. Er ging nach wie vor zu seinen alten

alten Freunden in die schlechtesten Häuser, in denen er schon als Regierungsadvokat manchmal einen gedeckten Tisch gefunden hatte. Das fiel ihm nicht einmal ein, daß er mit seiner Kleidung eine Verändrung vornehmen wolte. Seit vier Jahren hatte er sich kein neues Kleid machen lassen, als er die Hofrathswürde erhielt; und jetzt dachte er noch nicht daran. Endlich im sechsten Jahre hatte er Gelegenheit, ein gutes Tuch die Elle für einen Thaler und vier Groschen, zu kaufen. Unrecht änderte sich auch darinn als Hofrath nicht, er lieb gleich arbeitsam, und ließ keinen seiner vorhergemachten Entwürfe unausgeführt. Sein Plan wegen Ludwigen war einmal gemacht, und nun ging er nicht ab.

Wenn im Freudenthalschen Hause kein Mensch an Ludwigen dachte, so kam, ehe man sichs versahe, Unrecht mit seinen Erinnerungen. Nach seinen Reden war Ludwig immer noch auf der Schule zu N**. Meine Leser werden sich wohl erinnern, daß Wilhelmine zwei hundert Thaler zu seiner jährlichen Versorgung daselbst bewilligen muste. Der Vergleich ward so eingerichtet, daß quartaliter funfzig Thaler überschickt werden solten. Unrecht forderte sie pünktlich ein, und war so genau in Berechnung der Quartale, daß er öfters mit der Quittung kam, wenn nach Wil-

helmi-

helminens Gedanken kaum die Hälfte des Vierteljahrs verflossen war. Er wählte allezeit eine Stunde, welche Wilhelmine täglich auf ihrer Stube zubrachte, wenn er Geld holen wolte; ging grade durchs Haus die Treppe hinauf, und hatte die zusammengelegte Quittung gemeiniglich schon in der Hand, wenn er in das Zimmer seiner Schwester hineintrat. „Nun ja!" rief dann Wilhelmine erschrocken ihrem Bruder entgegen, „schon wieder! das sind ja wohl kaum sechs Wochen, daß ich die letzten funfzig Thaler gegeben habe."

Jetzt, als Unrecht zum erstenmal als Hofrath das Geld holte, war Ludwig grade zwei Jahre weg. Er konnte Wilhelminen leicht überzeugen, daß er nicht zu früh komme. „Sieh in den Kalender!" antwortete er ganz kurz, „morgen ist Johannistag." Es konnte nichts helfen, sie muste Geld langen. Während daß sie das Geld aufzählte stieg ein Seufzer nach dem andern aus dem beklommenen Herze herauf, bis endlich der Mund ihre Empfindungen erklärte und in empfindliche Klagen ausbrach, daß man so vieles Geld an Kinder wenden müsse, welches am Ende doch wohl verloren und weggeworfen wäre. Dann brachte Unrecht seine Zeugnisse hervor, mit denen er sich schon versehen hatte, und lobte Ludwigen als einen Menschen, der

viel

viel Hofnung gäbe, daß er dereinst ein brauchbarer Mann werden würde.

Die Zeit war nun da, daß Ludwig auf die Universität gehen solte. Das war ein harter Punkt. Unrecht konnte nach seiner Rechnung unter vier hundert Thaler jährlich nicht mit ihm fertig werden. Wilhelmine wolte nicht einwilligen; so, daß sie in einen heftigen Wortwechsel geriethen, als wider alle Gewohnheit Freudenthal hinaufkam. Er fragte nach dem Inhalt ihres Gesprächs, und Unrecht wagte es, für Ludwigen bei ihm zu sprechen. Der Vater that nur eine Frage: „führt sich Ludwig gut auf und lernt er etwas Rechts?" welche Unrecht mit: „ja, sehr gut!" beantwortete; so gab er den Augenblick die bereitwillige Erklärung, daß er alles anwenden wolle, wenn es auch noch einmal soviel wäre. „Schreiben Sie ihm nur, Herr Bruder! daß er fleißig seyn soll;" diese Erinnerung fügte er noch hinzu, und nun ward nicht mehr davon gesprochen.

Man kann sich leicht vorstellen, was für Eindrücke diese väterliche Erklärung bei Wilhelminen und Unrechten machte. Es schien bald, als wenn sich das väterliche Herz bei ihm regen wolte. Vor kurzem war der jüngste Sohn gestorben. Als damals Wilhelmine ihrem Mann aus

seinem Lehnstuhl half, daß er sich ankleiden solte, um der Leiche des Kindes nachzufolgen, ließ er einige Thränen aus den Augen fallen, und die bedenklichen Worte hören: „den einen jagen, den andern tragen wir hinaus!" Sie wuste nicht, was sie darauf antworten solte, und wäre beinahe selbst unruhig geworden. Nicht so recht überlegt sprach sie in der ersten Empfindung: „sey ruhig, lieber Mann! Ludwig wird sich bessern und wiederkommen." — Jetzt kam es ihr bald vor, als wolte er gern diese Antwort noch einmal hören, und wenn sie sie gab, wer weiß, ob er nicht ein Verlangen gezeigt hätte, Ludwigen sehen und sprechen zu wollen. Soviel sahe man offenbar, der väterliche Unwille war verraucht. Dahin vorjetzt die Sache kommen zu lassen, dazu hatte Wilhelmine keine Lust.

Unrecht konnte gewiß bei des Vaters Erklärung eben so wenig gleichgültig seyn. Das war ihm freilich angenehm, daß er nun quartaliter hundert Thaler in Empfang nehmen konnte, und keine fernere Einwendungen von Wilhelminen zu fürchten hatte. Aber was hätte er machen solte, wenn der Vater verlangt hätte, Ludwigen kommen zu lassen. Eine Lüge ließ sich ja wohl erfinden: Ludwig muste nun erst entlaufen seyn, und auf das Einladungsschreiben dem Vater einen

Besuch

Besuch zu machen, muste eine Antwort vom Rektor kommen, worinn diese unerwartete Nachricht gemeldet würde. Der Rektor muste eben diesen Brief nicht schreiben; das war zu weitläuftig und zu gefährlich. Ein Geheimniß ist in einem Herzen sichrer verwahrt, als in zweien. Das konnte Unrecht selbst, der eine Fertigkeit hatte, jede Hand nachzumalen. Aber hätte das nicht eine Gelegenheit zur genauern Untersuchung — zur Entdeckung des Betrugs werden können? Wenn das aber auch nicht geschah und man, wie bisher, alle [illegible]e Versichrungen leichtgläubig hingenommen hätte; so verlor er doch vier hundert Thaler, die er noch einige Jahre zu ziehen, schon Rechnung gemacht hatte. Man war also von beiden Seiten geneigt, das Gespräch von Ludswigen nicht länger zu unterhalten, und hütete sich in der Folge desto vorsichtiger, dem Vater dazu eine neue Gelegenheit zu geben. Wilhelmine zahlte stillschweigend das Geld aus, und Unrecht zog richtig vier Jahre lang seine vier hundert Thaler. In der Zeit fiel nichts vor, als daß Freudenthal alle seine Kinder bis auf Wilhelminchen verlor, und die Mütter bei der letzten Auszahlung die Erklärung von sich gab: daß das die letzten hundert Thaler seyn solten. „Nun," sprach sie, kann er von Universitäten geh

hen und sein Brod selbst zu verdienen suchen." Der Plan ging also zu Ende, und Unrecht wuste noch nicht, wie er aus der Sache herauskommen würde, als sich einige Umstände ereigneten, bei denen er hange wurde.

Advokat Liebrecht hatte einen erwachsenen Sohn, der acht Jahre älter war als Ludwig. Sie hatten sich in jüngern Jahren beide gekannt, und schienen Neigung zu einander zu haben, daß sie gewiß die intimsten Freunde würden geworden seyn, wenn sie nicht den Jahren nach einander zu entfernt gewesen, und endlich zu früh von einander getrennt worden wären. Ludwig war zehen Jahre alt, als Liebrecht auf die Universität ging, und seitdem hatten sie sich beide nicht wieder gesehen. Liebrecht ging nach den Universitätsjahren auf Reisen, und hatte das Glück, verschiedene junge Herren als Hofmeister zu führen, durch welches Geschäfte er selbst der vollkommenste Mann geworden war. Jetzt kam er von Leiden zurück, allwo er einem jungen Grafen als Hofmeister vorgestanden hatte. Er solte eine ansehnliche Bedienung bei dem Vater des jungen Herrn antreten, und wolte sich dieserhalb mit seinem Vater unterreden. Weil seine Eltern in seiner Abwesenheit mit dem Freudenthalschen Hause Umgang unterhalten hatten, so durfte er nicht unter-

unterlaſſen, ſich dieſem Hauſe zu zeigen. Er kam früh morgens an einem Tage, den Freudenthal wegen Kopfſchmerzen im Bette zubringen muſte. Man führte ihn zu Wilhelminen, welche eben ihren Bruder bei ſich hatte. Nach den gewöhnlichen Komplimenten verfiel man in ein freundſchaftliches Geſpräch, und unterhielt ſich mit Familienangelegenheiten. „Sagen Sie mir doch, Madam!" fragte Liebrecht ganz unerwartet, „wo hält ſich Ihr Herr Sohn jetzt auf?"

„Mein Sohn!" antwortete Wilhelmine, „er ſtudirt zu P nteln."

„Zu Rinteln! — hum! — denn weiß ich mir die Erſcheinung nicht zu erklären. Wenn er nicht zu Leiden ſtudirt? Haben Sie vielleicht Urſachen, daß ſie den Ort ſeines Aufenthalts nicht bekannt werden laſſen wollen, ſo will ich weiter nicht fragen; aber —"

„Nein, nein!" antwortete Unrecht, „Sie können ſich darauf verlaſſen; er ſtudirt zu Rinteln. Aber nächſtens wird er abſolviren; den letzten Wechſel hat er ſchon bekommen."

„Sagen Sie, was Sie wollen, ich laſſe mir das nicht ausreden. Ich habe einen Studenten in Leiden gekannt, und bin zwei Jahre lang mit ihm ſehr freundſchaftlich und vertraut umgegangen; ich laſſe mein Leben, das iſt ihr Herr Sohn.

Er nannte sich zwar Ludwig Thalmann, und wolte schlechterdings davon nichts wissen, daß er Ludwig Freudenthal sey, mit dem ich in meiner Jugend manchmal gespielt hätte; aber — ich werde ja Ludwigen kennen! Ich lasse mir das nicht ausreden, es ist ein Geheimniß darunter verborgen."

„Sie irren sich ganz gewiß!" antwortete Wilhelmine; — „zuverläßig, er ist in Rinteln!" versicherte Unrecht nochmals. Aber sie sahen sich einander dabei so verlegen an, daß Liebrecht in seiner Meinung mehr bestärkt als irre gemacht ward. Aus Gefälligkeit gab er nach, und ließ das Gespräch auf andere Gegenstände lenken.

Nach seiner Entfernung entstand darüber eine sehr ernstliche Unterredung zwischen Wilhelminen und Unrechten. Letzterer konnte sich auf keine andere Weise aus der Verlegenheit winden, als daß er sagte: „wenn's wahr wäre, daß Ludwig in Leiden sey, so habe er ihn selbst hingegangen. Das Geld," sprach er, „habe ich allemal nach Rinteln geschickt. Er müste denn einen Unterhändler haben, der ihn von dort das Geld nach Leiden, und durch welchen er mir seine Briefe aus Rinteln zugeschickt hätte; das wäre möglich. Ich glaube es aber noch nicht, und will deswegen an den Rektor der Akademie schreiben."

ben.“ Dabei muste sich Wilhelmine beruhigen; ob sie gleich die Sache aus ihrem Kopf nicht los werden konnte, und mancherlei Gedanken hatte, daß sie nicht wuste, wie sie sich am klügsten dabei verhalten solte. Sie hofte indessen auf Antwort, wodurch die Sache aufgeklärt werden solte; aber es kam ein Umstand, der sie noch dunkeler machte.

Freudenthals Geburtstag fiel ein. Vor einigen Wochen war Wilhelmine mit ihm bei einer guten Freundinn zu Gaste gewesen, die ohne Wissen ihres Mannes Anstalten zu seiner Geburtstagsfeier gemacht hatte, und ihm bei der Tafel ein unerwartetes Angebinde und einen herzlichen Glückwunsch mit vieler Artigkeit überbrachte. Das gefiel Wilhelminen so wohl, daß sie auf der Stelle den Entschluß faßte, ihrem Mann eine ähnliche Freude zu machen. Heute war der festliche Tag. Die erbetenen Freunde hatten sich eingefunden, und Unrecht war bei der Gesellschaft. Als man sich bei einer Tasse Kaffee mit allerlei Scherzreden unterhielt, kam der Bursche und brachte einen Brief von der Post. Er trug ihn, nach seiner Instruktion, grade zum Herrn, und dieser hatte die Hand schon angelegt, daß er ihn aufbrechen wolte, als Wilhelmine grade noch zur rechten Zeit den Einfall hatte, ihm

den Brief aus den Händen zu nehmen. „Laß seyn, mein Kind!“ sprach sie freundlich, „wenn wir vergnügt seyn wollen, müssen wir ernsthafte Sachen nicht vernehmen. Es werden solche grosse Nothwendigkeiten nicht seyn, die nicht könnten bis morgen verschoben werden. Du bist überdies heute nicht recht wohl gewesen; ich will ihn schon lesen.“ Hiermit steckte sie den Brief ein, und Freudenthal machte eine dankbare, freundliche Mine dazu.

Ich weiß nicht, ob mir es meine Leser glauben würden, wenn ich sagen wolte, daß Wilhelmine den Brief bis zum morgenden Tag unerbrochen gelassen hätte. Lieber will ich so etwas unwahrscheinliches gar nicht hinschreiben, da ich überdies nicht Willens bin mich noch einen Augenblick bei der Gesellschaft aufzuhalten. Sobald Wilhelmine eine schickliche Gelegenheit hatte, sich zu entfernen, so ging sie auf ihre Stube, riegelte sich ein, und las den Brief. Meine Leser sollen ihn auch lesen.

Mein Liebster, Verehrungswürdiger Vater!

Nun sind es sechs Jahre, seitdem ich aus Ihrem Hause verbannet lebe, und für ein Verbrechen büssen muß, dessen ich mich nie schuldig gemacht habe. Ach! bester Vater! lassen Sie mich

mich nicht länger in der unglücklichen Trennung leben, die meinem Herzen das empfindlichſte Leiden iſt. Sie haben ja nun keinen Sohn mehr als Ihren Ludwig! Wäre es Ihnen nicht Freude, einen Jüngling vor Ihren Augen herumgehen zu ſehen, der in Ihre Fußſtapfen tritt, und es mit ſeinen Blicken Ihnen ſagt, daß er Ihnen ſein Leben verdanke? — Erinnern Sie ſich, wie oft Sie in meiner Gegenwart dem Andenken Ihrer erſten Zärtlichkeiten freiwillige Thränen zollten; wenn Ihnen der Anblick des Sohnes im Schooße der zweyten und dritten Liebe das Bild der würdigſten Mutter vor die Augen brachte. Sind ſie nun beleidigend für Sie geworden, dieſe Erinnerungen, daß Sie mich von Ihrem Angeſichte verſtoſſen? — Sie nähern ſich mehr und mehr den Jahren, und werden ſie bei Ihren ſchwächlichen Umſtänden früher als tauſend andere erreichen, in denen Sie ſich nach Unterſtützungen umſehen müſſen, die Ihnen dieſe unangenehmen Tage erleichtern können. Woher wollen Sie denn einen zuverläßigern Stab nehmen, wenn Sie den wegwerfen, dem Sie Ihr Blut in ſeine Adern goſſen? — Glauben Sie es nur, liebſter Vater! daß in einer ſolchen widernatürlichen Trennung Sie ſo wenig Beru-

higung finden können, als ich Zufriedenheit. Solten Sie nur einen Augenblick fühlen, was ich in dem Gedanken, von einem Vater verstossen — ohne Schuld verstossen zu seyn, nun sechs Jahre lang empfunden habe! — Könnten Sie nur die Thränen laufen sehen, die ich über den Verlust Ihrer mir geraubten väterlichen Liebe noch jetzt verweine! — Hätten Sie mich doch auf meinen Knien liegen gesehen und täglich um die Zuneigung Ihres Herzens zu Gott beten gehört! — Ach! Vater auf Erden! wenn Gott im Himmel Ihnen und allen seinen Kindern tägliche Fehltritte verzeihet — wenn ein ungerathener Sohn nur umkehren darf, um bei einem gröblichst beleidigten Vater ein offenes Herz zu finden — wollen und können Sie es über sechs Jahre noch einen Tag einem Sohn verschliessen, der sich vor Gott und in seinem Gewissen unschuldig fühlt? — Doch ich will mich nicht rechtfertigen. Vermuthlich hat man so viele und starke Beweise meiner Lasterhaftigkeit zu erfinden gewust, daß ich vergeblich schreiben würde, so lange ich die aufgebürdeten Beschuldigungen und meine Verkläger nicht kenne. Erlauben Sie mich nur eine Viertelstunde vor Ihnen zu sprechen und hören Sie mich mit Gelassenheit an. Oder sprechen Sie

mit

mit dem Herrn Geheimenrath von A**, oder laſſen Sie Trinchen für mich reden. Können Sie mich dann noch für laſterhaft halten; — nun ſo bringe ich einen Dolch mit und übergebe ihn Ihren Händen; ſtoſſen Sie ihn in mein Herz. O! wie will ich die Hand umfaſſen und ehrerbietig küſſen, die ihn ganz gewiß wegwerfen und mich rechtfertigen wird. — Ich fürchte nicht, daß dieſer Brief das Schickſal mehrerer vorhergegangenen haben, und ohne Antwort bleiben wird. Dann wüſte ich keinen andern Entſchluß zu faſſen, als unter einem fremden Namen in ein fremdes Land zu gehen, wo mir die Vorſicht einen Weg zu meinem Glücke zeigt. Ohne Ihre Liebe wäre mir Ihr Name Vorwurf vor der Welt. Aber Ergebenheit und Ehrfurcht hat für Ihnen bis hierher bewahret

Ihr

unerhörter Sohn.

N. S. Wenn Sie Ihre Antwort an den Herrn Geheimenrath von A** ſchicken; ſo kommt ſie ſicher in meine Hände.

Wilhelminens Angſt, die ſie bei Leſung dieſes Briefs empfand, mögen ſich meine Leſer ſelbſt vorſtellen. Sie war auch dermaſſen erſchrocken und

und ängstlich beunruhiget, daß sie sich alle Gewalt anthun muste, eine Mine zu finden, die sie zur Gesellschaft bringen konnte. Und doch entging ihre Zerstreuung nur den wenigsten Augen. Es war kein bessrer Rath für sie, als den sie selbst erfand. Sie ließ ihren Bruder unter einem unverdächtigen Vorwand hinausrufen, führte ihn auf ihre Stube und gab ihm stillschweigend den Brief in die Hände; zitterte aber für Angst, daß sie auf ihren Füßen nicht stehen konnte. Unrecht las den Brief und erschrack freilich nicht wenig, als er sahe, daß er von Ludwigen war. Indessen fand er bald, daß der Inhalt desselben für sich und seine Schwester sehr beruhigend war. „Nun! was meinst du?" sprach Wilhelmine, sobald er nur seine Augen aufhob, „wie wird's nun werden?"

„Wie wird's werden!" antwortete Unrecht, „gut! Was hast du denn dabei für Bedenken? Sey froh, daß dein Mann den Brief nicht gelesen hat. Nun hats weiter nichts auf sich. Lege den Brief über die Seite, wie ichs mit den vorhergehenden gemacht habe, die er an mich eingeschlossen hatte. Daran thun wir ja nicht Unrecht, weil es deines Mannes Wille und Befehl ist, daß wir ihm nichts von Ludwigen vorbringen sollen. Dann wird er endlich wohl des

Schrei-

Schreibens müde werden und die Hofnung, etwas auszurichten, aufgeben. Er mag hingehen in ein Land, wohin er will; je weiter, je beſſer. So haben wir mit ihm nichts mehr zu thun, und dürfen keine fernere Beunruhigung fürchten." Wilhelmine faßte den Troſt ſchnell, der in dieſer Vorſtellung lag, beſchloß auf der Stelle, den Rath des Bruders anzunehmen, und ging völlig gefaßt mit ihm zur Geſellſchaft zurück.

Achtes Kapitel.

Endlich kriegt die Pauke ein Loch.

Ich will nicht hoffen, daß meine Leſer für Wilhelminen Sorge haben, wie ſie ſich aus dem Handel mit dem Briefe ziehen werde. Das war unter ihres Bruders Anführung eine Kleinigkeit. Freilich ja! ihr Mann hatte Ludwigs Brief geſehen und in den Händen gehabt, aber er wuſte doch nicht, daß es ein Brief von Ludwigen war. Wenn ihm nur ein Brief gezeigt ward, der mit dem wahren eine Aehnlichkeit hatte. Unrecht hatte gleich einen Einfall, der leicht auszuführen war. Er ſchrieb einen Brief an Freudenthalen, worinn er ihm zu ſeinem Geburtstage gratulirte,

und

und schickte ihn den folgenden Tag früh an seine Schwester. Sie gab ihn, statt des gestrigen, ihrem Manne, als er seine Pfeife rauchte, und dieser lachte herzlich, als er ihn las. Der Spas gefiel ihm so, daß er Unrechten den Augenblick zu sich bitten ließ. „Warten Sie, leichtfertiger Herr Bruder!" schrie Freudenthal bei seinem Eintritt in die Stube, „ich bedanke mich! Wenn Sie nur meine Frau gestern zurückgerufen hätten, daß sie mich nicht abhielt, ihn zu erbrechen, damit er von der ganzen Gesellschaft hätte gelesen werden können."

„Das wolte ich eben nicht gern," antwortete Unrecht, „und hatte eben deswegen meine Schwester auf den Fall schon so instruirt. Es giebt manchmal Leute, die ihr Gespötte nur darüber haben."

„Es ist wohl wahr, ja! — Nun ich sehe daraus ihr gutes Herz. Ehrlicher Unrecht! ein Pfeifgen!" Hiermit war die Sache ganz abgethan, und Unrecht hatte Freudenthals ganzes Herz gewonnen. Indessen war ihm damit wenig gedient, weil die Gelegenheit vorbei war, seine Kasse, wie bisher zu nutzen, und sich mancherlei Umstände ereigneten, die im Freudenthalschen Hause große Veränderungen machten.

Freudenthals dritte Frau war eine gebohrne Schulzin, und hatte einen einzigen Bruder. Dieser hielt sich nach geendigten akademischen Studien beim Vater auf, und wartete auf Gelegenheit, eine Bedienung zu erlangen, in welcher er seine Kräfte zum Dienste des Vaterlandes verwenden könnte. Sie verzögerte einige Jahre, in welcher Zeit er ein sehr anständiges Leben führte und sich die Achtung der ganzen Stadt erwarb. Im letzten Jahre vor der Verheirathung seiner Schwester begegnete ihm aber ein Unglück, das ihn flüchtig zu werden nöthigte. Als er einstmals etwas später als gewöhnlich aus einer Gesellschaft nach Hause ging, fügte sichs, daß ihm drei betrunkene junge Leute begegneten, die sich durch unanständiges Tumultuiren schon aus der Ferne hören liessen. Es war in der Strasse, wo seine Eltern wohnten. Er furchte sich für Verdrießlichkeiten, als wenn sie ihm schon geahndet hätten, und eilte deswegen sehr, das Haus zu erreichen. Aber es war nicht möglich. Grade vor dem väterlichen Hause fielen sie ihn mit einer Wuth und Unvernunft an, die ihm keine Zeit, sich zu besinnen, übrig ließ. Er muste seinen Degen ziehen, um sich wider gewaltsamen Angriff zu wehren. Das einzige, was er thun konnte, war, daß er sich nach der Hausthür hin retirirte,

und,

und, wäre sie offen gewesen, so wäre das Unglück verhütet worden. Aber sie war verriegelt. Nun konnte er weiter nichts thun, er muste sich umkehren, und sein Leben vertheidigen.

Der Tumult hatte indessen den Vater aus dem Bette ans Fenster gerufen. Er sahe beim hellen Mondenschein das Gedränge, in welchem sich sein Sohn befand; rief eiligst den Bedienten, daß er die Thür öffnen solte, und kam wieder an das Fenster, den Unsinnigen mit Bitten und Flehen, Mäßigung anzurathen. Aber es half nichts. Indem die Thür aufging, fiel auch einer von diesen Unbesonnenen auf die Erde nieder, der sich in blinder Wuth den Degen in den Leib gerennt hatte. Doch war er nicht todt; weil er mit Hülfe seiner beiden Saufbrüder aufstand und fortging.

Schulze war für Schrecken halb todt. Der Vater suchte ihn zu beruhigen, weil er den Vorfall mit angesehen hatte, und ein Zeuge seiner Unschuld war. Der Sohn war aber keiner Beruhigung fähig. „Was hilft mir," sprach er, „meine Unschuld! Es war der Sohn des Präsidenten, der fiel, und Sie kennen den Mann. Ich bin auf alle Fälle unglücklich. Ist die Wunde auch nicht gefährlich, so habe ich doch an dem Sohn und an dem Vater zween Feinde, die mich bis in den Tod verfolgen."

Jetzt ward der Vater selbst zaghaft; aus dem Fenster hatte er den Menschen nicht gekannt. Man wuste nicht, was man für einen Entschluß fassen solte, und wünschte nur, daß der morgende Tag da wäre. Kaum war er angebrochen, so breitete sich auch schon die Nachricht aus, daß der junge Schulze in der Nacht des Präsidenten Sohn erstochen hätte. Nun war keine Zeit zu versäumen. Der Vater gab dem Sohn einen Beutel mit Louisd'or, nahm mit Angst und Thränen von ihm Abschied, und ließ ihn eiligst zur Stadt hinausbringen, ohne daß sie einen festen Entschluß mit einander hatten verabreden können.

Es war grade zur Zeit des ersten Schlesischen Krieges. Schulze entschloß sich kurz, er nahm Kriegsdienste, und der Vater war froh, als er durch einen geheimen Weg einen Brief mit der Nachricht bekam, daß sein Sohn als Husaren-Lieutenant bei dem Regimente von Z** in Schlesien stehe. Vorerst war er da vor den Nachstellungen seiner Feinde sicher und weit genug vom Vaterlande entfernt. Ehe aber ein Monat verging, fielen bei der Armee große Veränderungen vor, und der Lieutenant Schulze, hieß es, wäre in einem Scharmützel geblieben. Der Vater konnte sich gar nicht zufrieden geben, so trostlos war er. Man suchte alles auf, um ihn zu beru-

higen; man schmeichelte ihm mit der Hofnung, daß die Nachricht voreilig und ungegründet seyn könnte, aber man gewann damit nichts. Endlich ward ans Regiment geschrieben und sorgfältige Erkundigung eingezogen. Als die Antwort einlief, war's leider! gewiß, der Lieutenant Schulze war geblieben. Der Chef hatte sogar einen Todtenschein beilegen lassen, der keinen Zweifel übrig ließ.

Kurz hernach ward die Schwester an Freudenthalen verheirathet, und erbte nach dem Tode des Vaters ein Vermögen von vierzig tausend Thaler, welches sie sonst mit dem Bruder hätte theilen müssen.

Daß die Nachricht von dem Tode des Bruders demohngeachtet ungegründet gewesen seyn müsse, können sich meine Leser wohl vorstellen. Sonst hätte Schulze das Wiederkommen wohl bleiben lassen müssen. Nein! Schulze war nicht geblieben — nicht einmal bei dem Scharmützel war er gewesen, worinn er geblieben seyn solte. Es muste sich so wunderlich fügen, daß bei demselben Regimente noch ein Lieutenant stand, der denselbigen Namen führte. Mit diesem war unser Schulze verwechselt worden. Da er an demselbigen Tage auf einem andern Vorposten stand und in die Oesterreichische Gefangenschaft gerieth,

so

so war der Irrthum leicht möglich. Die ganze Armee brach denselbigen Tag noch auf und beide Lieutenants wurden für todt gehalten.

Unser Schulze hatte indessen in der Gefangenschaft keine Noth. Im folgenden Jahre ward Friede, und er fand Mittel, sich in Freiheit zu setzen. Die Vorfälle in seinem väterlichen Hause erfuhr er alle, auch den Umstand, daß er für todt gehalten würde und seine Schwester das ganze väterliche Vermögen in Besitz genommen hätte. Er durfte aber nicht wagen, sich zu melden; weil er Nachrichten bekam, daß der Präsident sehr erbittert auf ihn wäre. Als nachher seine Schwester starb und Freudenthal sich wieder an Wilhelminen verheirathete, wäre es noch gefährlicher gewesen. Der Präsident lebte noch, und Wilhelmine würde sich in diesen Umständen kein Bedenken gemacht haben, ihn dem Präsident zu verrathen, woferne er sich wegen seines Erbtheils hätte melden wollen. Um sich also keiner Gefahr auszusetzen, schwieg er ganz still, und lebte unter dem angenommenen Namen Schütze als Advokat in einem benachbarten Lande bis zum Tode des Präsidenten. Sobald dieser aber die Augen zuthat, sucht er im Stillen durch den Geheimenrath von A** Pardon, und kam jetzt, sein väterliches Erbtheil zu holen. Ein Umstand, den

im Freudenthalschen Hause kein Mansch erwartet hatte.

Bei Wilhelminens Wirthschaft läßt sichs leicht denken, daß es mit der Kasse nicht immer seine Richtigkeit haben konnte. Seitdem sich Berdulli (dies war der Name des treu[illegible]ners, den Wilhelmine aus dem Hause [illegible]ht hatte) in Freudenthals Nachbarschaft etabliret hatte, war die Handlung sehr zurückgekommen. Jetzt solten und musten nun zwanzig tausend Thaler zurückgegeben werden. Man hätte sich gern geweigert, wenn's nur etwas helfen konnte. Aber alleweile stand die Sache so, daß keine Ausflucht statt fand; das Geld muste gezahlt werden und ward gezahlt. Hierdurch ward die Handlung so geschwächt, daß man kaum den Kredit erhalten konnte.

Das wuste Freudenthal nicht, daß es mit seiner Handlung so schlecht stand, und noch weniger war es sein Wille, daß sie durch die Bezahlung dieses Kapitals noch mehr geschwächt werden solte. Als sein Schwager so unerwartet zu ihm in die Stube trat, erschrack er dermassen, daß er roth Pulver einnehmen und die Ader lassen muste. Der Wortwechsel, der in der ersten Zusammenkunft vorfiel, mochte ihm wohl mehr geschadet haben, als das Schrecken des ersten Anblicks.

blicks. Der Umstand war etwas zu wichtig, und zwanzig tausend Thaler können auch wohl dem ärgsten Phlegmatikus heftige Bewegungen machen. Man hätte nicht gedacht, daß sie diesmal so gefährlich seyn würden; in der Gegenwart des Schwagers konnte er sich so ziemlich mäßigen. Noch da Schulze weggegangen war, sagte Freudenthal ziemlich gelassen zu Wilhelminen: „übergieb die Sache deinem Bruder, der wird wohl wissen, wie sie anzugreifen ist. Und muß es denn bezahlt werden, so soll 's nicht aus der Handlung, sondern aus meiner baaren Kasse genommen, oder das Kapital beim Geheimenrath von A** aufgekündiget werden. Das sind die zwanzig tausend Thaler, welche ich dahin gegeben habe." Aber es währte nicht lange, so muste er sich ins Bette legen und am folgenden morgen hatte er ein hitziges Fieber, das so gefährlich ward, daß es ihn beinahe ins Grab gelegt hätte.

Wilhelmine würde ihren Bruder von selbst wohl zu Rathe gezogen haben, wenn ihr Mann auch nichts gesagt hätte. Aber Unrecht konnte diesmal nichts thun. Der Geheimerath von A** war so glücklich gewesen, daß er in der Sache mit dem Fürsten selbst gesprochen hatte; und da war sie entschieden, ehe ein Mensch erfuhr, daß Schulze lebe und wiederkommen werde.

Aber aus den Quellen, welche Freudenthal anwies, konnte nicht geschöpft werden. Wenn er nur seine Frau angesehen, und das Gesicht bemerkt hätte, das sie machte, als er von dem Kapitale bei dem Geheimenrath von A** sprach. Das ließ sie schöne bleiben, daß sie das hergeben solte. Es stand bei ihm sicher, und war als ihr eigenthümliches Vermögen angegeben worden. Wenn alles schief gehen solte, dachte sie, so bist du geborgen und behältst das gewiß. Zur Kasse des Mannes hätte sie gern ihre Zuflucht genommen, wenn sie nur nicht ledig gewesen wäre. Seitdem ihr der Mann die Verwaltung derselben übergeben hatte, war sie sorgfältig dahin bedacht gewesen, eine besondere Kasse für sich anzulegen. Die ihrige wuchs ansehnlich an, aber des Mannes Kasse ward noch merklicher geschwächt. Es blieb ihr also kein anderer Weg übrig, als das Geld aus der Handlung zu nehmen, und ihr Mann wuste im hitzigen Fieber nichts davon.

Freudenthals Krankheit dauerte ein ganzes Jahr. Es fanden sich allerlei bedenkliche Umstände, bei denen der Arzt sogar die Achsel zuckte, und wenn ein Umstand gehoben war, fanden sich zwei andere an, die noch mehr zu schaffen machten. Endlich ward eine Auszehrung daraus, welche die Hofnung einer gänzlichen Genesung ver-

vereitelte. So weit kam er wieder, daß er auſſer dem Bette ſeyn, und in der Stube herumſchleichen konnte, aber eine kurze Friſt gab man ihm nur noch. Indeſſen half er ſich doch wider Aller Erwartung noch einige Jahre hin, und hätte vielleicht noch länger gelebt, wenn man anders mit ihm umgegangen wäre. Es war aber nicht anders, als wenn ſich alles ſo fügen muſte, daß Wilhelminens Intrigue an den Tag kommen ſolte.

Zuvor war's bunt im Hauſe zugegangen; ſo bald aber Freudenthal nach gar nichts mehr ſehen konnte, ging alles über und drüber. Die Frau machte Geld, die Diener wurden reich, und die Mägde vergaßen auch nicht, für ſich zu ſorgen. Nach grade ward man in auswärtigen Handlungen aufmerkſam, und die Kreditores fingen an, ſich zu regen. Aus Amſterdam und Bourdeaux waren ſchon Aufträge über wichtige Poſten an Liebrechten gekommen. Man wolte Freudenthalen nicht umwerfen, aber bei dem geringſten Verdacht, daß die Handlung kippen möchte, ſolte Liebrecht zufahren; das war die Inſtruktion, die er bekommen hatte. Liebrecht wuſte nicht, wie er ſich verhalten ſolte. Sein alter Freund dauerte ihn, er wuſte, wie höslich er war hintergangen worden. Zufahren wolte

er nicht gern; — ihn zu warnen trug er Bedenken, weil er sehr schwächlich war; — mit Wilhelminen war nichts auszurichten; — und gleichwohl furchte er sich, länger zurückzuhalten, weil sich das Gerede von seinen mißlichen Umständen täglich mehr im Publikum ausbreitete. Mitten in diesen Ueberlegungen bekam er einen Brief aus Hamburg von einem Kaufmann, der auch Anforderung an Freudenthalen hatte und sein specieller Freund war. Der Kaufmann hatte einen Brief an Freudenthalen eingelegt, und verlangte, daß ihn Liebrecht denselben selbst in die Hände geben solte, weil er schon mehrmals geschrieben, aber keine befriedigende Antwort bekommen hätte. „Ich fürchte," schrieb er, „daß mein Freund schändlich betrogen wird, und das Unglück über seinen Hals kommen könnte, eh ers denkt. „Wenn er auch krank ist, geben Sie ihm den Brief!"

Nun konnte Liebrecht nicht anders handeln, er muste hingehen. Den Augenblick zog er sich an. Ich weiß nicht, wars Glück oder Unglück, daß Wilhelmine grade nicht zu Hause war? Sie gab Visiten. Freudenthal war den Tag recht wohl, und freuete sich, als sein alter Freund Liebrecht hereintrat. „Sie haben mich ja ganz

verlaſſen!" ſprach er mit einem Ton der Liebrechten durchs Herz ging.

„Ach, nein!" antwortete Liebrecht, „mein Herz hat Sie nicht verlaſſen; aber! — Sie wiſſen ja wohl, Umſtände verändern viel."

„Das habe ich erfahren! Wolte Gott meine dritte Frau wäre noch am Leben, oder ich hätte nur — Ludwigen — bei mir — behalten."

„Darüber habe ich mich auch ſehr gewundert, daß Sie den von ſich gelaſſen haben. Ich glaube noch, er iſt ein guter Menſch, und würde Ihnen im Hauſe ſehr dienlich geweſen ſeyn."

„Freilich wohl! aber, was kann ich armer Mann machen? — Es mag bunt genug hergehen."

„Wenn Sie das ſelbſt ſagen! — — ich möchte wohl darüber mit Ihnen ſprechen, wenn ich nur wüſte, ob ich's wagen dürfte? ich wolte Sie nicht gern kränken."

„O nein! Sie ſind mein alter Freund, mit Ihnen ſpreche ich gern." Hier gab Liebrecht Freudenthalen den Brief. Er las. Als er ausgeleſen hatte und Liebrecht erwartete, daß er ſeine Erklärung ſagen ſolte, fiel er zurück in ſeinen Stuhl in Ohnmacht. Liebrecht erſchrack und ergriff eiligſt ein Glas mit ſtarkem Waſſer, das auf dem Tiſche ſtand. Freudenthal erholte ſich.

„Ach, Freund!" sprach er mit matter, sterbender Stimme, „bedauren — Sie mich; — man hat — mich — grausam — betrogen." Der Mann weinte bei den Worten.

Seitdem Freudenthal so matt war, daß er nicht aus der Stube gehen konnte, hatte Wilhelmine ihren Schrank herunter gebracht, damit sie desto weniger von ihm gehen durfte. An diesen Schrank führte Freudenthal seinen Freund. „Einmal ists geschehen," sprach er, „ich muß nun wissen, wie meine Sachen stehen." Hierauf wies er auf ein Kästchen, das auf der Erde in einem Winkel neben dem Schrank stand. Liebrecht muste es auf sein Bitten heraufangen und aufschliessen. In einem geheimen Schubkästgen, das so leichtlich nicht zu entdecken war, hatte er einen Schlüssel zu Wilhelminens Schrank liegen. Den ließ er sich langen und den Schrank damit aufschliessen. Liebrecht wuste nicht, was sein Freund machen wolte. Endlich aber zog er ein Schubkästchen heraus, welches ganz voller Briefe war. Es war nur gut, daß er an den Tisch damit ging und sich in seinen Stuhl setzte. Er nahm die Briefe alle heraus und legte sie umgekehrt auf den Tisch. Der unterste, der nun obenauf lag, war grade Ludwigs Brief, den Freudenthal an seinem Geburtstage vor drei Jahren in der Hand

gehabt

gehabt hatte. Er machte ihn auf und sahe nach der Unterschrift. „Ach!" rief er vergnügt und bestürzt, „mein Ludwig!" — Er las den Brief sehr langsam durch, und als er vermuthlich zu Ende seyn mochte, wandte er seine Augen nach dem Himmel und breitete beide Arme aus, als wenn er etwas in großem Affekt hätte sagen wollen; aber in dem Augenblick fiel der Brief aus seiner Hand auf die Erde, und plötzlich rührte ihn der Schlag, daß er knall und fall todt war, ohne ein Glied wieder zu regen.

Für Schrecken war Liebrecht halb todt. Er besann sich einen Augenblick und faßte die glücklichste Entschliessung. Er schloß Wilhelminens Schrank ab, und steckte den Schlüssel bei sich. Hierauf rief er im Hause die Leute zusammen und befahl, daß einer zum nächsten Barbier gehen solte, er aber lief eiligst zum Burgermeister, brachte sein Anbringen vor, und ließ schnell versiegeln. Wilhelminen hätte man beinahe in der Bestürzung vergessen. Die Hausmagd lief noch hin. Als sie aber mit ihrer Tochter ins Haus trat, war bereits alles versiegelt, und der Barbier ging nach fruchtlosen Versuchen mit der Erklärung fort: es ist nichts zu machen! ich habe viermal geschlagen aber — kein Blut.

Neuntes Kapitel.

Die Leser können der Leiche zu Grabe folgen. Aber Kutschen sind nicht da!

Wilhelmine konnte kaum Athem schöpfen, als sie ins Haus trat. „Daß Gott erbarme!“ schrie sie, „Leute, was habt ihr gemacht! und dabei wand sie die Hände und lief durch die zusammengelaufenen Leute hindurch, ohne einen einzigen anzusehen, hin zum todten Mann. „Ach, lieber Engelsmann!“ schrie sie wehklagend, „ach, daß Gott erbarme! ich sterbe vor Gram, ich arme Frau! ach — sobald und — um den be — besten Ma — Mann! ach Gott! wie Ki — Kinder haben wi — wir gelebt.“ Indem fielen ihre Augen auf Ludwigs Brief, der noch auf der Erde lag. Sie erkannte ihn gleich. „Potz Wetter!“ rief sie, indem sie den Brief aufhob, „was geht hier vor! wie kömmt der Brief hieher?“ Indem warf sie ihre Augen auf die herumstehenden Leute und entdeckte Liebrechten. Der neben ihr stehende Diener sagte, daß niemand bei dem Herrn in der Stube gewesen wäre, indem ihn der Tod überfallen hätte, als Herr Liebrecht.

„Nun!“

„Nun!" sagte Wilhelmine, „so muß ich von Ihnen Rechenschaft fordern," und ging auf ihn zu. Liebrecht führte hierauf Wilhelminen ans Fenster, und erzählte ihr den Vorgang, wie er war, doch mit so leiser Stimme, daß von den Leuten in der Stube niemand etwas verstehen konnte. Aber sie gerieth in eine solche Wuth, daß sie nicht so viel Mäßigung hatte, ihre Geheimnisse zu verschweigen, die ihr keine Ehre brachten. Sie stampfte mit dem Fuß, der Mund schäumte, und beide Augen traten so aus den Kopf heraus, daß man mehr als Halbkugeln sahe und den ausfahrenden Blitz der funkelnden Strahlen von allen Seiten auffing. „Der Teufel hat Sie wohl in meiner Abwesenheit ins Haus geführt! Ein andermal können Sie kommen, wenn ich da bin!" Nun fiel sie wieder in einen traurigen, jammernden Ton: „Sie sind Schuld an seinen Tod, wissen Sie das? und haben mich um den besten Mann gebracht! Tag und Nacht will ich ar — arme Wi — Witwe zu Gott wider Sie schreien." Indem ging sie nach ihrem Schrank hin und wolte den Brief wieder hineinlegen. Aber was für ein Schrecken überfiel sie, als sie den Schlüssel hineinstecken wolte und die Versiegelung bemerkte. „Was unterstehen Sie sich?" rief sie wüthend, indem sie Liebrechten mit

mit funkelnden Augen ansahe; und indem sie das sagte, hatte sie auch schon die Hand an das Papier gelegt, daß sie es abreissen wolte. Kaum daß es Liebrecht noch verhindern konnte. „Sehen Sie denn nicht," sprach er, indem er die Hand zurückhielt, „daß es Rathssiegel ist?"

Hier ward Wilhelmine blaß und stumm. Nicht lange, so fand sich die Sprache wieder. „Mein Gott!" rief sie aus, „was für ein Streich! Wer hat denn das angegeben? Das ist wohl gar ein Freundschaftsstückgen von Ihnen?"

„Ich kann nicht anders handeln, ich muste es aus Pflicht thun."

„Ach so! aus Pflicht! mein Mann hat Sie wohl gar zum Aufseher über mich bestellt?"

„Nein! das hat er nicht gethan. Aber gut wäre es gewesen, wenn er Ihnen seit zehen Jahren einen Aufseher gehalten hätte. Vielleicht wäre dann keine Versiegelung nöthig gewesen."

„Verflucht! wir sind Ihnen wohl recht viel schuldig! — freilich, reiche Leute können andern borgen."

„Madam! mäßigen Sie sich und verschonen Sie mich mit Anzüglichkeiten. Mir sind Sie nichts schuldig, aber destomehr meinen Klienten, die mir Aufträge zugeschickt haben. Kennen Sie

die

die Herren H** und G** in Bourdeaux, und die Herren W** und T** in Amsterdam?

Jeder Name brachte merkliche Veränderungen in Wilhelminens Gesichte hervor; sie kämpfte aber aus allen Kräften, daß sie sich von Verlegenheit und Bestürzung nicht überwältigen lassen wolte. Es traten ihr Thränen in die Augen. Sie wolte ihnen vermuthlich das Ansehen geben, als wenn sie aus Traurigkeit flössen, weil sie sich geschwind zur Leiche hinkehrte, und den Mann mit wiederholten Zunöthigungen bat, die verschlossenen Augen noch einmal zu öfnen und ihren Jammer anzusehen. Die Thränen träufelten aber nur einzeln herunter; und fingen an, unter begleitender heulenden Stimme stromweise herauszustürzen, sobald sie sich auf Klagen über die Ungerechtigkeiten der Welt einließ, und Himmel und Erde zur Rache wider diejenigen aufrief, die Witwen und Waisen so unverantwortlich kränken könnten, ehe noch einmal die Leiche ihres Versorgers unter die Erde gebracht wäre.

Indem trat ihr Bruder, der Hofrath Unrecht, herein. Im Hause lief noch alles für Bestürzung wider einander, daß kein Mensch daran gedacht hatte, ihn zu rufen. Aber die Nachricht: „Freudenthalen hat der Schlag gerührt," breitete sich wie ein Laufeuer aus.

Unrecht hörte sie auf der Strasse, als er eben in Gesellschaft gehen wolte. Er kam schnell gelaufen, und mochte wohl geglaubt haben, ihn noch am Leben zu finden; wenigstens schien das seine Bestürzung zu verrathen, die ihm der Anblick des todten Freudenthals machte. Wilhelmine ließ ihm keine Zeit, seine Empfindung auszudrücken. Sie fiel ihm mit Wehklagen und Angstgeschrei um den Hals, klagte über harte Bedrückung und Ungerechtigkeit, und flehete ihn um brüderlichen Schutz und Beistand an. „Das kann ich," sprach sie, „gar nicht zugeben, es muß wieder entsiegelt werden."

So konnte die Einrichtung freilich nicht bleiben, wie sie alleweile war. Man weiß ja wohl, wie es bei solchen Gelegenheiten herzugehen pflegt, wenn ein unvorhergesehener Unfall alle Köpfe in einem Hause betäubt. Die rathhäusliche Kommißion kam. Keiner von den Männern war jemals im Freudenthalschen Hause gewesen; sie konnten nicht wissen, was in den Thüren und Schränken, die sie fanden, verschlossen war. Sie forderten Licht, und gingen von Thür zu Thür. Diener und Mägde gingen mit. Wo sie aber auch nur gefragt wurden, ob in dem Schrank oder in der Stube etwas sey, was gebraucht würde, so antworteten sie: nein! So waren

waren also Schlafstuben und Kammern versiegelt, die man nicht entrathen konnte, und Wilhelmine hatte weder ein Kleid anzuziehen, noch Geld, das doch bei diesen Umständen ganz unentbehrlich war. Unrecht sorgte dafür und machte die Veranstaltung, daß die Kommißion wiederkommen muste. Wilhelmine führte sie zuerst vor ihre Stube. Liebrecht war zugegen und konnte nichts dawider haben; daß sie aufgemacht würde, weil Wilhelminens Bette und weibliche Geräthe drinnen standen. Man fing aber an, alle Schränke zu durchsuchen, und bis auf einen, in welchem Wilhelminens nöthigste Bedürfnisse gelegt wurden, ihres Widersprechens ungeachtet, zu versiegeln.

Am Fußende des Bettgestells stand ein Kästchen fast ganz unter dem Bette. Wenn man entfernt stand, konnte man's nur etwas hervorschimmern sehen. Ich glaube nicht, daß es ein Mensch bemerkt haben würde, wenn Wilhelmine die Kommißion nicht selbst darauf aufmerksam gemacht hätte, weil sie hinging und das Kästgen mit dem Fuß weiter unter das Bette hinunter schieben wolte. Liebrecht gab dem einen Rathsherrn einen Wink. Sogleich ging er hin, und wolte das Kästgen hervorziehen. Wilhelmine merkte seine Absicht, nahm geschwind das Kästgen

unter den Arm, und wolte damit zur Thür hinaus. „Es sind unerhebliche, weibliche Kleinigkeiten," sprach sie, „die keinen Menschen etwas angehen." Man wolte sie aber nicht damit hinauslassen. Die Vorstellung, daß es ihr nicht genommen würde, wenn sie erweisen könnte, daß es ihr zugehöre, halfen nichts. Sie sträubte sich, es fahren zu lassen, und der Rathsherr muste es mit einiger Gewalt ihren Händen entreissen. Er vermuthete nicht, daß es so schwer seyn würde, und versahe es, daß ihm das Kästgen aus den Händen fiel. Der Boden sprang in einigen Stücken los und — die Louisd'or liefen in der ganzen Stube umher. Es war eine sehr ansehnliche Summe, und jeder erstaunte darüber. Wilhelmine aber wor über den Streich ganz ausser sich; sie heulte und schrie und riß sich für Wuth die Haare aus dem Kopf. Man muste sie wegbringen lassen, damit das Geld nur aufgesucht und weggeschlossen werden konnte. Sie konnte sich aber gar nicht zufrieden geben und erboßte sich dermassen, daß sie in der folgenden Nacht ein gefährliches Gallenfieber bekam. Kein Mensch im Hause wuste, was er für Bestürzung thun solte.

Unrecht suchte sich zu fassen. Liebrecht und die rathhäusliche Kommißion begaben sich nach Hause, nachdem sie ihr Geschäfte verrichtet hatten;

hatten; er aber blieb und nahm sich des Hauses an. Für Wilhelminen konnte man weiter nichts thun, als daß man sie einem Medikus anvertrauete. Die Leute im Hause, die nicht wusten, woran sie waren, wurden zur Geduld und Ruhe verwiesen, bis in der Sache etwas vorgenommen werden könnte, und Unrecht veranstaltete alles, was zur Bestattung der Leiche nöthig war. Er hatte freie Gewalt, die Einrichtung nach seinem Kopfe zu treffen; die Tochter war zu unerfahren und die Mutter zu krank, daß sie sich um etwas bekümmern konnte.

Die Umstände des Hauses konnten nach seinen Gedanken so schlecht nicht seyn, daß man nöthig hätte, einen standesmäßigen Aufwand einzuschränken, wodurch man sich bei der Welt nachtheilige Urtheile zuziehen würde. Es durfte also an nichts fehlen. — Die Leiche ward einige Tage in einer schwarz ausgeschlagenen Stube zur Schau aufgestellt, und zur Bewirthung der Leichenbegleiter am Beerdigungsabend wurden die besten Zubereitungen gemacht. Der Abend kam, und die erbetenen Freunde wurden in sechs Kutschen zusammengefahren. Es kam eine zahlreiche Gesellschaft angesehener Männer zusammen, die so gut gewählt waren, daß sie sich wohl für einander schickten, Geheimeräthe, Hofräthe und Sekre-

tairs, lauter Freunde und Gönner von Unrechten, die sich durch mancherlei Gefälligkeitsdienste der Ehre längst würdig gemacht hatten, die er ihnen jetzt auf fremde Kosten erwies.

Ein einziger war unter ihnen, den man in mancherlei Betrachtung mit den übrigen nicht in eine Klasse werfen durfte, der Geheimerath von A**. Unrecht hätte ihn gern davon gelassen; er wuste, daß seine Gegenwart ihm und den übrigen allen einen unangenehmen Zwang auflegte; wenn es nur nicht vor der Welt so auffallend gewesen wäre. Er stand durch tägliche Geschäfte in gar zu genauen Verbindungen mit ihm. Seine Freunde riethen ihm selbst, daß er ihn durch Zurücksetzung nicht beleidigen möchte, zumal da sie für ganz gewiß glaubten, daß er die Einladung ausschlagen würde, sobald er das Verzeichniß derer läse, die alle gebeten werden solten. Aber Unrecht und seine Freunde betrogen sich diesmal; der Geheimerath von A** ließ, ohne nach der übrigen Gesellschaft zu fragen, durch den Leichenbitter die artige Antwort sagen: daß er sich nicht weigern könne, dem redlichen Freudenthal diese Achtung im Tode noch zu erweisen. Jetzt waren sie seit einigen Stunden schon alle bei einander.

Indeß

Indeß, daß in der Stube die Weingläser fleißig ausgeleert wurden, versammelte sich vor dem Hause eine unglaubliche Menge Volks. Neugierde, das ist bekannt genug, ruft bei solchen Gelegenheiten Menschen allerlei Art zusammen, und Muthwille, auch Bosheit beschäftiget sie die Zeit über, die sie auf der Straße zubringen. Jedem Redlichen ists Greuel, ihre Unterhaltungen zu hören. Dort werden die unanständigsten und niederträchtigsten Scherze getrieben, und hier im entscheidenden Tone lieblose, unbillige Urtheile gefällt. In gegenwärtigen Falle hielt sich der Pöbel dazu vorzüglich berechtiget zu seyn und sprach so laut, daß diejenigen von der Trauerversammlung, welche den Fenstern am nächsten saßen, alle Worte verstehen konnten. Man that einigemal Vorschläge, mit der Leiche zu eilen, damit nur dem Tumultuiren ein Ende gemacht würde. Aber der Geheimerath von A** suchte den Aufbruch zu verzögern.

Die ganze Versammlung wunderte sich darüber und konnte sich keine Absicht seiner Verzögerung denken. Wars ein anderer Mann, so hätte man wohl gar auf die Gedanken kommen sollen, daß ihm der Wein schmecke, aber der Aufwärter füllte allen übrigen Herren die Gläser gewiß sechsmal wieder an, ehe er das seinige einmal austrank.

trank. Ein gewisser Hofrath, der am wenigsten die Gabe hatte, beim vollen Glase müßig zu sitzen, gab endlich dem Geheimenrath von A** auf eine unartige Art seine Unzufriedenheit zu erkennen: „Sie wollen wohl gar, daß wir uns erst alle betrinken sollen?" Er bekam aber die gelassene Antwort: „Machen Sie es wie ich, so betrinken Sie sich sicher nicht." Endlich konnte man nicht länger warten, die gewöhnliche Zeit war schon lange vorbei. Die Laternen waren angezündet und die Träger nahmen die Leiche auf. —

Mit einmal entstand eine ausserordentliche Unruhe auf der Strasse. Es kam eine mit vier Pferden bespannte Kutsche von dem Ende, wohin der Leichenzug gehen muste, die Strasse heraufgefahren. Der Postillon schwenkte in beständigen Zuruf die Peitsche über die Pferde; — die Thiere liefen aus allen Kräften, daß ihnen das Wasser vom Leibe rannte; — Feuerfunken sprangen unter ihren Tritten aus den Steinen um ihnen herum; — das Geklirre der Hufeisen und das Schnauben der Pferde lockte die Leute in den Häusern an die Fenster, und trieb sie auf der Straße von ferne schon auf die Seiten. Im vollen Jagen beugten sie herüber und schnell hielt der Wagen vor dem Trauerhause, als die Träger mit der Leiche eben heraustreten wolten. Der

Postillon

Postillon legte sich mit straff angezogenen Leinen auf dem Sattelpferde zurück und rief Burrrr! — aus dem Wagen aber sprang in demselbigen Augenblick ein wohlgewachsener junger Mensch heraus.

Von den Leuten auf der Straße kannte ihn keine Seele. Berdulli, der Kaufmann grade gegenüber, lag aber in einem der obern Fenster und rief, sobald er den Fremden aus dem Wagen steigen sahe, für Freuden: „ach, der Sohn, der junge Herr Freudenthal, ganz gewiß!" so laut, daß es unten auf der Straße deutlich verstanden werden konnte. „Geduld, Kinder!" redete hierauf Freudenthal die Träger an, „erst muß ich meinen Vater noch einmal sehen."

Als der Vater so plötzlich starb, war Unruhe und Bestürzung im Hause groß; aber jetzt war sie beinahe größer. Die Träger machten kein Bedenken, zurückzutreten und die Leiche abzusetzen, sobald sie den Namen Vater aus dem Munde des Ankommenden hörten. Die Leichenbegleiter waren schon aufgefordert worden, der Leiche zu folgen, und waren zum Theil schon aus der Stube in den Hausflur herausgetreten. Unrecht stand mit dem Geheimenrath von A** voran, und konnte sich für Schrecken kaum auf den Füssen erhalten. Der Geheimerath verließ ihn und ging

zu Freudenthalen hin. Er empfing ihn mit einer ruhigen Freude, die gar keine Bestürzung verrieth, und umarmte ihn mit einer Zärtlichkeit, die ich bald brüderlich nennen möchte. „Seyn Sie willkommen!" sprach er, „edler Sohn meines Freundes!" und drückte ihn mit theilnehmendem Gefühl an seine Brust.

Sobald die Nachricht von der Ankunft des Sohnes sich im Hause ausbreitete und in die Krankenstube zu Wilhelminen drang, — und das geschah im ersten Augenblick; sobald verließ Wilhelminchen das Bette der Mutter, und kam die Treppe heruntergelaufen auf ihren Bruder zu, als er noch nicht aus den Armen des Geheimenraths frei war. „Ach, mein Bruder!" rief sie mit Weinen und Schluchzen einmal über das andere, „ach, mein Bruder! mein Bruder! wärst du hier gewesen! ach Noth! ach Noth!"

Dem Bruder schmolz das Herz für Kummer und Betrübniß, aber er nahm alle Kräfte zusammen um seine Schwester zu trösten. „Beruhige dich, mein liebes Minchen! es soll alles gut werden; ich will dein Vater seyn!" — und dabei strich er ihr liebreich die Backen. Sie wäre ihm nicht wieder von der Hand gegangen, wenn sie die Mutter nicht rufen ließ. Fast neun Jahre waren seitdem verflossen, daß Ludwig aus dem

Hause

Hause verstossen ward; von den damaligen Hausgenossen war jetzt keiner mehr da. Er kannte sie nicht; aber sie standen alle in einiger Entfernung da, Diener und Mägde, und forschten ängstlich in seinen Augen, was sie sich etwa bei der Untersuchung der häuslichen Umstände von ihm zu versprechen hätten.

Unterdessen war man beschäftiget gewesen, die Schrauben herauszuziehen und den Sarg zu öffnen. Der Sohn trat auf der rechten Seite grade in die Mitte an den Sarg hinan, sobald die Decke abgenommen war. Er schlug beide Arme in einander, sahe den todten Vater mit gesunkenem Haupte und leidender Mine an, und stand im tiefsten Gram versenkt eine merkliche Weile unbeweglich da. „Ja, er ists!" — sprach er endlich und ergriff seine Rechte Hand. „Ach, guter Vater! zu wenig traueteſt du Dir, und zu viel andern Menschen zu. Gewiß, ja! du zögest deine Hand nicht zurück, wenn du auch lebteſt; unsere Versöhnung ist gültig. Ach! könnteſt du hören! viel — recht viel sagte dir gern mein Herz. Doch! — schlaf wohl!" — Er küste ihn, wandte sich weg, trocknete seine Augen ab, und gab einen Wink, daß der Sarg zugemacht werden solte.

Berdulli überraschte ihn hier auf eine sehr gute Art, die allgemeinen Beifall erhielt. Der gute Mann war vom Freudenthalschen Hause nach Wilhelminens Wunsch und Angeben sehr verächtlich behandelt worden. Das alles achtete er aber nicht, sobald er den Sohn ankommen sahe, den er in den Jahren der Kindheit schon seiner Achtung und Liebe würdig gefunden hatte. Er folgte dem Zuge der Freundschaft, zog sich an und ging hinüber. Jetzt, als sich Freudenthal von der Leiche wegkehren wolte, stand er hinter ihm, und fing ihn in seine Arme auf. „Weinen Sie nicht!" redte er ihm zu, „wenn Sie es nur erlauben wollen, edler Mann! Berdulli ist noch Ihr Freund und nimmt von ihren Leiden soviel auf sich, als er tragen kann." Freudenthal war jetzt zu gerührt, daß er hätte viel reden können. Er erkannte aber seinen alten Freund Berdulli, der im väterlichen Hause oft sein Schutz und Trost gewesen war. „Ach Berdulli!" — mehr sprach der Mund nicht; aber der Blick sagte viel, den er jetzt auf ihn warf. Er küßte ihn, drückte ihm die Hand und folgte dem Geheimenrath mit Berdulli'n in die Stube.

Ich weiß nicht, was Freudenthal gedacht und gesagt haben würde, wenn er alleweile aufgelegt gewesen wäre, über äussere Gegenstände zu

reflekti-

reflektiren. Stühle ſtanden genug in der Stube unordentlich herum, auch ausgeleerte Weinflaſchen fielen in Menge in die Augen, man mochte ſie auf oder unter den Tiſch hinrichten; aber — von denen, die ſie ausgetrunken hatten, war kein einziger mehr da. Man hatte den Vorgang im Hauſe nicht einmal bemerkt. Freudenthal hatte in ſich zu viel Beſchäftigung, und der Geheimerath, der mit unverwandten Augen Freudenthals Bewegungen beobachtete, war dadurch ſo in ſeine Melancholie hineingeſtimmt worden, daß er ſich auch durch das bemerkte Raſſeln der Kutſchen daraus nicht hatte erwecken laſſen. Aber Verdulli, und die Leute auf der Straſſe hatten alles ſehr genau bemerkt, und konnten mit ausführlichen Nachrichten dienen. Was man heute Abend nicht erfuhr, das ergänzten die Erzählungen, die man in den Frühſtunden des morgenden Tages auf öffentlichem Markte und in allen Straſſen der Stadt hören konnte.

Freudenthals Reiſewagen hatte kaum Platz gemacht, ſo war Unrecht herausgetreten und hatte befohlen, daß die Trauerwagen verrücken ſolten. Den Kutſchern war es bedenklich vorgekommen, ſo lange ſie auch ſchon hatten warten müſſen; weil die Leiche noch im Hauſe ſtand, die doch vorangetragen werden muſte. Aber die Ei-

gen-

genthümer der Wagen waren bei der Gesellschaft. Jeder stolperte also nach seinem eigenen Wagen hin und nahm mit, wer gleich bei der Hand war. Sobald nur erst einige fortfuhren, hatte kein einziger ins Trauerhaus zurückkehren wollen, und wer keinen Wagen hatte erreichen können, vertrauete sich seinen Füssen an, und ließ sich von denen so gut nach Hause bringen, als sie konnten. Die einzige Kutsche des Geheimenraths von A** stand noch vor der Thür.

Nach der Erzählung des Kutschers hatte Unrecht beim Wegfahren mit dem Teufel viel zu thun gehabt, und war sehr unzufrieden gewesen, daß er Leute, die Unruhe anzurichten kämen, nicht bei guter Zeit weghole. In den Kutschen solten auch die Glasscheiben ziemlich geklungen haben, und am Ende der Straße hätten sich ein Paar, wie es ihm vorgekommen wäre, in der Gosse herumgewälzt und tapfer ausgeschimpft. — Der Vorfall machte in der ganzen Stadt viel Aufsehens; aber Freudenthal war darüber weg. „Wer drei Freunde hat," sprach er, „wann er stirbt, der hat Freunde genug," und so ließ er die Leiche forttragen und folgte mit dem Geheimenrath von A** und Berdulli'n in der Kutsche nach.

Zehentes Kapitel.

Was der Leser gern wissen möchte.

Viel will ich eben nicht verwetten, daß sich nicht hier und dort Leser finden solten, die mit dem Schlusse des vorigen Kapitels nicht ganz zufrieden sind. Ich weis wohl, was man verlangt: man soll, wenn man erdichten will, bei der Wahrscheinlichkeit bleiben, und Situationen und Auftritte so anlegen als sie im menschlichen Leben täglich aufstossen und aufstossen können. Hat man aber wohl jemals gehört, daß eine ganze Gesellschaft von Leichenbegleitern nach Hause gefahren ist, ehe die Leiche zu ihrer Ruhe gebracht worden? Und woher kömmt denn Ludwig grade in dem Augenblick, als die Leiche aus dem Hause getragen werden soll, und keinen Augenblick eher oder später? Er muß noch dazu recht jagen, damit er das Haus nur erreicht. Freilich! man merkte ja wohl, der Autor wolte haben, daß er seinen Vater im Sarge noch einmal sehen solte. Das ging auf der Straße nicht an, und der Leser muß sich wohl gefallen lassen, lauter Ueberraschungen und ungewöhnliche Zusammenflüsse förderlicher Umstände zu lesen, die den Absichten des Verfas-

sers

sers zuträglich sind. Ja! es ist gut! man liest ja wohl, aber — man wirft auch wohl das Buch weg. — Nur dies bitte ich mir von meinen Lesern aus, daß sie das nicht thun. Geduld! es ist mehr wahres in meiner Geschichte, als meine Leser denken; das Ende dieses Kapitels wird mich rechtfertigen.

Ich kann schlechterdings nicht widerrufen, die Sache hat ihre Richtigkeit. Unrecht und die übrigen Herren alle, bis auf den Geheimenrath von A**, drei und zwanzig an der Zahl, fuhren und gingen nach Hause, sobald Ludwig Freudenthal kam. Wem das unglaublich vorkömmt, der kennt Unrechten nicht. Er war ein schlechter Mann, das muß jedermann gestehen. Aber er wär' es in einem weit höhern Grade, wenn er in diesen Verbindungen Freudenthals Anblick nur einen Augenblick hätte ertragen können. Die Bestürzung [illegible] ihn schon verjagen können, die diese unerwartete Erscheinung verursachen muste. Aber ein Gedanke an die Folgen muste so viel Angst für ihn haben, daß er — ins Wasser hätte laufen mögen. — Warum aber, möchte man denken, liefen denn die zwei und zwanzig übrigen, die sich nicht in einerlei Lage mit Unrechten befanden? — Was diesen Umstand betrift, da muß ich meine Leser noch zu einiger Geduld verweisen;

weiſen; ſie kennen die Leute noch nicht. Einige von ihnen werden ſie vielleicht in der Folge näher kennen lernen; vorjetzt aber müſſen ſie ſich damit beruhigen, daß ſie wiſſen: es waren alles Unrechts Freunde. Es kam auf ihn allein an, wen er bitten wolte; und er würde ſie ja nicht haben bitten laſſen, wenn er ſie nicht als Männer gekannt hätte, die nicht ſtill ſtanden, ſobald er lief.

Noch eins! man muß einen Unterſchied unter Leichen und Leichen machen. Wo ein Glas Bier und eine Pfeife Tabak gegeben wird, da möchten dergleichen Unkoſten nicht leicht zu befürchten ſeyn. Aber man ſolte nur Unrechts Rechnungen durchgeſehen haben! Zween Eimer Wein waren den Abend ausgetrunken worden! „Die Rechnung," könnte man ſagen, „hatte auch Unrecht gemacht." Das iſt wahr, Unrecht hatte ſie gemacht, und ich glaube ohne Weigerung, daß ſie mit allen ſeinen übrigen Rechnungen nach einerlei Grundſätzen wird gemacht worden ſeyn. Aber diesmal hätte ſie immer ein jeder anderer mögen gemacht haben, ſie würde meinen Leſern doch auffallend genug geweſen ſeyn. Als ein alter vieljähriger Freund des Vaters ging ich den andern Tag hin, den Sohn zu beſuchen, ſobald ich hörte, daß er angekommen ſey. Es war nicht gleich jemand da, als ich ins Haus hineintrat: ich klopfte

klopfte an, und machte die Stubenthür auf. Da kam ich in die Stube, in welcher gestern die Leichenbegleiter waren bewirthet worden. Ich sahe keinen Menschen, aber etliche und funfzig Flaschen standen auf und unter dem Tisch. Hierauf kam jemand, der mich zu Freudenthalen führte. Bei Gelegenheit, wo es das Gespräch so mit sich brachte, äusserte ich meine Verwunderung über die vielen Flaschen, die ich in der Trauerstube stehen gesehen hatte. „Das sind sie noch lange nicht alle," gab mir mein Freund zur Antwort, „man hat schon viele weggetragen." Also der Wein thut auch etwas, und das weiß jedermann, daß die Handlungen, die seine Kraft allein bestimmt, nicht von der Vernunft beurtheilt werden müssen. Von Leichenkondukten, — lieben Leser! wenn das meine Absicht wäre, davon könnte ich Dinge schreiben, die jedermann als die unwahrscheinlichsten Erdichtungen verschreien würde, und es solten doch lauter Vorfälle seyn, die ich mit meinen eigenen Augen angesehen habe. „Gut! das mag denn seyn! Aber woher kam Ludwig so geschwind?" Das wird sich gleich aufklären.

Trinchen war grade ins rechte Haus gekommen. Zu den damaligen Zeiten hatte man in den meisten Hochadelichen Häusern die Gewohnheit, daß man sich zum alltäglichen Umgange ein bür-

bürgerliches Mädchen wählte, mit welcher die müßigen Stunden hingebracht wurden, die von Bällen und Assembleen unbesetzt blieben. Vermuthlich hatten die Eltern der Geheimenräthin keine andere Absicht, als sie Ludwigs Mutter aus der Nachbarschaft zu sich kommen liessen, und Gelegenheiten dazu machten, daß sie von ihrem zehenten Jahre an tagtäglich zur Fräulein kommen muste. Aber Jungfer Hannchen (so hieß Ludwigs Mutter) wuste sich durch ihr sittsames und gefälliges Betragen bald so in Liebe und Achtung zu setzen, daß sie dem ganzen Hochadelichen Hause mehr als nothdürftig erträglicher Zeitvertreib galt. Fräulein Emerentia, (das war die Geheimeräthin) lernte bald den Werth ihres guten Herzens schätzen, und ward durch ihre gefällige Artigkeit so für sie eingenommen, daß sie ohne sie nicht leben konnte, und bis an ihr Ende eine fast schwesterliche Liebe gegen sie unterhielt. In der letzten Krankheit wagte es Ludwigs Mutter die Geheimeräthin, als sie Abschied von ihr nahm, im rührenden Ton einer Sterbenden zu bitten, daß sie sich ihres Sohnes annehmen, und ihn der Vorsorge und dem Schutze ihres Gemahls empfehlen möchte. Sie versprachs unter herabfliessenden Thränen, und hielt's redlich.

Ihr Gemahl, der Geheimerath von A** fand in seinem Herze Trieb genug, solche Handlungen, als diese war, ungebeten zu verrichten. Die Fürbitte einer liebenswürdigen Gemahlin, die sich seine ganze Hochachtung erworben hatte, setzte ihn also so in Thätigkeit für Ludwigen, daß er auf alles aufmerksam war, was ihn betraf. Aber in den Umständen ließ sich nichts thun. Mit der Erziehung die man ihm gab, war er nichts weniger als zufrieden. Doch war sie so, daß man den Vater keiner Pflichtlosigkeit beschuldigen, und unter dem Schutze der Gerechtigkeit den Sohn seinen Händen entziehen konnte. Freundschaftlicher Rath ward angenommen, aber nicht befolgt; und Wilhelmine wuste ihre Gesinnungen und Absichten so zu verstecken, daß man zwar Argwohn genug schöpfte, aber ihr keine Vorwürfe machen durfte. Nun kam der Umstand mit Trinchen. Sie wuste, daß der Geheimerath für Ludwigen sehr besorgt war, und nahm deswegen ihre Zuflucht zur Geheimenräthin. Dies war die beste Gelegenheit, die letzte Bitte der Mutter zu erfüllen und Wilhelminens Intriguen zu vereiteln. Trinchen ward in Dienste genommen. Nun muste Wilhelmine aus Furcht behutsam gehen, und durfte den Vorfall mit ihr und Ludwigen bei weitem nicht so

nutzen,

nutzen, als sie sonst gethan haben würde. Ludwigen ließ der Geheimerath, während daß Unrecht Anstalten, ihn fortzubringen, machte, insgeheim zu sich rufen. Der Geheimerath erfuhr von ihm die Entschliessung der Eltern und Unrechts Absichten, ihn nach N** auf die Schule zu bringen. Auf seinen Rath muste Ludwig die Versuche machen, obs möglich wäre, vor seinem Vater zu kommen, und dessen Herz zur Aenderung seines gefaßten Entschlusses zu bewegen. Es half aber nichts, Ludwig solte und muße aus dem väterlichen Hause verstoßen seyn. „Nun," sprach er, „so soll Sie Unrecht noch weniger in seiner Gewalt behalten." Er versprach; in Vaters Stelle zu treten; erbot sich, das Geld zu seiner fernern Erziehung bis zum künftigen Aufschluß der Sachen, herzugeben; und gab ihm eine Anweisung, wie er sich bei der ersten Gelegenheit heimlich von der dasigen Schule entfernen und wohin er sich wenden solte. Der Ausgang kam anders, als man erwartet hatte. Hätte seine Entweichung, wie man erwartete, den Eltern Sorge und Unruhe gemacht, so waren ganz andere Maaßregeln beschlossen. Unrechts Betrug, den er bei dieser Gelegenheit spielte, hatte man nicht vermuthet. Da er aber Ludwigs Entweichung gar nicht bekannt werden ließ,

so ließ der Geheimerath auch das Publikum in Unwissenheit, wo Ludwig sey, bis die Umstände sich ändern würden.

Also auf des Geheimenraths Anweisung und Rath that Ludwig alles. Er ging nach Holland zu einem Bruder des Geheimenraths, welcher einen Sohn von gleichem Alter hatte. Ludwig genoß in dessen Gesellschaft die fürtreflichste Unterweisung, und ward mit ihm auf die Universität sehr wohl vorbereitet. Der junge Liebrecht hatte nicht Unrecht, Ludwig Thalmann war Ludwig Freudenthal. Er studirte in Gesellschaft dieses jungen Edelmannes vier Jahre in Leiden. Nach Verlauf derselben machte er einen neuen Versuch, seines Vaters Herz zur Versöhnung und liebreichen Aufnahme zu bewegen. Durch des Geheimenraths Veranstaltung kam sein Brief in des Vaters Hände. Aber Wilhelmitens List machte auch diesen Anschlag zu Schanden. Nun ging er an einen auswärtigen Hof, wo er durch des Geheimenraths von A** Empfehlung bald eine ansehnliche Bedienung erhielt. Man wußte nicht, daß er einen andern Namen angenommen hatte. Diese Namensveränderung ist aber Schuld, daß man weder den Ort, wo er gewesen war, noch seinen Charakter, den er daselbst bekleidet hatte, erfahren konnte. Er selbst

machte bis hieher seinen besten Freunden daraus ein Geheimniß.

Unterdessen hatte er mit dem Geheimenrath eine beständige Korrespondenz unterhalten. Sobald sein Vater in die kränklichen Umstände verfiel, gab ihm der Geheimerath Nachricht davon. Die Umstände wurden bedenklicher und die Genesung zweifelhafter; der Geheimerath schrieb: „setzen Sie sich in Bereitschaft, daß Sie den Augenblick abreisen können, sobald ich schreibe, daß Sie kommen sollen. Lange wirds Ihr Herr Vater nicht mehr [illegible]." Endlich erfuhr er von Liebrechten die Absichten der auswärtigen Kaufleute aus Bourdeaux und Amsterdam. Mit der ersten Post schrieb er, daß Ludwig kommen möchte. Aber der Vater starb, und der Sohn war noch nicht da. Der Geheimerath erwartete ihn alle Stunden, und glaubte gewiß, daß er auf dem Wege seyn müsse. Indessen schickt. er noch eine Stafette fort, damit er destomehr eilen möchte, wenn er vielleicht seinen Vater noch im Sarge einmal sehen wolte. Es war andem, Freudenthal hatte sich aufgemacht; aber der Weg war so weit, daß er ganz gewiß einen Tag später angekommen seyn würde, wenn ihm die Stafette verfehlt hätte. Sie traf ihn auf der Hälfte des Weges im Posthause bei Tische. Nun

fuhr er Tag und Nacht, und meine Leser wissen es schon, daß er keine Minute Zeit übrig hatte. Wäre es nach dem Willen der mehresten Leichenbegleiter gegangen, so wäre die Leiche schon in der Erde gewesen.

Eilftes Kapitel.

Der Leser lernt Menschen kennen.

Den heutigen Tag vergesse ich nicht, so lange ich lebe. Gott! was ist das für ein Mann, der junge Freudenthal! Jedes Wort, das er spricht, ist edle Menschenliebe, jede Handlung Güte. Hätte doch mein guter alter Freund die Freude haben mögen, seinen Sohn nur einen Tag zu sehen! Ich glaube, er wäre gesund geworden oder — glücklicher gestorben. Ich muste mich neben ihn setzen und von seinem seligen Vater mit ihm sprechen. Wie ging mir das durchs Herz, als er den Verlust seines Vaters so bitterlich beweinte! „Neun Jahre," seufzte er, „habe ich müssen von seinem Angesichte verstoßen seyn, und gleichwol bin ich mir keines unkindlichen Gedankens wider ihn bewust. Hätte ich ihn doch nur eine Stunde sprechen können, nur eine Stunde! — Gott! —

es ist geschehen!" Er kehrte sich von mir weg nach's Fenster hin, daß ich seine Thränen nicht sehen solte. Ich ging hin und wolte ihn trösten, aber — ich muste selbst mit weinen. Es war nur gut, daß wir nicht länger allein blieben.

Ich weiß auch nicht, was das für Menschen seyn müssen, die die Welt immer und ewig beseufzen und beständig nur von bösen Menschen zu reden wissen, als wenn die Welt mit lauter Teufelsbrut besetzt wäre. Warum spricht man denn so wenig von guten Menschen? — „Es giebt deren wenigere." — Wenn das nicht Lieblosigkeit spricht! Mich dünkt immer, man kann die Menschen finden, wie man sie haben will. Und wenn's denn auch wäre, daß mehr böse als gute Menschen auf der Welt wären, so sind doch mehrere da, die — gut seyn könnten, und gut seyn würden, wenn's darnach angefangen würde. Man solte weniger von bösen, und mehr von guten Menschen sprechen. Tadelsucht und Unzufriedenheit schlägt nieder. Von den Kanzeln und — auf den Märkten hört man einerlei Sprache; man schimpft auf sein Geschlecht. Daß es doch diesen Richtern nicht einfällt, daß sie auch Menschen sind! Machts doch, Menschen! — wie der liebe Gott, und nehmt den guten Willen für die That hin! — Vergeßt doch über eine gute Handlung

hundert Fehltritte! — Lobt eure Brüder beim ersten Schritt, den sie auf dem Tugendwege zurücklegen! Sprecht ihnen viel von guten Menschen und edlen Handlungen vor! — Es ist doch einmal nicht anders, Menschen bleiben Menschen und der vollkommenste ist noch weit zurück. Wünschen möchte ich freilich, daß alle Menschen so wären, als diese, in deren Gesellschaft ich heute den Werth und die Freuden des Lebens empfunden habe.

Erst kam Bernulli, der Kaufmann grade gegen über; nicht lange hernach der Geheimerath von A**; und endlich trat der Advokat Liebrecht herein. Ich habe die Männer längst zu kennen geglaubt; aber es ist nicht wahr, ich habe sie heute erst kennen gelernt. Sie fragten alle, ob Freudenthal seine Mutter noch nicht gesprochen hätte. Er antwortete, nein! Da konnte ich denn doch meinen Unwillen über eine solche unwürdige Mutter kaum bergen. Freudenthal hatte sie gestern schon, nachdem er vom Grabe zurückgekommen war, bitten lassen, daß sie ihm erlauben möchte, ihr seinen kindlichen Respekt zu bezeugen. Er hatte heute, sobald er aufgestanden war, um die Erlaubniß gebeten, ihr einen guten Morgen sagen zu dürfen; aber sie hätte beidemal die Antwort gegeben, daß er vor ihre

Augen nie kommen dürfe, und wenn er das Haus nicht räumen würde, so wolle sie es räumen, sobald es ihre Gesundheitsumstände zuliessen. Nicht einmal die Schwester, Wilhelminchen, durfte mit dem Bruder sprechen, und bekam für ihre gestrige Eilfertigkeit Schimpf und Drohung. „Kränken Sie sich darüber nicht," sprachen die Herren alle drei, „sie hat gegen keinen Menschen ein redliches Herz, vielweniger ein mütterliches gegen einen Stiefsohn."

Freudenthal lenkte das Gespräch auf die Umstände des Hauses. Jeder Ausdruck gab zu erkennen, wie wehe es ihm that, daß die Handlung in solche Unordnung gerathen war, und sein Vater noch in der Erde beschimpft werden solte. „Solten denn die Kreditores," fragte er, „nicht befriediget werden können?" Liebrecht antwortete zuerst. Er hatte sich schon erkundiget, ob sich noch mehr Kreditores gemeldet hätten; aber zur Zeit war noch keiner weiter gekommen, als diejenigen, die ihm Vollmacht gegeben hatten. Die Summe ihrer Fordrungen belief sich fast an hundert tausend Thaler. Freudenthal erschrack über die Summe. „Beruhigen Sie sich!" sprach Liebrecht, „ich will nicht als Advokat, sondern als Ihr und Ihres seligen Vaters Freund handeln. Der Herr Geheimerath hatte mir im

Vertrauen entdeckt, daß Sie kommen würden, und ich habe bereits an die Kreditores geschrieben. Ich denke, sie werden meine Vorschläge annehmen, und wenn ich heute Antwort bekomme, so lasse ich entsiegeln. Dann machen wir die Sache in der Stille unter uns ab, ohne daß ein Mensch ein Wort davon erfahren soll." „Ich möchte nicht gern," antwortete Freudenthal, daß die Kreditores etwas verlieren solten.

Berdulli gab hier eine Erklärung von sich, die eine allgemeine Verwunderung verursachte. „Zwanzig tausend Thaler," sprach er, „gebe ich zur Befriedigung der Kreditoren her." Man bat sich eine nähere Erklärung darüber aus, und wunderte sich noch mehr, als man aus seinen Handlungen einen Mann an ihm erkannte, für den ihn niemand angesehen hatte. Berdulli war auf Wilhelminen vom ersten Augenblick an, als sie ins Haus kam, sehr aufmerksam gewesen. Er hatte ihre Absichten bald entdeckt und ihre Maaßregeln sehr gefährlich gefunden. Die Einsichten hatte sie nicht, daß sie hätte die Handlungsbücher untersuchen, und die wahren Umstände übersehen können. Wenn sie nur immer Geld fand und zugreifen konnte, so war sie zufrieden. Er sahe wohl ein, daß es am Ende nicht gut gehen würde, und muste furchten, daß zuletzt noch schwere

Verantwortung auf ihn fallen könnte. Er hatte das ganze Vermögen des Herrn unter seiner Verwaltung. Gleich im ersten Jahre wagte er, dem Herrn Vorstellungen zu machen, die ihm wohl die Augen hätten öffnen können. Aber sein Vertrauen zu Berdulli'n und zu seiner Frau, oder seine Liebe zur Gemächlichkeit war zu groß; er achtete nichts und schlief fort. Unterdessen ging Wilhelmine immer weiter, und brachte es endlich dahin, daß Ludwig aus dem Hause verstoßen ward. Das war eine Kränkung für Berdulli'n, als wenn er selbst beschimpft würde, so viel hielt er auf Ludwigen. Er faßte in demselben Augenblick den Entschluß, seine Dienste zu quittiren, wofern er's nicht bey dem Herrn dahin bringen könnte, daß Wilhelmine von der Handlungskasse und aus der Schreibstube bleiben müsse.

Einige Wochen vorher, als Ludwig fort muste, waren einige Posten eingelaufen, die sich zusammen auf zehen tausend Thaler beliefen. Sie wurden zwar nur in Bankoscheinen bezahlt, aber Berdulli fand kein Bedenken sie anzunehmen. So hoch, als sie angeboten wurden, waren sie allenthalben, so gut als baares Geld, zu gebrauchen. Indessen konnte er den Herrn deswegen nicht befragen, weil er eben krank war. Zum

Glück

Glück hatte er diese Bankoscheine noch nicht abgegeben, als er es kurz nach Ludwigs Verbannung wagte, in Wilhelminens Abwesenheit dem Herrn mancherlei Dinge zu hinterbringen, die Wilhelmine ihm nicht hinterbracht haben wolte. Die Folge war, daß er den Abschied bekam. „Mir," sprach er, „war's eben recht; ich hatte schon lange keine Lust mehr gehabt, in einer Handlung zu dienen, wo es so unordentlich zuging. Aber für Sie war ich besorgt. Ich konnte nichts anders vermuthen, als daß Wilhelmine einen Menschen an meine Stelle setzen würde, der mit ihr einstimmig handelte; und denn war's unvermeidlich, sie muste reich, und die Familie arm werden. Sogleich faßte ich den Entschluß, die zehen tausend Thaler stillschweigend an mich zu behalten. Ich verkaufte die Bankoscheine und nahm das Geld in meine Handlung. Das Glück hat mir wohl gewolt, ich habe in den neun Jahren zwanzig tausend Thaler damit erworben. „Sie," sprach er zu Freudenthalen, „sind also mein Kompagnon gewesen und können, wenn Sie wollen, das Kapital und die Hälfte des Gewinnes in Empfang nehmen."

Freudenthal wolte ihm hier in die Rede fallen; er ließ sich aber nicht unterbrechen. „Ich verbitte alle Lobsprüche," sprach er mit Eifer, „ich habe

habe sie nicht verdient. Als ein ehrlicher Mann konnte ich nicht anders handeln. Meine Absicht war zwar, Ihnen dadurch besonders einen Nutzen zu stiften, weil ich vorhersahe, daß Sie bei der Wirthschaft um ihr Erbtheil gebracht werden würden. Aber, wenn ich auch das Unglück gehabt hätte, von Ihnen nie wieder etwas zu erfahren, so würde ich deswegen das Geld nicht an mich behalten haben. Bei Untersuchung Ihres Gewölbes werden Sie eine Handschrift von mir finden, worin ich mich zum Schuldner von zehen tausend Thaler bekenne. Ich habe sie darum hingelegt, um mich rechtfertigen zu können, daß ich keine unredliche Absicht gehabt habe. Verzeihen Sie mir nur, daß ich mir etwas unterstanden habe, was ich nicht entschuldigen kann, wenn Sie meine gute Absicht nicht als Entschuldigung gelten lassen wollen."

Freudenthal konnte nicht Worte genug finden, seine Freude auszudrücken. Wie er sich erklärte, so empfand er über das Geld so viel Freude nicht, als darüber, daß er einen redlichen Mann und einen solchen Freund gefunden hätte. Er meinte gar, daß er den Gewinn nicht annehmen würde, wofern die Kreditores ohne denselben befriediget werden könnten. Aber das ward ihm nicht eingeräumt. „Das Geld," sagte Berdulli, „kömmt

„kömmt Ihnen mit Recht zu, und Sie sollen's und müssen's nehmen." Freudenthal hatte nun einen andern Einfall. „Gut!" sprach er, „es fällt mir noch eins ein. Ich bin bei dem Herrn Geheimenrath in tiefe Schulden gerathen, da Sie mich haben sechs Jahre lang auf Schulen und Universitäten erhalten. So will ich denn dies Geld dazu anwenden, diese Schuld zu tilgen."

Es war, als wenn sie einander eifersüchtig gemacht hätten; keiner wolte dem andern den Vorzug in der Großmuth lassen. „Warten Sie nur," sprach der Geheimerath, „bis ich Sie mahne. Sie wissen, daß ich drei Söhne gehabt, aber alle drei frühzeitig wieder verlohren habe. Ich bin froh, daß ich etwas beitragen kann, der Welt einen brauchbaren Mann zu verschaffen, der geschickt ist, wenn ich sterbe, meine Stelle auszufüllen. Ich bin belohnt genug. Wenn Sie mir etwas dafür geben wollen, geben Sie mir Ihre Freundschaft und Liebe und seyn Sie mein Sohn." — Er hätte noch weiter gesprochen, aber Freudenthal sprang vom Stuhle auf. Der Geheimerath merkte seine Absicht, ging ihm entgegen, und fing ihn mitten im Zimmer in seinen Armen auf. Mehr Zärtlichkeit und Ehrfurcht können Vater und Sohn einander nicht erweisen; und

Freudenthal hatte Recht zu sagen, daß ihm das Glück mehr wiedergebe, als der Tod genommen habe.

Der Geheimerath wolte indessen das Gespräch nicht von dem Zweck abbringen, wohin es Freudenthal vom Anfange gerichtet hatte. Auch ihm war es angenehm, wenn des Vaters guter Name im Grabe keinen Flecken bekam. Er fing von den dreißig tausend Thalern an, welche er an die Freudenthalsche Handlung zu bezahlen hätte. — Da kam alles zum Vorscheine, was es mit dem Kapitale für eine Bewandniß hatte. Liebrecht wuste die Umstände sehr genau, und sprach von Beweisen, die er in Bereitschaft hätte, daß Wilhelmine keinen baaren Groschen Eigenthum gehabt und zu ihrem Mann gebracht hätte. Der Geheimerath erzählte hierauf die Unterredung zwischen Wilhelminen und ihrem Bruder Unrecht, welche Trinchen und Ludwig am Tage ihrer Verstossung mit angehört hatten. Man zog das einstimmige Urtheil daraus, daß die Ehestiftung ein wahrer Betrug sey. Keine Obrigkeit würde sie unter diesen Umständen so wenig für gültig halten, als sie die dreißig tausend Thaler für Wilhelminens Eigenthum anerkennen würde. Es ist die ungerechteste Verletzung der Kinder aus den vorhergegangenen Ehen, und

wenn

wenn keine Kreditores da wären, könnte Wilhelmine doch nach den Landesgesetzen keinen Pfennig mehr bekommen als Kindestheil, nachdem jene ihre mütterlichen Erbtheile vorweg genommen hätten.

Man sah' es Freudenthalen an den Augen an, daß er mit dieser Wendung des Gesprächs nicht zufrieden war. Er hatte an Trinchen in langer Zeit nicht gedacht; bei dieser Erzählung muste er sich ihrer natürlicherweise erinnern. Er fragte den Geheimenrath, ob sie noch bei ihm im Hause wäre? und bekam die Antwort, daß sie an einen Prediger auf dem Lande verheyrathet sey, mit dem sie ganz glücklich lebe. „Das ist mir Freude zu hören, daß es ihr wohl geht; aber damit bin ich sehr unzufrieden," sprach er zum Geheimenrath, „daß sie Ihnen alles wiedersagen muste. Ich gäbe heute etwas darum, daß ich selbst das Gespräch meiner Stiefmutter und meines Onkels nicht mit angehört hätte, so gern möcht ichs der ganzen Welt verborgen wissen; und sie breitets aus."

Ernst mochte es wol nicht seyn, daß der Geheimerath Beleidigung in dieser Antwort finden wolte. Wenn's das aber auch gewesen wäre, so war's doch unmöglich, auf Freudenthalen den geringsten Unwillen zu werfen, sobald man seine Erklä-

Erklärung hörte. „Sie sehen's ja selbst," sprach er, „daß sie nichts gut's dadurch gestiftet hat. Aus Freundschaft gegen mich und aus Eifer für meine Vortheile, urtheilen Sie strenger, als Sie nach Ihrer sanften Gemüthsart urtheilen würden, wenn Ihnen dieser Umstand nicht bekannt worden wäre. Sie ist nun einmal die Frau meines Vaters gewesen. So schlecht sie auch gegen ihn und mich gehandelt haben mag, so soll mich das doch nicht verleiten, auf Rache wider sie zu denken. Wenn sie so gesetzt wird, daß sie Noth leiden muß, das bringt meinem Vater im Grabe keine Ehre; und wenn ihr Betrug mit dem Gelde bekannt würde, das macht meinen Vater der Einfalt und der Ungerechtigkeit gegen seine Kinder verdächtig. Ich will mich in allen übrigen Dingen gern durch Ihren weisen Rath leiten lassen, nur in diesem Fall bitte ich, daß Sie mich meinem Herzen folgen lassen. Erst sollen die Kreditores befriediget werden, und wenn das geschehen kann, ohne die dreißigtausend Thaler anzugreifen, so sollen die Forderungen der Mutter ohne Untersuchung gelten. Ich bin der letzte, und kann ich keinen Pfennig bekommen, so werde ich darum nicht unglücklich seyn. Brodt wächst für alle, die arbeiten können und wollen."

Jetzt wolte ihm niemand widersprechen. Alle lobten die Güte seines Herzens und der Geheimerath küßte ihn mit einer Lebhaftigkeit, die die Freude zu erkennen gab, welche ihm die Denkungsart eines Mannes machte, an dessen Schicksalen er so viel Antheil nahm.

Liebrecht sprach noch etwas von den Louisdoren, die in Wilhelminens Stube bei der Versiegelung herum gekollert waren, und wolte daraus die Hofnung herleiten, daß die Umstände vielleicht besser befunden würden, als man ietzt glaube. Dawider war denn auch Freudenthal nicht, daß Wilhelmine mit ihren vorgegebenen Ansprüchen auf dies Kästchen abgewiesen würde. Es war zu offenbar, daß sie hier nicht redlich verfuhr. Sein Wunsch war, daß nur erst die Antwort der Kreditoren einlaufen möchte.

Zwölftes Kapitel.

Eine Untersuchung, die nicht für alle gleich gut ausfällt.

Ein rechtschaffener, gutdenkender und edelmüthiger Mann zu seyn, ist doch warlich die gröste Ehre auf der Welt. Der Niederträchtige und Eigen-

nützige mag alle seine kriechenden Kunstgriffe zusammen nehmen, so wird er doch die Achtung nicht erlangen, welche Freudenthalen von jedermann freiwillig erzeigt ward, ohne daß er darnach geitzte. So edel sein Herz war, so vortheilhaft war seine Bildung. Die Nachricht von seiner Ankunft verbreitete sich bald durch die ganze Stadt. Man bedauerte den Vater, und hörte die Ankunft des Sohnes mit Freuden; weil man durchgängig glaubte, daß sich unter seiner Aufsicht die Verwirrungen des Hauses vortheilhaft entwickeln würden. Wo er sich nur auf den Strassey zehen ließ, da nahm er jedermann durch sein gefälliges Betragen, durch seine männliche Bildung für sich ein; und wer Augen zu haben glaubte, die tiefer sehen könnten, der wolte in seinen Augen eine große Seele und einen edlen Charakter finden.

Es war für sein empfindliches Herz recht gut, daß er einige Zerstreuungen hatte. In den ersten acht Tagen wurden ihm wenig freie Stunden gelassen; wer ihn in der Kindheit gekannt und mit seinem väterlichen Hause nur einige Verbindungen gehabt hatte, der drängte sich jetzt zu ihm. Nur aus dem Hause hatten sich Diener und Mägde fortgemacht und zum Theil ihre Sachen, die sie nicht hatten fortbringen können, im Stiche

gelassen. Die Ursachen, warum sie entflohen waren, liessen sich leicht errathen, und entwickelten sich bald. Die Freunde, welche den Sohn zu besuchen kamen, führten einerlei Sprache. „Wir hätten es dahin nicht kommen lassen," hieß es bei allen, „und Ihren Vater gern unterstützen wollen, wenn ihm nur zu helfen gewesen wäre. Aber seitdem Berdulli aus dem Hause muste, hatte er keine redliche Seele um sich; lauter betrügerische Leute, von der Frau bis zur niedrigsten Magd, die sich alle seiner Trägheit und Kränklichkeit zu ihrem Vortheile bedienten."

Unter andern kamen einige Kaufleute, die große Rechnungen an die Freudenthalsche Handlung zu bezahlen hatten, weil sie ihre Waaren im ganzen daher genommen hatten. Sie brachten ihr Geld und erzählten, daß gestern der Diener bei ihnen gewesen wäre, und die Gelder hätte einkaßiren wollen. Er hätte sich erboten, die Hälfte anzunehmen und über die ganze Summe zu quittiren. „Ganz gewiß," sprachen sie, „sind unsere Rechnungen nicht ins Buch eingetragen, und Sie wären darum betrogen worden."

Man stelle sich vor, was Freudenthal dabei dachte, und wie ihm die Handlung dieser Männer gefiel. Es kam eine ansehnliche Summe zusammen. Ueberdies munterten ihn diese Männer noch

noch auf, daß er den Konkurs nicht eröfnen lassen, sondern sich für den Vater verbürgen möchte. „Weil Ihre Stiefmutter," sprachen sie, „nicht Zeit auszuräumen gehabt hat, so können Sie sich darauf verlassen, daß Sie nicht zu kurz kommen. Wir bieten Ihnen Unterstützung aus allen unsern Kräften dar, und freuen uns, wenn Ihres guten treuherzigen Vaters Ehre gerettet wird."

Unrecht hatte sich seit dem Tage der Beerdigung nicht wieder sehen lassen. Es hätte noch seyn mögen, daß er zu Freudenthalen nicht kam, aber das ging weit, daß er auch zu seiner Schwester nicht kommen wolte, die ihn einigemal sehr hatte bitten lassen, und in ihren Umständen nach seinem guten Rath verlangte. Freudenthal wolte ihn beschämen; er ging zu ihm. Als er noch einige Häuser weit entfernt war, sahe er Unrechten am Fenster, der sich aber schnell zurückzog. Er ging auf das Haus zu, öfnete die Thür und trat hinein.

„Um Vergebung, wer sind Sie?" fragte eine Magd, die im Hause stand.

„Ich bin Freudenthal," antwortete er, „und komme, dem Herrn Hofrath meine Aufwartung zu machen."

„Wären Sie doch ein Viertelstündgen eher gekommen, der Herr Hofrath und die Frau Hofräthin

räthin sind beide ausgegangen. Sie werden's sehr bedauern."

„So!" antwortete Freudenthal, „pflegt der Herr Hofrath den Kopf zu Hause zu lassen, wenn er weggeht? Mache sie meine Empfehlung."

Von Unrechten ging Freudenthal zu Liebrechten. In diesem Hause ward er so liebreich aufgenommen, daß er bis in den Abend da blieb. Unterdessen hatte sich in seinem Hause eine unerwartete Veränderung zugetragen. Wilhelmine war ausgezogen und hatte ihre Stieftochter mit sich genommen. Berdulli sahe aus dem Fenster, als ein paar Träger mit einem Schrank aus dem Hause kamen, den sie wegtrugen. Der Umstand befremdete ihn. Er wuste, daß Freudenthal nicht zu Hause war, weil er kurz vorher gesehen hatte, daß er ausging. Berdulli ging hinüber. Wilhelmine empfing ihn eben nicht artig, er ließ sich aber dadurch nicht irren. „Ich will Ihnen nicht hinderlich seyn, Madam!" gab er zur Antwort, „ziehen Sie immer hin." Er hatte sich wider ihren Willen des Hausschlüssels bemächtiget, und schloß die Thür ab, als zuletzt Wilhelmine mit ihrer Tochter fortging. Jetzt hatte er am Fenster aufgepaßt, übergab Freudenthalen den Schlüssel, und erzählte ihm den Vorfall. „Es war ihr," sprach er, „nicht gelegen, daß ich herüber-

herüber kam. Wenn sie nicht schon hätte die meisten Sachen fortgeschaft, ich glaube sie hätte ihren Vorsatz bis zu einer andern Zeit verschoben. Wäre ich nur nicht da gewesen; mich dünkt, sie hätte sich kein Bedenken machen sollen, das Siegel vom Schranke zu reissen und das Kästchen mit dem Gelde herauszunehmen. Sie sahe den Schrank so sehnlich an und seufzte, als sie fortging.

Der Umstand war Freudenthalen sehr unangenehm. Es kränkte ihn über die Maße, daß Wilhelmine bei seinen guten Gesinnungen fortfuhr, ein böses Herz gegen ihn zu verrathen. Er hatte nur seine Gedanken darüber, was sie für Absicht u hätte, und erwartete mit Verlangen, was sie für Maßregeln nehmen würde. Unterdessen kam die gehofte Antwort der Kreditoren von Hamburg, Amsterdam und Bourdeaux an. Liebrecht überbrachte Freudenthalen die Nachricht, daß sie alles seinem Gutbefinden überlassen, und ihm uneingeschränkte Vollmacht gegeben hätten, mit lebhafter Freude, und versicherte, daß die Sache bald abgethan seyn sollte. Wilhelmine machte aber einen Aufenthalt, der Freudenthalen sehr unangenehm war, und am Ende ihr selbst schädlich ward.

Sobald Wilhelmine in ihrem neuen Quartiere war, hatte sie nach ihrem Bruder geschickt,

er war aber nicht dazu zu bringen, daß er gekommen wäre. Es waren allerlei nichtsbedeutende Entschuldigungen, die er vorwandte und endlich hieß es gar, er hätte in gewissen Angelegenheiten verreisen müssen. Wilhelmine war in zehen Jahren in seinem Hause nicht gewesen, weil sie bei Gelegenheit eines Rangstreits einen unversöhnlichen Groll auf ihre Schwägerin geworfen hatte. Aber ich glaube, sie hätte sich überwunden und wäre diesmal hingegangen, wenn die Nachricht nicht kam, daß er verreist sey. Sie befand sich in großer Verlegenheit, worin sie sich selbst nicht zu rathen wuste. Endlich entdeckte sie ihr Anliegen dem Wirthe, bei dem sie jetzt wohnte. Es war ein gemeiner Bürger, seiner Profeßion nach ein ehrlicher Kannengiesser, aber er hatte so große Gedanken von seiner Klugheit, daß er dreust genug war, von allen Dingen im entscheidenden Tone zu urtheilen, wenn sie gleich weit über die Kanne hinausgingen; und dienstfertig genug, seinen voreiligen Rath den Leuten in den intrikatesten Fällen mit einer fliessenden Schwatzhaftigkeit aufzudringen. So lange er bei Mitteln war, führte er beständig Processe und setzte vielfältig seine eigene Feder mit an. Seitdem sich aber Gerechtigkeitsdiener und Advokaten in sein Vermögen getheilt hatten, rieth er andern

zum

zum Proceß, und ſchrieb Suppliken. Dieſer Mann brachte Wilhelminen wider ihren Stiefſohn noch mehr in Feuer und gab ihr nicht nur den unglücklichen Rath, daß ſie ſich nur grade an den Fürſten wenden ſolte, ſondern erbot ſich auch, ihr einen Aufſatz zu machen und denſelben ſicher in des Fürſten Hände zu bringen. „Bewahre Gott!“ ſprach er, „dahin müſſen ſie es ſchlechterdings nicht kommen laſſen, daß der Stiefſohn ſeine Hände hineinmengen darf. Daß Gott erbarme! Stiefkinder! — ja! ich hab es erfahren! — Der ſolte ſich recht wärmen — und Sie — könnten nur gleich nackend zum Thore hinaus gehen. — Das haben Sie nicht nöthig; Sie können keinen Bankerout machen. Ihr Eingebrachtes muß Ihnen werden, und ich denke es dahin zu bringen, daß Sie auch das bekommen ſollen, was Ihnen in der Eheſtiftung beſtimmt iſt. Das Käſtgen mit den Louisd'oren — ich hab es vergeſſen, woher haben Sie dieſe bekommen?“

„Ich habe ſie von meinen jährlichen Intereſſen geſammlet. Dann und wann gab mir auch mein Mann einige Stück zum Geſchenke — das ſind aber wenige geweſen!“

„So! — wenn dem alſo iſt, ſo müſſen Sie das Käſtgen auch wieder bekommen.“ — Die

Sprache gefiel Wilhelminen außerordentlich wohl. Sie war alles zufrieden, willigte in alles und — der Wirth schrieb.

Wenn er nun einmal schreiben solte und wolte, so war's freilich billig, daß er alles zusammen nahm, was er nur zum Vortheile seiner Klientin zu sagen wuste. Den Anfang seiner Vorstellungen machte er mit dem Verfall des Freudenthalschen Hauses. Daran hatte, nach seiner Meinung, Wilhelmine nicht die mindeste Schuld. Die Nachlässigkeit des Mannes war die Ursach, der sich um seine Handlung wenig bekümmert, und den Leuten alles preis gegeben hätte; und die Erziehung der vielen Kinder, die an sich schon kostbar, aber dadurch für ihre Haushaltung besonders schädlich geworden wäre, weil die Kinder gemeiniglich hätten sterben müssen, nachdem alles angewendet worden und sie nun in den Stand gesetzt gewesen wären, dem Hause Dienste zu leisten. Hierauf kam er besonders auf Ludwigen. Er beschrieb dessen böse Gesinnung gegen die Stiefmutter und mahlte ihn als einen Menschen ab, der von Jugend auf ein lasterhaftes, verdorbenes Herz gezeigt und seinen Eltern Verdruß, Sorge und Kosten genug gemacht hätte. Von dem Vorfalle, weswegen er aus dem Hause gejagt ward, war nichts erwähnt. Vermuthlich hatte Wilhelmine

diesen

diesen Umstand wohlbedächtig mit Stillschweigen übergangen. Allein das hatte der Herr Kannengiesser anzuführen nicht vergessen, daß Ludwig in sechs Jahren auf Schulen und Universitäten zweitausend Thaler durchgebracht hätte. Nun kam die Bitte, daß Ludwig möchte aus dem Hause geworfen werden, zumal da ihn der Vater bei Lebzeiten schon seiner Laster wegen von sich gejagt, und nie wieder hätte vor seine Augen kommen lassen wollen. Er wolle, hieß es, sich anmaßen, mit Ausschliessung der Mutter alles nach seinem Kopf zu reguliren, und würde gewiß, wenn ihm das erlaubt würde, seine Mutter, seine Schwe er und die Kreditores betrügen.

Der Fürst war im Bade gewesen und seit einigen Wochen so gesund und wohl zurück gekommen, als man ihn in vielen Jahren nicht gesehen hatte. Stadt und Land freueten sich, der Bürger und der Bauer lebten wieder auf. Es ward gar zu sehr sichtbar, wie starken Einfluß die Gesundheit des Fürsten in die Wohlfahrt des Landes und der Unterthanen hatte. Jetzt ging und fuhr der Herr täglich aus, besah die Anstalten mit eigenen Augen, und verstattete dem geringsten Unterthan freien Zutritt. Noch war keiner unzufrieden von ihm gekommen; der Gedruckte ward gehört, dem Unglücklichen ward geholfen, der

Arme

Arme unterstützt. Man hatte diesmal keine Dankfeste verordnet. „Ich wills auf das Herz meiner Unterthanen ankommen lassen," antwortete der Fürst, als deswegen angefragt ward. „Alle, die ihr Dankgebet bis auf meine Verordnung verschoben haben, können für mich nicht beten." Aber das hatten gewiß wenige, — vielleicht keiner gethan. In allen Häusern wurden tägliche Dankfeste gehalten. In den Geschäften zeigte jeder ein frohes Herz, und in den Feierstunden setzten sich Meister und Gesellen, Väter und Kinder zusammen, und unterhielten sich von dem Glücke der Unterthanen unter der eignen Regierung eines guten Fürsten. Da konnte man in ein Haus gehen, in welches man wolte, man hörte dankbare Seelen von den Wohlthaten der jetzigen Regierung reden, und Gott um dauerhafte Gesundheit für den besten Fürsten bitten. Die Kinder hörten den Wunsch: „Gott segne und erhalte unsern Fürsten!" täglich aus dem Munde der Eltern, und riefen ihn auf den Straßen dem Wagen nach, wann der Fürst vorbeifuhr.

Dies war der Zeitpunkt, als der Kannengiesser die Bittschrift für Wilhelminen aufsetzte. Sein Versprechen konnte er leicht halten; es kostete jetzt wenig Mühe, ein Schreiben in die Hände des Fürsten zu bringen. Aber die Folgen fielen

so

so nicht aus, als Wilhelmine erwartet hatte. Die Freudenthalsche Handlung war im ganzen Lande bekannt, und der Fürst selbst hielt den Mann für einen seiner begütertesten Unterthanen. Der mit seinem plötzlichen Tode ausbrechende Ruf seiner schlechten Umstände, und die schleunige Versiegelung waren also ganz unerwartete Dinge, die am Hofe viel Aufsehens machten. Ueber das Betragen der Leichenbegleiter am Begräbnißtage hatte der Fürst verschiedenen seiner Räthe schon beissende Vorwürfe gemacht; aber das Verhalten des jungen Freudenthals hatte dessen ganzen Beifall erhalten. Der Fürst hatte die Erzählungen von seiner nachgebenden uneigennützigen Gesinnung mit vielem Vergnügen gehört, und bei den Lobsprüchen, die seinem edeln Charackter häufig gemacht wurden, ein Verlangen, ihn zu sehen, geäußert. Nun kam Wilhelminens Bittschrift.

Der Herr war vor der Tafel ausgefahren gewesen; bei dieser Gelegenheit hatte man ihm das Schreiben überreicht. Jetzt bei der Tafel brachte er es heraus und las es. Man kann sich die Verwunderung leicht vorstellen, die ein Schreiben bei ihm verursachen muste, das dem allen grade zu widersprach, was er bisher von Freudenthalen gehört hatte. Alle Kavaliere an der Tafel hatten die Augen auf ihren Fürsten, indem er las, und

sahen

sahen Empfindungen des Unwillens in seinem Gesichte heraufsteigen. Der Fürst schlug endlich die Augen auf, und sahe rings herum die Tafelgesellschaft an. Zuletzt blieb er mit seinen Augen an dem Geheimenrath von A** hangen, der ihm grade gegenüber saß. „Kennen Sie," fragte der Fürst, „den jungen Freudenthal genau?"

„Ich glaube," antwortete der Geheimerath, „ja! gnädigster Herr!"

„Woher kennen Sie ihn?"

„Man darf ihn nur sehen und sprechen; er trägt den edelsten Charakter vor der Stirne und ein offnes Herz auf der Zunge."

„Verstellung ist groß, Herr Geheimerrath! ich weiß nicht ob man sich auf Ihre Gründe so völlig verlassen darf!"

„O ja, gnädigster Herr, ich dächte wohl; zumal da ich ihn von Jugend auf gekannt habe. Er ist als Kind öfters in meinem Hause gewesen, und hernach habe ich ihn ja sechs Jahre auf Schulen und Universitäten erhalten. Ich weiß in was für Händen er gewesen ist."

„Sie haben ihn erhalten! auf Ihre Kosten?"

„Ja!" — Der Fürst schwieg still und steckte das Schreiben ein. Man sahe es, daß ihn ein heftiger Unwille übereilte. Nach einigen Minuten, die der Herr vor sich nieder auf den Teller hingese-

gesehen hatte, hob er die Augen noch einmal auf, und sahe die Tafel rings herum an. „Was sagen Sie dazu, meine Herren!"

Die Kavaliere schienen verlegen zu seyn; der gröste Theil waren Unrechts Freunde. Endlich antwortete einer von ihnen: „ich kenne ihn nicht; nach den Reden der Leute kann der Herr Geheimerath recht haben;" und die übrigen pflichteten diesem alle bei. Es währte hierauf nicht lange, so ward die Tafel aufgehoben und der Fürst befahl den gegenwärtigen Geheimenräthen und Hofräthen von der Regierung, daß sie noch verziehen solten.

Es wuste kein Mensch was vorging; der eine muthmaßte dies, der andere jenes; alle waren voller Erwartung. Man hätte doch gar zu gern wissen mögen, von wem das Schreiben war, das der Fürst an der Tafel las, damit man sich nur einigermassen vorbereiten könnte; aber man konnte nichts erfahren. Die Bedienten wurden befragt, ob niemand wisse, wer dem Fürsten die Supplique übergeben habe. „Ja!" sprach der Kammerhusar, „ein Mann in einem blauen Kleide hat's dem Herrn auf der Spatzierfahrt in die Kutsche hineingegeben;" aber wer der Mann gewesen war, wuste kein Mensch. Endlich wurden sie zum Fürsten ins Audienzzimmer gerufen. „Ich

will ein Verhör halten, wobey Sie zugegen seyn sollen," sprach der Fürst, und nicht lange, so traten Freudenthal und Wilhelmine herein.

Der Fürst hatte gleich nach der Tafel zu beiden geschickt. Er konnte sie am Fenster kommen sehen, und ließ die Räthe zu sich rufen, ehe jene herankamen; damit sie nicht durch den Anblick dieser Personen im Vorzimmer von seinen Absichten im voraus unterrichtet würden. Er mochte in solchen Fällen die ersten Bewegungen gern sehen, weil sie sich in Ueberraschungen am natürlichsten und lebhaftesten auf dem Gesichte des Menschen auszudrücken pflegen und manchmal tief ins Herz sehen lassen. Der erste Blick, welchen der Fürst auf Freudenthalen warf, rechtfertigte bei ihm das Urtheil des Geheimenraths von A**, aber Wilhelmine konnte die Augen kaum aufschlagen und zitterte am ganzen Leibe.

„Kennen Sie die Frau, junger Mann?" fragte der Fürst.

„Recht wohl! gnädigster Fürst," antwortete Freudenthal, „sie ist meines seligen Vaters vierte Frau, und meine dritte Stiefmutter."

„Warum vertreiben Sie sie aus dem väterlichen Hause, und wollen sich allein anmässen, die Verlassenschaft, ohne sie dazu zu ziehen, zu reguliren?"

„Ich

„Ich bitte um Verzeihung, mein Fürſt, das habe ich beides nicht gethan. Mit der Verlaſſenſchaft meines Vaters habe ich keine andere Abſicht, als die Kreditores zu befriedigen und ſeinen ehrlichen Namen zu retten. Was dann übrig iſt, will ich gern hingeben, meine Schweſter und Mutter zu beruhigen, ſolte ich ſelbſt auch keinen Groſchen bekommen. Dies hätte ich gern mit meiner lieben Mutter beſprochen und überlegt, aber Sie hat mich nicht vor ihre Augen kommen laſſen wollen, und zu meiner großen Kränkung das Haus geräumt, als ich bei einem guten Freunde war."

„Sie können ſich ſehr gut herausreden, aber hüten Sie ſich! Frauenzimmer ſind blöde und können ſelten für ſich reden. Ich werde die Vertheidigung Ihrer Mutter auf mich nehmen." — Hier ſchlug Wilhelmine das erſtemal die Augen auf. — „Freilich! der Beleidigte überwindet den Unwillen ſo leicht nicht als der Beleidiger. Es iſt vorbei und man wird Ihnen die Laſter der Jugend nicht vorwerfen, ſobald Sie ſich als einen tugendhaften Mann zeigen. Aber Sie müſſen bedenken, daß Sie dadurch Ihre Eltern ſehr gekränkt, und durch Ihre Entfernung von Hauſe ihnen einen ſehr koſtbaren Aufwand verurſacht

haben. Zwei tausend Thaler in sechs Jahren an ein Kind zu wenden, das ist sehr viel!"

„Ich weiß nicht, gnädigster Fürst, wer mein Verkläger ist, aber das ist gewiß, meine Mutter kann's nicht seyn. Sie wird mich in diesem Falle selbst rechtfertigen; seit neun Jahren habe ich von meinen Eltern keinen Pfennig bekommen."

„Was!" schrie Wilhelmine auf, „keinen Pfennig? die Quittungen meines Bruders müssens beweisen."

„Wenns denn doch nöthig ist, daß ich vertheidigt werden muß," fuhr Freudenthal fort, so will ichs dem gegenwärtigen Herrn Geheimenrath von A** überlassen, aber meinen gnädigsten Fürsten bitten, daß ich abtreten darf. Eine Person, die ich als Frau meines seligen Vaters und gern auch als Mutter ehren möchte, kann ich nicht in einer Lage sehen, wo sie die Augen niederschlagen muß."

Nun war der ganze Streit entschieden. Der Fürst erlaubte, daß Freudenthal abtreten durfte, und befahl dem Geheimenrath, daß er reden solte. Dieser sahe es sehr ungern, daß er in diese Verlegenheit kam. Sobald Wilhelmine von Quittungen ihres Bruders sprach, ward ihm der Handel sehr verdächtig; und wenn Unrecht zu seinem Nachtheil darein verwickelt wurde, so hatte

der Geheimerath gewiß nichts anders, als unauslöschlichen Haß und ewige Verfolgung von den gegenwärtigen Räthen zu erwarten, die alle Unrechts Freunde waren. Indessen muste ers thun und thats freimüthig.

Durch Fragen und Wendungen, die der Fürst nahm, ward der Geheimerath weiter geführt, als es sein Wille war, sich bringen zu lassen, so, daß er den ganzen Vorfall mit Trinchen und Ludwigen; das von ihnen gehörte Gespräch zwischen Unrechten und Wilhelminen; die Härte des Vaters gegen seinen Sohn; und endlich seine Unterstützung, welche er Ludwigen in den Jahren seiner Verbannung vom väterlichen Hause erwiesen hatte, ausführlich erzählte, wie die Leser davon schon unterrichtet sind. Wilhelmine verstummte und der Fürst brach im heftigsten Unwillen wider sie aus. Bei der Erzählung, daß Ludwig nicht auf der Schule zu N** und in Rinteln, sondern in Holland studirt hätte, schlug sie die Augen etwas auf und wolte reden; aber Furcht und Gefühl ihrer entdeckten Schande liessen sie kaum mit bebenden Kinnladen die wenigen Worte herauszwingen: „mein Mann hatte meinem Bruder die Besorgung aufgetragen; ich habe Quittungen." Der Fürst achtete wenig auf ihre Entschuldigung, doch sagte er, daß die Sache

näher untersucht werden solte. Indessen sprach er im gerechtesten Unwillen ein Urtheil wider sie aus, das ihr nicht wohlgefiel, und hätten nicht der Geheimerath und Freudenthal für sie gebeten, so wäre sie überdies noch wegen ihrer Betrügereien hart bestraft worden.

Die Ehestiftung ward sogleich für nichtig erklärt. Die dreißig tausend Thaler, welche bei dem Geheimenrath von A** standen, so wie das Kästchen mit den Louisd'oren, das Wilhelmine bei der Versiegelung für ihr besonderes Eigenthum ausgeben wolte, solten mit zur Erbmasse geworfen, und Wilhelmine solte keinen Pfennig weiter bekommen, als was Kindestheil betragen würde, nachdem vorher die Kreditores befriediget worden wären und Sohn und Tochter ihre mütterlichen Erbtheile vorweggenommen hätten. Freudenthal ward mit grossen Lobsprüchen entlassen. Der Fürst versicherte ihn in den liebreichsten Ausdrücken seiner Fürstlichen Gnade, und versprach, seine Tugend zu belohnen. Die gegenwärtigen Räthe sahen Freudenthalen mit neidischen Blicken von der Seite an und wählten einen Nebenweg, Wilhelmine muste sich nach Hause tragen lassen, der Geheimerath von A** aber ging mit seinem Pflegesohn freimüthig über den Schloßplatz herunter. Das einzige hielt schwer

Freu-

Freudenthalen darüber zu beruhigen, daß seine Stiefmutter durch diesen unüberlegten Schritt so sehr beschimpft worden war.

Als sie fort waren, dachte der Fürst der letzten Entschuldigung nach, mit welcher sich Wilhelmine wegen des Aufwands in Ludwigs Schul- und Universitätsjahren rechtfertigen wolte. Sie waren kaum fort, so ließ er die erwähnten Quittungen von Wilhelminen abholen. Das war richtig, sie hatte über die genannte Summe Quittungen von ihrem Bruder, so wie er quartaliter das Geld für den Sohn empfangen hatte. Nun breiteten sich die Vorgänge am Hofe unter die Bedienten aus, und wurden von diesen eben sobald in die Stadt unter die Bürger getragen. Man erstaunte und gönnte Unrechten seine Strafe. Der Fürst ließ ihn rufen, aber — er war seit vier Tagen schon weg. Das Uebelste war, daß er heimlich mit seiner ganzen Familie weggereist war, ohne daß er davon Anzeige gemacht und, wie gewöhnlich, Urlaub genommen hätte. Das war schon Beweis genug, daß er kein gut Gewissen hatte. Er ward rechtlich citirt und, weil er sich nicht stellte, verurtheilt. Seine Sachen wurden verkauft, und von der Summe, die zusammen kam, die zwei tausend Thaler, um welche er die Familie betrogen hatte, an die Freu-

denthalschen Erben zurückgegeben. Freudenthal muste sie aus den Händen des Fürsten selbst in Empfang nehmen, und bekam zugleich die Bestallung als Hofrath in die Stelle des unwürdigen Unrechts.

In der Zeit war auch die Erbschaftsangelegenheit zu Stande gekommen. In dem Kästgen lagen für zwanzig tausend Thaler Obligationen und baare Louisdor. Die Unordnungen fand man größer, als man sich vorgestellt hatte, aber das Waarenlager war reicher und der Vorrath an baarem Gelde, an Wechseln und Kostbarkeiten war wichtiger, als man glaubte. Man machte alles zu Gelde. Die Kreditores wurden befriediget, ohne daß sie einen Heller fallen lassen durften, und nachdem Wilhelminchen ihr mütterliches Erbtheil bekommen hatte, bestand der ganze Vorrath noch in dreißig tausend Thaler. Es war eben das Kapital, das beim Geheimenrath von A** stand. Freudenthal gab die Erklärung von sich, daß er für sein Erbtheil das väterliche Haus annehmen wolte, und theilte dies Kapital unter seine Mutter und Schwester. Der Fürst hörte und bewunderte diese edle Uneigennützigkeit, und fügte zu Freudenthals Vortheil die Einschränkung hinzu, daß das Geld, wenn es der Geheimerath nicht mehr haben wolte, in die Kammer genom-

men

men und den Erben nie in die Hände gegeben werden solte. In dem Falle, daß die Tochter sich verheirathen und Leibeserben bekommen würde, solte ihr ihr Antheil nicht versagt werden; außerdem aber solle es nach ihrem Tode, wie das Antheil der Mutter, ohne alle Einwendung und Ausnahme an den Bruder oder Dessen Erben zurückfallen, weil sie es beide ihm als ein Geschenk zu verdanken hätten.

Dreizehentes Kapitel.

Kann noch einmal gelesen werden, wenn man ein Amt antreten soll.

Bis hieher hatte Freudenthal seit seiner Zurückkunft wenige ruhige Stunden gehabt. Man verwunderte sich nicht einmal, daß man in seinem Gesichte und Betragen so wenig Kennzeichen eines heitern Herzens verspührte; ob man ihn gleich als einen Mann kannte, in dessen Neigungen, Denkungsart und Handlungen man überall eine Ordnung entdeckte, die jedem ihrer Freunde sonst heitere Zufriedenheit giebt. Die verworrenen Umstände des väterlichen Hauses hatten ihm unangenehme Beschäftigungen genug gemacht, welche

ihm durch die niederträchtigen Gesinnungen der Mutter, die sie zum Unglück auch ihrer Stieftochter eingepflanzt hatte, noch verdrießlicher gemacht wurden. Jetzt konnte man sich aber gar nicht in ihm finden. Alle diese Verdrießlichkeiten waren nun auf eine Art beigelegt, wodurch er sich die Gnade des Landesherrn und allgemeine Achtung des Publikums erworben hatte. Eine Hofrathscharge, sprach man, ist wahrhaftig nichts geringes, und, wenn der Hof seine Verdienste erkennt, steigt er gewiß in kurzer Zeit bis zur höchsten Würde. Das Publikum hatte eine allgemeine Freude darüber, und patriotische Bürger wünschten dem Lande und sich unter einander Glück, daß sie so nahe an ihrem Fürsten in Zukunft einen Mann haben solten, der ein Vater der Waisen, ein Schutz der Bedrängten, und ein eifriger Vertheidiger jeder gerechten Sache seyn würde. Seine Freunde waren fast ausschweifend in ihrer Freude über seine Erhebung, und wusten nicht, was sie all für Ausdrücke und Handlungen wählen solten, ihm sie zu erkennen zu geben. Er allein blieb ohne Empfindung dabei.

Man hätte ihm seine Unempfindlichkeit gern zur Tugend angerechnet und für ein Kennzeichen einer großen Seele angenommen, wenn er nur nicht immer in murhigen Gedanken vertieft zu

seyn

seyn geschienen, und eine Unentschlossenheit verrathen hätte, die manchen zweifelhaft machte, ob er sich zu dieser angetragenen Bedienung entschliessen würde. So liebreich und offenherzig er sonst mit seinen Freunden umging, so versteckt war er in diesem Falle. Nach seinen Umständen zu urtheilen, muste man glauben, daß ihm eine anständige Bedienung sehr willkommen seyn würde. Gleichwohl vertheidigte er eine ungebundene Lebensart jetzt eifriger als jemals, und pries denjenigen glücklich, der in Unabhängigkeit leben könnte. Liebrecht und Berdulli wurden darüber ganz bekümmert, und fingen gar an zu fürchten, daß er schon in auswärtigen Verbindungen stehen und sie wieder verlassen möchte. Das einzige machte ihnen noch einige Hofnung, daß er das väterliche Haus angenommen hatte.

Unterdessen hatte Freudenthal doch einen Freund, dem er sein ganzes Herz entdeckte. Ich brauche ihn kaum zu nennen, meine Leser, glaube ich, würden ihn alle errathen. Es war der Geheimerath von A**. Freilich würde es Undankbarkeit gewesen seyn, wenn er diesem hätte einen Gedanken verschweigen wollen. Als sie beide von dem Fürsten weggingen, nachdem er Wilhelminen ihr Urtheil gesprochen hatte, war das auf dem Wege gleich des Geheimen-

menraths erſter Gedanke, daß Freudenthal eine Bedienung erhalten würde. „Wolten Sie mir das wohl wünſchen?" fragte Freudenthal. „Ich weiß nicht," antwortete der Geheimerath, „was Ihre Neigung dazu ſagt. Wir haben noch nicht Zeit gehabt, von Ihren Abſichten für die Zukunft mit einander zu ſprechen. Indeſſen iſts doch wohl nöthig, daß Sie ſich zu einer gewiſſen Lebensart entſchlieſſen. Wer wird in den Jahren, in denen Sie ſtehen, der Welt nicht nützlich zu werden wünſchen!" Freudenthal ſeufzte hier, und gab eine Antwort, die dem Geheimenrath vermuthlich verſtändlicher war, als ſie meinen Leſern ſeyn wird. „Ach!" ſprach er, „Sie wiſſen ja, wie mir's ſchon ergangen iſt."

Weiter konnte damals dies Geſpräch nicht fortgeſetzt werden, weil der Geheimerath durch einen fürſtlichen Bedienten zurückgerufen ward. Nachher wurden die Geſchäfte häufiger und unruhiger; der Geheimerath ſchwieg, und Freudenthal fing das Geſpräch auch nicht wieder an. Unterdeſſen hatte er bei ſich ſelbſt der Sache öfters nachgedacht und immer mehr Gründe gefunden, die ihm die Entſchlieſſung, einen großen Herrn zu dienen, saurer machten.

Die Prophezeihung des Geheimenraths traf ein. Das hatte damals weder er noch Freudenthal

thal denken können, daß es sobald geschehen würde. Wenn er nur noch unter andern Umständen emploirt ward, daß Unrecht nicht gestürzt werden, und er in dessen Stelle treten muste. Freudenthal ging gerades Weges zum Geheimenrath, sobald er von dem Fürsten war zum Hofrath erklärt worden. „Ach!" sprach er, „großmüthiger Beschützer! nun rathen Sie mir; der Fürst will, daß ich Unrechts Stelle bekleiden soll.".

„Das habe ich vermuthet," antwortete der Geheimerath, sobald Unrechts Betrügerei entdeckt ward. Was kann man Ihnen aber anders rathen? Sie werden Hofrath."

„Das ist mein Unglück! ich schicke mich in diese Stelle und an diesen Hof nicht."

Das wuste der Geheimerath so gut als Freudenthal. Es war doch aber kein andrer Entschluß zu erwarten und anzurathen. Wenigstens erreichte der Geheimerath durch diese Wendung seine Absicht, Freudenthals Gedanken zu erforschen, welche ihm über diesen Punkt noch nicht bekannt waren. Meine Leser mögen prüfen, ob sie ihnen gefallen; so ohngefähr erklärte er sich gegen den Geheimenrath.

„Das weiß ich, ein großer Herr muß Räthe und Diener haben; der vollkommenste Prinz hat

nur

nur zwei Augen. Ich denke auch nicht verächtlich von der Würde eines Mannes, der an den Geschäften des Reichs arbeitet und Theil an der Regierung der Völker nimmt. Nach meinem Urtheile ist kein größeres Glück, kein seligeres Leben auf der Welt zu erdenken, als wenn man in Umständen und Verbindungen steht, worin man Gelegenheit hat, viel für die Glückseligkeit der Menschen zu thun. Noch weniger scheue ich das Joch der Geschäfte. Schultern gab mir die Natur zum Tragen, und nach einem geschäftigen Tag schläft — nach einem wohlthätigen Leben stirbt sich's gut. Aber der Fürst muß hören, wenn der Diener rathen soll. Wenn die Grundsätze des Herrn mit den Vortheilen des Landes nicht harmoniren, und Vertretung der Unterthanen wohl gar Majestätsbeleidigung und Eingriff in die Landesherrlichen Gerechtsame seyn soll, dann muß man Kopf und Herz verläugnen, und ist am Ende doch wohl um nichts besser als eine Ruthe, die abgenutzt und dann ins Feuer geworfen wird."

„Ich weiß," fuhr Freudenthal fort, „daß dies gegenwärtig der Fall nicht ist; wir haben einen weisen und gnädigen Fürsten, dem weder Einsichten noch Herz fehlen, seinen Unterthanen zum Segen zu leben. Aber ists nicht eben das, wenn er von Räthen und Dienern umlagert ist,

die

die alle nur sich selbst dienen wollen, und mit dem niederträchtigsten Eigennutz Herrschsucht und menschenfeindliche Gesinnungen verbinden. Sie thun ja nie des Fürsten, sondern allezeit ihren eigenen Willen. Soll ich mich mit ihnen vereinigen, das Wohl des Landes, ja selbst die rühmlichen Absichten des Fürsten dem Eigennutze aufzuopfern, und die verliehene Macht mißbrauchen, jede Leidenschaft zu sättigen? Oder sollen sie von mir Edelmüthigkeit, Menschenliebe und Vaterlandsliebe lernen? — Keins von beiden wird geschehen. Für jene Vortheile verkaufe ich die Freuden eines pflichtmäßigen, wohlthätigen Lebens nicht, und sie lassen für diese unschmackhaften Freuden ihre Entwürfe nicht fahren, bei denen sie sich wohl zu befinden glauben. Was kann ich nun für Nutzen stiften? Was für ein Glück werde ich am Hofe finden? Schmeicheln und Kriechen ist keines redlichen Mannes Sache, und gleichwohl ist's der gewöhnlichste Preis, für welchen die Gunst des Hofs feil ist. Habe ich das Glück, daß meine Rathschläge dem Fürsten gefallen, so vereinigen sich Neid und Intrigue zu meinem Verderben. Gelingt es jenen, mich mit meinen Vorstellungen zu verdrängen, so wirds ihnen noch leichter, mich ins Unglück zu stürzen. Gern gäbe ich meiner Mutter auch das väterliche Haus,

hätte

hätte sie nur den Schritt zum Fürsten nicht gewagt! Mir ahndet — ich weiß selbst nicht was."

In diesen Gedanken war nichts, was der Geheimerath mißbilligen konnte, ausser das, daß er sich dadurch abschrecken lassen wolte, seine Dienste dem Staate zu widmen. „Und darum," sprach er, „wolten Sie zurücktreten? Räthe von Ihrer Denkungsart fehlen dem Fürsten, und da Sie das einsehen, sind Sie desto stärker verpflichtet, dem Rufe zu folgen. Das Vaterland hat gegründete Ansprüche auf Ihre Dienste, und ohne Ungerechtigkeit zu begehen, können Sie die Erwartung Ihrer Mitbürger nicht täuschen. Besorgliche Gefahr für Ihre Person muß Sie nur desto vorsichtiger und gewisser in ihren Grundsätzen machen, und Vaterlandsnoth muß Ihnen unerschütterlichen Heldenmuth einflössen."

Man hatte nichts nöthig als Gründe von solcher Art, wenn Freudenthal gewonnen werden solte. Der Geheimerath ließ es aber dabei nicht bewenden, sondern wuste Freudenthals Aufmerksamkeit auf mancherlei Umstände zu lenken, die seine Lage weniger gefährlich machten. Man sprach von den Gesundheitsumständen des Fürsten. Das war richtig, der ganze Hof hatte jetzt eine andere Gestalt, und die Regierung ward täglich wohlthätiger für das Land. Erhielt Gott

nach

nach dem Wunsche der Unterthanen die Munterkeit des Fürsten, so hatten Freudenthals Bedenklichkeiten gewiß nicht viel auf sich. „Desto leichter," sprach der Geheimerath, „wird es unserm edelmüthigen Landesvater, die Unvollkommenheiten des eingeführten Sistems zu finden, wenn er auch Diener hat, die kein niedriges Interesse zurückhält, ihn darauf aufmerksam zu machen. Fassen Sie Muth, und verlassen Sie sich auf meine Unterstützung."

Noch ein Umstand, der die Verbesserung des Staatssistems erleichtern konnte, war dieser, der Superintendent Kriech war vor einem halben Jahre gestorben. Nach der gedruckten Leichenpredigt, welche ihm sein Kollege vier Wochen nach seinem Tode gehalten hatte, war er der beste, verdienstvollste Mann gewesen; und in den verewigungsoden der Prediger und Schulkollegen des Landes war er als der wohlthätigste Menschenfreund, als Vater der Wittwen und Waisen beschrieben. Aber das Publikum wolte von diesen Lobsprüchen nichts wissen, und selbst die Männer, welche diese Ehrendenkmähler errichtet hatten, führten jetzt eine andere Sprache. Jedermann war von ganzem Herzen damit zufrieden, daß ihn der liebe Gott von ihnen genommen hatte, und selbst der Geheimerath von A**, den man nicht leicht

leicht nachtheilig von dem Geringsten urtheilen hörte, machte eine Beschreibung von ihm, die nicht auf seinem Leichenstein stehen durfte. „Es war," sprach er, „der niedrigste, kriechendste Mensch von der Welt, der den Mantel immer nach dem Winde hing. Ein übertriebener Heuchler, der dem Fürsten nicht nur schmeichelte, sondern allen seinen Räthen sich zu Füssen warf, wenn sie ihn dafür in der Stille seine Absichten und Vortheile liessen. Er hat viel Unheil angerichtet, und die Hochachtung schändlich gemißbraucht, die unser Fürst für Religion und Geistlichkeit hat. Vielleicht regiert Gott das Herz des Fürsten, daß er einen würdigen Mann an dessen Stelle setzt. Denn haben wir gewonnen!"

Diese Vorstellungen trugen allerdings viel dazu bei, Freudenthals sinkenden Muth aufzurichten. Er erklärte sich freimüthig, daß er mit unverdrossenem Eifer und unverletzter Redlichkeit dem Fürsten und dem Vaterlande dienen wolle. „Müste ich auch dabei," sprach er, „ein Opfer des Staats werden, so soll mir Blut und Leben nicht so lieb, als die Wohlfahrt des Vaterlandes seyn!" — als eben ein fürstlicher Bedienter kam, der ihn zum Fürsten rief.

Vierzehentes Kapitel.

Bisweilen ist der Diener nicht wie der Herr.

Wenn das Schicksal Männer in nähere Verbindung bringt, die sich einander nicht kennen; so wird es wohl niemand tadeln wollen, wenn sie sich einander mit einer schüchternen Zurückhaltung nähern, und ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst sowohl, als auf die Handlungen des andern verdoppeln. Der Redlichste läuft Gefahr, wenn er ohne Einschränkung offenherzig handeln will, ehe er weiß, was er sich von den Gesinnungen des andern für eine Anwendung zu versprechen habe. Findet aber schon von einer Seite einiger Verdacht eines niederträchtigen Charakters und unedler Absichten statt; so faßt der Weise allen Muth, alle Klugheit zusammen, wenn der unedlere Theil Schikane und Intrigue aufbietet, ihn zu Schanden zu machen. Am Hofe dieses Fürsten gings grade nicht anders zu. Unterdessen daß Freudenthal beschäftiget war, kluge Maaßregeln zu seiner Sicherheit zu finden; saßen seine Kollegen von der andern Parthei bis in die Nacht bei einander, und schmiedeten Anschläge, wie sie ihn stürzen könnten. Ich muß die Leser mit diesen

Männern bekannt machen, weil ich in der Folge manch Geschichtchen von ihnen werde erzahlen müssen. Da Freudenthal Sitz und Stimme in der Regierung und Kammer bekam, so hatte er in beiden Kollegien mit ihnen gemeinschaftliche Geschäfte zu betreiben.

Der Geheimerath von Profili war in der Regierung und auch in der Kammer Präsident. Ganz Deutschland muste keinen intrikatern Kopf aufzuweisen haben, als er war; der gründlichste Rechtsgelehrte — der vollkommenste Staatsmann. Was er sich auch auszuführen vornahm, das wuste er so behutsam und sicher anzulegen, daß er seinen Zweck so leicht nicht verfehlte. Dem Scheine nach handelte er frei vor den Augen des ganzen Hofs, aber kein Mensch wuste, wohin er eigentlich wolte. Die eigennützigsten Handlungen wuste er dem Fürsten für Diensteifer und dem Vaterlande für Patriotismus zu verkaufen. Im äusserlichen Betragen war er der demüthigste, der liebreichste und dienstfertigste Mann von der Welt, aber im Herzen war er rachbegierig, eigennützig, stolz und herrschsüchtig. Er konnte mit einer Mine beleidigt, aber so leicht konnte keine Beleidigung bei ihm wieder gut gemacht werden. Der Verwegene ward gestürzt, ehe ers dachte und seinen Feind kannte. In seinen Gedanken that er alles

und war alles; und wenn jemand durch ihn Vortheile erlangte, so war kein ander Mittel, sich seines Glücks zu versichern, als daß er ihm dafür mit Leib und Seele ergeben war. Er selbst wolte aber diese Dienstbarkeit nie zu fordern und selten zu bemerken scheinen.

Einer von den vertrautesten Freunden des Präsidenten war der Hofrath Jßmann, der älteste und ärmste von den fürstlichen Dienern. Dieser Mann hatte weder Einsicht noch Charakter, so daß er selbst so wenig wuste, wofür er sich ausgeben solte, als andere wusten, wofür sie ihn halten solten. Alle seine Urtheile waren schief, und seine Reden ungeschickt. Von seiner Herkunft konnte man damals schon keine gewisse Nachricht geben, weil er ein Ausländer war, und die forschende Neugierde der Leute nie befriedigen konnte. Man wolte das freilich nicht vortheilhaft für ihn auslegen, sondern einen verächtlichen, wo nicht gar schimpflichen Ursprung daraus schliessen. Einstmals kam ein gewisser Kaufmann von der Messe zurück, der unschuldigerweise die Endeckung gemacht haben wolte, daß Jßmanns Mutter eine Aepfelkrämerin zu F** sey. Darauf kann man aber auch nicht sicher fussen, um soviel weniger, da man schon damals Bedenken trug, die Nachricht unter die Leute zu bringen. Soviel

wolte jedermann aus dem Ansehen schliessen, daß Jßmann im Hofrathsstande weder gebohren, noch für denselben erzogen sey. Er war unter der vorigen Regierung aus der Livree so hoch heraufgeklettert, und soll dabei so viel rühmliche Bescheidenheit gehabt haben, daß er diese Erhebung nicht nur nicht gesucht, sondern auch ungern angenommen hatte. So lange er lebte, hat man ihm diese Bescheidenheit zum grösten Verdienste angerechnet, obgleich die Spuren von diesem Charakterzuge in seinem Gesichte mit den Jahren so verwachsen waren, daß man ihm nichts mehr davon ansehen konnte. Da er nun einmal Hofrath seyn solte und muste, so wolte er auch gern Hofraths Ansehen haben, und wählte ein Mittel zu dieser Absicht, das bei einer gewissen zahlreichen Gattung von Menschen immer viel Wirkung hat. Er gab sich alle ersinnliche Mühe, seine Aemter aufs beste zu nutzen, und seine Revenüen mit Geschmack zu verzehren. Ob er übrigens jemanden half oder schadete, das war ihm ganz einerlei, wenn er nur dem Präsident gefällig leben konnte, nach dessen Aussprüchen er sich in allen Fällen strenge richtete. Vielleicht hofte er durch dessen Hülfe seinen angelegentlichsten Wunsch zu erlangen, daß seine sechs Töchter vor seinem Ableben anständig möchten verheirathet werden.

Nec

Noch einen dritten Mann muß ich meinen Lesern vorstellen, den Kammerassessor von Sorgenfeld. Er war des Präsidenten Schwestersohn, ein armer Edelmann, der sich auf nichts verlassen konnte. Vermuthlich hatte dieser Umstand viel dazu beigetragen, daß er sich mit gröſserm Eifer den Wissenschaften gewidmet hatte, als von jungen Leuten seines Standes gewöhnlicherweise zu geschehen pflegt. Sonst war er ein brauchbarer Mann, dem man Klugheit und Einsichten nicht absprechen konnte, wenn er nur nicht den Fehler begangen und nichts in Beziehung auf sich gelernet hätte. Nach geendigten akademischen Studien nahm er seine Zuflucht zu seinem Onkel und kam durch dessen Fürsprache an den Hof. Der Präsident gefiel ihm; reich und groß zu werden war sein heiſsester Wunsch. Er wählte sich also den Onkel zum Muster, affektirte gegen jedermann eine übertriebene Demuth und Gefälligkeit, krummte und schmiegte sich gegen den geringsten Diener, und ward dabei der Falschheit so gewohnt, daß es ihm endlich gar nicht mehr möglich war, mit irgend einem Menschen redlich umzugehen. Eine Zeitlang wuste man nicht, was aus ihm werden würde, bis zuletzt die Neigung zum Gelde bei ihm zur herrschenden Leidenschaft ward. Nun ward ihm nichts zu heilig, was er

dieſer Leidenſchaft nicht aufopferte, wenn es nur auf eine Art geſchehen konnte, wobei er ſich ſelbſt nicht verrieth. So ſehr er ſich aber auch zu verſtecken ſuchte, ſo wenig gelang es ihm, den aufmerkſamen Beobachter zu hintergehen. Man ſah in ihm den niederträchtigſten Geitzhals und den haſſenswürdigſten Menſchenfeind heranwachſen, nahm aber um des Onkels willen den Schein an, als ſähe man nichts.

Der bekannte Hofrath Unrecht hatte ſich auch zur Parthei des Präſidenten geſchlagen. Das läßt ſich überſehen, daß den vereinigten Kräften dieſer vier Männer keine Abſicht unmöglich auszuführen ſeyn konnte. Sie ſelbſt waren nie unter einander uneins. Der Präſident war mit einem geringern Antheil an den Vortheilen ſeiner Entwürfe zufrieden, wenn er nur tiefe Verbeugungen, unterthänige Verehrungen genug, und keinen Widerſpruch bekam. Jßmann aber und von Sorgenfeld waren der Kratzfüſſe ſo gewohnt worden, daß es ihnen auf ein Dutzend mehr oder weniger nicht ankam, wenn ſie nur bezahlt wurden. Man hätte glauben ſollen, Jßmann und Sorgenfeld würden neidiſch auf einander werden, weil ſie beide das Geld liebten. Aber nein! ſie konnten ſich wegen ihrer Vortheile recht gut vertragen. Sorgenfeld verlachte Jßmannen

ſeiner

seiner Verschwendung wegen, ließ sich aber Pasteten und Wein herzlich gut bei ihm schmecken. Jßmann hielt Sorgenfelden für einen Narren, daß er das Geld ungenossen in den Kasten legte, war aber sehr zufrieden, daß er einen Mann kannte, bei dem er gegen hundert Thaler Pfand und acht Procent Zinsen funfzig Thaler Vorschuß bekommen konnte, wenn die Wochen und Tage bis zum Besoldungstermin etwas zu langsam fortliefen. Unrecht stellte sich uneigennützig und war mit dem zufrieden, was ihm jene bei der Theilung freiwillig gaben. Dafür betrog er sie aber, wo er wuste und konnte.

Wenn sie mit ihren Entwürfen einig waren, so hatte die Ausführung keine Schwierigkeit. In den Kollegiis musten sie allezeit durchdringen, weil alle Vorfälle durch die Mehrheit der Stimmen entschieden wurden, und die Gegenparthei um zwo Stimmen schwächer war. Jetzt war zwar Unrecht abgegangen, und Freudenthal an dessen Stelle gekommen; sie waren aber doch einander noch gleich und würden sich über diese Veränderung wenig Sorge gemacht haben, wenn's nur nicht grade der Mann gewesen wäre. Dem Präsidenten stand die sich auszeichnende Würde seines Charakters nicht an, und Jßmann sowohl als von Sorgenfeld furchten seine uneigennü-

hige Gerechtigkeitsliebe. Ihre Furcht war freilich nicht ohne Grund. Das wuſte der Präſident wohl, daß ſich Intrigue neben der weiſen Tugend ſchwerlich maintenirt, und daß geſuchter Schimmer durch das glänzende Verdienſt leicht verdunkelt wird. Kam es erſt dahin, daß der Fürſt Freudenthals ganzen Werth erkannte, ſo war nichts gewiſſer, als daß der Präſident ſein Anſehen verlohr. Dann muſte Jßmann ſeinen franzöſiſchen Koch abſchaffen und von Sorgenfeld ſeinen Mammon ſchwinden ſehen. Ehe man ſich das gefallen ließ, muſte vorher alles mögliche verſucht werden.

Funfzehentes Kapitel.

Wer ohne Spaden gräbt, macht auch ein Loch, und kriegt die Blaſen nicht in die Hände.

Sobald ſich die Nachricht in der Reſidenz ausbreitete, daß Freudenthal zum Hofrath wäre ernannt worden, ward jedermann auf die Bewegungen des Hofs aufmerkſam. Man traf aber den rechten Geſichtspunkt nicht. In den meiſten Häuſern ſprach man von Unrechts Betrügereien, und

erwar-

erwartete ſtrenge Unterſuchungen, die Freudenthal auf Befehl des Fürſten würde anſtellen müſſen. Wenns geſchah, ſo war nichts gewiſſer, als daß die Erwartung der Bürger würde eingetroffen ſeyn. Man würde nicht nur mehrere Unrichtigkeiten gefunden, ſondern vielleicht auch die hohen Patrone entdeckt haben, unter deren begünſtigenden Nachſicht er ſeine Rolle geſpielt hatte. Aber dafür blieb es wohl. Der Fürſt kannte ſeine Diener zu wenig, daß er hätte ſolchen Argwohn ſchöpfen können; und der Präſident kannte den Fürſten zu gut, daß er deſſen leutſelige Gemüthsart nicht in der ſchlimmſten Sache hätte vortheilhaft zu nutzen wiſſen ſollen. Man hätte dafür auf die Zuſammenkünfte aufmerkſam ſeyn ſollen, welche jetzt täglich in dem Hauſe des Präſidenten gehalten wurden. Mit der Dämmerung ſtellten ſich Jßmann und Sorgenfeld bei ihm ein, und öfters brach der Tag ſchon an, wenn ſie wieder von ihm gingen. „Haben Sie noch nicht mit Ihrem Onkel von der Veränderung geſprochen?" ſagte Jßmann zu Sorgenfelden, als ſie einander das erſtemal ihre Gedanken über Freudenthals Erhöhung eröfneten. „Nimmermehr kann er doch dabei gleichgültig ſeyn, daß der Jüngling ſein Kollege werden ſoll!"

„Mein Onkel!“ antwortete Sorgenfeld, „was hat der dabei zu befürchten? Er hat Geld und Güter, auch Einsicht und Klugheit genug.“ „Wir bekommen einen neuen Kollegen; wissen Sie das schon?“ „sagte er gestern mit freundlicher Mine zu mir. Weiter ward kein Wort gesprochen.“

„Wir wollen ihn heute besuchen!“ sagte hierauf Jßmann, und im Grunde war dies auch der beste Entschluß. Hätten sie warten wollen, bis er sie rufen ließ, so hätten sie mögen lange warten. Das hätte das Ansehen gehabt, als wenn ihm daran gelegen wäre — so sehr verrieth sich der Präsident nicht. Er wuste doch wohl, daß sie ihre ängstigende Unruhe zeitig genug zu ihm treiben würde. Dann durfte er sie nur zu Tische behalten, so kamen sie gern wieder, so oft er sie haben wolte. Sie kamen, und der Präsident war mit seinem Plane schon fertig.

Freudenthal hatte es gleich vom Anfange so bei dem Präsidenten versehen, daß es gar nicht wieder gut zu machen war. Nachdem er von dem Fürsten zum Hofrath war erklärt worden, ging er zwar auf Anrathen des Geheimenraths von A** zu ihm; er empfahl sich auch seiner Gnade und bat sich kollegialische Freundschaft aus; aber er sprach gar nicht den Ton, den der Präsident

zu hören gewohnt war. Wenn er sich nur noch des Worts kollegialisch enthalten hätte! Da machte er eine Verbeugung, als er zu ihm in das Zimmer trat, nach einem viel zu kurzen Maaßstabe — trug dem Präsidenten die unerschrockene Mine eines guten Bewustseyns entgegen, und sprach in dem ihm eigenen freimüthigen Tone, der dem Präsidenten der Ton eines sich selbst genugsamen Menschen zu seyn schien. Er hätte sich sollen seinen guten Rath ausbitten, und nach seiner Anführung zu handeln sich verpflichten. Er wuste recht gut, daß man das von ihm erwartete und tausend andere vor ihm in derselben Lage schon gethan hatten, wenn sie schon im Herzen auf ganz andere Maaßregeln dachten. Aber er konnte nicht schmeicheln und kriechen. Er sprach die Worte freimüthig hin, wie sie sein Herz dachte, und trat der ganzen Welt muthig unter die Augen, sobald er von der Richtigkeit seiner Grundsätze, und von der Edelmüthigkeit seiner Absichten überzeugt war. „Es ist mir überaus angenehm," gab der Präsident zur Antwort, „daß wir an Ihnen einen so würdigen Mann zum Kollegen bekommen. Ich kenne Ihre Denkungsart, und nichts auf der Welt soll mir angenehmer seyn, als mit Ihnen die Angelegenheiten des Fürsten und des Landes gemeinschaftlich zu betreiben und Ihr Ansehen bei allen

allen Gelegenheiten zu unterstützen." Er ließ ihn aber unter dem Vorwande nothwendiger Geschäfte mit diesem Komplimente von sich und dachte: „Warte, du weiser Narr! du solst so weit nicht kommen!" Kaum einige Minuten, so war der Plan gemacht.

Seit einem Jahr herrschte, mancherlei Vorfälle wegen, zwischen diesem und einem benachbarten Hof ein Mißverständniß, welches in der Zukunft für beide Reiche unangenehme Folgen haben muste. Die Sache war geschehen, und konnte nicht geändert werden; aber beide Höfe waren geneigt, zum gegenseitigen Vortheile der Unterthanen dieses Mißverständniß aufzuheben, und hatten deswegen schon mancherlei gütliche Unterhandlungen pflegen lassen. Nach dem Urtheile, welches das Publikum in der Stille darüber fällte, lag die Schuld an den Räthen beider Höfe, daß der Vergleich noch nicht zu Stande gekommen war. Der Präsident hatte seinen Neveu, den Assessor von Sorgenfeld zu dieser Kommißion vorgeschlagen, weil es eine bequeme Gelegenheit war, ihn mit einmal reich und glücklich zu machen. Der Fürst hatte aber zu ihm das Zutrauen nicht, und schickte einen andern an den gegenseitigen Hof. Man glaubte also, daß die dortigen Räthe, wenn sie auch sonst keine Ursach hätten,

aus

aus Gefälligkeit gegen den hiesigen Präsidenten so handelten, daß der Vergleich verzögert werden muste; um vielleicht den Fürsten zu nöthigen, daß er den Vorschlag des Präsidenten annehmen müsse. In dieser Lage standen die Sachen, als Freudenthal dem Präsidenten seine Aufwartung machte.

„Warte, du weiser Narr! du solst so weit nicht kommen!" sprach der Präsident, als er in seine Stube zurückkam, und setzte sich in den Stuhl, in welchem er schon so manches glückliche Projekt entworfen hatte. Er saß so lange nicht, so fiel ihm diese Unterhandlung ein, die ihm eine bequeme Gelegenheit zu seyn schien, Freudenthalen zu stürzen. Wenigstens konnte er doch eine Zeitlang vom Hofe entfernt werden, und wenn man die Anlage wieder so machen konnte, daß seine Bemühungen fruchtlos seyn musten, so glaubte man nicht nur, ihn am Ende in Ungnade und Verachtung zu bringen, sondern der Präsident machte sich auch die Hofnung, daß ihm alsdann seine Absicht auf seinen Neveu desto eher gelingen würde. Auf der Stelle ward der Entschluß gefaßt, und den Augenblick dahin zu arbeiten angefangen. Unter die Sachen, welche dem Fürsten heute noch vorgelegt werden musten, befand sich auch Freudenthals Bestallung. Man

schob

schob geschwind einige Papiere und Rechnungen hinein, welche auf jene noch nicht geendigten Unterhandlungen Beziehung hatten, und der Präsident erwartete in der Stille, was das für Eindruck auf den Fürsten machen würde.

Nun kamen Jßmann und von Sorgenfeld; man fieng Berathschlagungen an, und setzte sie täglich fort. Es dauerte einige Tage, daß sie sich beide in den Präsidenten gar nicht finden konnten und unzufrieden von ihm gingen. Sie mahlten Freudenthalen als den gefährlichsten Menschen ab, der ihnen das Leben sauer genug machen könnte: er hofte ihn als einen billigen, umgänglichen Mann zu finden, der seinen Kollegen die Geschäfte erleichtern würde. Sie sprachen von nichts als Anschlägen wider ihn: er wolte in keinen willigen, verwies sie zur Geduld, und gab ihnen, wenn er weit ging, die Versichrung, daß er allemal auf ihrer Seite seyn würde. Endlich hatte der Fürst einen Entschluß in der bekannten Sache gefaßt, und jedermann am Hofe sprach, daß sie Freudenthalen aufgetragen werden würde. „So haben Sie ja nun Ihren Willen, antwortete der Präsident, als ihm Jßmann und Sorgenfeld die Nachricht ins Haus brachten. „Wenn er nicht mehr ausrichtet, als bisher ausgerichtet worden ist, kann's immer sein Unglück seyn."

Nun

Nun war es dem Präsidenten leicht, seine Rolle im Verborgenen zu spielen, und Jßmann sowohl als von von Sorgenfeld säumten keinen Augenblick, ihren Freunden an dem bewusten Hof ihre Gedanken mitzutheilen.

Sechszehentes Kapitel.

Es wird immer noch tiefer gegraben.

Freudenthal kam sehr vergnügt vom Fürsten zurück. Die Sache war richtig, ja! er muste die Kommißion auf sich nehmen. Der Tag zur Abreise war schon bestimmt. Der Fürst hatte in der Sache sehr ausführlich mit ihm gesprochen, und im übrigen ihn an den Präsident von Profili verwiesen, durch welchen er nähere Instruktion bekommen solte. Sein erster Gang war zum Geheimenrath von A**, dem er seine empfangenen Aufträge mit sichtbarer Freude erzählte. „Wenn's nur nicht ihr Unglück ist!" antwortete der Geheimerath mit einer bedeutenden Mine; und hätte Freudenthalen beinahe unruhig gemacht. „Der Fürst," fuhr er fort, „meint es ohne Zweifel gut mit Ihnen; aber ihre Feinde werden nun noch neidischer auf Sie werden, und viel-

vielleicht Gelegenheit finden, Sie in Unglück zu stürzen." Freudenthal hatte sich aber recht wohl vorgesehen; und dem Fürsten alle nur mögliche Vorstellungen gemächt. Er entschuldigte sich mit seiner Jugend und Unerfahrenheit, die ihn kaum hoffen liessen, daß er dies Geschäfte zur Zufriedenheit seines Herrn würde ausführen können. Er sprach von Verfolgungen des Hofs, welche ihm diese vorzügliche Gnade des Fürsten zuziehen würde, da jeder ältere Diener sich selbst dieses Vorzugs würdiger als ihn halten und ihn deswegen sehr beneiden würde. Aber der Fürst bestand auf seinem Entschluß, und gab ihm in den gnädigsten Ausdrücken eine Erklärung, die ihn nicht nur, sondern auch den Geheimenrath von A** beruhigte, sobald er sie aus Freudenthals Munde hörte. „Sie sollen es seyn," hatte der Fürst geantwortet, „und kein anderer. Ich habe zu Ihnen das meiste Vertrauen, daß Sie mir in der Sache rechtschaffen und mit Eifer dienen werden. Ich nehme Sie wider Neid und Verfolgung in Schutz. Ihre Belohnung, wenn Sie die Sache glücklich zu Stande bringen, will ich bei Ihrer Zurückkunft bestimmen; aber von aller Verantwortung, im Fall Sie nicht nach Wunsch solten zum Zweck kommen können, spreche ich Sie im voraus los."

Das unangenehmste für Freudenthalen war, daß er an den Präsidenten war gewiesen worden. Er muste täglich zu ihm gehen, und ward freundschaftlicher aufgenommen, als er erwartete. Gemeiniglich traf er den Hofrath Jßmann und den Assessor von Sorgenfeld bei ihm. Man sprach eine Stunde von den herrschaftlichen Affairen, und brachte den übrigen Theil des Tages bei einem Glase Wein vergnügt zu. Wäre Freudenthal von dem Charakter dieser Männer nicht schon unterrichtet gewesen, so hätte er sie nach dem Scheine, den sie sich zu geben bemüheten, für seine redlichsten Freunde halten müssen. Es war, als wenn sie sich um die Wette beeifert hätten, ihm ihre Liebe zu bezeugen und aus allen Kräften ihn mit Rath zu unterstützen, wodurch er in den Stand gesetzt werden könnte, den fürstlichen Auftrag nach Wunsch auszuführen.

Das kann man sich wohl vorstellen, daß Freudenthal nicht alles auf Glauben so hinnahm, was ihm in dieser Gesellschaft gesagt und gerathen ward. Er hielt sich an den Geheimenrath von A** und überlegte mit ihm jeden Morgen alle Worte, die am vorhergegangenen Abend bei dem Präsidenten waren gesprochen worden. Er kannte das Herz dieses Mannes, und wuste, wie gut er bei ihm verwahret war. Es war nur ein

Unglück, daß dieser väterliche Freund an jenem Hofe gar keine Bekanntschaften hatte. Die Sache selbst schien so viel Schwierigkeiten nicht zu haben; allenfals konnte sie Freudenthals eigenen Einsichten sicher überlassen werden. Es kam mehr darauf an, wenn er glücklich seyn solte, daß er dort uneigennützigen, redlichen Männern empfohlen ward, denen ihre Pflicht lieber war, als Privatabsicht und Präsidentengnade. Diesem Mangel konnte nicht anders abgeholfen werden, als durch Klugheit, und was Menschen möglich war, hatte man darüber gesprochen und überlegt. Der Tag kam endlich heran und Freudenthal reiste mit Kopf und zweien Augen ab.

Die Reise war glücklich und die Aufnahme am dortigen Hof so schmeichelhaft, daß Freudenthal daraus gute Vorbedeutungen nahm. Er fand einen leutseligen, überaus gnädigen Fürsten, und bei den Räthen, mit denen er zu thun bekam, dem Scheine nach, eine liebreiche sehr gefällige Behandelung. Eins gefiel ihm nicht, man verzögerte die Konferenzen, und ließ einen Monat verstreichen, ehe ein Anfang gemacht wurde. Man hatte allerlei Vorwand; bald musten Akten gesucht werden, bald wurden Nachrichten und Berichte aus dem Lande erwartet, ohne welche nichts vorgenommen werden könnte. Endlich trat man

in

in Unterhandlungen. Nun merkte Freudenthal gar bald, daß er auf diesem Wege schwerlich zum vorgesetzten Zweck kommen würde. Man machte unglaubliche Weitläuftigkeiten, und brachte lauter Vorschläge auf die Bahn, die neue Schwierigkeiten gebahren. Beinahe einen Monat hatte man nun hin und her gesprochen und geschrieben, aber die Sache war verworrener als beim Anfange.

Freudenthal hatte indessen nach genommener Verabredung fleißig mit dem Geheimenrath von A** korrespondirt. Es ging keine Post ab, er schrieb; und war kein Umstand so klein, worüber er nicht dessen Gutachten gefordert hätte. Sie waren beide in ihrem Urtheile eins. Der Geheimerath muste Freudenthals Maaßregeln durchaus billigen, und Freudenthal glaubte mit dem Geheimenrath, daß die Sachen in unrechten Händen wären. Mit aller Klugheit war's nicht möglich, etwas auszurichten, wenn man nicht Mittel finden konnte, die Sache in andere Hände zu spielen. „Ihnen fehlt," schrieb der Geheimerath, „am dasigen Hofe ein Freund. Suchen Sie einen redlichen Mann, und geben Sie sich Mühe, ihn für sich zu gewinnen."

Siebenzehentes Kapitel.

Freudenthal macht eine Bekanntschaft, die vermuthlich Folgen haben wird.

Das brauche ich meinen Lesern nicht erst zu sagen, wieviel Schwierigkeiten dieser Rath hat. Freudenthals Absicht war das von Anfange gewesen, aber — ihm fehlte des Diogenes Laterne. Nach seinen Grundsätzen muste der Freund nicht unter denen gesucht werden, die verschwenderisch mit ihren Freundschaftsversichrungen umgehen, und im zweiten Worte jedermann Diensteifer und Treue betheuern. Aber an diesem Hofe schien's, als hätten Freundschaft und Redlichkeit ihren Sitz allenthalben auf der Zunge. Wohin er nur kam, da ward die Sprache der wärmsten Freundschaft gesprochen. Ueber ein Dutzend Geheime- Hof- Kammer- und Gerichtsräthe hatten ihm in der ersten Stunde Ergebenheit zugeschworen und sich für seine Angelegenheiten ganz aufzuopfern versprochen. Ein einziger Mann zeichnete sich im Ansehen und ganzen Betragen von allen übrigen so aus, daß er Freudenthals Aufmerksamkeit vom ersten Augenblick an auf sich gezogen hatte. Es war der geheime Sekretair Ehrlich, der

bei den Konferenzen, welche in dieser Angelegenheit gehalten wurden, die Feder führen muste, ein junger lebhafter Mann, mit einem durchdringenden Ausdruck der Redlichkeit im Gesichte. Er hatte ein durch gefällige Thätigkeit so gemildertes ernsthaftes Wesen an sich, daß er dem Jüngling und dem Greis angenehm war, und ein Ansehen, das noch einmal soviel weise Ueberlegung und feste Entschlossenheit, als seine Jahre versprach. Freudenthal durfte gar nicht auf seine Geschäfte denken, sondern nur dem Zuge seines Herzens folgen, so war er schon geneigt, ihn zu suchen.

Jetzt fügte sichs, daß Ehrlich einigemal der Unterhandlungen wegen zu Freudenthalen geschickt ward. Dies gab Gelegenheit zu einer nähern Bekanntschaft. Freudenthal bat Ehrlichen, wenn er seine Aufträge bestellt hatte, daß er ihm zur Gesellschaft bleiben möchte; und Ehrlich wählte gemeiniglich Stunden, wenn er zu Freudenthalen ging, die ihn nicht eilfertig zu seyn zwangen. Seitdem speiste er zu Abend manchmal mit Freudenthalen, und ihre Gespräche bekamen bald den Ton der Vertraulichkeit. „Um Vergebung, Herr Hofrath!" fragte Ehrlich bei der dritten Mahlzeit, die sie mit einander

hielten, „sind Sie ein gebohrner Unterthan Ihres Fürsten?"

„Ja!" antwortete Freudenthal, „das bin ich; eines Kaufmanns Sohn aus der Residenz."

„Dann habe ich die Ehre Ihr Landsmann zu seyn."

„Sie! das ist mir sehr angenehm. Ihr Charakter macht dem Vaterlande Ehre. Aus welcher Provinz sind Sie?"

„Mit Ihnen aus einer Provinz. Wir sind nahe Nachbarn; so nahe als Kinder nur seyn können, die nicht in einer Stadt gebohren sind."

„So wären Sie ja vom Lande!"

„Ja! Mein Vater lebt noch und ist Prediger im nächsten Dorfe an der Residenz zum **schen Thore heraus."

„Der Prediger heißt ja nicht Ehrlich!"

„Nein! er heißt Werthmann. Eigentlich ist er mein Stiefvater; ich kann ihm aber unmöglich diesen Namen geben. Er hat nie stiefväterlich an mir gehandelt, und mehr als mein rechter Vater gethan, der am Tage meiner Gebuhrt starb."

Man stelle sich das Vergnügen vor, welches Freudenthal über diese Aufklärung empfand. Werthmann war der Prediger, an welchen Trinchen war verheirathet worden, die an seinen

Schick-

Schicksalen so starken Antheil hatte. „Lebt denn Ihre Frau Mutter noch?“ fragte er hitzig.

„Nein!“ antwortete Ehrlich, „sie ist bereits acht Jahre todt. Aber auch hierin bin ich so glücklich, daß mir dieser Verlust durch die Fürsorge der Frau Geheimenräthin von A** mit einer Person ersetzt worden ist, die ich nicht weniger als meine rechte Mutter lieben kann.“

Nun war es klar genug, daß sich Freudenthal in seiner Muthmaßung nicht irrte. Er hatte im Hause des Geheimenraths den Namen dieses Predigers einigemal nennen gehört, und dabei jederzeit den Vorsatz gefaßt, ihn bald zu besuchen. Aber häufige Unruhen, und hernach die aufgetragenen Geschäfte des Fürsten, hatten ihn immer davon abgehalten. Um so viel angenehmer war's ihm jetzt, den Sohn dieses Mannes so unverhofft in einer Person zu finden, die sich bereits seine ganze Hofnung erworben hatte. Grade als hätten sie von beiden Seiten nur einen Vorwand gesucht, womit das schnelle Wachsthum ihrer gegenseitigen Zuneigung entschuldiget werden könnte, überliessen sie sich jetzt den Ausbrüchen der Freundschaft, und saßen in vertraulicher Ergiessung ihrer Herzen bis zum anbrechenden Morgen bei einander.

Davon werden mich meine Leſer wohl freiſprechen, daß ich Ihnen den Inhalt dieſer nächtlichen Geſpräche erzählen ſoll. Freudenthal ſprach viel von Trinchen, und hielt ſich beſonders bei der Erzählung der Begebenheiten des letzten Tages lange auf, den er mit ihr im väterlichen Hauſe zugebracht hatte. Das alles iſt meinen Leſern ſchon längſt bekannt. Dafür muſte Ehrlich Freudenthals Neubegierde wieder befriedigen, und ihn mit Familiennachrichten ſeines väterlichen Hauſes unterhalten. Dies waren aber alles Nachrichten, die für meine Leſer nicht ſind. Zuletzt beim Abſchiede lenkte ſich das Geſpräch wieder auf die Fürſtlichen Angelegenheiten. Man kann gleich merken, daß Zutrauen Herz und Mund öfnet; Ehrlich hatte noch nie ſo frei geſprochen. „Bei der jetzigen Lage," ſagte er, „kommen Sie nicht zum Zweck, Sie mögen auch machen, was Sie wollen. Denken Sie nur nicht einmal darauf, alle Ihre Mühe iſt vergeblich. Sie haben mit einer Kommiſſion zu thun, die wider Sie iſt, und eher das fürſtliche Intereſſe aufopfert, ehe ſie ihre Privatabſichten fahren läßt. Aber haben Sie Geduld. Geben Sie nach, was Sie können, und ſuchen Sie die Sache nur ſo zu lenken, daß Ihre Unterhandlungen nicht zerriſſen werden. Ich ſtehe Ihnen dafür, daß der ganze Handel

bald eine andere Wendung bekommen, und Ihnen Ihre Absicht gelingen soll. Wir haben noch einen Landsmann am Hofe, der sehr viel bei dem Fürsten gilt, einen braven rechtschaffenen Mann, der Sie aus allen Kräften unterstützen wird. Er ist, so lange Sie hier sind, verreist gewesen, wird aber schon seit einigen Tagen stündlich erwartet." Hier ging Ehrlich fort.

Achtzehentes Kapitel.

Noch eine Bekanntschaft, die mir und dem Leser nicht gleichgültig ist.

Daß sich Freudenthal eben jetzt sehr ungern von seinem neuen Freund trennte, kann man leicht denken. Er durfte sich doch aber nicht weigern, Ehrlichs Entschuldigung anzunehmen; die Glocke hatte schon wieder angefangen wenig zu schlagen." „Sobald wir uns wieder sprechen," sagte Ehrlich, „verlassen Sie sich darauf! dann will ich sie befriedigen." Indessen ward Freudenthalen dadurch die ganze Nacht verdorben; er legte sich mit unruhigen Gedanken nieder, und stand mit unruhigen Gedanken wieder auf.

Ich kann es meinen Lesern zutrauen, daß sie öfters schon die Bemerkung gemacht haben werden, wozu man in der Welt häufige Gelegenheiten hat: der Lauf menschlicher Unternehmungen und Absichten läßt sich nicht mit Gewißheit voraus berechnen. Der Weise überlegt seine Entwürfe von vorne und von hinten wohl zwanzigmal, und nimmt alle Klugheit zusammen, die besten Maaßregeln zu seinen Absichten zu wählen. Er ist vorsichtig und eiferig in der Ausführung, so, daß die ganze Welt seine Anlagen sowohl, als seine Thätigkeit rühmt; am Ende aber ist doch wohl Mühe und alles verlohren. Wenn er schon glaubt am Ziele seiner Wunsche zu seyn, nimmt die Sache plötzlich eine andere Wendung; daß Mann und Ziel in eine Entfernung auseinander geworfen werden, die kein menschliches Auge übersieht. Der Kühnste wagt kaum die Hofnung, daß er seinem Zweck jemals wieder so nahe kommen werde.

Mit Hansen habe ich alleweile nichts zu thun, sonst dürfte ich nur ganz kurz sagen: der spannt die Pferde hinter den Wagen — und kömmt doch an Ort und Stelle. — Als wenn der Weise nie von Zeit und Umständen begünstiget würde! Ich habe es wohl eher gesehen, daß er seinen Plan zu verfolgen kaum angefangen, und den zehenten Theil der Kräfte noch nicht verbraucht hatte, die

nach

nach seinen Gedanken ganz erschöpft werden mu-sten, ehe er an Genuß denken durfte. Auf ein-mal kam ein unvorhergesehener, vortheilhafter Umstand, der im Augenblick mehr wirkte, als Klugheit und Eifer in Jahren bewirken können, und gab seinem Liebling die Erfüllung seines Wunsches, als er noch durch viele Hindernisse sehr weit von seinem Ziele getrennt zu seyn glaubte.

Freudenthal hatte die Nacht wenig geschla-fen; die letzten Reden seines Freundes gingen ihm unaufhörlich durch den Kopf. Er stand end-lich auf, aber er war und blieb tiefsinnig. Ehr-lichs freimüthige Erklärung war ihm immer noch dunkel und unerklärbar; wenn er aber auf den dritten Landsmann kam, dann wuste er gar nicht, was er denken solte. Indem kam eine Kutsche gefahren, die vor seinem Logis still hielt. Der Umstand konnte so viel Aufmerksamkeit eben nicht erregen, weil 's ein Gasthof war. Natürlich war das der nächste Gedanke, daß es Reisende seyn würden, die hier Logis nehmen wolten; Freu-denthal trat nachläßig ans Fenster hin und sahe die Kutsche an. Wären seine Gedanken frei ge-wesen, so würden ihn die Reinlichkeit der Kutsche und die Kleidung des Herrn, der herausstieg, auf-merksam gemacht haben. Aber er sahe hin und — sahe nichts. Endlich klopfte jemand an die Stu-

ben-

benthür. „Herein!" — und als die Thür aufging, war's ein Mensch in einer Livree. — „Mein Herr, der Herr Kammergerichtsrath Schulze wird Ihnen den Augenblick aufwarten, wenn's Ihnen gelegen ist." — Indem trat auch schon der Herr Kammergerichtsrath herein, ehe Freudenthal wuste, was er dazu denken und sagen solte. Der Mann hatte ein feines ehrwürdiges Ansehen und eine freie, unschuldige Mine, die ihm beim ersten Anblick Vertrauen erwarb. Er embrassirte Freudenthalen freundschaftlich, und setzte ihn durch sein zudringliches Wesen in noch grössere Verlegenheit, bis er sich endlich zu erkennen gab. „Fassen Sie Zutrauen," sprach er, „ich bin Ihr Landsmann und Ihr Onkel."

Meine Leser werden sich über diese Erscheinung eben so sehr nicht verwundern. Ich habe Ihnen den Umstand erzählt, daß des Kaufmann Freudenthals drittte Frau eine gebohrne Schulzin war; und daß ihr Bruder, der nachmalige Advokat Schulze, durch einen unglücklichen Vorfall gezwungen ward, sein Vaterland zu meiden. Noch bei Lebzeiten seines Schwagers kam er, und foderte sein väterliches Erbtheil. Von dem allen wuste aber unser Freudenthal nichts, weil sich dieser Vorfall zugetragen hatte, als er sich in einem fremden Lande aufhielt. Als Kind

hatte

hatte er seinen Vater wohl öfters von seinen verstorbenen Weibern sprechen gehört; aber es geschah nur selten und mit wenigen Worten. Die lebende Frau, besonders Wilhelmine, hörte diese Erzählungen nicht gern, und wuste den Mann bald davon abzubringen. Soviel hatte indessen unser Freudenthal behalten, daß seine zwote Stiefmutter eine gebohrne Schulzin gewesen sey, und einen Bruder gehabt habe, der als Lieutenant im Felde geblieben war. Das konnte ihm also gar nicht einfallen, daß dieser Kammergerichtsrath Schulze sein Onkel seyn würde. Man stelle sich nun seine Freude vor, welche in die Stelle seiner Verlegenheit trat, sobald der fremde Herr sich selbst für den Onkel ausgab.

Dieser Schulze lebte ausserhalb seinem Vaterlande unter dem Schutze des Hofs, an welchem sich Freudenthal jetzt aufhielt, Anfangs sehr unzufrieden. Die Umstände, welche die Rückkehr in sein Vaterland verhinderten, dauerten aber zu lange. Als sich endlich die Lage der Sachen so änderte, daß ihm dieser Rückweg offen stand, war er mancherlei Verbindungen eingegangen, die ihn dort fesselten. Er hatte bisher ein mäßiges Glück bei der Advokatur in diesem Gränzstädtchen gemacht; jetzt konnte er von seinem Vermögen leben. „Ich will mich allen öffentlichen Geschäften

schäften entziehen, und meine Tage im Schooße meiner Familie ruhig genieſſen," dies war sein Vorsatz, mit welchem er nun sein Vaterland zum zweitenmale freiwillig verließ. Ich glaube, er wäre unwillig darüber geworden, wenn ihm damals jemand gesagt hätte, daß er seinen Entschluß so bald ändern würde.

Unterdessen daß Schulze abwesend war, seine Erbschaft aus dem Vaterlande zu holen, hatten sich einige Bürger an ihren Fürsten gewendet und sich über Ungerechtigkeiten der Richter und Advokaten beklagt, durch welche sie in einen zehenjährigen Proceß verwickelt, und um ihr ganzes Vermögen gebracht worden wären. Der Fürst resolvirte sogleich, eine Kommission dahin zu schicken, und ihre Sache aufs genaueste untersuchen zu lassen. — „Warum," sprach er unwillig, habt ihr denn zehen Jahre gewartet? wisset ihr heute erst, daß ich euer Fürst bin?" — Die Kommission muste schnell abreisen, und bekam strenge Befehle. Von ihrer Untersuchung will ich meinen Lesern weiter nichts sagen, als daß Schulze der einen Parthei lange gedient hatte, und wegen seiner Wissenschaft und Redlichkeit, die man aus den vorhandenen Akten ersahe, große Lobsprüche erhielt. „Das ist ein redlicher Mann," hieß es, „Schade! daß er nicht gegenwärtig ist. Man

sieht,

ſieht, er hat alles gethan, was ein rechtſchaffener und erfahrner Rechtskonſulent thun konnte, aber er hat nicht durchdringen können. Man hätte ihn hören ſollen, ſo wäre man auf den rechten Weg gekommen."

Nun kann man ſich leicht vorſtellen, was die Herren Kommiſſairs ihrem Fürſten für einen Bericht werden gemacht haben. Genug, der Fürſt ward auf Schulzen ſo aufmerkſam gemacht, daß er ein Verlangen äußerte, den Mann näher kennen zu lernen. Als Schulze aus ſeinem Vaterlande zurückkam, war der Befehl ſchon da, daß er zum Fürſten kommen ſolte. Er kam und — durfte nicht wieder weg. Der Fürſt fand in ſeinem Geſichte Beſtätigung des empfangenen Berichts, und trug ihm bei der erſten Unterredung die Stelle an, welche er jetzt noch bekleidete. Schulze wagte freilich, in den demüthigſten Worten dieſe Gnade von ſich abzulehnen; aber der Fürſt war gegen ſeine ſubmiſſe Vorſtellungen ſo großmüthig nachgebend, daß er keine Ausflucht behielt, unter welcher er auf ſeiner Verweigerung hätte länger beharren können. „Sie ſollen," ſprach er, „von mir keinen Abſchied zu fürchten haben, aber die Erlaubniß behalten, mit Beibehaltung Ihres Gehalts um Ihre Dimiſſion bitten zu dürfen, wenn es Ihnen auch

nach wenigen Jahren nicht mehr gefallen solte, in meinen Diensten zu leben." Schulze muste also seine Familie nachholen, und seine Wohnung in der Residenz aufschlagen.

Dies war also der dritte Landsmann, auf dessen Ankunft Ehrlich Freudenthalen vertröstet hatte. Er kannte das Ansehen, in welchem der Kammergerichtsrath bei seinem Fürsten stand; keine Sache von einiger Wichtigkeit ward ohne seinen Rath entschieden. Es war nichts gewisser, als daß der Fürst wegen der vorwaltenden Unterhandlungen mit ihm sprechen würde, sobald er nur von seinen Geschäften zurückkam, welche er in den entlegendsten Provinzen des Reichs zu besorgen gehabt hatte. Da er nun selbst bei diesem Herrn gut stand, und überdies dessen rechtschaffene, patriotische Denkungsart, und besonders auch dessen gute Gesinnungen gegen sein Vaterland sehr wohl kannte, so hatte er freilich Grund genug, Freudenthalen auf dessen Ankunft zu trösten. Den Morgen lag er noch im Bette, als man ihm die Nachricht brachte, daß der Kammergerichtsrath in der Nacht wiedergekommen sey, und kaum war er aufgestanden, so ward er schon zu ihm gerufen.

Neunzehentes Kapitel.

Freudenthals Geschäfte bekommen eine gute Wendung und haben schnellen Fortgang.

Wenn man sich Ehrlichs Charakter vorstellt, so kann man leicht errathen, was er bei dem Kammergerichtsrath wird gesprochen haben. Er hatte den ganzen Weg lang Freudenthals Angelegenheiten im Sinne, und war kaum in das Zimmer getreten, so sprach er schon von ihm. Man hätte nur seine Bestürzung sehen sollen, als er bemerkte, daß der Name Freudenthal in dem Gesichte des Kammergerichtsraths eine merkliche Veränderung hervorbrachte. Er wuste nicht, was er davon halten solte, und würde gewiß auf besorgliche Gedanken gerathen seyn, wenn er nicht zuverläßig gewußt hätte, daß man sich auf seines Gönners Wort sicher verlassen könne.

„Wie heißt der Hofrath?" fragte Schulze, „Freudenthal?"

„Ja! Freudenthal!" antwortete Ehrlich.

„Wissen Sie seinen Taufnamen nicht?"

„Ludwig."

„Ludwig? — Wenn das der kleine Ludwig Freudenthal wäre, was für Freude solte

mir das seyn. Ich will sogleich zu ihm fahren; — daß Sie mir nicht zuvor laufen! Verlassen Sie sich darauf; ich gebe mein Wort, daß ich mich der Sache ernstlich annehmen will." — Sogleich zog er sich an und stieg in den Wagen.

Der Kammergerichtsrath empfand eine wahre herzliche Freude, als er seinen Neveu umarmte. Die Umstände des Hauses hatten ihm freilich gegen die Familie seines Schwagers sehr gleichgültige Gesinnungen eingeflößt. Ludwig war überall als ein ungerathener Bube verschrieen; Wilhelmine machte sich durch ihre niederträchtigen Gesinnungen bei jedermann verhaßt; Freudenthal verlor durch seine Trägheit alle Achtung. Zuletzt kam noch die schlechte Begegnung hinzu, die man Schulzen bei seinem letzten Dasein erwies, als er sein Erbtheil abholen wollte; und endlich breiteten sich nach dem Tode des Vaters die Nachrichten von der schlechten Verfassung seiner häuslichen Umstände aus, wodurch Schulze dem Freudenthalschen Hause so abgeneigt ward, daß er seitdem nicht einmal an den Namen wieder gedacht hatte. Ganz unerwartet hört er ihn jetzt aus dem Munde eines Mannes nennen, den er vorzüglich liebte. Ehrlich macht ihm den Mann unter dem Charakter eines Hofraths bekannt, und kann nicht Lobsprüche

che genug für seine Edelmüthigkeit finden. Nun geht er selbst und — sieht einen Mann, dem Seelenwürde durch die Augen blickt, und der es ihm durch seine Unterredung in jedem Augenblicke fühlbarer macht, daß er Achtung und Liebe verdient. Wie war's möglich, hier edles Gefühl zu verleugnen. „Und wenn Sie meiner Schwester leiblicher Sohn wären," sprach der Kammergerichtsrath, nachdem sie eine kurze Zeit von Familienangelegenheiten mit einander gesprochen hatten, „ja, wenn Sie mein eigener Sohn wären, so könnte ich Sie nicht zärtlicher lieben. Wären Sie mir aber auch ganz fremder Mensch, so würde ich mich Ihrer Verdienste wegen um Ihre Freundschaft bewerben."

Nun ward von den Angelegenheiten der beiderseitigen Höfe gesprochen. Sie erklärten einander beide die Gesinnungen ihrer Herren, und Freudenthal sagte offenherzig die Instruktion, welche er bekommen hatte, und erzählte die Art, wie bisher verfahren worden war. Im Augenblick war's klar, daß die streitige Sache zur völligen Zufriedenheit beider Höfe abgethan werden könnte. „Sie sollen nicht unverrichteter Sache fortreisen," sprach hierauf der Onkel, „sondern die Ehre haben, Ihrem Vaterlande einen Dienst zu erweisen, dafür Ihnen die Nachkommen noch

danken werden. Ich kenne die Gesinnung meines Herrn: ein freundschaftliches Vernehmen und freies Kommercium zwischen benachbarte Völker sind auch nach seinen Gedanken Wohlthaten für den Unterthan, die man ihm ohne Schaden und Verantwortung nicht entziehen könne. Verlassen Sie sich auf mich." — Nach wenigen Stunden zeigten sich schon Würkungen seines Einflusses.

Der Kammergerichtsrath fuhr von seinem Neveu gerades Weges zum Fürsten, und Freudenthal muste eine Stunde hernach in die Konferenz gehen. Beinahe konnte er sich heute in dem Betragen der gegenseitigen Kommissairs gar nicht finden. Es war ihnen zu ihren Konferenzen ein Zimmer im Schlosse eingeräumt worden. Als Freudenthal hinausging, begegnete ihm auf dem Schloßplatze der Bediente seines Onkels, der grade auf ihn zukam, und von seinem Herrn einen kurzen Auftrag in dreien Worten zu bestellen hatte. Freudenthal stand mit dem Rücken nach den Fenstern des Konferenzzimmers, an welchen die Herren Kommissairs auf ihn warteten. Hätte er nur die Bewegungen gesehen, die sie machten, als der Bediente in respektuöser Stellung neben ihm stand und mit ihm sprach; so würde er sich über ihr Betragen nicht gewundert haben. Sie wolten nach ihrer gewöhnlichen Art freundlich

und

und liebreich seyn, aber es war so ein schüchternes, zurückhaltendes Wesen an ihnen zu sehen, dessen Ursach sich Freudenthal nicht erklären konnte. Man fing die Unterredung an, aber die Worte wolten gar nicht wie gewöhnlich fliessen, bis sich endlich der jüngste von ihnen durch eine Frage verrieth, die er an Freudenthalen ergehen ließ. „Kennen Sie den Herrn des Bedienten, der mit Ihnen auf dem Platze sprach?" —

Nun war's ihm leicht, die Ursach ihrer Unruhe zu errathen. „Den Herrn Kammergerichtsrath Schulze?" antwortete Freudenthal. „Warum solte ich denn meinen Onkel nicht kennen? Er ist heute schon bei mir gewesen."

Bei diesen Worten wuchs die Bestürzung so schnell in ihren Gesichtern, daß sie sich alle vielbedeutende Blicke zuwarfen. Freudenthalen kam es vor, als wenn sie hätten sagen wollen: nun ist's Zeit, eine andere Parthei zu ergreifen! Man fuhr nun in den Berathschlagungen fort. Das war nicht möglich, daß sie ihre Verlegenheit ganz verbergen konnten, so viel Mühe sie sich auch gaben. Aber in den Traktaten selbst schienen sie ungleich biegsamer als sonst zu seyn. Es währte nicht lange, so schickte der Fürst und ließ sagen, daß er heute noch den Fortgang ihrer Unterhandlungen zu wissen verlange, aber sie solten ihm

von beiden Seiten eigene Berichte zustellen. Nun ward ihre Verwirrung noch grösser. Vermuthlich erriethen sie den Zusammenhang der Sachen so gut als Freudenthal, weil sie wusten, daß der Kammergerichtsrath seit beinahe zwo Stunden beim Fürsten im Zimmer war. Wenn Freudenthal hätte einstimmen wollen; die gegenseitigen Kommissairs waren geneigt, sich sogleich mit ihm über dem Bericht einzuverstehen. Sie liessen in aller Geschwindigkeit so viel von ihren vorigen Forderungen nach, daß sie einander schon ziemlich nahe kamen. Freudenthal bestand aber darauf, daß man den Willen des Fürsten erfüllen müsse. Man ging also aus einander, und kam von beiden Seiten dem fürstlichen Befehle nach.

Wenn meine Leser durch den Bedienten auf seinen Auftrag an Freudenthalen neugierig gemacht worden sind, so muß ich Ihnen sagen, daß das keine Sache von Erheblichkeit ist. Der Onkel hatte Freudenthalen auf den Abend zu sich gebeten, und dem Bedienten befohlen, nochmals zu ihm zu gehen, mit Bitte, daß er so bald kommen möchte, als es seine Geschäfte erlauben würden. Der Bediente machte sich also die Bequemlichkeit und sagte dies Freudenthalen unter freiem Himmel.

wel. Freudenthal ging hin, sobald er seinen Bericht abgeschickt hatte.

Einen solchen vergnügten Abend, als den heutigen, hatte Freudenthal nicht gehabt, so lange er hier war. Sein Onkel hatte eine würdige, verdienstvolle Frau, und eine liebenswürdige Familie; vier Kinder, die ihre reitzende Bildung, und noch mehr ihre Artigkeit beliebt machte. Seine Freude über ihren Anblick war groß und ihre liebreiche Aufnahme gewann sein ganzes Herz. Vom ersten Augenblick an verband ein sympathetischer Zug ihre Seelen zur edelsten Freundschaft, die sich auf Werthachtung gründete, und Freudenthalen die Glückseligkeit des geselligen Lebens von einer Seite zeigte, von welcher er sie noch nicht gekannt hatte. Man kann sich leicht vorstellen, daß es ihren Gesprächen an Lebhaftigkeit und Unterhaltung nicht fehlte; sie gingen heute und noch viele folgende Tage aus einander, ohne erschöpft zu seyn.

Wenn der Gegenstand nicht zu wichtig gewesen wäre, so hätte man heute an Freudenthals Geschäfte mit keinem Worte gedacht. Des Onkels Freude war aber zu groß; er hatte gegründete Hofnung zu einem glücklichen Ausgang. Der Fürst hatte selbst davon zu sprechen angefangen. „Sie sind ja wohl mit Ihrem Vater-

lande noch bekannt genug," sagte der Fürst, „kennen Sie denn nicht einen gewissen Hofrath Freudenthal, der jetzt hier ist, einen Vergleich zwischen mir und meinem Herrn Vetter zu schliessen?"

Die Frage sahe Schulze gern, aber die Wendung sahe er nicht gern, welche der Fürst nahm. Indessen wars seine Art nicht, krumme Wege zu gehen; sein Herz fühlte, daß es sich in keinen Mantel hüllen dürfe. „Ja, gnädigster Herr!" antwortete Schulze offenherzig, „ich kenne ihn recht gut. Lieber hätte ich Ihnen aber die Verbindung, in der ich mit ihm stehe, heute nicht gesagt, wenn Sie mich nicht gefragt hätten. Er ist mein Neveu."

„Nun! warum darf ich denn das heute nicht wissen?"

„Ich fürchte, daß Ihnen mein Urtheil nun verdächtig scheinen wird, wenn ich Ihnen über die bisherige Unterhandlung meine Gedanken sagen soll."

„Die Furcht ist unnöthig. Ich glaube nicht, daß Sie, ihm zu gefallen, aufhören werden, ein redlicher Mann zu seyn. Sagen Sie nur ihre Gedanken ohne Scheu."

„Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß der Vergleich nicht den ersten Tag zu Stande gekommen

ist.

ist. Eben jetzt habe ich mit ihm gesprochen; seine Instruktion ist von der Art, daß er alles eingehen kann und will, was Sie nur fodern. Es kann nicht anders seyn, die Kommissairs müssen ihr Interesse bei der Verzögerung finden."

Man kann sich leicht vorstellen, daß der Fürst hier Augen bekommen muste. Der Befehl an die Kommission, daß sie Berichte einsenden solten, war die erste Folge, und „die zwote," sprach der Onkel, „werden Sie morgen erfahren. Halten Sie sich nur bereit, ganz gewiß läßt Sie der Fürst zu sich rufen." Sie sprachen noch davon als der Kammerdiener kam und sie beide auf Morgen früh um neun Uhr zum Fürsten bestellte. „Thun Sie alles, was Sie können," sagte der Onkel zu seinem Neveu, sobald der Kammerdiener fort war, „willigen Sie alles ein, was der Fürst fordert, wenn's möglich ist. Am Ende giebt er Ihnen nach." Mit dieser Anweisung ging Freudenthal nach Hause.

Am folgenden Morgen ging er zur gesetzten Stunde nach Hofe. Schulze war mit Fleiß etwas früher gegangen und befand sich schon im Zimmer des Fürsten. Freudenthal ließ sich melden, und ward hinein gelassen. Der Fürst hatte sich aus den erhaltenen Berichten schon gestern von der Lage der Sachen unterrichtet, und

fing sogleich an, davon zu sprechen. Er sagte Freudenthalen einige Punkte, die er bei dem Vergleich gern berichtiget haben wolte, und fragte hierauf, ob er diese Bedingungen eingehen könne. Freudenthal erklärte sich hierauf so, wie es ihm sein Onkel gestern gerathen hatte. „Ja!" antwortete er, „ich kann sie ohne Anstand eingehen. Dem Willen meines Herrn wäre es zwar gemässer, wenn ich in diesem oder jenem Punkte einige Milderung erlangen könnte; wenn Sie aber darauf bestehen, darf ich diese Bedingungen ohne Einschränkung unterschreiben; weil mein Herr die besten Gesinnungen unterhält, und ein freundschaftliches Vernehmen zwischen beiden Höfen schlechterdings wieder hergestellt wissen will." Nun war der Vergleich fertig. Freudenthal muste die Punkte sagen, die er gemildert wissen wolte, und der Fürst gab nun aus Großmuth mehr nach, als verlangt ward. „Sie bleiben zur Tafel oben," sagte der Fürst zu beiden mit einer sehr gnädigen Miene.

Der Hof war an dem Tage sehr zahlreich; und der Fürst fing von dem geschlossenen Vergleich an zu reden, sobald man sich gesetzt hatte. Die Verwunderung ward allgemein; man richtete die Augen bald auf den Fürsten, bald auf Freudenthalen, bald auf die gegenwärtigen Räthe, die bei der Kommission gewesen waren. Die letztern

tern muſten viel beiſſende Vorwürfe hören, die ihnen den Geſchmack an den aufgeſetzten Speiſen ſehr verdarben. Sie wuſten keine andere Entſchuldigung für ſich, als daß man ſich nicht gleich anfangs verſtanden hätte, jetzt aber dem Entſchluſſe auch nahe geweſen wäre. Der Fürſt machte ein Geſicht dazu, das ſie noch nicht von aller Furcht für die Zukunft befreite, und den ganzen Hof für ſie beſorgt machte. Freudenthal trug die gröſte Ehre im Angeſichte des ganzen Hofs davon. Der Fürſt machte ſeinem Verſtande und ſeinem Herze öffentlich verdiente Lobſprüche, beſchenkte ihn mit einer koſtbaren mit Brillanten beſetzten Tabatiere, und bat ſichs aus, daß er nicht daran denken möchte, ſeinen Hof unter zween Monaten zu verlaſſen. „Vielleicht," erklärte ſich der Herr ſehr herablaſſend, „wären Sie mit meinen Räthen in langer Zeit noch nicht fertig geworden, ich habe die Zeit nicht für Sie, ſondern für mich erſpahrt."

Der Fürſt hatte kaum ausgeſprochen, als ein Bedienter kam, der dem Kammergerichtsrath Schulze in der Stille einen Brief zuſteckte. Seine Abſicht war, ihn zu verbergen; der Fürſt hatte es aber ſchon bemerkt, und gab ihm die Erlaubniß, unverſteckt zu leſen. „Wenn es keine Geheimniſſe ſind," fügte der Fürſt hinzu, „ſo ſollen Sie uns dafür etwas von dem Inhalte des

Briefs

Briefs erzählen." Aber niemand hatte die Nachricht erwartet, die sie bald vernehmen mußten. „Ach Gott!" rief Schulze, „ein Unglück! mein Mündel in Rathmannsdorf ist übergefahren worden."

„Todt?" fragte der Fürst bestürzt.

„Ja!" antwortete Schulze, „knall und fall todt. Der beladene Erndtewagen ist ihm über den Kopf gegangen, daß der Bregen weit umher gespritzt ist." Die ganze Tafel schauderte. Meinen Lesern kann's nicht anders gehen, als es Freudenthalen an der fürstlichen Tafel ging; weil ihnen die Umstände dieses Vorfalls so wenig als ihm bekannt sind. Der Fürst war so gnädig, daß er sie Freudenthalen selbst erzählte, ich aber muß sie meinen Lesern aus Schuldigkeit mittheilen, da ich es einmal auf mich genommen habe, Freudenthals Geschichte zu beschreiben.

Der Edelmann zu Rathmannsdorf war ein würdiger Kavalier, der durch seine wohlthätige Fürsorge seine Unterthanen in den blühendesten Wohlstand versetzt hatte, und dafür als Vater von ihnen allen geliebt ward. Seine Gemahlin war eine überaus liebenswürdige Dame, die alle Eigenschaften in ihrer Person vereinigte, wodurch ihr Besitz dem Gemahl zur edelsten Lebensfreude werden konnte. Ein Umstand machte nur dies

Glück

Glück sehr unvollkommen; sie war zu manchen Zeiten unruhig und mißvergnügt — beinahe tiefsinnig. Es fehlte ihr an keinem Dinge auf der Welt, alle ihre Wünsche wurden befriediget. Aber — sie war weg, ehe man es dachte, und konnte sich des Unmuths nicht erwehren, wenn die Stunde antrat. Ihr Gemahl war darüber ausserordentlich bekümmert. Er kam auf die Gedanken, daß sie einen heimlichen Kummer haben möchte, und gab sich alle mögliche Mühe, ihr Geheimniß zu erforschen; aber sie konnte oder wolte nichts sagen.

Vor einigen Wochen hatte dieser Kavalier den benachbarten Adel zu sich gebeten, den achten Geburtstag seines einzigen Sohnes recht feierlich zu begehen. Der Kammergerichtsrath Schulze war von ohngefähr dazu gekommen, da er den Abend zuvor in fürstlichen Affairen nach Rathmannsdorf kam, und sich einige Tage daselbst aufhalten muste. Es war an einem Sonntage. Die Gäste kamen frühzeitig zusammen in der Absicht, dem Gottesdienst vorhero beizuwohnen. Als es Zeit war, fuhren sie alle zum nächsten Dorfe hinüber, wo sie eingepfarrt waren; nur die gnädige Frau blieb, der häuslichen Geschäfte wegen zu Hause. Der Gottesdienst ward geendiget, man fuhr zurück. Sie waren nahe vor dem

Dorfe

Dorfe in einem kleinen Büschchen, das von dem Urältervater des Edelmanns war angelegt worden. Hier hörten sie unerwartet einen Schuß, worüber die ganze Gesellschaft erschrack. Der adliche Jäger war bei ihnen auf dem Wagen, und sonst war niemand im Dorfe, der schiessen konnte und durfte. Man konnte gar nicht begreifen, woher der Schuß kam. „Fahrt zu, Kutscher!" sagte der Edelmann in der Angst.

Sobald sie auf dem Hofe hinauf fuhren, kamen ihnen die Leute mit Klagen und Geschrei entgegen gestürzt. Aus dem ganzen Dorfe waren sie zusammengelaufen. „Daß Gott erbarme!" schrie ein jeder; „ja, wir haben einen Schuß gehört, aber die Stubenthür ist verriegelt, daß niemand hinein kann." Leider! ja! mehr als zu gegründet war ihre Furcht. Die Thür ward mit Gewalt aufgeschlagen, die gnädige Frau lag neben dem Gewehr in ihrem Blute auf der Erde.

Das Schrecken ist nicht zu beschreiben, was dieser Anblick der ganzen Gesellschaft verursachte. Man schauerte über den Vorfall selbst, und zitterte für den Folgen, welche er bei dem Wirthe haben könnte, dessen zärtliche Liebe gegen seine Gemahlin allen bekannt war. Man stelle sich das Erstaunen vor! als der Wirth eine ganz unerwar-

erwartete Rolle spielte. Er sahe den Leichnam an, sprach aber kein Wort, ließ keine Thräne fallen, keine Klagen, keinen Seufzer hören. Man vermuthete, daß in seiner Seele die Bewegungen desto heftiger seyn möchten, je unempfindlicher er von aussen zu seyn schien. Aber man konnte ihn nicht dazu bringen, daß er ihnen seine Empfindungen entdeckt, oder etwas von Medikamenten zu sich genommen hätte. Er legte sich Abends nieder, und ward am folgenden Morgen todt im Bette gefunden. Man konnte in der Geschwindigkeit keine andere Einrichtung treffen, als daß der Sohn in den Händen einer Tante gelassen ward, die sich seit zehn Jahren bei dem Vater aufgehalten hatte.

Es waren schon andere Anstalten seinetwegen beschlossen worden, als die traurige Nachricht von seinem unglücklichen Schicksale einlief. Weil er der letzte von der Familie war, so erlosch mit ihm der ganze Stamm und seine Güther verfielen an den Landesherrn. „Das Schicksal dieses adlichen Hauses," sagte der Fürst, geht mir sehr nahe; ich habe nun einen Vasallen weniger im Lande. Wie wäre es, Herr Hofrath!" sprach er zu Freudenthalen, „wenn Sie mir diese Stelle wieder ersetzten? das Rittergut zu Rathmannsdorf gehört Ihnen!"

Zwanzigstes Kapitel.

Scheint bald auf eine Heirath hinaus gehen zu wollen.

Ich mag meinen Lesern die Gesichter nicht mahlen, die jetzt an der fürstlichen Tafel zu sehen waren. Zum Glück stand der Fürst auf; sonst hätten sich bei manchem, der sich kaum mäßigen konnte, wohl gar verrätherische Ausbrüche zeigen sollen. Indessen achtete Freudenthal den Neid der Höflinge nicht, ob ihm gleich das Geschenk des Fürsten weit angenehmer gewesen wäre, wenn er's unbeneidet hätte haben können. Er bedankte sich anständig und ging mit dem Onkel vergnügt nach Hause.

Es ist kaum zu sagen, was für Freude die Nachricht von seinem Glücke dem Schulzischen Hause machte. Mutter und Kinder traten um ihn herum, und brachten ihm einer nach dem andern so ungezwungene Glückwünsche, daß er die Gesinnungen ihrer Herzen in Gebehrden und Worten aufs vortheilhafteste für sich ausgedruckt fand. Seine Geschäfte waren nun geendiget; es kam nur noch auf Ausfertigung und nöthige Formalien an. Das konnte man sich wohl vorstellen, daß damit nicht geeilt werden würde; weil

der Fürst schon geäussert hatte, daß er Freudenthalen gern an seinem Hofe sahe. „Das können Sie ihm auch nicht abschlagen," sagte der Onkel, „und wenn es nach meinem Wunsch ginge, wolte ich, daß Sie ganz und gar bei uns blieben. Bei der jetzigen Lage Ihres Hofs dürfen Sie weder auf Belohnung des Vaterlands Rechnung machen, noch die gewünschte Ruhe des Lebens zu erlangen hoffen."

Das war nun wohl ein Vorschlag, der für jetzt nicht ausgeführt werden konnte. Aber das ließ sich Freudenthal gefallen, daß er Logis in dem Hause seines Onkels nahm. Er hatte kaum ja gesagt, so traf man Anstalt, seine Sachen aus dem Gasthof holen zu lassen; und Freudenthal lebte im Schooße dieser glücklichen Familie so vergnügt, daß ihm die Erinnerung dieser Tage noch Freude machte, als sie schon lange verflossen waren.

In den ersten Tagen ward eine Reise nach Rathmannsdorf vorgenommen, wohin der Onkel Freudenthalen begleitete. Nachdem Freudenthal die Belehnung darüber empfangen hatte, so wolte er auch das Gut selbst in Augenschein und Besitz nehmen. Es war ein importantes Rittergut; weiter will ich meinen Lesern jetzt nichts davon sagen. Auch will ich mich bei der Einrich-

tung nicht aufhalten, die Freudenthal machte. Da es vor der Hand das Ansehen nicht hatte, daß er's jemals bewohnen würde, so ließ ers nach der gemachten Anordnung des Onkels in den Händen des Pächters, und nahm nur wenig Veränderung nach seinem Kopf vor. Meine Absicht, warum ich dieser Reise nach Rathmannsdorf gedenke, ist nur, meinen Lesern etwas von dem Gespräche zu sagen, welches auf dem Rückwege im Wagen zwischen ihnen vorfiel. „Ich wundere mich," sprach der Onkel, „daß Sie so einsam leben! Sind Sie denn ganz ohne Empfindung für das schöne Geschlecht, und haben die Freuden des ehelichen Lebens gar keine Reitze für Sie?"

Die Anrede kam so unerwartet, daß Freudenthal nicht sogleich eine Antwort in Bereitschaft hatte.

„Ach, ich merke schon," fuhr der Onkel fort, „Sie haben ein Geheimniß, das ich nicht wissen soll. Sie haben sich doch wohl nicht gar schon in das schöne Albertinchen verliebt? Seyn Sie nicht böse, daß ichs errathen habe; wir wollen wieder abstrahiren. Wenn es Zeit ist, werden Sie mir's wohl freiwillig sagen."

Freudenthal kannte kein Albertinchen, und wuste also des Onkels Worten keine Erklärung zu geben. Auch war es gewiß, daß er bis jetzt

keine

keine Person des weiblichen Geschlechts gesehen hatte, welcher sein Herz für alle übrigen nur den geringsten Vorzug gab. Seine bisherigen Unruhen hatten ihm keinen Gedanken an eine Heirath erlaubt, und seine Lage war immer noch so gewesen, daß er diesen Gedanken lieber entfernen als herbeirufen wolte. Jetzt hatten aber seine Umstände eine vortheilhafte Veränderung bekommen. Das Geschenk des großmüthigsten Fürsten gab ihm für alle künftige Fälle Sicherheit; und der Geschmack an den stillen Freuden des häuslichen Lebens, die er in der Familie seines Onkels kennen lernte, machte ihm Bedürfnisse fühlbar, die ihn nicht gleichgültig seyn liessen. Der Onkel mochte ihm wohl ins Herz gesehen haben. Er machte aber aus seinen Bemerkungen einen unrichtigen Schluß, indem er glaubte, daß er mit einer Person in einer Bekanntschaft stehen müsse, deren Abwesenheit ihm Sehnsucht und Heimweh verursache. Es hielt etwas hart, ehe er den Versichrungen seines Neveu's Glauben geben wolte; und doch wäre es beinahe Beleidigung gewesen, wenn er bei dessen Betheurungen länger gezweifelt hätte. „Sind Sie würklich frei?" fragte er zuletzt noch.

„Ja!" antwortete Freudenthal, „das bin ich gewiß."

„Wollen Sie auch nicht heirathen?"

„O ja! warum nicht? Seitdem ich ein Zeuge Ihres Glücks bin, das Sie in den Armen einer zärtlichen Gemahlin und in der Gesellschaft ihrer liebenswürdigsten Kinder geniessen, ist weiter nichts nöthig, mich zur Entschliessung zu bringen, als daß ich eine Person kennen lerne, die ein Herz für mich hat." — Sie sprachen hierauf lange von der häuslichen Glückseligkeit mit einander, wobei der Onkel viel Gelegenheit hatte, richtige Grundsätze und ein edles Herz bei Freudenthalen mit Vergnügen zu bemerken. Es schien, als wenn seine Gedanken an Albertinchen hangen bleiben wolten. Er hatte schon einigemal Umwege genommen, um das Gespräch wieder auf sie zu bringen, aber der Onkel war leichtfertig genug, ungezwungen auszubeugen. Freudenthal merkte die Absicht des Onkels wohl; es war wahrscheinlich genug, daß er seine Neugierde reitzen und hernach Gelegenheit zum Scherz daraus hernehmen wolte. Indessen sie war gereitzt, und ihm ward's schwer, sie zu ersticken. „Wollen Sie mich denn," fragte er noch einmal, „Ihr Albertinchen nicht kennen lernen?" der Onkel lachte und drohete mit dem rechten Zeigefinger. „Ludwig! Ludwig!"

Wenn meine Leſer hier unwillig werden ſolten, daß ſie ſo lange aufgehalten werden, ehe ſie das Albertinchen kennen lernen, ſo können ſie ſich dabei am beſten Freudenthals Empfindungen vorſtellen. „Es iſt ein ganz fürtrefliches Frauenzimmer," ſagte der Onkel. „Zween Vorzüge, die man ſelten bei einander findet, ſind in ihrer Perſon in einem hohen Grade der Vollkommenheit vereiniget; eine blendende Schönheit und ein fürtrefliches Herz. Sie iſt nach Leib und Seele recht dazu gebildet, einem edlen Manne durch ihren Beſitz die höchſte Glückſeligkeit des irrdiſchen Lebens zu gewähren." — Auf mich dürfen die Leſer alſo nicht unwillig ſeyn; ich muß Ihnen doch die Tour ſo erzählen, wie ſie der Onkel nahm. „Mehr ſage ich Ihnen jetzt nicht," antwortete er, als Freudenthal weiter forſchen wolte; „Sie ſollen ſie erſt ſehen." Für Freudenthalen war das immer viel Prüfung; es konnte ja lange werden. Der Leſer darf aber nur das folgende Kapitel leſen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Am Ende wird man's wohl sagen, wenn's recht ist.

Die Reise ging mit dem Tage zu Ende; Abends gegen Tischzeit erreichten sie die Residenz wieder. Die Tante bemerkte ihre Ankunft zuerst, und kam ihnen in der Hausthür entgegen. Die Kinder kamen ihr nachgelaufen, und fielen alle auf den Vater los. Freudenthal muste zuerst in die Stube hineingehen. Aber wie bestürzt ward er, als er ein unbekanntes Frauenzimmer antraf, die einen Endruck auf ihn machte, dem er nicht widerstehen konnte. Es war ihm, als wenn sein Herz sagte, daß es Albertinchen wäre. Der Onkel kam hinter ihm und merkte die Bestürzung seines Neveu's. Das Frauenzimmer ging ihm einige Schritte entgegen und er empfing sie sehr freundschaftlich mit einem Kuß. „Das ist ja schön, mein liebes Albertinchen," sprach der Onkel, „daß Sie hier sind; Sie sollen uns heute die Zeit vertreiben helfen."

„Nehmen Sie es nur nicht ungütig," antwortete sie, „daß ich mir die Freiheit genommen habe,

habe, Ihre Frau Gemahlinn in Ihrer Abwesenheit zu besuchen."

Freudenthal war nur froh, daß er aus seiner Ungewißheit gerissen ward. Sie speiseten mit einander und brachten den Abend sehr vergnügt zu. Der Onkel gab zu allerhand scherzhaften Gesprächen Gelegenheit; Freudenthal aber hatte soviel Gewalt über sich, daß er seine innerlichen Bewegungen verbergen konnte. Albertine zeigte sich, wie sie war, und belustigte die Gesellschaft mit ihrem feinen Witz und lebhaften Geiste. Indem kam der Geheimesekretair Ehrlich. Nun war der ganze Spas verrathen: „heute," sprach er, indem er dem Kammergerichtsrath sein Kompliment machte, „hätte ich meine Schwester nicht abgeholt, wenn ich nicht erfahren hätte, daß Sie wiedergekommen wären."

Albertinchen war also Ehrlichs Halbschwester, eine Demoiselle Werthmannin; die einzige Tochter des schon erwähnten Predigers, welche er mit Ehrlichs rechter Mutter gezeugt hatte. Seit einem Jahre hielt sie sich bei ihrem Bruder auf, der so viel Liebe für sie hatte, daß er sie nicht wieder von sich lassen wolte. Sie war wirklich das reitzende Mädchen, wie sie der Onkel beschrieben hatte, die jedem Auge gefiel und sich Liebe und Achtung, wo sie hinkam, erwarb.

Im Hause des Kammergerichtsraths war sie vorzüglich gelitten, und wenn ihr damit gedient gewesen wäre, hätte sie in allen angesehenen Häusern der Stadt Zugang haben können. Heute hatte sie die Frau Kammergerichtsräthin sich zur Gesellschaft bitten lassen, weil sie die Zurückkunft ihres Gemahls so früh nicht erwartete.

Sobald Albertine mit ihrem Bruder zur Stube hinaus war, fing der Onkel seinen Scherz mit Freudenthalen wieder an. Die Tante verstand den ganzen Spas nicht eher, als bis ihr das Gespräch erzählet ward, womit sie sich auf der Reise unterhalten hatten. „Wenn ich das nur vorher gewust hätte," sagte Freudenthal, „Sie hätten mich nicht so fangen sollen. Ich weiß wohl, daß Ehrlich eine Schwester hat, er sagte mir's, da ich ihn seiner Familie wegen befragte. Ich hätte nur noch nach dem Namen fragen dürfen, so war ihr Anschlag vernichtet. Das fiel mir aber nicht ein, da ich mit der Familie sonst keine Bekanntschaft habe, als daß ich die jetzige Frau Prediger Werthmannin von meinem väterlichen Hause her kenne."

„Sie kennen Albertinchens Stiefmutter?" fragte der Onkel, und wunderte sich nicht wenig, als er hörte, daß es das Trinchen wäre, welcher

Wil-

Wilhelmine in ihrem Hause so unanständig begegnet hatte. Er nahm daraus eine neue Gelegenheit zur Unterhaltung seines Scherzes her, und wolte nicht nur bemerkt haben, daß Albertine Eindrücke auf Freudenthalen gemacht hätte, sondern auch, daß sie nicht ohne Empfindung weggegangen wäre. Freudenthal gab sich gewonnen. „Ja!" sagte er, „man darf sich nicht schämen, zu gestehen, daß man bei Albertinens Anblick nicht gleichgültig bleiben kann. Schon glaube ichs halb, daß sie die Person von Herz und Gesinnung ist, die Sie mir auf dem Wege abgemahlt haben, und wenn ich sie bei genauerer Prüfung so finde, wie im Schein des ersten Anblicks, so ist sie das Frauenzimmer, für deren Besitz ich alles in der Welt gern hingebe."

Diese Erklärung hatte der Onkel gewünscht. Er war ein Mann von Erfahrung und Einsicht, der sich in der Welt umgesehen, und den Menschen besonders kennen gelernt hatte. In einem Jahre hatte er Gelegenheit genug gehabt, Albertinens Herz zu studiren; daß er sich also in ihrem Charakter gewiß nicht irrte. Er änderte nun auf einmal seinen scherzhaften Ton, und antwortete auf Freudenthals freimüthige Erklärung mit weisem Ernst: „Denken Sie nicht, daß ich wider Ihre Zufriedenheit etwas wünschen könne.

Wenn Sie Albertine nicht glücklich machen kann, so ist kein Frauenzimmer für Sie auf der Welt. Ich habe sie manchmal in der Stille bewundert wenn ich sie ohne Zwang reden hörte und handeln sahe. Allenthalben wird man Regelmäßigkeit gewahr, in ihrer Seele sowohl, als in ihrer Bildung. Tausend andere Mädchens würden unleidliche Kreaturen werden, wenn sie ihre Vorzüge besässen; aber sie weiß sie vortheilhaft zu gebrauchen, und scheint sie selbst nicht zu kennen. Ihre Einsichten gehen weit über den Erkenntnißkreis des weiblichen Geschlechts hinaus; aber sie spricht nie einen weisen Ton, und wer mit ihr spricht, glaubt sie belehrt zu haben. Ihr Witz belustiget — aber beleidiget nie. Ihr Herz ist keiner unedlen Empfindung, keiner niederträchtigen Neigung fähig. Mit dem beruhigenden Bewustseyn edler Absichten zufrieden geitzt, sie nie nach Beifall der Menschen, erwirbt sich aber durch nachgebende duldende Sanftmuth allenthalben Achtung und Liebe. In meinen Augen hat sie nur den Fehler, daß sie meine Niece nicht ist.

Freudenthal hätte gern noch länger zugehört, wenn nur der Onkel noch fortgesprochen hätte. Das Bild, das er entworfen hatte, war allerdings sehr reitzend für ihn, und hatte die Würkung, daß er Albertinens Besitz für sein

gröſtes Glück anſahe. Er erklärte ſich frei, daß er ſich alle Mühe geben würde, ihr Herz zu gewinnen, aber er bat ſich von ſeinem Onkel und von der Tante aus, daß ſie weder Albertinen noch ihrem Bruder ſeine Abſichten entdecken möchten. „Machen Sie uns nur," ſprach er, „oft Gelegenheit, daß wir uns ungeſucht ſprechen können, das übrige will ich ſelbſt beſorgen. Ich traue es Ihrem Einſichten zu, daß Sie ſich in ihrem Charakter nicht irren, und in dem entworfenen Bilde noch weniger mit Fleiß falſche Züge angebracht haben. Was würden Sie aber ſagen, wenn ich in einer ſo wichtigen Sache übereilt handeln könnte, und was würde Albertine ſagen, wenn man ihr nicht Zeit, mich kennen zu lernen, geben wolte. Für meine Zufriedenheit iſt's nicht genug, daß ich durch ſie glücklich werde; ich muß auch wiſſen, ob ſie es durch mich werden kann." Nun wurden täglich Geſellſchaften angeſtellt. Heute war Ehrlich mit ſeiner Schweſter im Schulziſchen Hauſe, und der morgende Nachmittag wurde von der Schulziſchen Familie bei Ehrlichen zugebracht.

Man merkte bald, daß ſich Freudenthal und Albertine einander mit Vergnügen ſahen und in ihrem Umgange etwas anziehendes fanden. Nach wenigen Tagen hatte man nicht mehr nöthig Geſell-

ſellſchaften anzuſtellen. Freudenthal beſuchte Ehrlichen, und Albertine kam zur Frau Kammergerichtsräthin; aber Freudenthal verließ Albertinen und Albertine verließ Freudenthalen nicht, in welchem Hauſe ſie auch bei einander waren. An einem gewiſſen Tage ſaſſen ſie mit einander am Tiſche, als Freudenthal endlich das Verlangen ſeines Onkels und ſeines Herzens befriedigte. „Wenn wir doch immer könnten bei einander ſeyn, mein ſchönes Albertinchen! Ich finde in Ihrer Geſellſchaft etwas, was ich in keiner andern, ſelbſt in der Geſellſchaft meines Onkels und meiner liebreichen Tante nicht finde; und wenn ich mich von Ihnen trennen muß, ſträubt ſich mein Herz. Was meinen Sie dazu?"

„Was ich dazu meine?" wiederholte Albertine, als wenn ſie noch ſo verlegen um eine Antwort wäre und Zeit zur Ueberlegung nöthig hätte. Die ganze Geſellſchaft las aber ihre Antwort in ihren Augen, und lachte ſo ſpöttiſch, daß ſie dadurch zwar nicht beleidiget, aber doch eine ſolche Röthe in ihr Geſicht getrieben ward, die ſie nun wirklich ſo ſehr in Verlegenheit ſetzte, als ſie in Freudenthals Augen ihre Schönheit erhöhete. Sie wuſte nicht, wohin ſie die Augen wenden, und was ſie ſagen ſolte. Freudenthal muſte ſich ihrer annehmen, und ſeine Frage wiederholen.

„Der

„Der Gedanke," antwortete ſie nun, „iſt für mich nur zu ſtolz, ſonſt hätte ich kein Bedenken, ihn mir zu erlauben."

Der Onkel nahm die Antwort für eine Erklärung an, und ſprang mit einer Freude vom Stuhle auf, die er nicht mäßigen wolte. Er ging zu Freudenthalen und Albertinen, die neben einander ſaßen, legte beider Hände in einander und wünſchte ihnen Glück und Segen zu ihrer Verbindung ſo ernſtlich, als wenn ſie ſchon getrauet wären. Der Spas ward belacht, und in Ernſt verwandelt. Freudenthal und Albertine ſtanden als Verlobte vom Tiſche auf, die es einander mit entzückendem Vergnügen ſagten, daß ſie ſich zärtlich liebten — ewig hochachten und lieben würden.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Nachrichten aus Freudenthals Heimath.

Wenn ich hier meine Leſer ſprechen könnte, ehe ich weiter ſchriebe, ſo wolte ich ſie erſt fragen, was ſie in dieſem Kapitel am liebſten leſen wolten. Ich kann ſie mit den ſchon angezeigten Nachrichten, oder ich könnte ſie auch mit Liebeserzäh-

erzählungen unterhalten. Alle möchten sie aber wohl nicht einerlei Geschmack haben, und wer kann's rathen, wohin die meisten Stimmen fallen möchten. Ueberdies ists auch mit den Geschäften und den Gesprächen der Liebenden eine solche Sache. Kleinigkeiten sind ihnen öfters sehr wichtig, die in einer jeden andern Lage keinen Menschen interessiren. Zwar könnte es seyn, daß es auch Leser gäbe, die aus solchen Büchern Unterricht suchen. Es ist einmal der Welt Lauf so, daß man sich um die Zukunft bekümmert, wenn man mit dem Gegenwärtigen noch nicht fertig ist. Der Knabe fängt im vierzehnten Jahre an, auf Anträge zu studiren, wenn er sie auch zur Probe nur dem Putzkopfe seiner Frau Mama, oder der besten Koeffüre seines Taschenkalenders vorsagen solte: das Mägdchen aber tritt im zwölften Jahre schon vor den Spiegel und sucht die Miene mühsam auf, die weder verdächtigen Durst noch abschreckende Sprödigkeit verräth. Eine gute Anführung erleichtert freilich die Mühe und macht den Menschen in kürzerer Zeit vollkommen. Aber einen solchen Unterricht zu ertheilen, muß ich gestehen, fühle ich mich nicht geschickt.

Wenn ich meinen Lesern von dieser Art rathen solte, so erwarteten sie in diesem Punkte lieber die Zeit, und verliessen sich auf die Unterstützung der

Natur.

Natur. Die Liebe spricht durch jeden Mund eine andere Sprache; durch einen tändelt, durch den andern philosophirt sie. Beide Abwege nähern sich durch eine fast unmerkliche Stufenfolge unzählbarer Grade, in welchen mehr und weniger getändelt oder philosophirt wird, der beliebten Mittelstrasse, daß es einem jeden schwer wird, seinen Ton zu finden. Will der philosophiren, der durch sein ganzes Leben bisher nur tändeln konnte, und der tändeln, der Anlage zum Philosophiren hat; so werden sie beide lächerlich. Die Natur hilft in diesem Punkt gewiß am leichtesten auf den rechten Ton, der, wenn er auch nicht in aller Absicht der beste, doch für einen jeden der natürlichste ist. Ich gebe es lediglich dem Unterrichte Schuld, daß die meisten Verliebten lächerliche Rollen spielen. Will man aber Unterricht aus solchen Büchern suchen, so lasse man erst noch durch ein Jahrhundert Romane schreiben, bis für jeden der Ton da ist, der ihm passt.

Freudenthal schien nicht weit von der Mittelstrasse zu seyn. Seine Zeitgenossen waren zwar nicht einig, auf welcher Seite er abwich. Einige meinten, er nähere sich dem Tändeln, andere aber glaubten mit mehrerem Rechte, seine Liebe zu philosophisch zu finden. Der Abweg sey aber zur Rechten oder zur Linken gegangen, so ist das gewiß,

gewiß, weit konnte er von dem Mittelwege nicht seyn; weil er sich durch seine Liebe in seinen Geschäften gar nicht irren ließ, und mit völliger Geistesgegenwart die erhaltenen Briefe lesen und beurtheilen konnte. Sein Korrespondent war der Geheimerath von A**, die diesmaligen Nachrichten aber waren sehr vermischt.

Bei der ersten zitterte Freudenthal schon; sein Fürst hatte Rückfälle von seiner alten Maladie gehabt, die in heftigen Kopfschmerzen und anhaltenden Uebelkeiten bestand, wobei er weder essen noch trinken konnte, und Tag und Nacht keine ruhige Stunde hatte. „Ach, Freudenthal!" schrieb der Geheimerath, „die Angst war groß, die mit der Nachricht von der Krankheit des Fürsten auf das ganze Land fiel, aber groß war auch der Eifer der Unterthanen im Gebet für ihren Fürsten. Man befürchtete das Aergste nicht; eine mehrmalige Erfahrung würkte hier einige Sicherheit, daß man das Leben des Herrn nicht in Gefahr zu seyn glaubte. Aber man fürchtete etwas noch ärgeres; man zitterte für den Händen; in welche die Regierung währender Krankheit des Fürsten gegeben werden muste, in welche kein Bürger gern fiel. Auf den Strassen blieben sie stehen, die sich begegneten, und vermischten Mitleidsthränen über die Leiden

ihres

ihres Fürsten mit Angstthränen über die zu besorgenden stiefväterlichen Behandlungen: und wenn sie auseinander gingen, gaben sie sich einer dem andern Ermahnungen zum Gebetseifer mit. Ohne daß ein Befehl erging, wurden Musik und Lustbarkeiten eingestellt, auf den Strassen aber und in allen Trinkhäusern eine Stille und Sittsamkeit beobachtet, die exemplarisch war. Wenn die Stunden des öffentlichen Gottesdienstes kamen, und die Glocken zur Andacht riefen, drängten sich die Menschen in die Kirche, daß kein Platz, kein Stand ledig blieb und in den wöchentlichen Betstunden mehr Leute zusammen kamen, als sonst in den sonntäglichen Versammlungen. „Mein Gott!" beschloß der Geheimerath seine rührende Beschreibung dieser Auftritte, „kennten doch alle Fürsten das Mittel, sich der Liebe ihrer Unterthanen zu versichern! wieviel dankbare, treue und redliche Bürger kann eine wohlthätige Regierung nicht machen!"

Albertine und ihr Bruder waren zum Besuch im Schulzischen Hause, als Freudenthal die Briefe bekam. Er las sie der Gesellschaft vor, und keiner blieb ungerührt. Nun war aber der Fürst völlig wieder hergestellt, und an dem Tage, als Freudenthals Nachricht von der glücklichen Beendigung seiner Aufträge einging, hatte er

grade wieder angefangen, sich Sachen vorlegen zu lassen. Der Herr hatte eine ganz ausserordentliche Freude darüber gehabt, und ließ Freudenthalen in den gnädigsten Ausdrücken Versichrungen geben, die er höher als Rathmannsdorf schätzte.

„Das glaube ich!" rief Freudenthal aus, als er auf die Beschreibung der Bewegungen kam, welche diese Nachricht unter den Kammer- und Regierungsräthen gemacht hätte. Der Präsident hatte sich sogar, wider seine Gewohnheit, verrathen, indem er die erste Nachricht davon mit einer Stille und Bestürzung anhörte, woraus jedermann schloß, daß er diesen Ausgang weder gewünscht noch befördert und erwartet hätte. Ißmann und von Sorgenfeld waren unbehutsamer gewesen und hatten viel von Ungerechtigkeit des Schicksals und vom blinden Glücke gesprochen. Nachdem sie aber nur einmal bei dem Präsident gewesen waren, hatten sie eine ganz andere Sprache geführt, und eine Verstellung angenommen, in der sie niemand kannte, wenn er sie vorher nicht gehört hatte. „Was möglich ist," setzte der Geheimerath hinzu, „werden sie gewiß versuchen, Ihnen die Früchte Ihrer Arbeit zu verbittern. Aber seyn Sie unverzagt! noch hat's das Ansehen nicht, daß ihnen ihre Absicht gelingen

lingen wird; zumal nun, da die Wahl eines Superintendents so glücklich ausgefallen ist."

Dies war eine sehr interessante Nachricht für Freudenthalen und seine hiesigen Freunde. Der Fürst war eben damit beschäftiget gewesen, die Wahl zu entscheiden, als ihn die Krankheit überfiel. Durch diesen Umstand ward sie also verzögert. Am Hofe waren zwo Partheien, jede hatte ihren Mann, den sie dem Fürsten zu dieser Stelle aufs nachdrücklichste empfahl. Bei den religiösen Gesinnungen des Fürsten kam sehr viel darauf an, wer diese Stelle erhielt. Hatte ihn der Fürst einmal gewählt, so konnte man sich sicher darauf verlassen, er ließ sein Ansehen nicht fallen, und handelte, wenn's sonst ein Mann war, der sich zu finden wuste, gewiß nach seinen Rathschlägen. Beide Partheien liessen's sich also ernstlich angelegen seyn, einen Mann anzupreisen, der mit ihnen einstimmig handeln würde, und suchten die Verzögerung dazu zu nutzen, daß sie alle, die um den Fürsten waren, für ihre Absichten gewinnen möchten. Nun war der Fürst wieder hergestellt. Man berathschlagte schon, ob es nicht rathsam wäre, daß der Fürst je eher je lieber an die Superintendentenwahl erinnert würde; (keine Parthei wolte gern eine gelegene Stunde ungenutzt vorbeigehen lassen, und jede

fürchtete, von der andern übervortheilt zu werden,) als der Fürst ganz unerwartet die Erklärung von sich gab: „Der Prediger Werthmann soll Superintendent seyn!"

Man hätte hier Albertinchen sehen sollen, als Freudenthal diese Worte las. Kein Mensch hatte ein Wort davon gewust, und noch weniger die geringste Vermuthung gehabt, daß der Fürst auf ihren Vater reflektiren würde. Er war beides, ein gelehrter, und auch ein rechtschaffener Mann, aber seine Verdienste waren nur in dem kleinen Zirkel von Menschen bekannt, unter denen er lebte. Seine Sache war's nicht, Aufsehen zu machen und vor der Welt zu glänzen. Seinen Pflichten getreu lebte er unbemerkt glücklich, indem er seiner Dorfgemeine und seinem Hause zum Segen lebte. Kein Mensch wäre auf ihn gefallen, wenn er den künftigen Superintendent hätte errathen sollen; und der Vater so wenig, als die ganze Familie, hatte jemals einen Wunsch nach dieser Würde empfunden.

Wenn Albertinchen wuste, daß der Fürst kurz vor seiner Krankheit ihren Vater predigen gehört hatte, so konnte es leicht geschehen, daß in einer gewissen Stunde der Wunsch in ihrem Herze aufstieg: „würde doch dein Vater Superintendent!" Als ihr der Umgang mit Freudenthalen

thalen wichtig zu werden anfing, fühlte sie zum erstenmale die Niedrigkeit ihres Standes mit Unlust. Eitelkeit machte sie nicht unzufrieden, sondern Mißtrauen in ihre Verdienste und in Freudenthals Gesinnung. Sie fühlte bald, daß ihr Herz nicht gleichgültig gegen ihn seyn konnte, ehe sie noch wuste, ob ihre persönlichen Reitze stark, und seine Denkungsart edel genug wären, daß er über die Niedrigkeit ihres Standes hinwegsehen möchte.

„Das wunderliche Mägdchen! als wenn eine Predigerstochter und ein Hofrath noch so weit von einander entfernt ständen! Man hat wohl eher gesehen, daß Mägdchens von ihrem Stande die Augen weit höher hinauf richteten."

Das kann alles seyn; Albertine dachte aber nicht anders, als ich gesagt habe. Man darf sich hier nur der Antwort erinnern, welche sie Freudenthalen auf seine erste Erklärung gab. „Der Gedanke," sprach sie, „ist für mich nur zu stolz, sonst hätte ich kein Bedenken, ihn mir zu erlauben." Ist das nicht eben soviel, als wenn sie gesagt hätte: für einen Hofrath ist meine Gebuhrt zu schlecht? In dieser Lage konnte es also gar nicht anders seyn, die Nachricht von der Erhöhung ihres Vaters muste ihr ein Vergnügen machen, das sie um soviel weniger verbergen konnte,

je unerwarteter es kam. Das Blut stieg ihr ins Gesicht und sie sahe Freudenthalen mit grössern Augen an, als zuvor.

Den fürstlichen Räthen kam diese Entscheidung eben so unerwartet. Daß der Fürst Werthmannen predigen gehört hatte, war in der Residenz nicht bekannt worden. Es geschah ganz ungesucht auf einer Spatzierfahrt, wobei sich's von ohngefähr traf, daß der Prediger auf der Kanzel stand, und dem Schulzen der Gemeine eine Leichenpredigt hielt, als der Fürst eben durch das Dorf fuhr. Den wenigen Leuten, die er bei sich hatte, war die Handlung des Fürsten gar nicht auffallend. Er fuhr nie eine Kirche vorbei, wenn Gottesdienst darein gehalten wurde. Wäre es aber auch etwas besonderes gewesen, so wusten sie schon, daß sie von dem, was auf solchen Spatzierfahrten geschah, nichts aussagen durften. Jetzt, als sich bei Bekanntwerdung der Wahl jedermann verwunderte, wie der Fürst auf den Mann gefallen sey, entfuhr's dem Kutscher in der Eil, daß er ihn predigen gehört hätte. Wenn man nun noch bedenkt, daß durch diese wunschwidrige Wahl mancher weitaussehende Entwurf niedergerissen ward, so war es gar nicht anders möglich, die erste Nachricht muste heftige Bewegungen im Blute dieser Männer hervorbringen. Das will

ich

ich aber damit nicht behaupten, daß sie von einer ei Art, wie bei Albertinen, hätten seyn müssen. Hatte der Geheimerath recht gesehen, (soviel weiß ich gewiß, den Staar hatte er auf keinem Auge) daß der Präsident Profili bei der ersten Nachricht blaß im Gesichte geworden wäre; so könnte man ziemlich gewiß behaupten, daß die Bewegungen im Blute beim Präsident niederwärts gegangen, bei Albertinen aber heraufwärts gestiegen seyn müssen. „Mich dünkt immer," schrieb der Geheimerath von A**, „den Superintendent liesse man noch seyn, wenn nur die Frau Superintendentin nicht wäre. Man hat's noch nicht vergessen, daß sie Trinchen heißt, und mit meinem Hause nicht nur in gutem Vernehmen lebt, sondern auch an des ehemaligen Ludwigs Schicksale vielen Antheil nimmt. Hüten Sie sich! man wird eine Trennung zwischen Ihnen zu bewirken suchen, und vielleicht ist der Plan dazu schon gemacht. Sagen Sie mir nur, ob Sie bei der letzten Nachricht, die ich Ihnen noch melden muß, nicht eben das denken?"

Diese letzte Nachricht betraf den Assessor von Sorgenfeld. Die vorige kam unerwartet, aber diese gewiß noch mehr, und meine Leser werden so gut als Freudenthal ihre Gedanken dabei haben. Von Sorgenfeld war unterdessen Freudenthals

Schwager geworden. In der Residenz konnte man mit der Verwunderung gar nicht fertig werden. Von der einen Seite ließ sich diese Heirath recht gut erklären; von Sorgenfeld war geitzig und Wilhelmine Freudenthalin hatte funfzehen tausend Thaler. Aber der Assessor war von Adel. Er hatte persönliche Verdienste genug, und befand sich nicht mit tausend andern in der Lage, daß er die Vorzüge seiner Gebuhrt in Rechnung bringen muste, wenn er einen Werth in sich finden wolte. Er durfte nur seine Einsichten zur Bildung seines Charakters nutzen, so konnte er der würdigste Kavalier werden. Aber den Weg wolte er nicht einschlagen, und da wuste er die moralische Lücke nicht anders, als mit den Vorzügen seiner Gebuhrt, auszufüllen; grade, als wenn adliche Niederträchtigkeit nicht Niederträchtigkeit wäre. Da trieb er nun seinen adlichen Stolz so weit, daß man hätte glauben sollen, er würde sich lieber einen Finger abschneiden lassen, als sich zu einer bürgerlichen Frau legen.

Ich habe meinen Lesern schon gesagt, daß von Sorgenfeld fleißig zu Jßmannen ging. Er kam aber um der Töchter so wenig, als um der Mutter willen, sondern lediglich aus Liebe zu den Pariser Pasteten und zum Rheinischen Weine.

Wie es zuging, daß Jßmann den Einfall hatte, daß von Sorgenfeld wohl seiner Töchter wegen kommen könnte, das weiß ich nicht. Man wolte wissen, daß er einmal zu einer Zeit hingekommen wäre, als der Vater ausgegangen gewesen und die Mutter mit ihren Töchtern sich in einem der obern Zimmer verschlossen gehabt hätten, um für seinen Ueberfall sicher zu seyn. Zum Unglück fügt sichs aber, daß niemand von den Leuten im Hause ist, als er kömmt. Bekannt war von Sorgenfeld im Hause; er geht also grade hinauf, und da er die Stube verschlossen findet, durch das Schlafgemach der Frauenzimmer, und gelangt also in die Stube, in welcher sie bei ihren Arbeiten saßen. Wenn das wahr ist, so könnte es seyn, daß die Mama den Spas dem Vater erzählt, und dieser daraus die Vermuthung gezogen hätte, daß von Sorgenfeld vielleicht Absichten auf eine seiner Töchter haben könnte. Genug, er bildete es sich ein, sprach davon gegen seine Bekannten, und kam, um in der Sache nichts zu versäumen, von Sorgenfelden mit der Versichrung zuvor, daß er ihm seine Tochter nicht abschlagen würde, auf welche er auch seine Augen richten möchte.

Der Antrag brachte von Sorgenfelden in keine kleine Verlegenheit. Jßmanns Freund-

schaft wolte er um der Pasteten willen nicht gern verscherzen, und gleichwohl wuste er nicht, was er antworten solte, um sie zu erhalten. Der beste Ausweg war, nach seinen Gedanken, daß er seinen Onkel vorschob, dem er nicht vor den Kopf stoßen dürfe. „Nach seinem Willen," sprach er, „darf ich jetzt noch an keine Heirath denken, und wenn ich eine andere als das Fräulein N. nehme, darf ich mein Lebtage nicht wieder vor seine Augen kommen. Jßmann fand sich durch diese Antwort sehr beleidigt; weil aber die Schuld auf den Präsidenten fiel, muste er's schon verschmerzen. Nun stelle man sich die Beleidigung vor, als von Sorgenfeld Wilhelminen heirathete. Sie wurden Todtfeinde. Bloß darum hätte kein Mensch diese Wahl vermuthet.

Das schlimmste war noch, daß die ganze Einrichtung so gemacht ward, daß es schien, als hätte man es mit Bedacht so angelegt, um Verdruß zu machen, und Aufsehen oder Verwunderung zu erregen. Man ging Sonntags früh in die Kirche, und keine Seele wuste ein Wort davon, daß Sorgenfeld heirathen wolte, als er aufgeboten und nach der Predigt getrauet ward. Einige Tage nachher bat er Hochzeitgäste und kam unter andern auch zu Jßmannen. Aber, so ungern dieser sich auch solchen Gelegenheiten entzog, so um-

unmöglich war's ihm, die Einladung anzunehmen. Er legte sich lieber ins Bette und war krank. „Ihr Glück blühet!" beschloß der Geheimerath seine Erzählung, „entschliessen Sie sich nur im Voraus, zu heirathen. Ißmann soll zu einem seiner vertrautesten Freunde gesagt haben, daß er nun von des Präsidenten und Sorgenfelds Parthei abgehen, und Sie zum Schwiegersohn annehmen wolle.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Wie es Mode ist in der Welt, ein freudiger und ein trauriger Tag.

Die erhaltenen Nachrichten veranlaßten mancherlei Unterredungen zwischen Freudenthalen und seinen Freunden, die ich meinen Lesern nicht alle wiederholen mag. Einmal scherzte man über die Heirathsvorschläge, die Freudenthalen gemacht wurden, ein andermal sprach man über die sonderbaren Auftritte mit Ißmannen und Sorgenfelden sehr ernstlich. Man prophezeihete Freudenthalen aus der Verbindung mit Sorgenfelden freilich nichts guts. Wer von meinen Lesern wird aber das nicht auch thun, ohne daß ich erst ihre Einfälle

sagen

sagen darf? Gemeiniglich sprach dann auch der Onkel von Klugheitsregeln, die nicht auf dem Stuhle, hinter dem Ofen erfunden, sondern aus dem Umgange mit Menschen erlernt waren. Das ist aber Freudenthals Sache, diese zu merken, dem man's schon zutrauen konnte, daß er zu seiner Zeit einen weisen Gebrauch davon machen wird.

Die Zeit kam nun, daß Freudenthal auf seine Rückreise denken muste. Sein Fürst hatte ihn ausdrücklich erinnern lassen, daß er sie, soviel möglich, beschleunigen möchte; am hiesigen Hofe aber hatte er alles zur Richtigkeit gebracht. Er hatte Ehre genug am Hofe, und Liebe genug von seinen Freunden genossen. Der Fürst gab ihm in der Abschiedsaudienz ein Handschreiben an seinen Herrn mit, und in fast freundschaftlichen Ausdrücken theure Versichrungen seiner fürstlichen Gnade. Mit den Hofkavalieren hatte er sich wenig eingelassen, und seit der Zurückkunft seines Onkels sich fast ganz von ihnen entfernt. Bei den meisten war also der Abschied weiter nichts, als steifes Ceremoniel, und bei vielen, beschwerlicher Zwang. Die Augen sagten, daß sie Freudenthalen lieber gehen, als kommen sahen, und sehr zufrieden gewesen waren, wenn er nie zu ihnen

nen gekommen wäre. Nun noch ein Tag, den er seinen Freunden widmete.

Die Nachricht von der Wahl des Superintendents hatte in Freudenthals Plan eine Veränderung gemacht, wodurch ihm seine Rückreise angenehmer gemacht, und die Trennung sehr erleichtert ward. Erst war wegen Albertinen der Entschluß gefaßt worden, daß sie an ihren Vater schreiben solte; er aber wolte, sobald er seinem Fürsten Rechenschaft wegen seiner Verrichtungen gegeben hätte, selbst zu ihren Eltern reisen und die Einwilligung zu ihrer beiderseitigen Verbindung suchen, ihr aber die beschlossene Einrichtung wegen ihrer Rückreise unverzüglich melden. Jetzt fand es jedermann für besser gethan, daß Albertine gleich mit ihm reisete. Daß die Einwilligung der Eltern Schwierigkeiten haben würde, war gar nicht zu fürchten. Es konnte auch seyn, daß sie bei ihrer Ankunft den Vater schon in der Residenz fanden, weil nach des Geheimenraths von A** Schreiben, der Anzug des neuen Superintendents sehr beschleuniget werden solte.

Albertine hatte Rathmannsdorf noch nie gesehen. Der Weg ging eigentlich nicht drauf zu, es lag aber auch nicht weit aus dem Wege. Wenn's viel war, so reiste man ein paar Meilen um. Albertine hätte nicht einmal ein Verlan-

gen äussern dürfen, ihres Geliebten Rittersitz zu sehen; Freudenthal hätte sich das Vergnügen, sie dahin zu führen, ohnedies nicht versagen können. Es war nicht anders, man muste über Rathmannsdorf reisen, und der Onkel sowohl als Ehrlich entschlossen sich, bis dahin sie zu begleiten. Der Tag brach an; man nahm den zärtlichsten Abschied und fuhr ab.

Rathmannsdorf hatte eine überaus angenehme Lage in einer fruchtbaren Ebene, wo das Auge unbegränzte Aussichten hatte. Auf der einen Seite gränzte dicht am Dorfe ein Busch; dafür aber lag der Rittersitz auf einer Anhöhe, von welcher man die übrigen Gegenden desto weiter übersehen konnte. Eine halbe Stunde vor dem Dorfe ging mit dem Rathmannsdorfschen Felde zugleich eine gerade Allee von abwechselnden Obstbäumen an, die mitten durchs Dorf auf das Schloß hinauf führte. Vom Dorfe an bis ans Schloß standen hundertjährige Kastanien und Lindenbäume, in deren Schatten man bis in den adlichen Hof gehen konnte. Der Onkel hatte ihnen hier eine Freude zubereitet, die niemand erwartete.

Sobald der Entschluß wegen Einrichtung der Reise gefaßt war, schrieb der Onkel in der Stille an den Pachter nach Rathmannsdorf und meldete

dete ihm, daß Freudenthal mit seiner Braut hinkommen würde. Er solle sich Mühe geben, die besten Anstalten zu ihrem Empfange zu treffen. Noch von der letzten Station gelang es ihm, daß er heimlich einen Boten abschicken und die Stunde bestimmen konnte, wenn sie eintreffen würden. Der Onkel selbst ward überrascht, weil er nicht geglaubt hatte, daß der Pächter seine Anstalten weiter, als über die häusliche Aufnahme, ausdehnen würde. An der Gränze hielten in der Allee die Hauswirthe des ganzen Dorfs zu Pferde. Als die Kutsche herankam, machten sie ein Freudengeschrei und theilten sich, daß die Hälfte dem Wagen vorritt, und die andere Hälfte nachfolgte. Vor dem Dorfe stand der Kantor mit seinen Schulkindern, die Blumenkränze auf den Köpfen trugen und ihre sonntäglichen Kleider anhatten. Der Vortrab der Bauern theilte sich auf beiden Seiten, daß die Schule vor dem Wagen hergehen konnte. Der Kantor ging gravitätisch voran, und die Kinder riefen im Tanzen und Springen einmal über das andere: es lebe unsere neue Herrschaft! Vor dem Hof, wo sie abstiegen, stand der Pächter mit dem Verwalter und sämmtlichem Hofgesinde. Nun trat der Kantor hervor und hielt im Namen aller mit gutem Anstande eine Glückwünschungsrede, welche der Prediger aufgesetzt

ſetzt hatte. Freudenthal und Albertine weinten für Freuden und faßten eine Liebe zu den Leuten, die bis ans Grab dauerte. Es war gleich Mittag, als ſie ankamen. Die Geſellſchaft ſetzte ſich zu Tiſche, für die ganze Gemeine aber muſte Bier und Muſik beſorgt werden, wobei ſie ſich bis in den ſpäten Abend beluſtigten.

Wenn's die Umſtände erlaubt hätten, Freudenthal hätte ſich einige Wochen hier aufgehalten. Die Witterung war ſehr angenehm, und die Wohnung ſowohl, als die ganze Lebensart, hatte ſoviel neues und reitzendes für ihn, daß es ihm eben nicht zur Eitelkeit ausgelegt werden konnte, wenn er ſich merken ließ, daß es ihm ſchwer ankam, ſich von dieſem irrdiſchen Paradieſe wieder loszureiſſen. In der Verbindung aber, in welcher er mit dem Hofe ſtand, muſte er ſeine Pflicht ſeinem Vergnügen vorziehen und zu ſeinem Fürſten eilen. Doch einen Tag konnte er ſich nicht weigern, ſeinem Vergnügen und dem Wunſche ſeiner Unterthanen aufzuopfern; zumal da der Pächter mancherlei Anfragen und Vorſchläge zur Ueberlegung gab, die nicht ſogleich entſchieden werden konnten. Man wandte den folgenden Tag dazu an, und mit dem Anbruch des dritten Tages reiſten ſie in einer Minute ab, der Kammergerichtsrath und Ehrlich zu einem, und

Freu-

Freudenthal mit Albertinen zum andern Ende des Dorfs hinaus.

Die Anſtalten zur Reiſe hatte der Pächter gemacht. Freudenthal verlangte nur, daß er ihn bis in die nächſte Stadt mit ſeinen Pferden bringen laſſen ſolte, wo Poſtpferde zu bekommen waren. Der Pächter aber bat ſichs aus, daß er für den erſten Tag die Einrichtung der Reiſe nach ſeinem Gefallen machen dürfte. Er hatte bemerkt, daß ſeinem Herrn an die Beſchleunigung ſeiner Reiſe ſehr viel gelegen war, und ſogleich den Vorſatz gefaßt, die Verſäumniß des vorigen Tages wieder einzubringen. Der Schulze kam mit ſeinen Einfällen dazu, und ſo ward, mit Hülfe der Gemeine, die Einrichtung gemacht, daß ihr Herr ſechszehen Meilen in einem Tage zurücklegen, und den andern die ganze Reiſe mit Bequemlichkeit endigen ſolte. Von der Luſtbarkeit gingen ſie weg, ſobald Freudenthal die Erklärung von ſich gegeben hatte, daß er ſich den andern Tag aufhalten wolte; und ehe der Abend herankam, waren ſchon drei Vorſpanne, jedes zu ſechs Pferden, zum Dorfe hinaus, die ihre Anweiſung bekommen hatten, wo ſie die Ankunft des Herrn erwarten ſolten.

Das war noch nicht genug. Freudenthals Bedienter war krank geworden, und hatte auf

der Reise zurückbleiben müssen. Der Pächter ließ nicht nach, Freudenthal muste den Verwalter bis nach Hause von ihm zur Begleitung annehmen, er selbst aber setzte sich zu Pferde und ritt ihm auf der ersten Station vor. Dies hatte der Schulze gehört. Sogleich bestellte er vier Bauern, die gut beritten waren, und begleitete mit ihnen den Wagen, ohne daß Freudenthal ein Wort von ihren Absichten eher erfuhr, als bis er sie neben dem Wagen sahe. Es half kein Wehren, er muste ihre Liebe annehmen. „Gnädiger Herr Hofrath!" antwortete der Schulze, „Wi häen so gut en Herze ind Liev, as der Herr Amtmann, un fühlend ohk, det wi en guten Hären häen. Laten Sie uns mans met riden!"

Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß es so viele Menschen giebt, die es der Mühe nicht werth achten, sich die Freundschaft niedriger Menschen zu verdienen. Schande ists doch wärlich für den Fürsten nicht, die Menschheit im gröbsten Kittel zu achten, dankbare Erkenntlichkeit ist bei ihnen gemeiniglich auch wohlfeiler zu haben; und Bienen können uns geringere Freunde gewiß in mehrern Fällen, als — der König. Freudenthal erfuhr es, ehe die erste Station geendiget war.

Der Weg ging durch den Busch, der neben Rathmannsdorf lag. Er gehörte Freudenthalen

len und war ganz ansehnlich. Doch konnte man ihn in der Breite in einer halben Stunde ausfahren. Man hatte aber nur einige Büchsenschüsse weit freies Feld, so fing sich eine Königliche Heide an, die über zwo Stunden lang dauerte. In diesem Busche wars, wo sie vier Männer zu Pferde einholten, welches, nach der Kleidung zu urtheilen, Leute vom Lande waren. Freudenthal sahe nach ihnen hin, in der Absicht, sie zu grüssen; sie ritten aber vor sich weg, ohne die Gesichter nach der Kutsche hinzuwenden, und schmauchten ihre Pfeiffen, daß der Rauch um Nase und Ohren zoh. Drei von ihnen ritten langsam und blieben zurück; der vierte aber hielt sich zu den Bauern, die hinter dem Wagen ritten, und ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein. Es befremdete den Schulzen, daß seine Sprache nicht bäurisch war; seine Besorgniß ging aber nicht so weit, daß er daraus hätte gefährliche Absichten schliessen sollen. Der Kerl fragte neugierig nach dem Namen der Herrschaft und nach dem Orte, wohin sie reisen wolte; der Schulze antwortete treuherzig und unterhielt den Menschen mit einer langen Erzählung von der Lustbarkeit, welcher dieser gütige Herr vor zween Tagen dem ganzen Dorfe gemacht hätte. Endlich kam man an einen Kreutzweg, wo zur Rechten

und zur Linken Seitenwege in den Busch hineingingen. Der Schulze war eben vorweg gejagt, um dem Kutscher Nachricht von dem Wege zu geben; die übrigen Bauern aber sahen sich nach den zurückgebliebenen Kerlen um, als ein Schuß geschah. „Reise nach Holland, Ludwig!" rief eine Stimme laut; zugleich aber jagte der fremde Kerl mit verhängten Ziegeln durch den Seitenweg in den Busch hinein, daß er aus den Augen war, ehe man den Gedanken hatte, ihm nachzusetzen. Aus dem Wagen hörte man ein klägliches Geschrei, das den vorreitenden Pächter zum Umkehren, und den Kutscher zum Anhalten der Pferde bewegte. „Ach! daß Gott erbarme! mein Bräutigam!" schrie Albertine. „Um des Himmels willen, was giebts?" rief der Pächter.

Freudenthal sahe blaß aus und konnte für Schrecken nicht sprechen. Als er aufstand, zeigte sichs, daß eine Kugel durch den Wagen in seine rechte Schulter gegangen war. „Haltet den Kerl fest!" sagte er endlich. Nun sahen sie sich alle um, aber da war weder dieser noch einer von den drei Nachfolgenden zu sehen. Albertine war ausser sich, so, daß Freudenthal mit seinen Versichrungen, daß es nichts auf sich habe, wenig bei ihr ausrichten konnte. Alle suchten sie zu beruhigen,

ruhigen, aber jeder war selbst ängstlich besorgt. Man wuste nicht, was man zu fürchten und zu thun hatte. „Habt ihr einen Chirurgus in Rathmannsdorf?" fragte endlich Freudenthal; und als der Schulze antwortete: „jo, gnädiger Herr Hofrath! enen gescheiten Kerel!" so befahl er umzukehren und fuhr auf sein Guth zurück.

Wie wars hier, möchte ich meine Leser fragen, wenn Freudenthal allein gewesen wäre? Hatte er nicht die Erhaltung seines Lebens den Leuten zu verdanken, deren Liebe er sich durch seine Gütigkeit erst vor zween Tagen erworben hatte? Er hatte es nicht verlangt, nicht einmal zugeben wollen, daß sie ihm zur Bedeckung mitreiten solten. Ihrem Herrn waren sie auch diesen Dienst nicht schuldig. Aber gegen ihren gütigen, wohlthätigen Herrn hielten sie sich aus Dankbarkeit dazu verpflichtet und ritten aus Antrieb des Herzens mit.

„Hatte denn Freudenthal den Leuten die Erhaltung seines Lebens zu verdanken? Der Schuß war ja geschehen, ohne daß sie ihn hätten verhindern können. Von einer Pistolenkugel in der Schulter stirbt doch wohl niemand! Oder hat etwa der Herr Autor berechnet, daß die Kugel durch Freudenthals Herz gegangen seyn würde,

wenn der Pächter und die Bauern zu Hause geblieben wären?"

Nur sachte, lieben Leser! wenn Sie es erlauben, so möchte ich diesen Ton wohl verbitten. Um des Himmels willen sagen Sie mir, was die Herren Recensenten sagen sollen, wenn Sie so mit mir sprechen?! Kann man denn seine Gedanken nicht sanftmüthig und unbeleidigend sagen? — Und was denn sonst! — freilich habe ichs ausgerechnet, daß die Kugel vermuthlich durch Freudenthals Herz gegangen seyn würde, wenn er ohne Begleitung gewesen wäre. Merken denn die Leser nicht, wer der Meuchelmörder gewesen seyn mag? — Dann will ichs Ihnen doch warlich auch nicht sagen, wenn Sie es auch für Unrecht halten solten, daß ich 's nicht thue. Freudenthal kannte ihn den Augenblick, sobald man ihm die Worte sagte, welche der Kerl im Fortjagen gesprochen hatte. Der Verwalter hatte sie genau verstanden. — Das wird man aber doch wissen, daß es vier Kerle waren, die Freudenthal im Busche einholte! Würden denn die drei auch zurück geblieben seyn, wenn Freudenthal ohne Begleitung gewesen wäre? Und wenn nun einer den Pferden in den Ziegel fiel und die übrigen drei an den Wagen traten; würde man da wohl das Herz gefehlt haben?

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Bringt die Leser mit Freudenthalen wieder in die Residenz.

Auf dem Rückwege nach dem Guthe ward viel von dem Böſewicht geſprochen. Freudenthal hatte einen offenen Reiſewagen mit einem Rückſitz; der Pächter und der Verwalter muſten ſich der Sicherheit wegen zu ihnen ſetzen. Man konnte von dem Kerl gar nicht wegkommen, jeder ſagte ſeine Gedanken über den Vorfall. Der Verwalter wiederholte die Worte noch einmal, welche der Böſewicht geſprochen hatte: „reiſe nach Holland, Ludwig!" „Was mögen die Worte bedeuten ſollen?" fragte der Verwalter, und Freudenthal ſahe Albertinen mit einer bedeutenden Mine an. „Ludwig!" wiederholte der Pächter, „heiſſen Sie etwa Ludwig, Herr Hofrath?" und als Freudenthal die Frage mit ja beantwortete, erzählte er eine Begebenheit, die ihm jetzt ſehr auffallend vorkam und mit dem heutigen Vorfall Verbindung zu haben ſchien.

„Ich ſaß," ſprach der Pächter, „vor einigen Tagen in meiner Stube und las den Brief, worin mir der Herr Kammergerichtsrath

Schulze Ihre Ankunft meldete. Ganz unerwartet kam eine Chaise mit zween braunen Hengsten grade auf den Hof heraufgefahren. Ich sprang hurtig hinaus, da kam mir in der Hausthür schon ein langer hagerer Herr entgegen, der ein blau Tressenkleid anhatte, und sich wegen seiner Freiheit weitläuftig entschuldigte. Was solte ich machen? ich beugte mich tief und führte ihn in meine Stube. Hier erfuhr ich seine Absicht: er bat um Erlaubniß, sich eine Stunde bei mir aufhalten und seine Pferde futtern zu dürfen. Ungelegenheit, sprach er, solle mir's nicht machen; er wolle nur nicht gern in den Krug einkehren, wo gemeiniglich für Geld nichts zu haben sey. Ich durfte ihm seine Bitte nicht abschlagen, weil es bekannt genug war, daß die Herrschaft mir Befehl gegeben und eine Gaststube dazu eingeräumt hatte, daß Reisende von Stande aufgenommen werden solten, die im Kruge für sich keine Bequemlichkeit finden würden. Es war zwo Stunden vor Mittag; ich muste also eine Mahlzeit, so gut ich konnte, besorgen lassen, und, als sie fertig war, mit ihm speisen.

Ueber Tische sprach er sehr viel, und so, daß ich mich verwundern muste. Von seinen eigenen Angelegenheiten und Absichten konnte ich nichts erfahren; er gab sich für einen Kommercienrath aus,

aus, der in Angelegenheiten seines Hofs reise. „Bei meiner Zurückkunft," sprach er, „sollen Sie mehr erfahren." Aber von dem Schicksale der adlichen Familie dieses Hauses, von den Verfassungen dieses Ritterguths, und von Ihrer Person hatte er genaue Wissenschaft. „Nun!" sprach er, „Sie werden Ihren neuen Herrn bald hier sehen!" „Ja!" antwortete ich, „heute habe ich Befehl bekommen, Anstalten zu seinem Empfang zu machen. Den Donnerstag vermuthlich wird er ankommen. Kennen Sie ihn?" Hierauf machte er mir eine lange Erzählung von vielen Umständen Ihrer Familie, die eine genaue Bekanntschaft verriethen, daß ich mich verwundern muste. Jetzt weiß ich aber gar nicht, was ich sagen soll, nun ich der Sache nachdenke. Der Herr hatte eine etwas schwere undeutliche Sprache und schnarrte sehr stark. Ich war nur etwas zu entfernt, daß ich den Kerl nicht deutlich genug vernehmen konnte; jetzt kömmt mir's vor, als wenn ich dieselbe Sprache gehört hätte. Der Kerl ist doch wohl nimmermehr der verkleidete Kommercienrath?"

Freudenthalen gab diese Erzählung Licht genug. Auch Albertine irrte sich in ihren Gedanken nicht. Freudenthal hatte ihr in dem Schulzischen Hause seine Lebensgeschichte nach

den kleinsten Umständen wohl zehenmal erzählt, daß es ihr jetzt nicht schwer fallen konnte, den Thäter zu errathen. Da aber ihr Geliebter nichts sagte, so schwieg sie auch, und ließ es dabei bewenden, daß Sie seinen Blicken antwortete. Sie kamen endlich nach Rathmannsdorf zurück. Freudenthal empfand heftige Schmerzen in der Schulter; das erste war, der Barbier muste gerufen werden. Das Ansehen dieses Mannes war so erbärmlich, als es seyn konnte, so, daß Freudenthal schwer dazu zu bringen war, daß er sich seinen Händen überließ. Endlich vermochten ihn Noth und die guten Zeugnisse dazu, welche jedermann der Geschicklichkeit dieses unansehnlichen Mannes gab. Der Pächter hatte noch eine Vorsichtigkeit gebraucht, die zu Freudenthals Beruhigung viel beitrug.

In der Stadt, wo Freudenthal das erstemal Pferde wechseln solte, befand sich ein sehr geschickter Chirurgus. Er war wegen seiner Kuren weit und breit berühmt; auch der Pächter hatte ihn bei einem sehr gefährlichen Schaden vor einigen Jahren mit Nutzen gebraucht. Weil die Reise wieder Rückwärts ging, so wars nothwendig, daß einer von den Bauern bis zur ersten Station reiten, und den vorausgeschickten Leuten die Nachricht überbringen muste, daß sie mit den Pferden

zurück-

zurückkommen solten. Mit diesem Bauer ließ der Pächter dem dasigen Feldscheer sagen, daß er sich sogleich aufmachen, und nach Rathmannsdorf kommen möchte. Gegen Abend war er da.

Der Dorfchirurgus hatte unterdessen die Kugel ausgeschnitten, die Wunde verbunden, und solche Maaßregeln genommen, welche der Stadtchirurgus nicht mißbilligen konnte. „Wie heissen Sie?" fragte Freudenthal.

„Berdulli," antwortete der Feldscheer.

„Berdulli!" fragte Freudenthal noch einmal voll Verwunderung, und empfand durch die Kraft dieses Namens einen Zug zu dem Mann, daß er gern mehr mit ihm gesprochen hätte. Aber Albertine war nicht wohl und hatte sich ins Bett legen müssen. Freudenthal war für sie mehr als für sich selbst besorgt, und vergaß alles, um ihr nur Erleichterung zu verschaffen. Es waren Folgen des gehabten Schreckens, welchen der Feldscheer so gut zu begegnen wuste, daß man sehr zufrieden darüber war. Nachdem für die Patienten alles nöthige besorgt worden war, setzte man sich zum freundschaftlichen Gespräche nieder.

Berdulli war ein gebohrner Franzose, aus einer der deutschen Kolonien, die sich in den preussischen Staaten niedergelassen hatten; und ein wirklicher Halbbruder des Kaufmanns Berdulli, den

den Freudenthal als einen seiner besten Freunde liebte. Sie hatten frühzeitig ihre Eltern verloren; waren jung von einander gekommen und von dem Glücke so in der Welt herumgeworfen worden, daß keiner von dem andern nach überstandenen Lehrjahren ein Wort erfahren hatte. Erst mochte wohl jugendlicher Leichtsinn Schuld gehabt haben, daß sie sich um einander nicht bekümmerten; hernach aber, als sie ernstlicher zu denken anfingen, waren die Umstände ihrem Nachforschen nicht so günstig gewesen, daß sie auf die Spur, einander zu finden, hätten kommen können. Gewissermassen war dieser Umstand Freudenthalen lieb. Er hatte die doppelte Freude, daß er jedem seinen Bruder nachweisen konnte, und durfte nicht fürchten, daß der Feldscheer mehr von seinen Familienumständen wissen und ausbreiten möchte, als er bekannt gemacht haben wolte. Berdulli fing aber doch ein Gespräch an, das Freudenthalen sehr unerwartet kam.

„Sie werden auch von einem Mann gesucht," sprach er, „der nicht weiß, wo Sie jetzt zu finden sind. Hat er Sie schon getroffen?"

„Wer wäre das?" fragte Freudenthal.

„Seinen Namen kann ich Ihnen nicht sagen, Sie werden ihn aber wohl kennen, wenn ich Ihnen erzähle, was ich von ihm weiß. Ohngefähr

vor

vor vierzehen Tagen kam ich zu unsern Herrn Bürgermeister und traf einen langen hagern Mann in einem schlechten grauen Ueberrock bei ihm an. „Es ist ein unglücklicher, verfolgter Mann," sagte der Bürgermeister zu mir, als er merkte, daß ich den Fremden aufmerksam ansahe; „mein alter Universitätsfreund, der an einem benachbarten Hof eine ansehnliche Charge bekleidet hat, um die ihn Neid und Mißgunst gebracht haben."

„Ja!" antwortete der Herr, der in der Stube tiefsinnig und gramhaft auf- und niederging, jetzt aber gegen mich stehen blieb, „ja! teufelische Bosheit hat mich um Ehre und Brodt gebracht und — nun! — Gott wird —"

„A propos!" sagte hierauf der Bürgermeister, „wenn mir recht ist, so ward ja Ihre Schwester an einen gewissen Freudenthal verheirathet; nicht wahr?"

„Ja! an einen Kaufmann Freudenthal."

„Jetzt spricht man ja von einem Ludwig Freudenthal sehr viel, der nach Rathmannsdorf kommen soll. Unser Herr hat ihm das dasige Ritterguth geschenkt. Er soll Hofrath bei Ihrem Fürsten seyn. Ist denn das ein Sohn Ihres Herrn Schwagers?" —

Von diesen Umständen wolte der Fremde nichts wissen. Er vermuthete aber, daß Sie es seyn würden, und freuete sich herzlich über die Nachricht, weil er gewiß glaubte, daß Sie ihn nicht ohne Unterstützung lassen würden. Der Mann ging mir so nahe, daß ich in den Schubsack griff, und ihm eine kleine Unterstützung reichte. Aber — wenn ich Ihnen rathen darf, so lassen Sie sich nicht von ihm einnehmen; es ist ein gottloser Kerl, der kein Mitleiden verdient!"

„Wie so?" fragte Freudenthal.

„Einige Tage nachher, als er fort war, kam seine Frau mit drei Kindern in den elendesten Umständen zu uns. Denken Sie nur! der Böswicht hat sie geprügelt und von sich gestossen, nachdem er sie vorhero ganz ausgezogen und gleichsam geplündert hat." „Dir und deinen Bälgen," dies war sein Abschied gewesen, „will ich den Hals brechen, sobald ich höre, daß du nur nach mir frägst."

Der Pächter hatte sehr aufmerksam zugehört, ohne ein Wort drein zu reden. Jetzt fragte er: „was hatte der Mann für ein Kleid an?" „Einen grauen Ueberrock," antwortete Berdulli; zugleich aber gab ihm Freudenthal einen Wink, der die Fortsetzung des Gesprächs unterbrach.

Der fremde Chirurgus konnte nach einigen Tagen wieder nach Hause reisen, weil sich weiter keine Umstände zeigten, die er nicht seinem Dorfkollegen hätte sicher überlassen können. Freudenthal aber muste sich vierzehen Tage hier aufhalten. Der Pächter hatte gleich bei der Zurückkunft den Einfall, dem Kammergerichtsrath einen reitenden Boten nachzuschicken und Freudenthals Unfall melden zu lassen. Zum Glück merkte Freudenthal seine Absicht und verhinderte sie noch zu rechter Zeit durch ein ernstliches Verbot. Er wolte seinen Freunden das Schrecken nicht machen. Aber seinem Diener ließ er Nachricht geben, wie lange er sich zu Rathmannsdorf aufhalten würde, und zwei Tage vor der angesetzten Abreise kam er auch gesund zu ihm. Nun trat er die Reise mit seiner Albertine zum zweitenmale an.

Diesmal billigte er gern alle Anstalten, die man zu seiner Sicherheit nicht nur, sondern auch zur Förderung seines Fortkommens machen konnte. Man nahm einen andern Weg, und fuhr lieber einige Meilen um, damit man nur nicht durch den Busch kam, wo man vielleicht neuen Gefahren wäre ausgesetzt gewesen. Dem ohngeachtet, war die Einrichtung so gemacht, daß die Reise in zween Tagen geendiget werden solte. Es ging

alles

alles glücklich. Das hatte Freudenthal indeſſen durch Briefe erfahren, daß der Superintendent ſeine Aemter bereits angetreten hatte. Er hatte es ſelbſt für gut gehalten, daß Freudenthal Albertinen nicht mit ſich in ſeinem Wagen in die Reſidenz bringen möchte, und einen Vorſchlag gethan, den Freudenthal ohne Bedenken annahm. Zwo Stunden vor der Reſidenz war in einem Dorfe ein Prediger mit welchem der Superintendent lange Jahre vertraute Freundſchaft unterhalten hatte. Deſſen Händen übergab er ſeine Albertine und bekam das Verſprechen von ihm, daß er ſie morgen mit ſeiner eigenen Equipage zu ihrem Vater bringen wolle. Freudenthal aber ſetzte ſeine Reiſe unaufgehalten fort und kam gegen Mitternacht glücklich in ſeiner Behauſung an.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Wie Freudenthal vom Fürſten und von ſeinen Freunden aufgenommen wird.

Mit dem Anbruch des Tages breitete ſich in der Reſidenz die Nachricht aus, daß der Hofrath Freudenthal in der Nacht wiedergekommen wäre.

wäre. Dem Fürsten ward sie früh beim Erwachen gemeldet.

Seit den letztern Anfällen schien die Gesundheit dieses geliebten Herrn zum größten Leidwesen des Landes sehr hinfällig zu seyn. Die geringste Veränderung der Luft hatte nachtheilige Wirkung auf ihn und veranlaßte Zufälle, welche die Aerzte kleinmüthig machten. Gegen jedermann sprachen sie nicht offenherzig; wenn sie aber vertraut sprachen, liessen sie nicht undeutlich merken, daß der Fürst von gefährlichern Rückfällen bedrohet würde, als der letztere gewesen war. Eben jetzt hatte er einige Tage geklagt, und gestern noch beim Auskleiden zum Kammerdiener gesagt: „wenn mir morgen nicht besser zu Muthe ist, gehe ich mit keinem Fusse aus dem Zimmer, und soll kein Mensch zu mir gelassen werden." Befand sich der Herr wirklich besser? oder wirkte die Nachricht von Freudenthals Zurückkunft so stark auf ihn? genug, sobald er diese Nachricht hörte, stand er munter auf, und Freudenthal war noch nicht angekleidet, als der fürstliche Wagen schon vor seiner Thür hielt.

Man kann sich kaum vorstellen, wie gnädig Freudenthal empfangen ward. Die Geduld des Fürsten war nicht zu ermüden; Freudenthal muste die kleinsten Umstände erzählen. Nichts

konnte der Herr mißbilligen, mit allem war er zufrieden. Endlich übergab Freudenthal das mitgebrachte Handschreiben des dasigen Fürsten den Händen seines Herrn, welches er mit grosser Aufmerksamkeit durchlas. „Das ist wahr!" sprach der Fürst, „Sie haben viel Ehre erworben und meinem Herrn Vetter sowohl als mir Genüge gethan. Ich gönne Ihnen die empfangene Belohnung, Sie haben sie verdient; aber das bitte ich mir aus, werden Sie mir nicht untreu, und verlassen Sie meine Dienste nicht. Sie sollen an meinem Hofe weder weniger Ehre noch geringere Vortheile haben, und, was Sie sich nur wünschen, soll Ihnen gegeben werden. Reden Sie frei heraus!"

Es mag Männer genug geben, die sich schon manchmal gewünscht haben, in Freudenthals Lage zu seyn. Ob's aber viele giebt, die sich mit so vieler Mäßigung als Freudenthal dabei zeigen würden, das ist eine andere Frage. Grosse Herren dürfen warlich mit der Erlaubniß, nach Gefallen zu wünschen und zu bitten, so sehr freigebig nicht seyn. Sonst möchte es ihnen bald gehen wie — dem lieben Gott, der bei weitem nicht das alles geben kann und darf, was die Menschen all haben wollen. „Ihre Zufriedenheit, gnädigster Herr!" antwortete Freudenthal,

thal, „ist mir schätzbarer als alles. So lange Sie mir Ihre fürstliche Gnade schenken, und mich für einen treuen Diener halten, der seinem Vaterlande mit Eifer und Redlichkeit dient, so lange bin ich reichlich belohnt.“ Kurz, Freudenthal verbat mit einer Bescheidenheit, die dem Herrn nicht mißfallen konnte, und aus Absichten, die er selbst billigen muste, alle in die Augen fallende Vorzüge. Geld und Würden konnten ihn nach seiner Denkart in der gegenwärtigen Verbindung eher unglücklich als glücklich machen. Er kannte die Kabale des Hofs. Hätte er nur auf sich und seine Ruhe sehen wollen, so hätte er um seine Freiheit bitten müssen. Dem hatte aber der Fürst schon vorgebeugt, und wenn das auch nicht war, so dachte er zu edel. Er fühlte den Druck, unter welchem das Vaterland seufzte, und glaubte immer noch, daß er alle Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg legten, ungeachtet, Gelegenheit finden würde, viel Guts zu stiften. So wolte er denn auch diese Schwierigkeiten nicht selbst vermehren und dem Neide des Hofs neue Nahrung geben. Er verbat die Geheimerathswürde. Das konnte er aber nicht abwenden; der Fürst erhöhete seinen jährlichen Gehalt ansehnlich, und gab die Verordnung, daß er auch im geistlichen Rath sitzen, und zu allen wichtigen

Geschäften und Konferenzen gezogen werden muste. In der That war er also do.. Geheimerrath, nur daß er den Namen nicht führte.

Von dem Fürsten begab sich Freudenthal zum Geheimenrath von A**. Meine Leser kennen diesen Herrn nach seinen Gesinnungen gegen Freudenthalen schon längst, daß ich also nicht nöthig habe, Ihnen ein Wort von seiner Aufnahme zu sagen. Das einzige nur muß ich anführen: Freudenthal ging mit schwerem Herzen hin, und mit Thränen von ihm.

Das war schriftlich verabredet worden, Freudenthal solte bei seiner Zurückkunft nicht eher zu ihm kommen, als bis er beim Fürsten gewesen wäre. Sonst glaube ich, hatte er sich nicht schlafen legen können, ehe er seinen Vater nicht gesehatte. Die Worte des Fürsten kamen ihm bedenklich vor, als er bei den Anerbietungen der Geheimenrathswürde die Anmerkung machte, daß er von seinem würdigen Geheimenrath von A** nicht viel mehr fordern könne. Freudenthal hatte aber jetzt mehr zu bedenken, und eilte daher flüchtig über diesen gegebenen Wink hinweg. Da er sonst keine unangenehme Nachrichten von ihm bekommen hatte, so beruhigte er sich bei der Erklärung, die er in den zunehmenden Jahren des Alters und in der schwächlichen Konstitution des

Gehei-

Geheimenraths fand. Wenn ihn nur der Fürſt beim Weggehen nicht von neuem untuhig gemacht hätte! „Haben Sie," rief er ihm aus dem Zimmer nach, „den Geheimenrath von A** ſchon geſprochen? — beſuchen Sie ihn doch gleich!" Dieſe Worte fielen ihm ſo ſchwer aufs Herz, daß er ganz bekümmert hinging. Aber der Anblick war noch kränkender. Abgezehrt, kraft- und lebslos ſaß der Geheimerath im Stuhl und erwartete Freudenthalen. „Ach!" — ſchreckte dieſer in der Thür zurück, und konnte kaum reden.

Man hatte Freudenthalen mit Fleiß ein Geheimniß daraus gemacht; der Geheimerath war ſchon ſeit acht Tagen nach ſeiner Abreiſe kränklich geweſen. Die Umſtände waren um ſo viel gefährlicher geworden, je weniger ſie es Anfangs zu ſeyn geſchienen hatten. Nach dem Urtheile der Aerzte war ſeine Krankheit nichts anders, als eine Entkräftung der Natur. Das Leben hatten ſie ihm bisher nicht abgeſprochen, aber zu allen Geſchäften war er unfähig erklärt worden. Wenn er ſich auch wieder erholen ſolte, wolte ihm doch niemand rathen, daß er ſich den ermüdenden Geſchäften wieder unterziehen ſolte; weil alsdann gewiß ein baldiger Rückfall zu erwarten, und ein ſchleuniger Tod zu fürchten wäre.

Was hätte Freudenthalen kränkender seyn können als dieser Anblick — als diese Nachrichten! Er sahe sich in Gefahr, den rechtschaffensten Freund zu verlieren, und sahe mit ihm die Stütze sinken, worauf er die Hofnung, etwas zum Besten des Vaterlands zu thun, vornehmlich gegründet hatte. Dazu war der Geheimerath bisher nicht zu bringen gewesen, daß er seine Dimission gefodert hätte. Sobald aber der Fürst die wahren Umstände seiner Krankheit von dem Leibmedikus erfuhr, sobald machte er auch die Verfügung, daß der Geheimerath mit nichts beunruhiget werden durfte. Freudenthal war noch bei ihm, als er die Entlassung seiner Dienste in den gnädigsten Ausdrücken bekam. „Weinen Sie nicht!" sprach er mit zärtlichster Besorgniß zu Freudenthalen, als er sahe, daß ihm Thränen in die Augen traten, „Ihr Freund bleibe ich, — so lange ich Athem hole. — Vielleicht sind Sie — von der Vorsicht dazu bestimmt, — das Werk auszuführen, — das ich unvollendet liegen lassen muß."

Sonst war in den Häusern seiner Freunde unterdessen keine Veränderung weiter vorgefallen. Liebrecht und Bernulli waren noch die alten Freunde, die durch ihr Betragen in seiner Achtung gewannen, und sich überall als Männer zeigten,

zeigten, denen nur Gelegenheit dargeboten werden durfte, wenn sie sich für Freudenthals Vortheile aufopfern solten. Berdulli'n war es große Freude, so unerwartet Nachricht von seinem Bruder zu hören, und Liebrecht konnte mit seinen Erzählungen von Sorgenfelds Heirath gar nicht fertig werden. Der politische Kannengiesser, Wilhelminens Wirth, solte sie gestiftet haben. In der ganzen Residenz war kein Mensch, der nicht alle Triebfedern und Absichten errathen hätte. Wer Freudenthals Verwickelung nicht kannte, der lachte und spottete darüber; beiden Wilhelminen aber prophezeiheten ihre besten Freunde einen Ausgang, der ihren gegenwärtigen Erwartungen nicht entsprechen würde. Doch das war heute keine Unterhaltung für Freudenthalen, der seinen Abendstunden schon eine angenehmere Bestimmung gegeben hatte. Albertinchen war angekommen.

Freudenthalen hatte es Zwang genug gekostet, daß er nicht auf die erste Nachricht von ihrer Ankunft zu ihr eilen solte. Wenn er aber sein Geheimniß nicht der ganzen Stadt verrathen wolte, ehe er noch mit ihrem Vater gesprochen hatte, so war es nöthig den Abend zu erwarten, ehe er hinging.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Eine Abendgeschichte, dergleichen die Leser schon öfters am Tage erlebt haben.

Ich habe nicht die Absicht, meine Leser mit einer weitläuftigen Heirathsgeschichte zu unterhalten. Die ganze Einrichtung derselben war zu geschmacklos, daß ich nicht fürchten müste, die Delicatesse des empfindsamsten Jahrhunderts zu beleidigen, wenn ich noch viel Redens davon machen wolte. Wider alle Regeln des feinen Ceremoniels war sie vollzogen, ehe das Publikum ein Wort davon wuste; und meine Erzählung davon wird zu Ende seyn, ehe es meine Leser denken werden.

Freudenthals Empfang in der Superintendentur war überaus zärtlich. Werthmann hatte ein ehrwürdiges Ansehen. Eine biedermännische Einherzigkeit blickte durch seine Augen, und sein freimüthiger leutseliger Ton, den er sprach, nahm jedermann für ihn ein. Er öfnete Freudenthalen mit einer verdachtlosen Sicherheit seine Arme und Freudenthal fiel so zuversichtlich hinein, als man nur in die Arme eines geprüften Freundes fallen kann. An Madame Werthmannin fand

er

er im erſten Blick das edle, gutmüthige Trinchen wieder, das ſich in ſeinem väterlichen Hauſe ſchon die Achtung ſeines Herzens erworben hatte. Er führte ſie und Albertinchen in die Stube, und ſprach, indem er ihre Hand küßte: „meine wohlthätige Freundin ſind Sie längſt geweſen; können Sie auch meine Mutter ſeyn?" — „Mit Freuden!" antwortete ſie, „wolte ich das ſeyn, wenn ich auch keine Albertine für Sie hätte." Nun ſetzten ſie ſich neben einander hin, und, ehe eine Stunde verging, war eine Sache abgethan, zu welcher ceremoniaſiſche Menſchen vierteljährige Vorbereitungen machen.

Ungewöhnlich war dieſe Eilfertigkeit freilich; aber deswegen darf ſie der Leſer nicht auch für unglaublich halten. Es geſchieht ja wohl öfters, daß Menſchen durch zuſammenflieſſende Umſtände fortgedrängt werden, wo man's weder geſucht noch erwartet hatte. Freudenthal muſte in ſeiner Unterredung mit dem Fürſten nothwendig ſeines Onkels, des Kammergerichtsraths Schulze, und des Geheimenſekretair Ehrlichs gedenken. Hierbei fiel ihm die Angelegenheit ſeines Herzens ein, und da er ſeinen Herrn ſo ſehr aufgelegt fand, ihn unermüdet anzuhören, ſo wagte er's, eine kurze Geſchichte ſeiner Liebe mit in den Be-

richt zu weben, den er dem Fürsten letzt mündlich von seinen ausgeführten Geschäften abstattete. Er ging endlich fort, und nach ihm kam der Superintendent.

„Der Superintendent?"

„Ja freilich! — Der Superintendent kam zum Fürsten, ohne daß er sich vorher mit Freudenthalen besprochen, oder auch nur gewust hatte, daß dieser vor ihm dagewesen war; und wenn das etwa auch herbeigezwungen aussehen soll, so weiß ich nicht, was man sagen und glauben darf. Grade dieser Umstand ist in meiner Geschichte am wenigsten erdichtet; wie ich denn überhaupt nicht glaube, daß man wunderbarere Begebenheiten und unerwartetere Zusammenkünfte oder Folgen erdichten kann, als in der Natur und Weltgeschichte allenthalben aufstossen.

Der Fürst war ein religiöser Herr, dem man von Jugend auf Grundsätze beigebracht hatte, die damals nicht durchgängig ohne alle Einschränkung angenommen wurden. Er sagte es frei heraus, daß der Fürst im Lande die stärkste Verpflichtung auf sich habe, die christliche Religion zu verehren; weil er für die gegenwärtige Welt den stärksten Gewinn davon ziehe. Sie sey das sicherste Mittel, den Wohlstand der Unterthanen zu befördern und dem Fürsten in seiner Würde zu schutzen. — Mit seinen

Worten

Worten ſtimmte ſein Verhalten fürtreflich überein. Es war ihm ſichtbarer Ernſt, Fürſt und Vater ſeiner Völker zu ſeyn und ſich durch wachſame Fürſorge und wohlthätige Regierung neue Rechte an Unterthänigkeit und Treue der Unterthanen zu verdienen, die nach ſeinem Urtheile edler und bindender als die angebohrnen wären. Damit nichts, am wenigſten in Religionsangelegenheiten überſehen und verabſäumt würde, hatte der Herr wöchentlich gewiſſe Stunden beſtimmt, welche einer geheimen Konferenz mit dem Superintendent gewidmet waren. Hier wurden Religionsbedürfniſſe und Herzensangelegenheiten beſprochen, und der Superintendent hatte Befehl, alles zu ſagen, was ihm Superintendentenanſehen und beichtväterliche Klugheit rathen würden. — „Schade!" werden die Leſer ſagen, „daß Kriech ſo lange Superintendent war!" — Freilich! Indeſſen iſt Kriech nun todt und Werthmann an ſeine Stelle gekommen.

Es war grade der Tag, an welchem Werthmann zur geheimen Konferenz kommen muſte, als Freudenthal dem Fürſten Bericht von ſeiner Reiſe abgeſtattet hatte. Werthmann vermuthete nichts weniger, als daß der Fürſt von Freudenthals Abſichten auf ſeine Tochter etwas wiſſen würde. Aber er war kaum ins Zimmer

getre-

getreten, ſo wünſchte ihm der Fürſt mit lächelnder Mine in den gnädigſten Ausdrücken Glück zu dieſer Verbindung. Hierauf machte er Freudenthals Charakter und Verdienſten ſo viel Lobſprüche, daß der Superintendent hätte überwunden werden müſſen, wenn er auch dieſer angetragenen Verbindung aus noch ſo wichtigen Gründen abgeneigt geweſen wäre. „Ich bin noch nicht ſicher," fügte der Fürſt hinzu, „ob meine gegenwärtigen Anfälle diesmal ſo leicht überhingehen werden. Solte mich das vorige Schickſal treffen, daß ich mich den Regierungsgeſchäften entziehen müſte, ſo wäre es leicht möglich, daß man Mittel finden könnte, Ihren Abſichten Hinderniſſe in den Weg zu legen. Ich will Sie aber in Sicherheit ſetzen, und Ihnen hiermit uneingeſchränkte Diſpenſation geben. Sie ſollen an keine Kirchengebräuche gebunden ſeyn; wenn Sie auch heute noch Ihre Kinder trauen wolten."

Das dachte der Superintendent nicht, daß er von dieſer gegebenen Erlaubniß ſobald Gebrauch machen wolte. Er dankte ſeinem Fürſten mit Ehrfurcht, und ging nach erhaltener Entlaſſung vergnügt nach Hauſe. Jetzt kam er im Geſpräch mit Freudenthalen auf dieſe gnädige Erklärung des Fürſten, und fand kein Bedenken, ſie ihm von Wort zu Wort mitzutheilen. Von der Wür-

kung,

kung, welche dieſe Erzählung auf Freudenthalen machte, hatte Albertine im erſten Augenblick Empfindung. Er ſaß neben ihr, und hatte ſeine Hand auf ihren Schooß in die ihrige gelegt. Ein ſanfter Druck theilte ſich ſchnell durch die Hand ihrem Herze mit, der einen augenblicklichen Stillſtand, gleich drauf aber einen ſo ſchnellen Drang im Blute hervorbrachte, daß ihre Wangen gefärbt wurden, und nahe Erwartung durch ſtrahlende Augen ſahe. „Wie lange," fragte Freudenthal geſchwind, „wie lange, liebſte Albertine! wollen Sie gutwillig noch warten?"

Das arme Mägdchen! — „Was Sie auch fragen können!" antwortete ſie einfaltig, indem ſie die Augen beſchämt wegwandte, vor ſich niederſahe, und endlich nach der Mama ſich hinkehrte, indem ſie den Athem recht aus der Tiefe heraufholte.

Dem Vater war Freudenthals Frage eben recht, aber die Antwort mochte ihm wohl zu unbeſtimmt ſeyn. Er ſuchte Albertinen aufzumuntern, indem er die Frage nochmals wiederholte: „ſage deine Meinung, meine Tochter! wie lange wilſt du noch warten?"

„Keinen Augenblick länger," antwortete ſie nun überlegt, „als ich muß."

Freudenthal drückte sie hier zärtlich an seine Brust und küßte sie dankbar. Hernach wandte er sich an den Vater, und häufte so dringende Vorstellungen, welche ihm der Wink des Fürsten an die Hand gab; daß sie alle einstimmig den Entschluß faßten, seine Verbindung mit Albertinen heute noch zu vollziehen. Auf anhaltendes Bitten hatte sich der Landprediger, der Albertinen begleitet hatte, die Nacht in der Residenz zu bleiben, entschlossen. Nun ward der Archidiakonus zur Gesellschaft gebeten, der dicht neben dem Superintendent wohnte; und Freudenthal ging selbst, den Advokat Liebrecht und den Kaufmann Berdulli zu holen. In Gegenwart dieser wenigen Freunde segnete Werthmann seine Kinder ein. Nach der Trauung setzte man sich zu Tische, eine freundschaftliche Mahlzeit zu sich zu nehmen, und brachte den Abend in einem geräuschlosen, ungestörten Vergnügen hin.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Was werden doch nun Freudenthals Feinde machen?

Wenn ich mich nicht irre, so kömmt diese Frage keinem meiner Leser hier unerwartet. Wahr ists und bleibts, man hat Ursach, aufmerksamer auf seine Feinde als auf seine Freunde zu seyn.

Der Geheimerath von A** hatte Recht; Jßmanns Absicht war's, Freudenthalen an sich zu locken, und mit Beihülfe des Präsidenten von Profili und des Regierungsassessors von Sorgenfeld eine Mariage mit einer seiner Töchter zu stiften. Man sahe wohl ein, daß es vergeblich seyn würde, Freudenthalen beim Fürsten zu stürzen. Diese Ueberlegung gab ihnen den Einfall, einen Versuch zu wagen, ob es nicht möglich sey, ihn in Verbindungen zu ziehen, die ihn nach und nach nöthigen würden, nach einerlei Grundsätzen mit ihnen zu handeln. Jßmann brachte den Einfall mit seinen Töchtern in Vorschlag; der Präsident genehmigte ihn aus Freundschaft, und von Sorgenfeld erhielt dadurch Verzeihung des durch seine Heirath gemachten Verdrusses,

druſſes, daß er alles mögliche dazu beizutragen versprach.

Man hatte bisher keine Nachricht von Freudenthals Vernehmen mit Albertinen bekommen. Ich weiß aber nicht, wie es zuging, daß Freudenthals Stiefmutter eine Ahndung davon bekam. Sie wohnte jetzt nicht mehr bei dem Kannengieſſer, ſondern war zugleich mit ihrer Tochter zu Sorgenfelden gezogen. Sie ſaßen mit einander am Tiſche, als die Nachricht kam, daß des neuen Superintendenten Tochter angekommen ſey. „Das iſt ſchnakiſch genug," ſagte ſie zu dieſer Nachricht, „daß ſie gleich nach Freudenthalen ankömmt! Es ſoll eine liſtige, einnehmende Hexe ſeyn — daß man in der Superintendentur Freudenthalen nur nicht an ſich zieht, und eine Verbindung ſtiftet, die uns eben keine Freude machen würde!" Sorgenfeld trug dieſe Anmerkung eiligſt zu Iſmannen, ſobald er vom Tiſche aufgeſtanden war, und ſetzte ihn dadurch ſo in Thätigkeit, daß er allen beſorglichen Anſchlägen zuvorzukommen befliſſen war.

Freudenthal hatte die Nacht in der Superintendentur geſchlafen. Um kein Aufſehen zu machen, ging er ganz früh nach Hauſe, ehe noch Menſchen auf den Straſſen hin und her wankten, die ihn bemerken konnten. Weil er eben keine

wich-

wichtigen Geschäfte hatte und noch Ermüdung, von der Reise fühlte, so legte er sich auf sein Bette, und schlief wieder ein. Beim Erwachen bekam er die Nachricht, daß ihn der Hofrath Iffmann hätte auf den Mittag zur Mahlzeit bitten lassen. Der Diener entschuldigte sich, daß er ihn nicht hätte in der Ruhe stöhren wollen, weswegen er selbst die Antwort zu überbringen versprochen hätte.

So unerwartet diese Nachricht kam, so viel Verwunderung verursachte sie Freudenthalen. Man hatte ihm noch nie diese Ehre angethan, und jetzt kam man ihm sogar zuvor, anstatt daß man, der Etiquette gemäß, den ersten Besuch nach seiner Zurückkunft von ihm hätte erwarten sollen. Der Bediente konnte nicht getadelt werden. Aber diesmal hätte Freudenthal gern gesehen, wenn er weniger überlegt gehandelt und ihn aus dem Schlaf geweckt hätte. Er hätte doch gar zu gern wissen mögen, ob er allein, oder ob er in Gesellschaft seyn, und wen er im letzten Fall daselbst finden würde. Unter diesen unzuentscheidenden Ueberlegungen faßte er aber doch den Entschluß, die Einladung anzunehmen.

Der Vormittag war schon dem Geheimenrath von A** bestimmt. Freudenthal fand ihn zu seiner grossen Bekümmerniß sehr schwach,

so, daß er sich seit gestern merklich verschlimmert zu haben schien.

„Liebster Freudenthal!" rief der ehrwürdige Greis, indem er ihm die Hand entgegen reckte, „lange werden wir uns — wie es scheint — hier nicht mehr sehen." Freudenthal küßte ihm ehrerbietig die Hand und konnte für Wehmuth nicht sprechen.

„Gönnen Sie mir," fuhr er mit matter, unterbrochener Stimme fort, „meine Ruhe, — nach der ich mich herzlich sehne. Ich habe lange genug — die Last der Geschäfte getragen; — ob ich gleich den kleinsten Theil — meiner guten Absichten nur habe erreichen können. — Solten auch alle meine Werke verschwinden, — dies bleibt und folgt mir gewiß nach, — daß ich die letzte Bitte Ihrer würdigen Mutter erfüllt — und Ihrer Erziehung mich angenommen habe. — Treten Sie getrost in meine Fußstapfen. — Ihre vorsichtige Klugheit wird Sie — meine Fehler — verbessern, — und Ihre unerschrockene Freimüthigkeit — jeden edlen Zweck standhafter — verfolgen lehren. Es wird Ihnen nicht besser gehen als mir, — Verdruß und Verfolgung werden Sie allenthalben — finden; aber — fürchten Sie nichts. Sie haben an sich schon einen unternehmenden festen Geist — und rechtschaffener

Eifer

Eifer — für das Wohl des Vaterlandes — hat sich eines unsichtbaren Beistandes zu erfreuen. — Meine Gemahlin hat ein mütterliches Herz für Sie, — lassen Sie ihr, so lange sie lebt, — die einzige Freude, — einen Sohn an Ihnen zu finden, — der ihre Liebe nicht verwirft. — Wenn sie stirbt, — so begraben Sie sie neben mir; — und wenn endlich auch Sie Ihren Vätern folgen, — so lassen Sie sich auch zu uns legen. — Beim Erwachen haben wir die Thränen — verschlafen, die uns unser Abschied kostet. — Dann wollen wir die ersten seyn, die einander — durch reinere Liebe getrieben — in die Arme fallen — und für des erkannten Menschensohns — prachtvoller Herrlichkeit nicht zittern."

Freudenthal war äusserst gerührt, und der Geheimerath so ermüdet, daß er eine geraume Zeit nöthig hatte, ehe er wieder zu einigen Kräften kommen konnte. Die Gemahlin konnte sich in der Betrübniß nicht mäßigen; bei den ersten Worten ihres Gemahls strömten schon Thränen durch ihre Augen, daß sie sich, um ihn nicht zu beunruhigen, in ein Nebenzimmer begeben muste. Sie kam wieder zurück, und hatte das Herz so voll Empfindung als Freudenthal. Aber ein Blick auf den Geheimenrath lehrte sie die Nothwendigkeit der Mäßigung. Lieber thaten sie sich

selbst Gewalt an, ehe sie durch Ausbrüche ihrer Betrübniß ihn beunruhigen und ihm den Kampf erschweren wolten. Er fühlte auch ihre zärtliche Besorgniß, dankte ihnen dafür in freundlichen, zufriednen Blicken, und gab ihnen, sobald er sich erholt hatte, selbst Gelegenheit von Dingen zu sprechen, die Ton und Richtung ändern musten.

Das kann man sich vorstellen, daß Freudenthal von seiner Heirath gesprochen haben wird. Eine größere Freude hätte er auch dem Geheimenrath nicht machen können. Noch hatte man in diesem Hause nichts davon gehört; jetzt aber muste sich Freudenthal hinsetzen und die Vorfälle des gestrigen Abends nach allen Umständen erzählen. „Nun will ich gern sterben," sprach der Geheimerath, als Freudenthal seine Erzählung goendigt hatte, „nun ich Sie mit einer so würdigen Person verbunden sehe. Ich muß Ihnen das Zeugniß geben, daß Sie allen meinen Wünschen zuvorkommen und keine meiner Erwartungen getäuscht haben. Ich hätte Ihnen keine andere Person gegeben, wenn Sie hätten eine Braut von meinen Händen annehmen wollen."

Die Freude der Frau Geheimenräthin war noch größer. Man muß nur die Verbindung wissen, in welcher beide Häuser von jeher gestanden hatten. Ich habe es bei einer andern Gele-

gen-

genheit schon gesagt, daß der Geheimerath nicht immer ohne Kinder gewesen ist. Er hatte aber das harte Schicksal, daß er sie muste sterben sehen, so wie sie aus den Kinderjahren kamen. Werthmann war sechs Jahre lang Hofmeister bei seinen Kindern gewesen, und hatte sich so viel Liebe und Achtung im Hause erworben, daß er seitdem alles bei Ihnen galt. Trinchens und Ludwigs Mütter waren in der Jugend die vertrautesten Gespielinnen der Geheimenräthin gewesen, die ihre Liebe nach dem Tode dieser Mütter auf die Kinder haben erben lassen. Nicht anders als Tochter ward Trinchen von der Geheimenräthin aufgenommen, als sie nach Wilhelminens schimpflicher Begegnung im Freudenthalischen Hause Schutz bei ihr suchte. Ihr Aufenthalt im Hause des Geheimenraths gab Gelegenheit zu ihrer Bekanntschaft mit Werthmannen, die sie an den würdigsten Mann brachte. Jetzt floß das Herz der Geheimenräthin von Freude über, als sie Freudenthals und Albertinens Verbindung erfuhr. „Soll und muß ich das Unglück haben," sprach sie mit einem Affekt, den die Sprache des Herzens nur haben kann, „meinen würdigen Gemahl zu verlieren, so kann ausser Ihrer Gesellschaft kein Platz für mich

mich auf der Welt seyn, wo ich nur einigermaaſſen erträglich leben kann."

Von Jſſmanns Traktement ſchwieg Freudenthal mit Bedacht. Er konnte ſich leicht vorſtellen, daß ſich der Geheimerath über die Abſichten dieſer Anſtalten mancherlei Gedanken machen würde, die ſeine Gemüthsruhe leichter ſtöhren als befördern könnten. Es hielt nur etwas ſchwer, daß er ſich von ihnen losreiſſen konnte, als der Mittag heran kam. Der Vorwand half ihm noch, daß er ſich in der Superintendentur verſagt hätte; er muſte aber verſprechen, daß er ſeine Albertine dieſen Abend noch zu ihnen bringen wolle.

Die beſtimmte Stunde trat ſchon ein; nur wenig Augenblicke waren noch übrig, die Freudenthal ſeiner Albertine ſchenkte. Der Superintendent, Madame Werthmannin, Albertine, — alle fragten nach dem Befinden des Geheimenraths, und Freudenthal ward durch die Erzählung ſeiner Umſtände ſo tief in ſchwermüthige Melancholie herunter geſtimmt, daß er die Einſamkeit jeder Geſellſchaft gern vorgezogen hätte, wenn er ſein Verſprechen zurücknehmen durfte.

Es hätte noch ſeyn mögen, wenn die Geſellſchaft darnach geweſen wäre! Aber — Freudenthal

denthal wuſte gar nicht, was er denken ſolte, als er von Jßmannen mit auſſerordentlicher Feierlichkeit empfangen, und in ein Zimmer geführt ward, in welchem, auſſer den Perſonen, die zum Hauſe gehörten, der Präſident von Profili, und der Regierungsaſſeſſor von Sorgenfeld mit ſeiner Gemahlinn und Schwiegermutter verſammlet waren. Es ging bald eine Stunde auf die Komplimente hin, die Freudenthalen ſo herzlich ſauer wurden. Es hätte ihm nichts geholfen, wenn er hätte darauf ſtudirt gehabt; man ſprach einen Ton, den er nicht erwarten konnte. Dem äuſſerlichen Anſehen nach war eine Freude — unter ihnen, als wenn ihrer aller Wohlfarth auf ſeiner Gegenwart beruhete. Jedes Wort, jede Mine war Hochachtung, Freundſchaft, Liebe und Zärtlichkeit.

Nun war die Tafel fertig und die Geſellſchaft ging ins Speiſezimmer. Es war ſchon darauf angelegt, Freudenthal muſte die älteſte Tochter vom Hauſe, Klärchen, führen. Sorgenfeld nahm die zwote, Louischen, und ſetzte ſich mit ihr Freudenthalen zur Linken nieder. Kaum daß ſie ſaßen, ſo brachte ein jeder Beſchwerden wider Freudenthalen an. Es ſchien, als hätten ſie ſich alle beredet, daß ſie ihn zum Gegenſtand ihres Scherzes machen wolten, der wohl eben

nicht beissend, aber doch Freudenthalen sehr unangenehm war. Nach dem Ton zu urtheilen, den man auf die Worte legte, hätte man denken müssen, daß Vertraulichkeit und zudringliche Liebe aus ihnen spräche. Wer aber ihre Gesinnungen kannte, muste natürliche Falschheit und hinterlistige Verstellung reden hören. „Warten Sie nur!" fing Ißmann an. „Ist das kollegialisch, daß Sie so lange wegseyn, und denn doch ohne Verlangen, Ihre Freunde zu sehen, wiederkommen können? Wie lange hätte ich wohl warten müssen, wenn ich Sie nicht zu mir gebeten hätte?"

„Seyn Sie ja ruhig," fiel Sorgenfeld ein, ehe Freudenthal zur Antwort kommen konnte, „ich bin unterdessen sein Schwager geworden, habe vorher um seine Einwilligung geschrieben, und hernach mir seine schwägerliche Liebe ausgebeten, aber keinmal eine Antwort bekommen."

„Sie geschrieben!" rief Freudenthal voll Verwunderung und legte das Messer aus der Hand. Aber —

Die Frau Mama nahm das Wort auf: „Ja, Herr Sohn! was denken Sie? Er hat ja vor seiner Mutter weder Abschied genommen, noch an sie geschrieben. Böser Ludwig!" hier drohete sie mit dem rechten Zeigefinger und lächelte

„wüßte

„wüſteſt du nur die Angſt, die ich deinetwegen ausgeſtanden habe! Denkſt du, daß ich auch ſo lange zürnen kann als du?"

Freudenthal wuſte gar nicht, was er hörte. Es kam ihm vor, als wenn er in einem Lande wäre, wo eine andere Sprache geſprochen, oder bekannten Worten fremde Begriffe untergelegt würden. Hätte ſie ein andrer Mund geſprochen, ſo hätte er gewiß eine Antwort gegeben, die er ſich gegen die Mutter nicht erlauben wolte. Er küſte in die Hand und machte ihr eine abbittende Verbeugung mit dem Kopf. Indem fieng der Präſident an zu ſprechen.

„O meine Herren! Sie machen's zu arg! laſſen Sie unſern lieben Freudenthal in Ruhe. Bin ich doch nicht böſe, daß er ſich nach mir nicht umgeſehen hat. Seine Geſchäfte ſind Entſchuldigung genug für ihn, er iſt brav Mann. Was hilft denn Ihr Einſtürmen! Wenn er Ihnen antworten ſoll, hätten Sie ihm einen andern Platz geben ſollen! Sie müſſen doch gar nicht wiſſen, was ein gefühlvolles Herz zwiſchen zwo Grazien empfindet."

Freudenthal war nur halb gegenwärtig und hatte noch nicht einmal daran gedacht, daß er zwiſchen zwo Frauenzimmern ſaß. Jetzt ſahe er ſich von beiden Seiten um, die Grazien aufzuſu-

chen, und konnte sich bei dem Anblick des Lachens kaum enthalten. Er fand aber mehr, als er zuvor gesehen hatte; zwo Grazien, die soviel Glanz und Würde im äusserlichen Ansehen hatten, daß sie immer geschickt waren, auf ein männliches Herz tiefe Eindrücke zu machen. Freudenthal würde nicht gelacht haben, wenn nicht durch ihre Augen eine Glut gefunkelt hätte, die ihm mit einmal die gemachte Anlage verrieth. Es war ein höhnisches, bemitleidendes Lächeln, das die ganze Gesellschaft, oder doch gewiß Klärchen ganz falsch verstand. Sie nahms mit dankbarem Beifall auf, und fing an, so vertraut und heimlich mit Freudenthalen zu sprechen, daß ihm ihre Unterhaltung ekelhaft und unausstehlich ward.

Madame Jßmannin ward hinaus gerufen. Dieser Umstand verursachte eine augenblickliche Stille in der Gesellschaft. Alle übrigen machte gewiß die Vermuthung aufmerksam, daß etwas ungewöhnliches vorgegangen sey, weil der Bediente bestürzt zu seyn schien. Freudenthal abkr nutzte die Ruhe, auf Mittel zu denken, wie er sich auf eine schickliche Weise aus einer so lästigen Gesellschaft ziehen könnte. Er hatte schon den Entschluß gefaßt, sobald noch ein Wort gesprochen werden würde, das die Absicht haben könnte, ihn

zur

zur Liebe Anleitung zu geben, daß er ihnen alsdann seine Verbindung mit Albertinen grade heraus sagen wolle. Aber in dem Augenblick kam die Frau Hofräthin zurück, und hatte ein Feuer im Gesichte, das nichts guts verrieth. Sie sahe sich wüthend um, nahm schnelle Schritte, trat hart nieder, und ging zu ihrer Tochter Klärchen. „Kläre!" sagte sie ihr ins Ohr, „laß ihn gehen! er ist gestern Abends schon mit Superintendents Tochter getrauet."

Man stelle sich die Bestürzung vor! Freudenthal war in Verlegenheit, (so leise konnte die Mama in ihrem Affekt nicht sprechen, daß es Freudenthal nicht auch hätte vernehmen sollen,) was muste Klärchen nicht seyn! Die Mama ging wieder hinaus, und Klärchen sagte die erhaltene Nachricht ihrem Nachbar ins Ohr. In einer Minute lief sie durch alle Ohren um die Tafel herum. Nun konnte kein Mensch ein Wort sprechen; alle saßen sie da wie stumm und vor den Kopf geschlagen. Freudenthal empfand Mitleiden mit ihnen, und wünschte sich nun um ihrentwillen aus der Gesellschaft. Keiner konnte für Schaam seine Augen aufschlagen. — Die Stubenthür ging wieder auf — „erschrecken Sie nicht, der Fürst ist todt!" rief die Frau Hofräthin mit einer Heftigkeit der Stimme herein, die allein

zureichend war, ein allgemeines Schrecken unter ihnen zu verbreiten, wenn's die Nachricht auch nicht gekonnt hätte.

Den Aufstand kann man sich denken. Es war keiner in Zimmer, der nicht aufschrie und von einer Angst befallen ward, die ihm Zittern aller seiner Glieder verursachte. Alle sprungen zugleich auf; einer stieß den Stuhl von dieser und der andere von jener Seite. Da drängten sie sich nach der Thür mit strebender Aengstlichkeit, als wenn der letzte zu spät käme und draussen anderes Territorium wäre, auf welches der Todt des Fürsten keine Wirkung haben könnte.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Es klärt sich ein Mißverständniß auf.

Freilich, ja! Kein anderer Mensch war an dem Aufstand Schuld, als die Frau Hofräthin. Sie durfte nur selbst ruhiger seyn, die traurige Nachricht mit mehr Klugheit bekannt machen, und im Zimmer bei der Gesellschaft bleiben, so wäre kein Mensch aufgestanden. Allenfalls Freudenthal — die übrigen saßen wol. Aber so! — da steckte sie den Kopf zur Thür hinein, und schrie die Worte:

Worte: „erſchrecken Sie nicht, der Fürſt iſt todt!" mit voller Kraft einer durchdringenden Tenorſtimme in das Zimmer. — Und dann plötzlich den Kopf zurück und die Thür zugeworfen, daß die Weingläſer klangen! Wer würde denn da bei der Tafel ſitzen geblieben ſeyn? —

Ich kann's meinen Leſern gar nicht verdenken, daß ſie ſo urtheilen; ſie haben Recht. Aber man muß mir's nicht übel nehmen, wenn ich mich von Ihnen abſondere und anders denke. Ich ſage: es ging gar nicht an, daß die Frau Hofräthin ſo handeln konnte, als es die Leſer verlangen. Man kann von dem Menſchen ſchlechterdings nicht mehr fodern, als in ihm ſteckt. Die Leidenſchaft muß man auch in Anſchlag bringen, wenn man über ſeine Handlungen urtheilen will; und dann kommen gemeiniglich mancherlei Umſtände hinzu — ich weiß, was im Hauſe vorging. — „Das iſt gut genug! ſo hätte uns das der Herr fein ſagen ſollen!" Geduld! ich will's gleich thun.

Bis hieher habe ich meine Leſer mit der Frau Hofräthin aus guten Abſichten nicht genauer bekannt machen wollen. Ich weiß, daß es Menſchen giebt, die ſich in der Nähe nicht gut ausnehmen, und auch Menſchen, die nicht jedermann nahe ſehen mögen. Jetzt muß ich aber von ihr

reden.

reden, und solte ich mich verleiten lassen, aus Liebe zu mir und allen schwachdenkenden Hagestolzen mehr zu sagen, als zu meiner Geschichte nöthig wäre; so hoffe ich, um meiner guten Absicht willen Verzeihung zu erlangen.

Madame Jßmannin war eine hagere, ziemlich lange Person. Sie hatte schon Jahre, konnte aber noch rasch genug gehen, daß man ihr eben ihre Jahre nicht ansahe. In der linken Hand hatte sie, wo sie ging und stand, ihr Döschen; dem rechten Daum und Zeigefinger aber hatte sie die Bestimmung gegeben, daß sie der Nase dienen musten. Der fatale Schnupftaback! —

Ach, meine schönen Leserinnen! lassen Sie sich meine Schwachheit zu Herzen gehen, und schlagen Sie mir eine Bitte nicht ab. Glauben Sie, ich bin der Mann nicht, der ihren Rechten und Freiheiten aus Neid oder Stolz enge Schranken setzen will. Freilich, wenn die Herren Schnupftaback gebrauchen, warum solten es die Damen nicht auch thun. Aber thun Sie so wohl, wenn Sie nun schlechterdings nicht ohne Döschen leben können und wollen, und legen Sie Ihren Schnupftuch nicht, wo Sie sitzen, neben sich hin. Nehmen Sie lieber alle Tage einen weissen Tuch, stecken sie ihn doch ein, und enthal-

ten Sie ſich des Tabacks nur in der Küche und am Kaffeetiſch, auch, wenn Sie das Vorlegeämtchen verwalten, bei Tiſche. Es kann ſeyn, daß ich um eine Sache bitte, die viele Schwierigkeiten, — wenigſtens hier und dort einer Dame viele Schwierigkeiten machen könnte. Was ſolte man aber nicht thun, einen Menſchen glücklich zu machen. Ich wenigſtens lebe unglücklich, wenn nicht wenigſtens eine von Ihnen meine Bitte erhört.

In meinem vier und zwanzigſten Jahre bekam ich ein Amt. Sogleich war's mein Vorſatz, daß ich mir ein Frauenzimmer nach meiner Neigung wählen wolte, mit der ich alles theilen und glücklich leben könnte. Wo hübſche Töchter waren, dahin ging ich. Zum Unglück muſte ſichs fügen, daß ich die Schönſte unter den Töchtern meiner Vaterſtadt am Kaffeetiſch fand. Sie war überall nicht reinlich in ihrer ganzen Kleidung, aber neben ihrer Taſſe lag ein Schnupftuch, das ich nicht anſehen durfte. Wenn ich nur die Naſe hätte auch zudecken können, wie die Augen! Endlich aber ergriff ſie die Doſe, nahm mit dem Daum und Zeigefinger der rechten Hand eine Priſe und fuhr, nachdem ſie den Taback in die Naſe hineingedrehet hatte, grades Weges in die Zuckerdoſe, warf mit denſelbigen beiden Fingern ein Stück

Zucker

Zucker in eine Taſſe und ſchenkte mir Kaffee ein. Ich hatte nicht Dreiſtigkeit genug, den Kaffee zu verweigern; aber wie mir's ging, ſobald ich getrunken hatte, mag ich hier nicht ſagen. Genug, ich habe in meinem ſechs und vierzigſten Jahre noch keine Frau und muß mich zu meiner innigſten Kränkung zu den Hageſtolzen zählen laſſen, ob ich gleich heute noch mich trauen laſſen wolte, wenn mein Mägdchen den Schnupftaback laſſen könnte. — Nun wieder zur Frau Hofräthin.

Sie ward vom Tiſche weggerufen. Es iſt, als ſähe ich ſie leibhaftig vor mir hinlaufen, ſo natürlich kann ich mir ſie vorſtellen. Freundlich und gefällig ſahe ſie gegen jedermann aus, ob ſie's gleich eigentlich gegen keinen Menſchen, als gegen ſich ſelbſt war. Wann ſie ging und ſtand, ward die Doſe getragen, wenn ſie aber ſaß, muſte die Doſe ſtehen oder liegen. „Frau Hofräthin!" rief der Bediente herein. Den Augenblick griff ſie mit der linken Hand nach dem Döschen und ſtand auf. In der Eilfertigkeit verſahe ſie's, daß ſie ihrem Nachbar, der eben trinken wolte, an den Arm ſtieß; ihre Beleidigungen konnten aber nicht empfunden werden, weil ſie den Augenblick mit der Abbitte zuvor kam. „Mein Kindchen! mein Engelchen! ach! nehmen Sie's ja nicht übel!" und dahin ging ſie. Sie lief ſo dralle,

aber

aber so krumm, daß der Kopf bald an der Thür, die Füsse aber noch mitten im Zimmer waren. Man wolte sagen, daß sie sich das Krummgehen eben durch den Taback angewöhnt hätte. Weil, wenn sie ging, die linke Hand die Dose trug und die rechte gar nichts zu thun hatte, so pflegte sie, um mit der Zeit sparsam umzugehen, auf dem Wege eine Prise zu nehmen. Dabei wars denn eben nicht unschicklich, daß sie sich mit dem Kopf vorwärts beugte; es konnte dadurch die Reinlichkeit unter der Nase besser erhalten werden. Jetzt war's recht gut, daß sie den Weg lang schnupfte. Als sie an die Thür kam, war die rechte Hand mit Bedienung der Nase noch nicht fertig, daß sie sogleich hätte die Thür öfnen können. Daher entstand ein kleiner Aufenthalt, und die Füsse gewannen Zeit, nachzukommen.

Im Hause stand ein Bedienter, den die Hofräthin nicht kannte. „Was wolt ihr?"

„Ich habe an den Herrn Hofrath Freudenthal etwas zu bestellen."

„Wer schickt euch her?"

„Die Frau Hofräthin."

„Was für eine Frau Hofräthin?"

„Freudenthalin."

„Kerl! ihr seyd nicht klug! der Hofrath Freudenthal hat keine Frau!"

„Erlauben Sie, ich bin klüger als Sie — denken. Gestern Abend ist er getrauet worden, ich weiß es recht gut."

„Kerl! — mit wem wäre er denn getrauet worden?"

„Mit unsrer Mamsell."

„Wer ist denn eure Mamsell und bei wem dient ihr?"

„Beim Herrn Superintendent."

„Bei Werthmannen! — ach Bl . . . der muß nun auch einen Lakeien haben?" — Hier ließ sie den Menschen stehen und lief eiligst ins Zimmer zurück, Klärchen diese Nachricht zu bringen. — Das wissen die Leser schon, sie sagte ihrer Tochter nichts als die Worte: „Kläre, laß ihn gehen, er ist gestern Abend schon mit Superintendents Tochter getrauet." Hernach lief sie so schnell wieder hinaus, als sie herein gekommen war. Im Hause machte sie sich wieder an den Bedienten. Sie hatte auf dem Wege ihren gewöhnlichen sanften Ton wiedergefunden, den sie für Schrecken ganz verloren hatte. „Mein Engelchen," sprach sie nun, „er wird mir doch nichts weiß machen; ists wahr, daß Freudenthal schon getrauet ist?"

„Ganz gewiß!" antwortete der Bediente. Ich würde mich ja nicht unterstehen, Ihnen Unwahrheiten zu sagen." „Wie

„Wie hat denn das so geschwind geschehen können, sie sind ja nicht aufgeboten worden?"

„Das kann ich nicht sagen, ich bin erst seit drei Tagen in der Superintendentur. Ach! das wird sehr lange; seyn Sie nur so gütig und lassen den Herrn Hofrath heraus rufen. Ach Gott! ich kann nicht länger warten."

„Was hat er denn an ihn zu bestellen? Sind's etwa Geheimnisse? rede er immer frei, ich kann schweigen."

„Ach Gott, nein! Leider! wird's die ganze Stadt bald wissen. Der Fürst hat selbst nach ihm geschickt, der Geheimerath ist todt."

„Ach! daß Gott erbarme! todt?" schrie die Frau Hofräthin jammernd und wehklagend. Sie seufzte ängstlich, kehrte sich um, lief nach der Thür und schrie die Worte: „erschrecken Sie nicht, der Fürst ist todt!" in das Zimmer hin. Dies alles that sie in einem Augenblick, und erregte dadurch den Aufstand bei der Tafel, den ich meinen Lesern schon gemeldet habe.

Der Präsident von Profili war einer von den ersten, die zur Thür hinausgekommen waren; und so, wie einer nach dem andern kam, stellten sie sich alle in einem Kreise um die Frau Wirthin und den Bedienten herum, welche beide in einem neuen Wortwechsel begriffen waren, wobei die

Frau Hofräthin ziemlich weit von ihrer Sanftmuth abgekommen war, und der Bediente bald die Gränzen der Bescheidenheit übertreten hätte. Sie stritten sich beide: der Bediente wolte gesagt haben: „der Fürst habe selbst nach Freudenthalen geschickt, der Geheimerath sey todt:" und die Frau Hofräthin wolte gehört haben: „der Geheimerath habe zu Freudenthalen geschickt, der Fürst sey todt."

„Kerl!" schrie sie heftig, „ihr habt euch versprochen."

„Frau Hofräthin," sagte der Bediente, „Sie haben sich verhört."

Freudenthal entschied endlich den Streit. Er befahl dem Bedienten, seinen Auftrag laut zu wiederholen und fügte die Versichrung hinzu, daß er leider heute den Geheimenrath so schwach verlassen hätte, daß er keine Ursach an der Wahrheit seines Todes zu zweifeln fände.

„Nun, meine Herren und Damen!" antwortete Profili, „wir können alle keine Todten erwecken; kommen Sie, die Pastete wird kalt."

Freudenthal wolte sich entschuldigen, daß er nicht bleiben könnte; aber es achtete kein Mensch darauf. Er nahm also seinen Hut, und ging eiligst fort.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Der letzte Wille des Geheimenraths von A**; aufs vortheilhafteste für Freudenthalen erklärt.

Also, der Fürst lebte; der Geheimerath von A** war todt. Ich mag's nicht entscheiden, ob Freudenthalen der Mißverstand oder die Aufklärung am schreckhaftesten war. Bei ruhiger Ueberlegung würde er keinen Augenblick angestanden haben, der allgemeinen Wohlfahrt jedes Privatinteresse aufzuopfern; aber in der Empfindung konnte man ihn wohl nicht tadeln, wenn ihm Freund und Vater mehr als Fürst war. Was er an der Tafel in Jßmanns Hause empfand, war Betäubung. Auf dem Wege erst gingen mancherlei Gedanken durch Kopf und Herz, die ihn in eine sehr traurige Gemüthslage versenkten, und den Verlust empfinden liessen, den er im Tode dieses großen Mannes litte. Er sahe freilich beim heutigen Besuch schon deutlich genug, daß die Stunde nicht mehr fern seyn könnte, die ihre Verbindung zerreissen wi[illegible] Aber man weiß ja wohl, daß die Vorstellung die Empfindungen nicht

erreicht, mit welchen die Stunde der Trennung selbst eine empfindsame Seele bestürmt. „Nun hast du keinen Freund mehr," das war der erste Gedanke, sobald er den Fuß aus dem unruhigen Hause setzte, „keinen Freund mehr; wenigstens unter denen nicht, mit welchen du gemeinschaftliche Geschäfte betreiben solst; keinen Freund mehr der dich mit seinem weisen Rath unterstützt." Er erreichte endlich das Haus, das er noch nie mit so schwerem Herze betreten hatte.

Die Geheimeräthin hatte indeß die Frau Superintendentin und Albertinen zu sich bitten lassen. Sie standen am Bette bei der Leiche, und Freudenthal trat neben sie hin. Er wolte die Witwe trösten, aber der Anblick seines erblaßten Freundes tödtete die Worte. Auch im Tode hatte er die sanfte, lächelnde Mine, die im Leben der Ausdruck seines menschenfreundlichen Herzens war. „Jetzt," sprach Freudenthal, indem er der Leiche die Hände drückte, „jetzt empfinde ich den Verlust eines Vaters. Ach! gnädige Frau! wir haben viel verloren!" „Das weiß Gott!" antwortete die Geheimeräthin, und zugleich liessen ihr die Thränen strömend aus den Augen.

Die Leute kamen, welche zur Beschickung der Leiche waren gerufen worden. Man übertrug ihnen dies Geschäfte, und entfernte sich von einem

Anblick, welcher nur der Schwermuth Nahrung geben konnte. Es war aber nicht anders, als ginge die Leiche mit ihnen ins andre Zimmer. Da saßen sie und weinten; jeder wolte trösten, und jeder bedurfte Trost. Freudenthal fühlte, daß es seine Pflicht sey, ein männliches Herz zu zeigen, und that sich Zwang an, der Traurigkeit nicht selbst unterzuliegen. Es war aber alles umsonst, die Menschlichkeit behauptete ihr Recht. „Zwingen Sie sich nicht," gab endlich die Geheimeräthin ihren Blicken zur Antwort, „heute trösten mich Ihre Thränen mehr, als Ihre Gründe. Ich bin's zufrieden, daß ich ihn verliere, weils einmal nicht angeht, daß wir hier ewig bleiben können. Ich kann auch nicht gar weit vom Ziele seyn. Vielleicht hätte er nicht lange mehr leben dürfen, so hätte er mir die Augen zugedrückt. Warum solte ich ein Leiden, das die weise Vorsicht mir auferleat, auf seine Schultern schieben wollen, die schwerere Lasten getragen haben, als ich. Nun habe ich ihm doch eine Liebe erzeigt, die er mir nicht vergelten konnte, ich habe ihm die Augen zugedrückt, und beweine seinen Verlust".

Sie sprach langsam und ward oft durch Thränen und Schluchzen mitten im Worte unterbrochen. Aber man merkte, daß sie ruhiger ward, je langer sie sprach, und theilnehmende Betrübniß

ihrer Freunde mehr Linderung wirkte, als alle Vorstellungen, die aus ihrem Herze nicht kamen. Nach und nach muß man freilich auch mit dem traurigsten Gedanken verträglicher werden; und so fand endlich auch die Geheimeräthin, wie Freudenthal, Beruhigung und Friede für das Herz.

Der Geheimerath verließ, wie ich schon vorher gesagt habe, keine Leibeserben. Das Lehn fiel an seines Bruders Sohn, mit welchem Freudenthal in Leiden studirt hatte; alles übrige erbte die Gemahlin. Es waren kaum einige Tage nach der Beerdigung ihres Gemahls verflossen, als sie Freudenthalen mit seiner Gemahlin zu sich bitten ließ. Sie waren bisher seit seinem Tode täglich bei einander gewesen, weswegen man sich über die unerwartete feierliche Einladung allerdings verwunderte. Man würde auf die Vermuthung gekommen seyn, daß sie eine Gesellschaft bei sich habe, wenn die Trauer nicht gewesen wäre. Indessen vermuthete man doch eine Absicht, ob man sie gleich nicht ergründen konnte. Als sie endlich hinkamen, fanden sie den Advokat Liebrecht. Bei der Mahlzeit erzählte die Geheimeräthin, wie ihr Gemahl gestorben war.

„Sie," sagte die Geheimeräthin, indem sie auf Freudenthalen sahe, „haben ihn zwo Stun-

den

den vor seinem Ende gesprochen. Sie waren kaum aus dem Zimmer, so rief er mich zu sich, und zog mich bei der Hand dicht an sich hinan." „Ich bin matt —" sprach er, „es kann — bald kommen; — aber — weine nicht — mein Kind! — Wir bleiben — die alten — Freunde und — lieben uns; — komm bald — nach! — Vergiß Freudenthalen nicht; — ich bin ihm — wie meiner Seele — gut."

„Er sah mich an," fuhr die Geheimeräthin fort, „ich konnte ihm aber für Thränen nicht antworten. Ich nickte mit dem Kopf und gab ihm den letzten Kuß."

„Ich möchte einmal," sprach er, „recht ausschlafen; — führe mich doch noch einmal zu meinem Bette hin!" —

„Das that ich. Er schlief ein und — schläft noch. Nun so verschlaf denn deine Leiden, nur deine Liebe zu mir nicht!" Hier konnte sie dem Ausbruch der Thränen nicht länger widerstehen. Einige Minuten muste sie inne halten; dann faßte sie sich wieder, und sprach fort. „Ich könnte auch bald so einschlafen, und vergässe darüber den letzten Willen meines guten Mannes — ach! ich könnte ihn doch nicht froh ansehen! Lieber will ich diese Sache heute noch zu Stande bringen. Da ich von meiner Seite auch

nicht einmal einen entfernten Anverwandten habe, so darf mich die Welt nicht tadeln, daß ich mir Freunde zu machen suche, in deren Armen ich einst mit dem Gedanken einschlafen kann: sie segnen dich, wenn du von hinnen gehst. — Sie, Herr Advokat! machen gleich nach dem Essen mein Testament; das ist die Ursach, warum ich Sie habe zu mir bitten lassen. Freudenthal ist mein Sohn, und Albertine meine Tochter; er soll mein Haus mit Meublement und Gerathe, sie aber meine Kapitale erben.

Dreißigstes Kapitel.

Etwas über Reichwerden und Erben.

Ich weiß nicht, ob ich mich irre, wenn ich hier die Gedanken meiner Leser zu errathen glaube. „In den Romanen," sagen sie vermuthlich, „werden die Leute gemeiniglich auf eine leichte Weise reich. Da müssen sich die wunderbarsten Umstände und Verbindungen so fügen, daß man nicht weiß, woher sie gleich kommen." Habe ich recht gerathen? —

Der Leser hat aber Unrecht, der bei diesen Umständen Verwunderung zu erkennen giebt.

Ich

Ich dächte, das wäre der gewöhnlichste Fall auf der Welt, den man täglich sieht und erfährt. Von denen Menschen, die sich's blut sauer auf der Welt werden lassen, wird warlich selten einer reich; der Reiche aber weiß gemeiniglich selbst nicht, wie es zuging, daß er zu dem Ueberfluß kam.

Wenn man sich von der Behauptung überzeugen will, muß man es dabei nicht bewenden lassen, daß man der Sache nur so im Allgemeinen für sich nachdenkt. Freilich, wenn man sieht, daß die Menschen das Geld, wenn sie es einmal haben, so herzlich lieb haben, daß sie sich lieber in den Finger beissen, als einen Groschen wegge-ben; die Mandel Eier noch einen Dreier wohlfeiler als der Arme kaufen; und keinen Thaler unter sechs Procent verleihen: wenn man bedenkt, wie so schlecht die Menschen fast durchgängig besoldet und für ihre Arbeiten belohnt werden, daß man kaum übersehen kann, wie sie's anfangen, die nöthigsten Bedürfnisse für sich und ihre Familien zu bestreiten; wenn man bei diesen Umständen dennoch hier und dort Menschen sieht, die sich aus der verachteten Armuth zum gewünschten Wohlstande herauf arbeiten; so solte man fast denken, es müsse ihnen herzlich sauer werden. Aber man muß den Lauf der Welt kennen.

Vor einigen Jahren besuchte ich meinen Bruder, der in einer großen berühmten Stadt wohnt. Wir hatten uns einander in zehen Jahren nicht gesehen. Wir setzten uns hin und sprachen offenherzig von unsern häuslichen Umständen. Wenn doch Gott gewolt hätte, daß einer von uns wäre um einen Thaler reicher geworden! Wir hatten beide zehen Jahre lang gearbeitet und gegessen, und waren noch so arm, wie damals, als wir aus einander gingen. Dieser Umstand führte uns auf ein ähnliches Gespräch, als ich jetzt mit meinen Lesern gehalten habe, wobei ich damals, wie sie jetzt, das Urtheil äusserte, daß es schwer sey, auf dieser Welt reich zu werden. „Ich höre wohl," antwortete mein Bruder, „du kennst den Lauf der Welt nicht. Komm mit mir!" Ich folgte ihm.

Erst konnte ich seine Absicht gar nicht errathen; es dauerte aber nicht lange, so sahe ich sie deutlich genug. Es war eben Jahrmarkt; er führte mich in der Stadt umher. Am Rathhause saß ein Gerichtsdiener, der Getraidemaaße berichtigte. Er hatte eine Menge Scheffel und Metzen um sich herum stehen, überschlug eins nach dem andern nach einem schon berichtigten Maaße, und schnitt den überstehenden Rand ab. Endlich nahm er einen Scheffel und eine Metze vor, in welche

er

er einen Teller nach der Gröſſe des Umfangs beinahe eines Zolls ſtark legte, ehe er ſie abmaß. Wir ſahen einander an: „damit wird wohl aufgemeſſen werden ſollen;" ſagte mein Bruder. Indem kamen zween Männer, ein Müller und ein Magazininſpektor. „Iſt er fertig?" ſagten ſie beide, und beſahen, der Müller die Metze und der Magazininſpektor den Scheffel. „Es iſt gut," ſprachen ſie, „wir wollen's abholen laſſen;" und im Weggehen druckten ſie dem Mann Geld in die Hand, ohne zu fragen, was ſie für ſeine Arbeit zu bezahlen hätten. Wir gingen weiter und kamen an eine Judenbude. Es kam ſogleich auch ein Mann gegangen, der den Juden anredete. „Guten Tag, Abraham! haſt du feine Tücher? ich brauche nothwendig ein Kleid."

„Nein, ja!" — antwortete Abraham, „extra fein!"

„Laß ſehen!" — Der Mann ſahe die Tücher genau durch, und wählte das feinſte. „Wie theuer die Elle?"

„Soll ich nichts vorſchlagen? — mit ja und nein ein Luqidor! da müſſen Sie mir aber keinen Pfenk abziehen." — Ich erwartete nun, daß der Mann handeln würde, aber er ſagte etwas leiſe zum Juden: „ich habe Brautleute bei mir, die einkaufen wollen. Sie ſind Willens in den Laden

zu

zu gehen; ich will aber sehen, wie ichs mache, daß ich sie zu dir bringe. Wenn ich mit ihnen vorbeigehe, so ruf uns nur an. Aber handele so, daß ich ein Kleid kriege; sieben Ellen muß ich haben."

„Recht wohl, mein Herr!" antwortete der Jude. Der Mann ging hierauf fort, und wir auch.

Mein Bruder wolte mich noch weiter führen, ich hatte aber keine Lust, mich länger aufzuhalten. Wir nahmen unsern Rückweg nach seiner Wohnung, und setzten unsern Streit fort. „Was meinst du nun?" fragte mein Bruder, „ists etwas schweres, Reichthum zu erlangen?"

„O ja!" antwortete ich, „dabei bleibe ich noch. Die Menschen müssen ja auf dem Wege Gott und Gewissen aufopfern, und endlich zum Teufel fahren."

„Du bist auch ein wunderlicher Christ! was müste das für eine ungeheure Hölle seyn? So altväterisch denkst du, und ich auch; aber die Leute, die so handeln, denken neu, und machen dem lieben Gott eine andere Moral. Ich sprach ehemals auch so zu einem meiner Bekannten, der bei seinem Dienste acht tausend Thaler in sechs Jahren erworben hat. Er lebt zwar eingeschränkt und hat keinen Menschen zu versorgen; aber er

hat

hat auch mir hundert Thaler Besoldung." „Possen!" antwortete er mir, als ich vom Gewissen sprach, wer mir mehrere Tausende zu verwalten anvertrauet, und dabei eine Besoldung giebt, wobei ich verhungern müste, wenn ich ehrlich wäre, der giebt mir stillschweigend den Befehl, daß ich zugreifen soll. Dabei leidet mein Gewissen nicht."

„Die Moral hat der Teufel erdacht."

„Aber den Zuschnitt der Belohnungen?" —

„Das geht mich nichts an; man hat andere Wege, auszuweichen. Nimmermehr kann ichs doch glauben, daß sich dergleichen Menschen bei den Ausflüchten beruhigen können. Sie sprechen das wohl, aber, — Einen Weg nehm ich aus, auf dem ists leicht, reich zu werden: wenn man erbt."

„Erben? da trifft du's! — das ist öfters der allersauerste Weg." — Wir waren hier grade an unsrer Wohnung. Ich hatte ein Verlangen, meines Bruders Gedanken darüber zu hören; wir fanden aber Umstände in seinem Hause, die uns nicht wieder an unsern Streit denken liessen, ob ich gleich noch drei Tage bei ihm blieb. Vielleicht, daß ich ihn noch einmal in diesem Leben spreche; dann soll er sich freuen, wenn er merken wird, daß ich nun völlig seiner Meinung bin.

Jetzt

Jetzt glaube ich ganz gewiß, daß die Menschen ohne große Mühe reich werden, diejenigen nicht nur, die krumme Wege suchen, sondern auch diejenigen, die gern in der geraden Strasse bleiben. Wer lange laufen und rennen muß, der setze sich nur lieber gleich hin; es wird doch in Ewigkeit nichts daraus. Ich darf mich nur an Freudenthalen halten.

Die Geheimeräthin hatte ein ansehnliches Vermögen, obgleich das Guth an ihren Neven fiel. Ihr Haus war das prächtigste Palais in der Residenz; von ihren Kapitalen aber hatte sie jährlich an tausend Thaler Zinsen. Das Testament muste gleich in ihrer aller Gegenwart gemacht werden und, sobald es fertig war, übergab sie es vor Freudenthals Augen einer gerichtlichen Kommission.

Es kann gar nicht fehlen, eine solche Güte muß empfunden und dankbar verehrt werden, wenn sie auch Menschen erzeigt würde, die noch nie Regungen der Dankbarkeit empfunden hätten und in Absicht der Herzensgüte weit unter Freudenthalen und Albertinen ständen. Sie konnten nicht Worte genug finden, ihre dankbare Ehrfurcht zu bezeugen; die Sprache war zu arm, der Ausdruck für ihr Herz zu matt. Die Geheimeräthin freuete sich nur über die Freude ihrer Kinder,

der, (so nannte sie Freudenthalen und Albertinen) und blieb immer bei einer Erklärung. „Kinder!" sagte sie, „last's gut seyn, ich bin durch die Handlung belohnt genug. Ihr könnt so glücklich nicht werden durch die Erbschaft, als ich mich fühle, indem ichs euch mit gutem Herzen bestimmen und lassen kann. Warlich, geben ist seliger, denn nehmen."

Sie hielten sich alle drei bis in den späten Abend bei ihr auf, und als sie endlich gehen wolten, zeigte die Geheimeräthin ihre Liebe noch von einer Seite, die Erstaunen und Bewunderung machte. „Wohin wollen Sie?" fragte sie Freudenthalen.

„Nach Hause, liebe Mama!" antwortete er, „wir dürfen Sie nicht länger von der Ruhe abhalten."

„So! — ich denke Sie sind hier zu Hause. Wollen Sie mein Haus nicht haben?"

„O ja, sehr gern! So lange Sie aber noch leben, gehört es Ihnen."

„O nein! Mein Vermögen will ich so lange verwalten, aber das Haus gehört heute schon Ihnen. Wir haben Platz genug; sie dürfen nicht heraus. Also, wenn ich todt bin, wollen Sie sich meiner Güte freuen? Nein! ich wills sehen, wie Ihnen meine Wohnung gefällt, und so lange

ich lebe, das Vergnügen, Sie um mich zu haben, geniessen. Solte ich denn ganz freudenlos leben? Genuß hat die Welt für mich nicht mehr; ich muß bis in den Tod trauren, wenn ich kein Herz habe, dem es Freude ist, Menschen glücklich zu machen, und über ihren Genuß meiner Guter sich zu freuen. Sie schlafen heute schon hier; Zimmer und Betten sind in Bereitschaft. Was Sie in Ihrem Hause nicht von sich lassen wollen, soll morgen hergeschaft werden. Fürchten Sie nichts! Sie sollen nicht Sklaven seyn, die mein Eigensinn drücken, und niederträchtiger Vorwurf kränken soll. Ich weiß, daß Sie, wenn Sie auch arm wären, ohne mich glücklich leben und von Gott gesegnet werden können; ich verlöre aber zu viel, wenn ich Sie meine Erbschaft so sauer verdienen liesse. Nein! Sie sollen als Herr und Kinder in Ihrem eignen Hause leben, die ihre Mutter bei sich haben, daß sie Ihr Glück sehen und sich freuen könne."

Albertine ergriff ihre Hand, da sie noch sprach, und drückte sie dankbar; Freudenthal aber fiel ihr um den Hals, und drückte sie zärtlich an seine Brust. „Sie," sprach er, „zeigen sich als Witwe des edelsten Mannes und handeln als Mutter, welche die Kunst versteht, Kinder durch ihr Leben glücklicher, als durch den Tod zu machen."

Ein

Ein und dreißigſtes Kapitel.

Neues Regierungsſyſtem. Am Ende ein Vorfall, der Freudenthalen keine Freude machte.

Wenn Freudenthal jetzt in keiner Verbindung mit dem Hof ſtand, ſo war er unſtreitig ein glücklicher Mann. Aber von daher kamen alle ſeine Leiden. Seine Feinde ſahen den Wachsthum ſeines Anſehens und Glücks mit neidiſchen Augen an, und verbanden ſich deſto feſter, ſich ſeinen wohlthätigen, edlen Abſichten zu widerſetzen, ja, wenn es möglich wäre, ihn in Schande und Verachtung zu ſtürzen. Er hätte alle nachtheilige Folgen ihres Häſſes für ſich großmüthig ertragen, hätte nur dabei das Beſte des Landes, und das Glück vieler Unterthanen nicht leiden müſſen. Das war aber ſeinem ſtrebenden Herzen tödliche Kränkung, daß alle ſeine Rathſchläge, wenn ſie auch dem Intereſſe ſeiner Feinde nicht entgegen waren, blos darum verworfen wurden, weil ſie von ihm kamen. So war es ihm bei den redlichſten Abſichten nicht möglich, ſeine Beſtimmung zu erfüllen, und für den gemißhandelten Unter-

than etwas Guts zu stiften. Leider schienen die Umstände die ungerechte Parthei zu begünstigen.

Mit der Nachricht vom Tode des Geheimenraths von A** war man nicht vorsichtig genug umgegangen. Als der Bediente des Superintendents aus Jßmanns Hause trat, kam grade ein fürstlicher Lakai gegangen, mit dem er in guter Bekanntschaft stand. Sie gingen einen Weg, und sprachen also mit einander; wovon, ist leicht zu errathen. Jener erzählte diesem den Auftritt, den er eben jetzt im Jßmannschen Hause mit angesehen hatte. Bei der Superintendentur gingen sie von einander. Der fürstliche Lakai ging nach Hofe zur Aufwartung. Noch wuste im Vorzimmer kein Mensch ein Wort vom Tode des Geheimenraths. Sobald er nur einen Wink davon gab, traten hohe und niedrige daselbst versammlete Bedienten um ihn herum, die durch Fragen und Forschen diese neue Nachricht bis auf die kleinsten Umstände herauszwangen. Der Lakai geräth bei der Erzählung in Affekt, und setzt nicht nur Betheurungen hinzu, sondern erzählt auch den Streit seines Freundes mit der Frau Hofräthin Jßmann ganz in ihrem eignen Affekt, und so nachdrücklich, als sie ihn eben geführt hatte.

Zum Unglück muß der Fürst in seinem Zimmer aufmerksam auf das laute Gerausch werden. Er nähert sich der Thür, und hört die Worte aussprechen: „erschrecken Sie nicht, der Fürst ist todt!" Der Herr wuste nicht, wie ihm ward, so unerwartet plötzlich fuhr die Würkung des Schreckens durch alle seine Glieder. Er stand jetzt mehr im Unbewustseyn, als aus Absicht zu hören still, und vernimmt kurz darauf die Worte: „der Geheimerath von A** ist todt." Hier ward er noch heftiger erschüttert und machte die Thür des Zimmers auf; er sahe aber todtenbleich aus, und muste ins Bett geführt werden. Von da an blieb der Fürst liegen. Seine Zufälle äusserten sich heftiger als jemals, und seine Umstände wurden so bejammernswürdig, daß das ganze Land seufzte und wehklagte. Alle Aerzte wurden zusammen geholt. Ihr einstimmiges Urtheil war: daß es eine gefährliche und langwierige Sache sey, die so leicht nicht gehoben werden möchte. Dahin hoften sie es wohl zu bringen, den Herrn noch einige Jahre zu erhalten. Ob aber seine Gesundheit so vollkommen wieder herzustellen sey, daß er sich den Regierungsgeschäften würde unterziehen können, daran zweifelten sie selbst, ohne daß sie sich im Publikum über die Zufälle näher aus-

auslassen wolten, welche die Umstände so bedenklich machten.

Es waren keine Erben da, als ein Prinz von zehen Jahren. In den vorigen Krankheiten hatte der Fürst die Regierung seiner Gemahlin übertragen, einer Dame, die ihm an Einsichten und Verstand kaum wich, aber seine Güte des Herzens nicht hatte. Ein Regierungskonseil ward ihr beigeordnet, in welchem der Präsident von Profili der erste Rath war, der das Herz der Fürstin in seiner völligen Gewalt hatte. Auf diesem Fuß stand die Regierung seit dem Tode des Geheimenraths von A**. Was Freudenthal nun zu erwarten hatte, kann man leicht denken. Wäre die Geheimerätlyin nicht gewesen, der er die Kränkung nicht machen wolte, nur einen Gedanken von einer vorzunehmenden Veränderung zu äussern, er wäre gewiß nicht länger in seinem Vaterlande geblieben.

Vermuthlich hatte man schon bei der Pastete im Jßmannschen Hause Maaßregeln entworfen. Das neue System, welches gleich den folgenden Tag eingeführt ward, gab die beste Gelegenheit an die Hand, diese Entwürfe zu verbessern und auszuführen. An Aufträgen und Geschäften ließ man's Freudenthalen nicht fehlen. Er bekam

das

das erste Reskript aus der neuen Landesadministration: daß er sich den vakanten Geschäften des Geheimenraths unterziehen, und bis zur Besetzung dieser Stelle, welche sich der Fürst ausdrücklich vorbehalten hätte, besonders die Direktion der Armenanstalten übernehmen solle.

Die Absicht konnte man leicht merken: er solte viel mit seinen Feinden zu thun haben, damit es ihnen desto weniger an Gelegenheit, ihm beizukommen, fehlen könnte. Das sahe Freudenthal ein, und eben so urtheilen seine wenigen Freunde. „Ich weiß das alles recht gut," gab er dem Superintendent und Liebrechten zur Antwort, „daß ich meine Zufriedenheit an diesem Hof nicht suchen darf. Aber vielleicht kann ich hier und da Guts stiften, — die Unschuld vertheidigen, — den Verfolgten in Schutz nehmen. Das will ich auch aus allen Kräften thun, und der Ungerechtigkeit muthig entgegen treten, so lange es nicht schimpflicher für mich ist, zu dienen, als es seyn würde, jetzt zu resiguiren."

Der Vorsatz war edel und groß; Gelegenheit aber, zu zeigen, daß er ihm Ernst war, fand sich fast täglich. Manchmal gelang es ihm, durchzudringen, und seinen Kollegen die Ungerechtigkeit ihres Wiederspruchs und den Unsinn ihrer Aussprüche so deutlich vor zu demonstriren, daß sie

sich schämen musten, darauf zu bestehen. Aber für sich gewann er dabei nichts. Sie musten sich bei solchen Vorfällen von aussen vorstellen, im Herze wurden sie aber desto feindseliger und rachgieriger. Wenn dann nur nicht noch Gelegenheiten gekommen wären, wobei sich Freudenthal ihrem persönlichen Interesse aus Pflicht widersetzen muste.

Ich muß meine Leser hier an die dreißig tausend Thaler erinnern, welche aus dem Freudenthalschen Vermögen im Guthe des Geheimenraths von A** standen. Der neue Besitzer verlohr im ersten Jahre nach des Geheimenraths Tode auch seinen Vater, dessen Hinterlassenschaft meistentheils in Kapitalen bestand, deren viele gegenwärtig müßig lagen. Der junge Herr von A** kündigte also das Kapital auf. Freudenthal hätte es sehr gern gesehen, wenn die Sache ohne sein Wissen in der Stille hätte abgethan werden können, aber in dieser Verbindung ging das gar nicht an. Es war nicht möglich, die Sache von sich abzulehnen; er muste sich der Kommißion unterziehen und machte die Erklärung des jungen Herrn von A** dem Regierungskollegio öffentlich bekannt.

Sorgenfelden war diese Nachricht am wenigsten gleichgültig. Man konnte sichs so wohl

vor-

vorstellen, daß er wegen des Kapitals seiner Frau und Schwiegermutter mit allerlei Anschlägen schwanger ging, wenn er auch nichts sagte. Aber drei Tage nach der Hochzeit breitete er schon unter seinen Bekannten die Nachricht aus, daß er Hofnung hätte, einen Erben zu bekommen. Seit dem Tode des Geheimenraths hatte er schon hier und da in Gesellschaften eine Freude darüber gezeigt, daß Freudenthalen das Kapital aus den Händen gerissen würde. Jetzt antwortete in der Session niemand ein Wort.

Nach einigen Tagen kam Freudenthal mit Profilin und Sorgenfelden in der Kammer zusammen. „Herr Kollege," fing der Präsident an, „Sie sprachen jüngst in der Regierung von dem Kapitale. Ich habe die Sache überlegt; das geht der Regierung nichts an. Meines Wissens gehört das Geld Ihrer Frau Mutter und Frau Schwester. Letztere ist majorenn und hat einen Mann; erstere aber ihren Kurator. Sie zahlen das Geld an beide aus."

Es war schon so abgepast, daß Freudenthal keine Antwort geben solte; der Präsident sprach die Worte im Vorbeigehen, als das Kollegium auseinander ging. Er fand im ersten Augenblick Bedenklichkeit in diesem Rath, und, jemehr er die Sache überlegte, desto abgeneigter war er,

demſelben nachzukommen. Man denke nicht, daß er eigennützig war; er furchte ſich nur für Verantwortung, wenn dem Befehle des Fürſten entgegen gehandelt würde. Dieſer hatte in Gegenwart mehrerer Räthe geſagt: daß das Kapital, wenn es der Geheimerath von A** nicht mehr behalten wolle, in die fürſtliche Kammer genommen und der Mutter ihr Antheil niemals, der Tochter aber nur, wenn ſie Leibeserben bekommen würde, in die Hände gegeben werden ſolte. Er wuſte keinen andern Ausweg zu finden, als daß er in der nächſten Seſſion ſeine Erklärung frei heraus ſagte.

„Meine Herren!" ſprach er, „das Geld liegt da und der Zahlungstermin rückt heran. Wollen Sie das Geld meiner Frau Mutter und meinem Herrn Schwager in die Hande geben, dawider habe ich nichts. Mir muthen Sie aber nicht zu, daß ich's an ſie zahlen ſoll. Ich weiß den Befehl des Fürſten, und Sie haben ihn faſt alle mit angehört. Nach dieſem Befehl ſoll meine Mutter ihr Antheil niemals bekommen; in Abſicht meiner Schweſter aber iſt eine Bedingung beigefügt, die noch nicht entſchieden iſt. Das hat mir mein Fürſt nicht verwehrt, meinen Rechten zu entſagen; kömmt der Fall, ſo werde ich ſo handeln, daß man mit mir zufrieden ſeyn wird.

Aber

Aber das hat er mir nicht erlaubt, daß ich seine Befehle übertreten darf. Nie werde ich mich dazu bringen lassen, daß ich seinem Willen mit Wissen entgegen handeln solte. Wollen Sie es haben, daß ich das Geld an einen andern als an eine fürstliche Kommission auszahlen soll, so bitte ich mir dazu einen Befehl aus der Regierungsadministration aus."

Man besann sich eine lange Weile, ehe einer antworten wolte. Noch ein Assessor saß in der Regierung neben Sorgenfelden, der sich in das Profilische System auch nicht so recht hinein paßte, der sprach endlich, indem er sich auf dem Stuhl in die Höhe rückte: „ich kann es keinem Menschen verdenken, daß er fürsichtig handelt; der Herr Kollege hat Recht." Die übrigen sprachen nur mit den Minen und Verdruß, Wuth und Rache blitzte durch die Augen. Der Ausgang war; das Geld wurde an die fürstliche Kammer gezahlt.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Natürliche Folgen der vorigen Begebenheit.

So ruhig Freudenthals Herz war, und so viel Vergnügen er auch in seinen häuslichen Verbindungen genoß; so viel Ursachen fand er nun bald, mit seiner ganzen Lage unzufrieden zu seyn. Es ist wahr, er besaß die Hochachtung und Liebe aller Redlichen im Lande; aber er hatte auch die ganze Hofparthei wider sich. Mit Geschäften und Aufträgen wurde er dermaßen überladen, daß er hätte erliegen mögen, und der Lohn dafür war, daß er seine besten Absichten muste vereitelt sehen. Vor den Augen gab man ihm Komplimente, aber im Rücken Verachtung und Schimpf. Seine Freunde wurden bei allen Gelegenheiten hart behandelt; wer sich im Gesuch der geringsten Vortheile merken ließ, daß er Freudenthalen empfohlen war, der fiel durch; die gerechteste Sache wurde durch seine Vertheidigung unrecht, und die heilsamsten, zum Besten des Landes abzielenden Entwürfe wurden verworfen, sobald sie von ihm kamen.

So vergingen vier Jahre, welche Freudenthal zu den unruhigen und fruchtlosen Jahren seines

seines Lebens zählte. Sie konnten die glücklichsten, die freudigsten seyn; weil ihm seine Gemahlin im zweiten einen Sohn, und am Ende des vierten eine Tochter gebahr. Aber sie wurden ihm durch die Bemühungen seiner Feinde so bitter gemacht, daß er endlich mit Bewilligung der Geheimenräthin von A** den Entschluß faßte, seinen ganzen Zweck dahin zu richten, um sich mit Klugheit aus diesen Verbindungen zu ziehen.

Seine Feinde hatten keinen andern Zweck, als diesen, sich seiner zu entledigen. Der Unterschied war nur der: Freudenthal wolte sich mit Ruhm und Ehre zurück ziehen, sie aber hätten ihn gern mit Schimpf und Schande verstossen. Ich muß meinen Lesern einige Auftritte erzählen, die das Ende seines Hoflebens beschleunigten. Daraus wird man sehen, ob Freudenthalen oder seinen Feinden die Absicht gelang.

Ich habe es schon gesagt, daß Freudenthalen die Aufsicht über die Armenstalten aufgetragen ward. Der Präsident war der versteckteste unter seinen Feinden, und wuste seine Anlagen so geschickt zu verbergen, daß sich Freudenthal manchmal den Vorwurf machte, ob ihm nicht zu viel gethan würde. Er ging gleich freundlich mit Freudenthalen um, ohne daß weder durch den Ausgang des Gastmahls im Jßmannschen Hause

noch

noch durch die Vorfälle bei Gelegenheit der Auszahlung des Kapitals einige Veränderung in seinem äusserlichen Betragen veranlaßt wurde. Er kam nach wie vor zu Freudenthalen und dieser zu ihm. Gemeiniglich gab er diesen Zusammenkünften das Ansehen, als wenn seine einzige Absicht wäre, über Regierungsgeschäfte kollegialische Ueberlegungen zu halten. „Ist das Armenwesen in guter Ordnung?" fragte Profili jetzt ganz unerwartet. „Es könnte bald kommen, daß eine Untersuchung angestellt würde, weil Beschwerden eingelaufen sind. Ich sage es Ihnen im Vertrauen, lassen Sie sich nichts merken; aber machen Sie es so, daß Ihr seliger Freund und Sie Ehre davon haben."

Das hatte Freudenthal nicht gedacht, daß ihm diese Kommission so viel Arbeit machen und am Ende Verdrüßlichkeiten zuziehen würde. Er fand so viel Unordnungen, so viel Ungerechtigkeiten, die er unmöglich übersehen konnte. In der Zeit der Vakanz der Superintendentur war vollends alles in die gröste Verwirrung gerathen. Es kam eine ansehnliche Summe zusammen, welche die Bürgerschaft zur Erhaltung der Armuth ausbrachte; die Anstalt hatte auch einige wichtige Legate und der Landsherr selbst gab monatlich einen fürstlichen Beitrag. Aber demohngeachtet konnte, bei

der

der jetzigen Verfassung die Anstalt nicht mehr bestehen. Der vierte Theil der Summe ging auf die Besoldung derer, die dabei Aufsicht und Beschäftigung hatten, und was ausgetheilt wurde, bekamen Personen, deren gröster Theil der Wohlthaten weder würdig noch bedürftig war.

Anfangs wuste Freudenthal diese Unordnungen gar nicht mit des Geheimenraths von A** Charakter zu reimen, und wenn er ihn nicht zu gut gekannt hätte, würde er sich hier nicht die besten Begriffe von ihm gemacht haben. Aber er fand schriftliche Nachrichten, welche der Geheimerath zu seiner Rechtfertigung beigelegt hatte. Sein Fehler war, er war zu sanftmüthig gewesen und hatte mit seinen Vorstellungen nichts ausrichten können. Der Superintendent Kriech hatte, im Fall seines Widerspruchs, Befehle nach seinen Absichten vom Kollegio zu erschleichen gewust, und war dafür in andern Fällen den Vorschlägen derer nicht entgegen gewesen, die ihn unterstützten. Auf diese Weise genossen die stärksten Almosen, Leute, die sich jede harte Begegnung gefallen liessen, dem Herrn und auch dem Diener am besten schmeicheln konnten, und den Häusern der Direktore und Aufseher über die Anstalt für die wohlfeilsten Preise arbeiteten, oder sonsten

noch

noch wegen ehemaliger Verbindungen mit ihnen einige Ansprüche auf Erkenntlichkeit hatten.

Jetzt hatte es nun Freudenthal mit dem Superintendent Werthmann, seinem Schwiegervater zu thun. Da sie beide Männer von rechtschaffener Gesinnung waren, so machte es gar keine Schwierigkeit, daß sie in ihren Maaßregeln eins wurden. Sie wolten die Allmosen gewissenhaft verwalten, und musten also, um den Dürftigen und Unvermögenden nicht ohne Unterstützung zu lassen, diejenigen abweisen, die sie nur zur Faulheit und zum Wohlleben mißbrauchten. Daher entstanden Klagen, und Freudenthal ward deswegen von der Regierung zur Verantwortung gezogen.

Der gröste Fehler war, Freudenthal sprach zu frei. Er fühlte, daß er rechtschaffen dachte, und hielt sich verpflichtet, kein Haar breit zu weichen. Er sprach von unverantwortlichen Ungerechtigkeiten und himmelschreienden Sünden; und erklärte frei, daß er nicht gesonnen sey, Allmosen nach ihren Absichten zu verwalten und einsammeln zu lassen.

Profili mochte wohl merken, daß er einen Ton würde sprechen müssen, der sich für seinen bisher angenommenen Schein nicht allzuwohl schicken möchte, daher fand er geschwind einen

Vorwand und ging fort. Sorgenfeld ergriff das Wort und ward ziemlich hitzig. Das Kollegium nahm Freudenthals Reden als Vorwürfe auf, und erklärte sie für Beleidigungen, weswegen sie ihn zur Rechenschaft ziehen würden. „Recht gern!" antwortete Freudenthal, „Sie dürfen nur Beweise von mir fordern, ich will sie Ihnen geben. Können Sie das verantworten, daß von dem Gelde, welches der Unterthan seinen eignen Bedürfnissen abbricht, und zur Verpflegung der Armuth hergiebt, beinahe tausend Thaler zu Besoldungen genommen werden?"

Sorgenfeld nahm wieder das Wort auf; er bekam auch hundert Thaler. „So wollen wir bei Ihnen anfangen, die Besoldung einzuziehen."

„Das haben Sie nicht nöthig," antwortete Freudenthal. „Ich schämte mich gleich, daß ich als ein Mann, der schon in fürstlicher Besoldung steht, mir eine Arbeit bezahlen lassen solte, die besser belohnt wird, wenn man sie als ein Werk der Liebe verrichtet. Mein Vorfahr hat edelmüthig gehandelt, und seine Besoldung mit seinem Beitrag doppelt wieder an die Anstalt zurück gegegeben; ich aber habe meine Besoldung in der Ausgabe gleich weggelassen. Hier ist die Rechnung schon, sehen Sie selbige an!"

Man konnte freilich nichts antworten; aber was half sein Eifer. Man nahm ihm mit der Rechnung zugleich die Verwaltung ab, und übertrug sie Sorgenfelden. Freudenthal bekam zum Lohne die Drohung, daß man zu rechter Zeit Genugthuung fordern würde.

Es währte nicht lange, so kam ein andrer Handel, der einige Jahre dauerte und viel Unruhe machte. Das Jahr vorher, als Freudenthal wieder in sein Vaterland zurück kam, war eine so große Theurung im Lande, daß es den besten Familien schwer ward, sich zu halten, und der größte Theil hätte verarmen und verhungern müssen, wenn sie nicht Unterstützung bekamen. Der Fürst zeigte aber ein väterliches Herz und verrichtete eine fürstliche Handlung. Er ließ in entfernten Ländern, die einen Ueberfluß hatten, Getraide aufkaufen und so viel herbeischaffen, als zur Versorgung seines Landes auf das ganze Jahr nöthig war. Die Transportkosten trug der Herr aus Liebe zu seinen Unterthanen selbst, das Kapital aber, das fürs Getreide auf der Stelle bezahlt werden muste, solte nach sechs Jahren wieder gegeben werden. Der Arme solte nach dem Willen des Fürsten sein nöthiges Brodkorn geschenkt bekommen; der Mittelstand solte es für den Preis erhalten, wofür es eingekauft

wurde,

wurde, und sechs Jahre lang Stundung haben. wenn ihm baare Bezahlung zu schwer ankam: dem reichen Stande aber, und allen denen, die in voller Nahrung saßen, solte der Preis um soviel erhöhet werden, daß das Brod der Armen mit übertragen würde. Nun war zwar das sechste Jahr, aber — keine Rechnung und kein Geld da. Die Regierung hatte geschärfte Befehle bekommen, die Sache zu untersuchen und für die Rechnung zu sorgen.

Wenn nur Freudenthal nicht in der Regierung war, würde man die ganze Sache bald abgemacht haben. Aus den vorgelegten Papieren konnte man die Sache nicht beurtheilen, die Reden der Bürger aber gaben eine Aufklärung, die denen, welche damit zu thun gehabt hatten, keine Ehre machte. Beim ersten Transport hatten sich die Herren Räthe und der adliche Stand mit doppelten Portionen versorgt. Mit dem zweiten Transport zauderte man so lange, daß die Armen gezwungen waren, jenen ihren Ueberfluß für den höchsten Preis abzukaufen. Endlich kam mehr Vorrath an, und jeder empfing Roggen ohne Entgeld. Beim letzten Transport hatte man schon wieder eingeerndtet, und der einheimische Roggen konnte im Lande wohlfeiler gekauft werden als der fremde.

Die gröſte Noth war noch, wie das Geld herbeigeſchaft werden ſolte. Man fand kein Verzeichniß der Unterthanen, und konnte nicht beſtimmen, wieviel Getraide jeglicher bekommen hatte. Die Schuld ward auf den Magazinverwalter geſchoben, der die Austheilung gehabt hatte und unterdeſſen geſtorben war. Man machte endlich eine Eintheilung im Lande auf die Häuſer und Gehöfte, wobei die ſchwerſte Laſt offenbar auf den Mittelſtand fiel und der Reiche nicht viel weniger als der Arme geſchont ward. Der arme Schuſter ſolte beinahe ſo viel geben, als der reiche Hofrath.

Fertig war der Plan, ehe Freudenthal ein Wort davon wuſte. Wenn er nur auch ohne ſein Wiſſen hätte ausgeführt werden können! Aber ſeine Unterſchrift durfte nicht fehlen. Hier nahm ſich nun Freudenthal der Unterthanen redlich an und ſtritte ſo eifrig, daß der ganze Plan verworfen werden muſte. In der Hitze mochte er ihnen viel geſagt haben, ſo, daß ſeine Gegner von Majeſtätsbeleidigung mit ihm ſprechen wolten. Dafür blieb es denn wohl, daß er ſich ſo hätte vergehen ſollen; ſeine Antwort brachte ſie bald zum Stillſchweigen. Aber das kann man ſich vorſtellen, daß ſie die gegenwärtige Beſchämung nicht ungerochen hinnehmen werden. „Ich will mich

um

um Ihre Handlungen nicht bekümmern," sagte Freudenthal zulezt, „sie mögen gerecht oder ungerecht seyn; aber verlangen Sie nicht, daß ich sie ungeprüft billigen und durch meine Unterschrift mich der Verantwortung mit schuldig machen soll. Ich bins zufrieden, legen Sie die Sache ohne meine Zuziehung bei."

„Das wollen wir auch thun," gaben sie zur Antwort, und gingen auseinander.

Den ganzen Umfang dieser Worte verstand Freudenthal damals so wenig, als ihn der Leser verstehen wird. Es währte aber nicht lange, so zeigte sichs, daß sie ihr Wort hielten und auf Mittel dazu schon lange mochten gedacht haben. Die Entwickelung zeigt sich in nachfolgender Begebenheit.

Der Kaufmann Berdulli, Freudenthals vertrautester Freund, hatte zu gleicher Zeit, als die Sache mit dem Korne in Bewegung war, einen Handel vor der Regierung, der Freudenthalen schon große Bekümmerniß gemacht hatte. Die Regierung solte und muste die Sache durchsetzen, weil sie Befehl aus dem geheimen Regierungskonseil bekommen hatte. Der Umstand war der.

Berdulli hatte seit einigen Jahren eine Wollenmanufaktur in der Residenz angelegt. Wie es

gemeiniglich mit solchen Unternehmungen zu gehen pflegt, so schien's auch Anfangs hier, als wenn Berdulli seinen Zweck nicht erreichen, ja wohl gar sich dadurch ruiniren würde. Aber mit einmal kam sie in Gang. Es fand sich mehr Absatz als man Waaren bereiten konnte, daß der Entrepreneur Stühle und Arbeiter verdoppeln muste, und die Wolle aus diesem und mehrern Reichen zusammen kaufen ließ. Zuvor hatte man Berdulli'n weder Schwierigkeiten gemacht, noch Einhalt gethan. Jetzt wurden diese Fabrikwaaren im ganzen Lande verboten und ein Regale daraus gemacht, welches für die fürstliche Kasse genutzt werden solte. Berdulli stellte seine Noth vor; er erbot sich, ein Privilegium zu lösen, oder eine jährliche Abgabe zu entrichten, aber nichts wurde angenommen. Er war's endlich zufrieden, die Arbeit den Augenblick einzustellen und bat um Erlaubniß, noch ein Jahr damit handeln zu dürfen, daß er nur seine Vorräthe an Zeuge und Wolle verkaufen könnte. Aber auch das wurde ihm abgeschlagen. Einige Tage nach dem Streite wegen der Kornrechnung kam Berdulli noch einmal vor die Regierung, um die letzten Vorstellungen mündlich zu thun. Freudenthal war zugegen. Es war umsonst, daß er nur ein Wort sprach; sie waren alle schon eins. Am Ende bot

man

man Berdulli'n für alle seine Vorräthe mit Stühlen und Geräthschaften eine gewisse Summe Geldes, die ihm baar und augenblicklich ausgezahlt werden solte, mit dem Verbot, weiter ein Wort zu reden, wenn er das nicht annehmen wolte. Das Gebot mochte wohl schimpflich genug seyn; aber was wolte der arme Mann machen? „Wenn's nicht anders seyn kann," sprach er, „so mag es seyn; werde ich doch mit Ehren ein Bettler." Man ließ sogleich eine Assignation auf das Geld ausfertigen; er nahm sie, weinte und ging fort.

Freudenthal konnte sich selbst kaum der Thränen enthalten. Was ihn am meisten kränkte, war, daß ihn Jßmann und Sorgenfeld während der Unterhandlung mit Berdulli'n öfters ansahen, und in Blicken und Minen eine Freude verriethen, welcher noch nicht jede niederträchtige Seele fähig ist. „Das hätten Sie nicht thun sollen, meine Herren!" sprach Sorgenfeld spöttisch, „um meines Herrn Schwagers willen nicht thun sollen, der Ihnen doch immer gefällig handelt. Berdulli ist sein vertrautester Freund; Sie hätten ihm wohl bessre Bedingungen machen können."

Weiter reichte aber auch nun Freudenthals Geduld nicht. Er stand auf, verkehrte seinen

Stuhl und sprach etwas heftig: „ich habe alle Achtung für diesen Ort und meines Herrn Dienste; aber nun wäre mir's schimpflich, länger unter Ihnen zu sitzen. Das habe ich ertragen, so schwer es mir auch ankam, daß Sie mir immer in den Weg traten, und durch Hintertreibung meiner besten Absichten mich in die Lage brachten, daß ich dem Vaterlande nichts nützen konnte. Aber das kann ich nicht dulden, daß meine Freunde darum Unrecht haben müssen, ja verhöhnt und gedruckt werden sollen, weil sie meine Freunde sind. Nein! — das wäre Unglück für's Land, wenn ich auf diesem Stuhl sitzen bliebe. Leben Sie wohl, meine Herren!" Hiermit ging er fort.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Das kann nimmermehr gut gehen.

Man hätte jetzt die Bestürzung auf den Gesichtern der Herren Regierungsräthe sehen sollen! Den Ausgang hatte man vermuthlich nicht erwartet. Gehen mochte Freudenthal immer; dahin ging ihre Absicht schon längst, daß sie sich ihn vom Halse schaffen wolten. Wenn er nur nicht die Wendung genommen hätte! Er solte sich mit Reden wider den Fürsten vergehen, das wünschte man; aber — jetzt war ihr Verhalten Rechtfertigung für ihn. Sorgenfeld hatte vollends den ganzen Handel verdorben. Die spöttelnden Mienen hätten seyn mögen, aber mit dem Reden hatte er ihre Absicht gar zu deutlich verrathen. Er muste Vorwürfe genug hinnehmen, aber dadurch wurde die Sache um nichts anders. Ihr Plan muste ganz und gar umgeworfen werden, wenn sie sich nicht selbst in Gefahr bringen wolten.

Freudenthals Aufenthalt und Geschäfte an dem auswärtigen Hofe hatten viel Geld gekostet, worüber er bis jetzt noch keine Rechnung abgelegt

hatte. Meine Leser werden sich erinnern, daß ihm der Fürst die gnädige Versicherung gegeben hatte: er solle von aller Verantwortung frei seyn. Freudenthal selbst hatte diese Freiheit nicht bis über das empfangene Geld ausgedehnt. Bei der ersten Aufwartung übergab er dem Fürsten seinen eigenen Aufsatz, und glaubte dadurch den Verdacht eines Betrugs völlig von sich abzulehnen. Der Fürst nahm den Aufsatz und legte ihn auf seinen Tisch. „Wenn sie," sprach er, „noch einmal soviel Geld gefordert hätten, so hätte ich es Ihnen geben lassen und keine Rechnung sehen wollen. Ich habe kein Mißtrauen in Ihnen."

Aber der Herr legte sich den andern Tag und diese Rechnung kam in des Präsidenten Hände. Da ward nun alles, was möglich war, hervorgesucht, um Einwendungen zu finden, und der Entschluß gefaßt, daß sie hingelegt und zu seiner Zeit genutzt werden solte. Sobald man Gelegenheit fände, an ihn zu kommen, wolte man ihm mit dieser Rechnung den letzten Druck geben. Ist der Mensch erst eines Lasters überführt, so wird das zweite ohne Beweis von ihm geglaubt. So glaubten sie, würde es etwas leichtes seyn, Freudenthalen aus einer deutlichen und richtigen Rechnung zum Betrüger zu machen, wenn

er

er erſt zu andern Vergehungen verleitet, oder mit einem Schein derſelben verdächtig gemacht werden könnte.

Dieſer Plan war bei der jetzigen Lage der Sachen ganz unbrauchbar. Wolte man auch Freudenthals Worte verdrehen und Beleidigungen daraus erzwingen, ſo hatte er zuviel wider ſie in Händen, und — —

Das war noch der ſchlimmſte Umſtand, der Fürſt war auf dem Wege der Beßrung. Die Aerzte waren in ihrer Kur glücklicher geweſen, als ſie Anfangs geglaubt hatten, obgleich faſt vier Jahre darüber verlaufen waren, ehe man einige Hofnung ſchöpfen durfte. Jetzt war der Herr wieder im Bade und befand ſich nach den neueſten Nachrichten ſo wohl, daß man feſt glaubte, das Bad wurde ſeine vorige Würkung haben, und dem Herrn ſeine völlige Geſundheit wieder geben.

Dies war eine wichtige Urſach für Freudenthals Feinde, behutſam zu gehen. Aber — umkehren ließ ſich der Plan. „Er will ſeinen Abſchied nehmen und vermuthlich aus dem Lande ziehen;“ ſprach Profili, „das geht nicht an. Erſt muß er Rechnung ablegen; wir müſſen ihn feſt halten. Wenn er fort wäre, könnten wir darüber zur Verantwortung gezogen werden; nein!

nein! das ist nichts!" — So sprach man im Regierungsgemach, sobald Freudenthal hinaus war; nach einigen Stunden aber sprach man eben so auf öffentlichem Markte.

Freudenthal ging nach Hause, und war, so rein auch sein Gewissen war, nicht ohne Unruhe. Albertine befand sich noch in den Wochen mit ihrer Tochter, und seine zärtliche Liebe machte ihn besorgt für sie. Soviel ihm möglich war, suchte er sich zu fassen. Sobald er aber in das Zimmer trat, sahe sie's ihm an den Augen an, daß er Verdrüßlichkeiten gehabt hatte. Mama von A** kam dazu und war so begierig als Albertine, die Ursach seiner Zerstreuung zu erfahren. Sobald sie solche nur wusten, sobald waren sie von ganzem Herze froh.

Albertine hatte der Geheimenräthin so viel von Rathmannsdorf vorgeschwatzt, daß sie jetzt so sehnlich als sie wünschte, dort ihre noch übrigen Tage in Ruhe zu geniessen. Für sie ging nichts verloren, als der Gedanke, neben ihrem Gemahl im Tode schlafen zu können. Aber darüber hatte sie sich schon gefaßt. Freudenthals Vorstellung gefiel ihr, die er ihr ehemals gesagt hatte, als sie eben darüber sprachen. „Sind bei Gott," sprach er, „tausend Jahre wie ein Tag,

so

so kann eine Entfernung von etlichen und zwanzig Meilen nicht breiter als eine Hand seyn. Wir schlafen in Rathmannsdorf auch neben unserm Papa." „Ja!" erklärte sie sich jetzt, „in Gottes Namen! suchen Sie Ihre Dimission; ich ziehe mit nach Rathmannsdorf." Albertine war ausser sich für Freuden. Sie küßte ihren Gemahl und führte ihn bei der Hand zum Schreibtisch. „Geschwind," sagte sie, „setzen Sie sich, ehe es Ihnen wieder leid wird."

Geschrieben war bald, und hingetragen muste das Schreiben den Augenblick werden; aber die Folge hatte man nicht vermuthet. Das Schreiben war kaum eine Stunde weg, so kam ein Gefreitet mit vier Mann von der fürstlichen Garde. Zween ward ihr Posten an der Hausthür angewiesen, und zwei wurden vor Freudenthals Zimmer gestellt. Zum Unglück muste Albertine grade am Fenster stehen und die Wache heran kommen sehen. Sie vermuthete nichts böses, weil es eben um die Zeit war, wenn die Thorwachen abgelößt werden, die vor ihrem Hause vorbei ziehen musten. Sobald sie aber sahe, daß sie auf ihr Haus zu gingen, fuhr ihr Schrecken durch alle Glieder. „Ach!" schrie sie kläglich auf und fiel in Ohnmacht auf den Fußboden

boden nieder, ehe ihr Gemahl wuste, was vorging. In dem Augenblick kam auch der Bediente hereingestürzt, in der Absicht, seinem Herrn diese Nachricht zu bringen.

Das unerwartete Uebel hat sicher auch seinen Nutzen. Freudenthalen, glaube ich gewiß, hätte die allerbehutsamste Bekanntmachung diese Nachricht so unschädlich nicht machen können, als dies Schrecken sie machte, das ihm seine Gemahlin verursachte. Für ängstlicher Unruhe über den Unfall seiner geliebten Albertine fühlte er das Schreckhafte der Nachricht nicht, welche der Bediente unbedachtsam genug in das Zimmer hinein rief. Er war nur mit seiner Gemahlin beschäftiget und, sobald sie wieder zu sich kam, gab ihm die Vorstellung ihrer Gefahr Mässigung. Zum Glück war die Mama nicht gegenwärtig; die Sorge für Albertinen hatte niemand an sie denken lassen. Freudenthal ging hernach selbst zu ihr, und brachte sie zu Albertinen zurück. Sobald nur erst so viel Ruhe war, daß man reden und sprechen hören könnte, sobald ward es Freudenthal leicht, soviel von ihnen zu erlangen, daß sie sich beruhigten, und die Sache selbst seiner Klugheit überliessen.

Nun

Nun setzte sich Freudenthal noch einmal hin und schrieb. Man kann sich leicht vorstellen, daß er die Feder wird ziemlich tief eingetunkt haben: Er war sich keines Vergehens bewußt, weswegen man ihn mit Arrest zu strafen Ursach hätte; und in solchen Fällen war's eben seine Sache nicht, für Machtsprüchen und Drohungen zu erschrecken. Er wandte sich mit seinem Schreiben unmittelbar an die Fürstin als Landesadministratorin. Ihrer Person erwieß er allen möglichen Respekt; aber von den unedlen Gesinnungen und niederträchtigen Absichten seiner Kollegen sprach er sehr frei. Am Ende berief er sich auf das gnädigste Versprechen seines Fürsten, ihn wider die Verfolgung des Hofs in Schutz zu nehmen und bat, daß ihm statt der verbetenen Belohnungen nicht Schande vor der Welt gegeben werden möchte, ehe man ihn solcher Handlungen überführt hätte, wodurch seine Pflicht gegen den Fürsten und das Vaterland im mindesten verletzt worden wäre.

Die Antwort blieb keine Stunde aus. Die Fürstin hatte das Schreiben sogleich gelesen und dem Regierungskonseil übergeben. Nun war's nicht anders, als hätte Freudenthal an Proselin geschrieben. „Von einem Mann," lautete

die Antwort, „der seine Rechnung über zwölf tausend Thaler auf vier Jahre zurückhält, und nun Mine macht, fortzugehen, ohne mit einer Silbe seiner Rechnung zu gedenken; von einem solchen Mann kann man sich nicht die besten Vorstellungen machen. Thun Sie Rechnung von Ihrem Haushalten, so haben wir nicht nöthig, Sie zu unsrer Sicherheit bewachen zu lassen."

Nun wuste Freudenthal doch die Ursach seiner Beschimpfung. Freilich, einen Vorwand muste man haben, was es auch für einer war. Man hätte nur die Leute auf den Straßen sollen reden hören! Es machte ein erschreckliches Aufsehen in der Residenz, als Freudenthal Wache bekam. Nicht drei Minuten standen die Soldaten vor der Thür, so kamen die Leute aus allen Gegenden der Stadt zusammen gelaufen, daß ein Drang vor dem Hause entstand, durch welchen man Mühe hatte hindurch zu kommen. Wer Geschäfte von Eilfertigkeit hatte, muste einen Umweg durch eine Nebenstrasse wählen.

Ich will meine Leser hier keinesweges mit den Urtheilen des Pöbels unterhalten; — wer wird ihm eine entscheidende Stimme für sein Herz und Gewissen zugestehen? Wenn sich auch

noch

noch soviel Kopfzeuger und Tressenhüte drunter mengen, so darf man darum nicht gleich auf einen bessern Gehalt ihrer Urtheile Rechnung machen. Bei dem allen aber ist's doch auch ein möglicher Fall, daß dem Pöbel zuviel geschehen kann. Ich dächte, wenn hundert Menschen hinträten, dann müsten mehr Data aus dem gemeinen Leben zusammen gebracht werden, woraus sich etwas Gewisses von dem Charakter eines Mannes sagen liesse, als wenn nur einer oder zwei sprechen. Diese zwei können ihm näher gewesen seyn, das gab ich zu; aber was thut das? Heut zu Tage ist der Mensch durch die Mode gedeckt. Das Frauenzimmer hängt eine Saluppe um, wenn jemand kömmt, der den häuslichen Schmutz nicht sehen soll. Man darf sich nur mit tüchtigen Mänteln versehen, (der Unreine sieht schon, wie er dazu Rath schaft) so sehen die naheſtehenden nicht mehr, und oft weniger, als der große Hause in der Ferne. Soviel ist gewiß, der Pöbel hat auch Empfindung für die Güte der Handlungen, und fühlt's desto tiefer, wenn er gut behandelt wird, je weniger er Gelegenheit hat, seine Empfindungen dieser Art zu überladen und zu erschlaffen.

Man hätte nur sollen vor Freudenthals Hause stehen! Da war kein einziger, der ihn nicht vertheidigte; dem einen hatte er hier, dem andern dort gedient. „Ich verlor meinen Proceß, wenn er nicht war." — „Mich hat er zu meinen Schuldforderungen an Profili'n und Sorgenfelden verholfen, um die ich vier Jahre lang vergeblich hatte laufen müssen." — „Ich wäre ein Bettler und hätte zum Lande hinaus gemust, wenn er nicht meine Unschuld rettete und dem Fürsten meinetwegen Vorstellung machte." — „Das ist nur eben soviel," sprach ein andrer, „daß Freudenthal betrogen haben soll. Ich liebe mein Leben so gut als einer, aber — henken lasse ich mich, wenn in seinen Rechnungen ein Groschen unrichtig ist." — „Man siehts ja deutlich genug, daß ihn seine Feinde nur aus dem Wege schaffen wollen. Was war denn die Wache nöthig, wenn man auch wirklich Unrichtigkeiten zu befürchten hätte. Man hätte ja die Rechnung längst untersuchen können. Wenn er auch fortginge, er kann doch seine Häuser nicht mitnehmen. Ich wolte die Ursach, warum man so mit ihm verfährt, wohl errathen. Er soll sich den Todt an den Hals ärgern, damit der Bürger nur keinen Schutz mehr haben soll. Wäre nur unser Fürst hier!" — Kurz, es

hätte

hätte nur ein verwegner Kopf auftreten und ein Wort sprechen dürfen — man hätte einen Aufstand erregt.

Das härteste war noch, daß die Wache Ordre hatte, keine Seele zu Freudenthalen zu lassen. Bernulli kam, sobald er sein Geld aus der Kammer in Empfang genommen hatte; gleich nach diesem wolte Liebrecht mit ihm sprechen; aber keiner ward eingelassen — selbst der Superintendent Werthmann ward abgewiesen und muste erst eine specielle Erlaubniß für sich auswirken, ehe er zu seiner Tochter gelassen ward. Es war doch eine Wohlthat für Freudenthalen, wenn er gleich selbst mit seinem Schwiegervater nicht sprechen durfte. Albertine und die Mama hatten wenigstens aufmunternde Gesellschaft, und Freudenthal schrieb unterdessen seine Rechnung.

Es war nicht möglich, eine genaue Rechnung zu machen, Freudenthal hätte den Aufsatz haben müssen, den er dem Fürsten gegeben hatte. Er hatte um diesen Aufsatz gebeten, man wolte aber nichts davon wissen. Schon zweimal hatte er eine Rechnung, so gut er sie machen konnte eingeschickt; aber zweimal hatte er sie mit Einnerungen zurück bekommen.

Die

Die Erinnerungen bewiesen, daß Sie den Aufsatz haben musten, er wiederholte seine Forderung, aber nein! Endlich gab er die dritte ein, und schrieb dabei an den Präsident, „daß er nimmermehr thun würde, was er jetzt thue, wenn er sich nicht in den Händen seiner ärgsten Feinde befände, die ihm vermuthlich darum seine Freiheit einschränkten, damit er den Weg zum Fürsten nicht nehmen solle; weil sie wohl wüsten, daß der Weg zum Fürsten und zur Gerechtigkeit ein Weg wäre." Aber es erfolgte weiter nichts und Freudenthal hatte bereits vier Wochen eingesessen. Endlich ward eines Tages ganz wider Aller Erwartung die Wache weggenommen, und Freudenthalen gesagt, daß er frei wäre.

Verwundrung und Zusammenlauf des Volks war jetzt beinahe größer, als da die Wache hingestellt ward. Die Leute blieben nicht vor der Thür stehen, sondern drängten sich in das Haus hinein und wolten Freudenthalen sehen. Sie wünschten ihm alle im frohen Zuruf Glück und wurden nicht müde, ihm die Versichrung ihrer unverringerten dankbaren Hochachtung zu geben. „Bleiben Sie nur bei uns," riefen sie mit einem Munde, und seyn Sie uns ferner Sch...

und

und Erretter!" Das war aber unter dieſen Umſtänden nicht möglich; man verſagte ihm Genugthuung und — Abſchied. Er blieb nicht länger in der Reſidenz, als er Zeit zur Zubereitung auf ſeine Reiſe nöthig hatte. Sobald er zum Thore hinaus war, wurde die Sache wegen des Roggens abgethan und das Geld nach der gemachten Eintheilung mit Exekution beigetrieben.

Ende des erſten Theils.

Ludwig Freudenthal

oder

die glückliche Retirade

des Weiſen

von edlerem Gelichter.

Zweiter Theil.

Liegnitz und Leipzig,
bei David Siegert, 1781.

Zweiter Theil.

Erſtes Kapitel.

Glück zur Reiſe, Freudenthal!

Das traue ich im Ernſt allen meinen Leſern zu, daß ſie von Herzensgrunde dieſem Wunſche beiſtimmen werden. Der gute Freudenthal hat ja weder Sie noch mich beleidiget!

Zwar bin ich heute noch nicht Willens für die Aufrichtigkeit aller menſchlichen Wünſche Bürge zu werden. Wer weiß in was für Lagen und Verbindungen Menſchen ſchon haben wünſchen müſſen, in welchen ihre Leidenſchaft mehr Reitze

zum Fluchen fand! - Man kennt ja den Menſchen wohl! — Das iſt ſchon etwas gethan, wenn er in dem Augenblick die Zunge binden und den Fluch erſticken kann, aber — das Herz lenkt ſelten ſo ſchnell um. Wir haben jetzt eben Neujahr und hören Menſchen genug wünſchen, die vielleicht dreihundert und vier und ſechszig Tage lang nichts thaten als Fluchen.

Meine Schweſter beging in ihrem funfzigſten Jahre eine unverzeiheliche Thorheit: ſie heirathete einen Jüngling von vier und zwanzig Jahren. Es half kein Warnen. Jedermann ſagte, daß es Klitandern nur um ihr Geld zu thun ſey, aber ſie folgte ihrem Kopf, und ließ ſich eilig in der letzten Woche vor der Adventzeit trauen. Am erſten Tage dieſes Jahres kam ſie früh zu mir. Die Zeit ward ihr zu lang, ihre Wohnung zu einſam, weil ihr Mann in Amtsangelegenheiten hatte über die Elbe reiſen müſſen. „Bruder!" ſagte ſie, „ich habe einen herzensguten Mann. Was es doch für eine Bosheit der Leute iſt, die mich ſo angſt machen konnten, daß ich am Polterabend bald noch zurück gegangen wäre. Glaube du es, gewiß, er iſt ein redlicher Mann, der's gut mit mir meint. Wer mit ihm näher zu thun hat, fühlt's, daß ſeine Liebe aus dem Innerſten kömmt. Er hat mich doch noch keinen Tag geſund gehabt,

aber

aber er hat mich unermüdet gepflegt, und heute im Bette — ach, die gute Seele! früh, als noch alles schlief. — Was denkst du dazu? er wachte aus dem Schlaf auf und fing an, mich zu rütteln und zu necken. Ich that als wenn ich recht feste schlief und sobald er das merkte, kehrte er sich von mir weg und betete; zwar leise vor sich, aber ich horchte 'desto aufmerksamer und konnte alle Worte verstehen. Da hättest du sollen hören, wie zartlich er mich in sein Gebet einschloß und wie dringend er um meine Gesundheit und Erhaltung bat. Würden das bei meinen Umständen viele Männer thun?" —

Ich hatte sehr viel wider ihre Gründe einzuwenden, aber ich hätte für alles in der Welt kein Wort dawider sagen mögen. Mir war der Umstand bekannt, daß sie vor acht Tagen ihr Testament gemacht, und den Mann zum Erben ihres ganzen Vermögens eingesetzt hatte, das sich über zwanzig tausend Thaler belief. Es war immer eine schwere Sache, bei solchen Umständen den wahren Sinn seines Gebets zu finden. Es währte aber nicht lange, so klärte sich die Dunkelheit auf. Die Elbe ging sehr voll Grundeis. Der Mann solte und muste den Abend wieder zurück und hatte das traurige Schicksal, daß der Kahn von den Eisschollen umgeworfen ward. Es war

keine Rettung möglich, er muste mit allen, die im Kahne waren, ertrinken.

Nun ging ich zu meiner Schwester, sie zu trösten. Sie war so betrübt, daß ich für ihr Leben besorgt ward. Sie konnte sich nicht fassen; ich muste alles auf mich nehmen, für alles sorgen. Als ich nach einigen Tagen seine Rechnungen aufsuchen solte, fand ich in seinem Schranke einen versiegelten Brief ohne Aufschrift. Ich war allein, erbrach und las ihn. Nun verstand ich sein Gebet. Der Brief war am letzten Tage des alten Jahres geschrieben und an ein gewisses Hannchen gerichtet, mit welchem er, besage des Inhalts schon die zwote Heirath verabredet hatte. „Sey unverzagt, mein Kind!" so schloß sich der Brief, „wir sind dem Ziele unsrer Wünsche nahe. So schnell auch das Jahr zum Schluß eilt, so gewiß hoffe ich, daß meine alte Runkunkel das neue nicht erleben soll. Der Doktor sagt, daß sie der Stickfluß auf dem Fuße verfolge." —

Auch davon soll meine Schwester nichts erfahren; ich verbrannte den Brief den Augenblick. Sie würde doch nur den Mann in der Erde verfluchen, und ihren Antheil an seinen Vergehungen nicht finden. Das habe ich mir aber fest vorgesetzt, ich will meinen Hausgenossen — allen

Men-

Menſchen, mit denen ich in Verbindung ſtehe, mein Leben angenehm und nützlich zu machen ſuchen. Stöhre ich ihren Frieden nicht, ſo wird ihnen gewiß der Wunſch für mein Glück und Leben von Herzen gehen. Ich bin ſchon beruhigt, wenn ich in mir ſelbſt ſo wenig Abneigung es zu glauben fühle; ſo wenig Freudenthals Herz Verdacht wider die aufrichtige Theilnehmung der Leſer zuläßt.

Es war einer der herrlichſten Frühlingstage, welchen Freudenthal zu ſeiner Reiſe gewählt hatte. Den verſchlafenen Städtlern war der Tag noch nicht angegangen, als er aus den Thoren ſeiner Vaterſtadt fuhr; der wache Landmann aber hatte ſchon ſeine erſte Mahlzeit verdient und trieb die Ochſen vor ſich her zum Pfluge hin. Das wohlthätige Geſtirn ſtieg im feurigen Purpurkleide am reinen Horizont prachtvoll herauf, und goß, durch Millionen Strahlen, Freude in das fühlbare Herz. Die ſchwebende Lerche trug ihren dankbaren Geſang dem Herolde des Tages auf Fittigen entgegen. Der Weg ging durch beſäete Felder, auf welchen das Getreide diesmal zur ungewöhnlichen Länge herauf wuchs. Ein kühler Morgenwind blies ihnen entgegen und wehte die braunen Aehren, daß ſie ſich auf der Oberfläche wie Meereswellen wälzten. Nur Her-

zen fehlten dem Reisenden, die sich schleunig genug der eindringenden Freude öfnen konnten.

Freudenthalen begleitete ein Gedanke, der freilich nicht ohne Beunruhigung bleiben konnte. Man hatte lange genug über die schleunige Aufhebung seines Arrests gesprochen und nachgedacht, aber man konnte die Absichten dabei nicht entscheiden. Daß deswegen seine Feinde nicht aufhören würden, ihn zu verfolgen, konnte er sich leicht vorstellen und war aus der Verweigerung des förmlichen Abschieds zu schliessen, um welchen er einigemal dringend angesucht hatte. Es war nicht möglich, daß er seinen Entschluß die Residenz zu verlassen, in der Stille ausführen konnte; es waren dazu Vorbereitungen nöthig, die Aufsehen machen muſten. Er sagte also seinen Entschluß frei heraus und erwartete, ob man von Seiten des Hofs etwas dagegen äussern würde. Aber es erfolgte nichts. Nun fiel er gar auf die Gedanken, ob man nicht könnte beschlossen haben, das Aeusserste abzuwarten, und ihn von der Reise, zu desto größerer Beschimpfung vor der Welt, gefänglich zurück führen zu lassen. Was stand von einem stolzen Profili und rachgierigen Sorgenfeld nicht zu erwarten? Manchmal fochte ihn die Sorge an, ob diese unversöhnlichen Feinde nicht gar, um sich für Verantwortung zu sichern,

Anschläge wider sein Leben machen und seine Reise als eine bequeme Gelegenheit zur Ausführung derselben ergreifen möchten. Gewünscht, das war gewiß genug, hatten sie ihm Tod und Verderben tausendmal, und vom Wunsch zur That ist nur ein Schritt.

Gut war's, daß Freudenthal der Geheimenräthin und seiner Gemahlin diese Gedanken verschwiegen hatte. Beide machten sich so große Vorstellungen von der Glückseligkeit ihres künftigen Lebens zu Rathmannsdorf, daß sie Tage und Stunden bis zum Aufbruch mit verlangender Sehnsucht gezählt hatten, und mit einer Freude in den Wagen gestiegen waren, die durch Worte und Handlungen blickte. Es gelang ihnen bald, Freudenthalen aufzumuntern. Mit jedem Augenblick, den man sich weiter von der Residenz entfernte, verlohr sich seine Sorge mehr und mehr, und als eine Meile ohne Anfechtung zurück gelegt war, öfnete sich sein Herz allmählig der Freude, welche die Natur im frohen Genuß des heitersten Tages darbot.

Jetzt näherten sie sich dem ersten Dorfe. Der Prediger wohnte hier, bei welchem Freudenthal auf seiner Rückreise vor vier Jahren seine Albertine absetzte. Man würde ihm nicht vorbei gegangen seyn, wenn man auch noch so eilig hätte

seyn müssen. Aber — der Superintendent Werthmann hielt heute Kirchrechnung in diesem Dorfe und speisete zu Mittage bei dem Prediger. Er war schon vor zween Tagen ausgereist, und kam heute aus der benachbarten Pfarre hieher. Sie hatten unter einander verabredet, daß sie sich hier treffen wolten, und Freudenthal war darum früh ausgefahren, um seinen Schwiegervater zu empfangen und einige Stunden mehr zu gewinnen, die dem Prediger gewidmet seyn solten. Nach der Mittagsmahlzeit, war sein fester Vorsatz, weiter zu reisen.

Man kann sich's wohl vorstellen, daß sie sehr vergnügt mit einander waren. Der Superintendent kam eine Stunde nach Freudenthalen an. Auch die Stunde wolte man der Freundschaft nicht abbrechen, welche die Abnahme der Rechnung erforderte; sie ward auf den Nachmittag bis nach Freudenthals Abreise verschoben. Dem ohngeachtet aber verlief ihnen der Vormittag so schnell, daß sie alle noch die Herzen fur einander voll hatten, als die Zeit der Trennung heran kam. Es half kein Bitten; Freudenthal wolte seinen gemachten Entwurf nicht ändern und gab Befehl, daß angespannt werden solte. „Wenn's denn nicht anders seyn kann," sagte endlich der Prediger, „und Sie wollen und müssen,

ſen, nun ſo reiſen Sie mit Gott!" — Hier wolten ſie ſich einander in die Arme fallen, als ſie das Geraſſele eines Wagens aufmerkſam machte, welcher mit einer fliegenden Schnelligkeit durchs Dorf fuhr.

Es iſt etwas ganz beſonderes, wie wunderbar ſich Umſtände ſchicken und fügen müſſen, wenn der Menſch nicht weiter kommen ſoll. Da beſchlieſſe man einen Vorſatz noch ſo feſt, es wird doch nichts daraus; die beſte Abſicht muß unterliegen, der klügſte Mann wird verrückt. Es war eine bepackte Chaiſe mit vier raſchen Pferden, die das Dorf lang her kam. Neben der Pfarre ging die Straße heraus, in welche der Poſtillon hinein beugen wolte; er verſahe es aber, und nahm das Gelenke zu kurz. Die vordere Achſe lief mit ſolcher Gewalt gegen einen Prallſtein, daß ſie brach und der Wagen liegen blieb. Der Prediger und ſeine Gäſte erſchracken; ſie liefen alle hinaus, den Verunglückten zu Hülfe. „Haben Sie Schaden genommen?" rief der Prediger einem Herrn entgegen, der eben aus dem Wagen ſtieg. „Nein!" antwortete der Fremde, „weiter nicht als am Wagen." „Gott Lob!" ſagte hierauf der Prediger, „für dies Unglück haben wir Hülfe im Dorfe. Treten Sie herein, der Stellmacher ſoll gleich gerufen werden."

Frem-

Freudenthalen hatte sein Bedienter im Hause aufgehalten; er sprach noch mit ihm, als der Prediger mit dem fremden Herrn von der Straße herein kam. Der Superintendent führte die Geheimeräthin von A**, Madame Werthmannin aber hatte Albertinen an der Hand. Für Verwunderung blieben sie alle an der Thür stehen, als der Fremde Freudenthalen embrassirte und dieser jenen so feurig in seine Arme faßte, als wenn sie Brüder wären. — „Ach Gott! Freudenthal! hier habe ich dies Glück noch nicht erwartet!" —

„Bester Freund! ich noch weniger. Mein Gott, wie kommen sie heute hieher!" —

„Seyn Sie willkommen!"

„Gesegneter Tag!" — So reklamirten sie eine ganze Weile und die Neubegierde der Dabeistehenden ward immer mehr gereitzt; bis endlich Freudenthal den Namen Liebrecht aussprach.

Nun werden ihn meine Leser wohl kennen, ob ich gleich einmal nur beiläufig seiner zu gedenken Gelegenheit gehabt habe. Ja! es war Advocat Liebrechts Sohn, mit welchem Freudenthal in seiner Jugend Bekanntschaft und Umgang gehabt, hernach aber in Leiden studirt hatte. Er stellte ihn seiner Gemahlin und seinen Eltern auf eine sehr empfehlende Art vor, und diese nahmen

men ihn als einen Freund ihres Mannes und Sohns mit schmeichelhafter Hochachtung auf. Nun war es mit Freudenthals Abreise vorbei. Ihm selbst wars kein Ernst, darauf zu dringen; und wenn er's auch hätte thun wollen, so würde er doch nimmermehr seine Entlassung erlangt haben. Die Pferde musten abgeschirrt und in den Stall zurückgeführt werden. „Wir haben sehr viel mit einander zu sprechen," sagte Liebrecht, und hiermit begaben sie sich alle in die Stube.

Freundschaftliche Gespräche kennt man ja wohl. Wenn sich edle Freunde nach einer Trennung von mehrern Jahren unverhoft wiederfinden, so sind tausend kleine Vorfälle geschickt, ihnen die angenehmste Unterhaltung zu geben, die für jeden andern von keiner Wichtigkeit sind. Meinen Lesern habe ich alles gesagt, „was Sie interessiren kann, wenn ich Ihnen die Umstände erzähle, welche Liebrechten zu seiner Reise bestimmt hatten.

Er war bisher Hofmeister bei einem jungen Grafen gewesen, hatte ihn nach zurückgelegten Universitätsjahren auf Reisen in fremde Länder begleitet, und war hernach mit ihm in seine Grafschaft zurückgekehrt. Vor einigen Wochen war dieser fürtrefliche Graf zum großen Leidwesen seines Herrn Vaters und dessen Unterthanen gestorben.

ſtorben. Liebrecht konnte ſich darüber gar nicht zufrieden geben, und wolte nicht ferner an einem Orte leben, wo jeder in die Augen fallende Gegenſtand traurige Erinnerungen zurückrief. Man bot ihm Belohnungen über Belohnungen, man machte ihm Hofnung zu den erſten Bedienungen des Hofs, aber alles war umſonſt. Er blieb bei dem Entſchluß unbeweglich, daß er in den Schooß ſeiner Eltern zurückkehren wolte. Endlich erhielt er die Einwilligung des regierenden Grafen unter der Bedingung, daß er ſeinen jährlichen Gehalt ferner annehmen, aber dagegen die Verſicherung geben ſolte, wieder an den gräflichen Hof zu kommen, im Fall ſich iemals ſeine Geſinnung hierin ändern würde. Jetzt war er auf dem Wege begriffen, und reiſte darum ſo eilig, daß ſein Vater nicht etwa durch irgend einen Umſtand von ſeiner Ankunft im voraus benachrichtiget werden ſolte.

Den andern Morgen trennten ſich dieſe Freunde; jene fuhren in die Reſidenz zurück und Freudenthal ſetzte ſeine Reiſe weiter fort.

Zweites Kapitel.

Wie's manchmal kömmt, ein heiterer Himmel und gehäßige Menſchen.

Der Himmel that alles, Freudenthals Reiſe zu begünſtigen. In der Nacht hatte ein warmer Regen den Erdboden erquickt und ein wohlthätiges Gewitter die Luft von ſchädlichen Dünſten gereinigt. Mit dem Aufgange der Sonne zertheilten ſich die Wolken. Nun duftete die Erde Wohlgeruch; die beflügelten Sänger des Waldes kamen aus den Sträuchern und Baumhölen hervor; der eintönigte Froſch quakte am Ufer der Tümpfel und Gräben; und die ſchlanke Made bohrte ſich durch den lockern Boden an die freie Luft herauf. Ihre Herzen wurden ſo heiter als der Tag. Bald ſprachen ſie von ihren Freunden, von denen ſie ſich mit jedem Schritt der Roſſe weiter entfernten; bald gaben ihnen die abwechſelnde Gegenſtände der Natur neue Unterhaltung. Wenn ſich ja in der Rückſicht manche unangenehme Erinnerung mit einmiſchen wolte, ſo fanden ſie in den Vorſtellungen der Zukunft reichen Erſatz, weil ſie die glücklichſten Ausſichten vor ſich hatten.

Es war grade Mittag, als sie die Stadt erreichten, wo frische Postpferde genommen werden musten. Man wieß ihnen den berühmtesten Gasthof an, der dem Posthause gegenüber lag, wo sie nach ihrem Verlangen promt mit einer Mahlzeit bewirthet wurden. Der Wirth unterhielt sie dabei mit Erzählungen, die er immer bis nach geendigter Mahlzeit hätte zurückhalten können. Nachdem er sich neugierig erkundiget hatte, wohin die Reise weiter gehen solle, gab er Freudenthalen eine wohlmeinende Erinnerung. „Wenn ich Ihnen rathen darf," sprach er, „so halten sie sich nicht lange auf, sondern eilen Sie, daß Sie bei Zeiten ins Nachtquartier kommen."

„Wie so?" fragte Freudenthal, „hier in diesem Lande sind doch wohl die Straßen nicht unsicher!"

„Seyn Sie nicht zu sicher! manchmal kann man nicht wissen, was einem begegnen möchte. Gestern waren zween Kerle hier, denen ich eben nicht viel Gutes zuzutrauen Ursach habe."

Die Geheimeräthin und Albertine wurden hierüber unruhig, und Freudenthal bat sich von dem Wirthe eine deutlichere Erklärung aus, welche er auch in einer sehr wortreichen Erzählung erhielt. Der Vorfall war dieser.

Den Tag vorher waren zwei Herren in grünen, mit Gold besetzten Kleidern zu Pferde angekommen. Der Wirth hatte ihnen eine besondere Stube anweisen wollen; sie hatten aber gleich erklärt, daß sie sich nicht lange aufhalten würden und waren gradezu in die Gaststube gegangen, welche schon ziemlich von fremden Leuten voll war. Als sie dem Hausknecht die Pferde abgaben, zogen sie die Pistolen aus den Hulftern, nahmen sie mit sich in die Stube, und legten sie auf den Tisch, bei welchem sie sich hinsetzten. Anfangs entstand eine allgemeine Stille in der Stube; jeder hatte seine Augen auf die neuangekommenen Fremden. Es währte aber nicht lange, so war der Eindruck, den sie gemacht hatten, verloschen, und die Gesellschaften fingen ihre vorigen Unterhaltungen wieder an. Hier wurde gespielt, da gesoffen, dort gekannegiessert; überall aber entstund ein Gesumse — ein Toben durch einander, daß es nicht möglich war, ein Wort zu vernehmen.

Den beiden vornehmen Herren schien diese Unruhe mißfällig zu seyn. Ehe man sichs versahe, schlug der eine mit geballter Faust auf den Tisch, und gebot mit durchdringender Stimme Stillschweigen. Zum Unglück aber kam er der einen Pistole so nahe, daß er sie, als er die Hand wieder zurückziehen wolte, mit dem Aufschlag des

Rockermels in die Höhe riß. Vermuthlich stand der Hahn nicht sicher genug in der Ruhe. Im Niederfallen ging die Pistole los und schoß die Kugel einem Kärner am gegenüberstehenden Tische durch den Arm. In dem Augenblick fielen aber auch alle Kärner, deren ein ganzer Tisch voll bei einander waren, über den Unbesonnenen her, und schlugen so auf ihn hinein, daß der Wirth besorgt war, er möchte liegen bleiben müssen. Unterdessen riß er sich doch aus ihren Händen und erreichte die Thür.

Man hatte in dem Tumult gar nicht an seinen Gesellschafter gedacht. Alle liefen nun nach dem Stall zu, daß sie die Pferde nicht heraus holen und entfliehen solten. Aber die Pferde waren fort, und, als man wieder in die Stube kam, der Thäter mit seinem Gesellschafter auch. Kein Mensch wuste, wo sie geblieben waren.

Man hatte den Vorfall der Obrigkeit angezeigt; die Flüchtigen waren die ganze Nacht gesucht, aber nicht gefunden worden. „Mich dünkt," setzte der Wirth hinzu, „die Kerle sind schon öfter bei solchen Gelegenheiten gewesen. Aus der Art, wie sie fortgeschlüpft sind, kann man leicht schliessen, daß sie sich einander gut verstehen müssen. Ich halte sie für ausgelernte Spitzbuben. Und was denken Sie DAVON, daß ihm ein Kärner

bei

bei der Schlägerei ein Terzerol aus der Hand gewunden hat. Es war auch mit einer Kugel geladen. Zu welchem Zweck führt der Kerl dergleichen Mordgewehre bei sich? Nehmen Sie sich nur in Acht! ich fürchte, daß die Kerle in unsrer Gegend noch umherschweifen."

Der Wirth raisonnirte gar nicht unvernünftig, und Freudenthal hatte dessen Erzählung nicht ohne Unruhe angehört. Seiner Frauenzimmer wegen wolte er nur keine Furcht blicken lassen, und hätte gewünscht, daß der Wirth diese Geschichte nicht in derer Gegenwart erzählt haben möchte. Er gab sich alle Mühe, ihnen Beruhigung und Muth einzuflössen, aber er konnte wenig ausrichten. Sie stiegen mit sichtbarer Aengstlichkeit in den Wagen.

Das war nun nicht zu ändern, das Vergnügen der Reise war für heute gestört. Man sahe sich nur immer schüchtern auf dem Wege um, und hätte sichs von ohngefähr gefügt, daß ihnen einige Männer zu Pferde entgegen gekommen wären, wenn sie schon keine grüne Tressenkleider angehabt hätten; Albertine wäre in Ohnmacht gesunken. Indessen verging eine Stunde nach der andern, ohne daß ihnen etwas unangenehmes begegnete. Nur der Abend kam ihnen zu früh über den Hals. Es fing schon an zu dämmern, als

ſie noch eine Meile zu fahren hatten, ehe ſie das Städtchen erreichen konnten, wo ſie übernachten wolten. Sie waren nahe vor einem großen Dorfe, und Albertine that ihrem Mann eben den Vorſchlag, daß ſie für heute daſelbſt bleiben wolten, als ihnen aus demſelben jemand zu Pferde mit verhängten Zügeln entgegen geſprengt kam, der ein rothes Treſſenkleid anhatte und eine Piſtole in der Hand hielt.

Ich kann das Schrecken nicht beſchreiben, das unſre Reiſenden hatten. Schnell, wie der Blitz, fuhr's durch alle ihre Glieder, aber — zum Glück, ſchnell, wie der Blitz, verſchwand auch Gefahr, und Angſt. Sie waren nur noch einige tauſend Schritte vom Dorfe; in einer Minute kam der fürchterliche Ritter heran. Er kehrte aber das Geſicht von ihrem Wagen weg, und ſprengte, wie im Fluge, mit einer Schnelligkeit vorbei, die ſie mit Angſt und Sorge für den Flüchtigen erfüllte. Eine ganze Dorfſchaft Bauern ſetzten ihm nach, deren Anzug verrieth, daß ſie ſchnell von der Arbeit auf die Pferde geſprungen waren. Als wolten ſie den Wagen niederreiten, ſo kamen ſie angeſprengt, und ſtürzten im Schnauben und Brauſen der Roſſe mit einem fürchterlichen Geſchrei zu beiden Seiten vorbei, daß es nicht anders war, als wenn der Erdboden

bebte

bebte und ein Sturmwind brauste. Der Postillon hatte zu thun, daß er seine Pferde erhielt. Man wolte ihnen nachsehen, aber — der Wagen fuhr eben im Grunde, und wie ein Blitz so schnell waren sie alle über eine Anhöhe und aus den Augen weg. Sie fuhren also langsam fort, und näherten sich in ungewisser Erwartung dem Dorfe.

Jetzt war's noch schwerer als zuvor, einen Entschluß zu fassen, und Albertine selbst schien verlegen zu seyn, daß sie nicht wuste, ob sie zum Durchfahren oder Bleiben rathen solte. „Wir wollen erst sehen," sagte Freudenthal, wie wir's im Dorfe finden werden. Ist das Logis nur erträglich, so halte ich's für rathsamer, daß wir morgen lieber früher aufbrechen, als heute im Dunkeln reisen." Unter diesen Ueberlegungen kamen sie ins Dorf.

Das sahe man gleich, unruhig und tumultuarisch war alles. Nicht weit vom Eingange stand rechter Hand ein großes Haus, welches der Gasthof war. Es war ein geräumiger freier Platz vor dem Hause, aber — ein Volk war zusammen gelaufen, daß man mit aller Behutsamkeit kaum vorfahren konnte. Als man aussteigen wolte, trat ein langer ansehnlicher Herr aus dem Hause heraus und näherte sich dem Wagen. „Sind Sie gesonnen," sprach er mit einem lieb-

reichen, empfehlenden Ton, „über Nacht hier zu bleiben?"

„Ja!" antwortete Freudenthal, „wenn wir nur einigermaaßen Bequemlichkeit hier finden."

„Bequemlichkeit wenig, aber deſtomehr Unruhe haben Sie zu erwarten. Wirth und Knechte ſind fort, die Wirthin aber liegt im Bette und kann kein Glied am Leibe rühren. Aber, entſchuldigen Sie meine Frage, wie heiſſen Sie?"

„Freudenthal, mein Herr!"

„Freudenthal! der Hofrath aus der Reſidenz?"

„Ja!"

„O das iſt mir ein groſſes Vergnügen, Sie heute in meinen Schutz zu nehmen! Kommen Sie auf meinen Hof, ich habe die Ehre, Sie zu bewirthen."

Indem ging er auf den Poſtillon zu und wies ihm die Gegend, wohin er fahren ſolte. Vermuthlich mochte er wohl einige Unruhe auf Freudenthals Geſichte entdecken, die ihn unentſchloſſen zu machen ſchien. Aber er ließ ſich gar nicht irren. „Seyn Sie unbeſorgt," rief er im Umſehen in den Wagen zurück, „ich bin der Gerichtsherr vom Dorfe." Hiermit trieb er den Poſtillon auf den Bock und ging voran. Nun verſchwan-

den

den Angst und Sorgen, da die gedroheten Gefahrlichkeiten so glücklich überwunden waren.

Das kann man leicht denken, daß sie begierig waren, ihren freundlichen Wirth kennen zu lernen. Sie wurden durch den ersten Anblick schon für ihn eingenommen, und hofften durch ihn Licht in den Auftritten zu bekommen, die sie sich gar nicht zu erklären wusten. Die erste Stunde in seinem Hause überzeugte sie auch, daß sie sich in ihrer Erwarkung nicht betrogen hatten. Er war der artigste, der liebenswürdigste Kavalier, ein würdiger, edler Herr, der sich durch seinen sanftmüthigen wohlwollenden Charakter und geschäftigen Diensteifer die Liebe seiner Unterthanen und die Achtung der ganzen Landschaft erworben hatte. Eine Gemahlin, eine Tochter und ein Sohn, — alles edle Seelen, die seiner würdig waren, — machten seine ganze Familie aus, in deren Gesellschaft heute Freudenthal mit seiner Mama und Gemahlin nach einem ängstlichen Tag den angenehmsten Abend genoß. Aus ihren Gesprächen will ich für meine Leser nur das zusammen fassen, was zur Aufklärung der heutigen Vorfälle nöthig ist.

Der erwähnte Gasthof gehörte diesem Edelmann. Weil das Dorf eine starke Passage hatte, und der alte Krug Reisenden nicht die mindeste

Bequemlichkeit geben konnte; so ließ er ihn niederreissen, und hatte dafür ein Gebäude hingesetzt, worin jeder Reisende nach seinem Stande Logis und Bequemlichkeit bekommen konnte. Den Tag vorher, als Freudenthal ankam, waren vier fremde Herren ganz früh schon ohne anzuhalten durchgeritten, die im Dorfe niemand gekannt hatte. Der Edelmann selbst hatte sie bemerkt und sich den ganzen Tag vergeblich nach ihnen erkundiget. Der Schmidt im Dorfe stand in der Thür, als sie durchritten; bei dem hatten sie sich um den nächsten Weg nach der Residenz befragt; aber woher sie gekommen wären, wuste er nicht zu sagen.

Den Abend, spät in der Nacht, kamen zween von diesen Rittern wieder zurück. Der Wirth war schon im Bette; sie klopften etwas ungestüm an und verlangten Nachtquartier. Es war ihm heute eben nicht gelegen, daß er in seiner Ruhe noch einmal gestört ward, weswegen er mit einem unwilligen Ton, indem er die Thür aufmachte, fragte, „nun! so spät noch?" Die Antwort, welche einer von ihnen gab, hätte ihn bald verdrossen: „ja! für diesmal nicht einen Augenblick eher!" — Beinahe hätte er die Thür wieder zugeworfen und sie in den Krug gewiesen, wenn er sie nicht in dem Augenblick an der Kleidung für

die

die Herren erkannt hätte, welche den Morgen durchgeritten waren. Die Achtung für einem Treſſenkleide, und die Hofnung, ſeine Neubegierde zu befriedigen, machten ihn aber diesmal nachgebender als gewöhnlich. Er machte die Thür recht weit auf, und ergriff geſchwind einen liebreichern Ton. „Guten Abend!“ ſprach er, „Willkommen, meine Herren! woher kommen Sie heute noch ſo ſpät?“

„Dort zum Ende herein!“ gaben ſie beide zur Antwort und lachten, vermuthlich darüber, daß ſie ohne Verabredung beide eine Antwort ergriffen.

Der Wirth war ein liſtiger Schelm; die Antwort verdroß ihn ſehr, aber er ließ ſich nichts merken. Er hätte gern Beſtätigung aus ihrem Munde gehabt, ob ſie nicht die Herren wären, die heute frühe durchgeritten waren. Auch kamen ihrer jetzt nur zween, und die Frage war ſchon auf der Zunge, ob etwa die zween fehlende Herren noch zurück wären und nachkommen würden? Er beſann ſich aber bald, unterdrückte allen Unwillen, blieb bei ſeiner angenommenen Freundlichkeit und beſchloß, ſich an ihnen zu rächen. Die Einrichtung des Hauſes gab ihm hierzu die beſte Gelegenheit.

Für vornehme Gäſte hatte der Edelmann eine Stube mit Tapeten ausſchlagen laſſen. An ſich war die Stube irregulair; durch die Tapeten aber konnten die Winkel verſteckt und die Stube gleich gemacht werden. In dem einen ſolcher Winkel ging die Thür durch die Tapete aus der Stube hinein. Hier ſtand ein Bette, das der Wirth ſeinen Gäſten anwies. Dicht darneben war ein ganz unbrauchbarer Zwickel nur durch die Tapetenwand abgeſondert. Der Wirth hatte von auſſen eine verborgene Thür hinein machen laſſen, und gebrauchte dieſen Winkel zu einem geheimen Behältniß, etwas zu verbergen. Hieher begab er ſich ſehr behutſam.

Lange durfte er nicht ſtehen, ſo hatte er ſeine Abſicht erreicht. Vermuthlich hielten ſich die Fremden in der Stube nicht ſicher und fürchteten, daß ſie an der Thür leicht behorcht werden könnten. Kein Wort ward geſprochen. Sie legten ſich aber bald ins Bette, nun war der Wirth deſto aufmerkſamer. Wie er vermuthet hatte, ſo geſchah es auch; ſie ſprachen im Bette ganz vertraulich mit einander, zwar leiſe, aber doch deutlich genug, daß er alles vernehmen konnte. Die Leſer mögen verſuchen, was ſie ſich aus der Unterredung nehmen können.

„Der

„Der Wirth, Bruder!“ fing der eine an, „iſt ein liſtiger Schelm; ich wolte, wir wären weiter geritten.“

„Ja, weiter!“ antwortete der andere, „der Teufel mag weiter reiten! Wärſt du, wie ich, unter den Händen der Kärner geweſen, du ſolteſt wohl anders reden. Ich kann im Bette kaum liegen, vielweniger länger auf dem Pferde ſitzen. Und die Hand weiß ich für Schmerzen nicht zu laſſen; der infame Kerl hat ſie mir ſo verdrehet. Ich wolte, daß ihm die Kugel durchs Herz gegangen wäre.“

„Pfui, Bruder! ſchäme dich eines ſolchen unchriſtlichen Wunſches. Einen luſtigen Streich hilft man ja wohl einmal ausführen; deswegen muß man nicht gleich ein Mörder ſeyn.“

„Du wirſt wohl gar andächtig? warte nur, — Kerl! — morgen, — wenn unſer Anführer wieder da iſt! Du darfſt nur ein Wort ſagen; der ſetzt dir die Piſtole gleich vor den Kopf.“

„Biſt wohl ein Narr, Bruder! daß du alles gleich ſo ernſtlich aufnimmſt. Schlaf nur, und habe morgen Herz, daß dir der Vogel nicht noch einmal entſchlüpft. Morgen iſt keine Kirchenrechnung; Freund F*** ſchläft ſchon, und wird vielleicht früh aufbrechen.“ — Nun ſchwiegen ſie ſtill und fingen bald darauf an zu ſchnarchen.

Der Wirth schlich sich sachte von seinem Posten weg und legte sich in sein Bette, aber er konnte für Gedanken nicht einschlafen. So wenig er auch die gehörte Unterredung verstand, so gewiß war doch soviel daraus abzunehmen, daß die Kerle Böſewichter, vielleicht Mörder und Straſſenräuber wären, die eine beſchloſſene That auf den morgenden Tag verſchoben hatten, weil ſie am heutigen mißlungen war. Das ging nicht an, ſchweigen durfte und wolte er nicht, wenns nur angegangen wäre, daß er ſogleich hätte zum gnädigen Herrn gehen können. Er wuſte ohne dies nicht, wie früh ſie aufbrechen würden, und durfte es nicht wagen, ſie aufzuhalten, wenn dazu nicht in der Stille behutſame Anſtalten vorher gemacht wurden. Unterdeſſen kam der Morgen heran, und ſobald die Glocke viere ſchlug, ging der Wirth auf den adlichen Hof.

Der Edelmann erſchrack nicht wenig über des Wirths Nachricht. Er äuſſerte gleich dieſelbe Vermuthung, daß ſie von einer Bande ſeyn müſten, die auf Raub ausgehen, und machte ſogleich Anſtalten, daß ſie feſtgehalten werden ſolten. Ehe ſie erwachten, waren ihre Pferde aufs Schulzengericht in Sicherheit gebracht und ihre Stube von zehen Mann Wache aus der Gemeine beſetzt, daß es ihnen nicht möglich zu entkommen war.

Hätten

Hätten ſie ſich nur noch klug und geduldig betragen; durch Liſt konnten ſie ſich vielleicht aus aller Verlegenheit helfen. Aber ſie fielen über den Wirth mit Schlägen her, traktirten die Wirthin übel, die den Mann aus ihren Händen reiſſen wolte, und warfen mit Drohungen um ſich, die ihre Sache weit ärger machten. Der Edelmann muſte die Wache verſtärken, und endlich die Arreſtanten auf die Burg in Sicherheit bringen laſſen.

Den letzten Schritt wolte der Edelmann ungern wagen. Es war immer noch ungewiß, was man von dieſen Leuten halten ſolte — wenigſtens konnte man aus ihrem eignen Geſpräche noch keine Beweiſe wider ſie hernehmen. Und wenn ſie ſonſt keine Ausflucht hatten, als daß ſie des Wirths Neugierde bemerkt, von ihm behorcht zu werden vermuthet und das Geſpräch, ſich eine Luſt mit ihm zu machen, erdichtet hätten — was konnte man machen? Aber ſie verraingen ſich damit, daß ſie ſich an den Wirth und deſſen Frau verariſſen, und machten ſich dadurch verdächtig, daß ſie mit Drohungen um ſich warfen und von ihren Freunden ſprachen, die bald nachkommen würden. Das machte den Edelmann aufmerkſam, und beſtätigte die Bauern in den Gedanken, daß ſie ganz gewiß von der Geſellſchaft wären, die ſich geſtern

im Dorfe hatten ſehen laſſen. Man urtheilte, ſie könnten ſich aus Abſichten getrennt haben, und hier die beiden andern Kameraden erwarten wollen. War dies der Fall, ſo muſte man allerdings Unruhe befürchten, wenn ſie kamen, und ihre Brüder im Gaſthofe als Arreſtanten bewacht fanden. Sogleich ward beſchloſſen, daß ſie in ſichrere Verwahrung gebracht werden ſolten.

Der Schulze hatte einen guten Einfall, der am Ende der ganzen Sache einen Ausſchlag gab. Er meinte, daß die beiden Kameraden leicht Wind von der Sache bekommen könnten und dann gewiß wegbleiben, oder wohl gar Gelegenheit ſich zu rächen ſuchen würden. Kämen ſie auch, ſo wären ſie zu Pferde, und würden ſich, ſobald ſie Unrecht vermerken ſolten, bald aus dem Staube machen. Dieſer Einfall brachte ſie auf den rechten Weg. Sogleich ward der Entſchluß gefaßt, daß jeder Einwohner ſein beſtes Pferd von der Weide holen, und geſattelt im Stalle halten ſolte, damit man im Nothfall bereit wäre, wenn etwas vorgehen möchte. Der ganze Tag ging aber ohne Unruhe hin, bis endlich gegen Abend zween Ritter in rothen Kleidern erſchienen, die nach zween Kavalieren in grünen Kleidern fragten. Sie waren ſehr eilig und wolten nicht abſteigen. Der Schulze ließ ein Zeichen geben, die Bauern verſammel-

ſammelten ſich nach und nach; die Ritter aber ſchöpften Verdacht und machten Mine, die Flucht zu ergreifen. Dem einen gelang es fortzukommen, der andre ward gehalten. Ehe man ſichs aber verſah, ſchoß er dem, der das Pferd am Zügel hielt, mit der Piſtole durch den Arm, und gab zugleich dem Pferde die Sporn. Nun ſtürzte er zum Dorfe hinaus, und die Bauern ſtiegen, wie ſie gingen und waren, auf die Pferde, ihm nachzuſetzen.

Der Edelmann hatte in der Geſchwindigkeit eine artige Mahlzeit anrichten laſſen, und erzählte ſeinen Gäſten über derſelben dieſe Vorfälle. Es konnte nicht anders ſeyn, die Umſtände muſten Freudenthalen ſehr verdächtig ſcheinen. Wenn er alles zuſammen nahm, ſo war es mehr als zu gewiß, daß dieſe beide Arreſtanten dieſelben Kerle waren, welche Abends vorher in dem Gaſthofe, wo Freudenthal heute geſpeiſt hatte, ſo viel Unruhe gemacht hatten. Auch das war auſſer Zweifel, ſie waren Böſewichter, die ihm Verderben nachtrugen. Die Geheimeräthin und Albertine zitterten für der Gefahr, und dankten Gott in ihren Herzen, der ſie daraus errettet hatte. Kaum daß ſie Freudenthal durch ſeine Augen zurückhalten konnte, ihre Gedanken nicht zu verrathen.

Der Edelmann kannte Freudenthalen nur durch den Ruf aus der Residenz, als einen würdigen Mann. Er hatte viel von seinen Widerwärtigkeiten gehört, und wuste aus sichern Nachrichten, daß er alle diese Verfolgungen um seiner Redlichkeit und Vaterlandsliebe willen hatte erdulden müssen. Sobald er vorm Gasthof seinen Namen hörte, wars ihm herzliche Freude, einen Menschenfreund zu bewirthen, und an einem so unruhigen Tage einen Mann in Schutz zu nehmen, der die Unschuld keiner Verfolgung preis gab. Das ließ er sich nicht einfallen, daß er eben derjenige wäre, auf welchen die Anschläge der gefangenen Ritter gingen. Aber viel fehlte nicht, so hätte er wider Freudenthals Willen mehr Licht bekommen.

Die Bauern kamen zurück, als der Edelmann mit seinen Gästen noch am Tische saß. Der Schulze ging grades Weges auf den adlichen Hof und stattete seinen Bericht ab, der kurz aber traurig genug war. Es war nicht möglich gewesen, den Flüchtigen einzuholen. Die Bauern hatten ihm aus allen Kräften beinahe eine Stunde nachgesetzt, er hatte aber immer einen Vorsprung von einigen hundert Schritten behalten. Sie zweifelten alle schon, daß sie ihren Zweck erreichen würden, als der Unglückliche mit dem Pferde

ſtürzt und in demſelben Augenblick ſeine Piſtole losſchießt, die er in der Hand hatte. Die Bauern eilten alle auf ihn zu. Ueber den Schuß war niemand erſchrocken, man glaubte, er würde im Fallen an den Hahn geſtoßen und die Piſtole ohne Abſicht losgedruckt haben. Als ſie aber hinan kamen, fanden ſie bald die richtige Erklärung. Der Unglückliche hatte ein Bein gebrochen, und weil er nun kein ander Mittel ſahe, ihren Händen und ſeiner Strafe zu entgehen, ſo hatte er ſich die Piſtole vor den Kopf geſetzt.

Der Schulze hatte noch die Ueberlegung, daß er die Taſchen des Entleibten unterſuchte, in der Hofnung, einen Paß oder ſonſt etwas bei ihm zu finden, das von ſeiner Perſon einige Nachricht geben könnte. Er fand aber nichts bei ihm, als zwei Brieftaſchen, welche er überbrachte. Sie wurden beide durchſucht, die eine nahm der Wirth und die andre Freudenthal. In jener fanden ſich für zehen tauſend Thaler Bancoſcheine; dies aber war ein Kalender, aus welchem nichts zu erſehen war. Die ganze Geſellſchaft erſtaunte und ſchauerte über den Ausgang, Freudenthalen aber traten die Thränen ſo nah in die Augen, daß er ſie kaum zurückhalten konnte.

„Nicht wahr?“ fragte hier der Edelmann ſeine Geſellſchaft, „Sie wären grade durchgefahren,

ren, wenn diese Unruhen nicht gewesen wären?" und als Freudenthal mit ja antwortete, gab er diese Erklärung von sich: „Ich habe also diesen bösen Menschen das Glück zu verdanken, Sie kennen zu lernen. Wenn ich nur nicht zugleich den Verdruß durch sie hätte, daß durch ihre Händel unser Vergnügen unterbrochen würde. Nun auch kein Wort mehr von diesen Böswichtern!"

Das geschah auch. Man brachte die übrigen Stunden des Abends mit angenehmern Unterredungen hin, und traf durch des guten Wirths Beistand solche Einrichtungen, daß Freudenthal nicht nur den Morgen mit mehrerer Sicherheit reisen, sondern auch die Versäumniß der beiden vorigen Tage einbringen und mit dem Abend Rathmannsdorf zu erreichen hoffen konnte.

Drittes Kapitel.

Ist der beiden ersten wegen unentbehrlich.

Die Erfahrung kann meinen Lesern nicht neu seyn, daß sich die edelsten Freundschaften öfters sehr schnell entspinnen. Wenn das Schicksal unverhofft Menschen zusammen bringt, die sich durch Würde der Seelen in allen Handlungen auszeichnen;

nen; so erspahrt es ihnen nicht nur Zeit und Mühe, sich aufzusuchen, sondern entreißt auch ihren Herzen in schneller Ueberraschung gegenseitigen Beifall und Bewunderung, die wohl gar in den Schwachheiten Nahrung für ihre aufwachsende Hochachtung finden. Es war nicht möglich, daß sich Freudenthal und sein gütiger Wirth in der kurzen Zeit prüfen und kennen lernen konnten. Wenn's wahr ist, daß das Herz beim schönen Geschlechte etwas kleiner ist, und folglich auch etwas tiefer als beim männlichen liegt, so könnte man sicher daraus schliessen, daß sich die Damen noch weniger gekannt hätten. Aber sie fühlten einen so mächtigen Zug zu einander, daß ihnen die Trennung sehr bitter war. Tausendfältig geküßt und gesegnet fuhr Freudenthal mit seiner Familie fort.

Wenn sie heute ihre Reise zu Ende bringen wolten, so durfte kein Augenblick versäumt werden. Der Edelmann ließ sie nicht nur mit seinem Gespann die erste Station fahren, sondern hatte auch einen Reitknecht voran geschickt, der auf beiden folgenden Stationen die Pferde bestellen muste, damit sie nicht aufgehalten würden. Sogar ihre Mahlzeit war besorgt und ihr Flaschenfutter gefüllt, daß sie Essens und Trinkens wegen nicht aus dem Wagen steigen durften.

Bei dem allen erreichten ſie Rathmannsdorf doch nicht eher, als Abends um zehn Uhr.

Schon in Rathmannsdorf? wird der Leſer fragen; und mit groſſer Freude muß ich *) antworten: ja endlich in Rathmannsdorf. Ich bin recht unzufrieden, daß es ſo viel Unruhe und Aufenthalt auf der Reiſe gab. Ich hatte meines ſeligen Großvaters Mannſkript nicht ganz durchgeleſen, als ich's abzuſchreiben anfing; und ließ, da mir die Erzählung der Unruhen auf der Reiſe ſo langweilig vorkamen, dies alles weg. Aber nun ich am Ende bin, ſehe ich wohl, daß das gar nicht angeht. Mein Großvater hat hier an dieſem Orte ein Zeichen gemacht mit der Anmerkung, daß der Nachtrag auf dem letzten Blatte ſeines Manuſkripts hier eingeſchaltet werden ſolle. Ich leſe geſchwinde das letzte Blat, und finde, daß es eine deutliche Aufklärung jener Unruhen enthält, und zween Männer in der ganzen Größe ihrer Bosheit darſtellt, die mit Freudenthals Schickſalen viel Verwickelung haben. Das darf ich ſchlechterdings dem Leſer nicht entziehen. Ich muß alſo die Erzählung jener Unruhen und Reiſegefahren nachholen, damit ſie der Setzer einſchalten kann, wohin ſie gehören; den Leſer aber muß ich

*) Nicht der Autor, ſondern der Herausgeber ſpricht hier.

ich nach dem Willen meines Großvaters von Rathmannsdorf noch einmal zurückführen, bis eine Viertelstunde vor dem Dorfe, aus welchem Freudenthal heute ausgereist war.

Der Tag war eben der heiterste nicht, und Freudenthal mit seiner Gesellschaft war — wie das Wetter. Es schien sogar, als wenn sie Vergnügen an ihrer verstimmten Laune fänden, daß keiner den andern stöhren oder aufmuntern wolte. Freudenthal langte endlich einen Brief aus der Tasche und las; indem er aber las, liefen ihm Thränen aus den Augen. Seine Gemahlin sahe ihn sehr aufmerksam an, und wuste nicht, was sie sich bei seinem fortdaurenden Stillschweigen für Gedanken machen solte. Er seufzte, — sie hob ihre Augen zum Himmel hinauf. Die Geheimeräthin brach das Stillschweigen. „Glauben Sie nicht," sprach sie zu Freudenthalen, „daß uns Ihr Stillschweigen kränkt? Sagen Sie uns lieber, was sie beunruhigt, wir leiden mehr, so lange Sie uns ein Geheimniß aus ihrem Kummer machen."

Freudenthal reichte ihnen beiden seine Hand und drückte sie zärtlich: „weder für Sie, antwortete er, „noch für meine Albertine werde ich jemals ein Geheimniß haben. Sie mögen immer in mein Herz sehen."

„Ludwig!“ antwortete Albertine, „sagen Sie das nicht! Seit gestrigem Abend habe ichs sorgfältig verschlossen gefunden.“

„Mißtrauische, verdachtvolle Albertine!“ sagte Freudenthal, „lesen Sie erst den Brief und dann verdammen Sie mich, wenn Sie können!“

Sie nahm den Brief und las, konnte aber ihr Erstaunen nicht verbergen, und fiel ihm beschämt in die Arme, sobald sie ihn gelesen hatte. Die Geheimeräthin las den Brief auch, und entsetzte sich so sehr über den Inhalt desselben, als sie sich darüber verwunderte, wie er in Freudenthals Hände gekommen wäre. Beides muß ich meinen Lesern auch sagen.

Der Brief war von Sorgenfelden aus der Residenz an Unrechten geschrieben, der sich nach der Aufschrift in einem Dorfe aufhielt, welches Freudenthalen ganz unbekannt war. Es herrschte darin ein sehr vertraulicher Ton; der Inhalt aber zeigte von der teufelischen Bosheit beider Korrespondenten, die Rachsucht und Mordbegierde vereiniget hatten. Es muste ein Brief von Unrechten vorher gegangen seyn, worin er sich eben nicht aus den besten Absichten nach Freudenthals Umständen erkundigt hatte. Von Sorgenfeld gab dem Onkel erst übertriebene Versichrungen

seiner

seiner Hochachtung und Ergebenheit, und hernach machte er Vorschläge zur Ausführung ihrer Absichten, über welche sie schon länger mit einander korrespondirt hatten.

„Jetzt," schrieb er, „kömmt der Zeitpunkt, den wir nicht vorbei lassen müssen. Seyn Sie aufmerksam, wenn Sie sich und uns an Freudenthalen rächen wollen. Denken Sie nur, was uns der Kerl für einen verdammten Streich gespielt hat! Es war alles so gut eingefädelt, als wir nur wünschen konnten; er solte vier Wochen an den Karn geschlossen und dann auf die Festung gebracht werden. Der Teufel muß ihm den Anschlag gegeben haben, daß er sich an seinen Fürsten wenden soll, der ihn eben mit dem Guthe verdorben hat. Seitdem der Kerl Herr von Rathmannsdorf heißt, ist er ein weiser unausstehlicher Narr gewesen, der mit seiner Herzensgüte seine Kollegen an den Bettelstab bringt. Kurz, es kam mir einmal ein Schreiben im Namen des dasigen Fürsten an unsre Regierung, das den ganzen Konseil ins Bockshorn jagte." „Den Augenblick," hieß es, „soll eine Stafette nachs Bad an euren Herrn abgehen, wofern Freudenthal nicht sogleich nach Empfang dieses freigelassen, und ihm der Abzug nach Rathmannsdorf verstattet wird." „Sehen Sie, so wurden unsre

Anſchläge vereitelt. Vor Freudenthalen waren wir ſicher, der konnte an unſern Herrn nicht kommen, er mocht' es auch anfangen, wie er wolte. Aber — — Ich möchte mich zu Schanden ärgern! — Nun ſeyn Sie nur wachſam, genug, Freudenthal wird mit ſeiner Familie nächſtens nach Rathmannsdorf abgehen. Dahin muß er ſchlechterdings nicht kommen! Machen Sie ſich nur mit Ihren guten Freunden etwas näher und laſſen mir den Ort wiſſen, wo Sie zu finden ſind. Sie ſollen von mir zu rechter Zeit die Stunde ſeiner Abreiſe erfahren. Aber machen Sie Ihre Anſtalten klug. Der Frau mögen Sie das Leben laſſen, wenn ſie Ihre Freunde mit ſich fortnehmen, und ſicher genug verwahren können; das Menſch iſt gut genug! Aber die beiden Kinder müſſen mit dem Vater fort, wenn wir ſicher ſeyn ſollen. Führen Sie Ihre Aufträge gut aus, ſo können Sie grades Weges in die Reſidenz zu uns kommen, und gewiß glauben, daß Ihnen Ihre vorige Bedienung wieder offen ſtehen ſoll."

Das wuſte weder Albertine noch die Geheimeräthin, auf was für Art dieſer Brief in Freudenthals Hände gekommen war. Aber meine Leſer ſolten's bald rathen; zumal wenn Ihnen etwa die Briefſtaſchen beifielen, welche der Schulze bei dem Geſtürzten fand. Getroffen! —

ich

ich will's nur grade herausſagen: es war Unrecht, der aus dem Dorfe mit der Piſtole in der Hand Freudenthalen entgegen kam. Er erkannte ihn von ferne gleich, und wurde nur darüber ungewiß, daß er mit der Piſtole vorbei ſprengte und das Geſicht vom Wagen wegwandte.

Jetzt, da wir die ganze Geſchichte wiſſen, erklärt ſich alles ſelbſt. Die Bauern waren ihm zu nahe im Rücken, er durfte nichts wagen. Hätte er auch im Vorbeireiten einen Verſuch machen wollen, ob er Freudenthalen treffen könnte, ſo that er damit dem verabredeten Vergleich kein Genüge. Und dann hatte er nichts mehr, ſich zu vertheidigen, in der Hand, im Fall ihm die Bauern näher kommen ſolten. Eine Piſtole hatte er im Dorfe ſchon abgebrannt, und dieſe hatte er für ſich ſchon beſtimmt, wenn ihm die Noth kein ander Rettungsmittel übrig lieſſe.

Nun unterſuchte Freudenthal den Kalender, indeſſen daß der Edelmann die Brieftaſche viſitirte. Hier blieb ihm kein Zweifel übrig; er erkannte an denen darein geſchriebenen Anmerkungen Unrechts Hand. Endlich fand er auch hinten in der Brieftaſche einen Brief, der ſo zuſammen gelegt war, daß ihm der unterſchriebene Name, von Sorgenfeld, zuerſt in die Augen fiel. Er erſchrack über den Anblick, und weil der

Edelmann so eben die Bancoscheine vorzeigte, worauf aller Augen gerichtet waren; so ging's sehr leicht an, daß er den Brief unbemerkt herausnehmen und zu sich stecken konnte.

Es war fast kein andrer Gedanke möglich, als der, daß Sorgenfeld ein Mitverschworner seyn, und in diesem Briefe seine Bosheit mit Unrechten verabredet haben müsse. Da die Vorsicht ihre Anschläge zu Schanden gemacht, und Freudenthalen geschützt hatte, so wolte er lieber dies Zeugniß der Bosheit beistecken, als seinen Feind ins Verderben bringen. Aber Thränen des Mitleids gegen den Nichtswürdigen, und Thränen der Dankbarkeit gegen Gott, traten in seine Augen; ich weiß aber nicht, wie er sich würde heraus geholfen haben, wenn sie der Edelmann bemerkt und ihre Quelle errathen hätte.

Gott! wie gerührt waren die Geheimeräthin und Albertine, als sie nun den ganzen Plan der Bosheit übersahen. Mit Thränen dankten sie ihrem Gott, der sie so wunderbar errettet hatte. „Ja!" rief Albertine, „durch Engel beschützt Gott noch jetzt die Menschen. Der Eigensinn, der dort dem Grafen an Liebrechten unerklärbar, — vielleicht strafwürdig schien, der ist uns weise Veranstaltung Gottes. Ach, wie unbeschreiblich elend wäre ich jetzt, wenn Liebrecht

nicht

nicht kam, und uns auf unsrer Reise aufhielt. Wie herzlich wird er für seinen Schaden dem weisen Vater im Himmel danken, wenn er hören wird, daß er das Mittel zu unsrer Errettung war."

Bis nach Rathmannsdorf unterhielten sie sich mit diesen Gedanken, und Freudenthal erhielt so viel Lobsprüche und Zärtlichkeiten für seine großmüthige Entschliessung, von Sorgenfelden durch seine Behutsamkeit dem Nachforschen der Obrigkeit zu entziehen; daß er sich für die überstandne Angst reichlich belohnt fühlte. Unrecht war kaum des Andenkens werth, aber Freudenthalen machte sein unglückliches Ende manchen traurigen Gedanken, und für Sorgenfelden schreckende Vorbedeutungen. Wenn nur nicht, wünschte er mitleidig, die beiden Arrestanten Wissenschaft von seinem Antheile an ihrer beschloßnen Bosheit haben. Gott! — meine Mutter! — meine Schwester! —

Unter solchen Umständen muste ihm der Gedanke freilich willkommen seyn, daß er in Zukunft auſſer aller Verbindung mit ihnen zu Rathmannsdorf leben würde. Er näherte sich schon seinen eigenthümlichen Feldern, als er noch einmal den Vorsatz erneuerte, nie wieder diesen Wohnsitz der Glückseligkeit mit dem unruhigen Leben des Hofs zu vertauschen.

Viertes Kapitel.

Einige Sonnenblicke, die einen heitern Tag prophezeihen.

Die Glocke schlug eben zehen, als der Wagen vor dem Schlosse zu Rathmannsdorf still hielt. „Gott Lob!" sprach Freudenthal, als er ausstieg, „nun hoffe ich Gefahr und Unruhe überwunden zu haben."

Ich glaube, daß sich der größte Theil der Leser geneigt finden wird, dieser Hofnung beizutreten. Ich selbst kann's nicht läugnen, daß ich erwartet hätte, Freudenthal würde von nun an im Schooße des Friedens, der Freundschaft und der Liebe die glücklichsten Tage leben, die durch keinen kränkenden Vorfall beunruhiget werden würde. Aber, weit gefehlt! Freudenthal war nun zwar der Wuth seiner Feinde entgangen, aber er fand in den Schicksalen seiner Freunde so viel neue Kränkungen, daß sein theilnehmendes Herz jetzt mehr, als unter jenen Verfolgungen, litte.

In Rathmannsdorf war man von Freudenthals Ankunft im voraus unterrichtet. Es waren schon seit einigen Wochen verschiedene Wagen mit den kostbarsten Meublen und Geräthen

angekommen, welche Freudenthal aus der Reſidenz dahin ſchaffen ließ. Zuletzt kamen auch die Hausbedienten, die im voraus Ordnung machen und nöthige Einrichtung zur Aufnahme ihrer Herrſchaft treffen ſolten. Aber der Tag ihrer Ankunft war nicht beſtimmt. Theils konnte Freudenthal ſelbſt wegen der Einrichtung ſeiner Reiſe dieſen Tag nicht mit Gewißheit vorherſagen; theils wolte ers auch darum nicht thun, daß nicht nochmalige Feierlichkeiten zu ſeinem Empfange von den Unterthanen angeſtellt werden ſolten. Unterdeſſen hielt man ſich doch auf dem Hof ſtündlich in Bereitſchaft und ſprang mit Freuden zur Thür hinaus, ſobald der Poſtillon ins Horn ſtieß.

Die Freude war auſſerordentlich groß, alle die auf den Hof waren, vom Pächter bis zum Dienſtjungen, ſtanden um den Wagen herum, riefen ihrem Herrn ein frohes Willkommen! entgegen, und trugen ihn faſt aus dem Wagen. Es hätte nur Tag ſeyn ſollen, ſo würde nichts im Stande geweſen ſeyn, die Ausbrüche der Freude bei den Unterthanen zurückzuhalten. Aus dem nächſten Hauſe am Ritterſitze rief eine Stimme zum Fenſter heraus: „Gott Lob! jo, 't is unſe Häre! nu ſolle ohk nich wedder ut det Dorp kamen."

Freu=

Freudenthal wuste nicht, was er sagen solte, als er ins Haus hineintrat und in der Thür auf Berdulli'n stieß. Dieser hatte eben ins Bette steigen wollen, als er den Wagen kommen hörte und brauchte also einige Minuten zum Ankleiden, ehe er ihm entgegen gehen konnte. „Gott!" — rief Freudenthal, „Berdulli! sind Sie es?" Hier faßte er ihn in seine Arme und küßte ihn mit brüderlicher Zärtlichkeit. „Ach! was für Leiden ist's mir gewesen, daß ich Sie nicht sprechen durfte; und, als ich frei war, Sie nicht zu finden wuste. Nun, Sie haben durch mich leiden müssen; so Gott will, sollen Sie auch durch mich Freude haben. Kommen Sie, bester Freund!" —

Die Gemahlin und die Geheimeräthin standen bei ihnen und trugen Berdulli'n dankbare Blicke für die unverhofte Freude entgegen, die er ihnen durch diese Ueberraschung machte. Er küßte ihnen ehrerbietig die Hand und wolte sie eben ins Zimmer hineinführen, als ein rührender Auftritt sie noch einmal in den Hof zurück rief. Ein zahlreiches Chor stimmte vor dem Hof den Gesang an: Nun danket alle Gott ꝛc.

Der Schulmeister im Dorfe war ein achtzigjähriger Greis, der zwar unbiegsame Steifigkeit des Alters in allen seinen Gesinnungen und Gewohnheiten in keinem geringen Grade, aber dabei

ſo viel Kräfte und Munterkeit des Leibes beſaß, daß ſeine Seele zwanzig Jahre älter, als ſein Körper zu ſeyn ſchien. Seine größte Beſchwerlichkeit war, daß er des Nachts nicht ſchlafen konnte. Wenn alles im Dorfe ſchlief, ſo wachte er gewiß noch. Dieſer war einer von den erſten, welche Freudenthals Ankunft bemerkten. Sogleich warf er ſich den Rock über und ging zum Hauſe hinaus. In allen Häuſern guckten die Leute aus den Fenſtern. „Schulmeiſter!" rief der Nachbar, der ihn im Scheine des Lichts erkannte, „wohin?" — „Kommt mit!" antwortete er, „wir wollen ein Danklied ſingen." Und ſo folgten ihm aus allen Häuſern Eltern und Kinder nach, welche mit rührender Devotion in den Geſang fielen, ſo wie ſie nach und nach ankamen.

Freudenthal trat ſchnell zur Thür hinaus. Die bebende Stimme verrieth ihm den Vorſänger gleich. Als aber mit jedem Worte mehr Stimmen einfielen und die Herbeieilenden das Dorf lang her ſchon mitſangen, ward ſein Herz ſo gerührt, daß ihn ein Zug zur Andacht hinriß, den er kaum in der Kirche jemals ſo ſtark empfunden hatte. Er ergriff ſeine Gemahlin an der Hand, trat in den Hof heraus an die innere Seite des Thors, und alle die im Hofe waren, folgten ihm nach, und ſangen mit einer Rührung, als ſie noch nie geſun-

gesungen hatten. „Ich bedanke mich, lieben Kinder!" rief Freudenthal, als der Gesang zu Ende war; „behaltet mich ferner lieb und betet für mich; ich will für euch auch beten und euer Vater seyn."

Dieser Auftritt gab ihnen viel Stoff zur Unterredung, als sie in das Zimmer zurükkamen. Die Mama und Albertine traten mit Thränen herein, fielen Freudenthalen um den Hals und brachten an seinem Busen der Tugend neue Gelübde. „Ach ja!" sprach Albertine, „es giebt Seligkeiten auf der Welt, die dem größten Theile der Menschen unbekannt bleiben, die sie sich aber alle durch Menschenliebe und Wohlthätigkeit verschaffen könnten." „Ach! Freudenthal!" sprach die Geheimeräthin, „heute müsten Sie mein Sohn werden, wenn Sie es noch nicht wären. Gott! wieviel selige Stunden habe ich schon Ihrer Tugend zu verdanken!" Und Freudenthal fühlte sich durch ihre Empfindungen beschämt und ermuntert.

Es war gar nicht seine Absicht gewesen, daß seine Ankunft das geringste Aufsehen machen solte. Da es nun aber einmal geschehen war, so wurden doch einige befremdende Gedanken geäussert, daß bei dieser allgemeinen Bewegung der Gemeine der Prediger ganz ruhig geblieben wäre.

Der

Der Pächter entschuldigte ihn aber. „Der Herr Magister," sprach er, hat sich heute nicht recht wohl befunden und so eben ein Laxierpulver eingenommen. Er hat mich bitten lassen, daß ich ihn entschuldigen möchte; morgen wird er seine Aufwartung machen, sobald es seine Umstände erlauben.

Fünftes Kapitel.

Wider alle Kalenderregeln doch trübes Wetter.

Ich muß, ehe ich die Geschichte fortsetzen kann, eines Umstands gedenken, der den Leser sonst irre machen könnte. Vor ohngefähr hundert Jahren trug sich das Unglück zu, daß das Pfarrhaus zu Rathmannsdorf abbrannte. Man wolte die Frau Predigerin beschuldigen, daß ihre Nachlässigkeit dies Unglück verursacht hätte, weswegen Gemeine und Patron schwierig waren, und sich, die Pfarrwohnung wieder aufzubauen, weigerten. Man wolte eine Einrichtung treffen, die dem Prediger nicht anstand.

Der Prediger hatte noch ein Dorf zu besorgen, welches nahe bei Rathmannsdorf lag.

Eigentlich war's kein Filial, sondern eine beson-dere Pfarre, worüber der Fürst das Jus patro-natus hatte. Die Wohnung stand noch da, und vor Zeiten hatte ein eigener Prediger daselbst ge-wohnt. Ein Jahr vor dem Brande zu Rath-mannsdorf war er gestorben, und weil die Stelle so schlecht war, daß ein Mann mit einer Familie nicht davon leben konnte, so ließ sich der Fürst ge-fallen, den Rathmannsdorfschen Prediger zu vociren und beide Gemeinen zu verbinden. Hier wuste nun der damalige Prediger keinen bessern Entschluß zu fassen, als daß er nach dem andern Dorfe hinüber zog. Vielleicht glaubte er dadurch am ersten zu erlangen, daß sich die Gemeine zu Rathmannsdorf zur Erbauung des Pfarrhauses entschliessen würde.

Ich weiß nicht wie es zuging, genug Patron und Gemeine schwiegen nicht nur still, sondern liessen sich sogar gefallen, nach dem andern Dorfe in die Kirche zu gehen, wenn der Prediger wegen hinderlicher Umstände nicht an beiden Orten pre-digen konnte. Ob man's gern sahe, daß man den Prediger so nahe nicht hatte, oder ob man den Proceß zu verlieren glaubte, im Fall man sich regen würde. Die Pfarre wurde einigemal va-kant, aber die neuen Prediger folgten immer dem

Bei-

Beiſpiele der Vorgänger, ohne daß der Edelmann, der ſie vocirte, deswegen Unruhe machte.

Endlich fügte ſichs, daß Rathmannsdorf in Freudenthals Perſon einen andern Guthsherrn bekam. Der Ruf von ſeiner Edelmüthigkeit kam eher dahin, als er ſelbſt. Sogleich zog der damalige Prediger wieder nach Rathmannsdorf in die angewieſene Wohnung, vermuthlich in der Hofnung, durch dieſe Empfehlung bei dem neuen Guthsherrn ſeine Abſicht zu erreichen. Als Freudenthal das erſtemal dahin kam, fand er ihn ſchon daſelbſt, woher es denn kam, daß ihm die vorhergegangenen Unruhen verſchwiegen blieben. Bei der erſten Aufwartung beſchwerte ſich der Prediger ſchon über die Unbequemlichkeiten ſeiner Wohnung; heute aber hatte er ſich wegen der ſchon angezeigten Urſach nicht ſehen laſſen.

Jetzt war der Tiſch gedeckt. Freudenthal hatte ein Verlangen, mit Bernulli'n vertraulich zu ſprechen. Er muſte ſich alſo mit ihnen an den Tiſch ſetzen und die Veranſtaltung treffen, daß keiner von den Bedienten zugegen ſeyn durfte. Er hatte freilich Freudenthalen ſehr vieles zu erzählen, unter andern auch einen Umſtand, den er ihm gern verſchwiegen hätte. Wenigſtens war es ſein Wille nicht, heute deſſelben mit einem Worte zu gedenken; aber Freudenthal ließ nicht nach.

„Liebſter Berdulli!“ hob Freudenthal an, „wie gehts? Haben Sie Ihre Sachen in der Reſidenz in Ordnung gebracht?“

„So ziemlich!“ antwortete Berdulli.

„Wollen Sie nicht wieder dahin zurück kehren?“

„In meinem ganzen Leben nicht.“

„Wie lange ſind Sie ſchon weg?“

„Seitdem ich Sie nicht mehr ſprechen ſolte. In dem Augenblick, als man mich vor Ihrer Thür abwies, faßte ich den Vorſatz, nicht zu bleiben, und den folgenden Tag reiſte ich ab.“

„Mein Gott! wo ſind Sie unterdeſſen geweſen? Seyn Sie doch nicht ſo geheimnißvoll, und laſſen Sie ſich nicht alles abfragen. Sind Sie ſchon lange hier?“

„Seit vier Tagen. — Ich bin bei unſerm Fürſten geweſen.“

„Gott! was haben Sie gewagt! Im Bade?“

„Nein! das iſt unſer Fürſt nicht, wenn wir in Rathmannsdorf ſind. Bei Ihrem großmüthigen Wohlthäter bin ich geweſen, der Sie aus den Händen Ihrer Feinde errettet hat.“

„Ach, redlicher Berdulli! habe ich Ihnen den Dienſt zu verdanken? Das habe ich bald gedacht! — Nun denn haben Sie gewiß auch meine Freunde geſprochen — mir Briefe mitgebracht

bracht — o geschwind langen Sie — ich esse keinen Bissen eher."

Allerdings, ja, Berdulli hatte Briefe vom Kammergerichtsrath Schulze und vom geheimen Sekretair Ehrlich, der jetzt Kammerassessor war. Sogar der Fürst hatte ihm ein Schreiben an Freudenthalen mitgegeben. Aber, wie ich schon gesagt habe, Berdulli wolte seinen Freund erst auf einige Umstände vorbereiten, und darum heute die Briefe zurückhalten. Das ging nun aber nicht an. Freudenthal würde bei seiner Zurückhaltung gewiß mehr gelitten haben. Er muste also seinen Entschluß ändern, und bat sich nur das von Freudenthalen aus, daß er seine Erzählung erst anhören möchte, weil er durch Lesung der Briefe doch bei der Mahlzeit gestört werden müste. Freudenthal gab nach, aber mit der Bedingung, daß er ihm bei Verlust seiner Freundschaft nichts verheelen solle. Er sahe sich also genöthiget, den Willen seines Freundes zu erfüllen, und machte ihm folgende Erzählung von seiner Reise in die Residenz ihres jetzigen Fürsten.

„Ich hatte Sie zum letztenmal in der Regierung gesehen, als man mich durch Drohungen zwang, das schimpfliche Gebot für meine Vorräthe an Zeugen und unverarbeiteter Wolle nebst vorhandenen Stühlen und Geräthen anzunehmen.

Ich ging aus der Regierung grades Weges in die Kammer und bekam ohne Verzug die bewilligte Summe."

„Es mochten wohl ein paar Stunden verlaufen seyn, indeß ich abgefertiget ward. Mein Vorsatz war, Ihnen meine Noth zu klagen, daß ich so gedrückt wurde, und mir Ihren freundschaftlichen Rath auszubitten, was ich für einen Entschluß fassen solte. Aber stellen Sie sich das Schrecken vor, als ich vor Ihrem Hause zwei Mann Wache fand, die mir den Zugang zu Ihnen versagten. Ich dachte, ich solte auf der Stelle umsinken. Mein Glück war's, daß ich einen geschickten Diener hatte, der der Handlung vorstehen konnte. Sogleich ging ich nach Hause, entdeckte ihm meine Absicht und übergab ihm meine Handlung. Nach genauer Berechnung behielt ich nicht nur die aus der fürstlichen Kammer empfangenen zehen tausend Thaler, sondern bekam auch noch vier tausend Thaler von ihm heraus, wofür er die Handlung mit allen Aktiv- und Passivschulden übernahm. Den andern Morgen reiste ich zur Stadt hinaus, ehe meine Absicht in der Residenz bekannt wurde; und schwor nicht zu ruhen, bis ich Wege gefunden hätte, Sie zu befreien!"

„Mein erster Einfall war's, daß ich ins Bad zum Fürsten reisen wolte. Ich glaube auch, daß meine

meine Bemühung bei diesem rechtschaffenen Herrn nicht fruchtlos gewesen seyn würde; ich weiß, wie viel er auf Ihnen hält. Aber, ob ich vor ihn kommen würde, war zweifelhaft. Als ich schon zehen Meilen gereist war, fielen mir darüber mancherlei Bedenklichkeiten ein. Der Herr dachte ich, befindet sich vielleicht in solchen Umständen, daß er dich nicht vor sich lassen kann; oder, wenn er auf ist, könnten ihm deine Nachrichten wieder gefährliche Kränkungen machen. Das solltest du um alles in der Welt nicht an einem so guten Fürsten thun, der deine Ehrfurcht und Liebe verdient, wenn dich auch seine gottlosen Räthe noch schlimmer behandelt hätten.

Wer weiß auch, dachte ich ferner, ob nicht Profili mit jenen, die der Herr im Bade bei sich hat, aus einer Karte spielen. Es kann in der Residenz nicht lange verschwiegen bleiben, daß du fort bist. Profili ist listig genug; er kann Verdacht von deinen Absichten schöpfen. Da ginge denn wohl eine Stafette fort, die käme eher als du; und wenn du kämest, würde dir ein Quartier angewiesen, das dir eben nicht anstehen möchte. — Den Augenblick kehrte ich um."

„Nun wuste ich keinen andern Weg, als zu Ihrem jetzigen Fürsten, der sich so gnädig gegen

Sie bewieſen hatte. Ich erinnerte mich auch aus Ihren Erzählungen Ihres daſigen Herrn Onkels und des Herrn Kammeraſſeſſors Ehrlichs. Es kann dir nicht fehlen, dachte ich, dieſe Männer werden für Freudenthalen alles thun. Aber denken Sie ſich die Beſtürzung, ich fand Ihren Onkel in der traurigſten Lage."

„Ach Gott! mein Onkel iſt todt. Ganz gewiß! verheelen Sie mir nichts!" fiel ihm Freudenthal ins Wort.

„Nein!" antwortete Berdulli, „dieſer verdienſtvolle, wohlthätige Menſchenfreund lebt noch. Ich will Ihnen nichts verſchweigen, aber faſſen Sie ſich. Er iſt jetzt ſeiner Gemahlin und aller ſeiner Kinder beraubt, bis auf einen Sohn von vier Jahren, Friedrich, dünkt mich, mit Namen."

„Hartes Schickſal!" ſeufzte Freudenthal, indem er tiefſinnig den Kopf auf den Ellenbogen ſtützte. Albertine weinte wie ein Kind, und konnte ſich gar nicht zufrieden geben. „Mir wäre ein Vater in ihm abgeſtorben," ſprach ſie ſchluchzend; „Gott ſtärke ihn doch und tröſte ſeine bekümmerte Seele. Gott! ſo ein zärtlicher Mann und Vater, was muß der bei ſolchen Schlägen empfinden!"

„Davon bin ich Zeuge," antwortete Berdulli. „Als ich hinkam, hatte er ſeine Kinder binnen

vierzehen Tagen an den Blattern verloren; seine Gemahlin aber fand ich noch im Hause auf der Bahre. Kaum, daß ich Muth genug hatte mich bei ihm melden zu lassen, so furchte meine Seele den Anblick des jammernden Mannes und Vaters. Der Name eines Freundes von Freudenthalen öfnete mir den Zugang zu ihm. Gott, was für ein Anblick! Tiefer Seelengram lag über sein Angesicht ausgebreitet, und stille, leidende Ergebung blickte durch trübe Augen hindurch. Er stand mit dem Rücken an der Brustlehne des Fensters gelehnt, und hatte sein Söhnchen an der Hand. Ich hätte weinen mögen, so durchdrang der Anblick mein mitleidiges Herz. „Verzeihen Sie," sprach ich, indem ich mich ihm näherte, und meine Hand hinreichte. „Sagen kann ich wenig, der Anblick hat mich schon zuviel gerührt. Aber ich habe ein Herz für Sie; schütten — hier wandte er sich weg und verbarg sein Gesicht und seine Thränen. Das Kind kam auf mich zu: „wollen Sie," sprach es unwillig und klagend, „meinen Papa auch todt machen? ich habe ja keine Mama mehr!" und hierauf kehrte es sich wieder zum Papa hin und klammerte sich mit beiden Armen um ihn herum. „Weinen Sie nicht, lieber Papa!" sprach es mit Weinen, „ich will auch so lange leben, als Sie leben, und alles

thun was Sie sagen." „Es war nicht möglich, daß ich mich halten konnte, ich muste mich wegwenden und meinen Thränen freien Lauf lassen."

„Als wir uns beide gefaßt hatten, nahm der Papa sein Kind auf den Arm. Mein Kind, sprach er, das ist ein guter Mann, fürchte nichts."

„Wenn Sie," sagte er hierauf zu mir, „meine Schwäche nicht sehen, und mir meinen Kampf nicht erschweren wollen, so erwähnen Sie meine Schicksale nicht. Freilich möchte sich mein Herz gerne sträuben, und wahr ists, ich habe — unbeschreiblich viel — alle meine Freuden verloren, aber — ich möchte doch gern glauben, daß in bittern Schicksalen auch Guts für die Menschen liegt. Sie waren wohl mein — die lieben Seelen — aber — Gott gab Sie mir doch auch."

„Hier muste er sich noch einmal wegwenden; aber er ermannte sich bald wieder." „Sie sind Freudenthals Freund?" „Ja!" antwortete ich, „von ganzem Herzen." „Dann," sprach er, „kenne ich Sie genug; Freudenthal kann sich keine schlechte Freunde wählen. Sie sind auch mein Freund, und bleiben bei mir, so lange Sie hier sind." — „Ich durfte nicht wieder von ihm gehen, bin hernach öfters mit ihm zum Grabe seiner Gemahlin gegangen, habe mit ihm Thränen auf ihr Grab gegossen und ihn als einen

Mann

Mann kennen lernen, der ein zärtliches, empfindsames Herz und doch eine große edle Seele hat, die viel tragen kann."

Ich darfs kaum sagen, was für Eindrücke diese Erzählung auf die Gesellschaft machte. Zärtliche Seelen leiden gemeiniglich in den Schicksalen ihrer Freunde nicht viel weniger, als die Unglücklichen selbst. Man konnte für heute nicht mehr tragen, und erließ Berdulli'n die Fortsetzung seiner Erzählung. Er muste die Briefe langen; alles übrige ward auf den morgenden Tag verschoben. — Bis morgen?! — das ist eine lange Zeit; wer weiß, was indessen vorfallen kann. Da könnten wohl neue Auftritte kommen, die einen noch längern Aufschub veranlaßten! — Lieber will ich meinen Lesern den Fortgang jetzt gleich selbst mittheilen, wie ihn Freudenthal heute noch aus den Briefen erfuhr.

Der Kammergerichtsrath Schulze schien über Freudenthals Umstände so wenig beunruhigt zu seyn, daß sich Berdulli Anfangs darüber sehr verwunderte. Daß er mit seinen eignen Bekümmernissen überladen war, hielt er kaum für genugsame Entschuldigung. Er gab aber bald eine Erklärung darüber, die ihn befriedigte. „Ich bin jetzt nicht fähig," sprach Schulze, „etwas für Freudenthalen zu thun; dadurch soll er aber nichts

nichts verlieren. Sein Schwager, Ehrlich, kann das so gut verrichten, als ich; dem will ichs auftragen und Sie können ihm die Vorfälle ausführlich erzählen. Mir ists indessen lieb, daß es so weit gekommen ist, sonst würde sich Freudenthal schwerlich haben bereden lassen, seine Dimission zu suchen. Es wird so viel Mühe nicht kosten, ihm dort Luft zu machen, und dann kann er nach Rathmannsdorf ziehen, wo ich ihn längst gern gesehen hätte. Heinrich!" rief er hier, und Heinrich kam. „Geht zum Herrn Assessor Ehrlich: er möchte die Gütigkeit haben, auf ein paar Worte zu mir zu kommen."

Ehrlich kam. Er hatte kaum Geduld genug, die Erzählung von Freudenthals Schicksalen auszuhören; er ging zum Fürsten und kam in wenigen Minuten zurück, Berdulli'n auf dessen Befehl zu holen, daß er dem Fürsten selbst ausführliche Nachricht von Freudenthals Umständen erstatten solte. Mehr war nicht nöthig. Der Fürst hörte Berdulli'n mit theilnehmender Aufmerksamkeit an, und dankte ihm, als er vernahm, daß Berdulli aus eignem Triebe der Freundschaft für Freudenthalen diese Reise übernommen hätte, so gnädig, als wäre ihm selbst eine Gefälligkeit erzeigt worden. „Beruhigen Sie sich," sprach er, „die Sache soll bald eine

andre

andre Wendung bekommen." Hierauf muste an die dasige Regierung geschrieben, und das Schreiben durch einen fürstlichen Kommissionsboten hingeschickt werden, welcher die Nachricht von der Würkung des Schreibens sogleich mit zurückbrachte. Bernulli erfuhr diese Nachricht vom Fürsten selbst und wäre sogleich wieder abgereist, wenn nicht der Fürst Schulzens Bitte, ihm zur aufmunternden Gesellschaft zu bleiben, unterstützt hätte.

Noch einige andere Nachrichten standen in den Briefen, die Freudenthalen allerdings nicht gleichgültig seyn konnten. Sein Schwager, der Assessor Ehrlich hatte in des Onkel Schulzens ältesten Tochter eine verlobte Braut verloren. Das ging ihm und seiner Albertine ausserordentlich nahe. Es war ein bildschönes, reitzendes Mägdchen von fürtreflichem Wuchs und edler Seele, die im sechszehenden Jahre mehr leistete, als hundert andre im zwanzigsten versprechen. Sie hatten es längst gewünscht, daß er sich eine würdige Gattin wählen möchte, und diese Wahl war nach ihren Gedanken grade die beste für ihn.

Noch eine Nachricht, die Freudenthalen bei allen den traurigen Zufällen, die sie veranlaßte, doch angenehm seyn muste. Der Onkel erklärte in seinem Schreiben seinen Entschluß, den er in

Absicht seiner künftigen Lebensart gefaßt hätte. Seine Geschäfte waren ihm jetzt eine unerträgliche Bürde; seine Wohnung war ihm eine traurige Einöde. Für jene hatte er Munterkeit und Gegenwart verloren; in dieser konnte er die Gegenstände nicht vertragen lernen, die ihn alle Augenblicke an seinen Verlust erinnerten. „Ich habe Vermögen genug," schrieb er, „mir mein Leben erträglich und mein einziges Kind für alle seine Tage glücklich zu machen. Bei meinen Jahren ists ungewiß, ob ich das Glück haben werde, meinen Sohn bis in die Jahre zu bringen, wo er keines Führers mehr bedarf. Ich muß Tage zu nutzen suchen, die ich habe, und nicht auf Jahre rechnen, die ich vielleicht nie erreiche. Die ganze Welt kann mir es nicht verdenken, wenn ich mich ihren Geschäften entziehe und nur für meinen Sohn leben will. Kurz, ich lege meine Aemter nieder, und ziehe aus der geräuschvollen Residenz aufs ruhige Land. Das wäre mir gewünschte Freude, wenn ich in ihrer Nachbarschaft wohnen könnte. Sehen Sie zu, ob Sie einen ruhigen Wohnsitz für mich ausfindig machen können." Man kann sich die Anschläge und die Hofnungen leicht denken, die Freudenthal in diesem Augenblick faßte.

Das Schreiben des Fürsten las er zuletzt. Dies enthielt so viel Beweise wahrer fürstlicher

Gesin-

Gesinnungen, so viel Zeugnisse für Freudenthals Ruhm und Ehre, als es Worte enthielt. Der Fürst verlangte, Freudenthal solle im Lande bleiben. Wäre es ihm eine Last, ohne Geschäfte zu leben, so solte er an seinen Hof kommen und die Freiheit haben, sich seinen Wirkungskreis nach seinem Gefallen zu bestimmen. Wäre es aber sein Wunsch, unabhängig und ausser allen nähern Verbindungen mit Staat und Hof zu bleiben, so solle er nur nicht ausserhalb Landes gehen, sondern seine Wohnung zu Rathmannsdorf aufschlagen. Ob es, und was es an jenem Hof für Unruhen oder Aufsehen machen möchte, darum solle er sich unbekümmert lassen, weil solche Maßregeln genommen worden wären, daß sein hiesiger Aufenthalt so wenig, als seine dasige Entweichung von seinem ehemaligen Herrn gemißbilliget werden könnte.

Sechstes Kapitel.

Ein unglücklicher Vorfall, der Anlage zu wichtigen Folgen macht.

Kein Mensch wird sich verwundern, wenn er hört, daß Freudenthal die erste Nacht in Rathmanns-

mannsdorf sehr unruhig hingebracht hatte. War er doch selbst Schuld daran. Diesmal hätte er immer Berdulli's Rath annehmen und seine Neubegierde auf den morgenden Tag verweisen sollen, zumal, da er wegen der vielen auf der Reise erduldeten Beängstigungen der Ruhe sehr benöthiget war. Er mochte das freilich wohl nicht vermuthen, daß die Briefe so viel unangenehme Nachrichten enthalten würden. Sobald er aber aus Berdulli's ängstlicher Zurückhaltung Verdacht schöpfte, so war es zu spät, die gereitzte Neugierde zu unterdrücken.

Auf Berdulli'n könnte denn wohl die meiste Schuld fallen, und jedermann würde es billigen, wenn er Freudenthalen heute mit lauter Erdichtungen von seinem bisherigen Aufenthalt unterhalten hätte. Das war aber seinen strengen Begriffen von Aufrichtigkeit und Redlichkeit zuwider. Es fiel ihm gar nicht ein, seinen Handlungen einen Anstrich zu geben; er ließ sie immer so, wie sie in die Augen fielen, und dachte gar nicht daran, daß sie getadelt werden könnten, wenn sie sein Herz billigte. Man durfte ihm gar nicht rathen, wenn er sich auch in großen Verlegenheiten befand, daß er sich durch Wendungen heraushelfen solte, die sich der tausendste Mensch nicht verwehrt. Wer das that, verlor in seinen Augen alle Achtung. Das sahe

er

er recht gut ein, daß Freudenthal dieſe Nachrichten ohne heftige Erſchütterung nicht hören würde. Er hatte aber recht bedächtig ſolche Anſtalten getroffen, daß ſein Freund gar nicht geſtört werden und in den Frühſtunden des folgenden Tages den Abgang des Schlafs erſetzen ſolte, den er in der Nacht erleiden möchte. Wenn nur nicht ein unvorhergeſehener Umſtand gekommen wäre, der alle ſeine Anſtalten vereitelte.

Es ging ſchon auf den Morgen los, als ſich Freudenthal ins Bette legte. Aber der wohlthätige Schlaf floh ſeine Augen, ſo lange noch ſeine Einbildung Lebhaftigkeit genug hatte, ihm die Gegenſtände zu vergegenwärtigen, die Kummer und Traurigkeit nährten. Kaum war er eingeſchlafen, ſo entſtand auf dem Hofe eine Unruhe, die alle erweckte. „Ja, er iſt todt!" ſprach eine wehklagende Stimme, „daß Gott erbarme, was fange ich an? Er iſt ermordet; der Thäter iſt fort! Geſchwind laſſen Sie nachſetzen, ich will zum Schulzen gehen, die ganze Gemeine muß fort! Wecken Sie nur den Herrn!" —

Freudenthal erwachte mit ſeiner Gemahlin zugleich. Sie ſprangen voll Beſtürzung und Angſt aus dem Bette, und zugleich kam die Geheimeräthin aus dem Nebenzimmer unangekleidet herein, die für Schrecken kaum auf den Füßen

stehen und weiter nichts sprechen konnte, als: „Kinder! was geht vor! lebt ihr noch?" Hier fiel sie in einen Lehnstuhl hin. Zum Glück trat Berdülli eben herein. „Was geht vor?" rief ihm Freudenthal in der Thür entgegen. — „Ach! erschrecken Sie nur nicht;" antwortete jener, „ein doppeltes Unglück: der Magister ist todt! und — der Pächter fort!"

Schrecken und Bestürzung wurden immer größer, kein Mensch wuste, wie er sich den Vorfall erklären sölte. Freudenthal zog sich hurtig an und ging in die Pfarre hinüber. Gott, was für ein Auftritt! sein Herz brach für Mitleiden beim ersten Anblick. Der Prediger lag mitten in der Stube auf der blossen Erde und Frau und Kinder lagen um ihn herum und fleheten bald die Barmherzigkeit Gottes um die Erhaltung ihres Vaters an, bald drangen sie mit Thränen und Angstgeschrei in den todten Vater, daß er seine Augen aufschlagen und bei ihnen bleiben möchte. Das kleinste von den Kindern, ein Knabe von fünf Jahren, stand von der Erde auf und ergriff die rechte Hand des Vaters. „Faßt doch an," sprach es zu seiner Mutter und seinen Geschwistern, „wir wollen Papa'n ins Bette legen. Er schläft."

Jetzt ward Freudenthal bemerkt. Der Dorfchirurgus war in der Stube, der näherte sich ihm mit den Worten! „ich bedaure, Herr Hofrath, daß Sie am ersten Tage Ihres hiesigen Aufenthalts einen solchen Auftritt sehen müssen.“ Freudenthal wolte ihn um nähere Erklärung des Vorfalls befragen, aber es war nicht möglich. Die Witwe trat ihn an; die Kinder umringelten ihn. Eins küßte ihm die Hand, ein anderes strich ihm die Backen, und die kleinen lagen auf der Erde und umklammerten seine Füße. Alle weinten, daß die Thränen über ihre Backen auf den Kleidern herabflossen und schrien in einem Ton: „ach, wir armen Kinder! unser lieber Papa! ach, unser bester Vater!“

Die Frau Magisterin führte eine Sprache, wodurch sie Freudenthalen beinahe mißfällig worden wäre. Ach, Herr Hofrath! ich bitte um Gerechtigkeit; der Bösewicht hat meinen Mann vergeben!“

„Bewahre Gott! wer hat ihn vergeben?“ fragte Freudenthal.

„Der Bösewicht der Pächter. Mein Mann fand ihn in der vorigen Erndte beim Zehenden betrüglich und vermahnte ihn deswegen. Ach! hätte er nur lieber still geschwiegen, ich dachte es wohl, daß er sich rächen würde. Seitdem hat er

ums Unglück und Verderben geschworen, bis ihm endlich seine Bosheit gelungen ist."

„Mein Gott! Sie thun dem Mann zuviel! wie können Sie das beweisen?"

„Ach! ich thue ihm nicht zuviel; ganz gewiß! er hat ihm das Pulver gebracht."

Es war nicht möglich, Licht in der Sache zu bekommen, so lange man nicht mit Gelassenheit und Ordnung untersuchen konnte. So unglaublich die Nachricht allen vorkam, so wahrscheinlich ward sie durch die Flucht des Pächters. Freudenthal suchte also die betrübte Familie zu besänftigen; er küßte die Kinder und gab ihnen in den liebreichsten Ausdrücken die Versicherung, daß er sich ihrer als Vater annehmen wolle. Hierauf musten sie die Leiche den Wärtern überlassen und mit ihm in seine Wohnung gehen, wo er ihnen einen Kaffee vorsetzte und sich den Vorfall ausführlich erzählen ließ. Etwas Licht konnte der Chirurgus geben, bis sich endlich nach einigen Stunden die Sache völlig aufklärte.

Der Prediger war häufig mit hemorrhoidallschen Anfällen beschwert. Weiter hatte auch diesmal seine Unpäßlichkeit nichts auf sich, wobei der Dorfchirurgus Aderlassen und Purgieren anrieth. Das erste war vor einigen Tagen geschehen und wegen des letztern wandte sich der Prediger an den

den Pächter. Berdulli's Gegenwart hatte seinen Bruder, den Feldscheer aus der benachbarten Stadt, in frisches Andenken gebracht, der vor einigen Jahren Freudenthals Wunde in der Schulter so glücklich geheilt hatte. Den Tag vor Freudenthals Ankunft saßen sie alle drei, der Prediger, der Pächter und Berdulli, bei einer Pfeiffe Tabak bei einander. Der Pächter erzählte sein Vorhaben, daß er morgen mit Anbruch des Tages Getraide nach der Stadt fahren liesse und selbst mit reiten würde. „Haben Sie etwas zu bestellen oder mitzubringen?" „Ja!" sagte Berdulli, „melden Sie meinem Bruder meinen hiesigen Aufenthalt, und, wenn's möglich ist, so bringen Sie ihn mit."

Hier fiel dem Prediger sein Bedürfniß ein; er bat den Pächter, daß er ihm von dem Feldscheer Berdulli eine Purganz möchte zubereiten lassen. „Recht gern," sagte der Pächter. Einige Stunden vor Freudenthals Ankunft kam er zurück, brachte die Purganz und der Prediger nahm sie ein. Dies war der erste Grund des Verdachts wider den Pächter.

Der Dorfchirurgus unterstützte diesen Verdacht mit seinem Urtheile. Er wolte alles verwetten, der Prediger habe Gift bekommen. Er hätte ganz erbarmenswürdig ausgestanden, für

Leibschmerzen im Bette nicht bleiben konnten und sich bis zum letzten Augenblick des Todes, als ein Unsinniger auf dem Fußboden herum gewälzt.

Den größten Nachdruck gab noch dem Verdacht die Flucht des Pächters. Als die Schmerzen antraten, hatte man ihn hinüber gerufen. Er gab die Versichrung, daß er das Pulver aus den Händen des Chirurgus selbst empfangen hätte, war aber dabei sehr unruhig und ängstlich gewesen. Man hatte seine Aengstlichkeit anfangs für theilnehmendes Mitleiden ausgelegt; jetzt aber wuste selbst Freudenthal nicht, wie er den Mann rechtfertigen solte. Nach einer Stunde, als die Schmerzen immer heftiger wurden, verlangte ihn der Prediger noch einmal zu sprechen, man ließ ihn rufen, aber er war nirgends zu finden. Man glaubte anfänglich, er würde im Dorfe wohin gegangen seyn. Sobald man aber das beste Reitpferd aus dem Stalle vermißte, hörte man auf ihn zu suchen. Die Frau Magisterin machte mit ihrem Geschrei das ganze Dorf wach und der Schulze setzte mit der Gemeine dem Entflohenen nach. Freudenthal that unterdessen, was er konnte, um eine Familie zu beruhigen, die durch diesen Vorfall in mitleidswürdige Umstände war versetzt worden.

Unter dieser Unruhe war der Vormittag beinahe verstrichen. Man erholte sich nach und nach

von der ersten Bestürzung, und fing nun an, die Umstände mit ruhigem Gemüthe zu überlegen. Auf dem Hof und im Dorfe sprach man von dem Vorfall, und jedermann fand den Pächter mehr oder weniger des abscheulichsten Verbrechens verdächtig, je nachdem er mehr oder weniger sein Freund war. Man konnte aber nichts gewisses entscheiden. Nun kamen die Bauern zurück, bald hier bald da ein Paar, so wie sie sich hatten beim Ausreiten nach verschiedenen Gegenden vertheilt gehabt. Keiner hatte auf eine Spur kommen können, die ihm Hofnung gegeben hätte glücklich zu seyn. Zuletzt kam der Schulze mit seinen beiden Nachbarn.

Der alte Schulmeister konnte von hintenzu aus seinem Fenster das freie Feld übersehen; dieser entdeckte ihn zuerst von ferne schon. Der Schulze war's, das war am Pferde zu erkennen, weil er einen Schimmel ritt. Aber das befremdete ihn, daß es ihrer viere waren, die getrabet kamen, da doch ausser dem Schulzen, nicht mehr als noch zwei aus der Gemeine fehlten. Er sahe so lange bis sie endlich so nahe kamen, daß er einen blauen Roquelor erkennen konnte, von der Art als er vor kurzer Zeit einen für den Pächter gemacht hatte. Nun war nach seinen Gedanken das Geheimniß aufgelöst. Er ging vor den Hof heraus

heraus und rief jedem vorbeigehenden zu: „ihr Leute! es ist richtig! der Schulze bringt den Pächter. Gebt nur Achtung, sie werden gleich heran seyn. Das dachte ich gleich, daß der's wäre; wir haben im Dorfe keinen ärgern Predigerfeind. Der verdammte Zehend! Wenn wir nichts haben wolten, ja! dann wären Schulmeister und Prediger herzensgute Leute, nun Gott wird endlich einmal ein Einsehen haben, ich weiß es gewiß."

Man kann sich leicht vorstellen, was diese Rede des Schulmeisters für Eindruck machte. Die Kinder staunten ihn mit ofnem Munde an, — der mißvergnügte Enke lachte ihm Beifall zu, der Bauer aber rümpfte über seine treffende Anmerkung die Nase. Kaum eine Minute, so drang die Nachricht durchs ganze Dorf bis in Freudenthals Zimmer. Fast die ganze Gemeine stand beim Eingange des Dorfs in der Allee versammlet. Endlich kamen sie an. —

Der Schulmeister entdeckte seinen Irrthum zuerst. Ein blauer Roquelor war's, aber — der Pächter nicht. Jedermann schien mißvergnügt zu seyn, als er sich betrogen sahe; und erwartete begierig, wohin der Fremde gebracht werden würde. Aber wider alle Erwartung trennte er sich vor dem Schulzengericht von der Gesellschaft. „Gott

behüte

behüte euch, Schulze!" rief er, und ritt grade auf den Hof hinauf. Bis vor Freudenthals Thür verfolgten ihn Kinder und Erwachsene, bis sie endlich durch die Aufnahme gezwungen wurden, ihre Gedanken an Mörder und Gefangenen ganz aufzugeben. Freudenthal und Berdulli küßten den Fremden und führten ihn an der Hand mit sich in das Haus hinein. „Ihr Leute!" rief der Schulze, als sie zurückkamen, aus dem Fenster heraus, „kennt ihr denn den fremden Herrn nich? 't is jo der Dokter, der unsern gnädigen Herrn kurirt hat!"

Der Schulze hatte Recht, es war der Feldscheer Berdulli. Freilich sahe man ihn heute aus doppelten Gründen sehr gern. Als Freudenthals Chirurgus und Berdulli's Bruder, dürfte er sich zu allen Zeiten in diesem Hause eine gute Aufnahme versprechen. Heute sahe man ihn aber als Medikus an, der ihnen über den Tod des Predigers sein Urtheil sagen, und wegen der überschickten Purganz Rechenschaft geben solte. Die Frau Predigerin kam auch bald gelaufen und setzte ihn auf eine ziemlich ungestüme Weise zur Rede. Sobald er nur gestand, daß er auf Verlangen des Pächters eine Purganz für ihren Mann zubereitet habe, sobald warf sie allen Verdacht von dem Pächter auf ihn und schien nicht undeutlich

zu verlangen, daß er den Augenblick in Verhaft genommen werden solte. Freudenthal muste, um sie in Schranken zu erhalten, zu der Drohung seine Zuflucht nehmen, daß er ihr die versprochene Unterstützung entziehen würde, wofern sie sich nicht ruhig nach Hause begeben und ihm die Untersuchung der Sache überlassen würde. Sie ging, und nun klärte sich das Geheimniß leichter und besser auf, als man erwartet hatte.

„Um Gottes willen," sprach Freudenthal, „haben Sie etwa aus Versehen eine schädliche Medicin ergriffen? gestehen Sie es nur, wir wollen die Sache gern unterdrücken."

„Ich?" antwortete der Feldscheer, „bewahre Gott! Hier ist die Purganz, die ich für den Prediger zubereitet habe; er hat sie nicht bekommen."

Man sahe das Pulver, und hernach sich einander mit Erstaunen an. „Ich will Ihnen," sprach endlich Bernulli, „das ganze Geheimniß aufschliessen. Heute früh um acht Uhr klopfte jemand an meiner Stubenthür, und als sie aufging, trat Ihr Pächter herein. Ich erstaunte, wie echauffirt er war; die Haare träufelten und die Stirne stand voller Schweißperlen. Mein Gott, sprach ich, was bringen Sie?"

„Sagen

„Sagen Sie mir geſchwind, was iſt in dem Papiere?“ ſprach er wild und unruhig, indem er mir dies Pulver überreichte.

„Es iſt das Pulver,“ antwortete ich, indem ich's aufmachte und anſahe, „das Sie geſtern von mir für Ihren Prediger geholt haben.“

„Ach, daß Gott erbarme!“ ſchrie er mit kläglichen Gebehrden, „was fange ich an? ich bin ein Mörder, ich habe den Prediger vergeben. Geſchwind eilen Sie und machen Sie ſich auf, vielleicht können Sie ihn noch retten.“

„Ich hatte ein Schrecken, daß ich kaum wuſte, wo ich war. Er wolte den Augenblick wieder fort und riß wüthend die Thür auf, daß ich ihn kaum zurückhalten konnte. Mit vieler Mühe erhielt ich endlich ſoviel von ihm, daß er mir den ganzen Verlauf erzählte. Vor vierzehn Tagen war er auch bei uns in der Stadt geweſen und hatte ſich aus der Apotheke Arſenikum mitgenommen, weil er ſich, wie er ſprach, für Mäuſen und Ratzen gar nicht retten könne. Er ſteckts ein und vergißt unglücklicherweiſe, als er nach Hauſe kömmt, Gebrauch davon zu machen. Da er das Kleid nur auf ſeinen Reiſen anzuziehen pflegte, ſo blieb es unangezogen hangen, bis er wieder zu mir kam. Wenn ein Unglück ſeyn ſoll — kurz, er nimmt das Pulver aus meiner Hand, ſteckts

in die Tasche, worin das Arsenikum war, ergreift dieses statt der Purganz ohne Gedanken und Absicht zu haben, und giebt's dem Prediger, der es ohne Verdacht einnimmt. Als endlich die Nachricht kömmt, daß sich der Prediger nicht wohl befinde und er seine Angst sieht, die er ausstehen muß, fällts ihm schwer aufs Herz. Er erinnert sich des Gifts, untersucht seine Taschen und findet das Pulver, das ihm seinen begangenen Fehler verräth. Nun sattelte er in der Stille sein Pferd und kam zu mir, theils sich von der Gewißheit zu überzeugen, theils mich dem Prediger zu Hülfe hieher zu schicken. Ich bin, wie ich gleich vermuthete, zu spät gekommen. Wohin ihn sein peinigendes Gewissen jagen wird, das weiß Gott. Es half kein Halten, er hörte nicht. Wohin wollen Sie denn? rief ich ihm noch zu, als er aufs Pferd stieg. „Wo ich Ruhe und keinen Rächer finde," antwortete er, und jagte mit verhängtem Zügel fort."

Siebentes Kapitel.

Die Zukunft kann gut werden.

Diese Erzählung hatte nun zwar das Geheimniß aufgeschlossen, aber den Wunsch nicht befriedigt. Man bedauerte den Pächter, der sonst ein Mann von keinem bösen Charakter war. Verdenken konnte man es ihm kaum, daß er seine Sicherheit gesucht hatte; aber lieber hätte es Freudenthal gesehen, wenn er sich ihm anvertrauet hätte und geblieben wäre. Er würde alles gethan haben, ihm Ruhe und Sicherheit zu verschaffen, die auf dem gewählten Wege vielleicht schwerer zu erlangen waren. Man sprach hierauf viel von der unglücklichen Lage des Menschen auf der Welt, der immer groſses Uebel ohne Absicht stiften könnte, und dann öfters seine Gemüthsruhe nicht wieder zu finden wüste. Allein, so philosophisch auch dies Gespräch war, so wenig konnte dadurch etwas wieder gut gemacht werden, welches doch Freudenthals vornehmste Absicht war.

Der Pächter hatte keine Familie; nichts, als eine ledige Frauensperson von seiner Verwandschaft ließ er zurück, die ihm die innerliche Wirthschaft geführt hatte. Das Mägdchen war über

das

das Schickſal ihres Vetters ſo gerührt, daß ſie ſich nicht zufrieden geben konnte.' Freudenthal that ihr allerlei Vorſchläge zu ihrer Verſorgung und hätte ſie gern bei ſich behalten, aber ſie ſchlug alles aus. „Ich würde hier nie ruhig werden," gab ſie zur Antwort. „Könnte ich auch den Anblick der gekränkten Kinder und ihrer Mutter ertragen, ſo würde mich doch der unverſöhnliche Haß der letztern auf alle Weiſe verfolgen." Sie reiſete nach wenigen Tagen zu ihrem Bruder ab, und Freudenthal gab ihr das Verſprechen, daß er ſie anſehnlich ausſtatten wolle, wenn ſie eine Gelegenheit, ſich zu verheirathen, finden würde.

Die Einrichtung der Wirthſchaft machte Freudenthalen große Verlegenheit, zumal da die Erndte nahe vor der Thür war. Der Verwalter war zwar ein brauchbarer Menſch, aber doch gings nicht an, daß ihm die ganze Oekonomie allein anvertraut werden konnte. Berdulli war jetzt ſein Vertrauter, mit dem er alles überlegte. Freudenthals Meinung ging dahin, daß er lieber adminiſtriren laſſen, als verpachten wolle, weil er dann ſich ſelbſt nach ſeinem Vorſatz mit der Wirthſchaft mehr beſchäftigen könne. „Wenn Sie des Willens ſind, ſoll bald Rath werden," antwortete Berdulli. „Ganz unerfahren bin ich in der Oekonomie nicht, und wenn ich in meiner

Jugend

Jugend hätte meinem Hange folgen dürfen, würde ich mich derselben allein gewidmet haben. Wenn Sie nur das erste Jahr einige Nachsicht mit mir haben, und mich, so lange ich lebe, nicht wieder verstoßen wollen, so will ich für das Vergnügen Ihres Umgangs Administrator unter Ihrer Aufsicht seyn."

Diese Antwort hatte Freudenthal nicht erwartet, aber sie machte ihm so viel Freude, daß er darüber alle bisherigen Unruhen vergaß. Das nahm er nicht an, daß sein Freund ohne Belohnung arbeiten solte. Er setzte ihn auf einen gewissen Antheil des Ertrags, der zureichend war, ihm mit einer Familie Versorgung zu geben, ohne welche er nach seinen Gedanken nicht bleiben würde und solte. „Mein Gemahl hat Recht," sagte Albertine, als Sie den getroffenen Vergleich hörte, „Sie sollen sich ein liebes Weibchen nehmen, und mir eine angenehme Gesellschafterin verschaffen."

Der Unfall des Predigers machte Freudenthalen etwas mehr Sorge. Es war eben kein Mann, an dem die Kirche so viel verlor, daß man sich grämen durfte. Wären seine häuslichen Umstände in besserer Verfassung gewesen, die Frau selbst würde sich gewiß über seinen Tod wenig betrübt haben. Im Hause war er ein unvernünftig

hitzi-

hitziger, auffahrender Mann, der durch das geringste Wort in Rage gebracht werden, und beim Weine seiner Frau und seinen Gästen die niederträchtigste Begegnung bieten konnte. Aber auf der Kanzel war er die Gelassenheit selbst, so, daß er Stunden lang predigen konnte, ohne warm zu werden. An der Stimme konnte man's gewiß nicht unterscheiden, ob er vom Laster oder von der Tugend sprach — ob er Abscheu oder Wohlgefallen predigen wolte, für Freudenthals Absichten war er also kein Mann.

Seine verlassene Familie war aber ein Gegenstand seines Mitleidens. Er hinterließ vier Kinder, die noch weniger erzogen als erwachsen waren. Die Besetzung der Pfarre hatte Zeit genug. Nach den Landesgesetzen hatten die Erben die Revenüen ein ganzes Jahr nach dem Tode des Vaters zu geniessen, in welcher Zeit das Amt von den benachbarten Predigern mit verwaltet werden muste. Aber für die Versorgung der Familie wolte Freudenthal diese Zeit nicht ungenutzt vorbeigehen lassen. Seine Absicht war, einen Wittwensitz einzurichten, der für beständig den dasigen Predigerwittwen bleiben solte.

Wenn Freudenthal bei seinem Entwurf auf die Unterstützung der Gemeine Rücksicht genommen hätte, würde die Ausführung gewiß viel

Schwie-

Schwierigkeiten gefunden haben. Der verstorbene Prediger stand wegen seiner Gelassenheit bei allen in guten Andenken, aber die lebende Frau fand wegen ihres Stolzes und wegen ihrer Zanksucht bei keinem Menschen Mitleiden. Kaum daß sich die Einwohner in Güte dazu verstanden, die gewöhnlichen Handreichungen und Dienste dabei zu übernehmen, die sie sonst beim Pfarr- und Kirchenbau zu leisten überall schuldig sind. Alles übrige nahm er auf sich.

Als sich Freudenthal wegen seiner Wunde in der Schulter einige Wochen hier aufhalten muste, klagte der Prediger über die Unbequemlichkeiten seiner Wohnung. Jetzt nahm sie Freudenthal in Augenschein und fand sie allerdings so eingeschränkt, daß ein Mann mit Familie nicht wohl darin wohnen konnte. Nach näherer Erkundigung erfuhr Freudenthal, was er bisher nicht gewust hatte, daß es nicht die Pfarrwohnung, sondern eigentlich die Schule war. Dicht neben der Kirche nach der Strasse hin, lag vor dem Pfarrgarten ein großer geräumiger Platz; da hatte vor hundert Jahren die Pfarre gestanden. Es trägt sich aber das Unglück zu, daß des Nachts Feuer auskömmt und das ganze Gehöfte abbrennt. Das übelste war noch, daß man viel Vermuthung hatte, daß das Feuer durch Vernachläßi-

gung der Frau Predigerin ausgekommen wäre. Die Bauern waren sehr schwürig; und da der Prediger Ursach hatte, sich alles gefallen zu lassen, weil überdies noch der damalige Patron nicht sein Freund war, so beschloß die Gemeine, weiter hinunter im Dorfe eine neue Schule zu bauen, und dem Prediger die bisherige Schule zur Wohnung anzuweisen. So war's bis hieher geblieben, und der Leser ist schon unterrichtet, wie sich der Prediger dabei verhielt. Freudenthal faßte sogleich den Entschluß, die Pfarre auf seine Kosten wieder aufbauen zu lassen. Anweisungen und Befehle wurden sogleich gegeben, und die Anstalten zum Bau so gemacht, daß zur gesetzten Zeit alles vollkommen in gutem Stande seyn konnte. Die bisherige Predigerwohnung wurde zum Witwensitz eingerichtet. Mit einem Garten war das Haus schon versehen. Freudenthal legte etwas Acker dazu, verband mancherlei Vortheile und Freiheiten damit, und machte überhaupt eine Einrichtung, daß eine Witwe mit ihren Kindern recht gut leben konnte. Eine Handlung, welche die Hofnung der Gemeine und die Erwartung der verlaßnen Predigerfamilie übertraf.

Achtes Kapitel.

Möchte der Bauer wohl lieber als der Edelmann lesen.

Ich habe noch keinen Menschen gekannt, der sich allgemeinen Beifall durch seine Handlungen erworben hätte, so untadelhaft und wohlthätig sie auch seyn mochten. Den nächsten Sonntag gegen Abend kamen die Bauern nach ihrer Gewohnheit in der Schenke zusammen. Da ward alles, was sie die Woche über gesehen und gehört hatten, bis zum Eckel wiedergekäuet und über Krieg und Frieden, Policei und Regierung so eiferig gestritten, als wenn Deutschlands Wohlfahrt auf ihren Entscheidungen beruhete. Wenn die Versammlung recht feierlich war, muste der Schulmeister dabei seyn, welchen heute der Schulze selbst abgeholt hatte.

Natürlicherweise muste diesmal ihre neue Herrschaft der Gegenstand seyn. Der Schenkwirth gab die erste Veranlassung dazu, indem er dem Schulzen den ersten Krug Bier auf das Wohl ihres neuen Herrn zutrank. Gleich brachte jeder seinen Beitrag. Der eine lobte seine Gütigkeit und versprach sich blühenden Wohlstand,

und seinen Kindern güldene Zeiten. „Neuerungen," setzte er hinzu, „wird er uns auch genug aufbringen." — Ein andrer hatte aus der Stadt die Nachricht mitgebracht, daß Freudenthal dort heimlich weggegangen wäre, weil er dem dasigen Fürsten noch über eine große Summe Rechnung abzulegen hätte, weswegen ihm zweifelhaft schiene, daß sie viel Unterstützung und Erlaß zu hoffen haben würden. — Ein dritter fand in der gegenwärtigen Handlung keine Wohlthat, sondern Last für die Gemeine, weil sie mehr Gebäude zu erhalten bekämen, welches ihnen in Zukunft viel Arbeit und Geld kosten würde. — Hintennach kam der Schulmeister, welcher bittere Klagen darüber führte, daß die meisten Wohlthaten gemeiniglich an unrechte Leute kämen. „Ich werde," setzte er hinzu, „Silvester vier und achtzig Jahre, habe acht und funfzig Jahre der Kirche gedienet, und habe bei elendem Brod euch alle, (bis auf Gevatter Hanspetern) und alle eure Kinder erzogen; aber — gebt nur Achtung, an mich wird nicht gedacht werden." So gings fort, und wenn sie herum waren, fingen sie von vorne wieder an, bis die Glocke zehen schlug.

Der Schulmeister war, mit Erlaubniß zu sagen, ein Schelm. Die erste Gelegenheit, die sich zeigte, ergriff er, dies Gespräch der Bauern

Freudenthalen wieder zu erzählen. Er durfte nicht lange darauf warten, den andern Morgen ward er nach geendigter Schule zum Herrn gerufen. Sogar sein eigenes Urtheil verschwieg er nicht, er legte es aber listig dem einrn Dorfschöppen in den Mund, der zum ganzen Gespräche nicht drei Worte gesagt hatte.

Ich weiß nicht, wie der Schulmeister würde aufgenommen worden seyn, wenn Freudenthal nicht auf seine Jahre gesehen hätte. Mantelträger waren ihm die unausstehlichsten Leute, aber vier und achtzig Jahre waren ihm auch ein unverbesserliches Alter. In seiner Empfindung war's zu demüthigend für den Greis, Verweise von einem Mann anzunehmen, vor dem er schon ein halbes Jahrhundert in der Welt herumgelaufen war. Und wenn's das auch nicht wäre, so wäre es doch gewiß vergeblich. Aber Klugheit war es, daß er diese Erzählung, da er sie nun einmal wuste, zu nutzen suchte.

Freudenthal hatte nicht die Absicht, sich zu Rathmannsdorf in Unthätigkeit zu vergraben und für die Welt ohne Nutzen zu leben. Für den Gedanken war sein Herz zu edel, und sein Geist zu strebend. Er gieng mit dem Vorsatz dahin, auf einen kleinern Zirkel von Menschen seine Absichten einzuschränken und sie nach allen seinen

Kräften zum frohen Genuß eines glücklichen Lebens zu führen. Es fehlte ihm weder an Einsichten noch an gutem Willen und Kräften, auch hatte er keine Intrigue des Hofs, — keine Kabale eigennütziger, neidischer Minister mehr zu fürchten; aber deswegen war er noch lange nicht für alle Schwierigkeiten sicher, die sich auch dort seinen Absichten entgegen setzen konnten. Des Schulmeisters Nachricht von dem Gespräch der Bauern gab ihm den ersten Wink davon, und ließ ihn das menschliche Herz in einer Lage sehen, in welcher er es bisher am wenigsten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte.

Auf dem Lande werden heutzutage auch Mäntel getragen. Zwar sind sie bis jetzt noch von gröbern Zeuge als die bürgerlichen und adlichen Mäntel in den Städten. Das schadet aber nichts. Den Zweck erreicht man doch, man bedeckt sich und verbirgt alle Flecken, die nicht außen sitzen, den Augen der Welt; die wenigen Augen ausgenommen, die etwa gar durch den Mantel sehen können. Da hats seinen guten Nutzen, wenn man Gelegenheit hat, die Leute in der Schenke zu beobachten, wo sie gemeiniglich die Mäntel, mehrerer Bequemlichkeit wegen, abzulegen pflegen. Wenn sich Freudenthal hinsetzte und dem Bauerngespräch nachdachte, dann wars so gut, als wenn

seine

seine Unterthanen ohne Mäntel vor seinen Augen herumgiengen.

„Das ist ja," dachte er bei sich selbst, „ein verdachtvolles Menschengeschlecht, das keinem Menschen viel Guts zutrauet. Scheint es doch, als fürchteten sie von allen Neuerungen gefährliche Folgen, und trügen darum unweigerlich den gewöhnten Renzel mit ausdaurender Geduld, daß sie nicht Gefahr laufen möchten, durch Verwechselung einen schwerern zu bekommen. Ihre Unempfindlichkeit gegen die Schicksale ihrer Mitbrüder ist noch unverzeihelicher. Ists doch, als rührte sie kein Vortheil, den sie nicht selbst hinnehmen könnten, und würden sie ihren Pflichten ohne Empfindung untreu, sobald sie gemeinschaftliches Wohl und Brüdernoth dazu auffordert!"

Die Nachricht aus der Stadt von seinen verlassenen Verbindungen war beleidigend genug, aber er würdigte sie keiner Aufmerksamkeit. Was konnte er sonst von seinen Feinden erwarten, als daß sie allerlei Nachrichten ausſprengen würden, sich vor der Welt zu rechtfertigen und ihn strafbar zu machen. Verschwiegen konnten einmal die Vorfälle nicht bleiben. Darüber muste er sich nur verwundern, daß ihm ihre Verleumdung so schnell bis an die Gränzen des Reichs gefolgt war. Beinahe schien's glaublich zu seyn, als wäre von

Sorgenfeld ſelbſt in der Stadt geweſen; oder wenn das nicht war, ſo muſten mit Unrechts Untergang nicht alle Gehülfen ſeiner Bosheit ausgeſtorben ſeyn.

Es iſt beinahe nicht zu vermeiden, daß meinen Leſern hier nicht ein Gedanke an die gefangenen Ritter einfallen ſolte. Beiläufig muß ich ihrer doch hier mit wenigen Worten gedenken. Der Edelmann hatte die ſogenannte Gerichtsbarkeit über Leben und Tod; nur ſein Gerichtshalter war eben abgegangen. Da nun dieſer Vorfall eine ſchleunige Beſetzung dieſer Stelle nothwendig machte, ſo ließ er gleich nach Freudenthals Abreiſe einen Wagen anſpannen und fuhr nach der Reſidenz. Wo er nur hinkam, ſich nach einem geſchickten und redlichen Rechtsgelehrten zu erkundigen, da ward ihm der Advokat Liebrecht vorgeſchlagen. Er ging zu ihm und fand einen Mann an ihm, der ihm ſeinen Beifall in der erſten Viertelſtunde abzwang. Sie wurden einig, und Liebrecht übernahm dies aufgetragene Amt. Der Tag zum erſten Verhör der Gefangenen wurde ſogleich feſtgeſetzt. Liebrecht kam; aber — in der Nacht vorher waren die Vögel ausgeflogen.

Die Nachricht von dieſem Vorfall bekam Freudenthal zu eben der Zeit, als ſeine Gedanken

ken mit dem Bauerngeſpräch beſchäftiget waren. Gewiſſermaſſen war's ihm lieb, daß die Gefangenen entkommen waren. Der Edelmann ſchrieb: „daß es beinahe unbegreiflich wäre, wie ſich die Leute hätten durch eine ellendicke Mauer durcharbeiten können; es wäre faſt nicht anders möglich ſie müſten Hülfe von auſſen gehabt haben." War das, ſo muſte man befürchten, daß ſie mehrere Verbindungen hatten, und Freudenthal für fernern Verfolgungen nicht ſicher ſey. Dem ohngeachtet aber ſah ers gern, daß ſie entkommen waren, weil ſonſt Entdeckungen vor der Welt befürchtet werden muſten, die er mit Fleiß allen menſchlichen Gerichten, und wenn's möglich wäre auch dem göttlichen Gerichte verborgen hätte.

Am Ende leiteten dieſe Nachrichten ſeine Gedanken wieder auf das Bauerngeſpräch. Nun ſchien es ihm wahrſcheinlich zu ſeyn, daß die ſchimpflichen Nachrichten von ſeinem dortigen Abzuge durch dieſe Böſewichter in der benachbarten Gränzſtadt wären ausgeſprengt worden. Im Grunde war ihm aber dieſer Umſtand immer weniger wichtig, als die Entdeckung, daß es unter ſeinen Unterthanen noch Männer gab, die von ſeiner redlichen Geſinnung überhaupt, und von ſeinen guten Abſichten mit ihnen ſo wenig überzeugt waren, daß ſie unanſtändigen Gerüchten

ihre Ohren öfnen und sich dadurch seine Anstalten verdächtig machen lassen konnten. Er that aber, was derjenige thun muß, dem es Ernst ist, Menschen glücklich zu machen; er suchte ihre Fehler auf und war bemühet, die Quellen derselben zu entdecken.

Ich weiß nicht, ob seine Urtheile in diesem Punkte reif genug waren. Sonst sprach man ihm einen scharfen durchdringenden Verstand nicht ab; in diesem Falle aber muste er viel Widerspruch leiden. Was er als Quellen angab, woraus er den liebloſen, argwöhnischen, rauhen und hartnäckigen Charakter des Landvolks erklären wolte, das hielt der gesammte angesehene Adel seiner Landschaft für die beste Maxime, den Bauer in Zaum zu halten. „Zum Lachen," war ihr Ausdruck, „muß man ihn selten kommen lassen; im Druck und Joche ist er der beste Mensch." Aber, wie gesagt, ich mag in diesem Falle nicht entscheiden, um niemand vor den Kopf zu stossen. Hier ist ein Auszug seiner Gedanken, mag sie doch billigen oder verwerfen, wer da will.

„Das Bauernvolk ist der arbeitsamste und belastetste Theil des menschlichen Geschlechts. Billig solte ihm dieser Umstand so gut zum Verdienste angerechnet werden, als dem gemächlichen Staatsminister seine bequemern Geschäfte. Der

Mini-

Miniſter im Kabinette und — der Bauer hinterm Pfluge — ſind beide in ihrem Beruf. Es iſt wahr, er muß zu gewiſſen Zeiten auch die Miſtberge tragen; aber jener kann ſich und ſeinen Charakter dafür auch häßlich mit — Tinte beſchmutzen. Wenn ſich iener wieder wäſcht, iſt er reiner, als wenn dieſer die hingeſchriebene Verkleinerung ausſtreicht, oder den geſtürzten Diener dem Fürſten zu neuer Begnadigung empfiehlt. Den Bauer ſolte die Miſtberge ſo wenig, als — den Miniſter die Feder verächtlich machen.

Freudenthal äuſſerte ehemals dieſe Gedanken in Gegenwart eines gewiſſen Herrn von R** aus der Nachbarſchaft. Er war am Hofe des Landsherrn zwei Jahre Page und einen Monat Kammerjunker geweſen. Seine ganze vorhergehende Lebenszeit hatte er an der Hand ſeiner gnädigen Frau Mama zugebracht, jetzt aber hatte er ſich wieder vom Hofe entfernt, um auf dem Stuhl ſeines gnädigen Herrn Papa's zu ſitzen, der vor acht Tagen geſtorben war. Er hatte Freudenthalen mit ſeiner Jugendgeſchichte unterhalten.

„Als ich noch zu Hauſe war," ſprach er unter andern, „nannte mich jedermann im Dorfe Junker Hans. Damals mochte es ſeyn — aber jetzt — der Eſel der Richter könnte doch wohl Ihr Gnaden Herr Kammerjunker ſagen lernen."

nen.“ Aus Verdruß über des Herrn Kammerjunkers Dummheit gab Freudenthal dem Gespräche eben eine andere Wendung. Junker Hans mochte wohl in seinem ganzen Leben wenig gesunde Urtheile gehört haben, und horchte so, daß er auch den Mund zu Hülfe nahm. Hier aber ließ er sich einfallen, Freudenthalen einen Einwurf zu machen.

„Um Vergebung, Herr Hofrath!“ sprach er, „Sie würden vielleicht anders urtheilen, wenn Sie ein gebohrner Herr von Rathmannsdorf wären. Der Bauer ist einmal ein Mensch von schlechter Gebuhrt, einfacher Lebensart und rauhen Sitten.“

„So, Junker Hans!“ antwortete Freudenthal, „Sie habens getroffen! Hätten Sie nur noch eine kleine Geduld gehabt, dahin wolte ich eben kommen. Es ist doch viel, daß Sie den Bauer noch für einen Menschen halten. In der Gebuhrt des Menschen kenne ich keinen andern Unterschied, als daß einige mit dem Kopf und — andere mit den Füssen in die Welt hinein rennen. — Freilich ja! seine Lebensart ist einfach — setzen Sie hinzu, kummervoll, freudenlos. Aber schlimm genug, daß man ihm die schwersten Lasten aufbindet, und den kleinsten Antheil am Genusse läßt. Man mengt ja den Pferden den Haser

nach

nach dem Maaße der Arbeit auf den Hechsel; — warum nicht auch dem Bauer? Die ersten Menschen der Nation solten so redlich für seine Freuden arbeiten, als er für unser Brod." —

„Rauhe Sitten hat der Bauer. — Nun ja! — Ihre Sitten sind denn doch wohl fein? Ich muß Ihnen bekennen, ich kann mit der Rauhigkeit und Feinheit der Sitten nicht so recht fertig werden. Bei dem plumpen, ungeschliffenen Auswurf müssen Sie nicht stehen bleiben; den trift man auf allen Stufen, so hoch man auch steigt. Dies abgerechnet, weiß ich eben nicht, ob mit der Verfeinerung unsrer äusserlichen Sitten mehr gewonnen oder verloren worden ist. Mir kömmt das sehr bedenklich vor, daß sich die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Stände unter den Menschen nicht versetzen lassen. In einem höhern Stande lassen sich Sitten aus dem niedrigern mit Anstand aufnehmen, aber nicht umgekehrt. Kein vernünftiger wird lachen, wenn der Minister in der Begegnung der Hofdame mit altdeutscher Redlichkeit die Hand reicht. — Was würde aber der Ernsthafteste thun, wenn sich der Schulze vom Dorfe vor seiner Nachbarin neumodisch beugen und ihr die Hand küssen wolte? —

Und wo soll denn der Bauer Feinheit lernen, da sich alle andere Menschen zu gut halten mit ihm

ihm irgend eine Gemeinschaft zu haben. Bei feierlichen Gelegenheiten läßt sich allenfals der vornehmere bürgerliche und adliche Städtler gefallen, an seinem Tische zu sitzen. Aber der Bauer muß sich den Eingang in jede bürgerliche Stube erkaufen und öfters den Stand vor der Thür bezahlen. Beinahe ist's, als wolte man ihm die Rechte der Menschheit versagen. Alles schreiet, stößt und schlägt auf ihn hinein, als wenn er ein Lastthier wäre, das Unbilligkeiten nicht empfände und nur zum Tragen da wäre. Wer darf sich wundern, daß er neidisch, lieblos, undankbar und argwöhnisch ist?

Junker Hans ließ anspannen und fuhr fort. Sein Abschied war ziemlich freslig, so, daß Freudenthal seinen Vorsatz, nie wieder zu kommen, in seinen Augen las. Er sahe ihm mitleidig nach, und ging in sein Zimmer zurück. Die vorigen Gedanken führten ihn auf den Vorsatz, mit seinen Unterthanen desto vorsichtiger umzugehen. Sie die Glückseligkeit eines geschäftigen und wohlthätigen Lebens an seinem Beispiele kennen zu lehren, und sich, ehe er einige Verändrungen versuchte; zuvor das Ansehen eines wohlmeinenden Vaters bei ihnen zu erwerben, dies war sein Entschluß, durch welchen er seine Absichten zu erreichen hofte.

Neuntes Kapitel.

Das wird Junker Hans in Ewigkeit nicht thun.

Unterdessen hatte Berdulli alle Anstalten auf die herannahende Erndte gemacht. Es war allerdings nöthig, daß die vorhandenen Rechnungen des entflohenen Pächters genau durchgegangen werden musten. Berdulli'n konnte diese Beschäftigung zum Unterrichte dienen, und die Anforderungen des abgegangenen Pächters konnten ohne genaue Untersuchung nicht entschieden werden. Man fand überall Beweise, daß der Pächter ein guter Wirth und ein redlicher Mann gewesen war. Der Viehstand war fast noch einmal so stark, als er ihn bei seinem Anzuge gefunden hatte; an Stroh, Fütterung und Getraide waren ansehnliche Vorräthe vorhanden; und in seinem Schranke fanden sich Baarschaften, die man nicht bei ihm gesucht hätte. Es war grade der Zeitpunkt, da die Berechnung die wenigste Schwierigkeit machen konnte. An der Erndte hatte der abgehende Pächter keinen Antheil, weil er die Aecker besäet übernommen hatte. Freudenthal ließ also von unpartheiischen Personen das überkomplete Vieh

und

und alle Vorräthe taxiren, nahm alles für baares Geld an, und brachte ein Kapital von vier tausend Thaler zusammen, welches in Depositum gelegt wurde, bis es abgefordert werden würde.

Von den unruhigen Geschäften der Erndte hatte man sich freilich unangenehme, schwere Vorstellungen gemacht; man fand aber alles angenehmer und leichter. Albertine übernahm die Besorgung der innern Wirthschaft mit Vergnügen, weil es ehemals in dem Hause ihres Vaters ihre angenehmste Beschäftigung gewesen war. Ihre Erfahrung setzte sie in den Stand, die beste Einrichtung zu treffen, und ihr sanfter, liebreicher Charakter erleichterte die Ausführung derselben ungemein. Sie hatte die Aufsicht und ordnete an. Die weibliche Hausbedienung, von der Ausgeberin bis zur untersten Viehmagd, stand unter ihrer Direktion. Sie verstand die Kunst, ihnen ihre Dienste leicht und ihre Pflichten angenehm zu machen; jene aber vollzogen ihre Befehle mit einem Eifer, der nie ihre Erwartung täuschte. Die übrigen Geschäfte beruheten vornehmlich auf Berdulli'n, der sie mit Hülfe des Verwalters recht gut anordnen und bestreiten konnte. Freudenthalen blieb nichts, als Aufsicht und Beobachtung.

Es kömmt viel darauf an, daß der Mensch auf den rechten Posten gestellt wird; er und die Republik gewinnen dabei. Wenn der Nachtwächter wider die Bestimmung der Natur regierender Bürgermeister wird, — dann hat man gewiß so viel Uebel zu fürchten, als Guts verloren geht, wenn ein Mann in den niedrigsten Posten verdränget wird, der Verstand und Herz zu den wichtigsten Geschäften hat.

Freudenthals Absicht war es anfänglich, sich mit der Einrichtung der Oekonomie näher einzulassen; aber ohne Zweifel würden dabei er und seine Unterthanen viel verloren haben. Es ist nicht dasselbe Geschäfte, einen Staat und ein Hauswesen regieren, und wer scharfsichtig genug ist, in jeder Einrichtung Mängel zu finden, ist darum nicht duldend genug, mechanische Menschen von alten Gewohnheiten abzubringen.

Für Freudenthals Herz und Verstand werden meine Leser so viel Achtung haben als ich; aber deswegen sind wir nicht schuldig, die Augen vor seinen Fehlern zuzumachen. Wer kann seine Neigungen so regieren, daß sie auf keiner Seite Auswege fänden; und jedem Hange vorbauen, der in Lagen und Umständen erzeugt wird, die Menschen nicht ändern können? Nicht einmal

einen Tadel verdient der, der ihm thätig genug entgegenarbeitet. —

In den vorigen Verbindungen fand Freudenthal allenthalben Widerspruch. Die reifsten Ueberlegungen wurden verworfen; den heilsamsten Anstalten wurde entgegen gearbeitet. Es gehört viel dazu, wenn man hierbei ohne Empfindung bleiben soll, und derjenige kann es gewiß am wenigsten, dem der Anblick menschlichen Elendes rührt und dessen Herz jede Noth so empfindlich als seine Pflicht thätig macht. Freudenthal hatte in diesen Umständen keine andere Wahl, er muste sich entweder gefallen lassen, ganz ohne Nutzen zu leben, oder er muste sich angewöhnen, seine Meinungen mit einem abschreckenden Ernst vorzutragen, und mit einer unnachgebenden Anhänglichkeit zu vertheidigen. Daher kam es, daß sein Charakter etwas rasches annahm, das sich in geänderten Umständen nicht so geschwind wieder ablegen ließ. Er war schnell in seinen Entschliefsungen, hitzig in der Ausführung und schien seinen Einsichten viel zuzutrauen. Wer ihn nicht kannte, gab seinem Ausdruck nicht selten die Erklärung, als wolte er Einwendung abschrecken und Widerspruch verbitten. Kurz, es hätten Fehler von groſsen Folgen daher entstehen können,

wenn

wenn seine Einsichten weniger richtig und seine Neigungen minder geordnet gewesen wären.

„Ich sehe es schon," sprach er zu Berdulli'n, sobald er den Fortgang seiner Geschäfte sahe, „Sie verstehen von der Oekonomie mehr, als ich, und haben eine Art mit Ihren Leuten umzugehen, die mir überaus gefällt. Ich würde kaum Geduld und Herablassung genug haben, mit dem Volke fertig zu werden. Bleiben Sie auf dem gewählten Wege, so gewinne ich destomehr Zeit, auf das gemeine Beste zu denken." In den Abendstunden setzten sie sich hin und berathschlagten freundschaftlich ihre Geschäfte. Freudenthals Aufmerksamkeit konnte so leicht nichts entgehen, und was für Vorschläge er auch machte, den bemerkten Mängeln abzuhelfen, so konnten sie selten verworfen werden. Durch Albertinens sanften Mund und Berdulli's unversteckte Gutherzigkeit, wurden sie dem Hausgesinde gefällig und ihrer Ausführung leicht.

Die Erndte war diesmal sehr gesegnet ausgefallen, aber unter anhaltender nasser Witterung war die Arbeit sehr erschweret, und der Aufwand ungleich kostbarer geworden. Wegen des beschwerlichen Hofedienstes muste nothwendig der Unterthan mehr leiden, als der Guthsherr. Die armen Leute hatten nicht die Hälfte ihrer Zeit für

ſich. Auſſer den beſtimmten Tagen in jeder Wo-
che muſten ſie zur Zeit der Ackerbeſtellung und
Erndte ihre eignen Aecker verlaſſen und ihre
Früchte den Gefahren der Witterung preis geben,
ſobald ſie vom Edelmann oder deſſen Pächter zum
Hofedienſt verlangt wurden.

War die Witterung beſtändig, ſo ging's noch
an. Aber diesmal war der Schade nicht zu über-
ſehen, den die armen, geplagten Leute darunter
leiden muſten. Das ganze Feld war aufgeharkt,
als Regenwetter einfiel, das acht Tage lang
dauerte. Manchmal ſchiens, als wolte ſichs auf-
klären. Die Mandeln trockneten allmählig ab,
die Leute wurden zum Hofedienſt verſchrieben, die
Wagen kamen und wolten aufladen, aber der
Himmel belegte ſich von Neuem und ſchwangere
Wolken goſſen das Waſſer ſtrömend herab. End-
lich kamen ein paar erbetene Tage. Bernulli
ließ keinen Augenblick ungenutzt vorbei, er bot
die Gemeine auf, nahm aus der Nachbarſchaft,
was er nur kriegen konnte, in Lohn, legte ſelbſt
Hand an und bekam ſein Getraide glücklich herein.
Der Bauer war froh, daß es ihm nun erlaubt
war, für ſein Haus zu arbeiten, fuhr aber am
ſpäten Abend bekümmert nach Hauſe, weil der
ganze Himmel voll finſterer Drohungen hing.
Bernulli dachte ſo menſchlich, daß er ihnen das

Ver-

Verſprechen gab, er wolle ihnen durch ſein Geſpann helfen laſſen. Aber leider! die Drohungen — blieben nicht Drohungen. Mit dem Anbruche des Tages fing es wieder an zu regnen und regnete faſt vierzehen Tage fort, ſo, daß das Getraide dermaßen auswuchs, daß kein Bauer die Saat aus ſeiner Scheune nehmen konnte. Das kränkte Freudenthalen mehr, als wenn der Schade ihn ſelbſt getroffen hätte.

Wenn nur noch die Vortheile, die dem Hofe daraus erwuchſen, einigermaßen verhältnißmäßig geweſen wären! Aber — der Bauer verliert einen Gulden, und der Hof gewinnt einen Groſchen. Man kennt ja die Arbeiten wohl, die zu Hofe geſchehen. Eigennützigkeit überwiegt beim Landmann gewöhnlich die Pflicht. Hofedienſte ſind nach ſeinen Gedanken aufgebürdete Laſten, die der Bauer nur leiſtet, ſo lange Vögte gehalten werden. Und dabei iſt's ihm doch um nichts zu thun, als daß er nur da geweſen iſt. Zehen Hofedienſte lieſſen ſich vielleicht mit einem Tagelohn bezahlen.

Freudenthal faßte von Stunde an den Vorſatz, ſeinen Unterthanen dies Joch abzunehmen. Er überlegte die Sache mit Berdulli'n, ſprach hierauf mit den Gliedern der Gemeine ſelbſt, und machte, mit ihrer aller Zufriedenheit, die Einrich-

tung, daß ſie, ſtatt der bisherigen Dienſte, eine billige Vergütung an Gelde erlegten.

Die Freude der Unterthanen über dieſe Wohlthat war ſehr groß. Nun wuſte der Bauer, daß er für ſich und ſeine Familie leben konnte, und hatte, wie der Bürger, ſechs Arbeitstage in der Woche. Die meiſten hatten des Hofedienſtes wegen mehr Geſpann und auch mehr Dienſtboten halten müſſen, als zur Beſtreitung ihrer eignen Wirthſchaften nöthig waren. Jetzt konnte der eine einen Knecht abſchaffen, der andere ein paar Pferde weniger halten, und die Arbeit für eines jeden Haus und Aecker doch zu rechter Zeit, — auch mit mehr Ordnung und Fleiß, beſtritten werden. Es erwachte ein ganz andrer Trieb in ihnen, da ſie wuſten, daß ſie nun nur für ſich und ihre Kinder arbeiteten. Ihre Abgaben hatten ihre Beſtimmtheit und waren ſo billig geſetzt, daß ſie ihre Kräfte nicht überſtiegen. Da ſie jetzt mehr Fleiß auf ihre Aecker wenden konnten, ſo trugen ſie auch beſſer, daß es ihnen nicht ſauer ward, dem Kaiſer zu geben, was des Kaiſers iſt. Jetzt fühlten ſie, daß ſie ſich nicht ohne Nutzen plagten. Die jährliche Verbeßrung ihrer Umſtände trieb ſie immer mehr zum Fleiß und zur Aufmerkſamkeit in der Wirthſchaft, ſo, daß nach wenigen Jahren in Rathmannsdorf kein Hauswirth

war,

war, der ſich nicht in der beſten Einrichtung befunden hätte. Eltern und Kinder verdankten ihr Glück Gottes Segen und Freudenthals Güte.

Wer die Empfindungen eines edlen Herzens kennt, die aus dem Bewuſtſeyn guter Handlungen entſpringen, und eine Seele hat, die ihre Zufriedenheit auf erfüllte Abſichten ihres Daſeyns zu gründen gewohnt iſt, dem darf ich von Freudenthals Glück nichts ſagen. Er glaubte wenigſtens nicht, daß ers zu theuer erkauft hätte. Das war eben der Gedanke, mit dem er nicht fertig werden konnte, daß für die Welt ſo manche Freude verloren ginge, die man ihr doch ohne ſeinen Schaden verſchaffen könnte.

Seine Wirthſchaft erforderte jetzt freilich eine andere Einrichtung; man muſte nun mehr Geſpann halten und mehr Arbeiter belohnen. Man überzeugte ſich aber bald, daß dieſe Einrichtung nicht nur leichter, ſondern auch vortheilhafter war, als man glaubte. Mit den Pferden hatte man Gelegenheit genug, Geld zu verdienen, wenn die Arbeit auf dem Acker verrichtet war; zu geſchweigen, daß der gröſſere Werth der eigenen Ackerbeſtellung gar bald in der Scheune ſichtbar ward. Die Handarbeit machte gar keine Schwierigkeit. Sobald nur auswärts bekannt wurde, daß in Kathmannsdorf Arbeiter geſucht wür-

den, meldeten ſich mehr, als angenommen werden konnten. Vier Familien wies man Plätze an, die für ihre Koſten aufbaueten, und ſich, ſtatt eines Erbzinſes, zu allen Arbeiten im Ritterguthe, gegen beſtimmte billige Belohnungen, verpflichteten. Dieſe Einrichtung war von allen Seiten vortheilhaft. Durch Hülfe dieſer vier Familien ging die Arbeit zu allen Zeiten fertiger von Statten, als bei den Hofedienſten, und das Geld, das für die Dienſte gegeben wurde, ging auf ihre Belohnung nicht alle drauf. Auch konnten die Bauern zu manchen Zeiten Arbeiter für Lohn haben, weil doch bisweilen Tage kamen, daß ſie vom Hofe abkommen konnten. Ganz umſonſt aber hatte Freudenthal das Vergnügen, vier Familien mehr in ſeinem Dorfe zu haben, die durch ſeine Veranſtaltung froh und glücklich lebten.

Der Schulmeiſter im Dorfe hielt ſich ganz ruhig. Er kam jetzt ſelten in die Schenke zur Geſellſchaft; auch wenn er dazu vom Schulzen eingeladen wurde, hatte er immer Entſchuldigungen in Bereitſchaft. Kam er ja einmal, ſo war er mißvergnügt und ſprach nichts, als dann und wann ein abgedrungnes ja. Mit unter ſeufzte er einmal, und wenn ſich die vollen Herzen der Bauern in Freudenthals Lobſprüche ergoſſen — nickte

nickte er bedeutend mit dem Kopf. Zum Patron kam er gar nicht, bis er endlich eine schriftliche Vorstellung einreichte, die in jedem Worte ihren Verfasser verrieth.

Zehentes Kapitel.

Es treten Personen auf, die der Leser noch nie bei einander gesehen hat.

Ich bin eben nicht Willens, des Schulmeisters Vorstellung meinen Lesern wörtlich mitzutheilen. Ein kurzer Auszug seiner Gedanken mag genug seyn. Freilich ja! mit Lobsprüchen fieng er an. Da konnte er gar nicht fertig werden, von dem Glücke der Bauern zu reden, das ihnen Freudenthals Güte verschaft hatte. „Wenn die Leute," war seine Bedenklichkeit, „nur nicht übermüthig werden; gute Tage können sie manchmal nicht vertragen." — Endlich zog er daraus den Schluß, der Freudenthalen wohlgefiel, so sehr man ihm auch das Eigennützige ansahe. „Man solte wohl seine Aufmerksamkeit auf die Schule verdoppeln, damit die heranwachsende Jugend fleißig angeführt würde und der alte Schulmeister am Ende nicht noch Noth leiden müste." —

„Wenn ich," schloß er, „die Erlaubniß hätte, das Schulgeld doppelt zu fordern, so wolte ich ganz andere Schulbücher einführen und die Kinder nach der neuen Mode unterrichten, damit sie nicht auch solche mathematische Christen, wie die Alten, würden, die das Vater unser immer noch nach der alten Leier beten und in einem neuen Buche keinen Gesang lesen können. Aber umsonst ist todt! Der Bauer läßt sich auch nichts aufbringen!"

Freudenthals Antwort will ich aber nicht verkürzen; sie ist an sich schon kurz genug. „Mein lieber Schulmeister," schrieb er darunter, „sey er nicht neidisch und habe er Geduld. Bald sollen ihm seine Hofedienste so gut als den Bauern abgenommen werden. Bis dahin bleibt's beim Alten."

Der Leser, denke ich, wird's Freudenthalen wohl zutrauen, daß er bei seinen Ueberlegungen und Rathschlägen auf des Schulmeisters Beiträge nicht wird gewartet haben. Das konnte der Menschenfreund im ersten Anblick des Mannes gleich sehen, wo die Besserung am nöthigsten war. Schon seit mehrern Jahren hatte Rathmannsdorf das Glück einer zwar nicht weisen, aber doch wohlthätigen und gelinden Regierung genossen, unter welcher manche gute Anlage zur

Be-

Beförderung des leiblichen Wohlstandes war gemacht worden. Aber, wie es schien, hatte man bei den Verbesserungen nicht weiter als auf Oekonomie gesehen und vielleicht die Sicherheit der herrschaftlichen Gefälle zur vornehmsten Absicht gehabt. Dahin brachte mans auch, daß jeder Einwohner die geforderten Abgaben entrichten und seine Dienste leisten konnte. Aber, weil man die Bildung der Jugend ganz übersah, und sich kein Mensch weder um Lebensart noch Gesinnung der Alten bekümmerte, wenn sie nur sklavisch unterthänig waren, und trugen und duldeten, was man ihnen auflegte, so wurde Rathmannsdorf um nichts glücklicher. Mit dem äusserlichen Wohlstande wuchs Uebermuth; eine Quelle vieler Unordnungen, die, wo sie einreissen, häusliche Freuden und frohen Lebensgenuß stöhren.

Die Besorgniß des Schulmeisters, daß die Bauern durch Abschaffung der Hofedienste übermüthig werden möchten, floß aus dieser Erfahrung. Aber Freudenthals Urtheil hatte auch seine Richtigkeit: des Schulmeisters Arbeiten waren Hofedienste, und sein Entschluß, einen bessern Arbeiter an dessen Stelle zu setzen, war ein nothwendiges Mittel zu seinen Absichten, das vom ersten Tage seines Hierseyns beschlossen wurde.

Wenn's

Wenn's nur möglich gewesen wäre, jeden guten Vorsatz sogleich auszuführen. Freudenthal hatte jetzt zu wenig Bekanntschaft, keinen Freund, keinen Rathgeber, und zuviel wichtige Sorgen auf sich. „Gott wird helfen," pflegte er zu sagen, „daß zu allem Rath wird!" und diese Hofnung betrog ihn auch nicht. Auf einem ungesuchten Wege führte ihm Gott Freunde zu, die ihm sein Leben angenehm machten und jeder edlen Absicht mit thätigem Eifer beitraten.

Für den Kammergerichtsrath Schulzen war in der Nachbarschaft keine Gelegenheit zu finden, so viel Mühe man sich auch gab. Der Onkel trieb in jeden Brief zur Eilfertigkeit an, und Freudenthal empfand tödlichen Verdruß darüber, daß es in seinem Vermögen nicht stand, des Onkels Wunsch in der ersten Stunde zu befriedigen. Sein eigenes Haus hatte er ihm längst angeboten, das wolte Schulze aber nicht annehmen. „Wenn ich täglich einige Stunden bei Ihnen seyn kann," schrieb er, „das soll mir Vergnügen machen; aber getrennt muß ich von Ihnen leben um Ihrent- und meinetwillen. Ihnen würde es lästig werden, meine melancholische Laune immer zu dulden; und mir unmöglich, für Ihre theilnehmende, aufmunternde Liebe nie unempfindlich zu scheinen. Noch muß ich Stunden haben,

haben, in denen ich mich meiner verträglichen Melancholie ungeſtöhrt überlaſſen kann."

Alle Vorſtellungen waren fruchtlos; der Onkel blieb bei ſeinem Entſchluß. Im letzten Briefe hatte er ſich ſogar zu Freudenthals Verdruß dahin erklärt, daß er, wenn's nicht anders wäre, die erſte Gelegenheit ergreifen würde, wenn ſie auch nicht in allen Stücken ſeinem Wunſche gemäß wäre. Deſto unzufriedener war Freudenthal, daß er die Umſtände nicht ändern konnte, weil er nun fürchten muſte, daß er ſich noch weiter von ihm entfernen möchte. Ehe man ſichs aber verſah, kam Schulze mit ſeiner ganzen Equipage nach Rathmannsdorf.

Es war ein glücklicher Umſtand, daß Berdulli eben im Felde war. Er ließ die letzten Stücken zur Winterſaat pflügen und hielt am Wege, als eine Kutſche lang her kam, auf welche ihn die Livree des Kutſchers deſto aufmerkſamer machte, je näher ſie kam. Welch eine Freude! als er den Kammergerichtsrath erblickte. Aber nur zwo Worte zum Empfang und eine Hand in den Wagen hinein, — dann ritt er voran und meldete deſſen Ankunft. Ganz unvorbereitet hätten ſie ſich gewiß alle vor ihm entſetzt, und keiner den Ton getroffen, der den Leidenden aufrichtet.

„Gott

„Gott Lob!" rief Freudenthal, als er den Onkel in seine Arme faßte, „der Herr hilft auch! Sie sind recht munter!"

„Ja, mein zweiter Vater!" sagte Albertine, „kommen Sie in unsern Schooß! wir wollen Ihnen alles seyn, was Sie wünschen."

„Alter, redlicher Freund!" sprach die Geheimeräthin, „das dachten wir beide nicht, als wir das letztemal von einander schieden, daß wir uns jemals wiedersehen würden, und am wenigsten an diesem Orte. Aber lassen Sie uns froh seyn! Der Himmel ist hier heiterer, als in den Residenzen."

Vermuthlich hatte sich der Mann selbst den ersten Empfang trauriger vorgestellt, und war so herzlich froh, als der gefürchtete Sturm vorüberging, daß man's ihm ansehen konnte. Es wolten ihm Thränen in die Augen treten — ein Paar stiegen langsam aus den Augenthälern herauf, und schlüpften schnell, als wenn sie sich sehen zu lassen sich schämten, an den Backen herunter — aber keine folgte ihnen nach. Schulze wischte die zurückgelassenen Spuren von den Wangen und sahe sich mit Zufriedenheit im Spiegel. „'s ist wahr!" sprach er mit sich aufheiterndem Gesichte, „ich sehe sehr munter aus! Wenn's die Reise nicht macht?" —

Aber — Gott! wie sahe der Mann aus! — Bleich, wie nach überstandner Theurung das Gesicht des Tagelöhners, war sein Gesicht; welke Backen und tiefe versunkene Augen machten sein sonst ehrwürdiges Ansehen jetzt furchtbar abschreckend, und über den Ausdruck der Unschuld herunterhangende Augenlieder, gaben ihm das Ansehen des Leidenden in dem Grade, den jedes menschliche Herz mitleidswürdig fühlt.

Sein Sohn, Fritzgen, war ein liebenswürdiges Kind. Er war nicht älter, als Freudenthals Albert, aber er hatte ein so gesetztes Wesen in allen seinen Handlungen, und bei der regelmäßigsten Bildung einen so ernsthaften, fast männlichen Ausdruck im Gesichte, daß ihm jeder, der sein Alter nicht wuste, mehr Jahre zutheilte. Freudenthal hielt dies Ansehen für eine Wirkung seiner frühen Leiden, und die Erfahrung bestätigte bald sein Urtheil. Das Kind zeigte ein Herz voll Gefühle, das in einem fünfjährigen Leben gewiß zehenjährige Leiden empfunden hatte. Das liebe Kind hätte beinahe alle Behutsamkeit verdorben. „Mein liebes Fritzchen," rief Albertine, komm doch zu mir auf meinen Schooß."

Fritzgen hatte bis jetzt noch nicht die Hand seines Vaters fahren gelassen, und näherte sich Alber-

Albertinen mit ſo langſamen Schritten, daß es ihm ſauer zu werden ſchien.

„Du wirſt dich doch nicht fürchten, lieber Fritze!“ fragte Albertine.

„Ach nein, Tante Freudenthalen!“ antwortete Fritze, „ich fürchte mich vor Ihnen nicht; Sie ſprechen ja ſo gut mit mir, als meine ſelige Mama! Aber machen Sie's auch wie der Herr da?“ Er wies auf Berdulli'n. Unterdeſſen war er an Albertinen hinan gekommen. Sie küßte ihn und hob ihn auf ihren Schooß.

„Wie macht's denn der Herr? Kennſt du ihn?“

„O ja! ich vergeſſe es mein Lebtage nicht, daß er zu uns kam, als meine ſelige Mama geſtorben war. Ich hatte meinen lieben Papa ſo lange die Backen geſtrichen, bis er mich anlachte. Da kam der in unſre Stube und machte meinen Papa wieder zu weinen. Wenn Sie das auch thun, ſo faſſe ich meinen guten Vater an der Hand und laufe gleich von Ihnen.“

Hier konnte ſich Albertine der Thränen nicht länger enthalten, und ſobald ſie durchbrachen, gingen aller Augen über. Man muſte ſchnell eine andere Wendung ſuchen, ehe die Gemüther zu tief herunter geſtimmt wurden. Der kleine Albert, Freudenthals Sohn, war hinaus gegangen

gen und kam jetzt mit einem Körbchen voll Spielsachen wieder herein. „Sieh, Fritzchen, da kömmt Albert mit schönen Spielsachen. Bleib bei mir, das soll dein Bruder seyn.“

„Nein, hierbleiben können wir nicht, aber wir wollen recht ofte, alle Tage wieder kommen,“ antwortete Fritzgen, und lief zu Alberten hin.

Dies war der erste Wink von des Onkels Absichten in Ansehung seines künftigen Aufenthalts. Er gab freilich wenig Licht, aber er kam doch zu so gelegener Zeit, daß sie sich alle bereitwillig auf ein Gespräch lenken liessen, das für ihre Neugierde nicht zeitig genug abgehandelt werden konnte. Hier sagte der Onkel seine Absicht mit wenigen Worten, die gewiß kein Mensch im Freudenthalschen Hause errathen hätte. „Ich will,“ sprach er, „mein Leben im Pfarrhause zu Klippdorf beschliessen.“ — „O das geht an! das ist schön!“ riefen sie nun alle, obgleich vorher kein Mensch daran gedacht hatte. „Klippdorf! — Klippdorf!“ werden die Leser sagen. — Freilich Klippdorf; und wenns kein einziger von Ihnen kennen solte, so kenne ich's.

Klippdorf war das nächste Dorf an Rathsmannsdorf; in einer kleinen Stunde konnte man gemächlich hinübergehen. Beide Gemeinden hielten gute Nachbarschaft und hatten gemeine-

schaftlich einen Prediger. „O das geht an!" wird nun der Leser freilich auch denken, und der Onkel würde es gewiß nicht versucht, und ich würde es nicht geschrieben haben, wenn's nicht anginge.

Das weiß der Leser aus dem Vorhergehenden schon, daß Klippdorf ein eigenes Pfarrhaus hatte, welches auch von den vorigen Predigern, selbst von dem letztern noch, war bewohnt worden. Kurz vor Freudenthals erster Herkunft mit Albertinen war er erst wieder nach Rathmannsdorf herüber gezogen.

Wie der Onkel zu dem Entschluß kam, dies ledige Pfarrhaus zu beziehen, läßt sich nun recht gut begreifen. Aus Freudenthals Briefen erfuhr er alle Vorfälle zu Rathmannsdorf und also auch den, daß ein neues Pfarrhaus daselbst aufgebauet werden solte. Sogleich entstand in seinem Herzen der Wunsch, sich dieser Gelegenheit bedienen zu dürfen; er ging zum Fürsten und bat um Erlaubniß.

Bei den Vorschlägen und Bedingungen, die er einzugehen bereit war, konnte er freilich von einem Fürsten, der ihm ganz besonders gnädig war, keine abschlägliche Antwort fürchten. „Sie müssen sich an den Prediger wenden," sprach der

Fürst

Fürſt, „dem kann der Genuß davon nicht entzogen werden, wenn er's gleich nicht bewohnt."

„O ja!" antwortete Schulze, „ich will ihm dreifachen Zins geben."

„Die Gemeine wird ſich wohl hüten, etwas zu ſagen, wenn ich's zufrieden bin; aber gern wird ſie es eben nicht ſehen, weil ſie das Gebäude im baulichen Stande erhalten muß."

„So lange ich darein wohne, nehme ich der Gemeine dieſe Laſt ab."

„Sie werden aber keine Bequemlichkeit für ſich finden."

„Was fehlt, laſſe ich auf meine Koſten' machen; wenn ich nur von meinem gnädigſten Fürſten dazu Erlaubniß habe."

„Ziehen Sie hin!" war die letzte Antwort des Fürſten, „Sie laſſen ſich doch von Ihrem Vorſatz nicht abbringen. Kann ich ſonſt noch etwas beitragen, Ihnen den daſigen Aufenthalt angenehm zu machen, ſo ſagen Sie mir's nur!" —

Von dem Augenblick an machte Schulze Anſtalt zu ſeiner Abreiſe. Nun war er in Rathsmannsdorf. Seine Abſicht war, nur einige Wochen ſich daſelbſt aufzuhalten, bis ſeine neue Wohnung gereiniget und nur einigermaßen in Stand geſetzt werden könnte, aber die Rechnung betrog. So geräumig und bequem auch das

Haus in seiner Anlage war, so unbewohnbar war's in den jetzigen Umständen. Es hatte einige Jahre ledig gestanden und war dermaßen verwüstet, daß es sobald nicht wieder hergestellt werden konnte. Den Winter über muste Schulze bei Freudenthalen bleiben, welcher Aufenthalt ihm so aufmunternd, und seiner Gesundheit so zuträglich, als seinen Freunden angenehm und nützlich ward. Von ihren Berathschlagungen und Geschäften will ich nichts sagen, die Früchte davon werden wohl ausbrechen; aber eines ganz unverhofften Besuchs muß ich gedenken, durch welchen Freudenthal Nachrichten von seinem ehemaligen Fürsten erhielt.

Schulzens Wohnung in Klippdorf war nun im Stande und der Tag zu seiner Abreise dahin schon bestimmt, als kurz vorher der junge Herr von A** nach Rathmannsdorf kam, mit welchem Freudenthal in Leiden studirt hatte. Seine Ankunft machte allen viel Freude, aber seine Absicht noch mehr Verwunderung. Er war auf dem Wege zu diesem Fürsten in Dienste zu gehen und kam nach Rathmannsdorf, mit seiner Tante wegen ihres Hauses zu sprechen, das in der Residenz stand. Freudenthals Freude ging über alles. Er umarmte einen Freund, in dessen tugendhafter Gesellschaft er die lebhaftesten und

gefähr-

gefährlichsten Jahre angenehm und nützlich verlebt hatte, und konnte sich mit ihm von einem Fürsten unterhalten, gegen den sein Herz von Dankbarkeit und Ehrfurcht überfloß. „Um Gottes willen," rief er, sobald er ein Wort von seines Freundes Absichten hörte, „wie sind Sie zu dem Herrn gekommen!" — Der Leser darf nur Leser seyn, wenn er das auch wissen will.

Auf Anrathen der Aerzte muste der Herr von A** gichtischer Zufälle wegen im vorigen Sommer das Karlsbad besuchen. Hier traf er den Fürsten, der sich bei seiner Ankunft schon merklich gebessert hatte. Er ließ sichs nicht einmal einfallen, dem Fürsten näher zu kommen, weil's jedermann wuste, daß er von seinen Leuten umlagert gehalten ward. Aber die Gelegenheit fügte sich von selbst, ohne daß jemand dazu etwas beigetragen hatte.

Der Fürst muste täglich ausreiten. Man kann sich's leicht vorstellen, daß er ein sicheres Pferd gehabt haben und nie ohne Gesellschaft gewesen seyn wird. Es ließ sich kein Mensch einfallen, ein Unglück zu fürchten, als der Herr in große Gefahr kam, sein Leben zu verlieren. Das Pferd war gesattelt, der Reitknecht führt es vor, der Fürst steigt auf. Sobald er sich aber in den Sattel niederläßt, wird das Pferd wild, entreißt

den Händen des Fürsten den Zügel, ehe er sichs versieht, und wirft ihn über den Kopf herunter, worauf es dermaßen auszureissen anfängt, daß kein Aufhalten ist. Ehe der Reitknecht aufs Pferd kommen konnte, war der Fürst aus den Augen. Alles war Bestürzung und Erstaunen; das Pferd war sonst so fromm, daß man's einem Kinde anvertrauen konnte. Nachher fand man die Ursach bei der Untersuchung. In der Decke unter dem Sattel steckte ein spitziger Nagel, der bis an den Kopf ins Fleisch hineingegangen war.

Zum Glück begegnet der Herr von A** dem Fürsten, der sich kaum noch auf dem Pferde halten konnte. Er wagt's, sich in Gefahr zu begeben, und ist so glücklich, daß er das Pferd aufhält. Die Handlung selbst gewann den Fürsten schon für ihn. Sobald er aber hörte, daß es der Neveu seines ehemaligen Geheimenraths war, dem er sein Leben zu verdanken hatte, vergaß der Herr die überstandene Gefahr, embrassirte seinen Erretter auf der Stelle, und führte ihn mit sich an der Hand in sein Logis zurück. Von der Zeit an, ward er ein vertrauter Freund des Fürsten, der täglich bei ihm seyn muste.

Freudenthal brachte tausend Fragen hervor, die seine Neugierde beantwortet haben wolte. Bald betrafen sie die Gesundheitsumstände des

Fürsten,

Fürsten, bald dessen Gesinnung gegen ihn; bald gaben sie auch seine Verwunderung über den Entschluß seines Freundes zu erkennen, daß er es wagen wolle, sich in so gefährliche Verbindungen zu begeben. Die Antworten, welche sein Freund gab, waren nicht ganz befriedigend, aber soviel gaben sie zu erkennen, daß von A** nicht ohne reife Ueberlegung diesen Schritt thue.

„Der Fürst," sprach er, „kann noch lange leben, ob er gleich schwerlich den Grad der Kräfte und Gesundheit wieder erlangen wird, der zur Regierung seiner Staaten nöthig ist. Glauben Sie, er ist von Einsichten und Herz ein edelmüthiger, großer Fürst, der ganz Deutschland zu beherrschen geschickt und würdig wäre, wenn er die unglücklichen Zufälle nicht hätte und — — Er weiß, daß Sie sich auf Ihrem Guthe aufhalten, und, was er von Ihren Umständen nicht wuste, habe ich ihm alles erzählt. Sie können glauben, daß er Ihre Verdienste schätzt, und die Mängel seines Regierungssystems bald abstellen würde, wenn man's wagen dürfte, ihm die Augen zu öfnen, und er nicht von Personen gemißhandelt würde, denen er bei seinen schwächlichen Gesundheitsumständen sein ganzes Vertrauen schenken muste. Muthen Sie mir nicht zu, daß ich sein Vertrauen mißbrauchen und ein Verräther seiner

Geheimnisse werden soll, aber gewiß, er ist in seinen Fehlern ein liebenswürdiger Herr, und ich habe seinen anhaltenden und nachgebenden Bitten nicht länger widerstehen können."

„Lieber A**!" sagte er, als ich im Bade Abschied von ihm nahm, „wenn meine Umstände nur so leidlich bleiben, als sie jetzt sind, so lasse ich Ihnen aus meiner Residenz schreiben. Sie müssen kommen, ich kann ohne Sie nicht leben."

„Nun," fuhr Herr von A** fort, „bin ich auf dem Wege. Ich gehe nicht als Diener, sondern als Freund hin, unter der endlich zugestandenen Bedingung, weder Titel noch Besoldung anzunehmen. Solte man auch jetzt nichts von den Absichten meines Daseyns erfahren; endlich wird die Zeit kommen, da man sehen wird, daß ich dem gedrückten Lande nicht unnütz gewesen bin."

Eilftes Kapitel.

Eine doppelte Wahl, wider welche der Leſer darum nichts einwenden darf, weil's zu ſpät wäre.

Ich glaube, daß Freudenthal wider ſeines Freundes Entſchluß mancherlei einzuwenden hatte. Er äuſſerte ſich aber nichts, ſobald er hörte, daß nichts mehr zu ändern war. Was er darüber ſprach, ging dahin, ihn mit der Verfaſſung des daſigen Hofs bekannt zu machen, und durch Erzählung ſeiner Schickſale ihm Gelegenheit zu manchen Bemerkungen zu geben, die ihm nützlich werden könnten. Uebrigens war es ihm ſeiner eigenen Entwürfe und Verbindungen wegen ſehr lieb, am daſigen Hof einen Freund zu haben, dem er es zutrauen durfte, daß er für ſeine Wünſche nicht unthätig leben würde.

Man hatte bisher wenige Nachrichten aus der Reſidenz bekommen, und doch waren Freudenthalen ſeine daſigen Freunde und Verwandte nicht gleichgültig, ſo ſehr er auch von den letztern war beleidigt worden. Die letzte Nachricht kam an Berdulli'n aus dem Liebrechtſchen Hauſe;

die Mama war gestorben. Der traurige Vorfall kostete Freudenthalen einige Thränen, aber die Entdeckung, welche bei der Gelegenheit gemacht wurde, verursachte allen Vergnügen. „Ich muß es Ihnen nur gestehen," erklärte sich Berdulli unerwartet, „wenn ich mir eine Frau wählen soll, so darfs keine andere, als Liebrechts Christelchen seyn."

Advokat Liebrecht hatte gegenwärtig nur zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Die Umstände in Rathmannsdorf waren so, daß man es längst gewünscht hatte, Berdulli möchte bald eine glückliche Wahl treffen. Albertine hofte dadurch eine Gesellschafterin und eine Gehülfin in den wirthschaftlichen Geschäften zu bekommen, die ihr zu manchen Zeiten zu beschwerlich wurden. In Berdulli'n wachte auch der Kaufmannsgeist wieder auf. Er hatte Geld, das er nicht gern todt liegen lassen wolte, und empfand die Unbequemlichkeit, daß alle Bedürfnisse aus entfernten Städten herbeigeschaft werden musten. Sobald er nur ein Wort davon merken ließ, gab jeder seinen Beifall und wurden Anstalten gemacht, den Einfall auszuführen. In kurzer Zeit wurde der neue Kaufmann zu Rathmannsdorf so bekannt, daß ihm die Leute von einigen Meilen her, zuliefen und er sich Hofnung

machen

machen konnte, jährlich einen ansehnlichen Umsatz zu machen. Desto nöthiger war ihm eine Wirthin im Hause. Der Herr von A** nahm es auf sich, die Heirath zu Stande zu bringen, und Berdulli reisete in seiner Gesellschaft dahin.

Freudenthals Zufriedenheit über diese Wahl wird sich der Leser freilich aus der Würde der gewählten Person, und aus der verjährten Bekanntschaft erklären, in welcher Freudenthal von seinem väterlichen Hause her mit dieser edlen Familie stand. Allerdings, ja! in dieser Rücksicht konnte ihm Berdulli's Wahl nicht anders, als angenehm seyn; wenn auch übrigens sein Plan im ganzen nichts dabei gewonnen hätte. Aber in diesen schickte sich die gewählte Person vor allen andern hinein.

Die Zeit rückte immer näher, daß die Pfarre zu Rathmannsdorf wieder besetzt werden muste. Freudenthal sahe recht wohl ein, daß alle seine Wohlthaten weggeworfen wären, und daß alle seine guten Absichten für seinen Unterthanen vereitelt werden musten, wenn er nicht einen würdigen Mann fand, der sich den Eingang in die Herzen der Menschen zu öfnen wuste und ihre Abneigung von den wohlthätigen Geboten des Christenthums durch Vorstellung der lohnenden Beruhigungen überwinden konnte, welche der

Mensch

Mensch in allen Verbindungen des Lebens dabei findet. Die Gemeine hatte ihre eigenen Bedürfnisse, auf welche der neue Prediger seine Rücksicht nehmen muste, wenn sie nicht im guten Wohlstande unzufrieden leben und bei vielen unfruchtbaren Kenntnissen trost- und freudenlos bleiben solten.

Das kann man sich wohl vorstellen, daß es Freudenthalen an Vorschlägen nicht gefehlt haben wird. Den Tag nach der Beerdigung des neuen Predigers liefen schon zehen Bittschriften ein; die Frau Wittwe gab sich viel Mühe, einen gewissen Vetter ihrem Patron zu empfehlen; und Junker Hans wäre vermuthlich letzthin auch nicht gekommen, wenn er nicht eine Fürbitte für seinen ehemaligen Informator auf dem Herzen gehabt hätte. „Es ist ein guter brauchbarer Mensch," druckte er sich aus, „nehmen Sie ihn nur, Herr Hofrath! Ich wolte ihn doch nicht ausser Brod setzen, als ich soweit war, daß er mich nichts mehr lehren konnte, und ich habe ihn seitdem statt Verwalter gebraucht. Er kann Ihnen gute Dienste thun.

Fast alle Sonntage wurden Gastpredigten gehalten. Es traten Leute genug auf, die ausgeputzte, wohlgesetzte Reden mit gutem Anstande hielten, wenn's Freudenthalen sonst um nichts

zu thun gewesen wäre. Hätte er nur noch Menschenkenntniß bei ihnen gefunden und nicht in den eingezogenen Nachrichten von ihrer Lebensart so viel Beweise entdeckt, daß sie sich selbst nicht regieren konnten. Mit der Zeit, das trauete er vielen unter ihnen zu, konnten sie brauchbare, würdige Männer werden; aber er wolte sie nicht Klugheit und Erfahrung auf Kosten seiner Unterthanen lernen lassen. Er blieb also mit seinen Gedanken bei dem jungen Liebrecht stehen, den er für allen andern gern zu seinem Prediger gehabt hätte.

Ich habe vorhin gesagt, daß Advokat Liebrecht nur einen Sohn hatte. Der Leser kann also nicht zweifelhaft seyn; es war derselbe Liebrecht, der mit Freudenthalen in Leiden studirt und jetzt den Gräflichen Hof mit dem väterlichen Hause wieder vertauscht hatte. Daran war kein Zweifel, Liebrecht war ein junger verdienstvoller Mann. Das wuste Freudenthal, er hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet. Die Natur schien ihn zum Lehrer bestimmt zu haben, der Licht und Weisheit um sich her verbreiten solte. Er hatte einen scharfen Verstand, brauchbare Einsichten und eine hinreissende Beredsamkeit. Die Wahrheit gewann, wenn sie nur durch seinen Mund ging. Seine vornehmste Kunst, weswegen ihn

jeder-

jedermann bewundern muſte, war die Herablaſſung und Biegſamkeit, mit welcher er ſich in die Denkungsart ſeiner jedesmaligen Zuhörer ſchmiegen konnte. Kinder und Erwachſene, der Gelehrte und der gemeine Mann fanden Nahrung in ſeinem Vortrage und — jeder ſeinen Ton, ſobald ſie ſich in abgeſonderten Verſammlungen um ſeinen Lehrſtuhl ſetzten.

Bei dem allen war Freudenthal lange zweifelhaft, ob er es wagen ſolle, ihm ſeine Pfarrſtelle anzuklagen. Liebrecht war nachher zu dem ſchon erwähnten jungen Grafen gekommen und hatte in deſſen Geſellſchaft ſeitdem die Rechtsgelehrſamkeit eifrig getrieben. Nachher war er mit ihm auf Reiſen gegangen und hatte die Welt von andern Seiten kennen gelernt. Zuletzt lebte er am gräflichen Hofe und ſahe ſich auf einer ſchmeichelhaften Höhe geſtellt, von welcher ſo leicht kein menſchliches Herz unverletzt wieder herunter ſteigt. Alle dieſe Umſtände trennten Freudenthalen von ſeinen Freund, und es war eben ſo leicht, daß ſie deſſen ganze Denkungsart umgekehrt haben konnten.

Der Herr von A** war ein vertrauter Freund des jungen Grafen geweſen. Nach der Zurückkunft von ſeinen Reiſen hatten ſie beide ihre Freundſchaft fortgeſetzt, und da ſie nicht weit von

einan-

einander entfernt lebten, waren sie öfters zu einander gekommen und hatten manchen Tag in Liebrechts Gesellschaft vergnügt zurückgelegt. Natürlich muste er also Liebrechts gegenwärtige Gesinnung genau kennen. „Bleiben Sie bei Ihrem Entschluß," antwortete von A**, als ihm Freudenthal seine Absichten auf Liebrechten erzählte, „Liebrecht nimmt Ihre Vokation mit Vergnügen an. Das ist eben die Ursach, warum er den gräflichen Hof verließ, weil er seine Neigung zum geistlichen Stande nicht überwinden kann. So lange der junge Graf lebte, durfte er die Erfüllung seines Wunsches hoffen; aber mit dessen Tode ging diese Hofnung verloren, der alte Graf hatte den obersten Richterstuhl für ihn bestimmt. Keine erfreulichere Nachricht konnte Freudenthalen gegeben werden, als diese.

Wenn man nur erst anfängt, Entwürfe zu machen! dann verdrängt ein Einfall den andern, und der kleinste Schein der Hofnung wächst bis zur unumstößlichen Gewißheit in wenigen Minuten heran. Da saßen sie Alle bei einander und hörten des Herrn von A** Versichrung mit ausbrechender Freude. In Berdulli's Gedanken war Liebrecht schon Prediger in Rathmannsdorf und — Christelchen seine Braut. Freilich ists ja wohl Geschwistern angenehm, wenn

sie

sie an einem Orte ihren bleibenden Aufenthalt finden, und die Hofnung fassen dürfen, daß ihre Verbindung bis an ihr Lebensende unzerrissen fortdauern werde. Aber daran dachte niemand, daß dem alten Vater der Entschluß schwer fallen würde, sich in den dürftigsten Lebensjahren von seinen beiden Kindern zu trennen. Die Geheimeräthin warf die Frage auf: „wo soll denn der alte Vater bleiben? — ja, wenn er das traurige Schicksal nicht gehabt hätte, seine gute Frau zu verlieren!"

„Der bleibt bei seiner Tochter und zieht mit nach Rathmannsdorf;" antwortete Berdulli.

Wie angenehm es Freudenthalen gewesen wäre, wenn sein und seines Vaters alter Freund diesen Entschluß gefaßt hätte, darf ich nicht einmal sagen. Gearbeitet wurde von dem Augenblick daran, und von A** versprach alles mögliche zu versuchen, ob er dazu gebracht werden könnte.

Noch eine Sache lag Freudenthalen am Herzen, das war der Schulmeister. Für gute Erziehung der Kinder muste schlechterdings gesorgt werden, wenn die Hofnung einer bessern Nachkommenschaft nicht vereitelt werden solte. Man kennt ja das menschliche Herz wohl. In der Jugend steht's der Wahrheit und Tugend offen; in

den

den männlichen Jahren hält's schon schwer, merkliche Veränderungen in angenommenen Grundsätzen zu machen; im trägen Alter wird gemeiniglich gar nichts ausgerichtet. — Da hält man ein Laster aus Liebe zur Ruhe und Gewohnheit so fest, als an der Tugend.

Der alte Schulmeister hatte vielleicht vor dreißig und mehrern Jahren in seiner Art viel gethan; jetzt konnte man aber nichts von ihm fordern. Das war nun nach Freudenthals Gedanken eine Sache von noch größerer Schwierigkeit, einen Lehrer für die Jugend aufzusuchen. Für das Katheder findet man hundert geschickte Lehrer, wenn man funfzig für die Kanzel und kaum einen für niedrige Schulen auftreibt. Es muß dem wohlthätigsten, dem sanftmüthigsten Herze viel Ueberwindung kosten, sich für das mühsamste Geschäfte zu bestimmen, so lange man dabei mit demüthigender Verachtung belohnt, und drückenden, kummervollen Sorgen hülflos überlassen wird. Freudenthal faßte auf der Stelle einen Entschluß, der seinem Herzen Ehre machte. Er trug seinem Freund auf, Liebrechten, im Fall er den Ruf annehmen würde, in seinem Namen die Erklärung zu thun, daß er die ganze Einrichtung der Schule seinen Einsichten überlassen, die Kosten zur Ausführung seines Plans

willig hergeben, und einen neuen Schullehrer nicht anders, als auf seine Empfehlung annehmen wolte.

Zwölftes Kapitel.

Ein Intermezzo, nicht ohne Zusammenhang mit dem Ganzen, wie's scheint.

Von A** war nun mit Berdulli'n nach der Residenz abgereist; Onkel Schulze wohnte in Klippdorf, und Freudenthal war desto emsiger, seinen Pfarrbau zu vollenden. Wohnhaus und Wirthsschäftsgebäude standen unter Dach und Fach; auch waren schon einige Zimmer im Stande, daß der neue Prediger zur Noth sogleich einziehen konnte. Der Gedanke, daß es Lichbrecht bewohnen würde, verdoppelte Freudenthals Eifer. Nun spahrte er weniger als zuvor Kosten, auch an Putz und Bequemlichkeit durfte nichts fehlen, und die Arbeiten wurden mit solchem Nachdruck getrieben, daß man sich Hofnung machen konnte, vor Berdulli's Zurückkunft in völligem Stande zu seyn. Kaum, daß er sich täglich einige Stunden abmüßigen konnte, den Onkel in Klippdorf zu besuchen. Wenn der Onkel herüber

herüber kam, machte er sich ein Vergnügen daraus, mit Rath und Aufsicht den Fortgang des Bau's zu fördern. „Man weiß manchmal nicht," sagte der Onkel, „was für unvorhergesehene Hindernisse kommen können, durch welche man wider seinen Willen um einige Tage zurückgesetzt wird. Eilen Sie immer!" — Sie waren kaum ausgesprochen, diese Worte, so trafen sie schon ein.

Der Pfarrgarten wurde angelegt, und Freudenthal stand mit dem Onkel bei den Zimmerleuten, die mit Verfertigung einer Riegelwand beschäftiget waren. Der Garten stieß von hinten gegen den Busch, der nahe bei Rathmannsdorf lag. Es solte eine Hinterthür zur Promenade nach diesem Busch gemächt werden, und als sie eben davon sprächen, kam eine Chaise mit zweien Pferden aus diesem Busche heraus, die, nach der Bauart zu urtheilen, nicht aus der Nachbarschaft war. Sie fuhr den Weg nach dem Dorfe herum, man konnte aber nicht wissen, ob sie vorbeifahren oder einkehren würde. Man sprach noch davon, wer die Reisenden seyn möchten, als der Bediente die Nachricht brachte, daß ein fremder Herr da sey, der den Herrn Hofrath zu sprechen verlange.

Freudenthal wurde sehr überrascht, so, daß er für Verwunderung in der Thür seines Zimmers

zurückschreckte. Nimmermehr wäre er auf diese Personen gefallen. Es war die Muhme des entflohenen Pächters und — ein gewisser Pardon, mit welchem Freudenthal ehedem in Leiden studirt hatte. Der Anblick muste Verwunderung erregen. Pardon war der Sohn des damaligen Pedels bei der Akademie, ein erzlüderlicher Kerl, der sich in allen Lastern herumwälzte, und eine so schändliche Lebensart führte, daß er allgemein verabscheuet wurde. — Das Frauenzimmer sah so verändert aus, daß Freudenthal vollends nicht wuste, was er denken solte. Auf ihrer Stirne saß Frechheit; aber sie konnte den Blick nicht vertragen, als sie Freudenthal vom Kopf bis auf die Füße maß, daß sie die Augen niederschlagen muste. In dieser Verlegenheit übergab sie Freudenthalen einen Brief, der die Absicht ihrer Ankunft ausführlich zu erkennen gab. Er nahm und las ihn aufmerksam.

Der natürlichste Gedanke meiner Leser ist hier freilich der: „von wem mag der Brief seyn?" wenn sich nicht gar mancher auch die Antwort hinzudenkt: „er ist wohl von dem ausgetretenen Pächter." Und von dem war er auch würklich. Der Mann gab Freudenthalen eine ausführliche Beschreibung von seinen Schicksalen, die er seit seiner Flucht erfahren hatte. Er war wie ein

Irren-

Irrender umhergeſchweift, hatte mancherlei Abentheuer, unter andern auch Nachſtellungen von den Soldaten, und zu H** eine gefährliche Krankheit ausſtehen müſſen, aber nirgends Ruhe finden können. „Mein Gewiſſen," ſchrieb er, „kann mir das Zeugniß nicht verſagen, daß ich bei der Handlung keinen böſen Vorſatz gehabt habe; aber das iſt zu meiner Beruhigung nicht genug. Ich bin doch unvorſichtig geweſen, und habe durch meine Unvorſichtigkeit einen Mann ums Leben und eine Familie um Vater und Verſorger gebracht." Endlich hatte er ſich bei der Holländiſchen Oſtindiſchen Kompagnie in Dienſten begeben und war bereits ſeit zween Monaten in See gegangen.

Die übrigen Schriften und Beilagen, deren Pardon ein ganzes Paket zum Vorſchein brachte, waren Dokumente, die zur Hebung des aufbewahrten Vermögens nöthig waren. Es war eine gerichtlich beſtätigte Schenkung, welche dieſer Mann vor ſeiner Abreiſe zu Amſterdam gemacht hatte. Die ganze Summe hatte er ſelbſt nicht beſtimmen können, aber ſich dabei auf Freudenthals Redlichkeit ſo ſicher verlaſſen, daß er den Empfängern keine Einwendung dagegen zu machen, erlaubt hatte. Die eine Hälfte ſolten die Kinder des verunglückten Predigers haben, die andere aber

solte Ueberbringerin mit ihrem angetraueten Mann, dem Advokat Pardon, in Empfang nehmen.

„Sind Sie Eheleute?" fragte Freudenthal hier, und beide antworteten nicht nur mit einem schnellen Ja, sondern Pardon brachte auch ein gerichtliches Zeugniß zum Vorschein, wogegen nichts gesagt werden konnte. Der kleine Umstand machte nichts aus, daß sie nach Angabe des Zeugnisses erst vor drei Monaten getrauet waren und nach dem Ansehen der Frau schon vor drei Vierteljahren hätten getrauet seyn müssen. Da sonst alles seine ungezweifelte Richtigkeit hatte, so nahm der Onkel Schulze einen Bewegungsgrund daraus her, eilfertige Beendigung der Sache anzurathen. Pardon empfing also sein Geld und reiste mit seiner Frau wieder fort.

„Es ist nimmermehr richtig mit den Leuten!" sagte Freudenthal noch zum Onkel, als sie zum Dorfe hinausfuhren. Man konnte sie aber keines Betrugs überführen, und Freudenthal hatte so behutsam gehandelt, daß er für Verantwortung und Folgen gesichert war. Ein paar Tage lang gab der Vorfall noch mancherlei Anlaß zum Reden, er würde aber ganz gewiß eher vergessen worden seyn, wenn nicht ein neuer Vorfall dazu ge-

gekommen wäre, der das Andenken des vorigen erhalten hätte.

Nach einigen Tagen kam der Schulmeister mit einem großen Kober und einen Brief in der Hand. Die Herrschaft hatte sich eben zu Tische gesetzt, der Onkel und Fritzgen waren zugegen. „Was bringt er, Herr Schulmeister!" sagte der Bediente, der eben aus dem Speisezimmer kam, als der Schulmeister in das Haus trat, „das ist ja ein gefährlicher Kober!" —

„Es wird wohl ein Braten drein seyn," antwortete der Schulmeister, „von Junker Hansen."

„Muß er sogleich Antwort haben? Die Herrschaft speiset."

„Es hat Zeit, ich will nach Tische wiederkommen." — Der Bediente trug Kober und Brief hinein. Am besten ist's, daß ich meinen Lesern den Brief mittheile.

Mein Herr!

Sie erhalten gewiß ganz unerwartet im beikommenden Kober ein Geschenk von großem Werth, — ein ganz kleines Mägdchen, das vor vier Tagen auf der Reise gebohren wurde. Sehen Sie es nicht gleichgültig an, es geht Sie mehr an, als Sie denken. Getauft ist es

noch nicht; man wolte Ihnen gern die Freiheit lassen, ihm einen Namen nach Ihrem Gefallen zu geben. In Zukunft lernen Sie vielleicht die Mutter näher kennen, bis dahin mögen Sie rathen, wer sich schreiben darf.

F. G. S. W.

Von der Bestürzung, die dieser Brief bei allen, die an der Tafel saßen, machte, will ich nichts sagen. Man braucht eben nicht in einem ähnlichen Fall gewesen zu seyn, um sie sich vorstellen zu können. Der Kober ward geöfnet. Ein Kind, schön wie ein Engel, lag in elenden Lappen gewickelt auf einem Bündelchen Heu, und schlief so sanft wie eine Prinzessin in Pflaumfedern. Der Kober ging aus einer Hand in die andere; man konnte des Ansehens nicht satt werden. Das Schicksal des Kindes war im ersten Augenblick entschieden: „es ist meine Tochter!" sprach die Geheimerathin von A**. Sie stand vom Tische auf, und wolte nicht essen, ehe für das Kind nicht gesorgt wäre.

Der Aufstand ward allgemein, und die Speisen musten wieder hinausgetragen werden. In der Eil ward eine Frau aus dem Dorfe gerufen, die das Kind stillen konnte, bis eine Amme zu haben war. Der Kutscher muste den Wagen anspannen

ſpannen und in der Geſchwindigkeit den Prediger vom nächſten Dorfe holen, dem die Vakanz in Rathmannsdorf vom Oberkonſiſtorium aufgetragen war. Nun ſolte der Schulmeiſter gerufen werden; der Bediente lief hurtig zu ihm, aber er war nicht da. Unterdeſſen wurde das Kind angezogen und, ſobald der Prediger kam, getauft. Der Schulmeiſter war aber noch nicht zu finden. Die Geheimeräthin gab dem Kinde den Namen Henriette und Albertine ließ nicht nach, Freudenthal muſte ſeine Einwilligung geben, daß ſie bis zur nähern Entdeckung ſeinen Geſchlechtsnamen führen durfte. Das Kind hieß alſo Henriette Freudenthalin. Nun ward geſpeiſt.

Es konnte beinahe nicht anders ſeyn, ſie muſten Alle eine Vermuthung haben. Der vorhergegangene Auftritt mit dem Herrn Advokat Pardon und ſeiner Frau war ſo bekannt geworden, daß er bisher der ganzen Nachbarſchaft Stoff zur Unterredung gegeben hatte. Jetzt ſagte jedermann: der gehört das Kind. Entweder, hieß es, die bezeugte Trauung iſt boshafte Erdichtung, oder, wenn ſie getrauet ſind, ſo ſind ſie beide niederträchtige Seelen, die ein ſchändliches Leben führen. Das Menſch iſt auf einem Dorfe in der Nachbarſchaft oder auf dem Felde niederge-

kommen und hat's darauf angelegt, sich das Kind vom Halse zu schaffen.

Der Brief wurde noch einmal gelesen und reiheherum angesehen. In der Bestürzung hatte man nicht einmal auf die unterschriebene Buchstaben gedacht, oder auch wohl geglaubt, daß sie erdichtet seyn und von niemand erklärt werden könnten. Der Prediger hatte jetzt den Brief in der Hand: „da ist's ja bewiesen genug!" rief er, „hier steht ja ein W — das ist ihr Name, sie heißt Wurmsen." Nun ging der Brief noch einmal durch alle Hände, und jedermann pflichtete dem Prediger bei. Es fehlte weiter nichts, als daß nur die übrigen Buchstaben erklärt werden konnten und mit ihren Taufnamen übereinstimmend befunden wurden, so blieb kein Zweifel mehr übrig.

Der Bediente hatte diese Tischreden bisher aufmerksam angehört; jetzt ging er hinaus. Er kam bald wieder herein und hatte ein Schreibbuch in der Hand. „Wie sich doch Beweise so wunderbar zusammen finden müssen, wenn eine Sache ans Tageslicht kommen soll!" sagte er, indem er das Buch seinem Herrn hinreichte.

Nun war's Sonnenklar, des entflohenen Pächters ehemalige Hausjungfer war Mutter dieses Kindes. Das Mägdchen hatte beinahe

gar

gar nicht schreiben können, als sie nach Rathmannsdorf kam; weswegen sie ihr Vetter im ersten Jahre fleißig dazu anführte. Dies war ihr Schreibbuch, welches der Bediente bei der Ausräumung des Pachthauses unter allerlei Papieren gefunden und zu sich gesteckt hatte. Der Mann hatte mit eigener Hand auf dem ersten Blatte den ganzen Namen seiner Muhme geschrieben: Fridcrike, Gertrude, Sophie, Wurmsen. Wer konnte bei so deutlichen Beweisen länger zweifeln?

Mit dieser Entscheidung hatte aber das Reden über diese Begebenheit noch kein Ende. Freudenthal schien allen sehr ernsthaft und nachdenkend zu seyn, so, daß man auch darüber anfing seine Verwunderung zu äussern. In einer andern Gesellschaft wäre vielleicht manche Spötterei darüber entstanden, in der gegenwärtigen war aber das nicht zu fürchten. Gedanken mochten hier und da wohl entstehen, die Freudenthalen eben nicht gleichgültig seyn konnten. Vielleicht muthmaßte er sie auch; aber merken ließ er sich nichts. Endlich ward auf seinem Befehl noch einmal zum Schulmeister geschickt. Nun war er da. Für Angst konnte der Mann kein Wort reden. Mit Zittern und Beben trat er in das Zimmer, ging grades Weges auf Freudenthalen zu, fiel vor

ihm

ihm auf seine Knie nieder, und bat so jämmerlich um Vergebung, daß er alle zum Mitleiden bewegte. Man mußte ihm aufhelfen; allein hatte er die Kraft nicht, wieder auf seine spacken Füße zu kommen. Mit vieler Mühe erfuhr man endlich durch allerlei Fragen und Umwege, auf was Art und Weise der Brief in seine Hände gekommen war.

Der Schulmeister hatte am Eingange des Dorfs gestanden und sich umgesehen, als ein Kerl zu Pferde mit diesem Kober ziemlich schnell auf ihn zu geritten kam. Er kannte ihn, als er näher kam. Es war Junker Hansens Kutscher, derselbige Kerl, der vor nicht gar langer Zeit mit seinem Herrn in Rathmannsdorf gewesen war, bei welcher Gelegenheit der Schulmeister noch mit ihm gesprochen hatte. „Sey er doch so gut," sprach er zum Schulmeister, „und trage er diesen Kober mit dem Brief zum Herrn Hofrath hinauf; es ist ein Hirschbraten drein. Ich muß noch weiter reiten und werde auf dem Rückweg Antwort abholen."

Der Schulmeister fand kein Bedenken, diesen Auftrag anzunehmen, wozu er nicht so willig gewesen seyn würde, wenn er den Menschen nicht gekannt hätte. Er hält sich aber doch im Hause noch etwas auf, nachdem er den Kober abgegeben hatte, und erfährt von den aus- und eingehenden

Bedienten, daß kein Braten im Kober sey. Den Augenblick läuft er, ohne ein Wort zu sagen, zum Dorfe hinaus, in der Absicht, dem Kerl nachzulaufen. Aber da war kein Kutscher zu hören oder zu sehen. Er läuft indessen, was er kann, und ergreift ohne Ueberlegung den Weg nach dem Dorfe, wo Junker Hans wohnte. Er kam hin und erfährt die Nachricht, daß der Edelmann schon vor einigen Wochen diesen Kerl, wegen seiner lüderlichen Aufführung, weggejagt habe. Nun trieb den armen Schulmeister Angst und Schrecken zurück, und er hatte kaum so viel Zeit gehabt, sich trockene Wäsche anzuziehen, als der Lakai ihn zu rufen schon kam. „Ach verzeihen Sie mir," beschloß er seine Erzählung mit Händeringen und Weinen, „ach verzeihen Sie mir diesen Fehler! Ich wuste ja nicht, daß der Kerl ein solcher Böswicht war."

Darauf hatte Freudenthal nur gewartet, diese Geschichte des Kobers zu wissen. Nun gab er seine Erklärung von sich, die völlig seinem Charakter gemäß war. „Beruhige er sich," sprach er zum Schulmeister, „ich lege ihm nichts zur Last. Freilich konnte er nicht wissen, was im Kober war, und wenn er sich ihn anzunehmen weigerte, würde ihn der Kerl darum nicht wieder mit zurückgenommen haben. Ich bin auch darüber

ber nicht unzufrieden, daß ich auf eine so unge-wöhnliche Art mit einem Kinde bereichert werde. Es ist für mich eine Gelegenheit, Guts zu stiften, die mein Herz ergriffen haben würde; wenn sie mir auch nicht so gewaltsam wäre aufgedrungen worden. Wäre der unanständige, leichtsinnige, oder wohl gar boshafte Brief nicht dabei gewesen, ich wolte mich bei ihm noch obenein bedanken. Indessen gehe er nur hin, und sey er für sein Taufgeld unbesorgt."

Albertine schien ihres Gemahls besorgliche Gedanken errathen zu haben. Sobald der Schulmeister hinaus war, stand sie auf und embrassirte ihren Gemahl. „Mein Verlangen, liebster Gemahl!" sprach sie, „der kleinen Henriette auch Ihren Geschlechtsnamen zu geben, haben Sie ganz falsch erklärt. Ich habe Ihnen dadurch nur meine Bereitwilligkeit zeigen wollen, dies Kind als meine und Ihre Tochter anzunehmen. So viel kann ich rechnen, daß das boshafte Mensch im vorigen Jahre wenigstens acht Wochen später hätte abreisen müssen, wenn Sie durch ihren verdachtvollen Brief in meiner Achtung verlieren solten. Und doch würde sich mein Herz weigern, bei allem Schein nachtheilig von einem Gemahl zu denken, von dem ich noch keine Handlung gesehen habe, die nicht meine Liebe und Bewunderung

rung vermehren muste." Nun war die Sache abgethan, so, daß man sich auch nicht einmal Mühe gab, Nachforschungen anzustellen.

Dreizehentes Kapitel.

Aus Freudenthals Heimath allerlei Nachrichten, die nicht viel erfreuliches enthalten.

Ich habe meinen Lesern lange nichts von Freudenthals Anverwandten aus der Residenz erzählt. Daß sich dort unterdessen nicht mancherlei Veränderungen zugetragen haben solten, wird niemand glauben. Auch ist's eben so unwahrscheinlich, daß die dortigen Vorfälle ganz ohne Einfluß auf Freudenthals Ruhe seyn könnten, so unglaublich es ist, daß er davon gar nicht hätte benachrichtiget zu werden suchen sollen.

Es war einmal seine Vaterstadt, und alle daselbst erduldete Widerwärtigkeiten konnten das Andenken derselben bei ihm nicht auslöschen. In stillen Stunden flohen seine Gedanken aus eigenem Triebe dahin, und sehr oft drängte sich aus seinem wallenden Herzen ein kindlicher Wunsch für

für seine unedle Mutter, und ein brüderlicher für seine verführte Schwester herauf. Sonst fehlte seiner Glückseligkeit nichts, als sie noch in Gesinnungen zu finden, die ihm ihr Andenken ehrwürdig und seine Verbindung mit ihnen werth machen konnte.

Bis hieher hatte er durch den rechtschaffenen Vater seiner Gemahlin, den Superintendent **Werthmann**, noch immer Nachrichten bekommen, die ihm nicht alle Hofnung nahmen, diesen gewünschten Zeitpunkt zu erleben. Aber, wenn er sich den Charakter dieses seltenen Menschenfreundes vorstellte, durfte er's kaum wagen, ein Fünkchen anfachen zu lassen. **Werthmann** wuste die fehlerhafte Seite an allen andern Menschen schwerer, als an sich selbst zu finden; er schrieb der Handlung seines Bruders keine böse Absicht zu, so lange er gute dafür zu finden wuste und jene nicht erwiesen sahe; hielt den für den Schlimmsten unter den Bösen, der die Fehler anderer Menschen aufdeckte, und sahe solche Nachrichten, wenn sie ihm zu Ohren kamen, als für Geheimnisse an, die weder sein Mund noch seine Feder weiter tragen durfte.

Den Werth dieses Herzens kannte **Freudenthal** sehr gut; aber eben daher kam's, daß **Werthmanns** mildere Nachrichten seiner sinken-

den

den Hofnung wenig Unterſtützung gaben. Und leider! mehr als zu gegründet war Freudenthals Furcht. Berdulli ſchrieb Nachrichten und erzählte Auftritte, bei denen ſich ſein Herz ſträubte, an Mutter und Schweſter zu denken. Ich will hier alles zuſammen faſſen, was Berdulli von der Reſidenz aus an Freudenthalen ſchrieb, und nach ſeiner Zurückkunft mündlich erzählte. So finden meine Leſer die Nachrichten bei einander, die zuſammen gehören, und ich werde hernach nicht wieder unterbrochen.

Berdulli fand ſeinen Freund, den Advokat Liebrecht, im Bette. Er ſtand freilich in den Jahren, in welchen ſich mancherlei Umſtände zu zeigen pflegen, die gemeiniglich uns mit der Welt, und die Welt mit uns, unzufrieden machen. Unter dem ſchwächſten Sturz, den der Jüngling lachend aushält, erliegt die entkräftete Natur in der zwoten Kindheit. Der Tod ſeiner Gattin war der empfindliche Streich, der ihn niederwarf; mit ihr ſtarb ſeine Freude — ſtarben alle ſeine irrdiſchen Wünſche. Er fühlte den herannahenden Tod im langſamen Gange des ſtockenden Bluts und freuete ſich der neuen Lebenskräfte, die er im Tode zu finden hofte.

In ſolchen Umſtänden iſt ein Freund, wie Berdulli, jedem leidenden Hauſe willkommen.

Den Sohn vom Hauſe kannte er weiter nicht, als daß er ihn in den Jahren der Kindheit öfters geſehen hatte; die Tochter empfing ihn ſchon freimüthiger, als einen Freund, den ſie längſt ihrer Achtung würdig kannte; der Vater aber nahm alles Leben, alle Kräfte zuſammen, und ſahe noch einmal mit lächelnder Zufriedenheit in die Welt zurück, ſobald Berdulli an ſein Bette trat. Berdulli konnte nicht wiſſen, wieviel ſolcher heitern Augenblicke ſeinem Freunde noch bewilliget werden möchten. Es war ungewiß, ob ein zweiter kommen würde und darum wolte er den erſten nicht ungenutzt vorbei laſſen.

Liebrecht führte ihn durch umherſchweifende Fragen aus der Reſidenz nach Rathmannsdorf und aus Rathmannsdorf in die Reſidenz zurück. Berdulli aber wuſte mit vorſichtiger Klugheit in ſeine Antworten lauter Vorbereitungen zu verweben, denen er endlich ohne Furcht die freie Erklärung beifügen konnte, daß Freudenthal ſeinen Sohn zum Prediger nach Rathmannsdorf, und — er ſeine Tochter zur Frau begehre.

„Mit Freuden," antwortete Liebrecht und zugleich zog er Berdulli'n an der Hand nach ſich hin, faßte ihn in ſeine erkaltenden Arme und drückte ihn an ſeine ſterbende Bruſt, „ja! mit Freuden küſſe ich Sie — als meinen Sohn. — Für

meine

meine Kinder — weiß ich auf — der Welt keinen beſſern — Zufluchtsort, als — Freudenthals Freundſchaft. Kinder!" — hier zuckte der Vater und ſtarb ſanft.

Berdulli bebte zurück und fühlte Rührungen, die ſeine ganze Seele durchdrangen. — Sohn und Tochter ſtanden ſo erſchüttert neben ihm, als — die ſichere Eiche im treffenden Blitz. Mit einmal waren die vorigen Gedanken abgeſchnitten, und Klugheit ſowohl als Empfindung, oder — Freundſchaft, gaben ihnen eine andere Richtung.

Gewiſſermaßen war's ein gewaltſamer Uebergang für beide kindliche Herzen, aus den erfreulichen Ausſichten aufblühender Hofnungen die Augen ſchnell auf den erblaßten Vater zu werfen, deſſen Herz noch für ſeine Kinder empfand, als der Mund keine Töne mehr bilden konnte. Je heftiger aber die Empfindung aufgeſpannt wird, deſto eher erſchlafft ſie auch wieder. Bald war ihre Betrübniß der ruhige Schmerz dankbarer Herzen, die ihre Freuden ſo lange genoſſen haben, als ſie vernünftig wünſchen konnten. Nach und nach fand Berdulli Gelegenheit das Anliegen ſeines Herzens in die Troſtgründe zu miſchen, und erhielt von beiden die Einwilligung, daß ſie mit ihm nach Rathmannsdorf ziehen wolten. Eine

Bedingung nur muste sich Berdulli gefallen lassen, die ihm vermuthlich nicht sauer ward: er muste so lange bei ihnen in der Residenz bleiben, bis sie alle ihre Sachen berichtigen konnten. Dann versprachen sie mit ihm die Reise dahin anzutreten und niemals wieder in ihr Vaterland zurückzukehren. Berdulli machte nicht einmal eine Einwendung dagegen; er schrieb an Freudenthalen und blieb. Nun gewann er auch für seine übrigen Aufträge Zeit, die bei früherer Abreise sehr gelitten haben würden.

Das weiß der Leser schon aus des Herrn von A** Munde, der Fürst war jetzt gesund, — oder besser, — beständig krank. Das Regierungssystem muste bleiben, weil die Gesundheitsumstände des Herrn gleich schwächlich blieben. Dann und wann eine Stunde — da hätte er gern alles gethan, alles gewust; aber dann kamen wieder Tage und Wochen, da ihn heftige Kopfschmerzen nicht verliessen und schwindelhafte Zufälle größere Gefahren droheten. Kurz, es war gar kein Anschein, daß man sich Hofnung machen konnte, sobald Erleichterung des Jochs zu erlangen, unter welchem der gemißhandelte Unterthan seufzte; — noch seufzte, als die Vorsicht schon im Verborgenen den Ganz der Bos-

heit

heit zum Mittel ordnete, den bisherigen Verwirrungen eine vortheilhafte Entwickelung zu geben.

Freudenthal mochte ohngefähr zween Monat in Kathmannsdorf seyn, als Frau von Sorgenfelden mit einem jungen Sohn entbunden ward.

Nie hatte die Gebuhrt eines Kindes so viel Aufsehen in der Residenz gemacht; kein Mensch wuste, was er denken solte. Seit fünf Jahren war das Publikum mit mehrmaligen Nachrichten von Wilhelminens Schwangerschaft getäuscht worden. Man fing schon an, auf dergleichen Reden gar nicht mehr zu achten, als es sich vor zwei Jahren wieder erneuerte und nun durch das Ansehen der Frau Assessorin bei jedermann Glauben fand. Am Ende fand man sich doch wieder betrogen, und die Hofnung fiel im Brunnen. Seitdem änderte sich die Lebensart im Sorgenfeldschen Hause sehr; tagtäglich wurden Gesellschaften gehalten. Das war man längst gewohnt, daß von Sorgenfeld bei allen feierlichen Gastmählern seinen Freunden unweigerlich beiwohnte; aber das war ganz etwas unerwartetes, daß er nun auch in seinem Hause Assembleen und Bälle anstellte.

Man bemerkte sogar, daß auch in seiner Abwesenheit Besuche angenommen würden. Der

Nachbar gegen über erzählte seinen Mitbürgern, daß von Sorgenfeld kaum zum Hause hinaus wäre, so käme der Hofrath Jßmann, und wenn dieser fortginge, käme der Präsident von Profili in der Dämmerung geschlichen. Ich mag die Auslegungen nicht erzählen, die von diesen Besuchen gemacht wurden; genug, das Gerücht erneuerte sich wieder, daß die Frau Assessorin von Sorgenfeld neue Hofnung habe.

Man kann sich leicht vorstellen, daß jedermann die Augen aufmachte und sie recht ansahe, wenn sie auf der Straße ging. Selten, daß sie sich ohne Gesellschaft ihrer Mutter sehen ließ, und wer nun einmal hinsahe, sahe sie auch beide an. Da fehlte es nun an schalkhaften Leuten nicht, welche das Urtheil fällten, daß sie sich von der Mutter mehr als von der Tochter versprächen; und ich weiß nicht, was von Sorgenfeld gethan haben würde, wenn ihm alle das Reden zu Ohren gekommen wäre.

Diesmal war's kein blinder Lerm; doch nicht die Mutter, sondern die Tochter bekam einen jungen Sohn. Man wartete nur darauf, wie sich von Sorgenfeld dabei betragen würde. Aber er war ausserordentlich vergnügt, bat den ganzen Adel zur Taufe und richtete ein Gastmahl aus, wobei Aufwand und Pracht bis zur Verschwendung stiegen.

Den andern Tag kam die Sache wegen der dreißig tausend Thaler in Ueberlegung, und das Regierungskonseil fand keine Bedenklichkeit, die Hebung derselben von Sorgenfelden zuzuerkennen. Man erwartete damals die Rückkunft des Fürsten aus dem Bade. Desto mehr eilte man mit Beendigung der Sache, so, daß von Sorgenfeld das Geld in seinen Händen hatte, als der Fürst ankam. — Unter diesen Umständen muste freilich das Publikum schweigen oder — ganz leise reden.

Wenn's möglich gewesen wäre, daß von Sorgenfeld mit den dreißig tausend Thalern aus seinen jetzigen Verbindungen hätte herausgerissen, und in bessere versetzt werden können; ich glaube, er wäre — kein edler — aber in vieler Absicht ein anderer Mann geworden. Man hatte ihn bisher für geitzig, stolz, rachgierig und ich weiß selbst nicht all wofür, gehalten; aber man hatte zu früh geurtheilt. Jetzt entlarvte sich erst sein Charakter. Eigentlich war seine Hauptneigung Liebe zur Wollust. Sich der Mittel zum genußvollen, thierischen Leben zu versichern, und seinen häuslichen Umständen die Lage zu geben, daß er sich nichts versagen dürfe, und Zeit seines Lebens recht ruhig essen, trinken und schlafen könne, dies war sein vorgesetzter Zweck. Alle übrigen Laster

liebte und haßte er nur, insofern sie Mittel oder Hindernisse seiner Lieblingsneigung waren. So war er geitzig, stolz und rachgierig — hernach aber verschwenderisch, niederträchtig und verträglich — aus einerlei Absicht, sich der dreißig tausend Thaler zu versichern. Nun wäre er gern neutral gewesen, wenn er nur in seinen sättigenden Besitzungen ruhig bleiben konnte. Er war aber auch fähig jedes Vertheidigungsmittel zu ergreifen, wenn's auch — Gift oder Dolch seyn muste.

Von Sorgenfeld schien den Vorsatz zu haben, seine ganze Lebensart zu ändern. Er entzog sich allen bisherigen Gesellschaften. Zum Onkel Profili ging er nicht, als wenns in Geschäften geschehen muste; Jfr. Ann aber konnte ihn funfzigmal einladen, so hatte er funfzigmal Abhaltungen. Einsiedlerisch zu leben, war wohl sein Geschmack nicht. Das Publikum glaubte, er müsse in den vorigen Bekanntschaften Unannehmlichkeiten gefunden haben, und wer seine Meinung dreust heraus zu sagen gewohnt war, sprach: es läge ihm nichts daran, wenn auch die Federhüte ganz und gar verboten würden. Er suchte jetzt in artigen Familien Bekanntschaften, und führte seine Frau in die angesehensten Häuser. Man that ihm aber die Kränkung an, und erwiederte

seine

ſeine Beſuche nicht. Noch verdrüßlicher mocht's ihm wohl ſeyn, daß Profili und Jßmann ihre Beſuche bei der Mutter und Tochter in ſeiner Abweſenheit fortſetzten, welche nicht ſo verſchwiegen bleiben konnten, daß ſie ihm nicht zu Ohren gebracht würden. Kurz, Sorgenfeld lebte unzufrieden und erweckte die allgemeine Vermuthung, daß am Ende die Geſchichte ſeines Hauſes traurig werden möchte.

Um dieſe Zeit wars, ohngefähr vier Wochen vor Berdulli's Ankunft, als ſich ein Vorfall ereignete, der die Aufmerkſamkeit des Publikums ganz auf ſich riß. Bis hieher hatte die Gegenwart des Fürſten im Regierungsſyſtem keine Veränderung gemacht, ſo ſehr man's auch erwartet hatte. Freudenthals Schickſale lagen dem Bürger noch im friſchen Andenken, und jeder Rechtſchaffene bedauerte deſſen Verluſt. Man erwartete deswegen ſtrenge Unterſuchungen, aber nichts. Als man gar nicht mehr daran dachte, ward eines Tages des Präſidenten von Profili Haus mit einer Wache beſetzt. Der Aufſtand, den dieſer Vorfall erregte, war auſſerordentlich. In der erſten Straße ſagte ein Freund dem andern ins Ohr: der Präſident hat Wache; in der folgenden wurde dieſe Nachricht laut erzählt, und auf dem Markte breiteten ſie die Jungen

mit Freudengeschrei aus. Keine Viertelstunde verlief, so war ein Zusammenlauf von Leuten vor dem Hause, dergleichen man bisher bei den freudigsten Gelegenheiten kaum gesehen hatte, und der Pöbel trieb einen Muthwillen, daß noch eine Wache geholt werden muste, das Volk aus einander zu treiben.

Man hätte das Murren hören sollen, als die Nachricht kam, daß der Präsident entflohen sei. Richtig war's, er war fort, und alles Suchen konnte nichts helfen. Hinten hinaus ging eine Thür aus dem Garten, die ward offen gefunden. Jedermann muthmaßte, er müsse zu früh einen Wink bekommen und sich noch zeitig genug aus dem Staube gemacht haben. Die Wache blieb vor dem Hause, man versiegelte und untersuchte alle Schriften — weiter konnte nichts geschehen. Man erfuhr nicht einmal etwas näheres von seinem Verbrechen. — Er sey nach Frankreich gegangen, hieß es, und damit war alles stille.

Auf diese Weise ward von Sorgenfeld die Hälfte seiner Unruhe los. Es dauerte aber nicht lange, so hieß es: Jßmann gehe dafür desto fleissiger hin, und von Sorgenfeld scheine darüber ganz tiefsinnig zu seyn. Es war gewiß, er war eifersüchtig, und mochte sich wohl damit beschäftiget haben, auf Mittel zu denken, wie er sich diesen

ſen Nebenbuhler vom Halſe ſchaffen könnte. Das hätte er auch immerhin thun mögen; welcher Mann würde es in ſeiner Lage nicht thun? Aber, wenn das wahr iſt, was das Publikum glaubte, daß er dieſe Bekanntſchaft ſelbſt angelegt, und ſeine Gemahlin um eine Feder auf den Hut gebeten hätte, ſo iſt die Art, wie er ſie zerſtörte, doppelt ſchrecklich, und ein Beweis, daß er jedes Laſter zu begehen fähig war, ſobald es ſeine Abſichten fördern konnte.

Von Sorgenfelds Vater war geſtorben. Der Mann hinterließ keine Güter und ſtarb überall in dürftigen Umſtänden. Man wunderte ſich, daß von Sorgenfeld eine Reiſe von zwanzig Meilen in ſeine Vaterſtadt vernehmen wolte, um ſeine Erbſchaft zu holen. Unterdeſſen ſuchte er dazu Erlaubniß und erhielt ſie auch. Die Abreiſe war auf den Tag feſtgeſetzt, an welchem Liebrecht begraben werden ſolte.

Abends vorher fiel ihm plötzlich ein, daß er noch etwas ſehr Nothwendiges mit einem gewiſſen Landedelmann zu beſprechen habe, der ſein Landsmann war und auf einem Guthe nahe bei der Reſidenz wohnte. „Heute," ſprach er, „kann ich nicht wiederkommen, aber morgen bin ich mit dem Früheſten da, und dann ſoll die Reiſe gleich fortgehen. Er nahm niemand als den Kutſcher

mit,

mit, auch den Lakaien ließ er zu Hause, und gab allen seinen Leuten Befehl, daß sie sich zur vorhabenden Reise wohl in Stand setzen solten.

Wider alle Erwartung kam von Sorgenfeld in der Nacht um zwölf Uhr wieder, als man sich in seinem Hause kaum schlafen gelegt hatte. Jedermann im Hause war bestürzt; er schien aber darauf gar nicht aufmerksam zu seyn. Der Mann, der im Hause zur Bewachung bleiben solte, wohnte in der Nachbarschaft. Das war's erste, er muste gerufen werden, sobald der Bediente das Haus öffnete. Nun gab er Befehl zum Aufpacken, weil die Reise gleich vor sich gehen solte, und indem das geschah, ging er hinauf, wie er sagte, seine Gemahlin und Mutter zu wecken. Eine Stunde mochte wohl hingehen, so war alles bereit. Von Sorgenfeld und seine Gemahlin, Frau Freudenthalin und die Amme mit dem Kinde, stiegen in den Wagen; der Bediente aber setzte sich zum Kutscher auf den Bock und so fuhren sie fort. Im Hause blieb der Mann und die Köchin, welcher die Schlüssel zur Verwahrung waren übergeben worden.

Bei der ganzen Sache war weiter nichts befremdendes, als daß sich von Sorgenfeld so plötzlich änderte und einige Stunden eher reisete, als Anfangs beschlossen war. Doch sagte der Wächter,

als er nachher den Vorfall erzählen muste, daß ihm alle im Hause, bis auf die Köchin, sehr ängstlich geschienen hätten; die Damen, selbst die Amme, wären mit zitternden Gliedern in den Wagen gestiegen.

Am Abend wurde Liebrecht begraben. Man hatte aus mancherlei Ursachen Jßmannen zur Leiche gebethen und Tages vorher aus seinem eigenen Munde das Versprechen erhalten, daß er gewiß kommen wolle. Man schickte den Wagen zu seiner Abholung, aber er kam ledig zurück. Der Hofrath Jßmann, hieß es, wäre gestern gegen Abend zu einem guten Freund über Land gegangen. Er hätte heute bei guter Zeit wiederkommen wollen, wäre aber ausgeblieben. Die Sache schien nicht unwahrscheinlich und machte daher kein Aufsehen. Indessen breitete sich die Nachricht in der Stadt aus, und am andern Morgen hieß es sogar: Jßmann sey noch nicht wiedergekommen.

Seine Gemahlin und Kinder musten endlich besorgt werden; es war der beste Entschluß, sie schickten einen Boten zu dem guten Freund, den Jßmann hatte besuchen wollen. Aber — welch Schrecken! der Bote kam mit der Nachricht zurück, daß man dort den Herrn Hofrath gar nicht gesehen hätte. Nun kam der Verfall jedermann

ver-

verdächtig vor, man ſuchte und fragte nach, wo man nur konnte, man fand aber Jßmannen nicht, und ſeine Familie fing an, troſtlos zu werden.

Der junge Herr von A** war unterdeſſen in der Reſidenz bekannt geworden. Er hatte kaum einen Fuß in die Reſidenz geſetzt, ſo wünſchte und glaubte jedermann, daß er an Profili's Stelle Präſident werden würde. Er führte aber keinen Charakter vom Fürſten, hatte mit öffentlichen Angelegenheiten gar nichts zu thun, und verbat alle Glückwünſche zu Ehrenſtellen, die er nach ſeiner Erklärung nie geſucht hätte und nie annehmen würde. Indeſſen war er doch öfters beim Fürſten, und der Bürger glaubte, daß er nicht ohne Einfluß in Staats- und Landesangelegenheiten bleiben würde.

Zu dieſem ging der Wächter im Sorgenfeldſchen Hauſe am ſechsten Tage nach der Abreiſe des Herrn. Seit zween Tagen war's ihm vorgekommen, als röche er einen Todtengeruch im Hauſe, der vor Sorgenfelds Schlafzimmer, das an Wilhelminens Schlafgemach gränzte, und durch eine innere Thür mit demſelben verbunden war, am ſtärkſten empfunden ward. Nicht einmal der Köchin ſagte er ein Wort, nur dem Herrn

von

von A** vertrauete er ganz in der Stille seine Gedanken darüber.

Gegen Mittag kam eine Kommission von der Regierung. Man foderte die Schlüssel, öfnete alle Zimmer und fand nichts. Das Schlafzimmer des Herrn war noch übrig, zu welchem man keinen Schlüssel finden konnte. Es muste ein Schlosser gerufen werden. Himmel! was für ein Anblick! Da lag Jßmann in demselbigen Bette, worin Sorgenfeld zu schlafen pflegte, in seinem Blute, mit etlichen und zwanzig Wunden zu Tode gemartert, deren eine durchs Herz ging, in welcher der Dolch noch steckte. Voll Entsetzen standen sie alle staunend da — das erste Wort, das der Mund sprechen konnte, war — Fluch wider Sorgenfelden.

Mehr kann ich aber meinen Lesern nicht sagen. Die Gerechtigkeit war wachsam und geschäftig genug; Köchin und Wirth wurden aufs schärfste befragt. Aber beide konnten nichts verrathen, und erstere erbot sich zum formlichen Eide, daß sie nicht gewust habe, daß Jßmann im Hause gewesen wäre, und noch weniger sagen könne, wie er hinein gekommen sey. Uebrigens half kein Schreiben, kein Forschen; man war nicht im Stande die geringste Spuhr zu entdecken, wo Sorgenfeld geblieben wäre. Berdulli hielt sich

über

über sechs Wochen in der Residenz auf, man hofte immer noch eine Entdeckung zu machen, aber nichts. Man kann leicht denken, daß die Sache nicht wenig Verwunderung erregte.

Wenn er noch allein entflohen wäre, sagte der größte Hause, so würde man sich nicht wundern. Der Spion geht durchs bewachte Lager und — der Mörder kann den Nachstellungen der Obrigkeit wohl entgehen. Aber, mit eigener verrätherischen Equipage zu fliehen, — Frau und Mutter nicht nur, auch Haus- und Stallbediente mit sich nehmen, und doch keine kenntbare Spuhr zurücklassen, — das ist etwas ganz Unbegreifliches. Das ließ sich nicht denken, verborgen konnte Sorgenfeld sein Verbrechen den Augen der Uebrigen nicht haben, weil im Nebenzimmer seine Gemahlin nicht nur, sondern auch die Mutter und die Amme mit dem Kinde schliefen. Sie müssen alle, sprach man, Mitschuldige seyn und im Blute des Entleibten gewühlt haben, ohne Interesse verschweigt man solche Bosheit nicht. Einer wenigstens würde dem Drange des folternden Gewissens nicht widerstehen, — würde entflohen seyn, — würde umkehren und Blutschulden von sich zu schütten suchen — der Lakei vielleicht, der nur erst seit einigen Wochen im Dienste des Hauses stand, und sonst ein ganz unschuldiges Ansehen

hatte

hatte — oder die Amme, die man nicht glaubte zur Zahl der Niederträchtigen herabsetzen zu dürfen, die aus Eigennutz jeder Absicht feil sind.

Etwas besonderes war's nicht, daß niemand von den Ursachen sprach, die Sorgenfelden zu dieser Mordthat verleitet hatten. Jedermann lief der Kommission nach, und wer mit ins Haus hineindringen konnte, der thats und sahe den Entleibten im Bette liegen, und fand im Bette Aufschluß des ganzen Geheimnisses. Er lag völlig entkleidet da, als hätte er sich zu schlafen in das Bette gelegt. Man war nicht abgeneigt, von Sorgenfelden einigermaßen zu entschuldigen. „Wer weiß," hieß es, „was er hier für einen Anblick gehabt hat — und wer darf sich stark genug zu seyn dünken, im aufbrausenden, wüthenden Zorn den plötzlichen Ausbruch der Rache zu verhindern. Dem ersten Stich folgte vielleicht schon Gefühl des Verbrechens; die nachfolgenden setzte er nur hinzu — weil sich unvollendete Laster schwerer als unvollendete Geschäfte auf die Seite legen lassen. Der Mann ist bei allen seinen Fehlern zu bedauern; die Heirath hat ihn vollends ins Unglück gebracht." Aber es zeigte sich bald hernach ein Umstand, der Sorgenfelden keinen Vertheidiger, keinen Bemitleider übrig ließ.

Berdulli durfte und wolte dem Superintendent Werthmann die freundschaftliche Bitte nicht abschlagen, den letzten Tag vor seiner Abreise mit seiner Braut und dem jungen Herrn Liebrecht bei ihm zuzubringen. Wenn auch sein Herz weniger Vergnügen in dieses rechtschaffenen, menschenfreundlichen Mannes und seiner würdigen Gattin Gesellschaft gefunden hätte, so würde es ihm seine Freundschaft für Freudenthalen schon zur Pflicht gemacht haben. Sie saßen sehr vergnügt bei einander und konnten nicht satt werden von Rathmannsdorf zu sprechen, als der Superintendent zu Jßmanns ältesten Tochter gerufen ward. „Eilen Sie ja, Herr Superintendent!" setzte der Bote hinzu, „vermuthlich stirbt sie heute noch." Der Mann säumte keinen Augenblick, aber er ging sehr bekümmert fort, weil, wie er sagte, die Patientin sich in einer schlechten Gemüthslage befände, und bis hieher so zurückhaltend und verschlossen gegen ihn gewesen wäre, daß er kein Mittel zu ihrer Beruhigung wüste.

Der Superintendent blieb diesmal sehr lange; bald zwo Stunden waren verflossen. Endlich kam er wieder. Gott! wie sahe der Mann aus! Schreckende Bestürzung saß auf seinem Gesichte und eine Mitleidsthräne stand in beiden Augen,

die

die mit einem aufſteigenden Seufzer zugleich entſchlüpfte, indem der gerührte Menſchenfreund mit einer niederdrückenden Bewegung des Haupts ſeinen Mantel ablegte. Keiner hatte das Herz zu fragen. „Sie iſt wohl todt?" ſprach endlich die Mama.

„Ja!" antwortete er mit einem Seufzer und entfernte ſich zugleich aus der Geſellſchaft. Seine Gattin ging ihm nach, und brachte bald die Antwort zurück, daß er ſich erſt faſſen müſſe, ehe er ihnen den Auftritt erzählen könne. Bald hernach kam er ſelbſt wieder und machte ihnen von dem Ende dieſes unglücklichen Mägdchens eine Beſchreibung die jede Seele mit Abſcheu und Entſetzen erfüllen muß. Kurz, ſie hatte keinen beruhigenden Gedanken faſſen können, ſondern bis zum letzten Augenblick, ſich, ihren Eltern und — Gott die ſchrecklichſten Vorwürfe gemacht. Ganz zuletzt ſtieß ſie noch für Verzweifelung in Gegenwart der Ihrigen, der Bedienten und des Arztes, das Geſtändniß heraus, daß ſie mit Sorgenfelden ſeit geraumer Zeit ein ſchändliches Leben geführt hätte, wozu ſie durch Ueberredung ihres wohllüſtigen Vaters wäre gebracht worden, der von Sorgenfelden einer gleichen Schande mit deſſen Gemahlin wäre überwieſen worden, und mit der Unſchuld ſeiner Tochter Verſchwiegenheit

von dem Böſewicht erkauft hätte. Drauf verfluchte ſie ihr Andenken und — ſtarb unter gräßlichen Verzerrungen des Geſichts und mit einem Gebrülle, das die Zunge zum Halſe heraus trieb. — Seitdem iſt Sorgenfelds Andenken in der Reſidenz verflucht, und wer ſeinen Namen nennt — ſpuckt Speichel auf die Erde.

Vierzehentes Kapitel.

Der alte Schulmeiſter macht dem Herrn Kantor Platz.

Nach grade kam bei Berdulli'n die Sehnſucht nach Freudenthalen und Rathmannsdorf; ja, er nicht allein, ſelbſt ſeine Braut und Liebrecht waren herzlich froh, daß die Zeit ihrer Abreiſe da war. Sie hatten nun alle ihre Geſchäfte abgemacht; das letzte noch, weswegen mit Freudenthalen ſchriftliche Unterhandlung war gepflogen worden, kam am letzten Abend in der Superintendentur zu Stande. Dies betraf den Schulmeiſter. Weſer, ein Menſch, der im Schreiben und Rechnen, auch in der Muſik, nicht ungeübt war, und Kenntniſſe genug, auch eine ſehr gute Methode hatte, mit Kindern umzugehen, entſchloß

schloß sich, auf Freudenthals letzte Anerbietungen den Schuldienst zu Rathmannsdorf anzunehmen. Nun war die Gesellschaft vollständig und die Reise ward mit Anbruch des Tages angetreten.

Ihre Ankunft war zu Rathmannsdorf ein Fest. Freudenthal hatte schon Stunden gezählt und empfing sie mit ofnen Armen und Herzen. Der Pfarrbau war unterdessen glücklich vollendet, so, daß Liebrecht gleich einziehen konnte. Man wolte nun keinen Tag mehr verlieren, alles zur Richtigkeit zu bringen, weswegen den folgenden Tag die nöthigen Schreiben ans Konsistorium besorgt wurden.

Die Einrichtung des Schulhauses machte noch einige Schwierigkeit. Der alte Schulmeister war sehr unzufrieden, sobald er hörte, daß der neue Prediger auch einen Schulsubstituten mitgebracht hätte. Die Arbeit hätte er gern hingegeben, aber die Furcht schreckte ihn, daß er auch die Einkünfte würde mit ihm theilen müssen. Die Angst ließ ihn nicht ruhen, er kam zu Freudenthalen und protestirte mit kläglichen Worten und Geberden wider einen Substituten. Seine Gründe flossen ungezwungen aus dem fertigen Munde: „wir müssen beide," sprach er, „verhungern oder betteln gehen; der Dienst ernährt kaum

einen Mann kümmerlich. Ob ich gleich alt bin, so habe ich doch, Gott Lob! noch Kräfte genug, mein Amt zu versehen. Sie selbst werden verhoffentlich mit mir zufrieden seyn müssen, und in der Gemeine wird keiner auftreten können, der Klage wider mich hätte. Solten Sie nur die Alten gekannt haben! daß Gott erbarme, was waren das für Leute! — Der alte Schulze ist noch der einzige aus der votigen Schule — Gott Lob! daß die übrigen fort sind. Aus den Söhnen habe ich ganz andere Kerls gezogen; die können alle schreiben und rechnen bis in die Numeration hinein, mit und ohne Regel Detri — und beten alle ihren Morgen- und Abendsegen aus dem Kopf funfzig, sechzig Jahre hindurch, ohne ein Wort zu verändern, wie man's von dem besten Stadtchristen nur fordern kann."

Freudenthal konnte nicht länger zuhören, er muste ihm ins Wort fallen. „Sei er ohne Sorge, mein lieber Schulmeister! so lange er lebt, soll er seine Einnahme unverkürzt behalten. Ich will ihm nichts, als seine Arbeit abnehmen, damit er sich in seinem Alter pflegen und sein Leben ruhig beschliessen kann."

Nun ward der Schulmeister so freudig, als er zuvor ängstlich und niedergeschlagen gewesen war. Er zeigte sich so ausschweifend in seinen

Lobes-

Lobeserhebungen, so freigebig in seinen Dankſagungen und machte soviel Kratzfüße, daß Freudenthal nicht umhin konnte, ihm seine Sehnsucht nach's Ende derselben merken zu lassen. Endlich ging er, aber in der Stubenthür kehrte er noch einmal um, mit dem Anliegen, daß doch der neue Schulmeiſter nicht zu ihm ins Haus gebracht werden möchte, es wäre denn, daß er sich entschlösse, seine Tochter zu heirathen. „Es ist ein brav Mensche!" setzte er hinzu, „glauben Sie's nur!"

Der Vorschlag zur Heirath hätte Freudenthalen bald zum Lachen gebracht. Es war ein Mägdchen, von sechs und vierzig Jahren, vorne und hinten ausgewachsen und auf einem Auge blind. Aber die Wohnung war noch ein Umstand, der Schwierigkeiten hatte. Freudenthals Absicht war's freilich vom Anfange, daß der Substitutus im Schulhause beym Emeritus wohnen solte. Weser machte aber verschiedene Bedingungen, ehe er den Dienst annehmen wolte, weswegen einigemal an Freudenthalen von der Residenz aus geschrieben werden muste, ehe die Sache zu Stande kam. Er wolte allein wohnen, dies war eine von diesen Bedingungen.

Freudenthal bewilligte sie, weil er lieber alles thun, als einen Menschen fahren lassen wolte,

der ihm von seinem Herrn Schwiegervater und dem neuen Prediger, als ein vorzüglicher Mann in seiner Art empfohlen ward. Allein, noch war er nicht schlüßig, was er für Einrichtung treffen solte. Der Gemeine wolte er nicht gern eine Last aufbürden, und wenn er auch alles thun und auf seine Kosten ein Haus aufbauen wolte, so fehlte der Platz dazu.

Ein Glück war's, daß Freudenthal wegen des Witwensitzes keine förmliche Fundation gemacht hatte. Keine bessere Wohnung war zu erdenken, als die ehemalige Schule. Das war seine Absicht nicht, den guten Vorsatz zurück zu nehmen; aber das hätte er gerne gesehen, wenn dies Haus, das dicht an der Kirche und Pfarre lag, wieder zur Schule genommen werden könnte. Dafür hätte er gern das Haus des alten Schulmeisters, das mitten im Dorfe lag, zum Witwensitz eingerichtet, wenn's auch noch so viel hätte kosten sollen. Für den alten Schulmeister hätte man wohl Rath schaffen können; es standen einige Auszugshäuser im Dorfe ledig. Aber die Predigerwitwe würde untröstlich gewesen seyn und Ach und Weh geschrieen haben, wenn man ihr hätte zumuthen wollen, das Haus zu räumen. So viel Sorge Freudenthalen dieser Umstand machte, so leicht entschied er sich selbst.

Die

Die Predigerwitwe befand sich jetzt in guten Umständen. Sie hatte nicht nur die Pfarr-Revenüen vom ganzen Jahre genossen, sondern auch zwei tausend Thaler für ihre Kinder von dem unglücklichen Pächter bekommen. Das Kapital selbst bekam sie zwar nicht in die Hände, aber Freudenthal hatte es ausgethan und gab ihr die Zinsen. Noch mehr, ihre Familie war kleiner geworden. Bald nach dem Tode ihres Mannes kamen die Pocken ins Dorf und wüteten dermassen, daß sie die Hälfte verlohr und nur eine Tochter und einen Sohn übrig behielt.

Vermuthlich hatte Weser von den Leuten im Dorfe erfahren, daß die Tochter der Predigerwitwe tausend Thaler hätte. Das Mägdchen war an sich wohlgebildet, und tausend Thaler geben den Annehmlichkeiten eines Frauenzimmers gewiß auch keinen kleinen Zusatz. Genug, Weser wagt's, Zugang in dem Hause zu suchen, und wuste sich bald die Erlaubniß zu verdienen, daß er alle Abende in ihrer Gesellschaft zubringen durfte.

Weser muste gefallen. Er hatte ein männlich schönes Ansehen, ein volles blühendes Gesicht, und eine Gefälligkeit in seinem Betragen — eine unterhaltende Lebhaftigkeit in seinen Gesprächen, die ihn jeder Gesellschaft angenehm machten. Wer

nun unter Mutter und Tochter die besten Augen hatte, muß sich bald ausweisen.

In manchen Dingen ists auf dem Dorfe nicht anders, als in der Stadt. Wesers Gänge wurden bemerkt — so genau bemerkt, daß man in der Schenke schon von Absichten sprach, und die jedesmalige Stunde, wann er hinging und wann er sich wieder wegbegab, genau zu bestimmen wuste. Der alte Schulmeister kam jetzt wieder fleißig zur Gesellschaft und brachte gemeiniglich die ausführlichsten Nachrichten. Weser muste verreisen. Nun ging der Schulmeister gar so weit, daß er höhnisch darüber zu spötteln anfing und allerlei anzügliche Reden ausstieß, die von den herumsitzenden Bauern nicht wohl aufgenommen wurden. Er nannte Wesern einen jungen Thoren, der sich in die unchristliche neue Mode verliebt hätte, und einen eingebildeten Narren, der die Nase zu hoch trüge. „Der Unbesonnene!" hieß es, „er ist ja doch nicht mehr, als mein Substitut, und muß froh seyn, wenn er nach meinem Ableben den Dienst bekömmt. Hätte er nicht sollen meine Gewogenheit zu erlangen suchen! ich hätte ihm Anschläge geben können, bei denen er sich gewiß wohl befunden haben würde. Da muß gleich den dritten Tag zur Predigerstochter gegangen werden — da trifft's!

Die

Die Magiſterin wird ihre Tochter gleich einem Schulmeiſter geben! — Meine Tochter gäbe ich einem ſolchen Laffen nicht einmal."

Hier verdarben es die Bauern mit ihm auf einmal. Der Schulze fing an zu lachen, und die Bauern fielen ſo ausgelaſſen bei, daß der Schulmeiſter ſich beleidiget fand. Er ſtand auf, ging mit Schimpfen und Drohen fort, und hat ſeitdem die Schenke mit keinem Fuß wieder betreten. Der Aerger trat ihm in die Glieder, er ward krank und ſtarb nach wenigen Tagen.

Der neue Prediger und Schulmeiſter waren eben abweſend; das Oberkonſiſtorium hatte ſie zum Examen und zur Konfirmation fordern laſſen. Der Ordnung nach hätte Liebrecht dieſe Reiſe zweimal thun müſſen. Freudenthal hatte aber durch ſeine guten Freunde beim Fürſten und Konſiſtorium erhalten, daß Liebrecht nach dem Examen oben eine Probepredigt ablegen und hernach ordinirt werden ſolte; wenn man anders den Mann an ihm fände, wofür er ausgegeben würde. Briefe waren ſchon eingelaufen, daß alles ſeine Richtigkeit hätte, ſo, daß man ihre Rückkunft alle Tage erwartete, als der alte Schulmeiſter ſtarb. So wie der Bote wegging, der Freudenthalen dieſen Todesfall angezeigt hatte, ließ ſich die Frau Magiſterin melden.

Ueber-

Ueberhaupt war's ihm sehr unangenehm gewesen, daß Weser so frühzeitig Bekanntschaften in ihrem Hause gesucht hatte und viel fehlte nicht, so hätte er sich einen nachtheiligen Begriff von ihm gemacht. Berdulli verhinderte noch zu rechter Zeit, daß sich diese Gedanken bei Freudenthalen nicht festsetzen konnten. Dieser hatte Weser die Zeit über bei sich im Hause gehabt und genauer kennen gelernt. „Fürchten Sie nichts," sprach er, „Weser ist kein niederträchtiger Mensch. Für einen Mann, der aus den städtischen Gesellschaften mit einmal in das einsame ländliche Leben tritt, ist's fast nothwendig, den frühzeitigen Ekel zu verhüten, daß er sich bald zur häuslichen Gesellschaft entschliesse. Sein Absehen geht auf die Tochter, und er ist Mann genug, daß man nicht fürchten darf, es möchte die Gesinnung der Mutter in seine Denkungsart einigen Einfluß haben." Diese Rede fiel ihm jetzt ein, als die Frau Magisterin hereintrat. „Was bringen Sie mir?" fragte Freudenthal, „Frau Magisterin!"

„Gehorsame Dienerin, Herr Hofrath!" antwortete sie, „ich habe einen Einfall, den ich Ihnen doch sagen wolte. Sie haben noch keine Wohnung für den neuen Herrn Kantor. — Es ist doch wahr, daß er nicht Schulmeister sondern Herr Kantor und auch Organist werden soll?

Man

Man sagt's, Sie wolten eine Orgel in die Kirche schaffen."

„Ja! das ist alles wahr!"

„Nun desto eher kann's geschehen. Sie haben noch keine Wohnung für den Herrn Kantor — ich weiß es nicht, ist Kantor oder Organist mehr?" —

„Das hat so viel nicht auf sich, Sie mögen Kantor oder Organist sagen. Machen sie nur, daß ich Ihren Einfall erfahre."

„Nun, Sie haben noch keine Wohnung für den neuen Herrn — ich werde ihn wohl Kantor nennen — für den neuen Herrn Kantor. Der alte Schulmeister ist zwar eben gestorben, das schickt sich aber für den Mann nicht, daß er unter den Bauern wohnen soll. Ich brauche die große Stube in meinem Hause gar nicht, die schickte sich ganz unvergleichlich zur Schule; wenn Sie es gern sähen, ich könnte ihm die einräumen."

„Das bin ich sehr gern zufrieden; Ihr Einfall gefällt mir. Aber werden Sie sich auch mit einander vertragen?"

„O Gott! der Mann ist ja wie ein Kind. Dafür sorgen Sie nicht."

„Bedenken Sie's wohl, es macht mehr Schwierigkeiten, wenn Sie ihn hernach wieder los seyn wollen."

„Ja!"

„Ja! dafür bleibts wohl."

„Gut! er soll zu Ihnen ziehen." — Nun ging die Frau Magisterin fort. In der Thür sagte Freudenthal noch scherzhaft: „daß wir nur nicht gar eine Hochzeit kriegen!" wofür die Frau Magisterin sich noch einmal umkehrte, einen tiefen Knicks machte und mit einer angenehmen Mine sagte: „zu alt bin ich ja noch nicht!"

Stumm für Verwunderung blieb Freudenthal stehen und sahe der Frau nach. Jetzt hätte er gern seine Worte zurück gehabt, weil es ihm wehe that, daß sie in Betrug geführt und zuletzt lächerlich gemacht werden solte. Auf der andern Seite wäre es ihm noch empfindlicher gewesen, wenn Weser würklich seine Augen auf die Mutter gerichtet haben solte. Gleichwohl war ihm der Vorschlag mit der Stube gar zu angenehm und Berdulli verbürgte sich für Wesers Klugheit so sicher, daß er endlich beschloß, der Sache ihren Lauf zu lassen. Der Kantor kam wieder, und zog den folgenden Tag ein. Der Ausgang dieser Geschichte war kürzlich dieser.

In dem Herzen dieser acht und funfzigjährigen Frau hatte sich würklich noch einmal ein Funkgen der Liebe geregt; eine Ursach, weswegen sie Wesers gefälliges Betragen ganz unrecht erklärt hatte. Der Mann hatte weiter nichts gethan,

als daß er, einer uralten Regel zu Folge, die Mutter zu gewinnen ſuchte, um die Tochter von ihr zu erlangen. Sie erwartete ſeit vier Wochen ſehnſuchtsvoll die Erklärung des Geliebten, als endlich Weſer in einer heitern Stunde um die Hand der Tochter feierlich anhielt. Beinahe wäre die Mutter raſend geworden. Wenn er ſie ſelbſt verlangt hätte, da war's eine ganz andere Sache; die Liebe überwand in dieſem Fall ihren Stolz. So billig dachte ſie, daß eine Frau in ihren Umſtänden für einen neuen Lebensgenuß nicht zu viel aufopfern könne. Aber ihre Tochter befand ſich in einer andern Lage.

„Ich glaube, er iſt nicht klug," antwortete ſie wie eine Furie. „Ein Kantor — eine Predigerstochter — mit baaren tauſend Thalern! das wäre recht! — Ich bedenke mich noch wohl, ob ich einen Prediger zum Schwiegerſohn annehme! es müſte denn — — man weiß ja nicht, wie es noch kommen kann! Den Augenblick geh er in ſeine Stube und werde er klüger; oder wenn er noch ein Wort ſpricht, muß er aus dem Hauſe! Das hätte ich ſollen gewuſt haben!"

Die thörichte Frau hatte ſich aber eine Falle gelegt, aus welcher ſie nicht wieder heraus konnte. Freudenthal ſprach ſehr ernſtlich mit ihr, und ſtellte neben ſeine Güte das Bild ihrer Thorhei-

ten.

ten. Der Gedanke, daß der Witwensitz noch nicht fundirt sey, und daß es noch in seinem Willen stehe, Aenderungen nach seinem Gefallen zu machen, gab ihr so viel Geschmeidigkeit als man noch nie an ihr gefunden hatte. Sie gab endlich ihre Einwilligung und die Heirath mit der Tochter ward fest beschlossen. Freudenthal bauete das Schulhaus zum Witwensitz zurechte und errichtete eine förmliche Fundation. Nun wohnte die Frau Magisterin beim Herrn Kantor und konnte die Drohung, daß sie in das Witwenhaus ziehen müsse, sobald sie mit ihren Kindern nicht friedlich leben würde, bei aufsteigenden Wallungen des Bluts so gut als rothes Pulver gebrauchen.

Funfzehentes Kapitel.

Prediger und Prediger ist ein großer Unterschied.

Die Veränderung mit dem Schulhause war den Bauern ausserordentlich angenehm. Wenn's schon eine Einrichtung ihrer Vorfahren war, die sie bis hieher gern gebilligt hatten, daß der Schulmeister ins Dorf herunter ziehen muste, so würden sie doch unter jetzigen Umständen sehr unzufrieden gewesen seyn, wenn ihre Kinder nicht wieder

der auf die Stelle geſetzt werden ſolten, wo ihre Großeltern geſeſſen hatten. Damals war's der Gemeine nur darum zu thun, daß ſie die Laſt des Pfarrbau's von ſich auf die Nachkommen wälzen wolten; kleinere Unbequemlichkeiten bemerkten ſie nicht. Jetzt war die Pfarre erbauet, und jeder tadelte die Einrichtung der Vorfahren. Es fehlte nicht viel, ſo hätte ſich die Gemeine auf Anſtiften des alten Schulmeiſters anfänglich gleich mit ihren Bedenklichkeiten gemeldet; Furcht und Schaam hielt ſie nur zurück. Ein ſchwaches Gefühl ſagte ihnen, daß ſie gegen einen ſo gütigen und wohlthätigen Herrn undankbar handeln und deſſen Liebe verſcherzen würden. Deſto größer war ihre Freude, daß Freudenthal aus eignem Triebe ſeinen Plan änderte, zu einer Zeit, als ſie ſich ſchon der Hofnung dazu begeben hatten. So folgte immer eine Handlung der andern, woraus Freudenthals uneigennütziger Eifer für die Wohlfahrt ſeiner Unterthanen hervorleuchtete. In jedem nicht ganz verdorbenen Herzen muſte zutrauliche Ergebenheit und werthachtende dankbare Liebe entzündet werden.

Der Kantor hatte bereits ſeine Dienſte angetreten, und vollkommenen Beifall erhalten. Es fand ſich eine Gelegenheit, daß eine fertige Orgel zum Verkauf ausgebothen ward. Freudenthal

kaufte sie und — nun war der Bauer ganz Erstaunen, als er sie spielen hörte. Jetzt mochte die Reihe der Vakanzpredigt den elendesten Stümper treffen, sie drängten sich doch haufenweise in die Kirche, um sich an der Orgel zu erbauen und des Kantors fertige Finger zu bewundern. Kurz, man war von dieser Seite vollkommen zufrieden und wartete nur mit großer Begierde, auch den Prediger zu hören. Endlich kam die Zeit, daß ihr Verlangen befriediget ward.

Der letzte Sonntag in der Vakanz traf grade noch den elendesten Prediger, der in der ganzen Provinz seines gleichen nicht hatte. Er war sehr schwer dazu zu bringen, deß er in fremden Gemeinen die Kanzel betrat. Wenn es irgend möglich war, suchte er dergleichen Gelegenheiten ganz und gar abzuwenden; wenn er aber nach den Kirchengesetzen des Landes dazu verpflichtet war, und sich zum Nachtheil seiner benachbarten Herren Amtsbrüder nicht ausschliessen durfte, so schickte er einen Kandidaten für sich, wenn er ihn auch erkaufen muste. Das hatte er auch in den vorigen Zirkeln gethan.

Man ließ sich das in Rathmannsdorf sehr gern gefallen, weil man wohl wuste, daß bei dem Wechsel so leicht nichts verloren werden konnte. Aber zum Unglück hatte er das letztemal einen

Menſchen ergiffen, der in Rathmannsdorf viel Aergerniß anrichtete. Freudenthal ſchrieb deswegen an den Superintendent; und der Prediger bekam einen harten Verweis, mit der ernſtlichen Auflage, bei nahmhafter Strafe ſeine Vakanzarbeit künftig ſelbſt zu verrichten. Diesmal konnte er ſich alſo nicht ausſchlieſſen.

Das muß ich noch, um allen Mißverſtand zu verhüten, ſagen, daß man dieſen Umſtand gedachtem Prediger nicht zur Demuth anrechnen darf. O nein! Dummheit und richtiges Selbſtgefühl ſind ſo ſelten bei einander, als Stolz und wahres Verdienſt. Theils war dieſer Mann überaus gemächlich, daß er nicht gern die Beſchwerlichkeiten der Reiſe übernahm; theils hielt er auch ſeinen Vortrag für ſo gelehrt, daß ihn fremde, unwiſſende Gemeinen nicht verſtehen würden, und der ſeinigen der Verluſt nicht erſetzt werden konnte, den ſie durch ſeine Abweſenheit leiden müſte. Nach dem Urtheile der Meiſten hatte er auch die allerbetrüglichſte Phiſiognomie und jedermann geſtand, daß ſein Anſehen hundertmal mehr verſpräche, als ſein Verſtand leiſtete.

Er kam mit langſamen Schritten in die Kirche, ging mit heiliger weiſen Mine auf der Kanzel, verbreitete durch ſeine umhergeworfenen Blicke auf allen Stirnen Erwartung, und fing nun

an, mit einer dumpfigen unausgearbeiteten Stimme, zusammengeraste andächtige Redensarten wörtlich abzulesen, die keinen gesunden Menschenverstand, vielweniger reines Christenthum enthielten. Wenn er nur noch gut hätte lesen können! Sobald er die Augen vom Buche wandte, ward er irre und konnte die Zeile nicht wieder finden, wo er stehen geblieben war, so ängstlich er auch mit dem rechten Zeigefinger jedes Wort verfolgte. Die Zwischenzeit bis zum Wiederfinden pflegte er mit Stammeln und Husten auszufüllen, welches dem Zuhörer so viel Angst als ihm selbst verursachte.

Den nächsten Sonntag kam der Superintendent nach Rathmannsdorf und Liebrecht trat auf. Ein Tauber hätte in der Kirche seyn mögen, er würde den Werth der Predigt aus den Angesichtern der Bauern haben beurtheilen können. Die Kirche war so gepfropft voll, daß die Chöre hätten brechen mögen; aber wenn sich doch während der Predigt ein einziger gerührt und das mindeste Geräusch gemacht hätte. Alle Augen blieben in unveränderter Richtung auf den Prediger geheftet, und stralten im ungezwungenen Ausdruck der sanftesten Empfindung ihm abgedrungenen Beifall entgegen, bis sie endlich durch unwiderstehliche Thränen der Rührung getrübt wurden,

den, und mit dem Amen des Predigers der edelste Wunsch der Beßrung im tiefen Atheinzug aus jedem Herzen heraufstieg.

Daß gar kein ungleich Urtheil hätte gehört werden sollen, wer würde das glauben? Der Schenkwirth, Peter Klave, war der Sprecher in der Gemeine und pflegte nach seiner Gewohnheit von politischen Händeln und Religionswahrheiten mit so entscheidender Weisheit als in den Gemeineangelegenheiten zu urtheilen. Der Prediger hatte unter andern von Zerschmeissen der Bauern gesprochen und dabei einen Spruch aus irgend einem Propheten angeführt. Klaven schien der Ausspruch nachdenklich, er merkte sich, wo er stehen solte, und, als er zu Hause kam, schlug er die Bibel nach. Er suchte den Spruch im zwei und zwanzigsten Vers des angezogenen Kapitels, fand ihn aber im drei und zwanzigsten. Klave konnte den einen Vers auf dem Wege verloren haben, das glaubte er aber nicht. „Die Prädigt war gut, ick kannse nicht tadeln," so urtheilte er, „awers ehns fehlte unsen Megister doch. Hä is nich Biwelfeste."

Abends in der Dämmerung begegnete die bekannte Frau Magisterin der Tochter des alten Schulmeisters. Der Schulze stand am Fenster, als sie beide grade vor seinen Hof stehen blieben.

„Wie gefällt dir der neue Prediger? Marieliese!"

„Gut, Frau Magistern! wie so?"

„Mein seliger Mann ist es gewiß nicht!"

„Ja das glaube ich! Lassen Sie nur einige Wochen hingehen, mich dünkt, es soll wohl anders lauten. Wie mit dem großen Kantor! — — mein alter Vater hatte wohl Recht!"

Den nächstfolgenden Sonntag trat Liebrecht sein Amt an, und setzte es ununterbrochen fort. Diesmal wurden doch die lieblosen Richter gar zu bald beschämt! Man wurde nicht satt, den neuen Prediger zu hören; jeder eilte mit dürstender Sehnsucht in die Kirche und kam gestärkt heraus; die Versammlung blieb gleich zahlreich und wuchs mit jedem Sonntage; in den Häusern entstand manchmal Streit darüber, wer zu Hause bleiben solte; auf dem Rückwege sehnte man sich schon wieder nach dem nächsten Gottesdienst und bezeugte eine Freude, wenn ein Festtag abgekündiget ward, der eine frühere Zusammenkunft im Gotteshause veranlaßte. — Man sage nicht, daß der Bauer kein Gefühl, keinen Geschmack habe!

Der schon genannte Schenkwirth, Peter Klave, hatte seit langen Jahren die Gewohnheit, daß er den Spielgesellschaften nachlief, und

manchen

manchen Tag in der nächsten Stadt unter den Bürgern zubrachte, wo er mancherlei Urtheile über Religionsbegriffe hören mochte, die ihn in seinem Bauernglauben irre machten. Der Kerl fing an den Freigeist unter den Bauern zu spielen. Er wolte nicht alles mehr von der Kanzel auf Treu und Glauben hinnehmen, machte eine spöttische Mine und schüttelte den Kopf, wenn er vom ewigen Leben sprechen hörte, und ging endlich gar nicht mehr in die Kirche.

Der vorige Prediger sahe sich in seinem Gewissen gedrungen, seinetwegen einen Bericht ans Konsistorium zu machen, und ihn als einen Kirchen- und Abendmahlsverächter den Hochertenchteten Herren zur gebührenden Bestrafung vorzustellen. Von Klavens Verhör und des Konsistoriums Entscheidung brauche ich nichts zu sagen; es ist genug, wenn ich sage: Klave blieb Klave.

Jetzt, beim neuen Prediger, versäumte Klave keine Versammlung. Er war ein Beispiel der Aufmerksamkeit in der Kirche, fand sich in den ersten vier Wochen beim Abendmahle ein, und sprach bei allen Gelegenheiten mit sichtbarer Ehrfurcht von Religion und Hofnung der Christen. Freudenthal begegnete ihm am Tage seiner Kommunion im Felde. „Nun, mein lieber Klave,"

ſprach Freudenthal, „nicht wahr — ich habe einen guten Prediger gewählt?"

„Jo, Herr Hofrath!" antwortete Klave, „det vergelde Sie der liwe Gott. — Gott mag mei die Sünde vergäen! bi den ollen Priſter konde man doch gar niſcht lehren. Man kam dumm, wie en Oſſe inde Kerche, un ging och ſo wedder ruth. Det war mei mans lächerlich, detſe mei ſtrafen wolden, det ick nich in de Kerche ging. Zunder möchten ſe mei ſtrafen, ick werdde drum nich ruth blieben. Wu man nur wat findt, — man gaht wol hen!"

Klavens Urtheil gefiel Freudenthalen ſehr wohl. Es war der größte Lobſpruch für Liebrechten, der ihm ſo viel Freude und Hofnung machte, daß er mit innigem Vergnügen in die Zukunft hinein ſahe.

Der Menſch hatte es in der Lüderlichkeit würklich ſchon weit gebracht. Mit ſeinem Unglauben hatte es wohl nicht viel zu bedeuten; der war weiter nichts als Gefälligkeit gegen ſeine Lüſte. Aber deſto ſchwerer war es dafür, ihn zum Glauben zu bringen, weil das Opfer, das ihm doch nicht erlaſſen werden konnte, einen großen Werth bei ihm hatte. Das Schlimmſte war noch, der Kerl ſtand bei der ganzen Gemeine in großem Anſehen. Aus der Schenke konnten und wolten ſie

einmal nicht bleiben. Es konnte nicht anders seyn, nach und nach musten die Reden und das Beispiel eines Mannes, dessen Stimme sich bei ihnen schon seit langer Zeit einen entscheidenden Werth erworben hatte, auf ihre Herzen übele Würkung haben. Zwar wolte man ihm in seinen Grundsätzen nicht lauten Beifall geben; aber mit seinen Neigungen wurden die meisten verträglich und der Prediger fand gewiß bei allen unüberwindliche Schwierigkeiten, wenn er Klaven nicht gewinnen konnte.

Liebrecht war grade der rechte Mann. Er brachte keine andere Wahrheit auf die Kanzel, als die seine Zuhörer in ihren Lagen und Umständen unmittelbar anwenden konnten. Da trat er hin und sprach von den allerbekanntesten Lehren mit Faßlichkeit, Würde und Neuheit, daß der Zuhörer die interessantesten Vorträge für sein Herz das erstemal zu hören glaubte. Er unterhielt sie oft mit den reitzenden Verheissungen des Christenthums; aber er predigte noch öfter von den Geboten desselben. Den Einfluß der treuen Beobachtung ihrer Pflichten in ihre Zufriedenheit und Beruhigung, wuste er ihnen so fühlbar zu machen, daß Gehorsam ihr stärkstes Interesse wurde, und ihre Herzen eine dringende Liebe zu dem Mann faßten, durch dessen Erleuchtung sie so viele wohl-

thätige und fruchtbare Einsichten bekamen. Kurz, den Alten wurden die Versammlungen in der Kirche so angenehm und nützlich, als den Kindern die Zusammenkünfte in der Schule. Beide Männer zeigten so viel Geschicklichkeit als Eifer, gute Menschen zu bilden, daß Freudenthal bei aller Gelegenheit seine Zufriedenheit darüber zu erkennen geben muste.

Sechszehentes Kapitel.

Das Beste! wird der Leser denken, daß es nicht lang ist.

Hier, lieben Leser, ein kleiner Stillestand! Wenn man immer vor sich hinsieht und mit unaufhaltbaren Schritten fortgeht, so ist nichts gewisser, als daß man mit jedem Schritt weiter kömmt. Aber man merkts kaum, wie weit man vorrückt. Die Rücksicht auf das Ziel, von welchem man ausging, übersieht den Weg am besten, den man zurückgelegt hat. Freudenthal konnte sich jetzt nicht angenehmer beschäftigen, als wenn er sich in stillen Stunden hinsetzte und sein jetziges genußvolles Leben mit dem vorigen in der Residenz verglich. Da lernte er nicht nur die Freuden des gegen-

gegenwärtigen dankbar und weiſe genieſſen, ſondern entdeckte auch die ergiebigſten Quellen, die durch jeden daraus geſchöpften Genuß neue Zuflüſſe bis ins Alter bekommen.

Rathmannsdorf verſchönerte ſich jetzt täglich, ſo, daß Freudenthal in ſeinem Aufenthalte daſelbſt ungemein viele Annehmlichkeiten fand. Aus dem blühenden Wohlſtande und frohen Leben ſeiner Unterthanen ſchöpfte er verſöhnende Freuden ſeiner unermüdeten Sorgen; im Schooße ſeiner liebenswürdigen Familie empfand er täglich mehr den Werth des Lebens; und in der Geſellſchaft ſeiner wenigen edlen Freunde verlebte er jede geſchäftloſe Stunde ſo angenehm als nützlich. Um ein Vergnügen zu haben, durfte er nicht geräuſchige Geſellſchaften zuſammen berufen und verſchwenderiſche Gaſtmähler, oder lärmende Bälle, anſtellen. An der einen Hand ſeine Gemahlin, an der andern ſeinen Albert, ging unter freien Himmel durch blühende Fluren; — ſahe Freudenempfindung aus den Augen ſeiner Gattin ſtrahlen, — bewunderte den Eindruck der wohlthätigen Natur auf ein unſchuldvolles, reines Herz in den kindiſchen Fragen des wißbegierigen Knaben; — trat neben ſeine Aecker — mitten in ſeinen Garten hin; — wie war da alles ſo erfreulich! ſo genußbar! ſo ſchön durch ſeinen Fleiß

und

und — Gottes segnende Güte! Er führte sie durchs Dorf. Da lachte ihm jedes Gesicht Dank entgegen — in den Augen des frohen Bauers las er den Wunsch für sein Leben. Da fand er die Bestimmung des Menschen, und schwor ihr durch sein ganzes Leben unverbrüchliche Treue. Die vernünftige und unvernünftige Schöpfung Gottes anbauen; gute Menschen bilden und die Schönheiten der Natur unter seinen Händen sich entwickeln sehen, das ist Menschen würdigste Arbeit, Menschen würdigste Freude. Das Bewusstseyn, es gethan zu haben, erfreuet dann noch des Menschen Herz, wenn er nichts mehr zu thun vermag.

Auf Hochzeitgeschichtchen wird der Leser vermuthlich nicht warten, sonst müste ich sagen, daß sie längst vorbei sind. Weser ließ sich gleich in der ersten Woche trauen, nachdem Liebrecht sein Amt angetreten hatte. Berdulli folgte ihm bald nach, so weit man auch anfänglich die Vollziehung hinausgesetzt hatte. Weser gab seinen Schulkindern ein Freudenfest, und Berdulli legte einen Tag seine Geschäfte bei Seite, um ihn für den stillen Genuß der Freundschaft und Liebe ungestöhrt zu haben. Dies waren die Feierlichkeiten.

Doch von Berdulli's Zufriedenheit muß ich etwas sagen. Er fand in Liebrechts Christelchen eine würdige Frau, die sich seiner Achtung und Liebe durch ihr Betragen versicherte und seinem Hauswesen vom ersten Tage an mit so vieler Klugheit als Eifer vorstand. Albertine bekam durch sie viel Erleichterung und die ganze Wirthschaft neue Betriebsamkeit. Ein Hauswesen weislich anlegen und klug regieren, dies war das eschäfte, wozu sie von der Natur eigentlich bestimmt zu seyn schien. Eine Tugend, welche Berdulli'n gewiß die reichste Mitgabe war und Freudenthalen nicht weniger angenehm seyn konnte! Desto eher ging's an, daß er den Rath des Onkel Schulzens annehmen konnte.

Was das für ein Rath war? das will ich gleich sagen. Freudenthal solte sich von aller Wirthschaft frei machen und die Oekonomie verpachten. Der Vorschlag schien ihm gleich nicht unannehmlich zu seyn, weil die häuslichen Beschwerden für Albertinen desto lästiger werden musten, je mehr sich die Wirthschaft ausbreitete. Indessen hatte die Sache bis jetzt immer noch ihre Schwierigkeiten gefunden. Durch die Abschaffung der Hofedienste hatte die Einrichtung der Oekonomie große Veränderung gelitten, weswegen die Verpachtung nicht ganz nach dem vorigen

Fuß

Fuß geſchehen konnte. Einen fremden Mann, von dem man nicht wiſſen konnte, was man ſich von ihm zu verſprechen hätte, wolte Freudenthal nicht nach Rathmannsdorf ziehen; und noch weniger wolte er Berdulli'n in Gefahr und Riſiko bringen. Er ſolte ſich erſt durch Erfahrung mehr Einſichten erwerben und Zeit haben, ſich mit einer Wirthin zu verſorgen, die ihm bei Uebernehmung der Pacht unentbehrlich nothwendig war. Jetzt ſchien der Zeitpunkt zu ſeyn, und Freudenthal bedachte ſich keinen Augenblick, dem Rath des Onkels zu folgen. Der Kontrakt machte keine Schwierigkeit. Freudenthal machte billige Forderungen, und Berdulli's geſchäftigem Geiſt war die Veränderung ſo angenehm, daß er ſich auch keine vorgeſchriebene Bedingung zu erfüllen weigerte. Es war nun einmal ſeine Sache, er muſte, um glücklich zu leben, wagen und gewinnen können.

Wenn Freudenthal bei dieſer neuen Einrichtung auch keine beſondere Abſichten gehabt hätte, ſo würde man ſie darum verhoffentlich nicht mißbilligen wollen. Es hat wohl eher Männer gegeben, die ſich Pächter hielten, ob ſie gleich durch die Natur dazu beſtimmt zu ſeyn ſchienen, daß ſie Zeitlebens ſelbſt hinter den Pflug hergehen ſolten. Noch weniger könnte man's Freudenthalen verdenken,

denken, wenn er auch nur ſeine Bequemlichkeit geſucht hätte. Aber ſeine Abſicht ging beſonders auf das Beſte ſeiner Kinder; Albertine ſollte mehr Zeit gewinnen, für ihre Familie zu leben.

Siebenzehentes Kapitel.

Ein Familiengemählde mit Licht und Schatten.

Von Freudenthals Kindern habe ich bis hieher wenig oder gar nichts geſagt. Wenn ich aber auch noch ſoviel hätte ſagen wollen, mehr konnte es doch nicht ſeyn, als: es waren Kinder. Zwei warens, da ſie aus der Reſidenz zogen, Albert und Louischen und mehrere ſind's auch in Rathsmannsdorf nicht geworden. Doch die kleine Henriette dürfen wir nicht vergeſſen, die auf eine ſo ungewöhnliche Weiſe ins Haus kam, daß man von ihrer Gebuhrt keine Gewißheit haben konnte. Die Geheimeräthin von A** nahm ſie indeſſen ſehr bereitwillig auf, und Freudenthal ließ ſichs gefallen, daß ihr ſein Name beigelegt und ſie ſeinen Kindern zugeſellt wurde. Da wir nun alle, meine Leſer nemlich und ich, ſämmtlich nichts zu den Koſten ihrer Erziehung beitra-

gen

gen dürfen, so sehe ich nicht ab, warum wir uns vor der Hand ängstlicher als Freudenthal um die Erforschung ihres wahren Geschlechts bemühen solten. Soll's ans Tageslicht kommen, wer sie in den Kober gelegt habe, so wird sichs wohl fügen, wenn's auch noch so wunderlich seyn solte: solls nicht seyn; nun, so verliehren wir auch nichts, wenn sie unter dem Namen einer Freudenthalschen Tochter in die Welt tritt. Sind meine Leser billig; mich soll der unzuverläßige Brief noch weniger verleiten, von Freudenthals Tugend ein ungleiches Urtheil zu fällen.

In Absicht der Erziehung hatte Freudenthal seine eigenen Gedanken, die denn freilich wohl nicht durchaus gebilliget werden, — oder würden sie auch gebilliget, doch nicht von allen Vätern angenommen und befolgt werden könnten. Er wolte von keinem Hofmeister oder Erzieher etwas wissen. „Man kann so leicht in keinem Geschäfte einen gedungenen Arbeiter, ohne Nachtheil des Geschäfts an seine Stelle setzen. Der kleinste Schade ist der, es wird saumseliger und nachlässiger betrieben." Dies war sein Urtheil und darauf gründete sich sein Entschluß, seine Kinder selbst zu bearbeiten, welches er für eine Pflicht aller derer Väter hielt, die Zeit und Geschicklichkeit dazu hatten. Der Onkel Schulze

war

war mit ihm völlig einig, aber sonst fand er überall viel Widerspruch, ja bei manchem Verachtung. In der dasigen Landschaft war's einmal Mode, ein Hofmeister bei den Kindern, war der oberste Bediente, und jeder Amtmann wandte jährlich zwanzig Thaler an einen Informator.

Einstmals fügte sich's, daß Freudenthal mit den Landständen dieser Provinz in Gesellschaft kam; es wurde in gewissen Angelegenheiten eine Zusammenkunft gehalten, welcher er beywohnen muste. Der bekannte Junker Hans war auch mit zugegen. Ich weiß nicht, war's mit den andern verabredet, daß er sich an Freudenthalen machen solte, oder war's nur sein eigenes Interesse, das ihn dazu trieb. Verschiedene von den gegenwärtigen Herren hatten ihn schon gefragt, ob er Kinder? — ob er einen Hofmeister hätte? zuletzt kam Junker Hans mit seiner Frage: „Was macht ihr Albert? er wird nun wohl schon hübsch groß? Haben Sie noch keinen Hofmeister? Mein Gott! legen Sie doch die bürgerliche Denkungsart ab, und machen Sie nicht allen Landständen Schimpf und Schande. Ich habe von meinem fünften Jahre an, einen Hofmeister gehabt. Es kostet ja den Hals nicht! jährlich zwanzig Thaler! — die Kost wird ja nicht gemerkt. Ich will Ihnen meinen Hofmei-

ſter überlaſſen, Sie können auf der Welt keinen beſſern Menſchen finden!" Statt der Antwort erzählte Freudenthal ſeine eigene Geſchichte.

„Ich bin in meiner Jugend eine Zeitlang in die öffentliche Schule meiner Vaterſtadt gegangen. Es war mir gleich auffallend, daß das Betragen des Lehrers gegen die Schüler ſo ſehr verſchieden war. Gegen einige war er überaus ſanft und freundlich, mit andern ging er auſſerordentlich hart und lieblos um. Jene wurden aufgemuntert und gelobt, dieſe niedergeſchlagen und geſchimpft. Beging von jenen einer einen Fehler, ſo hieß es: hier, mein Sohn, hat man gefehlt, man merke ſich das fein; für denſelbigen Fehler aber, bekam jeder aus der zwoten Klaſſe einen dummen Jungen an den Hals und — auch wohl eine Ohrfeige. Ja, einſtmals ließ ſich der Lehrer ſogar in den Worten aus: warte, ich will dir das Leben noch recht ſauer machen. Ich fühlte, ich weiß ſelbſt nicht was, einen Verdruß, einen Unwillen, den ich kaum unterdrücken konnte."

„Das Auffallendſte war mir noch, daß ich an den Günſtlingen des Lehrers keine Vorzüge vor den Verſtoßenen fand, vielmehr waren ſie die muthwilligſten und ungeſitteſten in der Aufführung, und die nachläßigſten in ihren Lektionen.

Ich

Ich glaube, mein Unwille und meine Beobachtung würde geruhet haben, wenn sich nicht nach der Gebuhrtstagsfeier des Lehrers, sein bisheriges liebreiches Betragen gegen mich ganz umgekehrt und in tyrannische Härte verwandelt hätte. Nun hieß ich auch dummer Freudenthal. Dies war mir ganz unausstehlich, weswegen ich desto sorgfältiger der Ursach nachspührte. Endlich erfuhr ich, daß mein Vater zwar sein Schulgeld richtig abtrug, aber nicht, wie die Väter der vorgezogenen Schüler, ausserordentliche Geschenke hinzufügte. Also dachte ich, nicht verdient, erkauft muß die Gunst werden; — und klagte dem Geheimenrath von A** meine Noth."

„Durch dessen Vermittelung geschah es, daß mein Vater wieder einen eigenen Informator, ins Haus nahm. Aber ich war nicht gebessert. Dem Mann war's darum eben so wenig zu thun, gute brauchbare Menschen aus uns zu bilden. Wenn nur die Schulstunden hingingen und er sich das Recht erhielt, an meines Vaters Tisch zu sitzen, bis er das Glück hatte, ein Amt zu bekommen und einen eigenen Tisch für sich decken lassen konnte. Er merkte bald, daß ich eine Stiefmutter hatte und fing mit seiner Gunst so gut an zu wuchern, als der Subrektor."

„Sehen Sie," fügte Freudenthal hinzu, „dies sind die Ursachen, warum ich meine Kinder nicht in fremde Hände geben will. In den Augen des Vaters hat jedes Kind den größesten Werth; und von ihm auch gewiß unermüdeten Eifer und sanftmüthige, duldende Behandlung zu erwarten. Fehlen dem Vater bei dem heftigen Triebe, den die Natur in sein Herz gepflanzet hat, diese Eigenschaften gegen seine eignen Kinder; wo will man einen Menschen finden, der allein aus Pflicht mehr leisten und dulden wird?"

Junker Hans stand da und konnte kein Wort reden; so unbeantwortlich waren ihm Freudenthals Gründe. Es war aber ein Mann in der Gesellschaft, dem man's an der Stirne ansahe, daß er sich in seinem ganzen Charakter von allen Uebrigen sehr unterschied. Dieser wuste vieles von den Mängeln der väterlichen Unterweisung zu sagen, und bewieß, daß er über diesen Gegenstand öfters nachgedacht haben muste. Freudenthal konnte ihm zwar in vielen Dingen nicht widersprechen, aber in seiner Entschliessung konnte er dadurch nicht wankend gemacht werden. „Ich rede nur von Vätern," war seine letzte Erklärung, „die Geschicklichkeit zu diesem Geschäfte haben, und tadele diejenigen nicht, die ihren Kindern in einem Informator einen bessern Erzieher geben,

ben, als sie selbst sind. Machen Sie mir einen Menschen bekannt, von dem ich glauben kann, daß er meinen Kindern nützlicher, als ich selbst, seyn werde; ich will ihn sogleich von Ihnen annehmen. Aber dann tadeln Sie mich auch von der andern Seite nicht; wenn ich ihn nicht, gleich dem Knecht, mit zwanzig Thaler Lohn abweisen, und in die Reihe meiner Diener, wenn schon oben an, stellen kann. Er hat dann mehr Verdienste um meine Familie, als ich selbst. Gern stelle ich ihn zu meiner Rechten und lasse der ganzen Welt sehen, daß ich einen Mann verehre, der aus meinen Kindern gute Menschen zieht." — Nun war das Gespräch zu Ende; vermuthlich sahen sie alle, daß Freudenthal kein Mann war, der sich in ihre Denkungsart formen ließ. Es half auch dieser Versuch nichts, Junker Hans muste seinen Informator behalten.

Freudenthal hatte noch bis jezt an keine Unterweisung gedacht, so, daß Albert im achten Jahre stand, als er noch keinen Buchstaben kannte. Man kann sich leicht vorstellen, daß er darüber von vielen Leuten sehr getadelt wurde. Alle die Menschen, die im fünften Jahre schon ein paar A B C-Bücher zerlernt hatten, im achten aber schon in der Bibel lesen und die Hauptstücke des Katechismus herbeten konnten, alle diese Men-

ſchen fingen ſchon jetzt an zu zweifeln, daß Albert jemals ein guter Chriſt werden würde. Freudenthal kehrte ſich aber an keine Urtheile. Vielleicht hätte er eher angefangen, ſich mit ſeinem Albert abzugeben, wenn er nicht in den erſten Jahren zu Rathmannsdorf ſo viel Geſchäfte gefunden hätte, die ihm alle dringender zu ſeyn ſchienen. Und was war im Grunde verſäumt? Albert lernte ein Jahr ſpäter leſen, und wuſte von manchen unnützen Dingen nichts, die ihm ſonſt in die Hände gefallen und ſeiner Aufmerkſamkeit nicht entgangen ſeyn würden.

Ein anders wär's geweſen, wenn man auch ſo lange gar nicht an die Bildung ſeines Charakters hätte denken wollen. Das wuſte Freudenthal recht gut, daß man kein Kinderherz bis ins achte Jahr ohne Gefahr vernachläßigen darf. Er hatte Gelegenheit gehabt, Menſchen kennen zu lernen, die bei den ſchätzbarſten Einſichten einen häßlichen Charakter hatten und mit nicht gemeiner Klugheit eine eigennützige niedrige Seele verbanden. Im niedrigſten Stande iſt ein ſolcher Menſch ſeinen Mitbrüdern Laſt, je höher er aber an Macht und Würde ſteigt, deſto mehr — Geiſſel und Ruthe der Geſellſchaft, in welcher er lebt. Der Menſchenfreund iſt bei edlem wohlthätigen Herzen und eingeſchränktern Einſichten und Kräf-

ten immer ein Segen der Welt. Heil dem Staate, der seine Macht und seine Würden solchen Händen übergiebt. Alles glaubte Freudenthal gewonnen zu haben, wenn er das Herz seines Kindes vor frühzeitigen bösen Eindrücken verwahren, und jeder aufkeimenden Neigung im ersten bemerkbaren Ausbruch die Richtung geben würde, darinn sie eine Zierde seines Charakters und eine Quelle künftiger Freuden für ihn werden könnte.

Albert war ein fürtreffliches Kind, das seinen Eltern frühzeitig große Hofnungen machte. Er hatte eine empfehlende Bildung und einen sehr lebhaften, thätigen Geist, dessen wachsamen Blicken nichts unbemerkt entging. Neben den grossen Anlagen entdeckte man aber auch einen Hang zu einem Fehler, der jene gar leicht verderben konnte. Er schien sehr geneigt zu seyn, auf seine Fähigkeiten großes Vertrauen zu setzen. Daher kam es, daß er vorkommende Gegenstände nur flüchtiger Blicke würdigte und zu schnell von einem zum andern hineilte, wodurch die Eindrücke der erstern bald wieder ausgelöscht wurden. Bei aller Flüchtigkeit glaubte er doch wohl, die Sache aufs beste gefaßt zu haben, nahm nachherige Zurechtweisungen empfindlich auf, und konnte den Widerspruch, wenn er Personen vor sich hatte, denen er sich zeigen zu dürfen glaubte, mit einer

raschen Härte abweisen, die einen starken Hang zur fehlerhaften Seite des väterlichen Temperaments verrieth.

Nach dieser Gemüthsart des Kindes machte Freudenthal die Entwürfe seiner Erziehung. Er trauete seiner eigenen Behutsamkeit nicht zu, daß er zu allen Zeiten Mäßigung genug haben würde, Alberten, wenn er immer unter seinen Augen leben solte, nie mißverstandene Reitze in seinen Handlungen finden zu lassen, die ihm durch die Macht des väterlichen Beispiels unvermerkt auf seine fehlerhafte Seite hinreissen würden. Der edelmüthige, wohlthätige Charakter der Geheimenräthin; das sanfte, ungebieterische, nachgebende Betragen der Mutter bei ihren richtigen Einsichten, die immer zu folgen schien, wenn sie alles nach ihren Absichten regierte; dies waren Züge im Gemälde der edlern Menschheit, die nach Freudenthals Urtheil, allen andern Vorzügen Werth und Nutzbarkeit bestimmen.

Anfangs übergab er seinen Sohn den Händen dieser würdigen Mutter aus Noth, weil ihm die Einrichtung seiner Wirthschaft und die Sorge für das Beste seiner Unterthanen zu viel Beschäftigungen machten. Sobald er aber die vortheilhaften Eindrücke bemerkte, welche diese fürtreflichen Beispiele auf Alberts weiches Herz machten,

sobald

ſobald beſchloß er, ihn dieſe Muſter recht benutzen zu laſſen, ehe er einen anderweitigen Unterricht anfinge, der, ſo gut er auch wäre, doch ſeine Aufmerkſamkeit theilen könnte. In der Folge zeigte ſichs, daß ſich Freudenthal in ſeiner Hofnung nicht betrogen hatte.

Louischen war Alberts Schweſter. Sie ging im fünften Jahre, als ihr Bruder im achten war, und gewann bei dem Wege, welchen der Vater mit dem Sohn ging, ungemein viel. Es iſt ganz natürlich, daß die ältern Kinder in den Familien die Anführer der jüngern werden. Ein unerfahrner Vater darf nur den erſtgebohrnen Sohn aus Weichlichkeit und Selbſtliebe verzärteln, ſo hat er gewiß Berge zu überſteigen und wird, ſelbſt nach gebeſſerten Einſichten, an den jüngern Kindern ſeine Abſichten ſchwerlich erreichen. Nur durch frühzeitige Bearbeitung des Herzens der ältern Kinder, kann man ſich das mühſelige Erziehungsgeſchäfte bei den nachfolgenden erleichtern.

Bei Alberts Gebuhrt zeigten ſich mancherlei bedenkliche Umſtände, von denen man für Alberinen viel unangenehme Folgen befürchtete. Das wenigſtens wolten die erfahrenſten Aerzte behaupten, daß ſie die Hofnung, mehrere Erben zu bekommen, würde aufgeben müſſen. Einige fol-

gende Jahre schienen die Wahrheit dieser unangenehmen Prophezeihung zu bestätigen, und Albertine hatte sich schon mit ihrem Schicksale vertragen, als sie sich wider Erwartung zu einer neuen Hofnung berechtiget fand, welche die Prophezeihung zu Schanden machte. Ihre Freude war unbeschreiblich groß, als sie mit einer Tochter entbunden ward. Sie nahm sie als ein Gut von großem Werth auf, dessen Verlust ihr unersetzlich wäre, und faßte den Vorsatz, nichts an ihrer Ausbildung zu versäumen.

Ich weiß nicht, ob's ein Kompliment ist, das man gemeiniglich den Eltern macht, oder ob's wirklich so scharfe Augen giebt, die im neugebohrnen Kinde die Aehnlichkeit der Mutter finden können. Wer Louischen sahe, versicherte auch, sie sey das vollkommenste Ebenbild der Mutter. Man habe nun so scharf gesehen, oder aus Gefälligkeit gerathen, so hatte der Ausspruch diesmal seine Richtigkeit. Louischen wuchs in Albertinens Schooß heran, ihre Phisiognomie fing sich an auszubilden, und im vierten Jahr zeigte sichs offenbar; sie war ein verschönertes Ebenbild der Mutter.

Was man der körperlichen Schönheit für einen Werth geben darf, wuste Freudenthal und Albertine recht gut. Wer kann — wer will sie

für

für Vergütung häßlicher Gesinnungen annehmen? — wenn sie schon das Auge verliebter Thoren in der ersten Verblendung unbemerkt übersieht. Steht sie aber mit moralischer Schönheit in Harmonie, so muß sie im Gesichte des Kindes für jeden Vater sprechende Aufforderung seyn, sich in der Bildung des kindlichen Herzens von der Natur nicht übertreffen und keine Anlage roh liegen zu lassen.

Der edle sanfte Geist der Mutter blickte aus Louischens Augen und zeigte sich in allen Handlungen. Sie hatte ein überaus weiches Herz voll feinen Gefühls, das so verführbar als lenkbar war. Jede gütige Begegnung konnte sie mit so andringender Zärtlichkeit vergelten, daß es nicht anders war, als wenn sie im Kuß und Händedruck ihre dankbaren Empfindungen dem Wohlthäter mittheilte. Man fühlte sich in ihren Liebkosungen für seine Wohlthaten belohnt. Aber — ein hartes Wort konnte sie auch verscheuchen — ein rauher Ton zum Zittern bringen. Den Augenblick stieg eine Röthe in ihr Gesicht, als wenn sie die gekränkte Unschuld vertheidigen solte, und traten Thränen in die Augen, die, wann sie liessen, auf das Herz des Unsanften wie ein beitzendes Salzwasser fielen. Mit Härte und Zwang konnte sie auch zur beliebtesten Unart nicht gebracht

bracht — durch Güte und Sanftmuth aber leicht zur ernſthaften Tugend geführt werden.

In welche gefährliche Lage wäre dies Kind gekommen, wenn man Alberten mehr ſich ſelbſt überlaſſen hätte. Kinder folgen am liebſten Anführern von ihren Jahren. Jetzt konnte Louischen ihrem Bruder nachgehen, ohne daß ſie das Beiſpiel der Mutter viel aus den Augen verlor. Die Eltern ſahen mit Vergnügen die vortheilhaften Eindrücke, welche ihre verſchiedenen Gemüthsarten in einander machten. Louischens zarte Empfindſamkeit milderte allmählig Alberts flüchtigen Leichtſinn; ſie aber zog aus ſeiner Geſellſchaft den Vortheil, daß ſie nicht in ſchmelzende Empfindelei verfiel.

Jettchen war den Jahren nach, in Abſicht auf Alberten, zu weit zurück, faſt fünf Jahre hinter ihm und zwei Jahre jünger als Louischen. Aber das Kind drängte ſich, ſo bald ſie laufen konnte, mit Gewalt zu ihrer Geſellſchaft, und wuſte ſich durch ihr ſchmeichelhaftes Weſen einen ſolchen Werth zu geben, daß ſie gelitten und bald geſucht ward. Dies Kind war ein Muſter der Schönheit; wer ſie ſahe, wünſchte, daß ſie glücklich durch alle die Zufälle kommen möchte, die ſo leicht grauſame Zerſtörungen anrichten können. Bernulli wolte viel Aehnlichkeit mit Freudenthals

thals Geſichtszügen an ihr finden, und pflegte im Scherz ſeinen Freund öfters den Rath zu geben, daß er Louischen nie neben Jettchen ſtellen möchte. — Dies war die kleine hofnungsvolle Geſellſchaft in Freudenthals Hauſe, die ihn tagelang beſchäftigen, aber auch tagelang beluſtigen konnte.

Achtzehentes Kapitel.

Etwas Weniges von Freudenthals Erziehung.

Der neue Kantor zu Rathmannsdorf erwarb ſich bald viel Beifall. Die Gemeine war auſſerordentlich mit ihm zufrieden, der Prediger gab ihm die beſten Zeugniſſe, und Freudenthal ſahe ſeine ganze Freude an den Kindern des Dorfs. Der Mann hatte eine unvergleichliche Methode, Kindern allerlei nutzbare Kenntniſſe auf eine leichte Art beizubringen. Sie gingen mit Freuden zu ihm, und machten in ihren einfachen Kenntniſſen ſichtbare Fortſchritte, deren Nutzen ſich unmittelbar in ihrer Aufführung zeigte. In wenigen Jahren wurde Rathmannsdorf geſitteter. Wer wird's Freudenthalen verdenken, daß

er Wesern zu seinen Kindern kommen und in seiner Gegenwart unterrichten ließ? — Junker Hans müste es thun — sonst gewiß niemand!

Der Kammergerichtsrath Schulze in Klippdorf war ein Mann von großen Einsichten, der besonders über die Erziehung des Menschen viel gelesen und nachgedacht hatte. Er fand Wesern gleich den ersten Tag bei Freudenthals Kindern, und billigte den Augenblick die Wahl des Lehrers. Er gab seinen Fritzen mit zur Gesellschaft und traf mit Freudenthalen eine Einrichtung, daß die Kinder täglich bei einander seyn und mit einander erzogen werden solten. Die Entfernung beider Dörfer war an sich nicht groß, aber durch einen neuen Weg, durch Freudenthals Gärten und Wiesen konnten sie sich den Gang nicht nur verkürzen, sondern auch angenehmer machen. Nun war's ein Spatziergang ins Grünen, den Lehrer und Kinder mit Vergnügen gingen. Einen Tag waren sie zusammen in Rathmannsdorf, den andern in Klippdorf.

Die kleine Gesellschaft gewann durch Fritzchen ein nützliches Mitglied; grade Fritzchen fehlte ihnen noch. Bei seiner gesetzten Ernsthaftigkeit war er doch angenehm und gefällig. Er erwarb sich so viel Liebe und Ansehen bei seinen Gespielen, daß er unvermerkt eine Art von Herrschaft

schaft über sie erlangte, die ihn so wenig stolz und unleidlich machte, als sie jenen empfindlich war. Sie unterwarfen ihre kleinen Zwiste seiner Entscheidung und gaben ihm bei Anordnung ihrer Spiele die erste Stimme, ohne daß er ein Vorrecht suchte, und sie ihm dergleichen einzuräumen glaubten. Dafür ließ sich Fritzchen durch ihre Fröhlichkeit aufmuntern, und lernte seine weise Bedachtsamkeit mit so vieler nachgebenden Gefälligkeit mildern, daß man mit Vergnügen sahe, wie sie einer dem andern immer werther und zum frohen Leben unentbehrlicher wurden. Beiderseitige Eltern kannten kein größeres Glück, als das sie im Zirkel ihrer Kleinen genossen. Sie sahen sie unter ihren Augen frei handeln, mischten sich in ihre Zeitvertreibe und wusten ihnen Spielstunden zu Lehrstunden zu machen, die von großem Nutzen für sie waren.

In der Folge würde man doch noch einen besondern Hofmeister angenommen haben. Man konnte in die Zukunft nicht sehen; wer wuste die besondere Bestimmung, welche die Vorsicht ihren Kindern gegeben hatte. Zu übersehen war's nach menschlichen Gedanken leicht, daß Fritze und Albert nie nöthig haben würden, fürs Brod zu arbeiten; aber — können sich Umstände nicht ändern? Wer konnte die Gesinnungen der Kinder

so genau bestimmen, die sie in ihren männlichen Jahren haben würden? Ein thätiger Geist sucht aus eigenem Triebe einen weiten Wirkungskreis, und lebt unter der Last ermüdender Geschäfte zufriedner, als auf ererbten Güthern. Und wieviel würde der Staat verlieren? wenn alle diejenigen todt für ihn leben wolten, die seiner Belohnungen nicht bedürfen?

Das sind grade seine nützlichsten Diener, die nicht nöthig haben, sich selbst zu dienen. Man fange es an, wie man wolle, Leidenschaft und Bedürfniß erschleichen sich Stimmen in unsern Rathschlägen, und geben der Redlichkeit so gut, als dem Diensteifer, oftmals Wendungen, die unanständig sind. Verfallene Umstände und hungeriger Magen, haben auf Kopf, Herz, Hände und Augen, Einflüsse. Dann lernt man sich bald mit ergiebigen Niederträchtigkeiten vertragen, wagt mißfällige Gesetze nach seinen Absichten zu beugen, und unterschreibt Entscheidungen, Aussprüche und Verordnungen, die man sonst nie unterschreiben würde. Dem begüterten Staatsdiener wird der Weg zur Ungerechtigkeit ungleich saurer, und das Opfer leicht, daß er bei freimüthiger Vertheidigung der Unschuld und Gerechtigkeit wagt. Das wären beide Väter nicht Willens, daß sie

ihre

ihre Söhne dem Vaterlande abwendig machen wolten.

Bei diesen Absichten gings nicht anders an, Albert und Fritze musten nicht nur kunstmäßiger und methodischer angeführt, sondern auch mit ausgebreitetern und mannigfaltigern Kenntnissen bereichert werden, als nöthig gewesen wäre, wenn man sie hätte wollen für das unabhängige Privatleben erziehen. Beide Väter würden ihre Kinder für alles in der Welt nicht der Leitung eines Pedanten übergeben haben. Aber das war ihr Wunsch, einen geschickten Menschen zu haben, der ihren Entwürfen beitreten und mit ihnen gemeinschaftlich an die Ausbildung ihrer Kinder arbeiten möchte. Man glaubte freilich, daß er mühsam aufzusuchen seyn würde, fand ihn aber eher und leichter als man sich vorgestellt hatte. Der beste Mann für ihre Absichten war im Dorfe.

Nun wird ihn der Leser wohl rathen; freilich ja! der Prediger Liebrecht ists. Seit seinem Hierseyn hatte die Gesellschaft in Rathmannsdorf viel Annehmlichkeit gewonnen; Liebrecht war Freudenthalen und Schulzen unentbehrlich. Ihre Freundschaft war brüderlich gegen ihn; man sahe ihn nicht anders an, als wenn er

zur Familie gehörte. Er war in ihren täglichen Gesellschaften, und also auch bei den Unterweisungen der Kinder, zugegen, die ganz nach seinem Rath angestellt wurde. Indessen hatte er sich doch nicht unmittelbar selbst damit abgegeben und war auch von seinen Freunden dazu nicht aufgefordert worden. Jetzt, als man ihn wegen eines Hofmeisters um Rath fragte und einen geschickten Menschen von ihm vorgeschlagen haben wolte, überraschte er sie mit einer Freude, die sie längst gewünscht hatten. „Warum," sprach er, „haben Sie denn das Zutrauen nicht zu mir? Was haben Sie für Bedenken, mir ein Geschäfte aufzutragen, das mir nicht Arbeit, sondern Vergnügen ist?"

Nun war alle Sorge gehoben. Freudenthal hatte ihn darum keinen Antrag thun wollen, weil er furchte, Liebrecht würde Bedenken tragen, ihm eine abschlägliche Antwort zu geben, und aus Gefälligkeit sich zu etwas anheischig machen, was ihm in der jetzigen Lage zu erfüllen, schwer fallen würde. Jetzt, bei seinem freiwilligen Entschluß, war das nicht mehr zu besorgen. Liebrecht fügte noch die Erklärung hinzu, daß er fest entschlossen sey nie zu heirathen, um desto weniger Abhaltung zu haben, sich ungestört seinem Lieblingsgeschäfte zu widmen.

Diese

Diese Entschliessung wolte man eben nicht billigen; man ließ sie aber stillschweigend hingehen, vermuthlich weil man glaubte, daß sie so unwiderruflich noch nicht gefaßt sey. Man überließ sich nur der Freude, die ihnen der andere Theil seiner Erklärung machte. Beide Väter dankten ihm in den verbindlichsten Ausdrücken, die Kinder aber hüpften für Freuden um Liebrechten herum, küsten ihm die Hände und wusten nicht, was sie all thun solten, um ihr Vergnügen zu erkennen zu geben. Von Stund an war er der vornehmste Lehrer dieser vier Kinder, die nirgends das Vergnügen, als an seiner Seite, fanden, und nie unzufriedner waren, als wenn er durch Amtsgeschäfte Stunden und Tagelang von ihnen getrennt wurde.

Die Männer, in deren Händen sich jetzt diese glücklichen Kinder befanden, sind dem Leser zu bekannt, daß er sich nicht den vortheilhaftesten Begriff von ihrer Erziehung machen solte. Es wurde ein allgemeiner Entwurf gemacht und gemeinschaftlich zu einem Zweck gearbeitet. An strenge Lehrstunden wurden die Kinder wenig und selten gebunden. Man machte ihnen vielmehr Gesellschaften, Spatziergänge und Spiele unterrichtend und ward nie ernsthafter als es das Wachsthum ihrer Jahre und die Nahrung ihrer gereitzten Wißbegierde erforderte. Auf diese Art blieb ihnen

Unterricht Wohlthat, und Lernen Vergnügen. Liebrecht besaß die Kunst, trockene Wahrheiten, wo er sie nicht ganz übergehen konnte, anmuthig vorzutragen, und pflegte seine Schüler gern unmittelbar nach jedesmahligen Unterricht in Lagen zu bringen, wo es ihnen leicht war, die Anwendbarkeit ihrer neuen Kenntnisse zu finden. Dadurch ward ihre Erkenntniß praktisch, so wie es der Unterricht war, und Freudenthal schöpfte aus den täglichen Fortschritten seiner Kinder täglich festere Hofnung, brauchbare, edele Menschen in ihnen zu erziehen, in denen die Nachwelt noch den Vater segnen würde.

Neunzehentes Kapitel.

Ein Freudenfest mit einem traurigen Ausgange.

Wenn's meine Absicht wäre, meine Leser mit einer Erziehungsgeschichte zu unterhalten, so würde ich hier die beste Gelegenheit dazu haben. Es mag aber genug seyn, daß man weiß, Freudenthals Kinder genossen eine zweckmäßige, sehr rühmliche Erziehung. Wir wollen sie den Händen ihrer Führer überlassen und der menschlichen Gesell-

sellschaft Glück wünschen, welche dereinst brauchbare Mitglieder an ihnen bekommen wird.

Freudenthals Leben hatte unter diesen Umständen überaus viel Annehmlichkeiten. Die edle Liebe seiner würdigen Gemahlin, die mütterliche Zärtlichkeit der frommen Geheimenräthin von A**, die muntern Fortschritte seiner Kinder auf dem Wege der Tugend und Wissenschaften, der angenehme Umgang mit edelmüthigen, treuen Freunden, der blühende Wohlstand seiner Unterthanen, die süsse Hofnung der Zukunft in den durch seine Fürsorge besser erzogenen Kindern, seine anmuthige Wohnung, seine Gärten, seine Felder, ein wohlthätiger Himmel, sein dankbares Herz — alles waren reiche Quellen vielfältiger nährenden Freuden, in deren Genuß er die glückseligsten Tage verlebte und den Werth eines wohlthätigen, weisen Lebens schätzen lernte.

Wer den Lauf der Welt kennt, wird sich, so glücklich ich auch Freudenthals Leben beschreiben mag, mancherlei unangenehme trübe Stunden von selbst hinzu denken. Wer darfs erwarten? wer kanns fodern? wer würde nicht unglaublich viel verlieren? wenn ihm der ungerechteste Wunsch gegeben würde, daß ihn keins von den im Plane der Weltregierung weislich eingeflochtenen Uebeln in den einförmigen hinschleichenden Genuß ruhi-

ger Tage berühren durfte. Man thut alles, wenn man sich selbst durch Unvorsichtigkeiten keine Lebensstunde verbittert, und handelt weislich, wenn man beim Bewustseyn des unschuldigsten Lebens auf jede freudige Woche wenigstens eine bittere Stunde rechnet, ohne welche der Mensch den Werth ununterbrochen genossener Wohlthaten verkennen, und tausend Gelegenheiten verlieren würde, sich neue Quellen der edelsten Freuden zu eröfnen. Sie können Jahre lang ausbleiben. Man verwerfe darum diese Rechnung nicht. Die künftigen Jahre werden sie berichtigen. Endlich kommen sie in Wochen und Monaten an einander gekettet; der Mensch muß Abrechnung halten.

Einstmals bekam Freudenthal unverhoft einen sehr angenehmen Besuch. Ein Lakei meldete den Edelmann, von welchem Freudenthal auf seiner Herreise in dem unruhigen Dorfe, so freundlich aufgenommen wurde, und als er heraustrat, hielt von B** in seinem Wagen vor dem Hof. Man hätte die Freude sehen sollen, die Freudenthal in der Umarmung dieses Mannes empfand! Sie hatten sich seitdem nicht wieder gesehen, und heute war grade der Tag, an welchem Freudenthal seinen zehenten Geburtstag zu Rathmannsdorf feierte.

Alber-

Albertine hatte ganz in der Stille ein Freudenfest veranstaltet, und dazu alle die Freunde gebeten, mit denen ihr Gemahl seine Vergnügungen zu theilen gewohnt war. Der Feldscheer Berdulli, der bei seinem Bruder zum Besuch war, und dieser Edelmann kamen zwar unerwartet dazu, waren aber sehr angenehme Gäste. Albert und Fritze erwarben sich den Beifall der Gesellschaft mit ihren selbst verfertigten Reden, und vermehrten die Freude der Väter durch die Beweise ihres Fleißes. Im ganzen Hause herrschte Vergnügen.

Die Tafel solte bald aufgehoben werden, als der Schenkwirth Klave kam und mit dem Herrn zu sprechen verlangte. Freudenthal ließ ihn ins Speisezimmer kommen. Sein Anbringen erregte doch Aufmerksamkeit und machte einige Stöhrung in ihrem Vergnügen. So eben, berichtete er, wäre ein fremder Herr in einem grünen Kleide mit goldenen Tressen zu Pferde vor seinem Hof gewesen. Er hatte nicht absteigen wollen, sondern nur ein Glas Brandtewein verlangt. Klaven kommt der Mann sehr bekannt vor. Indem er ihm das Glas hinreicht, giebt er zu erkennen, daß er wohl rathen wolte, wer er wäre, wenn er nur kein Tressenkleid anhätte. Der Fremde giebt ihm aber keine Antwort, sondern trinkt den Brandtewein, bezahlt, und jagt zum Dorfe hinaus, als

wenn er flöge. „Hä hadde en Fell ubt linke Oe," setzte Klave hinzu. „Ick wollde wer weß wat verwedden, det wäre der Kerel, der vor einer Thit bi Junker Hansen vor Lakäe war."

Die Nachricht konnte Freudenthalen nicht gleichgültig seyn. Es war richtig, Junker Hansens ehemaliger Lakei, der nach des alten Schulmeisters Bericht Jettchen im Kober gebracht hatte, war im Gesicht überhaupt sehr kenntlich gezeichnet und hatte auf dem linken Auge ein Fell. Freudenthal war eben nicht abgeneigt, Klaven beizupflichten; er konnte Recht haben. Seine Absicht warum er sich in dieser Gegend sehen liesse, glaubte jeder errathen zu können: er wird sich unter der Hand nach Jettchen erkundigen wollen.

Das arme Kind saß mit am Tische, und stand Todtenangst aus. Sie hatte durch einen besondern Umstand, wider Freudenthals Willen, das Geheimniß ihrer Gebuhrt erfahren, und zitterte, wenn sie daran dachte, daß sie wieder abgefordert werden könnte. Freudenthal that alles, was zu ihrer Beruhigung dienen konnte. Er liebte sie als seine eigene Tochter, und hätte gewiß alles daran gewandt, ehe er sie aus seinen Händen gegeben hätte. Wenn es nur des Mannes Absicht nicht war, sie zurück zu fordern, so hätte er sicher

kommen

kommen und ihnen das Geheimniß ihrer Gebuhrt entdecken mögen, er würde sehr wohl aufgenommen worden seyn. Man schickte nach, ihn aufzusuchen; aber er war fort.

Die ganze Tischgesellschaft bemerkte, daß Herr von B** durch diesen Vorfall in Bestürzung gerieth. Er saß als in tiefen Gedanken und sprach kein Wort. Man wuste nicht, was man denken solte, und drang so lange in ihn, bis er sie endlich entdecken muste. „Ich habe Ihr Vergnügen nicht stören wollen," sprach er, „sonst hätte ich schon eine Nachricht erzählt, die mich eigentlich zu Ihnen getrieben hat. Die beiden Ritter in grünen Tressenkleidern haben sich vor zween Tagen in meinem Dorfe wieder sehen lassen. Der Teufel weiß, was die Kerle für Wege haben! Sie waren wie der Blitz zum Dorfe hinaus, und so eilfertig man ihnen auch nachsetzte, so war doch alles Suchen vergeblich. Ich erinnerte mich dabei Ihrer, und kam auf die Gedanken, ob Sie vielleicht eine Reise in Ihr Vaterland vorzunehmen beschlossen hätten, welches die Böswichter ausgekundschaftet und von neuem beschlossen haben möchten, ihre damals hintertriebenen Absichten auszuführen. Ob Sie mir gleich nichts sagten," sprach er zu Freudenthalen, „so habe ich

nachher doch wohl erfahren, daß die Absicht der Buben lediglich auf Sie gerichtet gewesen ist."

Freudenthal muste hier freilich etwas zu seiner Entschuldigung sagen. Sein Herz sprach mit vieler Wärme von der aufmerksamen Freundschaft seines Gasts gegen ihn, und dies führte den Herrn von B** auf die Fortsetzung seiner Erzählung. „Ich setzte mich," fuhr er fort, „den andern Morgen in den Wagen, mit der Absicht, bis zu Ihnen zu reisen, wenn Sie mir nicht begegnen würden. Was denken Sie aber, wie mir bei der Erzählung des Bauren werden muste? Eben der Kerl, wie ihn der Mann beschreibt, mit einem Fell auf dem linken Auge, ist einer von den beiden Strassenräubern, die bei mir im Thurme gesessen haben. Nehmen Sie sich ja in Acht!"

Albertinen und die Geheimeräthin machte diese Aufklärung des Herrn von B** würklich unruhig. Der Umstand gab Gelegenheit, daß der ganzen Tischgesellschaft die vormahligen Reisebegebenheiten erzählt werden musten, mit denen die jetzige Erscheinung Zusammenhang zu haben schien. Von diesen Begebenheiten kam man auf Henriettens Geschichte mit dem Kober, die dem Herrn von B** noch unbekannt war. Einer sahe den andern bedenklich an. Sobald Liebrecht versicherte, daß von Sorgenfelds letzter

Bedienter, der ihn auch auf seiner Flucht begleitete, auf dem linken Auge ein Fell gehabt hätte, sobald waren sie am Tische alle in ihrem Urtheile eins. „Ganz gewiß," hieß es, „der Kerl, den Herr von B** hat in den Thurm setzen lassen; der Bote, der dem alten Schulmeister den Brief mit dem Kober gab; und von Sorgenfelds Lakai, das ist ein Kerl; derselbige, der sich heute hier im Dorfe hat sehen lassen. Von Sorgenfelds Rache ruhet noch nicht, wer weiß, was für Anschläge er von neuem wieder geschmiedet hat. Seyn Sie vorsichtig!"

Den Rath nahm Freudenthal an, weiter ließ er sich aber durch nichts beunruhigen. In seinem Hause war er wohl ziemlich sicher, und sonst kam er nirgends hin als zum Onkel Schulzen nach Klippdorf. So kurz aber dieser Weg war, so leicht konnte er doch Strassenräubern eine gewünschte Gelegenheit geben, böse Absichten auszuführen. Was die Furcht vermehrte, war der Busch nahe bei Rathmannsdorf, durch welchen sogar die ordentliche Strasse nach Klippdorf ging. Auf dem Wege, den sie sich durch den Garten dahin gemacht hatten, wurde der Busch zwar vermieden; aber sie gingen gemeiniglich Abends sehr spät von einander. Da konnten sich diese Kerle nicht nur bis zu ihrer Ankunft sehr

gut

gut verbergen, sondern auch nach verübten Bosheiten den Nachstellungen leicht entziehen. Man konnte keinen bessern Entschluß fassen, als daß man sich in Zukunft mit gutem Gewehr versehen, und sichere Bedeckung bei sich haben müsse. Es wäre aber alle diese Sorge und Ueberlegung unnöthig gewesen, wenn sie nur hätten zwölf Stunden vor sich hinaus sehen können. Es verging ein ganzes Jahr, und niemand wolte nach Klippdorf zum Onkel gehen.

Nach grade vergaß man die unangenehmen Dinge, und die Gesellschaft stimmte sich wieder um. Man suchte alle Gelegenheit hervor, das Vergnügen lebhaft und allgemein zu machen, so, daß die Stunden unbemerkt verliefen und vor spätem Abend an keinen Aufbruch gedacht wurde. Herr von B** hatte gleich bei seiner Ankunft versprechen müssen, unter acht Tagen an keine Rückreise zu gedenken. Den Onkel Schulzen hatte man aber nicht bereden können, die Nacht in Rathmannsdorf zu schlafen. Um zwölf Uhr in der Nacht gingen Berdulli und der Prediger nach Hause und Schulze gab seinem Kutscher Befehl, daß er anspannen solte. Aber — was für ein Schrecken! — Als man die Hausthür öfnete, war der ganze Himmel Feuer. „Mein Gott! was ist das?" riefen sie alle, „was für ein

ein Unglück! daß Gott erbarme! das ist Feuer! Ach die armen Leute! wo mag's denn seyn?" Indem kam das Geschrei zum Dorfe herauf: Feuer! Zugleich näherte sich der Schulze dem Ritterhofe und schrie die schreckenvollste Nachricht durchs Thorpförtchen herauf: eilen Sie, ganz Klippdorf steht in Feuer.

Schrecken und Bestürzung fiel auf alle; Schulze war — ausser sich. Man sahe sich um, so war er fort. Freudenthal bat nur seinen Gast, daß er im Hause bei seiner Gemahlin und bei seinen Kindern bleiben möchte; alle übrigen liefen fort, er selbst aber stieg zu Pferde und eilte den Nothleidenden zu Hülfe. Der Weg war so voller Leute, daß [illegible] nicht vor sich sehen konnte. Einer überlief den andern, und Freudenthal, sobald er sahe, daß die Kirche brannte, spornte dermaßen sein Pferd an, daß seine Unterthanen für ihn besorgt wurden und im Vorbeireiten ihm nachriefen, daß er ja keinen Schaden nehmen möchte.

Man stelle sich den Anblick vor, das Pfarrhaus und die Kirche standen in vollem Feuer. An Leuten und guten Anstalten fehlte es nicht; es war aber nichts weiter auszurichten. Das Pfarrhaus stürzte so eben ein. Ein Theil der Bauern rissen einen Stall nieder, der zunächst

am Hause stand, damit das Feuer nicht weiter greifen konnte; die andern hatten sich an die Spritze gemacht und gaben sich alle Mühe, die Kirche zu retten. Man wünschte nur, daß sich der Wind nicht wenden möchte. Er hatte zwar das Feuer vom Hause auf die Kirche gebracht; aber das Unglück wäre noch grösser geworden, wenn er eine andere Richtung genommen hätte, weil alsdann gar leicht das ganze Dorf drauf gehen konnte. Indessen war die Kirche nicht zu retten; was davon stehen blieb, war dergestalt ruinirt, daß es niedergerissen werden muste.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Leichenbegängniß, wozu die Begleiter alle ungebeten kommen.

Bis jetzt hatte Freudenthal für Arbeit und Unruhe wenig mit dem Onkel reden können. In der That furchte er sich auch vor dieser Unterredung. Er kannte die Lage seiner Vermögensumstände, und sahe es an seiner Niedergeschlagenheit deutlich genug, daß sein Verlust groß seyn muste. Jetzt, da nun weiter nichts zu thun war, umarmten sie sich beide und sahen mit Augen voll

Thränen

Thränen die lodernden Steinhaufen an. „Mein Gott, welch Unglück!" seufzte Schulze, und schlug die Hände in einander.

„Haben Sie nichts gerettet?" fragte Freudenthal.

„Gerettet? ich weiß von nichts! Als ich kam, konnte niemand mehr ins Haus."

„Wo sind denn Ihre Leute?"

„Das ist eben meine Sorge! ich habe keinen gesehen. Sie haben vielleicht gerettet, aber nicht für mich."

Indem kam der Schulze des Dorfs auf sie zugegangen. Es war in seiner Art ein liebreicher höflicher Mann, der dem Kammergerichtsrath mit vieler Artigkeit sein theilnehmendes Mitleiden bezeugte. „Ich habe alles verloren, mein lieber Schulze!" sagte der Kammergerichtsrath.

„Det denke ick nich," antwortete jener! „det Beste hoffe ick, werden wi gerettet han. Kommen Sie nur met!"

Die Freude war gewiß nicht klein. Der Kammergerichtsrath fand beim Schulzen seinen eisernen Kasten, worin seine vorräthigen Kapitale nebst Wechseln und Konsensen verwahret lagen, worin sein ganzes Vermögen bestand. Die Dokumente hätten ja wohl wiedergeschaft werden können, im Fall der Kasten nicht gerettet

worden

worden wäre; aber vier tausend Stück Louisd'or wären verloren gewesen, welche zum Unglück kurz vor dem Brande eingegangen waren.

Der Verlust des Onkels war demohngeachtet noch groß genug; sonst hatte nichts gerettet werden können. Kein Mensch konnte begreifen, woher das Feuer entstanden wäre. Im Dorfe hatte alles schon geschlafen. Als um zehen Uhr der Wächter abrufen will, sieht er das Feuer. Er macht Lärm, die Leute springen aus den Betten, aber das Haus brennt unten herum überall. Kein Mensch darfs wagen hineinzugehen, im Hause war alles Feuer.

Die eine Seite hatte das Feuer noch nicht ergriffen. Der Schulze nimmt sogleich ein paar Bauern zu Hülfe und legt ein Feld ein. Das Glück fügt's, daß sie grade auf ein Bette kommen, und da sie es wegschieben müssen, um hinein zu können, kömmt der Kasten zum Vorschein, der unter dem Bette stand. Man hatte Mühe gehabt in heraus zu schaffen, weil er ziemlich schwer war. Weiter konnte man aber nichts versuchen. Das Feuer drang von innen in die Schlafstube, und aussen hatte es unterdessen auch schon auf die Seite herumgegriffen.

Daß kein Bedienter, keine Köchin zum Vorschein kam, war dem Schulzen eben so unbegreiflich.

lich. Man wuste nicht, wie man sich die Sache erklären solte. Wäre es später in die Nacht hinein gewesen, so hätte man vermuthen können, sie müsten schon geschlafen haben und im Feuer umgekommen seyn. Das ließ sich aber aus dem Grunde nicht denken, weil der Herr nicht zu Hause war, den die Leute doch erwarten müsten. Um sieben Uhr war der Kutscher mit dem Wagen erst nach Rathmannsdorf gefahren, den Herrn abzuholen. Da war alles ruhig gewesen.

Der Schulze versprach, die Feuerstäte bewachen und mit Anbruch des Tages abräumen zu lassen; weiter war nichts zu thun. Freudenthal setzte sich mit dem Onkel in den Wagen und fuhr nach Rathmannsdorf. Albertine hatte unterdessen zu seiner Aufnahme ein Zimmer in gehörigen Stand gesetzt, und Schulze sahe sich nun aus Noth gedrungen, auf eine Zeit wenigstens seine Wohnung allhier aufzuschlagen.

Klippdorf war eine zahlreiche, gutherzige, aber dabei sehr arme Gemeine. Das Unglück war groß für sie; sie hatten ihre Kirche verloren und waren nicht in den Umständen, daß sie eine neue wieder hinsetzen konnten. Das Pfarrhaus hätten sie gern vergessen, weil's nicht wahrscheinlich war, daß sie jemals wieder einen Prediger allein bekommen würden. Aber den Kammergerichts-

rath wolten ſie ungern aus ihrer Gemeine verlieren. Er ſtand mit ihnen in keiner nähern Verbindung, aber ſie liebten ihn alle als ihren Vater. Seitdem er bei ihnen wohnte, war er ihre einzige Zuflucht; ſie fanden in allen Nöthen Hülfe, in allen Verlegenheiten Rath bei ihm. Sie waren ihm keinen Gehorſam ſchuldig, aber ſeitdem ſie die Güte ſeines Herzens und den Werth ſeiner Einſichten kannten, war er in der That ihr Herr, und ſie, die folgſamſten Unterthanen. Der Tag war kaum angebrochen, ſo machten ſie ſich ohne Ausnahme mit Kindern und Dienſtboten dabei, die Feuerſtäte abzuräumen. Da ward alles aufs ſorgfältigſte durchſucht, und was ihnen nur einigen Werth zu haben ſchien, zuſammen geſammelt.

Der Onkel war kaum aufgeſtanden, ſo kam der Schulze von Klippdorf ſchon. Er brachte auf einem Wagen nicht nur den geretteten Kaſten, ſondern auch ſehr viel Sachen, welche aus dem Schutt waren herausgeſucht worden, die von keinem geringen Werth waren. Da fand ſich zuſammengeſchmolzenes Gold und Silber, auch Zinn; verborgene Geräthe von Silber, die zum Theil noch wieder hergeſtellt werden konnten; Wäſche, wovon auch noch mancherlei brauchbar war; und beſonders ein eiſernes Büchsgen, worin der Onkel das Geſchmeide ſeiner ſeligen Gemahlin

lin verwahret hatte. Es war von großem Werth und bestand in Perlen, Ringen und Diamanten, die ganz unverletzt geblieben waren. Der Onkel vergalt ihre Treue auf der Stelle, indem er ihnen ihre Kirche auf seine Kosten wieder aufzubauen versprach.

Noch eine Entdeckung hatte man auf der Brandstäte gemacht, welche der Schulze mit Furchtsamkeit meldete. In der That wars auch eine traurige Nachricht, die überdies noch für den Kammergerichtsrath viel unangenehmes enthielt. Beinahe wards dadurch erwiesen, daß die Lasterhaftigkeit seiner Leute das Unglück veranlaßt habe. Auf der Stelle, wo die Köchin schlief, hatte man zwei verbrannte Menschengerippe gefunden. Sie musten das volle Feuer bekommen haben, weil alles zu Pulver und Kohle gebrannt war, so, daß nichts weiter erkannt werden konnte, als, daß es zween Menschen waren, die vermuthlich in dem Bette gelegen haben musten. „Mein Gott!" rief der Onkel, indem er die Hände gefaltet herunter sinken ließ, die Augen aber voll wehmüthigen Mitleids, das allen Herumstehenden seine Empfindung mittheilte, nach dem Himmel richtete. Nach der Mittagsmahlzeit beschloß die ganze Gesellschaft hinüber zu kommen; der Schulze bekam indessen den Auftrag, die verbrann-

ten Körper ungestört liegen und bewachen zu lassen.

Wenn doch ein einziger gewesen wäre, der Schulzens Gedanken hätte widerlegen können! Ein Kutscher, ein Lakei, eine Köchin, das war seine ganze Hausbedienung. Er vermuthete gleich vorher, daß er heute später als gewöhnlich zurückkommen würde. Es war Herbstzeit, da die Abende schon dunkel und unangenehm sind, weswegen er den Kutscher zu seiner Abholung hinüber bestellte. Nun war kein Mensch weiter im Hause als der Lakai und die Köchin. Wer solte nicht glauben, daß dieses die beiden unglücklichen Menschen seyn müsten, die sich selbst das kläglichste Schicksal durch Unvorsichtigkeit zugezogen hätten. Es war kränkend für den Onkel, daß seine Abwesenheit solche traurige Folgen hatte, und ein beunruhigender Vorwurf für sein zartes Gewissen, daß er nicht sogleich seine Einwilligung zu beider Verheirathung gegeben hatte, weswegen er seit einigen Monaten von ihnen war ersucht worden. Man sagte alles, was man wuste, aber nichts konnte ihn beruhigen; bis endlich ein Umstand in der Sache mehr Licht verschafte. Bei aller Wahrscheinlichkeit waren seine Muthmaßungen doch grundfalsch.

Gegen Mittag kam der Jäger aus dem Busche. Kein Mensch wolte seinen Augen trauen — er brachte des Onkels Lakaien mit sich. Der Kammergerichtsrath selbst erschrack im ersten Anblick; hernach aber war's ihm eine solche herzliche Freude, daß er kaum noch sein Unglück fühlte. Die Verwunderung des ganzen Hauses kann man sich leicht vorstellen; jedermann fragte, woher er käme. Das sahe man wohl; allzugut muste es ihm nicht ergangen seyn. Er sahe bleich und blau aus, konnte für Mattigkeit auf den Füßen kaum stehen und war so erkältet, daß er um ein Bette, sich zu erwärmen bitten muste, ehe er ihre Fragen beantworten und seine Begebenheiten erzählen konnte. Man muste ihm eine Stube anweisen und Thee machen lassen.

Der Leser wird vermuthlich auf den Jäger rechnen, aber er wird von diesem so wenig, als der Onkel und Freudenthal, erfahren. Der Mann ging seinen Verrichtungen nach, die Kramsvögel auszulösen, die sich in der vorigen Nacht gefangen hatten. Im dicksten Gesträuche, ganz abwärts vom Wege, fand er diesen Menschen an Händen und Füßen gebunden, daß er sich weder bewegen noch helfen konnte. Er hätte umkommen müssen, wenn's zu einer andern Jahrszeit geschehen wäre, zu welcher den Jäger kein beson-

deres Geschäfte in diesen Winkel trieb. Damit er nicht schreien solte, hatte man ihm den Mund mit einem Tuch zugestopft. Er hätte keine Stunde mehr liegen dürfen, so wäre die Hülfe zu spät gekommen. Mehr wuste der Jäger nicht zu erzählen.

Indessen war's genug, die Neugierde zu reitzen, — genug für des Onkels Beruhigung, daß er nur wuste, sein Bedienter sey am Leben. Das konnte nicht fehlen, die Gedanken fielen alle auf den einäugigen Ritter, der den Tag zuvor vor Klavens Thür gewesen war. Man setzte sich endlich zu Tische und sprach hin und her über diese wunderbare Begebenheit. Eher konnte man sich nicht entschliessen, nach Klippdorf zu fahren, als bis man die wahre Beschaffenheit dieses Vorfalls wuste. Nach einigen Stunden hatte sich endlich der Bediente so weit erholt, daß er selbst um die Erlaubniß ansuchte, ihnen die Begebenheit des vorigen Abends erzählen zu dürfen.

„Der Kutscher war kaum zum Dorfe hinaus," erzählte der Lakai, „als eine fremde Frauensperson ins Haus hineintrat, die nach der Köchin fragte. Es war eine Person, die schon Jahre hatte, von langer hagerer Statur und grämlichen Ansehen. Die Kleidung war ziemlich dürftig, ob sie gleich eine Person von Stande verrieth, so, daß

daß ich keine andere Gedanken faſſen konnte, als, daß es eine Reiſende ſey, die eine Unterſtützung auf der Reiſe ſuche. Aber — was ſolte ich denken! — die Köchin kam aus ihrer Stube. „Ach! — Frau Pathe!" — rief ſie aus und blieb für Verwunderung ſtehen. Sie wolte mehr ſagen, aber die Frau Pathe gab ihr einen Wink, und ſie führte ſie in ihre Stube.

Was konnte ich Arges denken, da die Köchin in ſolcher Bekanntſchaft mit ihr ſtand! Nicht lange, ſo bekam ich noch mehr Licht. „Was ſollen wir machen? Karl!" kam die Köchin zu mir herübergelaufen, die Frau dürfen wir nicht wegweiſen. Sie iſt Freudenthals Stiefmutter und eine Schwägerin unſers Herrn, mit dem ſie wichtige Dinge zu ſprechen hat."

Ich ward ſtumm für Erſtaunen und hätte das Vorgeben gern für einen liſtigen Betrug gehalten, wenn's nur die Köchin nicht geweſen wäre, die mir's ſagte und die Frau ſo genau zu kennen behauptete. Ich ging nun ſelbſt mit in ihre Stube hinüber und hörte aus dem Munde der Fremden die Beſtätigung. Nach aller Wahrſcheinlichkeit muſten wir glauben, daß wir unſerm Herrn ſehr mißfällig handeln würden, wenn wir ſie in die Schenke hätten verweiſen wollen. Sie verſicherte, daß es ihr nie möglich ſeyn würde, wieder zu

kommen, wofern sie diese Nacht auſſer dem Hauſe zubringen müſte. Die Köchin entſchloß ſich alſo, ſie dieſe Nacht bei ſich zu behalten.

Wir ſetzten uns hin und ſprachen mit einander. Als es achte ſchlug, konnte die Fremde für Müdigkeit nicht länger auſdauern. Die Köchin hatte den ganzen Tag über heftige Kopfſchmerzen geklagt, und hätte ſchon längſt gern im Bette gelegen. Ich ließ ſie alſo allein und verſprach, alles zu beſorgen; ſie möchten ſich nur niederlegen. Vermuthlich lagen und ſchliefen ſie auch beide feſt, weil ich nicht das mindeſte Geräuſch bemerken konnte, wenn ich durch's Haus ging.

Ohngefähr um neun Uhr klopfte jemand an. Ich machte behutſam auf, um die Schlafenden nicht zu ſtöhren; wuſte aber nicht, wie mir geſchah, als ich mit Oefnung der Thür einen Schlag auf den Kopf bekam, daß ich den Augenblick ſinnlos ward. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich auf freien Felde in den Händen dreier Kerle, die mich nach dem Buſch hinſchleppten. Sobald ich die Augen aufſchlug, und reden wolte, ſo verbanden ſie mir jene und ſteckten mir ein Tuch in den Mund. „Sei nur ruhig!" ſprach einer von ihnen, „das Leben ſolſt du behalten. Wenn du die barmherzige Frau Freudenthalen wieder ſehen ſolteſt, ſo ſage ihr nur, daß wir am Fenſter mit

vieler

vieler Verwunderung ihre barmherzigen Anschläge wider uns vernommen hätten. Wir wollen schon Maaßregeln finden, sie zu vereiteln!" Hier liessen sie fort, und liessen mich in den Umständen liegen, in welchen mich der Jäger gefunden hat."

Der Lakai stattete diese Erzählung in Gegenwart der ganzen Familie ab. Freudenthalen schien sie so räthselhaft zu seyn, daß er ihr keinen Glauben gab, bis zuletzt, als er hörte, daß die Böſewichter selbſt die fremde Frau für seine Mutter erkannt hatten. Er schien heftig gerührt zu seyn. „Lieber Papa!" sagte Louischen, indem sie ihre Arme um ihn schlug, „haben Sie denn noch eine Mama gehabt? davon haben wir ja kein Wort gehört!" Freudenthal konnte aber für Wehmuth nicht antworten. „Laß mich, mein Kind!" sagte er, indem er Louischen küßte, und ging in das Nebenzimmer. Albertine folgte ihm nach, kam aber gleich wieder zurück und brachte der Gesellschaft die Erklärung mit, daß ſie, wenn's ihnen gefällig wäre, sämmtlich nach Klippdorf fahren wolten; sie solten nur anspannen lassen.

Unterdessen ergriff Onkel Schulze die Gelegenheit, den Kindern einige Familiennachrichten zu erzählen, die man ihnen bisher mit Fleiß verschwiegen hatte. Die Liebe zu ihrem Vater trieb sie bald

bis zur Ausschweifung in ihrem Unwillen gegen eine so schändliche Stiefmutter. Sie eilten nach dem Zimmer, in welchem Freudenthal war, aus Begierde, ihn zufrieden zu sprechen, daß er sich über das Unglück einer so bösen Mutter nicht zu heftig betrüben möchte. Er war aber nicht mehr im Zimmer. Der Lakai sagte, daß er voran gegangen wäre, und bestellt hätte, daß sie bald nachkommen möchten. Indem rückte auch der Wagen vor.

Man eilte, was man konnte, um nur Freudenthalen nicht zu lange seinen Gedanken zu überlassen. Von weitem sahe man ihn schon bei den verbrannten Todtengerippen stehen, in einer Stellung, die die heftigste Erschütterung seiner Seele verrieth. Mit niederhangendem Haupte und in einander geschlagenen Armen stand er unbeweglich da, und hatte seine Augen auf die Menschenkohlen geheftet. Einmal hob er die Augen nach dem Himmel in die Höhe mit tief heraufgeholtem Athem, mit dessen Fall auch der Kopf wieder niedersank. Seine Freunde standen alle um ihn herum, ehe er einen bemerkte. „Gott!" sprach er endlich zu Schulzen, „in was vor Verirrungen läuft der Mensch einem unglücklichen Schicksale entgegen. Wie so gern hätte ich dieser

Per-

Person die glücklichsten Tage verschaft, wenn sie nur glauben konnte, daß ich ihr Freund sey."

Es war nöthig, daß Freudenthalen dieser Gegenstand je eher je lieber entrissen ward. Schulze hatte in den ersten Wochen seines hiesigen Aufenthalts, als seine Betrübniß über den Verlust seiner Gemahlin noch sehr heftig war, neben der Kirche ein Gewölbe bauen und einen Sarg verfertigen lassen. Seine Absicht war, daß er von seinem Fürsten die Erlaubniß erbitten wolte, den Leichnam seiner Gemahlin hieher schaffen und in diesen Sarg legen zu dürfen; damit er im Tode neben ihr ruhen könnte. Mit der Zeit hatte man ihn aber doch davon abzubringen gewust. Jetzt ließ Schulze das Gewölbe öfnen und Freudenthal war's zufrieden, daß die Ueberbleibsel der beiden Leichen in diesen Sarg gelegt wurden. Noch einmal musten sie sämmtlich wieder herüberkommen. Den folgenden Tag wurde ein Leichenbegängniß gehalten, desgleichen vielleicht keiner von den Lesern jemals gesehen hat.

Freudenthal folgte mit seiner ganzen Familie dem Sarge nach, und hinter ihm kamen Klippdorfs und Rathmannsdorfs sämmtliche Einwohner mit Weiber und Kindern, den zahlreichen Haufen von Menschen ungerechnet, die aus allen herumliegenden Dörfern zusammengelaufen waren.

Es

Es war eine unübersehbare Menge von Leuten versammlet. Liebrecht trat auf den Schutt der verbrannten Kirche und hielt eine Rede, die durch aller Herzen drang und Millionen Thränen erpreßte. Das Kind weinte; der Jüngling bebte vor dem geliebten Laster; der Mann schwor der Tugend unwiederrufliche Treue; der Greis sprach einem David das Gebet um Vergebung der Jugendsünden nach; und Freudenthal fuhr in Gesellschaft seiner Familie beruhigt nach Hause, mit dem Vorsatz, die Begebenheiten dieser unglücklichen Frau in eine ewige Vergessenheit zu vergraben.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Wenn's seyn soll, muß sich alles wunderlich schicken.

Bei allen den Uebeln auf der Welt, mit denen der Mensch gemeiniglich so sehr unzufrieden ist, ist's doch eine sehr gute Einrichtung, daß sie gemeiniglich ihre Heilungsmittel selbst mit sich führen und am Ende unsere Zufriedenheit befördern. Schulze und Freudenthal hatten noch nie so glücklich gelebt, als jetzt, da sie bei einander wohnten. Der Onkel hatte jetzt ein offenes Herz

für

für jede unschuldige Freude und eine weit theilnehmendere Seele für das gesellschaftliche Leben, als vormals, da er aus der Residenz herunter kam. Jetzt fand er den Aufenthalt zu Rathmannsdorf im Schooße der Freudenthalschen Familie so angenehm, daß ihm Tage und Wochen wie Stunden verschwanden. Man sprach kaum noch von Klippdorf, — wenigstens in keinen Ausdrücken, die ein Verlangen verrathen hätten, daß Schulze seine Wohnung daselbst wieder aufzuschlagen, gesonnen wäre.

Sein gegebenes Wort in Ansehung der Kirche brach er nicht. Es war das den Winter über eine ihrer angenehmsten Beschäftigungen, daß sie Ueberlegungen und Anstalten zum neuen Kirchenbau machten. Albert und Fritzchen hatten unter der Anführung ihrer Väter bereits gute Fortschritte in den mathematischen Wissenschaften und besonders in der Baukunst gemacht. Dieser Vorfall gab eine Gelegenheit, ihnen manche Vortheile in der Anwendung zu zeigen, und ihre Kenntnisse zu prüfen. Sie gingen mit einander nach Klippdorf, maßen den Platz aus, machten Anschläge und verfertigten Risse. Die Risse wurden verworfen, nach den gemachten Erinnerungen einigemal gebessert und dann genehmigt. Mit dem Anbruch des Frühjahrs waren schon alle Anstal-

ten getroffen, der Bau ward angefangen und gegen den Herbst stand eine Kirche da, die in der ganzen Landschaft an Schönheit und Ordnung ihres gleichen nicht hatte.

Vom Pfarrhause hatte der Onkel noch kein Wort erwähnt. Frendenthal und Albertine wolten noch weniger die Unterredung auf diesen Umstand bringen, und machten sich schon die gewisse Hofnung, daß der Onkel nie von ihnen ziehen würde. Aber wie bald wurden sie aus dem süssen Irrthum gerissen! Schulze wäre vielleicht nicht abgeneigt gewesen, ihren Wunsch zu erfüllen; wenn er von der andern Seite den dringenden Bitten der Klippdorfischen Einwohner hätte widerstehen können.

Acht Tage nach der Einweihung der Kirche kam die ganze Gemeine nach Rathmannsdorf herüber und verlangte den Kammergerichtsrath zu sprechen. Nun war's geschehen, er ward überwunden. Man hätte die dringenden Bitten der gutherzigen Leute hören sollen! Da ward ein Bewegungsgrund an den andern geknüpft, und zuletzt ein Riß zum neuen Hause vorgelegt, den sie von einem geschickten Baumeister hatten verfertigen lassen. Der Kammergerichtsrath solte nur sagen, ob ihm die Wohnung so anständig sey. Der Schulze erklärte dabei, daß sie arme Leute

wären

wären und vermuthlich nie ein Pfarrhaus wieder nöthig haben würden; aber sie wolten, so sauer es ihnen auch werden möchte, doch alles daran wenden, wenn sie nur das Glück wieder erlangen könnten, ihren Vater und Wohlthäter bei sich zu haben. Sie liessen nicht nach, er muste sich gewonnen geben. „Ja! Kinder!" sagte endlich der Onkel, „ich will wieder zu euch ziehen; aber nicht Ihr solt, sondern Ich will das Haus für meine Kosten aufbauen."

Die Leute wusten nicht, wie sie ihre dankbare Liebe zu erkennen geben solten und gingen alle mit Augen voll Freudenthränen aus dem Hause. Die Entschliessung des Onkels war Freudenthalen sehr unangenehm; aber er konnte sie kaum mißbilligen, so sehr war er durch ihre eindringende Bitten gerührt worden. Ihre zutrauliche, andringende Liebe verdiente diese Belohnung.

Der Riß zum neuen Hause war sehr wohl gerathen. Als hätte der Baumeister mit dem Onkel gesprochen, so völlig war die Anlage nach seinem Wunsch gemacht. Der Entschluß ward gefaßt, das Haus solte nach dem Riß gebauet werden. Als aber die Zeit kam, daß Hand angelegt werden solte, ereignete sich ein Umstand, der den ganzen Entwurf veränderte. Ich muß bei dieser Gelegenheit einen Mann wieder in Andenken bringen,

gen,

gen, der's schon verdient, daß er sobald nicht vergessen werde.

Der Kammerassessor Ehrlich kam nach Rathmannsdorf. Der Leser wird sich seiner aus der vorhergehenden Geschichte noch wohl erinnern können. Im Grunde war er der Mann, ohne welchen Freudenthal vielleicht nie in diese glückliche Lage gekommen wäre. Ihm hatte er nicht nur den glücklichen Ausgang seiner Geschäfte am Hofe seines jetzigen Fürsten, sondern auch gewissermaßen den Besitz seiner Albertine zu verdanken. Jene hätten, ohne seinen stillen Einfluß, gewiß noch vor Schulzens damaliger Zurückkunft nach der listigsten Anlage seiner Feinde eine unglückliche Wendung genommen, und diese wäre ihm alsdann nicht einmal vom Ansehen, vielweniger nach dem Werthe ihres Herzens bekannt geworden.

Sobald Schulze Mine machte, daß er sich vom Hofe entfernen, und in das einsame häusliche Leben zurückziehen wolle, bekam Ehrlich die heiligsten Versichrungen von seinen Gönnern am Hofe, daß sie auf dem Fall aus allen Kräften dahin arbeiten würden, ihn in diese Stelle zu bringen. Aber — wie's am Hofe zuzugehen pflegt — um den besten Fürsten sind nicht selten Männer, auf welche veränderte Luft wie auf Wettergläser wirkt.

wirkt. Furcht giebt einen Druck, Eigennutz macht sie nur thätig. Schulze war kaum zum Thore hinaus, so fielen die Wettergläser, und nach wenigen Tagen ward ein gewisser Herr von Z** Kammergerichtsrath, den man bis jetzt in der Residenz noch nie gesehen hatte. „Wir können nicht dafür!" hieß es nun, „wir haben alles gethan! Nach unsern Vorschlägen ists nicht gegangen; der Mensch muß einen besondern Kanal gehabt haben!" Nicht lange hernach erfuhr man, daß der neue Kammergerichtsrath ein Vetter von Ehrlichs Gönnern war.

Vor kurzem hatte er, bei einer abermaligen Veränderung, diese Stelle aus eignem Triebe seines Fürsten bekommen. In der Nachbarschaft um Rathmannsdorf hatte der Fürst einige Domainengüther, über welche der Onkel Schulze schon damals die Gerichtsbarkeit und ganz besondere Direktion zu verwalten hatte. Jetzt hatte sie nun Ehrlich mit der Kammergerichtsrathswürde auch bekommen, welches eben Gelegenheit zur jetzigen Reise gegeben hatte.

Als er kurz vor seiner Abreise in den Angelegenheiten dieser Reise im Zimmer beym Fürsten war, kam eine Deputation von der Klippdorfschen Gemeine, die so eben um gnädiges Gehör bitten ließ. „Klippdorf!" sprach der Fürst,

„das ist ja wohl der Ort, wo sich Schulze aufhält, nahe bei Rathmannsdorf?"

„Ja, gnädigster Herr!" antwortete Ehrlich, und sogleich musten die Leute vorgelassen werden. Warlich, einen Antrag von solcher Art kann kein guter Fürst ohne inniges Vergnügen hören!

Der Schöppe führte das Wort. Redlichkeit und ein gutes Herz sahen dem Mann aus den Augen heraus; und dabei hatte er eine Lebhaftigkeit, eine ungesuchte Naivetät in seiner Erzählung, daß man ihn mit Vergnügen anhörte. Der Fürst war für ihn eingenommen, sobald er seine Beschreibung der unglücklichen Feuersbrunst anfing. Nun kam er auf den Kammergerichtsrath Schulze, und war ganz unerschöpflich in seinen Lobsprüchen. Er rühmte die Vortheile, welche ihre Gemeine von seinem bisherigen Leben unter ihnen hätte, da sie alle durch sein Beispiel und durch seine guten Lehren bessere Menschen, und bessere Wirthe geworden wären; er pries die Wohlthat, die er ihnen durch Erbauung der neuen Kirche für seine Kosten erwiesen hätte, und erzählte seine letzte Erklärung, daß er sich erboten hätte, auch die Pfarre wieder aufzubauen. „Gnädiger Herre!" beschloß er endlich seinen Vortrag, „wi verlieren mehr als ennen Vader, wenn der Herre nich wedder zu uns zieht; un glihkswol

kann

kann mannt doch balle nich verlangen, det he en Hus bauen ſoll, det nich ſine is. Wenn Sie't doch wolden erlaen, det wi em den Platz ſchenken dürften, en Pfarrhus brucken wi jo ſo nich wedder. Wi wolden em gerne uht de Gemene noch en Pleck zu ſinen Garten geben, det he doch ſin Plaiſier en betgen bi uns haben könnde. Wat unſe Prieſter dadurch verliehrt, wollw' em gerne gut duhn."

Die Antwort des Fürſten darf ich meinen Leſern kaum ſagen, ſie errathen ſie gewiß alle. „Ja Kinder!" ſprach der Fürſt, „es ſoll geſchehen, was ihr gebeten habt. Geht in Gottes Namen wieder nach Hauſe und ſagt eher nichts, als bis die nöthigen Veranſtaltungen dazu getroffen ſind." Die Ausführung hatte doch einige Schwierigkeit; der Herr fand aber Mittel, ſein Konſiſtorium zu beruhigen und die Pfarre ſchadlos zu halten.

Es war vor kurzem ein Bauer in Klippdorf geſtorben, der außer ſeinem Bauerguthe, auf welchem er wohnte, noch ein Lehnguth hatte, welches das ſtärkſte im Dorfe war. Da er keine männliche Erben hinterließ, ſo fiel das Lehnguth an den Fürſten. Es war nur kein Wohnhaus dabei. Vor einigen und zwanzig Jahren war's abgebrannt und der vorige Beſitzer hatte ſtatt

dessen, weil er bei dem andern Guthe ein bequemes Wohnhaus hatte, zwei Tagelöhnerhäuser hingesetzt, welche von zwoen Familien bewohnt waren, die ihm arbeiteten. Der Fürst wolte nur nicht diese nützlichen Arbeiter verstoßen, sonst hätte die wüste Pfarrstäte gleich liegen bleiben mögen. Er schenkte also dem Kammergerichtsrath diese wüste Pfarrstäte und den Acker aus diesem Lehnguthe darzu; den Garten davon aber machte er zum Pfarrgarten, wodurch dem Prediger der verlohrne Hauszins doppelt ersetzt wurde. Ehrlich muste seine Reise einige Tage verschieben und die Versicherung dieses Geschenks dem Kammergerichtsrath bei dieser Gelegenheit selbst überbringen. — Dies war der Umstand, der die Veränderung des gemachten Entwurfs veranlaßte.

Daß diese Nachricht dem Onkel große Freude machte, verriethen Mund und Augen. Nun hatte der Aufenthalt in Klippdorf ungleich mehr Reitze für ihn, da sich die wohlthätige Gnade seines Fürsten mit der Liebe der Einwohner verband, ihm eine Wohnung zu verschaffen, die er sein eigen nennen konnte. Der Fürst ließ ihm noch die gnädigste Versichrung geben, daß er's nur ohne Bedenken sagen solte, wenn sonst noch etwas zu seinem Vergnügen verfügt werden könnte.

Er hatte ihm schon, ehe er hieher zog, ungleich ansehnlichere, fürstliche Anerbietungen gemacht; Schulze schlug sie nur aus, weil er sich von Freudenthalen hätte weiter entfernen müssen, wenn er Gebrauch davon machen wolte. Jetzt machte er sich im Augenblick einen gefälligern Plan, der in einigen Jahren zu Stande kam. Er bauete nicht nur nach seinem Entwurf ein geräumiges und bequemes Wohnhaus auf, sondern legte auch mehrere Wirthschaftsgebäude und einen sehr prächtigen Garten an, zu welchem ihm die Gemeine von dem angränzenden Anger so viel Land zu nehmen verstattete, als er nur wolte.

Ueberdies war in und um Klippdorf sehr viel Freiacker; fast jeder Bauer hatte, ohne den zum Guthe gehörigen Acker, wovon er Abgaben und Hofedienste leisten muste, eine Freihufe. Der viele Acker war den Leuten zur Last, weil sie ihn nicht bestreiten konnten. Sie hätten ihn, um sich in bessere Umstände setzen zu können, längst gern verkauft, wenn nur jemand da gewesen wäre, der ihn bezahlen konnte. Dieser Umstand gab Schulzen die beste Gelegenheit, seinen Entwurf auszuführen. Sobald er nur anfing, Acker zu kaufen, ward ihm von den Klippdorfschen und benachbarten Bauern soviel angebothen, als er nur haben wolte. Der Fürst beschenkte ihn

mit allen nöthigen Rechten und Freiheiten, er aber kaufte nach und nach ein Ritterguth zusammen, das wichtiger als Rathmannsdorf war.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Einen guten Apfel trägt auch wohl ein fauler Baum.

Der Kammergerichtsrath wohnte nun wieder in Klippdorf. Umgang und Lebensart mit der Freudenthalschen Familie standen wieder auf dem vorigen Fuß, ausser daß Schulze eine bessere Wohnung und ausgebreitete Wirthschaft hatte. Letztere wurde, nachdem sie eingerichtet war, an Wesers Schwager, den Sohn des verunglückten Predigers zu Rathmannsdorf, verpachtet, der unter Berdulli's Anführung die Oekonomie erlernt hatte.

Der junge Mensch wolte heirathen. Man konnte ihm das nicht verdenken, seine Umstände machten diese Entschliessung fast nothwendig. Aber mit seiner Wahl war man sehr unzufrieden; seine Neigung fiel auf Freudenthals Ausgeberin. Es war ein blutarmes Mägdchen, mit der er keinen Pfennig erheirathete. So unedel dachte

man

man nicht, daß man sie aus dem Grunde hätte verwerflich machen wollen, wenn nur Schwarz (so hieß der junge Pächter) nicht eine Pacht übernommen hätte, zu deren Bestreitung sein Vermögen nicht hinreichend war. Man furchte, er möchte nicht bestehen können und am Ende sich und das Mägdgen unglücklich machen. Indessen war's eine aufmerksame, wirthliche Person, die sich viel Liebe und Zutrauen im Freudenthalschen Hause erworben hatte. Man hatte Ursach, alles Gute von ihr für die Zukunft zu hoffen, und wolte Schwarzen lieber unterstützen, als dieser Verbindung Schwierigkeiten in den Weg legen. Das dachte kein Mensch, daß sich am Ende noch Umstände finden würden, die Aufenthalt und Verwunderung machten.

Vor ohngefähr vier Jahren kam Freudenthal mit seiner Gemahlin die Allee lang durchs Dorf gegangen, als dies Mägdchen von Haus zu Haus betteln ging. Es war ein völlig erwachsenes Mensche in verständigen Jahren; man wunderte sich nur, daß solche Leute betteln gingen. Sie hatte das Herz, Albertinen dreust anzureden, und bat mit gutem Anstande und unter den heiligsten Versprechungen, daß Sie sie doch in ihre Dienste nehmen möchte. Ihr äusserlicher Aufzug war so elend, so ekelhaft als möglich; hundert an-

dere Damen hätten allenfalls die gewöhnliche Gabe der Barmherzigkeit verdoppelt und sie damit laufen lassen. Albertinen schien sie aber viel Guts in den Augen zu haben; sie hieß sie folgen, ließ sie reinigen und kleiden, und gab ihr Arbeit und Brod.

Von ihrer Aufführung darf ich weiter nichts sagen, als daß sie nach vier Jahren noch im Hause war. Sie konnte von der Welt nichts, aber sie nahm alles schnell an, und diente ihrer Herrschaft mit unnachahmlichem Eifer. Sie muste freilich eine Geschichte ihres Geschlechts und Herkommens erzählen; man achtete aber darauf wenig und nannte sie Sophie. Jetzt, als sie aufgeboten werden solte, fragte der Prediger nach ihrem Namen und konnte mit ihrer Aussage nicht zufrieden seyn, sondern muste ein schriftliches Zeugniß von ihrem Gebuhrtsort verlangen. Wie bebte das Mägdchen vor dem Prediger in Gegenwart ihres Bräutigams, als sie diese unerwartete Forderung hörte! Bleich im Gesichte und mit stammelnder Zunge brachte sie endlich ein Geständniß heraus, das ihr sauer zu werden schien. „Wenns nicht anders seyn kann," sprach sie, „so muß ich's denn gestehen; aber um alles in der Welt bitte ich Sie, liebster Herr Magister! vermitteln Sie die Sache so, daß meine Herrschaft nicht unwillig auf mich

werde,

werde, oder gar Schrecken und Unruhe darüber empfinde. Ich bin eine Hofrathstochter, mein Vater hat Unrecht geheissen, und ist ein Feind des Herrn Hofraths Freudenthal gewesen, dem er viel Böses zugefügt hat."

Liebrecht erstaunte freilich über die unerwartete Entdeckung, weiter aber furchte er deswegen keinen Unwillen. Er ging selbst mit den Verlobten zu Freudenthalen, dem es so viel Freude als Albertinen war, eine Tochter aus dieser verlornen Familie kennen zu lernen, die Leben und Namen, aber nicht Herz und Gesinnung von einem unwürdigen Vater hatte. Man kann sich leicht vorstellen, daß jedermann begierig war, die Geschichte ihrer Familie von ihr zu hören. Viel wuste oder wolte sie nicht erzählen; dies waren die Hauptumstände.

Sophie war noch kein Jahr alt gewesen, als ihre Eltern mit ihren drei ältern Schwestern die Residenz verlassen musten. Seitdem hatten sie sich in einem kleinen offenen Flecken L** im Brandenburgschen niedergelassen. Der Vater war, soviel sich Sophie aus ihrer Kindheit erinnern konnte, selten und wenig zu Hause gewesen; bis er endlich einstmals wegritt und nicht wiederkam. Die Mutter hatte sich darüber im geringsten nicht gegrämt, weil sie so viel Vermögen

zu haben glaubte, daß sie leben könne. Aber sie war untröstlich, — rasend gewesen, als sie beim Nachsuchen keinen vollen Thaler fand. „Der Bösewicht," rief sie, indem sie sich die Haare aus dem Kopf raufte, „hat uns bestohlen und alles mitgenommen."

Nun muste ein Entschluß gefaßt werden, wovon sie sich erhalten wolten. Die Mutter wählte grade den unglücklichsten Weg; sie zog lüderliche Gesellschaften an sich, verführte ihre Töchter und lebte von ihrer Schande. Sophie ging zum Prediger, daß sie confirmirt werden solte. Vermuthlich hatte sie, nach Verlauf dieses Zeitpunkts, kein anderes Schicksal als ihre Schwestern zu erwarten; die vielversprechenden Reden ihrer Mutter gegen den Sohn des dasigen Burgermeisters verriethen ihre Absicht deutlich genug. Sophie hatte aber durch den Unterricht des rechtschaffenen Predigers diese schändliche Lebensart verabscheuen gelernt. In der Nacht nach ihrer ersten Kommunion entlief sie heimlich der Gewalt ihrer Mutter, und hatte sich mit Betteln fast zwei Jahre lang von einem Ort zum andern gebracht, bis sie endlich den Vorsatz faßt, um auch den Versuchungen dieser Lebensart zu entgehen, sich unter Freudenthals Schutz zu begeben. „Hätten Sie mich," beschloß sie ihre Erzählung, „nicht ohne

Ver-

Verweigerung so großmüthig aufgenommen, so wäre ich Ihnen gleich mit diesem Geständniß zu Füßen gefallen."

Wie jener Vater über den verlornen Sohn, — so freuete sich Freudenthal, als er von dieser verworfenen Familie Einen gerettet sahe. Es muste sogleich ein Bothe fort, der sich nach dieser Mutter mit Klugheit erkundigen, und das erforderliche Zeugniß für Sophien besorgen solte. Berdulli warf sich freiwillig dazu auf. Er reiste ab und kam nach vierzehen Tagen wieder.

Der damalige Prediger lebte noch und hatte Sophien das beste Zeugniß gegeben. Aber von ihrer Mutter und ihren Schwestern überbrachte Berdulli die traurigsten Nachrichten. Sie hatten ihre schändliche Lebensart fortgesetzt, und waren bis zur niederträchtigsten Lasterhaftigkeit herabgesunken, bis sie endlich in eine ekelhafte Krankheit verfallen, die auch den üppigsten Wollüstling aus der niedrigsten Menschenklasse, aus ihrer Gesellschaft verscheuchte. Sie wohnten in einem abgelegenen Hause. Als man einige Tage lang keinen von ihnen auf der Straße bemerkt hatte, muß endlich das Haus geöfnet werden. Ein pestilenzialischer Gestank, fuhr der Kommission entgegen, als die Thür geöfnet ward, und Mutter und Töchter lagen an der Erde auf Stroh, wie — die

die Haut schauert vor den Gedanken, — wie Stücke verrecktes Vieh auf dem Miste, das das Ungeziefer frißt. „Gott!" rief Freudenthal, „ist's möglich, daß Menschen noch solche Wege betreten können!" und keiner konnte sich der Thränen enthalten.

Schwarz ward durch diese Umstände in seinen Gesinnungen nicht geändert. Freudenthal nahm sich nun ein väterliches Ansehen über Sophien an, und gab Schwarzen seine Versprechungen zurück, weil ihm die Umstände dieser Person unbekannt gewesen wären. Aber keiner von ihnen wolte zurücktreten. Die Hochzeit ward also vollzogen. Es war auch natürlich, daß Sophie durch diese Entdeckung in Schwarzens Augen unmöglich verlieren konnte. Konnte er sie als ein unbekanntes Mägdchen lieben, so wird sie ihm als Freudenthals Anverwandtin nicht unwerther seyn. Er hatte sie als eine arme Person gewählt, und nun bekam er eine Mitgabe von zehentausend Thaler.

Ich will nicht hoffen, daß man sich über Sophiens Reichthum verwundern wird. Man wird ja die Bankoscheine nicht vergessen haben, welche Herr von B** in der Schreibtafel fand, welche der dasige Schulze aus der Tasche des Gestürzten gezogen hatte! Bei aller Behutsamkeit, sich nicht

zu

zu verrathen, hatte doch Freudenthal die Klugheit gehabt, für die Sicherheit dieſes Kapitals zu ſorgen. Es war einkaſſirt und in gerichtliche Verwahrung gegeben worden. Es machte gar keine Schwierigkeit, das Kapital zu heben, weil ſich Sophie als einzige rechtmäßige Erbin genugſam legitimiren konnte. Nun war die Frau Magiſterin noch einmal ſo vergnügt; daß ihr Sohn Sophien heirathete.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Große Veränderungen in der Freudenthalſchen Familie.

Die Zeit kam heran, daß Albert und Fritze auf die Univerſität gehen ſolten. Sie waren völlig dazu geſchickt, ſie mit Nutzen zu beziehen, und gingen in aller Abſicht ſo vorbereitet hin, daß man ſich alle Hofnung von ihnen machen konnte. Allenfalls hätte man ihnen einen Hofmeiſter mitgegeben, wenn man einen Mann gekannt hätte, den man ſie ſicher anvertrauen konnte. Oder Liebrecht ſelbſt hätte ſie mit Vergnügen dahin begleitet, wenn ihm nicht die Verlaſſung ſeiner Gemeine zu einer Gewiſſensſache wäre gemacht worden.

worden. Das wolte er aber nicht rathen, daß man aufs Gerathewohl einen unentschiedenen Mann wählen solte, der ihnen bei einem unedlen Herzen im hofmeisterlichen Ansehen gefährlicher werden könnte, als ein wüster Haufen roher Jünglinge in ungebundener Freiheit. So viel möglich war, hatte er sie mit den gefährlichsten Versuchungen dieser Lebensart so bekannt gemacht, daß er sie vor der Gefahr der Verführung ziemlich verwahrt hielt. „Fast," sprach er, „wolte ich die Bürgschaft auf mich nehmen, daß keiner von ihnen unsere Hofnung täuschen wird. Sie sind beide zu gut verwahrt, daß sie sich durch brausende Beispiele von ihren Grundsätzen abwendig machen lassen solten."

Sie zogen hin, und es war nicht anders, als wenn mit ihrer Abreise für das Freudenthalsche Haus eine neue Epoche anginge. Von dem Verlust, den das gesellschaftliche Vergnügen litt, will ich nichts einmal sagen. Wie konnte das anders seyn, da zwo Personen von ihnen giengen, die ihnen allen bisher die wichtigsten gewesen waren. Louischen und Jettchen schienen diesen Verlust vornehmlich zu empfinden; Albertine und die Geheimeräthin konnten ihre zufriedene Heiterkeit nicht unverdunkelt erhalten, und Freudenthal

thal verrieth eine Stille, die ihm sonst nicht gewöhnlich war.

Ich glaube wohl, daß sich diejenigen am wenigsten irrten, die die Ursach seiner Veränderung in seinen Gesundheitsumständen suchten. Er war von Jugend auf von schwächlicher Leibesbeschaffenheit gewesen und es kann wohl seyn, daß er den Saamen des Uebels, das ihn einst tödten solte, in der väterlichen Mitgabe schon bekommen hatte. In den Jahren der Kindheit glaubte man nicht, daß er das männliche Alter erreichen würde. Er hatte eine bleiche Gesichtsfarbe, und einen zwar wohlgestallten, aber trockenen hagern Körper. Sobald er in seinen Bewegungen im geringsten nur die gewöhnte Behutsamkeit überschritt, so empfand er Schmerzen in der Brust. Indessen hatten ihm Mäßigkeit und Ordnung in seinen Leidenschaften sowohl, als in seiner Lebensart bis hieher das Leben erhalten.

Das Feuer in Klippdorf mochte das Uebel wohl rege gemacht haben. Da überfiel ihn das Schrecken ganz unvorbereitet — zu plötzlich, und seine ängstigende Geschäftigkeit beim Löschen konnte das Ihrige auch dazu beigetragen haben. Wenigstens zeigte sich von der Zeit an ein keichender Husten, der keinem Medikamente weichen wolte.

Alber-

Albertine war darüber sehr unruhig: „es ist mir," hatte sie zu ihren vertrauten Freunden schon öfters mit Thränen gesagt, „als sähe ich meinen Gemahl eines langsamen Todes sterben." Doch hütete sie sich, ihn selbst etwas von ihrer kränkenden Ahndung merken zu lassen.

Albertinens zurückhaltende Behutsamkeit konnte wenig helfen; Freudenthal fühlte das Uebel in seiner Brust, und las den heimlichen Kummer aus ihren Augen. Ihm selbst erregte der Gedanke des Todes keine Unruhe. Die Bestimmung des Menschen war ihm nicht unbekannt und die Absichten des Lebens hatte er sorgfältig vor Augen behalten. Ein solches Herz pflegt den Tod so wenig zu fürchten, als es im Genusse der irdischen Freuden lebensgeitzig wird. Ueberdies hatte er auch die Jahre seines Vaters bereits überschritten. War's gleich kein Alter, so warens doch Jahre, die der kleinste Theil des menschlichen Geschlechts erreicht. Er sahe seine Kränklichkeit nur als wohlthätige Erinnerung an seine Pflichten an, und ließ sich dadurch in dem Vorsatz befestigen, eiferig nach einer Gemüthsfassung zu streben, in welcher er einst so zufrieden sterben könnte, als er im Genusse der segnenden Güte Gottes gelebt hatte. Seine Albertine und seine Kinder lagen ihm aber am Herzen. Ohne sie auf die be-

vor-

vorstehende Trennung vorzubereiten, konnte er seine Absicht freilich nicht erreichen.

Einstmals hatte er seine Albertine am Arme und ging mit ihr spatziren. Die Früchte des Feldes standen in der schönsten Blüthe, und der Tag war so heiter, daß das schwermüthigste Herz in der freien Luft Erleichterung athmen muste. Freudenthal lenkte das Gespräch auf die Herrlichkeit der zukünftigen Welt, und kam unvermerkt auf die nothwendigen Mängel des irdischen Lebens. — Albertine seufzte. — „Heute, mein Kind," sprach hierauf Freudenthal, „sind's zwanzig Jahr, daß wir uns kennen lernten." — Albertine hatte den Tag nicht so genau gemerkt und konnte jetzt ihre freudige Verwunderung nicht so lange zurückhalten, bis Freudenthal ausgeredet hatte. Aber der Seufzer kehrte wieder zurück und brach in Thränen durch die Augen.

„Weine nicht, mein Kind!" sprach Freudenthal. „Ist auf der Welt etwas vermögend mein Leben zu erhalten, so ists des, wenn ich dich bei meinen Zufällen gefaßt und beruhigt finde. Einmal müssen wir uns doch trennen! Ueberlaß es immer dem weisen und gütigen Gott, diesen Zeitpunkt zu bestimmen. Für uns würde es zu allen Zeiten eine bittere Wahl seyn; und dann erst wären wir zu bedauern, wenn ein Zeitpunkt kommen

könnte, da sie es nicht wäre. Sieh rückwärts! haben wir Ursach, uns zu beschweren? Beinahe zwanzig Jahre hat unsere Verbindung bestanden; giebts nicht Menschen genug, deren Lebensziel so weit nicht reicht? Was wolltest du wohl wünschen? Vielleicht, daß wir länger bei einander blieben? — Ja! wenn Gott will, bleibe ich so gern noch bei dir, als ich gelassen sterbe, wenn er mich auffordert. — Oder wolltest du lieber voran gehen? — Das wäre die erste Handlung, die mir deine Liebe verdächtig machen würde. Trennung bleibts auf alle Fälle; und wenn der Vorangehende Vortheile hat, wie kannst du sie dir wünschen, ohne mir sie zu mißgönnen? — So lange ich Athem ziehe, liebe — gute Seele! so lange lebe ich für dich. Sterbe ich eher, so erzeigst du mir die letzte Liebe, die dir meine Kinder vergelten werden."

Solche Gelegenheiten ergriff Freudenthal, so oft sie sich darboten; und seine Vorstellungen hatten die Würkung, daß Albertine mit großer Gelassenheit in die drohende Zukunft sehen lernte. Besserung war nicht zu hoffen, das Uebel konnte nicht gehoben werden. Man war zufrieden, wenn man nur Mittel finden konnte, gefährlichern Ausbrüchen vorzubeugen, und freuete sich herzlich, wenn von Zeit zu Zeit kleine Fristen erkauft

kauft werden konnten. Sie ſchienen aber immer kürzer zu werden, und keine menſchliche Klugheit konnte alle die Vorfälle abwenden, die dem Uebel Nahrung gaben und neue Rückfälle veranlaßten.

Albert war im zweiten Jahre auf der Univerſität, als die Geheimeräthin krank ward. Schwach und hinfällig war ſie ſeit einigen Jahren ſchon geweſen; jetzt aber ward ſie mit einemmale ſo entkräftet, daß ſie liegen blieb. In Betrachtung ihrer hohen Jahre, konnte man nichts anders, als den Tod erwarten. Es war die nehmliche Krankheit, die ihren ſeligen Gemahl aus der Welt nahm. Freudenthal brachte manche Stunde bei ihrem Bette zu. Als ſie beide allein waren, ergriff ſie ſeine Hand und drückte ſie ſanft. „Ich habe eine Bitte;" ſprach ſie, „es ſoll die letzte ſeyn; Sie dürfen ſie mir aber nicht verſagen."

„O nein, liebſte Mama!" antwortete Freudenthal, „Sie dürfen nur befehlen. Was Sie haben wollen, kann mir nicht ſauer werden."

„Ihr Sohn liebt meine Henriette; verſagen Sie ſie ihm nicht!"

„Mein Albert!?" —

„Ja! Ihr Albert. Beim Abſchiede hat er mir ſein Geheimniß anvertrauet."

„Weiß es Jettchen?"

„Nein! — Werden Sie auf Ihren Sohn nicht unwillig; er hat keinen unerlaubten Schritt gethan. Er furchte nur, daß sie wegen ihrer blendenden Schönheit, (wie er sich ausdrückte) frühzeitig Ansprache haben könnte, und bat mich, daß ich sie für ihn aufbehalten möchte."

„Wenn Jettchen nichts einzuwenden hat, ich gebe mit Freuden meine Einwilligung. Von Gebuhrt mag sie seyn, wer sie will; wenn sie nur die Person ist, die meinen Albert glücklich macht."

Freudenthal wolte noch mehr thun, als die Geheimerähthin gebeten hatte. Er fertigte in der Stille einen Boten an Alberten ab und schrieb ihm, daß er sich eiligst aufmachen und nach Hause kommen möchte. Die Geheimeräthin wurde aber zusehends schwächer, so, daß man Ursach zu befürchten hatte, Albert würde sie nicht am Leben treffen. Am dritten Tage fing ihr die Sprache schon an, sauer zu werden. Gleich früh ließ sie alle, die im Hause waren, zu ihrem Bette kommen. Sie sprach wenig, aber liebreich, küßte sie Reihe herum und nahm Abschied. Jettchen rief sie wieder um, und gab ihr noch einen Kuß mit den Worten: „für meinen Albert." Dies war auch ihr letztes Wort. Was

man

man ihr sagte verstand sie, Antworten konnte sie aber nur mit Zeichen geben.

Gegen Mittag endlich kam Albert. Er ging in Thränen an ihr Bette hinan; sie aber empfing ihn mit einer freundlichen Mine und legte ihm ihre Hand auf den Kopf, als wenn sie ihn segnen wolte. Darauf winkte sie Jettchen, und gab durch Zeichen zu verstehen, daß sie Alberten den Abschiedskuß in ihrem Namen geben solte. Man verstand erst ihren Willen nicht; Albert aber wurde feuerroth, als Jettchen es that. Die Geheimeräthin lächelte dabei, faßte beider rechte Hände in einander und — starb. —

Gott, wie gerührt standen sie alle da! — Kein Auge blieb trocken, aber Jettchen und Albert waren ganz trostlos. Freudenthal las Alberts ängstigende Unruhe aus seinen Augen. Ihn zu beruhigen und aus der peinlichen Ungewißheit zu reissen, erzählte er ihn am Bette der Erblaßten ihre letzte Vorsorge für ihn, und gab ihm die erbetene Einwilligung unter der Bedingung, wenn Jettchen nicht aus Zwang, sondern aus freier Wahl und Zuneigung, Albertен ihr Herz geben könnte.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Noch immer Freuden, mit mancher bittern Thräne vermischt.

Ich mag's nicht auf mich nehmen, die Ausdrücke der Leidenschaften in den Gesichtern des Freudenthalschen Hauses zu zeichnen. Schmerz und Vergnügen, Traurigkeit und Freude kämpften mit einander. Man schien geneigt zu seyn, den Empfindungen der Freude das Herz ganz zu öfnen, und hatte doch den Willen nicht, das Andenken der verehrungswerthen frommen Matrone verdrängen zu lassen, in welcher das ganze Haus eine liebenswürdige Mutter, und der geringste Diener eine großmüthige Wohlthäterin verlor. Für Freudenthalen hatte man besonders Ursach besorgt zu seyn, und Albertine that sich den größten Zwang an, dem Hause mit einem Beispiele der Mäßigung vorzugehen, das auf die Gemüthsruhe ihres Gemahls von allen Seiten den besten Einfluß haben muste. Und gewiß hatte man nöthig, sich mit standhaftem festen Muth auf die Anfälle der künftigen Tage zu wapnen.

Gleich nach dem Tode der Geheimenräthin wurde ein Bote nach Freudenthals Vaterstadt gesandt,

gesandt, um den Herrn von A** sowohl, als den Superintendenten, von ihrem Ableben schriftlich zu benachrichtigen. Der Bote kam am Tage des Leichenbegängnisses zurück, und brachte die unerwartete Nachricht mit, daß die ganze Residenz voll unruhiger Bestürzung sey, weil man alle Augenblicke das Ende des Fürsten erwarte. Der Superintendent hatte nicht einmal Zeit gehabt, Freudenthals Brief zu beantworten; er kam aus dem Vorzimmer nicht weg. Der Herr hatte viel Abwechselungen, und wenn ruhige Augenblicke kamen, fragte er nach dem Superintendent. Albertinens Mutter hatte nur wenige Zeilen, aber sehr flüchtig und ängstlich geschrieben. Man kann wohl denken, daß Freudenthalen diese Nachrichten nicht gleichgültig waren.

Zwei Tage nachher kam ein anderer Bote, der die Bestätigung vom Tode des Fürsten überbrachte. Der vorige Bote war kaum zwo Stunden fort gewesen, als der Herr eingeschlafen war. Jetzt hätte der Umstand beinahe noch größere Bestürzung gemacht, daß abermals keine Briefe vom Superintendent mitkamen. Indessen entschuldigte Herr von A** dessen Stillschweigen mit der Unruhe der vergangenen Tage, die ihm einige schlaflose Nächte zugezogen hätte, und mit den gegenwärtigen überhäuften Geschäften, die keinen

Verzug litten. Am Ende des Briefs war noch eine Nachricht angefügt, die ich meinen Lesern mit des Herrn von A** eigenen Worten mittheilen will.

„Es wird Ihnen nicht unbekannt seyn," schrieb er, „daß in dem Augenblick, wann der Herr des Landes die Augen zuthut, die Thore der Residenz verschlossen werden müssen. Bei der Gelegenheit hat sich ein besonderer Vorfall zugetragen. Es hatte sich seit einigen Tagen ein fremder Mensch in der Residenz aufgehalten, der zu Pferde angekommen war und sich in einem Gasthof einquartieret hatte. Seinem Vorgeben nach war er ein Weinhändler, der herumreise, Geld einzukassiren und neue Geschäfte zu machen. In dem Augenblick, als die Thore waren verschlossen worden, kömmt dieser Mensch gesprengt, aber nur eine Minute zu spät. Der Verdruß über seine verfehlte Absicht mochte es wohl verursachen, daß er die Auslassung etwas ungestüm fordert. Man nimmt ihn also vom Pferde, und weist ihm Quartier in der Hauptwache an. Ehe man sichs aber versieht geschieht ein Schuß, — der Mensch fällt hinter dem Tische um, und bei der Untersuchung findet man, daß er sich mit einem Terzerol durchs Herz geschossen hat. Was meynen Sie wohl, wer der Mensch war? —

Sie werden Mitleiden mit ihm haben, wenn ich ihn nenne? ob's Ihnen gleich in einer andern Absicht sehr unangenehm seyn würde, wenn er lebendig in den Händen der Obrigkeit wäre. Man fand einige Briefe bei ihm, die er auf der Brust unter dem Hemde verwahrt hatte. Sobald ich sie in die Hände bekam, verriethen sie mir seine Person. Ehe ich aber etwas sagte, muste auf meine Veranstaltung der Körper genauer untersucht werden. Man bemerkte bald, daß das Gesicht durch eine gewisse Farbe war verstellt worden, und als man diese abwusch, erkannte jedermann den schändlichen von Sorgenfeld."

Hier konnte Freudenthal für Bestürzung und Wehmuth nicht weiter lesen, so nahe er auch am Schlusse des Briefs war. Das klägliche Ende seiner Stiefmutter kam ihm dabei wieder ins Andenken, — und dann fiel ihm seine einzige Schwester wieder ein. Beide waren durch diesen bösen Menschen zu Grunde gerichtet worden, und wer konnte wissen, ob letztere nicht noch als eine Verworfene herumirrte, sich entweder in der Schande des Lasters den Augen des Vaterlands zu entziehen, und in einem entfernten Winkel durch erdichtete Erzählungen unverschuldeter Unglücksfälle sich die Herzen der Barmherzigen zu öfnen, oder durch eine verwegene That den Lauf ihrer Bos-

heiten zu beschliessen und dem Kampfe der Verzweiselung unterzuliegen. Ein Blick auf seine liebenswürdige Familie, sonst konnte ihn nichts aufheitern, und Jettchen verstand vorzüglich die Kunst, ihn durch ihre Liebkosungen aufzumuntern. „Haben Sie doch dafür gute Kinder, lieber Papa!" sprach sie, indem sie ihm um den Hals fiel; „wir wollen uns bemühen, Ihnen recht viel Freude zu machen."

„Ja!" antwortete Freudenthal, „das macht mich auch aller meiner Leiden vergessen;" und küste sie Reihe herum.

Die traurigen Nachrichten waren aber noch nicht alle. Nach acht Tagen, als sich Albert schon wieder auf seine Abreise anschickte, kam ein Reitknecht von dem Erbprinzen, der nun nach dem Tode seines Herrn Vaters die Regierung angetreten hatte, mit einem eigenhändigen Schreiben von ihm. Der Herr sas jetzt Tag vor Tag unter Akten und Registeranden, wobei er tausend Beweise von Freudenthals redlicher Gesinnung, von seinen tiefen Einsichten in die Staatsverfassung, und von seinen weisen, auf die Wohlfahrt des Landes abzielenden Rathschlägen gefunden hatte. Er dankte ihm dafür in den gnädigsten, verbindlichsten Ausdrücken und gab die Versi-

chrung,

chrung, daß ſchon Verfügung getroffen wäre, ſie alle ins Werk zu richten.

Nun ſolte Freudenthal aber nach dem Willen des jetzigen Fürſten in ſeine Vaterſtadt zurückkehren, und ſeine verlaſſene Bedienung wieder annehmen; oder, wenn er das ſeiner ſchwächlichen Geſundheitsumſtände wegen nicht könnte, nach dem Teſtamente des verſtorbenen Herrn für die verfloſſenen Jahre nicht nur ſeine Beſoldung in Empfang nehmen, ſondern ſie auch für ſeine noch übrige Lebensjahre als einen Gnadengehalt bekommen.

Das kann man ſich vorſtellen, daß Freudenthal über dieſe Nachricht ein unbeſchreibliches Vergnügen empfand. Das Vermächtniß machte eine anſehnliche Summe aus. Sein Gehalt hatte in tauſend Thaler beſtanden und ſechszehen Jahre waren's nun, daß er in Rathmannsdorf lebte. Aber dieſe rührten ihn ſo ſehr nicht. Sie waren in einer Anweiſung dem Briefe beigelegt, nach welcher ſie gleich gehoben werden, oder auf Zinſen ſtehen bleiben konnten. Er ſchenkte ſie auf der Stelle ſeinen beiden Töchtern. Weit erfreulicher war's ihm, daß ſeine damaligen Entwürfe nicht verloren ſeyn ſolten. „So habe ich denn doch nicht umſonſt gelebt," ſprach er entzückt für Freuden, „und nicht umſonſt Druck und Verfol-

gung

gung gelitten. Das Bewuſtſeyn, rechtſchaffen gehandelt zu haben, nahm ich mit mir, und die gehoften Früchte reifen für mein Vaterland nach vielen Jahren noch nach."

Aber — betrübt! — zugleich war dieſe erfreuliche Nachricht ein Vehikel, ihm eine ſehr traurige Botſchaft beizubringen: der Superintendent Werthmann war todt. Nun kam's heraus, der Fürſt hatte das Fleckfieber gehabt. So wie er die Augen geſchloſſen hatte; war der Superintendent nach Hauſe gegangen und hatte ſich ins Bette gelegt, ohne wieder aufzuſtehen. Man hatte noch immer geglaubt, er ſolte die Krankheit überſtehen, aber — das Frieſel trat zurück, dann kamen große Flecken zum Vorſchein, und nun war's in wenigen Tagen aus. Man hatte den Reitknecht mit Genehmigung des Fürſten einen Tag aufgehalten, weil man den Ausgang vorherſahe. Und nun überbrachte er zugleich den traurigen Brief vom Herrn von A**.

Albertine war ganz untröſtlich. Albert und Louischen, auch Jettchen, zerfloſſen beinahe in Thränen, ſo, daß Freudenthal mehr als durch die vorhergehenden Auftritte gerührt ward. Der Onkel kam dazu, und konnte ſich nicht enthalten, dem Andenken dieſes würdigen Mannes einige Thränen zu opfern. Man wuſte keinen beſſern

Rath

Rath zu fassen, als daß Albert hinreisen solte, seiner Großmutter in diesen Umständen beizustehen. — Wenn ich's nicht gesagt habe, so wird's der Leser wohl gedacht haben, daß Fritze mit Alberten zugleich herunter gekommen sey. Sie konnten sich beide nicht trennen. Auch jetzt erbot er sich, Alberten zu seiner Großmama zu begleiten, und sie reiseten unverzüglich ab.

Wenn sich nicht dieser gekränkten Familie zu gleicher Zeit so manche erfreuliche Aussichten geöfnet hätten, — man hättr erliegen müssen. In der heftigsten Betrübniß wuste der Onkel ihre Augen so unvermerkt auf diese angenehmen Gegenstände zu richten, daß es nicht einmal schien, als wenn er ihre traurigen Gedanken zerstreuen wolte. — Jedermann hatte an Fritzen eine Niedergeschlagenheit, eine stille Melancholie bemerkt, die allen unerklärbar war. Sobald er mit Alberten abgereiset war, fing der Onkel an, davon zu sprechen. „Wissen Sie," fragte er, „was meinem Sohn fehlt? Gestern hat er mir sein Geheimniß anvertrauet: er will so glücklich als Ihr Albert seyn, und von Ihnen das Versprechen haben, daß Sie ihm Louischens Hand aufbehalten wollen."

Das gute Kind war gegenwärtig, als der Onkel dieses sagte. Sie bekam ein Herzklopfen,

das durch die Schnürbrust sichtbar wurde, und alles Blut ins Gesichte trieb. „Was soll ich antworten? Louischen!" fragte der Vater. „Wenn's auf mich ankömmt," antwortete sie nach augenblicklicher Erholung dreust, „so sagen Sie: ja!"

Die gegenwärtige traurige Lage mäßigte den Ausdruck, aber die Freude selbst war ausnehmend groß. Beide Väter sahen mit innigem Vergnügen ihre Freundschaft auf ihre Kinder fortgepflanzt, und durften bei der frühen Entscheidung ihrer Herzen nun weniger Verführung für sie fürchten. Jetzt gestanden sie's von beiden Seiten, daß sie gewünscht hatten, es möchte die gemeinschaftliche Erziehung und jugendliche Liebe ihrer Kinder mit der Zeit eine ernsthafte Neigung erzeugen. „Nun sind Sie auch meine Tochter, Louischen!" sagte der Onkel, indem er sie mit väterlicher Zärtlichkeit umarmte. „Sie auch, mein liebenswürdiges Jettchen!" In dem Augenblick trat auch Freudenthal mit Albertinen hinzu, und beide schlugen ihre Arme um den Onkel. „So ungetrennt," sprachen sie beide; wollen wir den Rest des Lebens wandeln und unsere Kinder die Glückseligkeiten an unserm Beispiele zeigen, die sie sich von einer tugendhaften Vereinigung ihrer Herzen zu versprechen haben.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Dem Freudenthalschen Hause wird der erlittene Verlust ersetzt.

Die größeste Freude machte jetzt Freudenthal seiner Familie. Man war seinetwegen in großen Aengsten gewesen, und hatte befürchtet, daß die vielen Unruhen auf seine Gesundheit nachtheilige Einflüsse haben möchten; aber er befand sich ausserordentlich wohl. Unleidlich, eigensinnig ward er mit jedem Tage mehr, das war wahr, und eine reitzbare Empfindsamkeit zeigte sich bei allen Gelegenheiten, daß man kaum vorsichtig genug seyn konnte, Verdruß und Aerger zu verhüten, die ihm tödtender Gift waren. Man wuste aber, daß es kein Fehler seines Herzens, sondern eine unvermeidliche Wirkung seiner körperlichen Umstände war, und hätte sich lieber selbst ein Leid zugefügt, ehe man ein Wort — oder einen Ton gesprochen hätte, der ihm mißfallen konnte.

Ein Sturz stand ihnen noch bevor, das war die Ankunft der Superintendentin. Der Kammergerichtsrath Ehrlich hätte sie gar zu gern bei sich gehabt, zumal da er ledig lebte und bis jetzt noch keinen Entschluß zu einer Veränderung gefaßt

gefaßt hatte. Aber die Mutter wünschte zu Rathmannsdorf bei ihrer Tochter zu leben. Gleich im ersten Brief gab sie durch Alberten die Erklärung von sich, daß sie so bald als möglich ihre Sachen berichtigen und sodann ihre Abreise beschleunigen wolte. Bis dahin, bat sie, daß Albert und Fritze bei ihr bleiben und ihr Beistand leisten durften.

Dieser Entschluß war dem Freudenthalschen Hause so angenehm als möglich, aber beim ersten Empfang furchte man Bewegungen, die dem schwächlichen Vater schädlich seyn könnten. Man wuste aber die Sache schon zu vermitteln. Der Onkel schrieb an seinen Sohn, und als der Tag kam, an welchem sie zu Rathmannsdorf eintreffen wolten, reisete er ihnen entgegen. Er führte sie so wohl vorbereitet bei Freudenthalen ein, daß die gefürchteten Folgen glücklich vermieden wurden. Man räumte ihr das Zimmer ein, welches die Geheimeräthin von A** bewohnt hatte; sie aber bemühete sich durch wohlthätige, sanftmüthige Liebe allen im Hause den Verlust derselben zu ersetzen. Es war nicht anders, als wäre mit ihrer Person dem Hause stolzer Friede und verlorne Glückseligkeit wiedergegeben worden.

Eine geraume Zeit lang war das die angenehmste Unterhaltung für Freudenthalen, daß

er

er sich hinsetzen und mit Gegenständen aus seiner Vaterstadt unterhalten konnte. Da wurden die Gespräche bis in die Jahre der Kindheit zurückgeführt und manche Auftritte wiederholt, die Ludwigen und Trinchen schon vergnügt hatten. Aus der neuern Geschichte wuste Albert viel zu erzählen. Mit dem Tode des Fürsten hatte sich das ganze System geändert. Anfänglich glaubte man, der Erbprinz würde, wie's schon lange geheissen hatte, auf Reisen gehen und die Regierung noch eine Zeitlang in den Händen der Frau Mutter lassen. Man betrog sich aber. Der Erbprinz gab öffentlich die Erklärung von sich, daß er sich als regierender Herr noch weniger erlauben würde, was er als Erbprinz zu thun nicht für gut gehalten hätte. Die Landesbedürfnisse erfordern es, daß er sich dem Geschäfte der Regierung mit Ernst unterziehe. In Zukunft würde er sein Vergnügen der Landeswohlfahrt aufopfern, und seinen Unterthanen seine Gegenwart nicht entziehen, die sie mit so vielem Rechte, als der Fürst ihren Gehorsam fordern könnten.

Den Tag nach dieser Erklärung reiste die Fürstliche Frau Wittwe nach einem Lustschloß, das zwanzig Meilen von der Residenz entfernt lag, und schlug daselbst ihren Aufenthalt auf. In der Residenz selbst brachen große Veränderungen aus;

alle Kollegia wurden reformirt. Einer bekam den Abschied, ein anderer wurde erhöhet; der Herr von A** wurde Kabinetsminister, und am Hofe sowohl, als unter den Unterthanen hörte man einen andern Ton.

Albert war aufgefordert worden, dem Fürsten seine Aufwartung zu machen. „Man sieht's Ihnen an," hatte ihm der Herr entgegen gerufen, „daß Sie der Sohn des Mannes sind, dessen Redlichkeit und Verdienste kein intriguanter Hof vertragen kann." Er konnte nicht beschreiben, in welchen huldreichen und gnädigen Ausdrücken der großmüthigste, edelste Fürst von seinem Vater gesprochen hätte. „Sagen Sie ihm," rief er beim Abschiede noch nach, „daß ich jetzt noch mit Beifall seine damals verdrängten Rathschläge läse und sie nicht kraftlos lassen würde."

In der Stadt wurde jetzt allenthalben vom Hofrath Freudenthal gesprochen. „Nun solte er noch bei uns seyn," hieß es, „seine Feinde solten ihn wohl unverfolgt und unverdrängt lassen." Tagtäglich kamen neue Verordnungen zum Vorschein; bald wurden dem Unterthan Bedrückungen abgenommen, bald verlorne Freiheiten wiedergegeben. Jedermann dachte dabei an Freudenthalen und erkannte in diesen glücklichen Verän-

Ändrungen die Früchte seiner Rathschläge, und wohlthätigen Grundsätze. Ueberall erzeigte man dem Sohn die verdiente Achtung des Vaters, und wer ihm näher zu kommen Gelegenheit hatte, überließ sich den Ergiessungen seines Herzens, aus welchem Dankbarkeit und Ehrfurcht sprach. „Lerne daraus, mein Sohn!" sprach dann der Vater mit aufgeheitertem Gesicht und freimüthiger Seele, „lerne daraus den Werth eines edlen Herzens und rechtschaffener, wohlthätiger Gesinnungen kennen, und mache es dir zum unverbrüchlichen Gesetze, nie von ihren Grundsätzen zu weichen. Eine Zeitlang kann es scheinen, als wäre Eifer und Thätigkeit verloren, aber ihre Früchte und dein Lohn mit ihnen bleiben nicht aus. Das ist unsterblicher Ruhm! — das ein würdiger Mensch! dem man's im Rücken — nach dem Tode nachsagt, daß er ein edler Mann und wohlthätiger Menschenfreund gewesen sey."

Es war Zeit, daß wieder an die Universität gedacht werden muste. Fast schiens, als wenn ihnen jetzt der Abschied saurer werden wolte; Albert konnte sich von Jettchen und Fritze von Louischen nicht ohne Empfindung losreissen. Auf der andern Seite hatten sie aber auch neue und mächtigere Bewegungsgründe, sich mit verdoppeltem Eifer um Tugend und Vollkommenheit

zu bewerben, weil darauf nicht nur ihr eigenes Glück beruhete, sondern auch die Erfüllung ihrer Wünsche von den Vätern an diese Bedingung war gebunden worden.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

O hätte er doch Wein mitgebracht!

Wenn zwo Personen aus einer kleinen Gesellschaft weggenommen werden, dann kann's wohl nicht fehlen, die Gesellschaft muß einbüssen. Zu Rathmannsdorf war, wenigstens in den ersten Tagen nach beider Studenten Abreise, alles einsamer, langweiliger und trauriger. Nach und nach muste sich die finstere Laune wieder verlieren. Freudenthal und Schulze waren desto fleißiger bei einander. Darin suchten sie ihre Beschäftigung und ihre Freude, daß sie in den Gemeinen alles auf den besten Fuß zu setzen suchten und ihre Gärten bearbeiteten. Manchmal kamen auch ganz unerwartete Auftritte dazwischen, die ihnen auf mehrere Tage Unterhaltung, Vergnügen und Arbeit gaben, wenn auch die Frau Magisterin dazu Gelegenheit geben solte.

Noch

Noch einmál muß ich meine Leſer von dieſer ſonderbaren Frau unterhalten. Sie hatte ſich mit ihrem Schwiegerſohn, dem Kantor Weſer nicht vertragen können. Die erſten vier Wochen gingen friedlich hin; nachher hatte ſie alle Augenblicke Klagen. Es waren lauter nichtsbedeutende unerhebliche Dinge, die in ihrer Einbildung oder auf mütterlichen Stolz und Eigenſinn beruheten. Sie konnte nicht Ehre — nicht Liebe genug von ihren Kindern erlangen — und ihr Betragen gegen die Kinder war doch nicht von der Art, daß es Liebe oder Achtung erwecken konnte. Die beſte Entſcheidung war's, ſie zogen von einander, und ſeitdem hatte ſie im Wittwenhauſe gewohnt, dicht neben dem Schenkwirth Klaven.

Einſtmals kam ſie unerwartet des Morgens ganz früh auf den Ritterhof und verlangte den Herrn zu ſprechen. Freudenthal hatte den Abend vorher Geſellſchaft gehabt, daß er alſo etwas ſpäter als gewöhnlich zur Ruhe gekommen war und jetzt noch ſchlief. Die Frau that ſo geheimnißvoll, und dabei ſo ängſtlich und ungeduldig, daß man nicht wuſte, was man denken ſolte. Ihre Sprache war ſo durchdringend, daß Freudenthal im Nebenzimmer, wo er ſchlief, erwachte.

Als Freudenthal hereintrat, ward man in ſeinen unangenehmen Vermuthungen noch mehr

bestärkt. Sie verlangte allein mit ihm zu sprechen. Die Frauenzimmer gingen alle hinaus, damit Freudenthal, der erst aus dem Bette kam, nicht an die Luft gehen solte. Aber die Magisterin sprach so durchdringend, daß sie vor der Thür das Geheimniß so gut als in der Stube hören könnten. „Nun ists Zeit, Herr Hofrath, nun helfen Sie mir! Ich bitte Sie um alles in der Welt willen, helfen Sie mir; er ist hier! Mein seliger Mann hat in der Erde eher keine Ruhe, und mich verfolgt sein Schatten Tag und Nacht. Nur behutsam, damit er nicht entwischt; er ist hier!"

„Wer ist denn hier?" fragte Freudenthal ganz bestürzt.

„Ja, ja! er ist hier! Sie können's gewiß glauben; der Pächter Wurms, der meinen Mann vergeben hat. Ach ja, lassen Sie ihn ja greifen; Sie können kein Glück auf der Welt haben, — nicht selig können Sie werden — ich habe es öfters von meinem seligen Mann gehört, daß Blutschulden ein Land drücken, und wer das Schwerdt nimmt, das wissen Sie wohl, der soll durchs Schwerdt umkommen, — Schwerdt oder Gift ist immer einerlei, — Sie können nicht selig werden, wenn Sie meines Mannes, Gott habe ihn selig, Tod nicht rächen."

„Mein

„Mein Gott, Frau Magisterin! was ist Ihnen? Sie sind nicht bei sich! Gehen Sie, lassen Sie Ader, und sagen Sie dem Chirurgus, daß er Ihnen eine starke Portion abzapfe."

„Mein Gott! glauben Sie mir doch nur, mit meinen Augen habe ich ihn gesehen. Gestern Abends nach zehen Uhr bei hellem Mondschein kam er ganz sachte geritten. Herr Berdulli kam selbst heraus und nahm ihm das Pferd ab. Ich wäre sogleich herüber gekommen, wenn ich nicht gewust hätte, daß Sie Besuch hätten. Aber ich habe die ganze Nacht am Fenster gestanden und kein Auge zugethan, daß er mir nicht wieder entwischen solte. Er ist noch da, schicken Sie nur hin, ehe er wieder fort reitet. Von Herr Berdulli'n ists schlecht, daß er ihn vertuschen will."

„Ei was!" sprach endlich Freudenthal ganz unwillig, „Sie hätten lieber sollen schlafen, so wären Sie nicht irre geworden. Gehen Sie hin und schlafen erst aus, dann werden Sie wohl anders sprechen. Wenn er auch da wäre, was haben Sie an dem Mann zu fordern? Er ist unschuldig und kann sich allenthalben ohne Scheu sehen lassen."

„So! nun Sie werden nicht eher glauben, als bis meines seligen Mannes Schatten selbst zu Ihnen kommen wird. Vor Ihrem Hof hat er

die ganze Nacht gestanden bis es Tag ward." Hiermit ging die Frau Magisterin sehr ergrimmt zum Hause hinaus und grades Weges zum Schulzen hinüber.

Indem kam Berdulli. Louischen gab ihm an der Thür gleich einen Wink von dem, was vorgefallen war; er führte sie aber an der Hand mit sich in das Zimmer hinein. Etwas hatte sich Freudenthal alterirt, das sahe man aus seinem Gesichte; viel hatte es aber nicht auf sich. Indessen war Berdulli desto behutsamer mit der Entdeckung der Wahrheit.

Die Frau Magisterin hatte Recht, Wurms war da. Vermuthlich wählte Berdulli mit Fleiß eine Seite, die Sache vorzustellen, von welcher sie Freudenthalen gewiß angenehm war. Er wolte gestern nichts mit ihm gesprochen haben, weil der arme Mann äusserst erhitzt und ermüdet gewesen wäre. Aber das sagte er, daß man ihm ansehen könne, daß er noch in seinem Gewissen keine Ruhe habe und viel an seiner Seele leide. „Ich hoffe hier meine Ruhe zu finden," hätte er gesagt, „und ich," setzte Berdulli gegen Freudenthalen hinzu, „hoffe gewiß, daß Sie das Glück haben werden, sie ihm wieder zu schenken."

Berdulli's Wohnung hatte Verbindung mit dem Hauptgebäude; Freudenthal gab sogleich

Be-

Befehl, daß Wurms durch diese innerliche Thüre zu ihm geführt werden muste. — Der Mann sahe elend aus bis zum Mitleiden. Wenigstens um funfzig Jahre war er in der Zeit älter geworden, daß ihn Freudenthal gewiß nicht gekannt hätte, wenn er ihm unerwartet unter die Augen gekommen wäre. Unruhe und Gewissensangst drückten seine schüchternen Augen aus, die mit der Trägheit des schweren gesenkten Haupts immer unzufrieden schienen. „Sie hassen mich wohl, Herr Hofrath!" sagte er, indem er schleichend in das Zimmer trat.

„Sie hassen? bewahre Gott!" antwortete Freudenthal, „beschützen, vertheidigen will ich Sie."

„Können Sie das?"

„O ja! Jedermann ist von Ihrer Unschuld überzeugt; kein Mensch wird Ihnen Leids zufügen." Kurz, Freudenthal muste ihm versprechen, daß er ihn bei sich behalten und niemand zu ihm lassen wolle; dabei schien er sich zu beruhigen, und Zutrauen zu Freudenthalen zu fassen. Er hatte eine Katze voll Gold um den Leib, die gewiß nicht klein war. Man erstaunte, als er sie abschnallte und zur Verwahrung gab. Das war aber noch nicht genug. Er hatte noch einige Wechsel auf große Summen, die er gleichfalls Freudenthals Händen übergab.

Als man nur erst soviel von ihm erlangt hatte, daß er den Onkel kennen und dulden lernte, so hatte man auch gewonnen. Daß ichs nur kurz sage: Man ließ die Frau Magisterin unter den härtesten Bedrohungen zur Ruhe verbeisen; erzählte ihm den ganzen Verlauf, wie er durch das Zeugniß des Feldscheers Berdulli wäre völlig gerechtfertiget worden; und schrieb, um ihn zu befriedigen, an den Kammergerichtsrath Ehrlich, der schriftliche Zeugnisse seiner Sicherheit überschicken muste. Die Antwort durfte nicht erbrochen, sondern muste Wurmsen versiegelt in die Hände gegeben werden, damit er keinen Verdacht schöpfen möchte. Er las diese Zeugnisse und gab sich nun von der Seite zufrieden. Jetzt wurde er freimüthiger und geselliger, nur — die Augen der Predigerwitwe scheuete er, daß er aus dem Grunde nicht vom Zimmer zu bringen war. Es wären alle Vorstellungen umsonst, er blieb dabei, daß ihm ihr Anblick neue Angst machen würde; bis sie endlich bei Gelegenheit, als er ihnen seine Begebenheiten erzählte, seine eigentlichen Absichten erkannten.

Pardons überbrachte Nachrichten hatten völlig ihre Richtigkeit, Wurms war in Diensten der Holländischen Ostindischen Kompagnie zu Schiffe gegangen. Als er zween Tage auf dem

Schiffe

Schiffe war, überfiel ihn eine hitzige Krankheit, die ihm beinahe das Leben geraubt hätte. Indessen fängt er nach sechs Wochen an, sich wieder zu erholen, und steht endlich von seinem Lager wieder auf. Aber er war tiefsinnig und rasete zuweilen mehr als zuvor im heftigsten Fieberparoxismus. Alle Mittel waren vergeblich, er war und blieb zum Dienste der Compagnie untüchtig. Man muste sich entschliessen, ihn am Vorgebürge der guten Hofnung in ein Kompagnieschiff zu geben, das nach Amsterdam zurückgieng. So kam er wieder nach Europa, ohne von seiner weiten Reise den geringsten Nutzen zu haben.

Es war ein Glück, daß Wurms noch etwas Geld hatte. Die Kompagnie entließ ihn seiner Dienste und er begab sich zu einer gewissen Wittfrau, bei welcher er vor seiner Abreise den Advokat Pardon kennen gelernt hatte. — „Pardon!" rief der Onkel und Freudenthal für Verwunderung aus; „ach sagen Sie uns, wie sind Sie zu dem Menschen gekommen? Wo hält er sich auf? — Es war doch alles richtig, daß er die Hälfte Ihres hier aufbewahrten Vermögens in Empfang nehmen solte?" — Kurz, der Fragen war kein Ende, Wurms muste hier seine eigene Geschichte unterbrechen und ihre Neubegierde in Absicht dieses Menschen erst befriedigen.

Mit

Mit dem Vermächtniß hatte es seine Richtigkeit, aber dem ohngeachtet war der Kerl ein Erzbetrüger. Die schon erwähnte Wittwe, eine gebohrne Oberländerin, hatte ein eigen Haus, von dessen Zinsen sie lebte. Wurms ward zu ihr gewiesen, als er nach Amsterdam kam und einen stillen Aufenthalt für sich suchte. So wie er in das Haus hinein tritt, kömmt dieser Pardon die Treppe herunter und führt Wurmsens Niece am Arm, die er ehemals in Rathmannsdorf bei sich gehabt hatte. Für Bestürzung wuste er nicht, ob er zurück oder vorwärts gehen solte. Sie fallen ihm aber beide um den Hals und führen ihn auf ihre Stube hinauf, ehe er sich besinnen kann.

Man konnte es Wurmsen nicht verdenken, daß er beim ersten Anblick von seiner Niece nicht das beste Urtheil fällte. Aber genug sie waren Eheleute, und wusten den Anfang und Fortgang ihrer Bekanntschaft so unschuldig, so natürlich zu erzählen, daß Wurms nichts dagegen einwenden konnte. Als sie ihm vollends ihren Trauschein vorzeigten, war er völlig beruhiget. Nun kams nur noch auf ihre Lebensart an: „Was betreiben? wovon leben Sie?" fragte Wurms.

Die Antwort war nicht nach seinem Geschmack; Pardon hatte keine Bedienung, er lebte von seiner Autorschaft. „Da es gleichviel ist,

wo ich mich aufhalte," sagte Pardon, „vor Kurzem aber von Leiden aus Nachricht bekam, daß Sie daselbst gewesen und mit dem Vorsatz weggegangen wären, bei der Holländischen Kompagnie Dienste zu suchen; so habe ich mich hierher begeben, in der Hofnung, daß wir so glücklich seyn würden, Sie auszukundschaften und von Ihrem Vorhaben abzuhalten. Bleiben Sie bei uns."

Vor der Hand nahm Wurms diesen Vorschlag an. Je länger er bei ihnen war, desto besser gefiel ihm ihre Lebensart. Sie waren beide so artig mit einander umgegangen, daß er viel Vergnügen in ihrer Gesellschaft fand. Auch sahe man keinen Mangel bei ihnen. Pardon sas und schrieb, und bekam so viel Geld geschickt, daß sie recht gut davon leben konnten. Nur Wurms konnte seine Ruhe nicht wieder finden. Seine Gesundheitsumstände waren leidlich, auch brach die Unordnung seines Gemüths, seitdem er vom Schiffe war, nicht mehr in der Heftigkeit aus. Unverhoft kamen aber Stunden, in denen er für Angst nicht zu bleiben wuste. Endlich führte er doch seinen Vorsatz aus und machte vorher, da es sein Sinn nicht war, Europa jemals wieder mit einem Fuß zu betreten, und er ausserdem noch so viel für sich hatte, daß er nicht Noth leiden durfte,

te, die Einrichtung mit seinem Vermögen, die dem Leser schon bekannt ist.

Nach seiner Zurückkunft glaubte Wurms Pardon noch bey der Wittfrau zu finden, aber er betrog sich sehr. „Der Böſewicht!" antwortete die Frau, als er nach ihm fragte, „hat Sie recht betrogen! ich bedaure nur das arme Weib!"

„Warum? iſt ſie hier?" fragte Wurms.

„Hier? ja, auf dem Gottesacker. Kommen Sie nur herein, ich will ihnen alles erzählen." — Traurig genug war die Geſchichte für Wurmſen anzuhören.

Pardon war mit ſeiner Frau bald nach Wurmſens Einſchiffung, nach Rathmannsdorf gereiſt, das Geld zu heben. Auf dem Rückwege kömmt er bis eine Stunde vor Amſterdam. Hier konnte die Frau die Schmerzen nicht mehr ausſtehen, die ihr das Fahren verurſachte; er muß alſo halten und ſie ausſteigen laſſen. Er glaubt die Urſach ihrer Angſt in ihren Umſtänden zu finden, und fährt mit dem Verſprechen fort, ihr eine Frau zur Hülfe zu ſchicken und Anſtalten zu beſorgen, daß ſie vollends nach Hauſe getragen werden konnte. Sie widerſetzt ſich ſeinem Willen, und bittet, daß er ſie nicht verlaſſen möchte; aber er hört nicht und fährt fort. Die verlaſſene Frau ſitzt nun am Wege und hat das Vermögen nicht,

sich von der Stelle zu bewegen. Indessen währts nicht lange, daß sie von Vorbeigehenden entdeckt wird, die sie mit einem todten Kinde auf dem Schooße in mitleidswürdigen Umständen finden, und der Obrigkeit sowohl als auch der Witwe aufs eiligste davon Nachricht gaben. Sie ward endlich herein gebracht, aber sie hatte kaum so viel Zeit und Kräfte, daß sie mit wenigen Worten das Verfahren ihres Mannes entdecken konnte, so gab sie ihren Geist auf.

Wurms konnte sich der Thränen nicht enthalten, als er auf das klägliche Ende seiner Niece kam; die Witwe aber hatte, wie er sagte, den Anblick nicht kläglich genug beschreiben können, als die Frau wäre in ihr Haus gebracht worden. „Vielleicht," schloß die Witwe ihre Erzählung, „wäre sie noch gerettet worden, sie hatte eine kraftvolle starke Natur; aber die entdeckte Verrätherei des Mannes tödtete sie. Gott weiß, wo der Böswicht geblieben ist! alles Forschen war vergeblich, und kein Mensch kann's begreifen, wie's möglich gewesen ist, daß er sich hat verbergen können. Es kann fast nicht anders seyn, er muß in der Stadt Verbindungen gehabt haben, die sich auf gemeinschaftliches Interesse der Bosheit gründeten. Guts steckte in dem Kerl so nicht. Er hat auch seinen Lohn bekommen. Zu

H** baumelt er am Galgen, wo man Thaten von ihm zu erzählen weiß, dafür die Menschheit schaudert."

Ich darfs meinen Lesern wohl nicht sagen, daß Freudenthal und der Onkel bei dieser Erzählung ziemlich tiefsinnig wurden. Die Vorfälle waren an sich schon von der Art, daß sie jedes menschliche Herz rühren und mit Unwillen erfüllen musten. Hier kam aber noch der besondere Umstand hinzu, daß über Henriettens Gebuhrt eine neue Dunkelheit verbreitet wurde, die man sich zu vertreiben gar keine Hofnung machen konnte. Waren Wurmsens Nachrichten gegründet, — und wer durfte unter diesen Umständen daran zweifeln? — so war's entschieden: Jettchen konnte das Kind nicht seyn, wofür man sie nach dem Brief, den der Schulmeister zugleich mit dem Kober überbrachte, bisher so sicher gehalten hatte. Freudenthal und der Onkel sahen sich auch am Schlusse der Erzählung mit einer vielbedeutenden Mine an, die Wurmsen ihre Unruhe bald verrathen haben würde, wenn er jetzt — helle Augen gehabt hätte. Das war ihnen nur lieb, daß Jettchen bei dieser Erzählung nicht gegenwärtig war. Sie verbargen also ihre Gedanken, und fanden in der Neubegierde nach Wurmsens Fortsetzung seiner eigenen Geschichte

einen

einen ungezwungenen Vorwand, warum sie über jene Auftritte so flüchtig hinweg eilten.

Für Wurmsen war's ein wahres Glück, daß er wieder in die Hände dieser Wittfrau kam. Sie war eine umgängliche, sehr belebte und gefällige Frau, der er die Besserung seiner Umstände lediglich zu verdanken hatte. Das Schicksal seiner Niece machte so starke Eindrücke auf Wurmsen, daß er in Gefahr stand, tiefsinniger als jemals zu werden. Er fing schon an, sich selbst als den Urheber ihres Unglücks anzuklagen. Aber solchen Gedanken ließ sie bei ihm nicht wurzeln. Sie wuste ihm so eindringend zuzureden, durch ihre scherzhaften Gespräche ihn so aufzumuntern und seine kleine Oekonomie so weislich zu verwalten, daß ihm durch sie in aller Absicht sehr wohl gerathen war.

Einstmals fiel das Gespräch auf die Lotterie, die damals in Holland eingerichtet werden solte. Man kanns nicht mißbilligen, daß die Frau jeden sich darbietenden Gegenstand ergriff, ihren Hausgenossen aufzuheitern. Der Plan wird hin und her überlegt, bis sich endlich Wurms entschließt, ein Loos zu nehmen. Es verging fast ein ganzes Jahr, ehe die Lotterie zu Ende kam, und wenn auf Wurmses Loos eine Niete gefallen wäre, so hätte er durch die Hofnung schon genug gewon-

nen gehabt. Aber der Tag der letzten Ziehung kam, und Wurms gewann — hundert tausend Gulden.

Besser war's freilich, als wenn die Hofnung am Ende getrogen hätte. Nun war Wurms auf einmal des einen Theils aller seiner Sorgen entledigt; für seine Unterhaltung durfte ihm nicht bange seyn. Zehen Jahre hatte er bei dieser Frau so zufrieden gelebt, daß er endlich noch auf den Einfall kömmt, sie zu heirathen. Er entdeckt ihr seine Gesinnung, sie nimmt seinen Vorschlag an, endlich werden sie aufgeboten, aber — am Tage vor der Trauung tritt sie auf der obersten Stufe einer hohen Treppe fehl, fällt bis unten herunter, und stürzt das Genicke ab. Von dem Augenblick an fiel Wurms in seine vorigen Umstände zurück.

Ein großes Glück wars, daß diese Frau eine Schwester hatte, die viel Menschenliebe besas. Sie war zur Hochzeitfeier gekommen, und blieb nun als einzige Erbin im Hause. Wäre Wurms der Obrigkeit in die Hände gefallen, und nach löblichem Gebrauch in ein Tollhaus gesteckt worden, so würde er vermuthlich völlig närrisch geworden seyn. Aber diese Jungfer sahe ihn als ihren Schwager an, behielt ihn im Hause, machte von ihren Umständen kein Aufsehen, unterzog sich allen Beschwerlichkeiten seiner Wartung und

brachte

brachte es dahin, daß er sich besserte. Aber unruhig, tiefsinnig blieb er immer, und ehe man sichs versah, kaufte er ein Pferd, setzte sich auf und ritt davon. „Nun bin ich bei Ihnen," sprach er am Ende seiner Erzählung zu Freudenthalen, „hier, wo ich meine Ruhe verloren habe, hoffe ich sie auch wieder zu finden."

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Gefunden wird wohl, wer sich nur das Suchen nicht verdriessen läßt.

Das Schicksal dieses Mannes ging zu Rathmannsdorf Allen sehr zu Herzen; man hätte gern alles für ihn gethan, wenn man nur Mittel gewust hätte, ihn zufrieden zu stellen. Liebrecht gab sich viel Mühe, und gewiß waren seine Vorstellungen gründlich und den Umständen angemessen. Wurms selbst muste ihnen beipflichten, aber seine Unruhe ward nicht gehoben. Es schien fast der beste Weg zu seyn, daß man gar nicht von seinen Umständen sprach. Wenn er nur aus dem Zimmer wäre zu bringen gewesen, so hätte man ihm doch allerlei Veränderungen, auch wohl kleine Geschäfte in den Gärten und auf dem Felde ma-

chen können! Aber er furchte das Angesicht der Predigerwitwe. — „Wenn ich nur erst wissen möchte," sagte Freudenthal manchmal, „was er sich selbst mag für Absichten vorgesetzt haben; er scheint mir so zurückhaltend zu seyn." Der Onkel wolte ihm zwar hierin nicht beipflichten, der Ausgang wieß aber, daß er sich irrte.

Es fügte sich, daß der Schenkwirth Klave starb. Der Mann hatte einen einzigen Sohn, der aber das väterliche Guth nicht nutzen konnte. Nachdem er Schreiben und Rechnen gelernt hatte, ging er aus eignem Triebe wider den Willen des Vaters in ausländische Dienste unter die Husaren. Es entstand gleich darauf ein Krieg, in welchem sich dieser Mensch so hervorthat, daß er in kurzer Zeit bis zum Rittmeister stieg. Als der Vater starb, war er schon Obristwachtmeister.

Der Tod des Vaters wurde dem Herrn Obristwachtmeister gemeldet. Die Beschickung der Leiche konnte auf seine Antwort nicht warten, es vergingen vier Wochen, ehe sie kam. Endlich schrieb er an Freudenthalen und bat ihn, daß er die Sorge auf sich nehmen möchte, die väterliche Verlassenschaft zu Gelde zu machen. „Ich komme entweder selbst," schrieb er, „und nehme mir die Ehre Ihnen meine Aufwartung zu machen; oder ich mache Ihnen schriftlich meinen Entschluß bekannt,

bekannt, den ich in Absicht der Bestimmung dieses Geldes fassen werde."

Freudenthal hatte den Onkel und Liebrechten bei sich zur Gesellschaft, als er das Schreiben bekam. Wurms war zwar auch gegenwärtig, man rechnete aber nicht viel auf ihn, weil er gemeiniglich mit seinen Gedanken abwesend oder in sich hinein gekehrt war. Diesmal hatte er aber ihr Gespräch recht wohl vernommen. Freudenthal las den Brief laut seinen Freunden vor, und mit dem letzten Worte erklärte sich Wurms, daß er das Guth an sich kaufen wolle. Sein Entschluß gefiel allen. Beschäftigung war für ihn ohnstreitig Arznei; wenn man nur nicht allerlei Bedenklichkeiten gehabt hätte, ihn sich selbst zu überlassen. Unterdessen bestand er darauf. Das Guth ward taxirt und Wurms erlegte ohne Widerrede das Geld dafür. Erregte diese Handlung schon Verwunderung, so kann man sich leicht vorstellen, was seine Erklärung that.

„Nun," sprach er, „hoffe ich, meine Ruhe wieder zu erlangen, wenn ich alles thue, was in meinen Kräften steht, meine begangene Unvorsichtigkeit zu vergüten. Rathen Sie mir nicht ab, ich heirathe die Frau Magisterin und wende ihr und ihren Kindern mein ganzes Vermögen zu."

Sie sahen sich alle einander an; keiner konnte oder wolte reden. Wurms wiederholte seine Bitte, daß sie ihm nicht abrathen, sondern, wenn sie seine Ruhe liebten, die Wittwe dahin bestimmen möchten, daß sie seine Hand nicht ausschlüge. „Ich glaube ganz gewiß," fügte er noch hinzu, „daß mir das Glück in der Lotterie blos darum zu Theil worden ist, daß ich Mittel in die Hände bekommen solte, jenen den Verlust ersetzen, und meinem Gewissen Genugthuung geben zu können. Durch mich hat die Familie ihren Versorger verloren, den muß ich ihr auch wiedergeben, wenn ich mir nichts vorzuwerfen haben soll." — Wer solte etwas dagegen zu sagen versuchen, da man wuste, daß sich in seinen Vorstellungen schwerlich etwas ändern ließ. Liebrecht billigte den Entschluß in seiner Lage, und Freudenthal sowohl als der Onkel nahmen das Freiwerberamt auf sich.

Wenn die Frau Magistevin eine andere Frau wär, hätte die Sache wohl Schwierigkeiten finden sollen; aber so kam der Vergleich bald zu Stande. Bei ihren verständigen Jahren hatte sie noch ungewöhnliche Munterkeit, und, nach dem äusserlichen Betragen zu urtheilen, immer noch eine Neigung zu gefallen. Eine sonderbare, abgeschmackte Frau war sie freilich, aber — wer darf bei Medicin auf den Geschmack sehen! Bei gegenwärtiger

ger Lage der Umstände durfte das nicht in Erwegung kommen, — man wuste noch nicht, was Wurms seyn würde. Es kam nur darauf an, wie der Antrag gemacht werden solte, daß die Frau mit ihrer ungestümen, polternden Hitze nichts verdürbe. Der Onkel nahms auf sich, und ging zu ihr.

Anfangs ward das Gespräch sehr hitzig, sobald der Onkel von Wurmsen zu reden anfing. Die Magisterin führte bittere Klagen über Freudenthalen, daß er ihr und ihrem seligen Mann Gerechtigkeit versage, und wolte von nichts als Tod und Rache hören. Sobald sie aber Wurmsens glückliche Umstände vernahm, und — daß er geneigt sey, ihr mit Anerbietung seiner Hand und seines Vermögens Genugthuung wiederfahren zu lassen, sprach sie sanftmüthig und war nicht abgeneigt zu verzeihen. Sie kam auf die erste Einladung zu Freudenthalen, schien von Wurmsens Unschuld völlig überzeugt zu seyn, und verlobte sich mit ihm auf der Stelle.

Die Anstalten zur Vollziehung der Heirath wurden unverzüglich getroffen. Wurms machte der Frau Kantorn in Rathmannsdorf und dem Pächter in Klippdorf ein ansehnliches Geschenk jedem von zehentausend Thaler, und behielt doch noch ein Vermögen von vierzig bis funfzig

tauſend Thaler für ſich, welches immer noch genug war, ſich die Liebe ſeiner Frau zu erkaufen.

Die Heirath machte in der ganzen Landſchaft viel Aufſehens. Zu Rathmannsdorf war man nur froh, daß ſie beſſer ausfiel, als man geglaubt hatte. Sie war als Frau Wurmſen eine ganz andere Frau; er aber bekam ſeine vorige Munterkeit wieder, und wurde ein ſehr nützliches Mitglied der Rathmannsdorfſchen Gemeine. Er bat ſich die Erlaubniß aus, daß er vorerſt im Wittwenhauſe wohnen durfte, riß das alte Haus ein, das bisher Klave bewohnt hatte, und ſetzte dafür ein Gebäude hin, dem an Schönheit und Bequemlichkeit nichts fehlte. Nun trieb Wurms ſeine Wirthſchaft. In kurzer Zeit ward ſein Gaſthof ſo berühmt, daß Fuhrleute und Reiſende die gewöhnte Straße verlieſſen, um nur in Rathmannsdorf übernachten zu können, wo ſie für billige Bezahlung Bequemlichkeit und gute Bewirthung fanden. Keinen Tag war der Gaſthof leer.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Der junge Freudenthal und Schulze kommen von der Universität zurück.

So viel Unruhe Freudenthal bei der ersten Nachricht von Wurmsens Zurückkunft befürchtete, so viel Freude machte ihm nun sein hiesiger Aufenthalt. Er war ein Muster für alle in der Einrichtung seiner Ackerwirthschaft sowohl, als in seiner Lebensart. Alle Einwohner genossen Vortheile durch ihn. Berdulli hatte stärkern Absatz an mancherlei Waaren; der Bauer verdiente manchen Thaler mit Vorspann und konnte sein Getraide fast alles im Dorfe verkaufen; auf dem Ritterhof aber muste jetzt alle Woche gebrauen und Brandtwein gebrannt werden. Rathmannsdorfs Wohlstand wuchs zusehends; nur Freudenthals Gesundheitsumstände wurden immer bedenklicher. Der Husten war zu manchen Zeiten ausserordentlich stark.

Der Feldscheer Berdulli war sein Medikus. Bishero hatte er sich immer noch Hofnung gemacht, daß er ihn noch einmal würde wieder herstellen können, aber jetzt sank ihm der Muth. Ein übler Auswurf und nächtliche abmattende

Schweiße, die gar nicht ausbleiben wolten, gaben ihm keine gute Vorbedeutung. Er entdeckte seine Sorge dem Kammergerichtsrath Schulze. „Wenn er das volle Frühjahr erreicht," sprach er, „daß wir Kräutersäfte gebrauchen können, so erhalten wir ihn vielleicht noch den Sommer hindurch; aber ich zweifele, ob er so lange lebt."

Schulze ward durch diese Nachricht sehr betrübt; sein eigener Tod hätte ihm nicht schmerzhafter seyn können. Er bedachte sich lange, wie er sich dabei zu verhalten hätte und faßte endlich den Entschluß, Freudenthalen dies Geheimniß zu entdecken. Er kannte dessen Gesinnung zu gut, daß er sich darüber Bedenken machen solte, und hatte aus seinem eigenen Munde schon öfters gehört, daß er sich keinen andern Ausgang seiner Krankheit vorstelle. Umschweife durfte er nicht suchen, Freudenthal gab ihm die Gelegenheit dazu selbst an die Hand. Das erstemal, als sie beide sich ohne Zeugen sprachen, fing er an von seinen Umständen zu sprechen. „Was dünkt Sie," sprach er, „wie lange werden wir uns wohl hier noch sehen?

Der Onkel seufzte und zuckte mit den Achseln. „Ach bester Freund!" antwortete er, „was gäbe ich darum, wenn ich Ihnen eine andere Antwort

geben

geben könnte. Nach dem Urtheile ihres Doktors — nicht lange mehr!"

„Haben Sie mit dem davon gesprochen? o das ist mir lieb. Sagen Sie mir sein Urtheil unverholen, es schreckt mich nicht. Ich hätte ihn längst darum befragt, wenn ich nicht wüste, daß man dem Patienten selbst die Wahrheit am wenigsten sagt."

„Wenn Sie nur," meint er, „das Frühjahr etst erreicht hätten, daß die jungen Kräuter zu haben wären, vielleicht —"

„Das ist vergeblich, die Zeit erreiche ich nicht. Ich fühle meinen Tod und — fürchte ihn nicht. Was bin ich nütze für die Welt, wenn ich keine Lebenskräfte mehr habe? Hat mich doch Gott die Früchte meiner Arbeit sehen und einen Sohn erziehen lassen, der in meine Stelle treten, und meine unvollendeten Entwürfe ausführen kann. Freilich — die Menschheit regt sich. Ach! liebster Onkel! erleichtern Sie mir den Sieg, indem Sie Sich und die Meinigen beruhigen. Sehen wir uns doch gewiß wieder. Lassen Sie meiner Albertine den Trost ihrer betrüglichen Hofnung, so lange es seyn kann; und wenn sie mit mir dahin sinkt, so trösten Sie sie männlich."

Er reichte hier dem Onkel die Hand entgegen, als wolte er recht feierliche Versichrung darüber haben,

haben, und zog ihn, sobald er des Onkels Hand fassen konnte, sanft an sich hinan. Sie küßten sich beide recht herzlich, waren aber beide so erweicht, daß die Worte zurück blieben. „Recht herzlich!" — sagte Schulze, „so lange wir noch bei einander sind." — „Ja!" sprach Freudenthal, „Sie — auch Vater meiner Kinder!" — Seit dieser Erklärung war Freudenthal überaus ruhig und gelassen, und wenn sie beide allein waren, besprachen sie sich über mancherlei Dinge die in Gegenwart der Familie mit keinem Worte erwähnt wurden.

Nun warens drei Jahre, daß Albert und Fritze auf der Universität waren. Schulze und Liebrecht hatten ganz andere Absichten mit ihnen, aber Freudenthal wünschte nichts sehnlicher, als daß sie nach Hause kommen möchten. Seine Gedanken waren leicht zu errathen. Welcher sterbende Vater sieht nicht gern seine Kinder um sich? Es war die einzige Freude, die die Welt noch für ihn hatte; wer kann — wer wird sie dem Scheidenden um einen Augenblick verkürzen wollen? Ein Wink war genug, Schulzens und Liebrechts Entschliessungen zu bestimmen; wenn's möglich war, kam man seinen Wünschen gern zuvor.

Man kann sich leicht vorstellen, daß es beiden jungen Leuten keine unangenehme Nachricht war, als sie von der Universität zurückberufen wurden. Und eben so groß war Louischens und Jettchens Freude, denen die Tage in der langwierigen Trennung von ihren Geliebten schon länger zu werden anfingen, ehe sie noch durch die Annäherung der Sonne zunahmen. Endlich kam der herbeigerufene Tag, der für ganz Rathmannsdorf ein Freudentag war.

Es würde mir schlecht gelingen, wenn ichs unternehmen wolte, dem Leser die Empfindungen zu beschreiben, die sich durch Blicke und Handlungen ausdrückten. Louischen und Jettchen fuhren am bestimmten Tage ihrer Ankunft frühzeitig aus, um auf der letzten Poststation sie zu erwarten. In ihren Armen brachten sie sie nach Rathmannsdorf, wie triumphirend der Sieger nach geschlossenen Traktaten in seine Staaten zurückkehrt. Der junge Schulze fiel aus dem Wagen in die Arme des Vaters, und Albert wurde von mütterlichen und großmütterlichen Händen dem siechen Freudenthal zugeführt, der im befriedigenden Anblick des Sohnes seine Leiden vergaß. Da standen sie alle um ihn herum mit aufgeschwollenen Herzen und glühenden Wangen, zwischen welchen ein lächelnder, etwas in die

Länge

Länge gedehnter Mund, der Zufriedenheit beipflichtete. Von den Söhnen kehrten die strahlenden Blicke auf die Väter zurück, und dann sahen sie sich Reihe herum einander an, bis endlich die enge Brust sich durch einen geitzigen Athemzug lüftete und jeder Mund Zufriedenheit sprach.

Die jungen Herren waren von Freudenthals Umständen so unterrichtet worden, daß sie nicht unvorbereitet ins Haus traten. Beinahe hätte Albert geglaubt, man habe ihn ohne Noth ausschwermüthiger Furchtsamkeit beunruhiget, so wohl schien ihm der Vater zu seyn. Alle machten die Bemerkung bei sich: es war, als wenn der Eintritt des Sohnes dem Vater Stärke und Munterkeit gäbe. — „Wenn das Gott wolte!" betete jedes Herz.

Freudenthals Augen kamen von seinen Kindern nicht weg. Bei der Abendmahlzeit sehte er sich mit dem Onkel ihnen gegenüber, und jeder zärtliche Blick der Liebenden strahlte Vergnügen durch seine Augen. „Wohl uns, bester Onkel!" sagte Freudenthal ganz entzückt, indem er Schulzen die Hand drückte, „wir werden Freude an unsern Kindern erleben!"

„Das hoffe ich auch," antwortete Schulze, „und wenn's auf mich ankäme, liesse ich sie die Befriedigung ihrer Wünsche nicht durch Verzögerung

gerung verdienen." — Das war die rechte Wendung, die jedermann erwartet hatte. „Ja!" sagte Freudenthal, das ist mein Wille auch." — „Ja!" rief die Mama, „ja!" die Superintendentin, „unsrer Kinder Glück ist ja unsre Freude! warum wolten wir sie durch Verzug entfernen?" — Nur die Liebenden konnten im ersten Augenblick nicht sprechen. Es war, als wenn sich alles Blut in den Kopf und in die Brust zusammendrängte, und jeder mehr gehört hätte, als er glauben und erwarten konnte. Sobald aber das Herz Luft und Kraft genug hatte, das zutretende Blut durchzuarbeiten, sobald warfen sie sich dankbar den Eltern in die Arme, und darauf an den Busen der Geliebten, wo sie mit gegenseitiger Zärtlichkeit die Verbindung ihrer Herzen versiegelten. Das war der feste Entschluß, der den Abend noch zu Stande kam; morgen solten die Vorbereitungen angefangen, und sobald sie zu Stande wären, die Verbindung selbst vollzogen werden.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Alte Sprüchwörter gelten nicht mehr.

Dies Jahr kam grade ein sehr zeitiges Frühjahr, welches Freudenthals Gesundheitsumständen ungemein zuträglich war. Noch vor Ostern hatte man unvergleichliches warmes Wetter und völlige Baumblüthe. Freudenthal befand sich in der freien Luft besser, als im verschlossenen Zimmer. Unterdessen daß man im Hause mit allerlei Geschäften zu thun hatte, ging er mit Alberten spatzieren, und bediente sich der Gelegenheit, ihn in Grundsätzen und Gesinnungen zu befestigen, die ihn des fortdauernden Glücks seiner Familie und seiner Unterthanen versichern konnte.

Als sie das erstemal mit einander durch's Dorf gingen, war der neue, prächtige Gasthof ein auffallender Gegenstand für Freudenthals Bewunderung. Der Anblick übertraf seine Erwartung, die er sich aus den überschriebenen Nachrichten davon gemacht hatte. Den Mann selbst kannte er gar nicht. Wurms sahe sie kommen; lief ihnen aus dem Hause entgegen, und ließ mit Bitten nicht nach, sie musten einkehren. Albert fand einen so treuherzigen, muntern und geselligen

Mann

Man an ihm, daß er ihn sogleich liebgewann und öfters seine Gesellschaft suchte. Im Spatzierengehen pflegte er gemeiniglich auch Wurmsen zu besuchen.

Die Anstalten zur Hochzeit gingen indessen ungehindert fort und wurden in gar kurzer Zeit beendigt. Ich mag meinen Lesern nichts einmal davon sagen; man weiß ja wohl, wie's Leute zu machen pflegen, die Herz genug haben, sich der Macht der herrschenden Mode zu entreissen. Manches Bürgermägdchen würde lieber ihre Mitgabe aufopfern, als sich am festlichen Tage ihrer Verbindung — privilegirte Thorheiten versagen. Der letzte Tag vor der Hochzeit war schon halb verflossen, als auf dem Ritterhofe noch eine Stille herrschte — wie vor dem Anbruch heiliger Tage, die eine Ruhe von zerstreuenden Weltgeschäften gebieten. Die morgenden Gäste waren alle im Dorfe; nur der Kammergerichtsrath Ehrlich wurde erwartet, der überdies in Geschäften seines Landesfürsten herunterkam und sich einige Wochen zu Rathmannsdorf aufzuhalten gedachte. Freudenthal hielt Mittagsruhe. Der junge Schulze war mit Louischen zu Klippdorf beim Vater, und Albert nahm Jettchen an den Arm, mit ihr in die freie Luft zu gehen. Wie gewöhnlich gingen sie auch zu Wurmsen.

An der Thür hörten sie ihn schon mit einer fremden Person sprechen, die sich seinen Bitten und Zunöthigungen zu widersetzen schien. Sie gingen ins Haus hinein. Es war eine Frauensperson, zwar in dürftiger Kleidung, aber von einem Anstande und Ausdruck, der eine Person von Stande verrieth. „Gut, Herr Freudenthal!" rief Wurms ihnen entgegen, sobald sie einen Fuß in das Haus gesetzt hatten, „daß Sie kommen! Mamsell Braut! helfen Sie doch diese Madam zureden; sie will hier schlechterdings nicht diese Stube annehmen. Die Gaststube ist voll von Fuhrleuten und Handwerkspurschen; es geht ja nicht an, daß ich sie unter die Leute stecken kann!"

Indem Wurms dieses sprach, fing die fremde Frau dermaßen an zu weinen und die Hände zu ringen, daß man gar nicht wuste, was man denken solte. Albert und seine Braut waren vom Mitleiden gerührt. „Thun Sie es doch, liebe, gute Frau!" sagte Jerrchen, indem sie ihre Hand ergriff und sie in die Stube führen wolte: „Der Mann meint's gut mit Ihnen; drüben würden Sie viel Ungemach auszustehen haben." Aber die Frau sträubte sich und weinte noch heftiger, daß ihr die Thränen zu den Augen heraus stürzten. „Um Gottes willen," sagte sie endlich mit

kläglis

klaglicher Stimme; „lassen Sie mich! Ich bin eine arme, unglückliche Frau; die seit einigen Wochen von Almosen lebt. Nicht einen Pfenning kann ich Ihnen geben, ich muß ihn erst im Dorfe erbetteln.“ Zugleich verbarg sie aus Schaam ihr Gesicht in das Tuch, das sie in Händen hatte.

„Wenn das Ihre Sorge alle ist!“ sagte Wurms hierauf, und führte sie halb mit Gewalt in die Stube hinein, „für solche Personen ist bei mir die Zeche immer schon im Voraus bezahlt.“

„Indem kam eine Kutsche die Allee lang herein gefahren; es war Ehrlich. Albert und Jettchen drückten der armen Frau eine Wohlthat in die Hand und liefen mit thränenden Augen zum Hause hinaus, eilig der Kutsche nach. Ihre Vermuthung war richtig, die Kutsche fuhr grades Weges aufs Schloß hinauf.

Nun war das Vergnügen vollkommen, als sich die ganze Familie bei einander befand. Der Onkel war unterdessen mit seinem Sohn und Louischen von Klippdorf auch herüber gekommen. Ehrlich muste aus einer Umarmung in die andere gehen. Da wurden tausend Freudenthränen vergossen, alles war Ausdruck der Zärtlichkeit und Liebe. Nachdem die ersten Empfindungen befriedigt waren, wurde die Gesellschaft ruhiger und das Vergnügen sanfter. Albert und

Jettchen aber waren von dem Auftritt im Gasthofe so voll, daß sie ihre mitgebrachten Rührungen nicht verbergen konnten. Das Gespräch verrieth bald, daß sie nicht gegenwärtig waren. Der Vater fragte endlich nach der Ursach ihrer Zerstreuung, und Jettchen erzählte den Auftritt im Gasthof sehr rührend, wovon sie und ihr Bräutigam Augenzeugen gewesen waren.

Ohne Rührung blieb keiner in der Gesellschaft. Wurmsens uneigennützige, menschenfreundliche Aufnahme erhielt so viel Lobsprüche, als die demüthige Bescheidenheit der armen Frau und Alberts und Jettchens wohlthätiges Mitleiden. Freudenthal ging nach seinem Schrank und Alle merkten seine Absicht. Als er den Schrank wieder zumachte und mit der geschlossenen Hand nach der Thüre hinging, ward er von allen Seiten umringelt. Jeder kam mit der Hand aus der Geldtasche und legte einen freiwilligen Beitrag in Freudenthals Hand, Liebrecht und Bernulli so wenig, als einer im Hause ausgeschlossen.

Es waren zusammen über hundert Thaler, die der armen Frau überschickt wurden, mit der Erklärung, daß sie es anwenden möchte, sich ihre Noth zu erleichtern. Uebrigens solte sie im Gasthofe nur nach ihrer Bequemlichkeit leben, und für keine Bezahlung sorgen. Morgen würde es vielleicht

leicht nicht angehen; aber übermorgen wolle Freudenthal selbst sie besuchen, und das noch hinzufügen, was ihre Beruhigung mehr erfordern würde. — Der Bote brachte tausend Danksagungen zurück. „Ewig Dank! Gott, du Vergelter! du kannst Herzen lenken!" mehr hatte sie für Freuden, Wehmuth und Thränen nicht sprechen können. — So sanft muß noch kein Brautpaar in der letzten einsamen Nacht geschlafen haben, als Albert und Jettchen im seligen Bewußtseyn dieser edlen Handlung!

Wie so heiter standen sie alle am folgenden Morgen auf. Die Gäste versammelten sich nach der Verabredung frühzeitig in Freudenthals Wohnung; Liebrecht, Berdulli, Wurms, der Kantor Weser, mit ihren Weibern, das waren sie alle, die zu denen, die im Hause waren, hinzukamen. Da sahe man keine Kleiderpracht, überall war kein übertriebener Luxus! Reinliche, bequeme Kleider hatten sie an, und was zum frohen, vergnügten, genußvollen Leben nur dienlich seyn konnte, dafür war gesorgt. Man brachte den Morgen mit freundschaftlichen Unterredungen hin.

Die Stunde kam, daß zur Trauung geführt werden solte; beide Brautpaare standen schon im Versammlungssaal und warteten, daß zur Kirche

geläutet werden solte. Der Prediger war schon über eine Stunde weg, gleichwohl verzog sichs immer noch. Wurms war nach Hause gerufen worden, ehe der Prediger ging; es wären Fremde da, hieß es. Man wolte gern erst seine Zurückkunft erwarten, weil nach dasiger Gewohnheit, die Gäste mit den Brautleuten zur Kirche gingen. Endlich aber ward der Onkel und hernach auch Freudenthal hinausgerufen.

Sie blieben beide zu lange, daß man im Saale nicht unruhig werden solte. Jedermann fing an, ich weiß nicht was, zu fürchten, als Freudenthal und der Onkel wiederkamen. Sie führten ein Frauenzimmer in ihrer Mitte grade auf Jettchen zu. „Hier, mein liebes Jettchen!" sprach Freudenthal sehr gerührt mit Augen voll Thränen, „küsse meine einzige Schwester und — deine Mutter!" — Gott! was für eine Bestürzung! — es war dieselbe Frau, nur in besserer Kleidung, der Albert und Jettchen gestern einen Thaler zum Almosen in die Hand gelegt hatten.

Jetzt waren sie alle wieder im Saale bei einander, auch Liebrecht und Wurms. Die ganze Versammlung erstaunte, sobald Wilhelmine von Sorgenfeld hereintrat, und war nach der Auflösung dieses Geheimnisses sehr begierig. „Das bin ich auch!" wird der Leser sagen. Nun so sey

es drum. Habe ich mir schon den Gefallen erzeigt, so manch Geschichtchen zu erzählen, so soll dies Geheimniß auch nicht mit mir sterben. Die Freundschaft bitte ich mir nur von dem Leser aus, daß er sich ja nichts merken lasse, wenn ihm etwa die wahre Person bekannt seyn solte, die hier unter einem fremden Namen aufgeführt wird. Gar zu alt sind die Begebenheiten eben nicht, und mir könnte es doch Verdruß machen, wenn man der Person den Mantel abreissen wolte.

Als gestern Albert und Jettchen der ankommenden Kutsche nachgingen, war Wurms damit beschäftiget, diese fremde Frau in die Stube hinein zu nöthigen, und sie durch Zureden dahin zu bringen, daß sie sich nur nicht weigern möchte, seine Güte anzunehmen. Er kannte sie nicht, weil er sie in seinem Leben nie gesehen hatte; er las aber den Kummer aus ihren Augen, der ihr Herz fraß, und glaubte eine Leidende in ihr zu sehen, die vielleicht schwerdrückende Lasten zu tragen hätte. Im ersten Anblick gewann sie sein Herz, daß er den Entschluß faßte, ihr einige frohe Tage zu machen, die ihr dem Ansehen nach lange schon unbekannt seyn mochten. „Kannst du sie," dachte er, „nicht von ihrer Noth befreien, so kann ihr doch Erleichterung einiger Tage neue Kräfte zu standhafterer Duldung geben." Dies war die Ursach, warum

er ſie in ein beſonderes Zimmer führen wolte, welches er dazu allein beſtimmt hatte, Traurige und Leidende, auch arme Perſonen von Stande (nur nicht Herumläufer) unentgeldlich zu verpflegen.

Seine Abſicht war aber gröſſeſten Theils vergebens. Sie war und blieb verſchloſſen, ſo viel Mühe er ſich auch gab, ihr Zutrauen zu erlangen. Als der Bediente vom Schloſſe das Geſchenk überbrachte, hatte Sie noch kein Wort geſprochen. Sie ſas und weinte — und fing nun erſt an zu weinen, als ihr der Lakai das Geld auf den Tiſch legte. Es waren funfzehen Stück Louisd'or und auf vierzig Thaler an Thalern und Gulden. Freilich, eine ſolche Güte mochte ſie ſich wohl bei Menſchen zu finden nicht vorgeſtellt haben. Im Augenblick war ſie übereilt, gerührt, beſchämt, und ſo von Leidenſchaften beſtürmt, daß ſie auf die Erde niedergeſunken wäre, wenn ſie nicht grade bei einem Stuhl geſtanden hätte, in welchen ſie fallen konnte. Es ſchien, als wenn ſie Gefühl der Unwürdigkeit zu Boden drückte, und Vorwurf gehäufter Schulden im Gewiſſen zermarterte, daß ſie auch kein Auge aufzuheben wagte. Sie rang ihre Hände und wuſch ſie in ihren Thränen, und ſeufzete und ſtöhnte, als wenn ihr das Herz im Leibe zerſpringen wolte.

Eine

Eine Weile nachher, als der Bediente weg war, und Wurms noch einen Versuch wagte, ihr ihr Geheimniß abzulocken, sprach sie endlich, doch mit unterbrochenen schluchzenden Worten: „lassen Sie mich — nur heute — ich kann nicht! Morgen sollen — Sie alles erfahren. Denken Sie — aber nur nicht, — daß mich Geld — beruhigen könne." Kurz, sie blieb den ganzen Abend allein, und legte sich endlich ins Bette, ohne etwas zu sich genommen zu haben, als eine Tasse Kaffee, welche ihr Wurms noch ganz spät einzwang.

Den Morgen stand sie sehr früh auf und ihr erstes war, daß sie nach dem Wirth fragte. Wurms ging mit dem Kaffee zu ihr. „Nun," sprach sie, „habe ich mich etwas gefaßt; können Sie für eine Elende, Verworfene etwas thun?" — „Alles," antwortete Wurms, „will ich thun, was ich kann; und wenns nur möglich ist, so sollen Sie glücklich und beruhiget aus meinem Hause gehen." — „Gut, so setzen Sie sich zu mir!"

Sie ging noch einigemal still die Stube auf und nieder, und blieb zuletzt am Fenster stehen. Es schien, als wenn sie betete. Endlich kam sie zurück und setzte sich an den Tisch neben Wurmsen hin. „Ich bin hier," sprach sie, „nicht unbekannt, wenn Sie mich schon nicht kennen. Im alten Gasthof beim vorigen Wirth habe ich schon

manche Nacht gelegen; ich kam aber im Dunkeln und ließ mich bei vollem Tage nicht sehen. Kurz, ich bin Freudenthals einige Schwester, die durch schändliche Verführung in unbeschreibliches Elend gerathen ist und ihren edlen Bruder unverantwortlich beleidiget hat. Aber ich kann nicht länger leben, ich muß mit ihm ausgesöhnt seyn; ich will auf den Knieen seine Barmherzigkeit suchen und ihn mit Thränen bitten, daß er mich zur Tugend zurückführe. Sehen Sie, das ist meine Noth; nun helfen Sie mir!"

Wurms ward für Erstaunen und Verwunderung stumm. Er wuste kein Wort davon, daß Freudenthal noch eine Schwester hatte. Die Auftritte, welche von ihr zu reden Gelegenheit gaben, waren in seiner Abwesenheit vorgefallen, und nachher war ihrer mit keinem Worte gedacht worden. Es mochte ihr wohl scheinen, als wenn Wurms geneigt wäre, ihr Vorgeben in Zweifel zu ziehen. „Fürchten Sie nichts," sprach sie noch einmal, „in meiner jetzigen Gemüthslage könnte ich für große Verheißungen keine Unwahrheit sprechen. Ich will Ihnen einen Vorschlag thun; kommen Sie mit zum Herrn Magister Liebrecht, der kennt mich von Person. Gradezu dürfen wir so nicht zu meinem Bruder gehen, die Nachricht würde ihm Bewegungen machen, die ihm gefährlich wer-

den

den könnten. Sonst hätte ich so viel Umwege nicht genommen.“ Diesen Vorschlag nahm Wurms sogleich an. Um im Dorfe nicht gesehen zu werden, ging sie hinten herum zum Garten hinaus; Wurms aber ging grades Weges zu Liebrechten, und besorgte, daß die Hinterthür des Pfarrgartens aufgeschlossen ward.

Liebrecht erkannte Frau von Sorgenfelden im ersten Anblick. Er staunte zurück, breitete die Hände auseinander, hob die Augen gegen den Himmel und rief in der Bestürzung: „mein Gott! gnädige Frau! in welchen Umständen kommen Sie heute hierher!“ — „Erbarmen Sie sich meiner!“ sprach sie beweglich und weinend — und beinahe hätte sie sich vor ihm auf die Füße niedergeworfen, wenn er sie nicht eilig ergriffen und diese Demüthigung verhindert hätte. „Um Gottes willen, söhnen Sie mich mit meinem Bruder aus. Ich kenne seine großmüthige Seele, er läßt sich um Verzeihung nicht bitten; aber, vermitteln Sie's nur, daß ihm die Nachricht von meiner Anwesenheit und Absicht mit möglichster Behutsamkeit hinterbracht werde. Wenns irgend seyn kann, möchte ich ihn gern bald sprechen. Jettchen ist meine Tochter, ich muß sie sehen und segnen, ehe sie getrauet wird.“

Dies war ein neuer Schlag für Liebrechten und Wurmſen. Wilhelmine kam ihnen aber gleich mit dem Beweiſe zu Hülfe. „Fürchten Sie keinen Betrug," ſprach ſie, indem ſie ein zuſammengelegtes Papier aus der Taſche langte, „hier iſt eine Abſchrift des Briefs, den der Kerl mit dem Kober überbracht hat. Er hat ſie beide, den Brief und die Abſchrift geſchrieben; ich aber habe dieſe zum Beweiſe der Wahrheit aufbehalten. Die unterſchriebenen Buchſtaben J. G. S. W. enthalten meinen Namen; ich habe ſie nur verſetzt, um nicht erkannt zu werden. Leſen Sie ſie rückwärts, ſo kömmt: „Wilhelmine Sorgenfelden, gebohrne Freudenthalen," heraus."

Erſtaunen blieb immer noch, aber Zweifel verloren ſich. Nun ging Liebrecht hin und bereitete Freudenthalen. Es war nicht ſein Wille, daß Jettchen beſonders ſo unvorbereitet überfallen werden ſolte, Freudenthal wolte aber nicht einen Augenblick Ruhe haben. Wilhelmine muſte kommen. Er fiel ihr um den Hals, küſte ſie, und ſegnete die Stunde. In aller Eil ward ſie reinlich angekleidet und ſo führte er ſie in den Saal, worin die Brautleute mit den Gäſten waren.

Dreißigstes Kapitel.

Lauter Fragmente, aber keine Wolfenbüttelsche.

Man kann sich die Gedanken und Empfindungen leicht vorstellen, von denen Jettchen in dem Augenblick bestürmt werden muste, als ihr Freudenthal eine Person zuführte, in der sie ihre Mutter erkennen solte. Was hatte sie nicht zu fürchten! was für ein Herz konnte sie sich versprechen!?

Es waren unter den Gästen einige, die die Frau Kammerassessorin von Sorgenfeld in ihrem Glanze gekannt hatten. Berdulli, dessen Liebste und der Kantor Weser erinnerten sich ihrer beim Eintritt ins Zimmer und schrieen für Verwunderung auf. Jettchen ward Leichenblaß und fiel ohnmächtig in die Arme ihres Bräutigams, ehe sie ein Wort sprechen konnte. Der arme Albert befand sich in einer schrecklichen Lage und muste sich eine Gewalt anthun, die ihm leicht hätte gefährlich werden können.

Die verabredete Vorsichtigkeit war sehr gut. Freudenthal hatte die wenigen Worte, mit welchen er die Mutter der Tochter vorstellte, kaum ausgesprochen, so ergriff ihn Liebrecht bei der

Hand

Hand und führte ihn weg, aus dem Zimmer hinaus. Die Gesellschaft hatte mit Mutter und Tochter ihre Arbeit. Man strich sie mit starkem Wasser an, man gab Albertinen nur mit wenigen Worten so viel Erklärung des Geheimnisses, als nöthig war, sie einigermaßen zu beruhigen; aber auch die Freude war ihnen gefährlich. Albertine wollte die Mutter aus ihren Armen nicht lassen. „Ich bin eine unglücklich, grausam gemißhandelte und verführte Mutter," sagte Wilhelmine; „aber, liebste Albertine! ich brauche nur Dein Beispiel, um den Rückweg zur Tugend zu finden. Sey Du Mutter, ich will Tochter seyn!" — Man bat so viel, daß sie sich mäßigen und der Demüthigungen sich enthalten möchte, aber ihr Mund ging immer von neuem über. Als man zusahe, lag Jettchen in Ohnmacht an ihrem Busen.

Man muste die vorigen Hülfsmittel noch einmal ergreifen, sie kam wieder zu sich. Nun musten sie von allen Seiten Mäßigung angeloben. Alles ward vergeben, vergessen, verküßt und vereinigt. Freudenthal kam wieder herein. „Sie bleiben doch mein zärtlicher Vater?" fragte Jettchen. „Ja, mein Kind!" antwortete Freudenthal, „wenn das Fräulein von Sorgenfeld sich ernidrigen kann." So ging Schrecken und Bestürzung in Scherz über, und endlich entstand eine stille, sanfte,

ſanfte, gemilderte Freude, die ohne dieſen Vorfall kaum ſo angenehm geweſen ſeyn würde. Man ging zur Trauung.

Der Vorſatz, daß man ſeine Neugierde mäßigen und alle dahin zielende Unterredungen bis auf morgen verſchieben wolte, war vergeblich gefaßt. Man ſaß kaum am Tiſche, ſo hatte man den vorigen Faden ſchon wieder ergriffen. Jetzt gings auch eher an, nachdem man den Gedanken an die gegenwärtige Mutter ſchon ruhig zu ertragen gelernt hatte. Den ganzen Tag wurde man nicht müde, von Familienbegebenheiten zu reden, und ich will aus dieſen Geſprächen Sorgenfelds und beider Wilhelminen Lebensgeſchichte für meine Leſer ergänzen. Die feierlichen und öfters wiederholten Betheuerungen dieſer unglücklichen Mutter will ich nicht wiederholen. Wer ſich erinnert, wie ſchweſterlich zärtlich ſie am Beerdigungsabend des Vaters ihren Bruder empfing, und die nachherigen Verbindungen bedenkt, in welche ſie, nach der Stiefmutter Rath und Willen, gebracht wurde, dem iſts beweiſen genug, daß ſie auf die Abwege des Verderbens durch Liſt und Betrug müſſe gebracht worden ſeyn.

Sobald der Hofrath Unrecht aus der Reſidenz flüchtig werden muſte, ſobald hatte man angefangen, Anſchläge zu Freudenthals Verderben zu ſchmieden. Von Sorgenfeld ſtand mit Unrechten

ten in sehr genauer Verbindung; sie unterhielten einen geheimen Briefwechsel, und berathschlagten gemeinschaftlich ihre Entwürfe. Der Schuß in die Schulter im Busche bei Rathmannsdorf war der erste mißlungene Versuch. Man war damals sehr eilfertig, eine neue sichrere Anlage zu machen, und schwerlich würde Freudenthal dem Tode entgangen seyn, wenn er nicht auf Anrathen des Pächters einen ungewöhnlichen Weg gewählt hätte, welches seine Feinde nicht vorhersehen konnten. Sorgenfelds Wille war's nicht, daß er Freudenthalen als Schwager iemals in der Residenz sehen wolte.

Nun musten freilich andere Mittel erwählt werden, zum Zweck zu gelangen. Sorgenfeld wolte schlechterdings die dreißig tausend Thaler in seiner Gewalt haben, und das ging nicht anders an, er muste sich Erben schaffen und Freudenthal muste aus dem Wege geräumt werden. Beides hatte seine Schwierigkeiten, nicht anders, als wenn die Umstände mit Fleiß darauf angelegt würden, daß seine Absichten vereitelt werden solten. Die Welt fing endlich an, die vorgegebenen Schwangerschaften zu verlachen, und von Sorgenfeld wurde darüber ein Spott der Residenz.

Das beweist die Geschichte, durch Weiberrath sind schon tausend Dinge auf der Welt ausgeführt worden,

worden, die den männlichen Kräften unmöglich schienen. Von Sorgenfeld sprach mit seiner Schwiegermutter. Diese hatte den glücklichsten Einfall, der sogleich mit Beifall angenommen ward. Sorgenfeld bedung sich nur aus, daß er den Schein der gänzlichen Unwissenheit annehmen und zur Ausführung weiter nichts beitragen dürfe, als daß er aus dem Wege gehe, und die Augen zumache.

Nun kam der merkwürdige Zeitpunkt, daß im Sorgenfeldschen Hause fleißige Gesellschaften gehalten wurden, welche anfänglich der Nachbarschaft, bald aber der ganzen Residenz mancherlei Unterhaltung gaben. Seitdem man bemerkt hatte, daß der Präsident von Profili und der Hofrath Jßmann die Stunden genau in Acht nahmen, wann von Sorgenfeld nicht zu Hause war, seitdem prophezeihete man auf den Bierbänken Wilhelminens Schwangerschaft. Die Wahrheit hat sich gerechtfertiget. Nicht lange nach Freudenthals Abzuge, bekam Wilhelmine einen jungen Sohn, und Sorgenfeld hob die dreißig tausend Thaler.

Man hätte glauben sollen, von Sorgenfeld würde seine Maßregeln ändern, sobald ihm Freudenthal aus dem Wege ging; aber das that er nicht. Er war schon zu tief in mancherlei Anschläge wider ihn verwickelt, daß er wieder zurückgehen

konnte, und dann mochte er auch wohl fürchten, daß Freudenthal vom Fürsten wieder zurückberufen werden, oder wenigstens die Hälfte der dreißig tausend Thaler ihm streitig machen könnte. Sicherer war er freilich von allen Seiten, wenn Freudenthal unthätig gemacht werden konnte.

Hier kam man hinter ein Geheimniß, das man nimmermehr vermuthet hätte. „Lieber Bruder!“ sagte Wilhelmine in ihrer Erzählung, „hüte dich vor deinem Nachbar; er ist dein geschworner Feind. Sein Vater hat Unrechten nicht allein bei sich verborgen gehalten, sondern sich auch mit ihm und meinem schändlichen Mann zu deinem Verderben verbunden. Wären die Anschläge gelungen, an deren Ausführung er so viel, als der bestrafte Unrecht, Theil hatte, so wärst du so wenig, als deine Kinder, nach Rathmannsdorf gekommen. Sein Sohn, der bekannte Junker Hans, will zwar das Ansehen nicht haben, als wenn er seines Vaters unvollendete Bosheiten ausführen wolte, aber, ich weiß es gewiß, er hat einen geheimen Briefwechsel mit meinem Mann fortgesetzt, ihm seinen Lakaien, einen abgehärteten Böswicht, zum Gehülfen, und nach seiner Flucht aus der Residenz, geheimen Aufenthalt in seinem Hause gegeben. Um Gottes willen hüte dich, und warne deine Kinder!“

Man stelle sich hier die Bestürzung der Freudenthalschen Familie vor! So viel Bosheit bei einem so auffallenden Grade der Dummheit hätte man Junker Hansen nimmermehr zugetrauet. — Es muß doch alles an den Tag kommen! — Nun war's erwiesen genug, daß Junker Hansens nichtswürdiger Vater und sein ausgezeichneter einäugiger Bediente die beiden Ritter gewesen waren, welche der Herr von B** hatte in den Thurm setzen lassen. „Gott sey gedankt," sagte Wilhelmine, „der ihre Bosheiten hintertrieben hat!"

Nachdem von Sorgenfeld seine Absichten wegen der dreißig tausend Thaler durch Jßmanns Hülfe erreicht hatte, gefiels ihm nicht mehr, daß er die Augen zumachen und aus dem Wege gehen solte. Er selbst dachte auf nichts weniger, als seine Vertraulichkeit mit Jßmanns ältesten Tochter einzustellen. Aber, von seiner verführten Frau fing er nach ihren Wochen an, die strengste eheliche Tugend zu fordern. Er schränkte sie auf alle Weise ein, ließ sie aus seinen Augen nicht kommen, und hatte in seiner Abwesenheit heimliche Aufseher um sie, die ihm von allen Vorgängen im Hause getreue Nachrichten gaben.

Wilhelminen schauderte hier vor der Fortsetzung ihrer Geschichte die Haut. „Ich muß," sprach sie, „meine eigene Schande erzählen, aber haben

Sie Mitleiden mit einer Verführten, und belegen Sie mich nicht mit der Verachtung, die ich verdient habe." Was sie aber sagen muste, sagte sie mit einem sichtbaren Gefühl beugender Reue, die Aller Herzen mit ihr ausgesöhnt haben würde, wenns nicht schon vorher geschehen wäre. In der That waren auch die Umstände so, daß eine plötzliche Zurückkehr vom liebgewonnenen Laster kaum zu erwarten stand. Auf der einen Seite hatte sie eine verführerische Mutter neben sich, die ihre Tochter nicht nur durch List, Ueberredung und Beispiel zum Laster gereitzt hatte, sondern auch Gelegenheiten dazu zu veranstalten, aus Eigennutz fortfuhr, weil sie noch weniger als diese geneigt war, ihren vertraulichen Umgang mit dem Präsidenten von Profili aufzugeben. Auf der andern Seite drohete Jßmann, Sorgenfelds eben so strafbaren Umgang mit seiner Tochter zu verrathen, wofern sich Wilhelmine zurückziehen, und die Schulden ihres Mannes zu bezahlen, sich weigern würde. Kurz, Wilhelmine war zu schwach.

Sorgenfelds Herz kochte dagegen unaufhörlich Rache. Der Umstand, daß aus seiner Gemeinschaft mit Jßmanns Tochter unangenehme Folgen entstanden, die ihm Gefahr und Unruhe droheten, mochte vermuthlich wohl den boshaftesten Vorsatz vollends zur Reife bringen. Die Reise in sein Vater-

land

land war ein Vorwand, seine nach vollzogener Rache beschlossene Flucht zu bedecken. Es war zu vermuthen, daß man seine Abwesenheit nicht ungenutzt vorbei lassen würde; deswegen erfand er die Reise zu einem gewissen Edelmann auf dem Lande. Nach einem halbstündigen Herumfahren kehrte er aber um, fand in seinem Hause den vermutheten Anblick, opferte Jßmannen seiner Rache auf, erzwang unter schrecklichen Flüchen und Drohungen von seiner Gemahlin und Schwiegermutter das Versprechen der Verschwiegenheit, und brachte sie endlich dazu, daß sie in den Wagen stiegen und mit ihm zum Thore hinaus fuhren.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Fortsetzung der Fragmente, die mit allen vorhergehenden Nachrichten ein Ganzes ausmachen.

Wilhelmine konnte die Wuth ihres Mannes und die im Wagen ausgestandene Angst nicht schrecklich genug beschreiben. Sie begleitete ihre Erzählung mit tausend Thränen und feierlichen Betheurungen, daß sie hier schon die Gelübde gethan hätte, von deren Vollziehung sie zwar gewalt-

thätige Bosheit lange zurückgehalten, die sie aber niemals in ihrem Herzen wiederrufen hätte.

Mutter und Tochter waren, wie sie sich nachher gegen einander entdeckten, mit dem Vorsatz in den Wagen gestiegen, daß sie bei der ersten Gelegenheit der Gewalt dieses Tyrannen entfliehen wolten. Aber sie erfuhren bald, daß sie sich mit einer vergeblichen Hofnung geschmeichelt hatten. Es war nicht möglich, den Vorsatz auszuführen, weil alle Umstände verriethen, daß Amme, Kutscher und Lakai mit dem Herrn einig waren. Sie sprachen vertraut mit ihm, und lachten spöttisch, wann er seiner Frau und Schwiegermutter die schimpflichsten Begegnungen bot. Eine Woche hindurch fuhr man Tag und Nacht, bis endlich der Wagen mitten in einem dicken Walde halten muste, wo Sorgenfeld einen Ort entdeckte, den er zum Schauplatz seiner unmenschlichen Bosheit bequem fand.

An einem vollen Graben stieg Sorgenfeld aus und befahl seiner Begleitung, daß sie ihm folgen musten. Hierauf riß er wüthend der Amme das Kind aus den Armen, faßte es an beiden Füßen und schleuderte es mit dem Kopf gegen den nächsten Baum, daß Gehirn und Blut umher spritzte. Wilhelmine sprang, sobald sie seine Absicht merkte, auf ihn zu, in der Absicht, ihm in die Arme zu fallen. Aber sie

konnte,

konnte nichts verhindern und sank ohnmächtig zu seinen Füßen nieder.

Als Wilhelmine wieder zu sich kam, war niemand bei ihr, als ihre Mutter. Sie hätte von Neuem in Ohnmacht fallen mögen, als sie von dieser, Sorgenfelds Abschied erfuhr. Er hatte das Kind ohne alle Rührung in den Graben geworfen, mit den Worten: Der Hurenbalg verdient nicht zu leben! „Ihr nichtswürdigen Menschen," sprach er hierauf gegen die Mutter, „seyd nicht werth, daß sich ein Mann von Ehre und Stande mit euch abgebt! Da hast du für dich einen Groschen und für deine niederträchtige Tochter einen Groschen. Gehet hin und traget eure Schande durch die Welt! Aber, das sage ich euch, es wird auf euch Achtung gegeben werden: lasset euch nicht einfallen, zu Freudenthalen Zuflucht zu nehmen; oder ich werde euch mit seiner ganzen Familie meiner Rache aufopfern und eine That verrichten, davon die Nachwelt nach tausend Jahren noch reden soll." Mit diesen Worten setzte sich der Unmensch in den Wagen, ließ die Amme neben sich Platz nehmen und fuhr fort.

Wenn ich alle Bewegungen bemerken solte, die Wilhelminens Erzählung bei der Gesellschaft hervorbrachte, so würden meine Leser oft unterbrochen und diese Fragmente ungleich weitläuftiger werden müssen. Da war keiner am Tische, der nicht Sor-

genfelds Andenken verfluchte, und in seinen beispiellosen Bosheiten für Wilhelminens Abwege Entschuldigungen fand. Jettchen konnte sich in ihrem Unwillen am wenigsten mäßigen. „Mein Gott!" sprach sie unter Thränen und lauten Seufzern, „einem solchen Vater habe ich mein Leben zu verdanken!?" — Man erneuerte bei solchen Gelegenheiten öftere Versuche, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, im Ernst hatte aber doch niemand die Absicht, seine Neubegierde unbefriediget zu lassen. Wilhelmine muste fortfahren; sie faßte aber die Erzählung ihrer folgenden Schicksale sehr kurz zusammen.

Der Busch, in welchem sie Sorgenfeld hülfslos verlassen hatte, war der Thüringer Wald. Die Gegend war ihnen ganz fremd, und man kanns wohl glauben, daß Wilhelmine nicht im Stande war, die Oerter alle zu nennen, welche sie auf ihrer Wanderschaft durchstrichen hatten. Aus Sorge, keine Gelegenheit zum Nachforschen zu geben und selbst erkannt zu werden, unterstanden sie sich nicht, viel zu fragen. Wo sie in eine Bauerfamili kamen, die mitleidig genug war, sie aufzunehmen, da blieben sie, so lange man ihnen Arbeit und Brod gab. „Was soll ich sagen?" sprach Wilhelmine, „wir haben unbeschreiblich viel Noth und Elend ausstehen müssen. Wir verkauften, so lange wir Sachen

von einigem Werth an uns hatten, und als wir nichts mehr verkaufen konnten, muſten wir arbeiten — betteln — hungern. Ich mag Sie mit genauer Erzählung aller Umſtände nicht kränken. Gott Lob! ſie ſind überſtanden und ſollen mir nur zu meiner Beſſerung dienen."

Das empfindlichſte Leiden war für Wilhelminen, die Geſinnung der Mutter geweſen. Dieſe blieb bei den härteſten Züchtigungen, in den drückendeſten Schickſalen, immer dieſelbe — gleich ſtolz, rachgierig, ungerecht und ausſchweifend. Fluchen und verwünſchen — ſonſt that ſie nichts; und hätte ſie nur Gelegenheit gehabt ſich ihre Schickſale zu erleichtern, ſo wäre ihr keine Rache zu grauſam und keine Bosheit zu ſchrecklich geweſen. Die Tochter hätte, der Drohungen ihres Mannes ungeachtet, ihre Zuflucht gern zu ihrem Bruder genommen. Aber ſie durfte nicht wagen, einen Gedanken zu äuſſern, und bald ward's ihr durch einen andern Umſtand unmöglich, dieſen Weg zu nehmen.

Wilhelmine hatte ſich in einem kleinen Flecken ein Stübchen gemiethet, wo ſie ſich mit Nähen und Stricken kümmerlich nährte. Ganz unvermuthet kam Sorgenfeld mit ſeinem einäugigen Lakaien und beſuchte ſie. Für Schrecken hätte ſie beinahe den Tod gehabt, aber der Böſewicht gewann ſie durch Liſt. Im angenommenen Schein der Reue

fiel er ihr zu den Füßen und häufte Betheuerung über Betheuerungen, daß seine Absicht dahin gerichtet sey, einen Ort zu suchen, wo er seinen Aufenthalt aufschlagen und mit ihr sein Leben ruhig beschliessen könne. Was solte sie machen? ein weiblich Herz wird ja wohl überwunden! Sie ward versöhnt und lebte einige Wochen mit ihm, als wäre nichts Unangenehmes zwischen ihnen vorgefallen. „Aus diesem Umgang," sprach sie hier zu Jettchen, „schreibt sich dein Ursprung her. Ich habe sie oft bereuet, diese Stunden der Vertraulichkeit, aber — heute! — ewig werde ich sie segnen."

Unter dem Vorwand, sein Unterkommen zu suchen, reisete er wieder fort; aber Wilhelmine erfuhr bald, daß sie abermals betrogen war. Der Lakai kam öfters, aber nur als Spion; von ihrem Mann erfuhr sie nichts. Sie veränderten ihren Aufenthalt, aber der Kerl wuste sie auszukundschaften, sie mochten sich auch so verborgen halten, als sie wolten.

Wilhelminen machte ihre Schwangerschaft unbeschreibliche Angst und Sorge. Als aber die Zeit ihrer Entbindung kam, fügten sich doch die Umstände so, daß sie ihr Vorhaben ausführen konnte. Ihre Mutter war eben bettlägrig krank. Der Lakai kam. Sie hatte damals in einer guten Stunde von ihrem Manne sechs Louisd'or geschenkt bekom-

bekommen; diese hatte sie sorgfältig zu diesem Bedürfnisse aufbehalten. Einen gab sie der Wirthin, ihre kranke Mutter zu pflegen; drei Stück wandte sie dazu an, sich des Lakaiens Beistand und Verschwiegenheit zu erkaufen; und nun machte sie sich mit ihm auf den Weg. Einige Stunden von Rathmannsdorf ward sie in einem Busche entbunden. Sie konnte selbst nicht begreifen, wie es zugegangen wäre, daß sie so glücklich durchkam. Indessen Gott hatte ihr geholfen. Der Brief war geschrieben, der Kober schon angeschaft; das Kind wurde eingepakt, und so, wie der Leser schon weiß, Freudenthalen überbracht. Der Kerl reiste hernach seinen Weg, und Wilhelmine kehrte zu ihrer Mutter zurück. Beide aber hatten sich verabredet zu sagen, daß sie mit einem todten Kinde wäre entbunden worden.

Zum Glück war die Mutter unterdessen wieder besser geworden, daß sie ihren Aufenthalt verändern und aller weitern Untersuchung glücklich entgehen konnten. „Nun," sagte Jettchen mit Thränen, „so lange ich lebe, will ich meinen Ursprung nicht vergessen!"

Jetzt folgten vierzehen Jahre, die Wilhelmine unbeschreiblich elend zugebracht hatte. „Ich habe Jammer und Trübsale erfahren," sprach sie, „die ich unmöglich beschreiben kann. Oft — sehr

oft

oft schien die Noth meine Kräfte zu übersteigen — oft — sehr oft habe ich am Rande der Verzweiflung gestanden. Tausendmal faßte ich den Vorsatz, mich meinem Bruder zu Füßen zu werfen, aber eben so oft bin ich auch durch meiner Mutter unversöhnliche Feindschaft zurückgehalten worden. Ich weiß nicht, — es war als wenn sie geheime Wege zu Sorgenfelden hätte; gleich kam der Spion und mir ward die Ausführung meines Vorhabens unmöglich." — Endlich nach vierzehen Jahren kam Sorgenfeld ganz unerwartet selbst wieder an.

Anfangs wuste Wilhelmine nicht, wie sie sich diese Erscheinung erklären solte. Ihre Mutter zeigte bei seiner Ankunft so wenig Veränderung, daß sie vorbereitet zu seyn schien; von Sorgenfeld aber machte einen Aufzug, der in die Augen fiel. In einem bequemen fast zu prächtigen Reisewagen von vier raschen Postpferden gezogen, kam er daher gerasselt, und sprang, vom hurtigen Bedienten unterstützt mit einer lächelnden Mine heraus, die Glück und Zufriedenheit verkündigte. Wilhelmine wuste nicht: solte sie trauen oder nicht? Es ward ihr aber keine Zeit zum Nachdenken gelassen. Man bestürmte sie unaufhörlich, warf ihr undankbare Gleichgültigkeit vor, und bereuete, daß man so ängstlich nach einem

Glücke

Glücke gerungen hätte, das allen Werth verlöre, wenn's kein Mittel seyn könnte, einer beleidigten Gemahlin, Gerechtigkeit und Genugthuung wiederfahren zu lassen.

Wilhelmine hielt sich damals in einem einsamen Hause auf, das in einem Busche lag. Wenn Reisende einkehrten, sonst kam niemand dahin. Hülfe wider Gewaltthätigkeit war hier gar nicht zu erwarten. Der Wirth selbst tadelte Wilhelminen, — die Mutter war von Sorgenfelds jetzigen Redlichkeit überzeugt, — ehe eine Stunde verging, saß Wilhelmine mit der Mutter bei ihrem Gemahl noch einmal im Wagen. Sie fuhren nach einer gewissen, entlegenen deutschen Residenzstadt, wo Sorgenfeld, nach seinem Vorgeben, unter dem Namen Feldengroß, in einer angesehenen Bedienung stehe, und als Entrepreneur einer fortdaurenden Lotterie große Reichthümer erworben habe. „Gott! was für Ränke!" seufzte Wilhelmine.

Am zweeten Tage gegen Abend kamen sie auf Junker Hansens Guth an. Es war keine Seele zu Hause, als eine Magd. Indessen wurden sie aufgenommen und die Pferde zurück geschickt. Nun entdeckte sich die Bosheit. „An den Kammergerichtsrath Schulzen," sprach Sorgenfeld, „müssen wir uns rächen; der hat Freudenthalen

thalen die Anschläge gegeben und hat lediglich an unserm Unglück Schuld. Wir haben hier die beste Gelegenheit. Ich weiß, er hat ein ansehnliches Kapital eingezogen, das wollen wir mitnehmen. Weiter soll ihm kein Leid wiederfahren; der Schurke hat doch noch Geld genug."

Nach dem gemachten Entwurf solte Wilhelmine eine Rolle bei der Ausführung übernehmen, und als sie sich weigerte, ward sie geprügelt, und in eine finstere Kammer geworfen, die von aussen mit Schloß und Riegel wohl verwahret wurde. Hier lag sie sinnlos bis gegen Mitternacht, da die Thür wieder geöfnet wurde. Es war die Magd: „Mein Gott!" rief sie, „was machen Sie denn hier? Ihre Gesellschaft ist ja längst wieder fortgefahren." Alle Reden und Entschuldigungen halfen nichts, die Magd gab ihr die empfindlichsten Reden, und schmiß sie ohne Mitleiden vom Hofe herunter.

Nun wurden Wilhelminens Umstände erst kläglich. Sie muste die Nacht elend unter freiem Himmel zubringen, und hörte am andern Morgen mit Schrecken, was in Klippdorf vorgegangen war. Jetzt nach Rathmannsdorf zu gehen, unterstand sie sich nicht. Aus Furcht, als eine Mitschuldige ergriffen zu werden, eilte sie aus dieser Gegend, und kam endlich, nachdem sie sich lange herum-

herumgeschlagen und durch Betteln von einem Dorfe zum andern gebracht hatte, in ihre alte Herberge zurück, aus welcher sie der gottlose Sorgenfeld weggeholt hatte.

Der Wirth hatte unterdessen seine Frau verloren. Weil er also einer Hülfe in seiner Wirthschaft benöthiget war, nahm er Wilhelminen sehr bereitwillig auf und versprach, sie verborgen zu halten und zu beschützen, im Fall neue Versuche gemacht werden solten, sie wegzuholen. In der Folge fand sie aber auch in dieser Lage viel Unannehmlichkeiten, so, daß der Wunsch, in Rathmannsdorf bei ihrem edlen Bruder leben zu können, bald wieder erwachte. Aus Dankbarkeit gegen den Wirth, wolte sie nichts sagen und die Zeit abwarten, wenn er wieder eine Wirthin haben würde. Aber der Mann ließ Jahre vergehen, ohne an eine Heirath zu denken. Endlich stellte sich der einäugige Lakai wieder ein.

Der erste Anblick konnte ohne Schrecken nicht seyn. Furcht und Angst verschwanden aber, sobald Wilhelmine hörte, daß Jakob nicht mehr in Verbindung mit Sorgenfelden stehe. Er hatte ihn aus Abscheu gegen seine unmenschliche Grausamkeit noch denselbigen Abend verlassen, als Wilhelmine von ihm so zerprügelt worden war. „Glauben Sie nur nicht," sprach er, „daß

das alles von ohngefähr kam, es war abgeredete Karte. Junker Hans muste nicht zu Hause seyn, damit er nicht in Verdacht und Verantwortung kommen möchte. Wir wusten ihn schon zu finden, er war nicht weit. Mit noch einigen erkauften Böſewichtern stand er in Bereitschaft, die beschlossene That ausführen zu helfen. Wir kamen nach Klippdorf. Der Verabredung gemäß muste ihre Frau Mutter zum Kammergerichtsrath gehen und bei ihm Aufnahme und Aussöhnung mit ihrem Stiefsohn, im Schein einer bussfertigen Reue, erbitten. Man vermuthete schon, daß er sie nicht abweisen würde. In der Nacht, wenn alles schlafen würde, solte sie dann von inwendig den Diebstahl ausführen helfen."

„Wenn doch eine Bosheit vereitelt werden soll!" fuhr Jakob fort. „Da sas sie bei der Köchin in der Schlafstube und sprach so vertraulich mit ihr, als wenn sie hundertjährige Freunde wären. Wir lauerten unsrer fünfe in der Ferne, Sorgenfeld stand aber unter dem Fenster und horchte. Ehe wir's uns versahen kam er gelaufen und schäumte für Wuth. „Die Kanaille muß sterben!" sprach er aufgebracht. „Da sitzt sie, die Treulose, und bespricht sich mit der Köchin, wie sie uns verrathen, und diese Nacht in Schulzens Hände liefern will. Sie hat unser ganzes

Geheim-

Geheimniß entdeckt." Den Augenblick ward Rache beschlossen.

„Ich bebte vor dem Anschlag, aber ich muste ihn helfen ausführen. Hätte ich ein Wort sagen wollen, ich wäre auf der Stelle wie ein toller Hund todtgeschlagen worden. Ich muste, sobald alles in Bereitschaft war und beide Frauenspersonen im Schlafe lagen, hingehen und anklopfen. Der Lakai ward den Augenblick weggeschleppt, und die Thür zur Schlafstube der Köchin verriegelt, indem unterdessen auswendig unter dem Fenster und an mehrern Ecken des Hauses von den übrigen Gehülfen, Feuer angelegt ward. Wir, Sorgenfeld und ich, hatten unterdessen den Kerl nach dem Busch geschleppt und als wir zurück kamen, stand das Haus und die Kirche schon in vollem Feuer. Dieser schreckliche Anblick erschütterte meine Seele; ich kehrte mich weg, verließ Sorgenfelden und habe ihn seitdem mit keinem Augen wieder gesehen."

Wilhelmine zerfloß in Thränen. „Ach, meine unglückliche Mutter! meine betrogene Mutter!" rief sie einmal über das andere, und wand ihre Hände, daß sich die Haut hätte abziehen mögen. — „Ach, Bruder!" fiel sie Freudenthalen um den Hals, „straf mich nicht mit Verachtung und Vorwurf! — Zwar bin ich durch Gottes Barmher-

zigkeit dem Verderben entronnen, aber ich habe für meine Ausschweifungen mehr gelitten, als du mir auflegen würdest, wenn du mich strafen könntest." —

Freudenthal weinte wie ein Kind, und Jettchen sprang mit einer Hitze vom Stuhl auf, die deutlich bewies, daß sie sich nicht mehr mäßigen konnte. Der Auftritt wäre rührender und für Freudenthalen gefährlicher als der erste geworden, wenn nicht alle Gäste hinzu getreten wären und ihre Umarmungen verhindert hätten. „Nun kein Wort mehr," sagte Liebrecht, „alles ruhig! Sie sind unsere liebe, werthe, wiedergefundene Freundin; und wir wollen uns alle vereinigen, unserm Freudenthal angenehme, ruhige Tage zu machen."

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Schlaf wohl, guter Freudenthal!

Wahr ists, Freudenthal genoß jetzt Freuden und Glückseligkeiten, die wenigen Menschen auf der Welt gegeben werden. Er hatte alle seine Feinde überwunden — sahe wenigstens einen davon, seine Schwester, gerettet, — erndtete reife Früchte seines Lebens, — sahe durch den Segen seiner wohlthätigen Gesinnung frohe Menschen, glückliche Familien um sich herum, — hatte eine liebenswürdige eigene

Familie

Familie, — ſahe einen edlen Sohn in ſeinen Fußtapfen wandeln — — was kann die Welt mehr geben, wenn ſie alle ihre Schätze erſchöpfen will? — Der Unerſättliche hätte ſich noch Methuſalems Jahre wünſchen müſſen; — wenn er aber das konnte, hatte er gewiß Freudenthals Herz nicht. Der Gedanke an ſein herannahendes Ende machte ihm keine Unruhe; er dachte ſich die Zukunft als eine Erndte, die er ſich nach dem hier ſchon empfangenen Maaß der Güte ſeines Gottes nicht anders als geſegnet vorſtellen konnte.

Die Zeit kam heran, daß Ehrlich wieder abreiſen ſolte. Aber man ſahe vor Augen, daß Freudenthals Ende immer näher rückte. Er verging, wie ein Licht. Seine Schweſter hatte ihn ſchon gebeten, daß er ſie jetzt doch nicht verlaſſen möchte, aber — ſeine Geſchäfte waren zu dringend. Ganz unerwartet erklärte ſich Freudenthal, am letzten Tage vor ſeiner ſchon beſtimmten Abreiſe, in Gegenwart ſeiner ganzen Familie ſo, daß Ehrlich nicht widerſtehen konnte. „Ich dächte," ſprach er mit lächelnder Mine, „Sie blieben noch bei mir, liebſter Bruder! Wir ſehen uns hier nicht wieder." Er ſahe wohl, daß keiner ungerührt blieb; einer drehete ſich von dieſer, der andere von jener Seite, ſeine Thränen zu verbergen. „Thuts nicht, Kinder!" redte er ſie alle an, „weinet nicht! Wolt ihr nicht undankbar gegen euren Gott

seyn, so müsset ihr mich nun auch in Friede fahren lassen. Nach meiner Hofnung lebe ich hier nicht länger, als noch drei Tage; den Sonntag felere ich vermuthlich im Himmel. Dann tritst Du, mein gesegneter Albert, in meine Stelle und bist Vater, Freund und Versorger meiner Lieben, die ich im letzten Athemzug noch segnen werde, und meiner Unterthanen, die nun die Deinigen sind.

Für Weinen und Schluchzen konnte man seine Worte kaum verstehen; er aber blieb sehr gefaßt in seinem Stuhl. „Nun," fing er noch einmal an, „wenns denn nicht ohne Schmerzen geschieden seyn kann, so kommt her, meine Lieben, alle in meine Arme, und weinet eure letzten Thränen in meinen Busen. Aber dann laßt uns stille, zufrieden seyn. Gebt mir den letzten Kuß! dort will ich euch mit meiner Umarmung entgegen kommen." — Nun blieb Ehrlich.

Der Sonnabend kam heran, und Freudenthal war äusserst matt. Er sas mit einer standhaften Gelassenheit in seinem Stuhl und erwartete den Tod, als Licbrecht ihn zu besuchen kam. Es hatte sich noch ein besonderer Umstand zugetragen, der über die drei letzten Jahre der Verbannung vom väterlichen Hause eine Erklärung gab. Niemand wuste bisher, wo sie Freudenthal zugebracht hatte; nun wieß sichs aus. Der Major Klave kam gegen

Mittag

Mittag zu Liebrechten und brachte einen Kavalier mit, den Liebrecht ehemals in Leiden gekannt hatte. „Wissen Sie denn nicht," fragte er bei seinem Eintritt, „wo unser ehemaliger Freund, Ludwig Thalmann, geblieben ist?" — „O ja!" antwortete Liebrecht, „er ist im Dorfe." Der Kavalier war über diese Antwort ausser sich für Freuden. Nun entdeckte er das Geheimniß. Freudenthal hatte mit ihm die drei Jahre über an einem gewissen gräflichen Hof in Diensten gestanden; und durch Verläumdung ungerechter Räthe einen schimpflichen Abschied bekommen. „Könnte ich ihn doch einen Augenblick sprechen." —

Liebrecht kam, um anzufragen. Freudenthal antwortete: „ja! auch die letzte Stunde widme ich einem alten redlichen Freunde mit Vergnügen. Sogleich holte sie Liebrecht.

Es war rührend anzusehen, wie beide Freunde sich empfingen. Durch Freudenthals brechende Augen strahlte Seelenfreude. „Ach, bester Freund!" rief der Kavalier, „Sie sind gerechtfertiget; der Graf kennt ihre Unschuld und hat seitdem bereuet, daß er Sie nicht ausfindig machen und belohnen konnte! Leider, mein alter Vater hat unwissend Ihr Verderben befördern helfen! Sie werden sich besinnen, daß sich der Graf auf seinen entlegenen Güthern aufhielt, als man Sie bei ihm zu stürzen

fuchte. Da die vielen Klagen wider Sie einlaufen, will er den kürzesten Weg gehen und schreibt an meinen Vater, daß er ein Zeugniß von Ihnen aufsetzen und überschicken solle. Der Sekretair A** war ausdrücklich dazu bestimmt, daß ers aus seinem Munde in die Feder fassen solte. Die Kanaille muß ja von Ihren Feinden seyn bestochen worden, und mein Vater beging aus Zutrauen den Fehler, daß er das aufgesetzte Zeugniß unterschrieb, ohne es durchzulesen. Der Sekretair lieset's ihm vor, und da sind's dieselbigen Worte, die mein Vater diktirt hatte. Die Kanaille hatte aber auf dem Papier alle bejahende Sätze meines Vaters in verneinende verwandelt, indem er, statt ein, kein geschrieben, und nicht, wo es seine Absicht erforderte, eingeschaltet hatte. Nun hieß es nicht, wie mein Vater bezeugt bezeugt hatte: Thalmann ist ein weiser, edler, rechtschaffener Mann ꝛc. sondern: Thalmann ist kein weiser, edler, rechtschaffener Mann ꝛc. — Sehen Sie, diese Bosheit hat Sie gestürzt. Der Graf hatte so unumschränktes Vertrauen zu meinem Vater, daß er auf sein Zeugniß Ihr Urtheil spricht. Die Bosheit des Sekretairs wäre nie entdeckt worden, weil mein Vater bald hernach starb, wenn ich nicht in seinem Tagebuche, das er zu halten pflegte, den Inhalt seines abgelegten Zeugnisses aufgezeichnet gefunden

funden hätte. Noch an Ihren Kindern wird mein Graf Ihre Treue belohnen, wenn ich ihm die Nachricht überbringen werde, wo sie zu finden sind."

„Ist der Sekretair bestraft worden?" fragte Freudenthal.

„Ja!" antwortete der Kavalier, „er sitzt noch im Gefängnisse, und wird schwerlich wieder an die freie Luft kommen."

„Erbitten Sie mir von ihrem Grafen diese Gnade, daß er diesen Menschen wieder auf freien Fuß stelle. Er hat lange genug gebüßt — und mir keinen Schaden gethan. Will ihn der Graf nicht wieder in Brod nehmen, so sagen Sie ihm, daß er sich an meinen Sohn wenden soll; der wird ihn zu versorgen wissen. Leben Sie wohl!" — Lebt alle glücklich und gesegnet, meine Lieben! und" — Hier starb er.

Ende.

Wittenberg, bei A. C. Charisius gedruckt.

Verbesserungen.

Im ersten Theile.

Seite	3	Zeile	8	dem Großvater
—	12	—	18	einen andern dazu
—	39	—	17	daß du sie
—	67	—	21	was ist's mehr?
—	114	—	7	half nichts.
—	133	—	25	wenn ihn die
—	181	unten:		Nun war ihm
—	189	—	25	Unter den Sachen,
—	199	—	18	ganze Hochachtung
—	227	—	2	vor allen übrigen
—	297	—	26	zwei Frauenzimmern
—	300	—	5	im Zimmer
—	353	—	12	das geb' ich zu;

Im zweiten Theile.

S.	11	Z.	11	der klügste Plan
—	13	—	16	deklamirten
—	15	—	19	abwechselnden
—	45	—	17	dem Hof
—	55	—	17	Karte spielt.
—	67	—	3	Worten:
—	127	—	16	bestimmt."

w 833

Nur f. LS u. A.

10.252

1904. 1832

Sommerfeldſche

Familiengeſchichte,

oder

Erziehung

mit

ihren Früchten.

Erſter Theil.

Berlin u. Frankfurt a. d. Oder,
bei Johann Andreas Kunze.
1788.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Inhalt.

Erſtes Kapitel.

Der Faden wird angeſponnen. Seite 1

Zweites Kapitel.

Enthält durchaus nichts romanhaftes. 10

Drittes Kapitel.

Iſt für Witwer lehrreich, wenn ſie wieder heurathen wollen, und für Tanten, die unzufrieden darüber ſind. 20

Viertes Kapitel.

Der Barometer drohet Sturm, das Wetter wird doch ſchön. 46

Fünftes Kapitel.

Ein Freudenmahl, zu welchem ungebetene Gäſte kommen. 66

Sechſtes Kapitel.

Oſui Jakob. 76

Siebentes Kapitel.

Die angenehme Brautnacht. 91

Inhalt.

Achtes Kapitel.

Ein alter Beweis, daß es Hölle und Teufel gibt. Seite 95

Neuntes Kapitel.

Ein noch älterer Beweis für Existenz der Engel und des Himmels. 101

Zehentes Kapitel.

Der letzte Winter in der Residenz. 115

Eilftes Kapitel.

Der Schauplatz ändert sich. 132

Zwölftes Kapitel.

Abendgespräch zwischen Mann und Frau, nicht Gardinenpredigt. 140

Dreizehentes Kapitel.

Dorfcharakteristik. 153

Vierzehentes Kapitel.

Fortsetzung. 168

Funfzehentes Kapitel.

Macht Grünthals Inwohnern Hoffnung beßrer Zeiten. 181

Sechzehentes Kapitel.

Etwas von Informator- und Hofmeisterwesen. 204

Siebzehentes Kapitel.

Lupus in fabula. 215

Acht-

Inhalt.

Achtzehentes Kapitel.

Noch ein Abendgespräch zwischen Mann und Frau zu rechter Zeit. Seite 223

Neunzehentes Kapitel.

Neue Freudenquelle für Sommerfelds Familie. 231

Zwanzigstes Kapitel.

Am Ende ein Tischgebet. 245

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Plan auf Plan, die Zukunft muß den Werth zeigen. 262

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Edelmanns Weise, Kinder zu beschäftigen. 269

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Wie es scheint, hätte Hannchen gern noch mehr. 279

Vier und zwanzigstes Kapitel.

So, wie hier, kommen sie nie wieder zusammen. 290

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Das Testament wird geöffnet; kein Mensch hatte das gedacht. 303

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Bald hätte Edelmannen sein Entschluß gereuet. 317

Inhalt.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.
Viel Tadel und fromme Wünſche. 328

Acht und zwanzigſtes Kapitel.
Nur etwas vom Unterricht. 342

Neun und zwanzigſtes Kapitel.
Für den Jüngling, wenn er in die Welt trit. 351

Dreiſſigſtes Kapitel
Einige Dorf-Scenen. Könnten wohl aus der Stadt auf das Land gekommen ſein. 363

Ein und dreiſſigſtes Kapitel.
Dergleichen aus der Reſidenz. 382

Zwei und dreiſſigſtes Kapitel.
Edelmanns letzte Lehren an ſeine jungen Freunde. 399

Drei und dreiſſigſtes Kapitel.
Am Ende reiſen ſie hoch. 418

Erſtes Kapitel.

Der Faden wird angeſponnen.

In der vaterländiſchen Reſidenzſtadt G. lebte ſeit langen Jahren eine eben ſo glückliche als rechtſchaffene Familie, die ſich aus der verachteten Armuth zum beneideten Wohlſtande heraufgearbeitet hatte. Der Stammvater war ein Ausländer. Gewiſſe Familienzwiſtigkeiten trieben ihn einſtmahls aus dem Vaterlande, und Furcht vor den Soldaten widerrieth ihm die Rückkehr in daſſelbe ſo lange, bis ihn endlich keine Sehnſucht mehr anfochte. Nachdem er ſich lange umhergetrieben, ſich unter fremden Leuten wacker herumgetummelt,

und den Wind von allen Seiten weidlich vernommen hatte, kam er hierher und fand ein ganz behagliches Ruheplätzchen für sich.

Anfangs wollte kein Mensch glauben, daß seines Bleibens hier lange sein würde. Das sahe iedermann wohl, er hatte ein biederes Ansehen, den Ausdruck eines rechtschaffenen Herzens im Gesichte; auch einen Kopf voll kaufmännischer Einsichten, und Kraft und That in allen Gliedern; — aber kein Geld. Man spottete seiner, als er den Laden eröffnete; zu Dreiern, zu Pfennigen kam seine Einnahme. Aber der Mann verstand sein Handwerk. Wer einmahl bei ihm gewesen war, der kam gewiß wieder, so gefällig konnte er mit den Leuten sprechen, so beredt seine Waaren anpreisen. Aus den entlegensten Gegenden der Stadt zog er die Leute an sich; täglich wuchs sein Absatz, täglich verstärkten sich seine Kräfte.

Sommerfeld müßte nicht Kaufmann gewesen sein, wenn er nicht alles hätte anwenden wollen, seine Geschäffte zu erweitern. Nach und nach brachte er tausenderlei gangbare Nothwendigkeiten für die täglichen Bedürfnisse des gemeinen Mannes zusammen,

und

und vervielfältigte seine Geschäffte dermaßen, daß er sie nicht mehr allein bestreiten konnte. Nach einigen Jahren fand er Gelegenheit, seine Umstände durch eine vortheilhafte Heurath ansehnlich zu verbessern. Nun zeigte er sich erst als Kaufmann, indem er seine Handlung so auszubreiten wußte, daß sie bald eine der wichtigsten in der Residenz ward.

Der Mann hatte ganz eigene Maximen! Er sorgte für gute Waaren, berechnete seine Kosten aufs genaueste, nahm billige Procente, und schrieb auf iedes Stück, das in den Laden kam, den bestimmten Preis mit eigentlichen, allgemein bekannten Zahlen, die der Käufer lesen konnte. Da war ein Wort ein Wort; man forderte nicht mehr, und nahm nicht weniger.

Es konnte gar nicht anders sein, Sommerfeld mußte anfangs Schwierigkeiten finden! Bisher hatte man durchgängig den herrschenden Grundsatz angenommen: was gefordert wird, gibt man nicht, Handeln und Bieten macht Kaufleute. Keine Magd kaufte, sie mußte erst alle Laden durchlaufen. Da ward stundenlang gesucht, ehe man etwas nach seinem Geschmack fand, Endlich

that man ein Gebot, man erhöhete dasselbe durch kleine Zulagen, ging unentschlossen weg, kam den folgenden Tag wieder, und hatte endlich eine Ehle Band für drei Groschen gekauft, für welche der Kaufmann vier Groschen forderte.

Jetzt sollte man nun gar nicht mehr handeln und dingen, das war etwas unerhörtneues. Da gingen im ersten Vierteljahre die Leute alle, ohne etwas zu kaufen, aus dem Laden, und ieder machte Sommerfelden den Vorwurf: mit dem Manne ist kein Handel! Aber Sommerfeld trug das so gleichmüthig, als wäre er seiner Sache schon gewiß.

Endlich fand das Publikum seinen Vortheil bei ihm. Er hatte lauter Waaren von vorzüglicher Güte — die besten in ihrer Art. Wer am härtesten drängen, und bis aufs Blut drücken konnte, der kaufte doch nirgendswo unter dem Preise, den Sommerfeld forderte. Weiter war nichts nöthig als dies einzusehen; nun lief iedermann zu ihm. Die Handlung breitete sich iährlich mehr aus, und noch iezt ist das Sommerfeldsche Haus in den Händen der vierten

Ge-

Generation das florisanteste Handlungshaus in der Residenz.

Der ietzige Besitzer hatte sich eigentlich den Wissenschaften gewidmet. Man bewunderte seine nicht gemeinen Einsichten in den mathematischen, ökonomischen und kameralischen Wissenschaften; aber er bekannte sich zur Theologie, und erwarb sich dabei nicht minder allgemeinen Beifall. Es war schon so weit, daß er eine der vornehmsten Predigerstellen in der Stadt bekommen sollte. Selbst der Superintendent sprach in Gesellschaften: „ich kenne keinen geschicktern Kandidaten, und werde mit meinem Willen keinen andern in die Stelle kommen lassen.“ Ein Schwiegersohn des Herrn Superintendenten, der Amtmann Wirth, erzählte auf dem Billard als gewiß, daß Sommerfeld Archidiakonus und — vermuthlich auch sein Schwager werden würde. Der Küster verpfändete sein Leben für die Gewißheit dieser Rede.

„Ich wüßte sonst nicht,“ sprach er, „was Sommerfeld tagtäglich in der Superintendentur machte! Ich darf mich nur sehen lassen, so frägt man auch nach ihm. Läßt

ihn der Herr Doktor nicht rufen, so schickt die Frau Doktorin nach ihm. Er muß öfters zu Tische kommen, und sitzt mit Mamsel Charitas bis in den Abend am Klavier. Da wird gespielt und gesungen, gescherzt und gelacht, — und die Eltern sehen von ferne ihre Freude daran. Wenn mir alles so gewiß wäre, als das Brauthemde!" — — Kurz man zweifelte nicht mehr, und wunderte sich nur, als die Zeit der Vakanz verstrich, ehe die Wahl entschieden war.

Wider alle Erwartung änderte sich zum großen Mißvergnügen der Gemeine die Lage der Sachen plötzlich, und Sommerfeld ward nicht Archidiakonus — wollte nicht Archidiakonus werden. Bisher hatte er sich nur geweigert, die Stelle zu suchen; jetzt trat er freimüthig mit der Erklärung hervor, daß er nie wieder eine Kanzel betreten wolle. — Man hätte die Urtheile des Publikums hören sollen! Doch die kann man sich denken; aber seine Rechtfertigung?

„Wäre es je mein Vorsatz gewesen," so begegnete er selbst dem Vorwurf, „ein Geistlicher von Profession zu werden; so würde ich so viel Zeit und Fleiß nicht auf Wissenschaften

ten gewendet haben, die von dem Prediger nicht verlangt, und wenig von ihm benutzt werden können. Den ersten Gedanken an Predigerstand hat man mir als Kind eingeschwatzt, da ich noch nicht wußte, was Prediger heißt. Nicht aus Ueberlegung und Entschluß, sondern aus Gefälligkeit gegen meinen Vater blieb ich bei dem Gedanken, bis ich auf die Universität kam. So bald ich aber in der freien Luft mich selbst und meine Neigung besser kennen, und über Menschen Bestimmung richtiger urtheilen lernte, habe ich Theologie nur für mein Herz studirt. Ich will es nicht leugnen, in meinem Herzen regt sich der Trieb stark, für Menschen Wohl und Freuden recht viel thun, ganz thätig leben zu können. Dies Gefühl brachte mich auch zu dem Entschlusse, die Kanzel zu besteigen, und würde mir den Vorsatz meiner Kindheit vielleicht wichtig und annehmlich gemacht haben, wenn ich die Religionsverfassung meines Vaterlandes so gefunden hätte, daß ein redlicher und thätiger Mann wünschen könnte, Volkslehrer zu sein. Unter der Anführung und Gewalt solcher Männer, die nicht nur selbst nichts thun können und wollen, sondern auch ihre Rechnung da-

bei finden, daß kein anderer mehr thue als sie, ists nicht gut Prediger sein."

Seine Freunde wollten seine Waffen wider ihn gebrauchen, und es ihm aus denselben Gründen zur Pflicht machen, dem Rufe zu folgen; weil er gerade der Mann sei, der Kraft und Muth genug habe, Gutes zu stiften. Aber er hatte noch eine Brustwehr, die unüberwindlich war. „Kennen Sie denn," sprach er, „die Bedingung, unter welcher mir der Eingang in das Predigtamt eröffnet werden soll? Ich müßte den Superintendenten — oder mich betrügen! Mein Leben und meine Kräfte kann ich für Menschenwohl aufopfern, aber nicht meine Ruhe."

Nun kam noch der gefürchtete Vorfall, daß sein älterer Bruder, der seit des Vaters Tode die Handlung fortgeführt hatte, ohne Erben starb. Zwar lebte ein noch älterer dritter Bruder in auswärtigen Landen, der sich auch der Handlung gewidmet hatte; die Lage der Umstände war aber so, daß man sich von diesem wenig versprechen durfte. Heinrich Sommerfeld faßte also einen schnellen Entschluß: er legte die Stutzperücke

rücke ab, und setzte die Handlung fort.

Der Superintendent, Doktor Skrupelius, wollte es ihm zur Gewissenssache machen, daß er die Hand von dem Pfluge wieder zurück ziehen wolle, und häufte Gründe auf Gründe, ihn für die Kirche zu gewinnen. Aber alles fruchtlos! Sommerfelden beunruhigte dieser Uebergang im mindesten nicht. „Mein erster Vorsatz," antwortete er, „die Hand an den Pflug zu legen, war vielleicht mehr, als der ietzige, zu tadeln. Darum soll es mich nicht gereuen, daß ich studirt habe; vielmehr habe ich den vesten Glauben, daß selbst meine Theologie mir und meinen Brüdern im Handel und Wandel so nützlich, als auf der Kanzel, werden soll. Sonst fehlt dem Glücke der Welt nichts, als daß das Christenthum von der Kanzel in das gemeine Leben gebracht werde." — Er beharrte bei seinem Vorsatz, und ging entschlossen in die Schreibestube.

Zweites Kapitel.

Enthält durchaus nichts romanhaftes.

Man erwartet nicht ohne Grund, daß ein Hauswesen mit dem neuen Wirthe zugleich auch neues Leben bekomme. Allerdings ist der neue Wirth ein anderer Mann mit frischen Kräften, mit überlegten Vorsätzen, und gemeiniglich auch mit weit aussehenden Entwürfen. Seine Lage bekommt für ihn stärkeres Interesse, so bald er seine eigenen Geschäfte zu betreiben anfängt. Der Redlichste fühlt hier etwas, was er zuvor nie — gewiß so stark nie empfand. Jetzt ist er nicht mitwirkendes Mittel, er ist Zweck der Geschäfte, mit deren Fortgange seine Wohlfahrt steht oder fällt.

Freilich wird auch Glück dazu erfordert! Sind äußerliche Umstände ungünstig; so werden nicht selten die besten Entwürfe vereitelt, und des Mannes Thätigkeit ist fruchtlos. Man hat diese Umstände nicht in seiner Gewalt. Aber Erfahrung hat uns schon belehrt, daß sie sich von der Klugheit finden lassen, und viel-

vielleicht noch öfter ihren Günſtlingen ſich ungeſucht darbieten.

Heinrich Sommerfeld war zu Anfange gleich außerordentlich glücklich. Bei ihm traf beides zu: er ſuchte die Gelegenheit, ſein Glück zu machen, mit kluger Sorgfalt auf, und günſtige Umſtände boten ſich ihm ungeſucht dar. Nur ein Vorfall zum Beweiſe des letztern: alles junge Frauenzimmer von Stande kleidete ſich in den erſten vier Wochen neu.

Warum das geſchah, weiß ich nicht. Vielleicht traf ihrer aller Entſchließung von ohngefähr in den Zeitpunkt zuſammen; oder die Eitelkeit wollte einmal ihren Triumph feiern. Genug die erſte Schöne fing an, und die andern folgten alle nach. So kamen die Mütter mit ihren Töchtern eine nach der andern, daß das Gewölbe nicht ledig ward.

Auffallend war es, daß die Frau Doktorin Skrupelius zweimal kam. Vor vier Wochen hatte ſie der älteſten Tochter ein Kleid ausgenommen. Der neue Kaufmann beging dabei einen ganz unverzeihlichen Fehler. Die Mutter wollte die Wahl der Tochter auf einen

neu-

neugrünen Taffent lenken, und die Tochter schien zu fühlen, daß diese Farbe mit ihrem Ansehen sowol als mit ihren Jahren kontrastire. Sommerfeld merkte, daß die Tochter zu furchtsam war, einen Widerspruch zu wagen, und fühlte sich geneigt, ihr aus der Verlegenheit zu helfen. „Um Vergebung, Frau Doktorin," sprach er, „die Demoiselle wählt für ihre Jahre gewiß nicht übel."

Das nahm die Frau Doktorin gar entsetzlich krumm. „So!" antwortete sie heftig, „Sie haben wol keine Augen im Kopfe! In der vergangenen Woche ist das Mädchen zwanzig Jahr geworden; sind das keine Jahre der Hoffnung?"

Sommerfeld bat tausendmahl um Vergebung, er gab seinen Worten die leidlichste Erklärung; aber die Frau Superintendentin war nicht zu besänftigen. Hätte er nicht alle Ausbrüche ihrer gekränkten Eitelkeit geduldig ertragen, und alle Demüthigungen stillschweigend hingenommen; sie wäre gewiß fortgegangen, ohne sich in den Kauf weiter einzulassen. Das erwartete Sommerfeld nicht,

nicht, das ſie iemahls wieder zu ihm kommen würde.

Jetzt, nach vier Wochen, trat ſie mit der jüngern Tochter herein, die von blendender Schönheit war. Sie verlangten Stoffe zu ſehen; Sommerfeld legte ihnen die beſten vor. War nur die Wahl entſchieden, der Handel forderte wenig Zeit. Noch bis ietzt hielt man in dieſem Hauſe das Geſetz unverbrüchlich: man forderte nicht mehr, als man nach Billigkeit haben mußte, und nahm nicht weniger, als man forderte. Der Käufer ſahe auf dem Umſchlage der Waaren den Preis, und durfte nur, ohne ein Wort zu ſagen, das Geld aufzählen. Jetzt zählte die Frau Doktorin.

Sommerfeld ſchlug den Stoff in einen Bogen Papier und überreichte ihn der Tochter mit dem Wunſche, daß ſie in dem neuen Kleide bald eine Braut werden möchte. Das gute Mädchen ward feuerroth und ſchlug die Augen nieder. „Was beliebt Ihnen?“ fragte die Mutter.

Sie hatte Sommerfelds Worte entweder nicht verſtanden, oder ſie hatten ihr ſo

wohl

wohl gefallen, daß sie sie gern noch einmahl hören wollte. Sommerfeld mußte ihr seinen Scherz wiederholen. „O ia!“ antwortete sie nun, „das kann bald geschehen, und könnte schon längst geschehen sein. Seit zwei Jahren ist kein Kandidat ins Amt gekommen, dem sie nicht in die Augen fiel. Das lose Mädchen könnte den besten Prediger haben, aber, — sie will nicht! Ein hübscher Kaufmann soll es sein!“ — Bei diesen Worten sah sie Sommerfelden steif ins Gesicht, und empfahl sich mit einer gefälligen Verbeugung.

Hätte Sommerfeld nur eine kleine Portion modischer Eitelkeit besessen; so hätte ihn der Auftritt belustigen müssen. Aber er gerieth darüber in ein tiefes Nachdenken, und faßte auf der Stelle den Entschluß zu heurathen.

Sommerfeld war seit zwei Jahren von der Universität. Er hatte zu L. studirt. Sein Aufwand machte so viel Aufsehens nicht, als die Art, wie er ihn machte. In seinem Stande that er es darin allen zuvor, und zugleich, was damals ganz ungewöhnlich war, übertraf er alle an Ordnung und Fleisse. In sei-

nem

nem ganzen Betragen war Anstand und Würde. Er erniedrigte sich durch keine Gesellschaft, durch keine Handlung; kein Wort ging aus seinem Munde, das Unschuld und gute Sitten verletzte. Dadurch schon machte er sich allenthalben so beliebt, daß er in den besten und vornehmsten Familien Aufnahme fand.

Bei aller Strenge seiner Tugend war er zugleich auch der angenehmste Gesellschafter. Sein offenes, theilnehmendes Herz, sein gefälliger Witz, seine muntere Unterhaltung, seine verträgliche Laune machten ihn für die Freuden seiner Freunde unentbehrlich. Ohne ihn fehlte ihrem Vergnügen etwas. Sie hatten keinen festlichen Tag, veranstalteten keine Lustreise in die benachbarte Landschaft, Sommerfeld mußte dabei sein.

Auf einer solchen Reise war es, wo er einstmahls eine Person fand, die mehr als gewöhnliche Eindrücke auf ihn machte. Gewiß würde ihm die Rückreise mit der Gesellschaft saurer als iemahls geworden sein, wenn er nicht die Erlaubniß mitnehmen konnte, seine Besuche fortsetzen zu dürfen. Es waren aber überaus freundliche, gastfreie Leute, bei de-

nen

nen jede artige Gesellschaft liebreiche Aufnahme fand.

„Sie sind aus G.?“ sagte der Amtmann als ihm Sommerfeld von der Gesellschaft, vorgestellet ward, „aus G.? — Dann sind Sie mir doppelt willkommen!“

Die Ursache sah Sommerfeld nicht ein, aber der Fortgang des Gesprächs gab ihm bald Licht. „Ich habe einen Bruder,“ fuhr der Amtmann fort, „der bisher in Churſächsischen Diensten gestanden hat. Ganz unerwartet verbreitet sich die Nachricht, daß er von Ihrem Fürsten zum Kammerrath verlangt werde. Haben Sie nichts davon gehört? Sollten Sie aus Ihrer Heimath Bestätigung dieser Nachricht erhalten, so lassen Sie mich nicht lange in Ungewißheit. Mein Bruder könnte durch seine Geschäffte abgehalten werden, mir die erste Nachricht davon zu geben.“ — Beim Abschiede setzte er noch hinzu: „Wenn Sie auch nichts weiter in der berührten Sache erfahren, so besuchen Sie mich doch; so bald es möglich ist. Wir wollen von der Verfassung Ihres Hofs mit einander sprechen.“

Die

Diese Erlaubniß benutzte Sommerfeld fleissig, und ie öfter er kam, desto beliebter machte er sich dem Hause, und desto schätzbarer ward ihm die würdige Tochter.

Der Leser eile hier nicht zu schnell vorweg! Es klingt unwahrscheinlich, was ich hier sagen werde, aber ich muß es doch sagen, weils die Wahrheit ist. Sommerfeld sprach mit diesem liebenswürdigen Mädchen kein Wort von Absicht und Verbindung, so stark auch seine Neigung zu ihr war. Er mußte sich funfzehen Meilen von ihr entfernen, als er nach geendigten Universitätsjahren in seine Vaterstadt zurückkehrte; auch fühlte er im Scheiden das Opfer, das er seinen Grundsätzen brachte, in seiner ganzen Stärke; aber er blieb standhaft.

„Man kennt," sprach seine Ueberlegung, „die Lage nicht, in welche man dereinst eine Frau bringen muß; wie kann man vorher bestimmen, welche Person sich für dieselbe schickt? — Der Geschmack ändert sich öfters. Man hat wohl eher gesehen, daß sich ein Mädchen mit einem Kaufmanne verlobte, und mit einem Hauptmanne trauen ließ. — Die natürlichen Reitze verlieren sich

manchmal auch frühzeitig. Sollte man sich der Gefahr aussetzen, nach Jahren in der Verbindung eine andere Person zu finden, als man bei der Verlobung sahe? — Ich bin sterblich. Weiß ich denn ob ich Zeit haben werde, meine Zusage zu erfüllen? — Und wenn ich durch den dazwischen kommenden Tod verhindert würde — wenn ich ein Mädchen durch Versprechungen gebunden und durch diese ungewisse Hoffnung sie verleitet hätte, nähere Vorschläge einer ihr anständigen Versorgung abzuweisen; nähme ich nicht bittere Vorwürfe mit ins Grab?" —

Jetzt besann er sich keinen Augenblick. Er wußte, daß diese Person noch bei ihren Eltern war; er reiste hin, ward nach Wunsche aufgenommen, und führte sie glücklich heim.

„Sie heißt?" — — Warum sollte ich ihren Nahmen nicht nennen? Daß sie noch lebt, darf mich nicht abschrecken, weil ich kein Wort von ihr sagen kann, weswegen sie das Licht scheuen darf. Sie heißt Johanne Vorsich. Ihr Vater war ein würdiger Prediger, der das traurige Schicksal hatte, durch einen plötzlichen Tod von seiner Frau und einzigen Tochter weggerissen zu werden, ehe Hannchen ihn kennen lernte. Nach

einigen

einigen Jahren verheurathete sich die Mutter an den bekannten Amtmann Leh, dessen Unternehmungen das Glück so begünstigte, daß er zuletzt um des Brotes willen nicht mehr pachten durfte. Ein Ritterguth kaufte er sich, und ein noch einträglicheres erbte er von einem alten Onkel. Nun hielt er selbst Pächter, und lebte mit seiner Frau und Pflegetochter in den vortheilhaftesten Umständen recht herzlich vergnügt. Aus seinen Händen bekam Sommerfeld Hannchen zur Frau.

Wie sie aussahe? — Eine wichtige Frage, wenn Bildung Herzens Ausdruck ist. — Rein sahe sie aus, wie die Unschuld. Frohe Heiterkeit saß auf ihrer Stirn; die sanfteste, edelste Weiberseele bewohnte ihren regelmäßigen, wohlgebaueten Körper; und die vortrefflichste, der weiblichen Bestimmung ganz angemessene Erziehung hatte sie zu ihrer Ausbildung auf das sorgfältigste benutzt. Mit ihr kam Freude und Friede in Sommerfelds Haus. Kein Mensch wollte diese Verbindung laut tadeln; ieder Unbefangene sprach: sie sind beide für einander gemacht, beide einander werth, das glücklichste Paar!

Drittes Kapitel.

Ist für Witwer lehrreich, wenn sie wieder heurathen wollen, und für Tanten, die unzufrieden darüber sind.

Ohne Zweifel weiß der Leser schon aus Erfahrung, daß man sich auf dieser unvollkommenen Erde keine Glückseligkeit ohne Mängel denken darf. Man hat es weit gebracht, wenn man in sich selbst Ruhe und Zufriedenheit findet; es ist noch schwerer, im kleinen Zirkel seines Hauses allen Beunruhigungen vorzubauen; aber alle Störungen seines Friedens von außen abwenden, ist dem ganz unmöglich, der unter Menschen lebt. Sommerfelds ganze Lage hatte viel Annehmlichkeiten; dessen ungeachtet fanden sich Umstände genug, die ihn seine ganze Zufriedenheit darin nicht finden ließen.

Was ich vorhin sagte, ist ohne Widerspruch wahr, mit Hannchens Eintritt kam Freude und Friede in Sommerfelds Haus. Aber zugleich wurden manche seiner äußerlichen Verbindungen ganz zer-

zerrissen. Am Hause des Superintendenten zeigte sich diese Veränderung sehr bald.

Man pflegte sich eben zur Bekanntschaft mit diesem Hause so sehr nicht zu drängen; aber desto mehr furchte sich iedermann, mit demselben zu brechen. Sommerfelds Vater hatte in einem lebenslangen, guten Vernehmen mit demselben gestanden; der Superintendent hatte Heinrichen zum Taufsteine getragen; nach der Denkart des dasigen Publikums gab noch der Chorrock dem Manne, der ihn trug, den ganzen Werth. Aus diesen Ursachen hätte Sommerfeld das gute Vernehmen gern unterhalten, wenn es nur möglich gewesen wäre.

Der Umgang ward aber von der andern Seite mit Gewalt unterbrochen. Ihro Hochwürden sahen das Sommerfeldsche Haus nicht mehr an, und die Frau Superintendentin versagte der Frau Sommerfeldin eine Stunde, ihre Aufwartung zu machen, unter einem nichtsbedeutenden Vorwande.

Das hätte noch sein mögen, wäre nur die Frau Superintendentin nicht so frei-

gebig mit anzüglichen Reden gewesen! „Solche einfältige Gans,“ hieß es, „eine solche eingebildete Närrin hätte der kluge Sommerfeld so weit nicht herholen dürfen! Doch für ihn ist sie gut genug! Zu mir durfte er so nicht kommen, von meinen Töchtern hätte ich ihm gewiß keine gegeben! Und wer würde es gethan haben? Meister Haltbein, sonst gewiß niemand!“ — Diese und mehr dergleichen Reden führte sie zu den niedrigsten und schlechtesten Leuten, deren Handwerk es war, solche Urtheile in der Stadt herum zu tragen.

Am kränkendsten waren Sommerfelden die schimpflichen Beinamen, die sie in der Hitze mit fertiger Beredsamkeit ausstieß. Sie verriethen deutlich eine Beziehung auf die längst vergrabenen Familienzwistigkeiten, welche ehemahls den Stammvater dieser Familie aus seinem Vaterlande vertrieben hatten. Unbegreiflich wars ihm, woher die Superintendentin Kundschaft davon erlangt haben konnte, da sie so gar ihm selbst so lange waren verborgen geblieben, bis er mit des ältern Bruders Tode die alten Nachrichten in seine Hände bekam, und ihre Siegel brechen mußte.

mußte. Es währte aber nicht lange, so klärte sich das Geheimniß auf.

Sommerfeld hatte sich zur Beichte melden lassen, und ward in der Woche ganz unerwartet zum Superintendenten gerufen. Die Anrede machte ihn nicht wenig bestürzt:

„Herein! Schon wieder Stöhrung! Alles liegt einem auch auf dem Halse! — Sind Sie 's! — Ei ei, Herr Sommerfeld, — setzen Sie sich! — Das ist nicht fein, daß man mit einem feindseligen Herzen zum Abendmahle gehen will!“ —

„Herr Superintendent!“ antwortete Sommerfeld, „so haben Sie ia nie mit mir gesprochen, wie kommen Sie heute zu dem Ton?“

„Sie sind nicht mehr Klerikus, sondern Laie, und werden sich den Ton wohl gefallen lassen, den mein Amt erfordert. Da Sie mir, indem Sie sich zur allgemeinen Beichte halten, die Gelegenheit, in der Kirche mit Ihnen zu sprechen, rauben; so muß ich sie mir in meinem Hause machen.“

„Sehr gern! Herr Superintendent, aber von Ihrem Amte erwarte ich liebreiche Zurechtweisung, wenn ich fehle, nicht schimpfliche, und noch dazu ungegründete Vorwürfe. Mit wem lebe ich denn in Feindschaft?“

„Mit Ihrem abwesenden leiblichen Bruder.“

„Und woher wissen Sie das?“

„Das sollen Sie gleich erfahren.“ — Hier öffnete der Superintendent eine Thür zum Nebenzimmer, und Bruder Jakob trat herein.

Sommerfeld stand vor Schrecken starr, und wußte im ersten Augenblick nicht, was er sagen und denken sollte. Jakobs Anblick brachte viel unangenehme, kränkende Erinnerungen zurück; er unterdrückte sie aber, und wollte schon dem in ihm noch lebenden brüderlichen Gefühle folgen, als Jakob seine Umarmung mit beiden Händen von sich stieß. „Nicht zu nahe!“ — rief er zornig, — „erst mein Geld! Dann will ich versuchen, ob es mir möglich sein wird, den Schweinsch — zu vergessen.“

Diese Hitze verrieth dem gekränkten Bruder die ganze Anlage. So bald er sich faßte, hielt ers nicht für rathsam, sich in diesem Hause mit seinem Bruder einzulassen. „Ich sehe wohl, heute läßt sichs nicht brüderlich mit dir sprechen. Komm zu mir! Du sollst dein Geld und ein Bruderherz bei mir finden“ — — so sprach er, und ging fort, ohne darauf zu hören, was der Superintendent dazu sagte.

Jakobs Erscheinung macht es nothwendig, daß ich den Leser noch einmahl in das Alterthum zurückführen muß. Es geht nun nicht an, daß der alte Familienzwist vergessen bleiben kann.

Elias Sommerfeld war ein begütherter Kaufmann zu B. In den blühendsten Umständen der Familie, da er erst das zwei und vierzigste Lebensjahr angetreten hatte, traf ihn das harte Schicksal, daß seine Frau starb. Wider alle Erwartung zeigte er sich hierbei gesetzt und standhaft. Man fand anfangs seine Fassung sehr lobenswürdig, aber, wie das Publikum zu handeln pflegt, man änderte die Sprache, so bald man ihn nach vier Wochen solche Anstalten

machen sah, die deutlich genug verriethen, daß er nicht gesonnen sei, lange Witwer zu bleiben.

Dagegen war nichts einzuwenden, daß er wieder heurathen wollte. Acht lebende Kinder, wenn schon die ältesten ziemlich erwachsen waren, und seine muntern Jahre waren zureichende Entschuldigungen für ihn bei allen denen, die seine Lage und die Bedürfnisse der menschlichen Natur kannten. Den unüberlegten Schritt hätte er nur nicht thun sollen, daß er acht Wochen nach dem Tode der Frau beim Konsistorio Erlaß der Trauerzeit suchte, ehe er noch eine Person kannte, die sich entschließen wollte, mit ihm in eheliche Verbindung zu treten. Der wunderliche Mann hätte auch das Geld sparen können. Er reiste lange herum, trug manch Körbchen zusammen, und die Trauerzeit war zweimal verstrichen, als er endlich eine Schweinschneiderstochter fand, die sich gefallen ließ, die nächste Stelle an seiner Seite für ihre zehntausend Thaler einzunehmen. Dieser Schritt hatte für die Familie die unglücklichsten Folgen, und alle Umstände waren darnach, daß er sie haben mußte.

Die

Die selige Frau stammte aus einer fruchtbaren Familie, und alle ihre Brüder und Schwestern hatten sich in zahlreiche Familien verbreitet. Sie waren nicht von Stande, hatten aber alle das Glück gehabt, sich über ihren Stand zu verheurathen, und dachten seit dem nicht mehr an ihren Ursprung. Eine Schwester war so gar an einen Kriegsrath, und eine andere an einen Postmeister gekommen. Diese vornähmlich waren äußerst dagegen aufgebracht, daß iezt eine Schweinschneiderstochter in ihre Familie kommen sollte.

Man kann sich leicht vorstellen, was für Grundsätze und Gesinnungen die Kinder der ersten Ehe von diesen Onkeln und Tanten mitbrachten! Da ward ihnen des Vaters Liebe und Treue durch diese Heurath ganz verdächtig gemacht, und die Kinder alle wurden wider die Stiefmutter so eingenommen, und mit solchen Verhaltungsregeln gegen sie versehen, daß es der edelsten und klügsten Person schwer geworden sein würde, sich in dem Hause Liebe zu erwerben und Ruhe zu gründen.

Zum Unglück war sie aber auch die Person nicht, die sich in diese Lage paßte. Ihre Jugend war schon anstößig, — ihre Gesinnung aber verdarb alles. Wer sie nicht schon kannte, der sah sie im Zirkel der Familie nicht für die Mutter, sondern kaum für die älteste Tochter an. Klugheit und Herzensgüte hatte sie noch weniger, daß sie also unmöglich eine gute Stiefmutter werden konnte.

Das Publikum that nicht unrecht, daß es ihre noch lebende Mutter laut tadelte. „Sie hätte," sprach man, „ihrer Tochter nicht nur die Bestimmung einer Stiefmutter, sondern auch eine weise Anführung dazu geben sollen."

Die Mutter kam selbst, ihre Tochter einzuführen, aber man warf ihr grobe Fehler vor. „Anstatt" — hieß es — „daß sie dem Schwiegersohne den schändlichen Grundsatz einzublasen sucht, daß er alles, auch seine Kinder verlassen und an seinem Weibe hangen müsse, hätte sie biblischer reden und sagen sollen: Du mußt sogar mich verlassen — mich nicht hören, wenn ich dir böse Rathschläge geben sollte." —

Der

Der Tochter hätte sie sagen sollen: „es ist deine Pflicht, deines Mannes Kinder als deine eigenen Kinder zu lieben. Behandele sie mütterlich, sei rechtschaffen, liebreich und sanftmüthig gegen sie! Dies ist das sicherste Mittel, dir ihre kindliche Liebe zu erwerben, und, wenn dein Mann rechtschaffen denkt, so ist es auch der einzige Weg, Achtung und Werth bei ihm zu erlangen. Du bist ihm viel schuldig! Er entreißt dich dem Stande der Niedrigkeit und Verachtung. Glaube mir, das kostet ihm mehr als er selbst denkt; und mehr, als du glaubst, wird es dir kosten, durch dein Betragen zu verhindern, daß ihn nie gereue, dies gethan zu haben. Tiefer, als du vorher erniedriget warest, erniedrigest du dich, wenn du dich durch dummen Stolz seiner und des Publikums Achtung unwerth machst.“ So hätte sie sprechen müssen, sagte das Publikum.

Sollte dem Leser hier der Gedanke aufsteigen, daß das damahlige Publikum ziemlich hart geurtheilt habe, so geht es ihm gerade wie dem Autor. Eine Schwiegermutter, die dem Schwiegersohne und der Tochter bei ihrer Verheurathung solche schändliche Gesinnungen

nungen einflößen kann, ist iedem edlen Herzen freilich ein Ungeheuer, dessen Dasein man zur Ehre der Menschheit gern bezweifeln möchte. Aber wer kann zweifeln, wenn die Wahrheit sich selbst rechtfertiget? Der Autor hat ia diese Erzählung nicht erdichtet! Sie steht wörtlich so in den Nachrichten, welche der Stammvater der Sommerfeldschen Familie von seinen Begebenheiten und Schicksalen für seine Nachkommen eigenhändig aufgesetzt hat. Dieser war ia Heinrichs und Jakobs Aeltervater, und der einzige Sohn aus Elias Sommerfelds zweiter Ehe mit dieser Schweinschneiderstochter. Ists auch nur wahrscheinlich, daß er solche schimpfliche Nachrichten, wenn sie nicht wahr wären, von seiner leiblichen Mutter und Großmutter würde aufgeschrieben, — ohne Widerspruch aufgeschrieben — oder gar erdichtet haben? Man lese nur weiter, die Wahrheit rechtfertiget sich!

Einige Wochen nach der Hochzeit ließ Elias einen Wagen anspannen, seine zweite Frau einer bekannten freundschaftlichen Familie auf dem Lande vorzustellen. Indes daß der Vater mit seiner Frau im Wagen

noch

noch durch die Straßen der Stadt tändelte und liebäugelte, traten zu Hause die Kinder zusammen und berathschlagten mit einander, wie sie sich in Abwesenheit der Eltern die Zeit vertreiben wollten. Den Augenblick kam es zum Entschluß: Brüder und Schwestern riefen ihre Bekannten aus der Nachbarschaft zusammen.

Es waren lauter artige Kinder aus guten Häusern, mit denen sie bei Lebzeiten und mit Genehmigung ihrer Mutter von Jugend auf Umgang hatten unterhalten dürfen. Gleich gingen die kleinen Mädchen zu ihren Puppen, die Knaben trieben den Kreusel im Hausflure herum, und die Erwachsenen setzten sich um einen Tisch, und unterhielten sich mit Erzählungen. Sie saßen noch vergnügt bei einander, als gegen Abend die Eltern von K. zurückkamen, so ruhig und furchtlos, wie Menschen bei gutem Gewissen, die nichts scheuen.

Die Stiefmutter trat mit einem finstern Blick in die Stube. Weil sie aber niemahls freundlich aussahe, so ließen sich die Kinder in ihrer Ruhe dadurch nicht stören. Die Kinder vom Hause boten ihr freimüthig die

Hand,

Hand, die Fremden aber baten zuversichtlich um Entschuldigung, daß sie unterdessen zum Besuche gekommen wären. Nicht lange, so ging die Mutter hinaus; die älteste Tochter folgte ihr nach. Mitten im Hause kehrte sich die Mutter um, und schrie der nachkommenden Tochter im barschen, furiösen Ton des Unmuths zu: „Wer sie geholt hat, kann ihnen auch zu fressen geben!“ — Das gute Mädchen weinte, ging in die Stube zurück, klagte ihren Freundinnen die Begegnung, und diese gingen alle nach Hause.

So ausführlich würde der Autor diesen kleinen Vorfall nicht erzählt haben, wenn er nicht so starkes Licht über den stiefmütterlichen Charakter verbreitete, und weniger fruchtbar an unglücklichen Folgen für die Familie gewesen wäre. Nun hatte die Stiefmutter bei den Kindern alles verloren. Die älteste Tochter erzählte diesen Vorfall der Tante Kriegsräthin, die als Witwe wieder in der vaterländischen Residenz lebte. Hier fand sie so viel Bedauern, so viel Bestärkung im Unwillen gegen Vater und Stiefmutter, so viel Aufmunterung zur Widersetz-

setzlichkeit, daß der Friede des Hauses unwiederbringlich verloren war.

Von den zehentausend Thalern, welche diese Stiefmutter als ein Heurathsguth zum Vater gebracht haben sollte, sprach das Publikum sehr nachtheilig und verdachtvoll. Die Tante Kriegsräthin hielt es geradezu für ein erdichtetes Vorgeben, und ergriff diese Gelegenheit, dem Herzen der Tochter diesen Verdacht einzuflößen. Ihre Absicht gelang. Aus dem neuerlichen Vorfalle war der Tochter der Geitz der Mutter erwiesen genug; nun hielt sie auch den Vater der Ungerechtigkeit fähig, die Stiefmutter, in die er ganz außerordentlich verliebt war, mit dem Gelde seiner Kinder zu bereichern. Sie ging nach Hause zurück, und theilte ihrem Geschwister mit dieser Entdeckung zugleich auch ihre Gesinnung mit. Von da an lebten die Kinder der Mutter, und die Mutter lebte den Kindern zur Plage. Die Kinder wurden unterdrükt; aber die Mutter mußte so viel Kränkungen ausstehen, daß sie keine vergnügte Stunde hatte, und das Haus schon im ersten Vierteljahre gern wieder verlassen hätte, wenn sie so wieder hätte hinausgehen

können, wie sie hineingekommen war. Aber — — —

Es kam ein Sohn, Gottfried, aus dieser Ehe. Durch diesen wurden die Unruhen in der Familie größer, und das Schicksal der Mutter ward immer trauriger. Wie der Sohn wuchs, so wuchsen auch Neid, Haß und Feindschaft in den Herzen der Kinder erster Ehe. Sie vergalten ihm alle die von der Stiefmutter erduldete Härte und Lieblosigkeit zehenfach, schlossen ihn von ihren Spielen aus, wollten gar keine Gemeinschaft mit ihm haben, sie drückten kränkten und beschimpften ihn, und wenn sie weiter nichts wußten, so hieß er der Schweinschneiderjunge. Gütige Vorstellungen konnten so wenig als harte Bestrafungen etwas ändern. Der Vater kränkte sich, die Mutter starb endlich vor Gram, und Gottfried hörte nicht auf zu bitten, bis ihn der Vater in eine auswärtige Handlung brachte.

Nach zehen Jahren starb der Vater, und Gottfried ward zur Theilung des väterlichen Nachlasses zurück gerufen. Er wünschte herzlich, sein Geschwister in bessern Gesinnungen gegen sich wieder zu finden, und

machte sich in den ersten Tagen seines Daseins schon einige Hoffnung; aber sein Irthum zeigte sich bald. Die Siegel wurden erbrochen, Schränke und Kasten wurden geöffnet und — man fand sich in seiner Erwartung wider alles Denken betrogen. Kaum daß die ganze Verlassenschaft zureichte, die Kinder der ersten Ehe zu befriedigen, die noch Anforderungen zu machen hatten; für Gottfrieden blieb kein Groschen.

Unbegreiflich war es, wo alles geblieben sein sollte. Gottfried konnte kaum iemanden eine Bosheit zutrauen, der er sich selbst unfähig fühlte. Aber so verdachtlos, so wahrhaftig einfältig auch sein brüderliches Herz war; so konnte er iezt doch nicht verhindern, daß Gedanken bei ihm aufstiegen, die er von seinen Brüdern und Schwestern noch nie gedacht hatte. Was durfte er aber zu erlangen hoffen? Um des Friedens willen, den er über alles liebte, ließ er auch diesen Verdacht nicht wurzeln, und entschloß sich sogleich, seine Vortheile aufzuopfern, in der Hoffnung, daß er dadurch seiner Geschwister Liebe gewinnen würde. Also begab er sich in Gedanken den Augenblick aller recht-

lichen Wege und Hülfe, und blieb, wenn iene auch alles hinnahmen, so gelassen, daß er gegen seine Geschwister so wenig als gegen den verstorbenen Vater ein unzufriedenes verdächtiges Wort sprach.

Noch nie hat sich ein Mensch so sehr als Gottfried betrogen! Gerade das Gegentheil erfolgte! Seine Gelassenheit ärgerte sein Geschwister so, daß diese endlich Verdacht daraus schöpften, und sie zum Schwerdte gegen ihn ergriffen. So bald nur einer den Ton angab, stimmten die übrigen alle ein, nicht anders als wenn sie sämmtlich eine verabredete Sprache führten. „Du" — schrie einer über den andern — „du hast uns den schändlichsten Betrug gespielt! Deine Gelassenheit würde dir wohl vergangen sein, hätte dich nur der Vater nicht heimlich versorgt. Anders kann es auch gar nicht sein! Der Vater hat wohl aufgehen lassen, aber alles kann er unmöglich durchgebracht haben." — Und nun blieb keine Beschimpfung übrig, die sie nicht auf ihn brachten. Sie warfen ihm den Ursprung seiner Mutter so unvernünftig vor, wie sie es ehedem in der Kindheit gethan hatten, und geriethen endlich in eine solche

Wuth,

Wuth, daß sie schon mit den Händen auf ihn losfallen wollten, als noch der gegenwärtige Sachwalter dazwischen trat. — Hier entzog sich Gottfried ihren Augen und sah sie nie wieder.

Dieser Gottfried war also der Stammvater der neuen Sommerfeldschen Familie in diesem Lande, und dem Leser ist aus dem ersten Kapitel schon das Glück bekannt, das er hier in der Residenz fand. Sein Wohlstand bestärkte die gegenseitige Familie in dem gefaßten Argwohn, bis endlich ihre Feindschaft gegen den Stiefbruder so tief und fest wurzelte, daß es nicht möglich war, einen Weg zur Aussöhnung zu finden. Auch Gottfried mußte nach vielen mißlungenen Versuchen die Hoffnung aufgeben, und wünschte nur noch, so viel Licht in der Sache zu bekommen, daß er entscheiden könnte, ob die ganze Aufführung seiner Geschwister bei der Theilung Verstellung gewesen sei, ihre gespielte Intrigue zu verstecken, oder ob sie wirklich so rein als er von allem Betruge gewesen wären. Aber er mußte in der Ungewißheit sterben.

Man muß die Vorsichtigkeit loben, wodurch dieser Stammvater bewirkte, daß diese unangenehmen Auftritte bei seinen Nachkommen in Vergessenheit geriethen. Nachricht davon konnte in der Zukunft nöthig und nützlich für sie sein; er traf aber die Einrichtung, daß diese von ihm selbst aufgesetzten Nachrichten bei seinem Leben kein Mensch zu sehen bekam. Nach seinem Tode mußte das Paket dem Aeltesten von der Familie versiegelt übergeben werden, und diesem hatte er es zur Pflicht gemacht, auf den Fall seines Todes gleiche Vorsichtigkeit zu gebrauchen. So war es auch bisher gehalten worden. Heinrich Sommerfeld wußte von dem allen noch kein Wort, als er nach dem Tode seines ältern Bruders die versiegelten Nachrichten in seine Hände bekam, und wäre Jakob nicht Jakob gewesen, so wären und blieben sie dem Publiko ietzt noch ein Geheimniß.

Jakob war seines Vaters erster Sohn, und Heinrichs ältester Bruder, aber von Jugend auf ein ausgelassener, muthwilliger Knabe. Je größer er ward, desto mehr Noth, Unruhe und Kosten machte er dem Vater. Kein Beßrungsmittel blieb unversucht,

ſucht, aber keins ſchlug an. Nach geendigten Lehrjahren mußte ihn der Vater in die Welt unter andere Leute gehen laſſen. Beim Abſchiede verſprach er dem Vater Beßrung in der Hand; aber er fing nun erſt an zu raſen, und ſo lange ihm der Vater ſein Herz nicht ganz verſchließen konnte, mußte er Geld über Geld nachſchicken. Endlich aber riß des Vaters Geduld, daß er die Hand gänzlich von ihm abzog. Nun wollte er nichts mehr van ihm hören und ſehen. Seit zwei Jahren wußte kein Menſch, wo er geblieben war.

Einſt ſaß der Vater mit ſeinen beiden guten Söhnen, dem Herrn Superintendenten, D. Skrupelius, und einigen andern Freunden zu Abende am Tiſche. Die Söhne hatten zur Feier des väterlichen Geburtstages eine feſtliche Mahlzeit beſorgt, und eben klangen die Gläſer aufs Wohl des ſiebzigjährigen Greiſes, als ſich auf der Straße ein Poſtillon auf dem Horne hören ließ. „Eine Extrapoſt!“ ſprach man, und weiter wurde auf dieſen alltäglichen Vorfall nicht geachtet. Man trank noch, ſo ging die Stubenthür auf, und ehe der Vater be-

merkte was vorging, lag Jakob neben ihm auf den Knien und küßte ihm die Hand.

„Bester Vater!“ — sprach er unter Weinen und Schluchzen — „nun keine Kränkung mehr, — lauter Freude will Ihnen Ihr Jakob machen. Ich habe viel gelitten, und werde — noch lange traurige Folgen meiner Thorheiten tragen müssen; aber ein Leiden — es ist Ihr Unwille — dies Leiden ist mir ganz unerträglich. Nehmen Sie mir nur dieses ab, die übrigen alle will ich zu meiner Besserung tragen. Vater! — ach Vater! — gekränkter Vater! — es sind Thränen — der aufrichtigsten Reue, — die ich weine — Thränen — die Gott nicht verwirft. — Können Sie einen verlornen Sohn verstoßen — wenn er wiederkehrt?“ —

Er wollte weiter reden, aber Wehmuth erstickte die Sprache, und die gegenwärtigen Brüder und Gäste traten hinzu, den Auftritt zu unterbrechen und den gedemüthigten Bruder aufzuheben. Dem Vater zitterten alle Glieder; er versuchte aufzustehen und fiel wieder in den Stuhl zurück. Er weinte wie ein Kind, und konnte nicht sprechen. Beide Brüder hatten Jakoben in der Mitte und

ſtanden Hand in Hand vor dem Vater, als bäten ſie für ihn.

Der Vater nahm ſeine Mütze ab, und faltete die Hände wie zum Beten. Sein Blick war unverwandt mit dem Ausdruck des Mitleids und einer furchtſamen väterlichen Liebe auf Jakoben geheftet; auf dem ſinkenden Haupte zitterten nur einzelne ſilberfarbene Haare, und der langſame Mund ſprach endlich mit bebender Stimme: „Jakob! — dies graue Haupt — beugſt du — in die Grube, — wenn — du mich — abermahls — täuſcheſt. — Schon glaubte ich — dich vergeſſen — zu haben, aber ich fühle — daß ich — Vater bin!“ — —

Hier breiteten ſich ſeine beiden Hände aus, und Jakob fiel ſchluchzend hinein. „Nein!“ ſprach er, „nein, gütiger Vater, ich täuſche Sie nicht!“ Aus des Vaters Armen fiel er ſtumm in die Arme der Brüder, und aus dieſen in die Umarmungen der gegenwärtigen Freunde. Zuletzt ging die Freude des heutigen Abends über alles.

Kein Menſch wollte an Jakobs aufrichtiger Bekehrung zweifeln, ſo ſehr harmonir-

ten alle Umstände mit seinen Reden. Der Anblick empfahl ihn schon. Er hatte ein munteres Ansehen, ging wohlgekleidet, und führte einen Beutel mit Holländischen Dukaten bei sich, der sich sehen ließ. Auch in seiner Aufführung erschien er untadelhaft. Das klägliche, das schreckliche Ende eines seiner lasterhaften Mitbrüder hatte ihn, wie er sagte, so erschüttert, daß er auf der Stelle den Entschluß faßt, umzukehren. Aus allen den Verbindungen zu kommen, die seinen guten Vorsatz leicht wieder hätten umstoßen können, war er nach Holland gegangen, und hatte das Glück gehabt, in eine der besten Handlungen zu Amsterdam zu kommen, wo ihm nicht nur ein ansehnlicher Gehalt, sondern auch manche Gelegenheit zu Nebenverdiensten gegeben ward. Hier hatte er sich in Umstände versetzt gesehen, worin es ihm leicht möglich war, sich selbst wieder aufzuhelfen, und daher war sein Entschluß gekommen, den Vater nicht eher etwas von sich wissen zu lassen, als bis er im Stande wäre, mit Anstand vor seine Augen zu kommen.

Auch dieser Erzählung trauete der Vater nicht blindlings, sondern er schrieb an die ge-

genannte Handlung nach Amsterdam. So bald aber eine Antwort erfolgte, welche die Wahrheit dieser Erzählung bestätigte und dem Sohne die besten Zeugnisse gab; so bald schenkte er ihm auch seine ganze väterliche Liebe wieder.

Am letzten Gebuhrtstage hatte dieser Vater seinem zweiten Sohne die Handlung übergeben, und Heinrich sollte den folgenden Tag nach L. auf die Universität gehen. Der erste Umstand konnte Jakoben freilich nicht angenehm sein; um den Vorzug der Erstgeburt sahe er sich dadurch gebracht. Indes konnte ihn der Vater darüber bald beruhigen. Er kaufte für ihn ein Haus, und gab ihm zur Errichtung einer eigenen Handlung nicht nur ein ansehnliches Kapital, sondern verschaffte ihm auch Kredit.

Anfangs ging alles so gut, daß der Vater eine herzliche Freude darüber hatte; aber kein Jahr verging, so war Jakob der vorige liederliche Mensch. Er fing an, fürstlichen Aufwand zu machen, hielt sich Maitressen, hatte täglich offene Tafel und zahlreiche Gesellschaften in seinem Hause, und folgte ieder aufwachenden Neigung zügellos.

Zu-

Zuletzt ließ er sich noch von der Spielsucht hinreissen. Vermuthlich ergriff er sie schon in der Desperation als ein Rettungsmittel; aber sie vollendete sein Verderben und richtete ihn in kurzer Zeit ganz zu Grunde.

Der Vater hatte ihn zu rechter Zeit bitten und warnen lassen, der Sohn hörte nicht; er ließ ihn zu sich fordern, der Sohn kam nicht; der Bruder ward vom Vater abgeschickt, Jakob war nicht zu sprechen. Endlich, als ihn die Kreditores von allen Seiten drängten, und sich Jakob gar nicht mehr zu helfen wußte; kam er zum Vater. Aber nun wollte und konnte sich der Vater seiner nicht mehr annehmen. Gleich dem nichtswürdigsten Buben stieß der liederliche Mensch die schändlichsten Worte aus, und ging unter den fürchterlichsten Drohungen und Flüchen zum Hause — und den Abend noch zur Stadt hinaus.

Den Morgen darauf ward der Vater als Bürge von den Kreditoren angegriffen. Er wählte den kürzesten Weg und befriedigte sie. Nun machte er aber auch so gleich sein Testament, suchte dadurch seine beiden guten Söhne vor Jakobs fernern Beunruhigungen

gen ſicher zu ſtellen, und ſtarb, ehe Heinrich von der Univerſität zurück kam.

Jakob hatte, wie man endlich erfuhr, ſeinen Weg nach B. genommen, und war in die Bekanntſchaft der daſigen feindſeligen Sommerfelde gerathen, die ihn ſo eingenommen hatten, daß ſie ihn nach ihren Abſichten lenken und gebrauchen konnten, wie ſie wollten.

Daß iene Familie, die das Andenken der alten Familienzwiſtigkeiten ſorgfältig erhalten, und ihren Kindern die feindſeligſten Geſinnungen gegen die dieſſeitigen Sommerfelde eingepflanzet hatte, Jakoben unter ſich aufnahm; und daß Jakob iener Grundſätze annehmen, ſich von ihnen verächtliche, unnatürliche Geſinnungen gegen ſeine Brüder einblaſen laſſen, mit ienen auf dieſe ſchimpfen, und ihnen im vierten Gliede noch den Urſprung aus einer Schweinſchneiderfamilie zur Schande anrechnen konnte, die ihn doch, wenn es Schande war, ſo ſtark als ſeine Brüder traf, iſt beides gleich unbegreiflich. Aber Laſter können ia nie feſte Grundſätze haben. Jene wollten vermuthlich durch Jakobs Vereinigung ihre

Ba-

Beschimpfungen den Brüdern desto kränkender machen; und Jakob mußte wohl in seiner ietzigen Lage für Duldung und Aufnahme alles aufopfern. Genug er that es, und ward dafür als Diener in die Handlung aufgenommen.

Seit dem hatte er sich hier nicht wieder sehen lassen. Heinrich hatte nach des Bruders Tode einigemahl an ihn geschrieben, aber keine Antwort bekommen. Jetzt erwartete er ihn nun in seinem Hause, und war bereit, ihn mit einem brüderlichen Herzen aufzunehmen.

Viertes Kapitel.

Der Barometer drohet Sturm; das Wetter wird doch schön.

Jakob kam nicht, aber der Superintendent stellte sich ein. Seine Absicht war leicht zu errathen. Unter tiefen Verbeugungen, mit der gefälligen Mine des Wohlwollens trat er zu Sommerfelden in die Stube, und war so unerschöpflich in Freundschafts-

und

und Hochachtungsversicherungen, daß dieser kaum antworten konnte. Sein Zweck war, einen Vergleich zwischen beiden Brüdern zu stiften. Ein rühmliches Geschäft für einen Geistlichen, wenn der Mann darnach ist!

Verwundern darf man sich nicht, daß Jakob seine Zuflucht zu ihm nahm. Der Superintendent war ihm als ein eifriger Freund des väterlichen Hauses bekannt; in der kurzen Zeit, da er seine eigene Handlung in der Residenz trieb, hatte Jakob selbst speciellen Umgang mit diesem Hause unterhalten; das hatte er vielleicht auch erfahren, daß der Superintendent mit seinem Bruder nicht mehr harmonirte; und am wenigsten konnte ihm unbekannt sein, wie sehr es des Superintendenten Sache war, sich in fremde Händel zu mischen. Seine Eitelkeit fand dabei Nahrung, er mochte gern alles gethan haben. Interessirte er sich erst für eine Sache, so war er auch bemühet, sie mit einem Eifer durchzusetzen, der keinem Widerstande wich, und schwer war er durch Gründe, auch wenn er die unrechte Parthei ergriffen hatte, zu einem andern Entschluß zu bringen. Wer die Lage gegen ihn

hatte,

hatte, daß er Folgen fürchten mußte, wenn er sein Recht aufs äußerste gegen ihn verfolgte, der handelte allezeit klüger, wenn er sich lieber gleich gefangen gab. Dies war ein Weg, am besten aus der Sache zu kommen. — Gerade einen solchen Mann suchte Jakob; er konnte sich an keinen andern wenden, wenn ihm einmahl seine Gesinnung nicht erlaubte, unmittelbar zum Bruder zu gehen.

Für Sommerfelden war er aber der unrechte Mann. Bis zum Erstaunen hoch spannte der Superintendent Jakobs Forderungen! Nicht genug daß er von des Bruders Verlassenschaft so gut als Heinrich die Hälfte haben wollte; er verlangte außerdem sein väterliches Erbtheil, und behauptete, daß ihm als ältesten Sohne des Hauses die Handlung übergeben werden müsse, zumahl, da er die Handlung erlernt habe und Heinrich nicht.

Was Sommerfeld dagegen sagte, war alles nichts. Der Superintendent bewies aus Gründen der gesunden Vernunft und Religion, daß seine Forderungen die gerechtesten und billigsten wären, die sich der Gegner zu erfüllen nicht weigern dürfe,

wenn

wenn er ein Christ sein wolle. Nun kann man sich den Ausgang seiner Unterhandlung denken. Sommerfeld bat den Herrn Doktor, daß er sich ferner keine Mühe in der Sache geben möchte. Seine Erklärung war ganz brüderlich:

„Es ist schon schlecht," sagte er, „wenn ein Bruder gegen den andern einen Mitler wählt, ohne von der streitigen Sache mit ihm in Liebe zu sprechen. Bei mir kann Jakob durch keine Fürsprache so viel als durch sich selbst gewinnen. Wäre er auch mein geschworner Feind; so muß ich ihm doch Gerechtigkeit wiederfahren lassen: kann er aber mein Bruder sein; so sollen Recht und Gesetze meine brüderliche Liebe nicht einschränken." Kaum daß der Superintendent die letzten Worte hörte, so ging er unwillig fort, und sagte Sommerfelden bittere Grobheiten, auch die Drohung, daß es ihm leid werden solle.

Bis ietzt hatte sich Jakob ganz verborgen gehalten. Nun erfuhr die ganze Residenz nicht nur seine Gegenwart, sondern auch die Absicht seines Daseins in wenig Tagen. Allerdings mußten die Nachrichten aus der Su-

perintendentur kommen, und gerade so waren sie auch, daß man dies aus ihrem Gehalt muthmaßen konnte. Die Frau Superintendentin mußte nun einmahl sprechen, und war allenthalben, wo man sie haben, und wo man sie nicht haben wollte. Gleich wußte sie das Gespräch auf Sommerfelden zu lenken und dann waren auch ihre Anmerkungen den Augenblick da:

„Der reiche Sommerfeld! ia, das ist Kunst! So kann ich auch reich werden, und groß thun! Es ist doch schrecklich! — etwas ganz unerhörtes! Nicht nur die Verlassenschaft des zweiten Bruders will er ganz für sich behalten, sondern auch das väterliche Erbtheil will er seinem armen unglücklichen Bruder zu Wasser machen. Das muß man gestehen, der hat seiner Urältermutter Pfiffe recht im Kopfe! Aber Geduld! Es wird nicht gehen wie er denkt! — Mein Mann nimmt sich der Sache an; Jakob ist selbst hier!“

Niemand war bei diesen windigen Drohungen ruhiger als Sommerfeld. Der Vater hatte ein Testament gemacht, das seiner Verordnung gemäß sogleich nach seinem Tode dem zweiten gegenwärtigen Sohne publicirt

blicirt wurde. In demſelben war Jakob von allem fernern Antheil an der Verlaſſenſchaft gänzlich ausgeſchloſſen mit der Erklärung, daß er ſchon abgefunden ſei, und allein mehr bekommen habe, als ſeinen beiden Brüdern iezt zu Theil werde. Jakobs eigenhändige Quittungen, auch die erhaltenen Poſtſcheine wurden zum Beweiſe angeführt, welche der Vater als Beläge ſorgfältig aufgehoben hatte.

Heinrich war abweſend, als der Vater ſtarb; er hatte aber auf deſſen Verlangen eine gültige Vollmacht von L. aus überſchickt, worin die Uebernahme und Verwaltung ſeines Erbtheils auf den Fall, daß der Vater ſterben würde, bis zu ſeiner Zurückkunft dem zweiten Bruder übertragen wurde. So konnte alſo keine Unruhe entſtehen. Es fand keine Verſiegelung Statt, die Lage der Sachen blieb, wie ſie war.

Der zweite Bruder lebte nach des Vaters Tode wenig über zwei Jahr. Noch bei guter Zeit ließ er eine gerichtliche Kommiſſion zu ſich kommen, und erklärte vor ihr ſeinen letzten Willen: daß ſein jüngerer Bruder, Heinrich, ſein Univerſalerbe ſein, und dem äl-

tern Bruder, Jakob, zweitausend Thaler pro Legitima auszahlen solle. Diese zweitausend Thaler deponirte Heinrich zu Rathhause, nachdem er einigemahl an seinen Bruder geschrieben, und keine Antwort bekommen hatte. Kurz er war von allen Seiten so sicher und gedeckt, daß es selbst der Kabale und Intrigue schwer werden mußte, ihm etwas anzuhaben. Also erwartete er die Anlage seines Bruders in gelaßner Ruhe.

Mit einem Mahle breitete sich eine Nachricht aus, die allen unerwartet kam. Es wollte sie erst kein Mensch glauben, aber sie bestätigte sich: Jakob war fort. Er blieb lange — lange weg; allen wars unbegreiflich und kein Mensch erfuhr, wo er wäre, und warum er ietzt weggereiset sei. Aber er war fort, die zweitausend Thaler lagen noch zu Rathhause, der Handel ruhete, alles war still! Hätte doch Jakob seinem Bruder Heinrich das Herz zugetrauet, das er wirklich hatte!

Als Kaufmann zu leben und zu sterben, das war noch nie sein Vorsatz gewesen, wenn er schon die Handlung übernommen hatte. Zu dem Entschluß brachte ihn damahls vor-

nähm

nähmlich brüderliche Liebe; die Handlung ſollte nicht in fremde Hände — auch nicht in Verfall kommen. Jakob, hoffte er, würde in der Nachricht vom Tode des Bruders Aufmunterung finden, in ſein Vaterland und — zur Ordnung zurück zu kehren. Mit Freuden wollte er dann die Handlung unter den billigſten Bedingungen in ſeine Hände geben, für ſich aber einen Ort ſuchen, wo er in Unabhängigkeit für ſeine Ruhe und für die Wiſſenſchaften leben könnte.

So lange aber in der Unruhe zu bleiben, das war von Anfange ſein Wille nicht. Die Geſchäfte ließen ihm zu wenig Zeit, ſeine Lieblingsneigung zu befriedigen, und noch ſeltener befand er ſich, wenn ihm Zeit übrig blieb, in der Gemüthsruhe, welche die Wiſſenſchaften erfordern. Nicht einmahl der angenehmſten Unterhaltungen mit ſeiner Frau ward er froh und ſatt, mit der er doch ietzt ſo viel von ihren künftigen Pflichten und Freuden zu ſprechen hatte.

Hannchen war für Sommerfelden wirklich die Frau, die er ſich nur wünſchen konnte, eine zärtliche, theilnehmende Gattin, die angenehmſte, unterhaltendſte Geſellſchafterin

terin. Er kannte keine glücklichern Stunden, als die er an ihrer Seite zubringen konnte, und fand keinen Geschmack an Freuden, die sie mit ihm nicht theilte. Ungern trennte er sich von ihr.

Als die Stunde herannahete, die ihn zu einem glücklichen Vater machen sollte, riefen ihn dringende Geschäffte von Hause weg. Die Messe war vor der Thür.

Man hätte den Kampf empfinden müssen, den es Sommerfelden kostete, sich aus ihren Armen zu reissen; — man hätte die Thränen müssen fließen sehen, die Hannchen in seinen Busen weinte, als sie in naher Gegenwart der allerbedenklichsten Stunde den von sich lassen sollte, den sie sehen mußte, wenn sie Muth und Freude haben sollte; — man müßte sich auch in den Umständen befinden, daß man für sein Glück sonst nichts zu thun hätte — als einen weisen Gebrauch von den Gütern dieser Welt machen zu lernen; wenn man sich die Gemüthslage sollte vorstellen können, in welcher Sommerfeld diesmahl nach Leipzig reiste. „Es soll die letzte Messe sein!“ — Auf diesen Entschluß führte ihn iede Ueberlegung.

Er reiſte, und nach acht Tagen bekam er einen Brief. Hannchen war von einem jungen Sohn entbunden worden, hatte aber viel ausſtehen müſſen, — war noch ſehr ſchwach; — man hatte Mühe gehabt, der Mutter und dem Kinde das Leben zu retten. — Sommerfeld war zwiſchen Freude und Schmerzen, zwiſchen Hoffnung und Furcht ſo getheilt, daß er in der Verlegenheit kaum wußte, was er that. Er ging aus, beendigte ſeine Geſchäfte ſo gut und ſo eilig als er konnte, trat augenblicklich die Rückreiſe an, fuhr Tag und Nacht, und eilte mit den Worten zu ſeinem Hannchen: nie reiſe ich auf ſo lange Zeit wieder von dir! — in meinem Leben nicht wieder!“

Seit dem war er feſt entſchloſſen, ſich aus der Handlung zu ziehen, es koſte auch was es wolle. O wie erfreulich wäre ihm das geweſen, wenn Jakob zur Ordnung und Tugend hätte zurück kehren wollen! Wie ſo gern hätte er ihm mit Aufopferung ſeiner eigenen Vortheile Haus und Handlung augenblicklich übergeben!

Jakob war unterdeſſen wirklich wieder zurück gekehrt. Gleich zu Anfange der Meſſe

hatte er sich schon wieder in öffentlichen Gesellschaften sehen lassen, und wenn das Publikum recht urtheilte, so mußten sich seine Umstände sehr verbessert haben. Gewiß war es, daß sich sein Herz und seine Gesinnung merklich verschlimmert hatten. Wo er nur war, da schimpfte er auf den verstorbenen Vater und Bruder, dem lebenden Heinrich aber drohete und schwor er Verderben und Tod. Wenigstens sollte er als ein Betrüger zur Stadt hinaus müssen.

Nach den Bewegungen zu urtheilen, die ietzt gemacht wurden, war Sommerfelds Untergang seine ernstliche Absicht. Der Superintendent ging fast täglich zum regierenden Burgemeister, und wenn die Reden Grund hatten, die aus seinem Hause kamen, so war schon alles darauf angelegt, daß für Sommerfelden zum allerwenigsten ein langweiliger und verderblicher Proceß aus dem Handel entstehen mußte. So viel war daraus gewiß zu ersehen, man hatte sich Abschriften beider Testamente geben lassen; was aber Jakob dagegen einzuwenden hatte, das erfuhr man auf dem Billard eher, als zu Rathhause. Dies waren seine eigenen Worte:

„Was!

„Was! Quittungen? Die hat ein Schelm gemacht! Ich habe dem Vater so wenig eine gegeben, als er ie eine verlangt hat. Es ist nicht an dem, daß ich abgefunden bin! Was meine Erziehung kostet, kann mir doch vom Erbtheile nicht abgezogen werden! Warum schickte mir der Vater, als ich in auswärtigen Handlungen diente, so viel Geld nach? Ich weiß es ihm keinen Dank! Er hat mich damit verdorben! That er das nicht, so mußte ich wirthlicher werden! — Daß ich hernach das Unglück hatte, durch einen Zusammenfluß widriger Umstände umgeworfen zu werden, das wird mich doch nicht erblos machen sollen. War doch der Vater selbst daran Schuld! Er hätte mich unterstützen sollen, als ich ihn darum bat, so konnte ich mir wieder helfen! Aber so! — mir versagt er Hülfe, und — meinen Kreditoren zahlt er ihre Anforderungen unverkürzt. Warum setzte er sich nicht mit ihnen? Dreissig Procente mußten sie annehmen! Das hat nichts zu sagen, mein Erbtheil soll mir wohl werden! Heinrich hat viel Geld auf der Universität durchgebracht, und — nun doch nicht so viel gelernt, daß er beim Studiren fortkommen kann. Ist das nicht eben so viel

als mein Bankerott? Und wie konnte denn der verstorbene Bruder über die Handlung disponiren? Sie gehört ia, nach den Landesgesetzen, mir als erstgebohrnem Sohne vom Hause!“ — Kurz Jakob machte durch seine Reden dem Vater in der Erde Schande, und dem lebenden Bruder Unruhe.

So standen die Sachen, als der Regierungsrath Leh wirklich ankam. Der Leser erinnert sich doch seiner noch? Er war Hannchens ältester Onkel, des Amtmanns Leh erster Bruder. Vor sechs Jahren hieß es schon, daß er kommen würde. Der Fürst selbst hatte ihn damahls auf einer Reise nach dem Bade gesprochen, und ihm sein Wohlgefallen über die Anlagen, die unter seiner Direktion gemacht wurden, mit Anbietung seiner Dienste zu erkennen geben lassen. Anfangs glaubte man gewiß, daß er bald kommen würde; mit der Zeit fing man aber an zu zweifeln, und hätten nicht gewisse Umstände immer noch Muthmaßungen unterhalten, so würde die damahlige Sage ganz vergessen worden sein.

Nicht lange nach der Zurückkunft von iener erwehnten Reise nahm der Fürst große

Ver-

Veränderungen in den Kollegiis vor. Faſt alle Räthe wurden verſetzt, in der Kammer blieb, außer dem Präſidenten, faſt kein einziger. Alle Stühle wurden wieder beſetzt, nur der nächſte nach dem Präſidenten blieb ledig. Der Fürſt erklärte ſich darüber, daß dieſe Stelle für einen Mann beſtimmt ſei, der ſie ſich ſchon längſt verdient, und die Beſtallung ſchon in Händen habe. Bis ietzt ſtand dieſer Stuhl noch ledig.

Auch das war bekannt, daß der Fürſt mit dem Kammerrath Leh ſeit dem fleiſſig korreſpondirte. Man hatte Beweiſe genug, daß er viel bei dem Herrn galt, weil manche Verordnung aus dem Kabinette kam, die auswärtige Rathſchläge verrieth. Alſo unterhielt man ſich immer noch mit Muthmaßungen, bis endlich die Erfüllung eintraf.

Jetzt klärte ſich die Urſache der langen Verzögerung auf. Der Mann hatte große, wichtige Anlagen zu machen übernommen, und ſich dem daſigen Fürſten gegen eine anſehnliche Belohnung verpflichten müſſen, bis zu deren Beendigung auszuhalten. Nun waren iene Proiekte ausgeführt, und Leh kam.

Er

Er erhielt nicht nur den ledigen Stuhl in der Kammer, sondern ward auch als votirender Rath in die Regierung gesetzt.

Zwei wichtige Stellen, die ihm anvertrauet wurden; er war aber Mann dafür! Schon durch seine Schriften hatte er sich den Ruhm eines großen Juristen und Kameralisten erworben; sein Ansehen entsprach auch den großen Vorstellungen, die sein Ruf von ihm verbreitet hatte; und seine Handlung ließ die Erwartung des Fürsten so wenig als die Hoffnung des Landes unbefriediget. Bis ietzt hatte sich noch kein Kammerrath zugleich des Fürsten Gnade und der Unterthanen Liebe so bald und so völlig erworben. Wären unter denen, die neben ihm saßen, keine Feinde und Neider gewesen, so hätte er im ganzen Lande deren keinen gehabt.

Als er kaum vier Wochen da war, gab ihm der Fürst einen Beweis seines in ihm gesetzten Vertrauens, der den ganzen Hof aufmerksam machte. Der Erbprinz war ins sechzehente Jahr getreten, und der Fürst ging damit um, ihm einen Hofmeister zu geben, der geschickt wäre, den Prinzen auf eine Universität, und hernach auf Reisen in

fremde

fremde Länder zu führen. Leh hatte noch einen jüngern Bruder, der erst kürzlich aus England zurückgekommen war, und sich jetzt bei seinem ältesten Bruder, dem Amtmann Leh, aufhielt. In Gegenwart der vornehmsten Hofkavalier fing der Fürst über Tafel an, davon zu sprechen. „Herr Regierungsrath! kennen sie keinen Mann, der geschickt ist, den Erbprinzen als Hofmeister zu führen?“

„Ja, gnädigster Herr!“ antwortete der Regierungsrath, „ich kenne einen, aber mein Zeugniß für ihn ist nach den Rechten ungültig. Es ist mein Bruder.“

Der Fürst fragte nach seinen Umständen, und als er hörte, daß der Mann auf Reisen gewesen war, so äußerte er ein Verlangen, ihn zu sehen. Er kam; der Fürst sprach mit ihm, und machte ihn zum Hofmeister. — Nun hatte Sommerfeld zwei Onkels mehr bei sich.

Die Welt ist doch allenthalben Welt! — Hannchens wegen freuete sich Sommerfeld über diese Vorfälle. Er hatte sie aus allen Familienverbindungen herausgerissen,

und

und in eine Lage gebracht, beinahe als wäre sie in eine andere Welt und in ein ganz fremdes Geschlecht versetzt worden. Ihr mußte es vorzüglich angenehm sein, daß die zerrissene Verbindung gleichsam wieder angeknüpft wurde. — Bei ihm selbst hatten die Freuden der Liebe und Freundschaft einen hohen Werth, und Hannchens Beschreibungen ließen ihn im ältern Onkel einen Mann erwarten, dem er sein Herz ohne Gefahr öffnen dürfe. — Seine Erwartung wurde auch nicht getäuscht. Vom ersten Augenblick des Sehens faßten sie Werthachtung gegen einander, und iede Stunde, die sie mit einander zubrachten, vermehrte Zuneigung und Liebe. — Aber daran war ihm kaum ein Gedanke eingefallen, daß fremde Verdienste in den Augen des Publikums seinen Werth erhöhen, und Würde seiner Freunde ihn mehr als seine Unschuld vor Kränkungen schützen könne. Doch die Welt ist Welt!

Kaum daß Sommerfelds Aus- und Eingänge bei dem neuen Regierungsrath bemerkt, und seine Verwandtschaft mit ihm dem Publikum bekannt wurden, so machte man ihm die Verbeugung so tief als dem Re-

gie-

gierungsrath. So gar die Frau Superintendentin ließ die Frau Sommerfeldin zur Visite einladen, und sich sehr umständlich entschuldigen, daß sie durch mancherlei häusliche Geschäffte und Krankheiten gezwungen gewesen sei, sich diese Ehre so lange zu versagen. Sommerfeld belachte diese Einladung, rieth aber doch seiner Frau, sie anzunehmen. „Die Achtung des Publikums,“ sprach er, „das wie unsere Frau Superintendentin denkt, gilt mir so viel wie nichts; aber die Sicherheit vor ihren Intriguen soll mir lieb sein, die mir des Onkels Ansehen vermuthlich schaffen wird.“

In der Folge zeigte sichs, daß Sommerfelds Gedanke richtig war: des Regierungsraths Dazwischenkunft hatte Sommerfelds Feinden den gemachten Plan zerstört. Jakob ging nicht mehr aufs Billard, und kam er auch, so sprach er kein Wort von Erbtheil, Bruder und Proceß. Aus der Superintendentur kamen nun keine Nachrichten mehr in das Publikum; die Frau Superintendentin bedauerte in Gesellschaften den braven Mann, der von seinem unruhigen Bruder so viel Verdruß erdulden müsse;

müſſe; und der Superintendent ſahe das Sommerfeldſche Haus wieder an. Nach und nach kam man einen Schritt nach dem andern näher, bis endlich Sommerfeld den Superintendenten unvermuthet bei dem Onkel traf.

„Es iſt gut, daß Sie kommen!“ rief ihm der Onkel in der Thür entgegen, „ſo eben hat Sie der Herr Superintendent bei mir verklagt.“

„Mich?“ fragte Sommerfeld, „was habe ich denn Uebels gethan?“

„Sie haben ſich mit Ihrem Herrn Bruder nicht wollen ausſöhnen laſſen.“

„Herr Superintendent! wie können Sie das ſagen?“

„Freilich, lieber Herr Sommerfeld! Ich kam ia bloß in der Abſicht zu Ihnen, Sie wollten mich aber nicht hören!“

„Wiſſen Sie noch wohl, was für Forderungen Sie machten?“

„O ia, das weiß ich! Es waren Ihres Herrn Bruders Forderungen; ich mußte Ihnen doch ſagen, was er mir aufgetragen hatte.“

„Mei-

Meinen Sie denn aber, daß ich thun könne, was er verlangt? Das wäre so viel, als ein öffentliches Geständniß, daß ich ein Bruderbetrüger sei.“

„Ich habe weder verlangt, noch erwartet, daß Sie das thun sollten. Hätten Sie mir nur Ihre Willensmeinung gesagt; Ihren Bruder hätte ich schon lenken und stimmen wollen.“

„Meine Willensmeinung? — Die will ich Ihnen gleich sagen: Jakob bekommt zweitausend Thaler. Er hat kein Recht, mehr von mir zu fordern, und ich habe sie zu Rathhause für ihn schon niedergelegt.“

„Mehr kann er freilich als Recht nicht fordern, aber — darf er denn von Ihrer brüderlichen Liebe nicht mehr hoffen? Lieber Herr Sommerfeld! ich habe mit ihrem Herrn Onkel schon darüber gesprochen. Bekannt ists ia, daß Sie einen Mann suchen, dem Sie die Handlung übergeben können, und Ihr Bruder hat so große Lust hier zu bleiben. Ehe Sie sie in fremde Hände bringen, so gönnen Sie doch dies Glück lieber Ihrem Bruder.“

„Herr Superintendent! kennen Sie meinen Bruder? — Gern will ich ihm die Handlung heut noch geben, schaffen Sie nur Geld, oder einen Bürgen für ihn.“

Wider alle Erwartung sagte der Superintendent ia, und nahm von Sommerfelden das Versprechen in der Hand, Wort zu halten. Darauf ging er eiligst fort, Jakoben diese Nachricht zu bringen.

Fünftes Kapitel.

Ein Freudenmahl, zu welchem ungebetene Gäste kommen.

Die Präliminarien waren unterzeichnet, aber der Vergleich selbst hatte in Sommerfelds Augen noch unübersteigliche Schwierigkeiten. Jakob hatte kein Geld. Eine große Schwierigkeit, und doch die größte noch nicht! Wäre er nur ein Mann gewesen, der Ordnung und Geschäffte liebte, so hätte sich sein Bruder gewiß zu allem bereitwillig finden lassen. Wer sollte ihm aber Kredit geben, da die ganze Residenz seine ausschwei-

schweifende Lebensart kannte? Man sieht allenfalls darüber hin, wenn iemand in einem Punkte ausschweift und seiner Neigung weiter folgt, als Vernunft räth; wenn er sich nur auf andern Seiten wieder zurück hält, und seine Rechnung so macht, daß er bestehen kann. Aber Jakob war durchaus Verschwender, und dem Luxus so ergeben, daß es unmöglich war, den Aufwand zu erwerben, den die Befriedigung seiner Leidenschaften forderte. Seine Bedürfnisse übersteigen immer seine Kräfte. Da wäre alles so gut als verloren gewesen, wenn ihm sein Bruder das Kapital in der Handlung ließ.

Wie der Superintendent dazu kam, daß er so geneigt war, sich ins Mittel zu schlagen, das war Sommerfelden ganz unerklärbar. Geld fehlte ihm nicht, das war bekannt. Seine Frau hatte ein ansehnliches Vermögen zu ihm gebracht, und durch ihre ökonomische Haushaltung hatte sie ganz gewiß noch mehr erworben. Aber in dieser Familie waren auch alle die Eigenschaften erblich, welche diejenigen haben müssen, die in der letzten Hälfte des achtzehenten Jahrhunderts reich werden wollen. Von allen diesen

unterstützt kein einziger einen Kaufmann, der schon einmahl bankerott gemacht hat.

Es konnte sein, daß Jakob des Superintendenten Schwiegersohn werden wollte. Man sprach schon zur Zeit der ersten Epoche seiner Handlung, daß er mit der ältesten Mamsell, Charitas, in einem guten Vernehmen stehe. Jetzt, da er so lange bei ihr im Hause gewesen war, hatte die alte Liebe Zeit und Gelegenheit genug gehabt, wieder aufzuwachen. Aber auch diese Voraussetzung hob die Zweifel nicht ganz, weil der Superintendent sieben Töchter hatte. Zwar ließ sich aus mancherlei Ursachen erwarten, daß der Vater an der ältesten Tochter ein Uebriges thun würde; dessen aber ungeachtet traf die Rechnung noch nicht. Der Regierungsrath rieth daher seinem Neveu, daß er sich wohl vorsehen möchte.

Den andern Tag kam Jakob selbst zu seinem Bruder. Jetzt war er der Jakob gar nicht, der er in der Superintendentur war. Er fiel dem Bruder um den Hals, herzte und küßte ihn, und versprach ihm gegen erbetene Vergessenheit des Vergangenen für die Zukunft alle brüderliche Treue und

Liebe.

liebe. Auf den Hauptzweck seines Besuchs war er außerordentlich hitzig. Er fing gleich von der Handlung an, und wollte den Vergleich auf der Stelle zu Stande bringen. So bald er merkte, daß sein Bruder Bedenklichkeiten hatte, so erklärte er sich so, daß alle Zweifel augenblicklich verschwanden.

„Bruder," sagte er, „mache dir keine Sorge! Durch mich sollst du in keine Gefahr kommen! Die Sache kann abgemacht werden, ohne daß wir eines Menschen Hülfe, Zeugniß oder Bürgschaft nöthig haben. Ich verlasse mich auf deine brüderliche Treue, und du sollst baare Bezahlung von mir haben. Das Glück hat mir wohl gewollt; ich habe in einer Holländischen Lotterie hundert und funfzigtausend Gulden gewonnen. Vergeblich bin ich so lange nicht weggewesen! Kam ich nicht selbst, man hätte mir einen gottlosen Streich gespielt! Ich durfte Zeit und Kosten nicht sparen! — Nun mache du deinen Ueberschlag nach deinen Büchern, und die Forderung so, wie sie ein guter Bruder machen kann; so gebe ich dir heute noch das Geld, und ich bin Herr von Hause und Handlung. Eine Bedingung bitte ich mir nur aus:

sage keinem Menschen ein Wort von meinem Glücke. Laß das Publikum bei den Gedanken, die es sich von unsrer Verbindung von selbst machen wird. Mir liegt daran, daß ich in der Stille bleibe, und mein Wohlstand den auswärtigen Freunden verborgen gehalten werde, die ich ietzt für meine ärgsten Feinde halte. Glücklich, wenn sie von mir nichts hören, und ich keinen von ihnen wieder sehe!“

So bald und so gut aus aller Unruhe und Verwirrung zu kommen, das hatte sich Sommerfeld nicht vorgestellt. Seine und seines Hannchens Freude war unaussprechlich groß. Gern überließ er auch dem Bruder das väterliche Haus, und bezog dasienige, welches der Vater ehedem für Jakoben gekauft hatte. Hatte ienes zur Handlung die bequemste Lage und beste Einrichtung, so war dieses dagegen mit einem Garten versehen und so vortheilhaft angelegt, daß man keine Bequemlichkeit vermißte. Nun dachte Sommerfeld weiter auf nichts, als für sich und seine Familie zu leben, und seine Anstalten so zu machen, daß er durch nichts im Genusse der stillen häuslichen Freuden gestört würde.

In seinen Umständen lag die Anlage zu dieser Glückseligkeit schon. Seine Gattin befand sich wieder in den besten Gesundheitsumständen; sein kleiner Sohn Karl fing auch an, aus den Armen der Mutter ihm entgegen zu lächeln; Vermögen hatte er mehr, als seine Wünsche verlangten. Was für ein Zusatz konnte ihm noch gegeben werden? Am ersten Abende, als er mit seiner Gattin von seiner ietzigen Lage sprach, brach seine Zufriedenheit durch folgende Aufmunterung aus: „Liebstes Hannchen, laß uns Weisheit und Tugend unverbrüchlich lieben, so können uns Freude und Glückseligkeit nie fehlen!“

Jakob war nun zum zweiten Mahle ein angesehener Kaufmann zu G. Da seine ietzige Einrichtung niemand tadeln konnte, so erwartete man schon einen bessern Fortgang als das erste Mahl. „Wenn er auf dem Wege bleibt,“ sprach das Publikum, so muß es gut mit ihm gehen!“ Es konnte auch nichts richtiger als dies Urtheil sein. Sommerfeld selbst machte sich gute Hoffnung, so bald er sahe, daß Jakob die Handlung in allen Stücken bei der Einrichtung ließ,

welche die Vorfahren gemacht hatten, und die Diener behielt, die vom Vater her noch im Hause waren. Hatten die Väter dabei großes Vermögen erwerben können; so konnte sich Jakob noch leichter in guten Umständen erhalten.

Die häusliche Oekonomie wurde ietzt auch klüger als das erste Mahl eingerichtet. Man wollte in der ganzen Anlage die Haushaltungsweise der Frau Superintendentin finden, und die Folge wieß, daß man sich nicht geirret hatte. Nach Verlauf einiger Wochen ward Herr Jakob Sommerfeld mit der wohlgebohrnen und tugendbelobten Jungfer Charlotte Renata Charitas Skrupelius ein für allemahl aufgeboten, und nach der Kirche von der Braut Vater in der Superintendentur getrauet.

Die Gesellschaft war ziemlich zahlreich, ob man gleich nur diejenigen gebeten hatte, die man schlechterdings nicht übergehen konnte. Der Bruder und beide Onkel des Bräutigams, des Herrn Superintendenten Kollegen im Konsistorio und bei der Kirche, wie auch der Schwiegersohn desselben

ſelben, der Amtmann Wirth, das waren die Gäſte alle.

In der Reſidenz herrſchte damahls die unanſtändige Gewohnheit, daß das zulaufende Volk bei ſolchen Gelegenheiten ſehr ungezogen und ausſchweifend war. In der Kirche und vor dem Hauſe war Tumult. Man hatte ſich darüber vielfältig beſchwert, aber bis jetzt war nichts geändert worden. Es war kein anderes Mittel, man mußte eine Wache vor das Haus ſtellen, wenn man von der Küche zum Speiſezimmer einen freien Weg behalten wollte. Und dennoch hatten ſich Gäſte eingeſchlichen, die man heute nicht erwartet hatte, und, wenn ſie weggeblieben wären, nicht vermißt hätte.

Eine Frauensperſon mit einem Mädchen auf dem Arme, das noch kein Jahr alt war, gab ſich bei der Wache das Anſehen, als wenn ſie bei einer der gegenwärtigen Damen in Dienſten wäre, und Befehl hätte, das Kind zu ihr zu bringen. Da ihre Kleidung dies Vorgeben nicht unwahrſcheinlich machte, ſo ward ſie eingelaſſen. Im Hauſe kam ihr gerade niemand in den Weg, und ſo gelangte

sie ungehindert in das Speisezimmer. In einem Augenblick war sie um die Tafel herum, setzte dem Bräutigam das Kind auf den Schoß, warf ihm das Gängelband in Eil so geschickt über den Kopf, daß das Kind nicht fallen konnte, und wandte sich geschwind wieder nach der Stubenthür.

Man stelle sich hier die Bestürzung der ganzen Tischgesellschaft vor. Der Bräutigam sahe die Person, die ihm das Kind brachte, und ward leichenblaß; — die Braut ließ Messer und Gabel aus den Händen fallen und fing an zu weinen; — die Frau Superintendentin sprang vom Stuhle auf, und riß das Kind von des Bräutigams Schoße weg mit den Worten: „Nun wirds gut! Kotz Bl* das ist ia wohl gar ein Wechselbalg!“ — Der Herr Superintendent fing eine Strafpredigt über das sechste Gebot an, — die Gäste steckten die Köpfe zusammen und sprachen heimlich mit einander, — und die Bedienten drängten sich alle mit offnen Mäulern zur Thür herein.

Am besten machte sich der Präsident. Er saß der Stubenthür gegen über neben der Braut,

Braut, und faßte die Person gleich in die Augen, so bald sie herein trat. Als er merkte, daß sie das Kind absetzen und wieder forteilen wollte, stand er geschwind vom Stuhle auf, ging auf der andern Seite um die Tafel herum, und kam ihr gerade an der Stubenthür entgegen. Er ergriff sie bei der Hand, und ging mit ihr hinaus. Im Hinausgehen rief er den Gästen zu, daß sie alle ruhig sitzen bleiben möchten.

Die Frau Superintendentin trug das Kind nach, und bald darauf ward der Superintendent und der Bräutigam hinaus gerufen. Nach Verlauf einer guten Viertelstunde kamen sie ohne die ungebetenen Gäste wieder zurück, und setzten sich an die Tafel. „Es war nichts als ein Spaß," sagte der Präsident, „ein Spaß, der freilich zu weit getrieben war, aber wir wollen uns dadurch in unserm Vergnügen nicht stören lassen."

„Wenn das nur so gleich anginge!" sagte Sommerfeld seinem Hannchen ins Ohr, und die ganze Gesellschaft bewies, daß er recht hatte. Der Braut entschlüpfte dann und wann noch eine heimliche Thräne;

der

der Bräutigam sprach und antwortete ohne Zusammenhang; der Fr. Superintendentin war die Laune verstimmt; und die ganze Gesellschaft fühlte einen Zwang, der unerträglich war. Es war eine Aengstlichkeit bei iedem Worte, eine Behutsamkeit, nicht anzustoßen, eine Steifigkeit, — als sähen sie sich alle das erste Mahl, und wüßte keiner, wessen er sich zu dem andern versehen solle.

Für Sommerfelden erwuchs daraus eine angenehme Folge: die Gesellschaft ging früher aus einander, als sonst geschehen wäre. „Liebes Hannchen," sagte er auf dem Wege zu seiner Frau, „gib Achtung, die Verbindung mit der Familie des Superintendenten wird uns noch manche unangenehme Stunde machen!

Sechstes Kapitel.

Pfui Jakob!

Man hätte den Vorfall mit dem Kinde gern unterdrückt, aber wie wäre das möglich gewesen? Es war ia nicht anders, als wenn die

die Begebenheit auf öffentlichem Markte geschehen wäre! Bediente, Koch, Aufwärter und Mägde hatten alles mit angesehen, und vielleicht auch bei der Unterhandlung des Präsidenten alle Worte mit angehört. Im Affekt kann ia die Stimme so nicht gemäßiget werden, daß die Neubegierde vergeblich horchen sollte. Und gehorcht hatte sie doch gewiß!

Gleich den Morgen nachher hörte man ausführliche Erzählungen dieser Begebenheit auf öffentlichen Straßen; kein Umstand war so klein, man wollte ihn wissen. Damit aber diese Nachrichten, wie es gewöhnlich geschieht, dem Leser nicht verunstaltet zu Ohren kommen, so will ich hier die wahren Umstände kürzlich mittheilen.

Die Person, welche das Kind brachte, war eine gebohrne Sommerfeldin aus B., eines reichen Kaufmanns Tochter, bei deren Vater Jakob als Diener gestanden hatte. Der Undankbare hatte sie unter den heiligsten Versprechungen verführt, und, so bald er merkte, daß seine unreine Liebe nicht lange mehr verborgen bleiben könne, sie schändlich verlassen. Nun fiel der Zorn des Vaters

auf

auf die Tochter allein. Ueber ihr Vergehen selbst war dieser nicht so entrüstet, als über die Verheimlichung, daß sie den Schänder hatte entfliehen lassen, ehe sie ein Wort sagte. Er stieß sie von sich und iagte sie aus dem Hause, unter den fürchterlichsten Drohungen, wofern sie iemahls wagen würde ohne den Treulosen die Schwelle wieder zu betreten.

Auf der Mutter Fürbitte erlangte sie noch die Wohlthat, daß ihr erlaubt wurde, von ihrem Eigenthume mit zu nehmen, was sie wollte; nur lange aufhalten durfte sie sich nicht. Eilfertig suchte sie also alles zusammen, was den meisten Werth für sie hatte, so viel sie fortbringen konnte, und ging aus dem Hause, ohne Gewährung der letzten Bitte erlangt zu haben, daß sie ihre Mutter und Geschwister noch einmahl sehen durfte.

In dieser Noth nahm sie ihre Zuflucht zu einem gewissen Landprediger nicht weit von B., der ihr vom väterlichen Hause her bekannt war. Der Mann hatte so viel Menschenliebe, daß er sie nicht nur so gleich aufnahm, sondern ihr auch Dienste leistete, wodurch ihr hartes Schicksal sehr gemildert wurde.

de. Ihr war nicht anders, als hätte ſie einen zweiten Vater gefunden. „Sie ſollen alles bei mir haben," ſprach er, „was Ihnen nöthig iſt, und mein Haus nicht verlaſſen, ehe ſie nicht einen beſſern Aufenthalt für ſich wiſſen."

Seine Abſicht war rühmlich, er wollte ſchlechterdings den Vater mit der Tochter wieder ausſöhnen. Gleich den andern Morgen ging er zur Stadt. Gelegenheit, an den Vater zu kommen, war leicht zu finden; er ging in den Laden und kaufte Kattun. Herr Sommerfeld ließ ſich nicht ſehen; er fragte aber nach ihm, und ward zu ihm geführt. Frau und Kinder waren bei ihm auf der Stube, aber alle ſahen zerſtört und unruhig aus. „Sein Sie willkommen Herr Prediger." ſagte Sommerfeld, „was bringen Sie mir?"

„Geld!" antwortete der Prediger, „ich habe mir Kattun gekauft."

„Kattun! — Wozu wollen Sie den haben?"

„Ich habe Hoffnung, bald Großvater zu werden, ich will Wiegenbetten machen laſſen."

Hier schlug dem Vater vermuthlich schon das Herz. Er wollte lachen, weil er wußte, daß der Prediger keine Kinder hatte, aber die freundliche Mine trat im Werden zurück. Kaum daß er mit Gelassenheit noch die Worte heraus brachte: „Sie haben ia keine Kinder!“

„Kinder,“ sagte der Prediger, „kann man bald kriegen; man darf die verstoßenen nur aufnehmen, die harte Väter nicht dulden wollen.“ —

Der Mutter schossen hier Thränen aus den Augen, der Vater aber gerieth in eine Hitze, die der Wuth des Tigers glich. Schaum trat ihm aus dem Munde, mit den Füßen stampfte er, er verfluchte seine ungerathene Tochter, er knirschte mit den Zähnen, und drohete, den Bösewicht zu erwürgen, wenn er nur seiner habhaft werden könnte. Endlich ging er auf den Prediger los, und spie so viel Schimpfworte und Beleidigungen über ihn aus, daß Mutter und Kinder hinzu traten, und ihn mit Thränen um Mäßigung baten.

Der Prediger blieb in seiner ganzen Ruhe. Er ließ ihn rasen, bis er keine Luft mehr

hatte

hatte und ſchweigen mußte. Nun ſprach er ganz gelaſſen: „Sie wiſſen, daß ich Sie kenne, und werden alſo glauben, daß ich Ihre Hitze erwartet habe.“

Sommerfeld wollte hier ſchon wieder ausbrechen und machte Mine, als wenn er den Prediger zur Thür hinaus führen wollte. Dieſer trat ihm aber ietzt mit einer ernſthaften Würde entgegen, die den Augenblick wirkte. „Beſinnen Sie ſich“ ſprach er weiter, „ehe Sie mir die Thür weiſen! Wenn Sie mich nicht hören wollen, wird mich der König hören. Gehen Sie etwan die Edikte nicht an, die in ſolchen Umſtänden, in welchen Sie geſtern Ihre Tochter verſtoßen haben, ſo gar gegen fremde Perſonen Menſchenliebe von uns fordern? Sie war der Verzweifelung nahe genug, als ſie geſtern zu mir kam; was konnte geſchehen, wenn ich ihr mein Haus auch verſchloß? Konnten nicht aus ihrer Verzweifelung für Sie und für mich traurige Folgen entſpringen? Liebſter Freund! — die Gefallene iſt Ihre Tochter, und — Sie ſind Vater. Kein guter Vater läßt ſein Kind liegen, wenn es fällt, und noch weniger trit ers mit Füßen vollends nie-

der. Sie haben mir öfters gesagt, daß diese Tochter ihr bestes Kind sei; wollen Sie denn über einen Fehltritt alles Gute vergessen? Auf diese Art, wenn Sie Ihre Hand von ihr abziehen, erschweren Sie ihr ia Rückkehr zur Tugend nicht nur, sondern stürzen sie in größere Versuchungen — in die Gefahr, nun erst lasterhaft zu werden. Glauben Sie mir, Sie denken und empfinden nicht immer so, wie heute; ganz gewiß wird Ihnen Ihre Härte leid. Warten Sie nicht, bis der Schade unersetzlich wird! Zu späte Reue ist — Höllenqual!" — —

Hier fiel ihm der alte Vater ins Wort: „ich kann nicht mehr — — bestürmen Sie mich weiter nicht!" — und dabei rang er die Hände, und wischte sich den Schweiß vom Gesichte. Die weinende Mutter näherte sich dem Prediger auch, drückte ihm sanft die Hand, und gab ihm einen dankbaren Blick, von dem er sich mehr als von des Vaters Worten versprach. Mit aller Mühe kam es endlich so weit, daß man dem Prediger die Aufnahme der Tochter nicht mehr zum Verbrechen machte. Auch versprach der Vater einige Unterstützung, aber sehen und hö-

ren wollte er von der Tochter nichts, ehe sie den Kerl nicht mitbrächte. — Er ging vor den Schrank, und legte dem Prediger zwei Thaler in die Hand mit den Worten: „geben Sie das der Ungerathenen, sagen Sie ihr aber nicht, daß es von mir kommt.“

Dem Prediger lag die Antwort schon auf der Zunge, ein Wink der Mutter unterdrückte sie aber. Nicht lange hernach nahm er seinen Abschied, wobei die Mutter Gelegenheit fand, ihm hinter dem Rücken des Mannes ein Päckchen Geld in die Hand zu drücken, das ziemlich schwer war.

Von dem Leser erwartet der Autor hier, daß er mit ihm gleiche Zufriedenheit über des Predigers Verhalten empfinden werde. Freilich ists die aller empfindlichste Kränkung, die eine Tochter dem Vater machen kann; die unüberlegteste, die leichtsinnigste Handlung, wodurch sie sich in die niedrigste Klasse von Menschen herabsetzt und so unersetzlich viel verliert, daß sie bei aller Nachsicht dennoch durchs ganze Leben gestraft ist. Wenn aber der Fall geschehen ist, sollte doch billig ieder fehlerhafte und fallbare Mensch lieber aufhelfen, als liegen lassen und untertreten. So

dachte dieser Prediger. Er verschloß dieser vom Vater verstoßenen Tochter die Thür nicht, sagte nicht: ich habe keinen Rath, keinen Trost, kein Mitleiden für Sie; sondern nahm sie auf und sprach für sie. Seine Freude war so groß als seine Neubegierde, die Größe der mütterlichen Barmherzigkeit zu erfahren; er gab aber das Paket unerbrochen in der Tochter Hände.

Indessen mache man sich ia keine Hoffnung, daß er durch wiederholte Versuche weiter kommen und alles wieder in gute Wege bringen werde? Das ist gefehlt! Man sollte nur den Vater kennen! Es wäre das erste Mahl, daß er eine Beleidigung verziehen und seinen Zorn überwunden hätte! Die Gewalt that er sich nicht an. Einmahl war es leicht, an ihn zu kommen; vor dem zweiten Anlauf wußte er sich zu verwahren. Nicht einmahl versuchen durfte das der Prediger, und hätte ers thun wollen, so würde ihn die unglückliche Tochter selbst zurückgehalten haben.

Das Paket der Mutter enthielt hundert Stück Louisd'or. Auf der inwendigen Seite des Papiers standen die Worte geschrieben:

Alles

„Alles, was ich iezt in meiner Gewalt habe, für meine unglückliche Tochter, wenn sich Gelegenheit dazu findet, am traurigsten meiner Abende eingesiegelt.“ Man konnte sie kaum lesen, so ausgelaufen und verwischt waren die Worte.

„Ich bin abgefunden!“ sagte die Tochter, als sie das Gold sahe. „So viel hätte mir meine Mutter nicht gegeben, wenn sie Hoffnung hätte, meinen Vater zu besänftigen. Es werden vermuthlich solche Befehle gegeben worden sein, die ihr den Muth nehmen, sich ferner nach mir umzusehen.“ — Sie fiel auf einen Stuhl, brach in Thränen aus, und saß einige Minuten mit aufgestütztem Kopf am Tische ganz in sich hineingekehrt. Endlich stand sie mit den Worten auf: „Nun es sei! Sinds doch Strafen, die ich verdient habe; ich will sie tragen!“

Nach vier Monathen ward sie endlich von einer Tochter glücklich entbunden. Bei der guten Pflege, die sie in dem Hause genoß, erholte sie sich bald. Kaum waren ihre Wochen verlaufen, so fühlte sie sich so stark, daß sie schon darauf dachte, ihren Vorsatz aus-

zuführen. Sie wollte sich mit dem Kinde aufmachen, und den Entlaufenen aufsuchen.

Ihr wohlthätiger Wirth hielt sie mit Gewalt zurück, und ging in seiner Güte so weit, daß er ihr einen sichern Aufenthalt in seinem Hause anbot, bis sich ihre Umstände auf irgend eine Art ändern würden. Aber sie war nicht dazu zu bewegen. Hätte sie auch die Sorge überwunden, daß die Gütigkeit ihres liebreichen Wirths und seiner gütigen Frau endlich ermüden könnte, so war es ihr doch nicht möglich, in so naher Gegenwart ihrer Eltern zu leben. Der Vater, das wußte sie, hatte keine Ruhe, so lange sie hier war; und ihr fiel die Verbannung aus seinem Hause hier auch unerträglicher als in einer weitern Entfernung. Als ihr Kind drei Monath alt war, bekam sie Nachricht von dem Aufenthalt ihres Treulosen. Nun war kein Halten; sie machte sich mit dem Kinde auf, und reisete ihm nach.

Einen Ort, wo Jakob ein paar Tage vor ihrer Ankunft noch gewesen war, erreichte sie endlich; aber den konnte sie nicht erreichen, wo er war. Wenn sie hinkam, war er schon wieder fort. Des Reisens müde

faßte

faßte sie den Entschluß, sich seiner Vaterstadt zu nähern, und in der Stille abzuwarten, ob er nicht dahin kommen würde. Sie thats. Eine Stunde vor G. fand sie eine Mühle, und einen Mann auf derselben, der sie bereitwillig aufnahm.

Der Mann schloß aus allen Umständen, daß hinter ihrer Reise ein Geheimniß stecken müsse. Er war aber so bescheiden, nicht in sie zu dringen, so bald er merkte, daß sie es verborgen halten wollte. Sie blieb einige Tage, und fand die Leute von so guten Gesinnungen, daß sie sich bei ihnen leben zu können wünschte. Sie wagt es endlich, der Müllerin ihr Verlangen zu entdecken; diese überlegt den Antrag mit ihrem Manne; der Mann besinnt sich und — sagt auf Zureden seiner Frau: ia! Einen angenehmern, sichrern und zugleich für ihre Absicht bequemern Zufluchtsort konnte die Sommerfeldin nicht finden.

Bald einen Monath hatte sie sich hier aufgehalten. Sie ging dann und wann nach der Stadt, und suchte Gelegenheiten auf, wo von Familienvorgängen gemeiniglich gesprochen zu werden pflegte. Sie hörte — Ja-

kob war hier gewesen, und war wieder weg. Alle Umstände, die sie erfuhr, erhielten sie aber in der Hoffnung, daß er wieder kommen werde. Nun begegnete ihr die Fatalität, daß sie durch Aderlassen einen bösen Fuß bekam und acht Wochen lang nicht von der Mühle gehen konnte. Den Sonntag wollte sie wieder den ersten Spatziergang nach der Stadt machen, und Abends zuvor kommt der Müller mit der Nachricht nach Hause, daß die älteste Tochter des Superintendenten mit einem Kaufmanne, Namens Sommerfeld, morgen aufgeboten werden solle.

Viel fehlte nicht, so hätte sich die Sommerfeldin verrathen, so unerwartet übereilte sie die Nachricht. Nun machte sie sich den Sonntag desto früher auf; sie ging zur Stadt und — selbst in die Kirche. Hier hört sie ihren Jakob aufbieten und erfährt nach Endigung des Gottesdienstes, daß die Trauung so gleich vor sich gehen werde. Unter diesen Umständen wußte sie keinen andern Entschluß zu fassen, als den, das Kind dem Bräutigam so gleich hinzutragen.

Freilich handelte der Präsident als ein Freund des Hauses. Zuerst sprach er mit der Weibsperson und gerieth in nicht geringe Verlegenheit, als er die Umstände und ihren Namen hörte. „Was wollen Sie machen?“ fragte er, „die Trauung ist geschehen — kriegen können Sie ihn nicht.“

„Ich mag ihn nicht!“ — antwortete die Sommerfeldin — „den Treulosen! — nicht haben — nicht einmahl sehen! Seine Entweichung aus meinem väterlichen Hause hatte ich ihm verziehen; die Furcht vor dem Zorn meines Vaters konnte ihn bei treuen Gesinnungen dazu bringen. Auch sein Herumreisen erklärte ich mir zu seinem Vortheil, ich glaubte, er suche mich, so wie ich ihn aufsuchte. Hätte ich seine Treulosigkeit geglaubt, so wäre ich ihm keinen Tritt nachgegangen. Der Bösewicht konnte durch mich glücklicher werden, als ich durch ihn! Glauben Sie mir, Herr Präsident, ich bin eine verführte, aber keine liederliche Person! Es ist Erniedrigung für mich, daß ich von diesem Niederträchtigen meine Erhaltung suchen muß; aber er ist sie mir und meinem Kinde schuldig, weil er mich, vorietzt we-

nigstens, um Vermögen und — alles gebracht hat. Das Kind will ich bei mir behalten, aber“ — —

Jakob fiel ein. Anfangs wollte er die Wahrheit des Vorgebens schlechthin leugnen, der Präsident brachte ihn aber bald auf andere Gedanken. Allerdings wars der klügste Rath, daß die Sache in der Stille abgemacht wurde, und der Präsident wußte ieder Parthei die triftigsten Gründe dazu vorzuhalten.

Beinahe hätte die Frau Superintendentin durch Ungestüm alles verdorben. Wäre der Präsident nicht gewesen, von einem andern hätte sie sich schwerlich weisen lassen. Endlich ward man einig. Jakob gab eine schriftliche Versichrung von sich auf funfzig Thaler iährlicher Unterstützung für die Mutter, und zwanzig Thaler für das Kind. Es half nichts, der Superintendent mußte so gleich den ersten Termin auszahlen, so sauer es ihm auch ward. Dagegen sollte die Sommerfeldin versprechen, sich fernerhin still zu halten, von dem heutigen Vorfall nicht zu sprechen, und auf-

serdem

ferdem der Familie auf keine Weise lästig zu werden.

„Dafür haben Sie Ruhe!“ sprach sie, als sie mit dem Kinde fortging, und der Präsident setzte sich mit den Interessenten wieder an den Tisch.

Siebentes Kapitel.

Die angenehme Brautnacht.

Beigelegt war der Handel. Wenn nun nur die Folgen desselben für die nächste Nacht hätten so verschwiegen gehalten werden können, daß das Publikum kein Wort davon erfahren hätte! Aber — — das Publikum horcht. Es konnte gar nicht anders sein, man mußte einen Winkel gehabt haben, wo alle Worte, sie mochten bei oder in dem Bette gesprochen werden, verstanden werden konnten, so haarklein wußte man alles zu erzählen. Das war noch eine Strohkranzrede! — Da stand Jakob mit niedergeschlagenen Augen, und mußte sich vom Superintendenten alle Flüche vorbeten lassen,

sen, die Moses den Hurern und Ehebrechern drohet. Die Predigt war lang und sehr erbaulich. Endlich schloß der Superintendent, aber Jakob kam noch nicht zum Niederlegen. Jetzt trat erst die Frau Superintendentin hervor.

Ich weiß nicht, woher der Frau der unerschöpfliche Zufluß von Worten kam! Sie übertraf ihren Gemahl an Beredsamkeit! — Doch — wenn sie gleich auf die Kanzel nicht durfte, so predigte sie ia dessen ungeachtet tagtäglich und hatte die Kunst, Menschen zu demüthigen, aus dem Grunde gelernt. Weinen hätte Jakob mögen.

Das Brautbett stand in einem Zimmer, das mit dem Schlafgemach der Frau Mutter durch eine Thür verbunden war. Jakob war schon völlig ausgekleidet, als sie noch einmahl gelaufen kam, und ihm die Erinnerung nachgetragen brachte, daß er von nun an nicht der liederlichen Vettel — nicht einmahl sich selbst, sondern mit allen seinen Kräften und Gaben lediglich seiner Frau zugehöre. Im weggehen rief sie der Braut noch zurück: „Charitas! vergiß nicht, was ich dir gesagt habe!“

Ja-

Jakob sprang geschwind in das Bett, aus Furcht, daß sie noch einmahl zurück kommen möchte. — Der arme Jakob! Er dachte alles überstanden zu haben, aber seine Angst gieng erst an. Mit Augen sah ers, das die Braut vor ihm ins Bett stieg, als die Mutter noch den ersten Theil ihrer Ermahnungsrede hielt, und — doch fand er sie ietzt nicht.

Wär' ich in Jakobs Stelle gewesen, ich hätte mich ganz still im Bette gehalten, und gedacht: wer zu Brote gewöhnt ist, kommt wieder. Sein erster Gedanke mochte das auch wohl sein, — aber er hörte eine weinende, ächzende Stimme. Nun sprang er auf, und ging der Stimme nach. Es war wirklich der Braut Stimme. Als er auf der einen Seite in das Bett hinein stieg, hatte sie sich auf der andern herausgeschlichen und war zur Mutter gegangen. Da lag sie und weinte wirklich.

Jakob war den Augenblick erweicht; den Thränen konnte er nicht widerstehn. Er bat, er ward zärtlich, er that alles, was er nur thun konnte, sie zu besänftigen; aber sie gab ihm Vorwürfe über Vorwürfe zurück. „Ich

sehe schon, Sie lieben mich nicht! — Sie bleiben mir nicht getreu! — Das Mensch kommt wieder, und Sie lassen nicht von ihr! — Arme Leute müssen wir werden, wenn Sie so fortfahren! — An den Bettelstab müssen wir kommen, wenn jährlich siebzig Thaler für nichts hingegeben werden sollen! — Ich Unglückliche! — Wäre doch das Mensch nur einen Tag — nur eine Stunde eher gekommen!“ und dabei weinte sie, daß die Thränen strömend herab liefen und rang die Hände, daß ein steinernes Herz durch den Anblick gerührt werden mußte.

Hier that Jakob, was er gewiß in keiner andern Lage gethan hätte. Er schwor im Eifer, ihr das häusliche Regiment, die Kasse und die Einrichtung der Oekonomie ohne alle Einschränkung zu überlassen. — Sogleich reichte ihm die Braut eine offene Hand aus dem Bette entgegen mit den Worten: ist das Ihr Ernst? — und so bald er seine Rechte hinein legte, stand sie auf und ging mit ihm. — Weiter hatte man die Nacht nichts gehört.

Das Publikum fand in dieser Geschichte eine belustigende Unterhaltung, einer erzähl-

te

ie ſie dem andern unter dem Titel der angenehmen Brautnacht, und ehe man noch derſelben überdrüßig ward, gaben die Folgen neuen Stoff an die Hand.

Achtes Kapitel.

Ein alter Beweis, daß es Hölle und Teufel gibt.

Frau Charitas hatte ſich die Hand darauf geben laſſen; freilich war es ihr ein Ernſt, ſich in dem übertragenen Anſehen zu erhalten. Da half kein Widerſpruch, ſie mußte unumſchränkt herrſchen; auf Gegenvorſtellungen und Einreden wurde nicht geachtet. So lange ſich der Mann alles gutwillig gefallen ließ, nannte ſie ihn Jakobchen, liebes, Herzens Jakobchen. Verſah ers aber, daß er ſich von ſeiner Empfindung hinreiſſen ließ und einen Wortwechſel veranlaßte, wobei ſie nicht fortkommen konnte; ſo ward die Frau Mama gerufen und Jakob mußte weichen. Auf dieſem Wege erreichte ſie ihren Zweck. Es ging alles nach ihrem Kopfe, das ganze Hausweſen bekam eine andere Geſtalt.

Bei der Hausbedienung wurde die Reform angefangen. In der Küche fand Frau Charitas ein iunges rasches Mädchen, das wohl aussahe, sich reinlich kleidete, und alle Geschäffte mit einer Munterkeit verrichtete, die iedermann gefiel. Keine acht Tage vergingen, so war sie fort. An ihre Stelle kam eine ältliche Person, die in ihrer Arbeit träge, im Ansehen widrig und im Anzuge außerordentlich sudelich war.

Frau Charitas durfte nur gewohnt sein, über ihre Handlungen, ehe sie sie beschloß, nachzudenken, so würde sie diese Veränderung gewiß nicht vorgenommen haben. Was war anders zu erwarten, als daß sie sich in den Verdacht der Eifersucht bringen würde?

Nach wenigen Tagen nahm der älteste Ladendiener seinen Abschied. Der Mensch hatte ein widriges Ansehen, er hatte aber dem Hause zehen Jahre lang getreue Dienste geleistet. Seine Stelle ward mit einem iungen, vollblütigen, rothbäckichten Menschen besetzt, der eben erst seine Jahre ausgestanden hatte. Hierzu kam, daß Frau Charitas der Kleiderpracht und Modesucht sehr erge-

ergeben war. Was den Anzug betraf, da scheuete sie keinen Aufwand; sie kleidete sich so modisch als das jüngste Mädchen, und so galant, wie eine Hofdame. Gleich war die Medisance fertig, „sie ist eifersüchtig und verliebt!“

Der Autor ist weit davon entfernt, ihre Vertheidigung auf sich zu nehmen, aber das kann er doch mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß die Veränderung mit der Magd nicht aus dieser Quelle, wenigstens aus dieser Quelle nicht allein kam. Das Mädchen war eine zu gute Köchin. Sie wußte alles besser zu machen, als es die Frau haben wollte, und gab immer nur Gerichte an, die dem Geschmack des Herrn, allenfals auch der Zunge der Frau, nicht aber ihrem Beutel gefielen. Niemahls konnte sie die Einrichtung treffen, daß Zuthat und Fettung so weit hinaus reichten, als die Rechnung der Frau. Da war in der Küche beständiger Zank, bis das Mädchen endlich fortging.

Seit dem die alte Magd im Hause war, herrschte in der Küche ununterbrochener Friede. Jetzt wurde wöchentlich einmahl Fleisch, und sechsmahl Kartoffeln oder Grize aufgetragen,

auch iedesmahl auf zwei Tage gekocht. Kam auch einmahl ein Gemüß, das man gern gegessen hätte; so war es aus Wasser und Salz so geschmacklos zubereitet, daß es niemand genießen konnte. Zu dem allen mußte Jakob schweigen, wenn er nicht in Gegenwart der Tischgenossen beschimpft sein, und wohl gar von den siebzig Thalern reden hören wollte.

Aber die Diener gaben dem Herrn die Erklärung, daß er ihnen Kostgeld geben müsse, wenn er haben wolle, daß sie in seinen Diensten länger bleiben sollten. In Gegenwart der Frau durfte sich Jakob nicht unterstehen, den Leuten beizulegen. Sie wußten das auch und waren von selbst so klug, daß sie ihre Klagen in der Stille ihm allein hinterbrachten. Er that auch alles, was er heimlich thun konnte, die Leute zu befriedigen; wenn das nur ein Mittel gewesen wäre, sich erträgliche Stunden zu machen. Sie schonte aber den Mann so wenig als die Diener, suchte ihn von allen Seiten einzuschränken, und forderte desto mehr von ihm, ie mehr er nachgab.

Den Verdacht ließ sie gar nicht fahren, daß er dem Menschе nachlaufe und ihr zuzuschlep-

ſchleppen ſuche. Er ſollte in keine Geſellſchaft gehen, und keinen Groſchen ausgeben, ohne Rechnung davon abzulegen. An allen ſeinen Vergnügungen wollte ſie nicht nur Theil haben, ſondern auch die Wahl derſelben beſtimmen und die Aufſicht dabei führen. Ließ ſie es einmahl geſchehen, daß er allein ausgehen durfte, ſo ward er von heimlichen Kundſchaftern beobachtet, die ihr von allen ſeinen Schritten Nachricht bringen mußten. Jakob war dabei über aller Menſchen Erwartung geduldig, und bei aller ſeiner Geduld allgemein verachtet.

Er durfte ſein Unglück nicht einmahl iemanden klagen. Man verlachte ihn und ſpottete ſeiner. „Es ſind ia," ſprach man, „vernünftige, ſanfte und tugendhafte Mädchen genug in der Stadt! Warum bot er denn keiner von ihnen ſeine Hand? Wer hieß ihn denn gerade dieſe Perſon nehmen, wenn er nicht Herz und Verſtand genug hatte, ihre Thorheiten einzuſchränken und ihren Uebermuth im Zaum zu halten? Er hat ſie ia lange genug — ſo gut wie einer, gekannt!"

Sein Bruder war keiner von denen, die ſein Unglück gleichgültig mit anſahen; aber

ändern konnte er doch nichts. Sie waren beide keine Menschen, die das Glück des häuslichen Lebens kannten, und keiner von ihnen hatte ein Herz, das ihm bei dem andern einigen Werth geben konnte. Beide hatten die Absicht, ihre Leidenschaft zu sättigen, und keiner war gewohnt, die Vernunft reden zu hören. Wer sich ihnen zum Führer oder Rathgeber aufdringen wollte, hatte einen Lohn zu erwarten, für welchen kein Mensch eine ruhige Stunde aufopfert.

Heinrich Sommerfeld zog sich also lieber zurück. Er hörte nicht darnach, was das Publikum sprach, und blieb doch nicht unbeunruhiget. Bei iedem neuen Vorfalle ward er überlaufen; bald kam die Superintendentin, bald Jakob. Jeder verlangte Zurechtweisung des andern nebst Billigung seiner Grundsätze und Maaßregeln. Zur Dankbarkeit überhäuften sie Sommerfelden beide mit ungerechten Vorwürfen in groben beleidigenden Worten. Jene nannte ihn die einzige Ursache des Unglücks ihrer Tochter und sagte: er hätte die Handlung behalten sollen, so würde sie dem Herumläufer nimmermehr ihre Tochter gegeben haben. Dieser war ietzt mit Heinrichs

Will-

Willfährigkeit in Ueberlassung der Handlung eben so unzufrieden, verwünschte Vater und Bruder mit ihren Testamenten in der Erde, sprach von Henken und Erschießen, und drohete, an der Superintendentin und seiner Frau eine Rache zu nehmen, worüber die Nachwelt noch erstaunen solle.

Hannchen dachte dabei an die Worte, die ihr Mann den Abend zu ihr sprach, als sie von Jakobs Hochzeit nach Hause gingen. „Du hast recht, lieber Mann!“ sagte sie, „die Verbindung mit dem Skrupeliussischen Hause macht uns nichts als Unruhe und Schimpf.“

„Freilich ist es wahr,“ antwortete er, „die Residenz ist kein Aufenthalt für uns!“ Von der Stunde an ward der Gedanke überlegt und ausgeführt.

Neuntes Kapitel.

Ein noch älterer Beweis für Existenz der Engel und des Himmels.

Von einer vorzunehmenden Veränderung in Absicht des beständigen Aufenthalts hatte

Sommerfeld mit seiner guten Frau seither öfters gesprochen. Sie war auf dem Lande geboren und erzogen worden. Wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, daß sich Landleute von dem gemächlichen, ruh- und freudenvollen Stadtleben ganz verkehrte und überspannte Vorstellungen machen, wenn die Städtler den Landmann des Genusses der freien Luft und der unschuldigen Freuden der Natur wegen beneiden; so ging es auch Hannchen. Anfangs hatte der Gedanke viel Reitze für sie, daß sie künftig in einer großen Stadt, so gar in der Residenz des Fürsten leben sollte. Aber natürlich muß man im Besitz einer Sache weniger finden, wenn in der Erwartung überspannte Vorstellungen sind.

Hannchen kam hier unter eine ganz andere Menschenart, dergleichen sie bisher so nahe nie gesehen und gekannt hatte. Da fand sie die menschlichen Figuren so unnatürlich, so verdrehet, verzerrt und geziert, daß ihr der Anblick Widerwillen und Ekel erregte. Unter hunderten war nicht eine das, was sie zu sein schien. Nicht die Moden in der Kleidung konnte sie vertragen, vielweniger die ver-

verzerrten Charaktere. Hätte ihr Haus keine Gesellschaft, keine Freuden für sie gehabt, die Residenz hatte sie nicht. So lebte sie mitten in der großen Welt in einem engern Zirkel, als zuvor auf dem Lande.

Ihr Mann hatte dies Proiekt, auf dem Lande zu wohnen, schon längst im Kopfe, ob er gleich seine Neigung bisher nicht entdeckt hatte. Er kannte die Gefälligkeit seiner Frau, sie ging weit. Wußte sie seinen Willen, so machte sie gewiß keine Einwendung, wenn schon die Sache ihrer Neigung gerade zuwider war. Daraus hätte in der Folge ein lebenslanger Zwang entstehen können, wobei er mehr als sie selbst verloren hätte. Lieber wollte er ihr einige Jahre Zeit lassen, das Stadtleben von allen seinen Seiten kennen zu lernen. Nun war er gewiß, daß ihre Neigung entschied, als sie seinen Wink mit der Erklärung beantwortete:

„Bester Mann! hätte ich dich nicht bei mir, so bliebe ich keinen Augenblick in der Residenz, und ziehst du mit mir, so lasse ich auch den kleinsten Wunsch nicht zurück. Gewiß hätte ich dich schon, als du deinem Bruder die Handlung übergabst, um eine länd-

liche Wohnung aus freiem Antriebe gebeten; wenn ich gewußt hätte, daß dir diese Veränderung kein Opfer kosten würde. Lieber Mann! Auf der weiten Welt ist für uns kein beßrer Ort als — Grünthal!“

Grünthal war ein großes, weitläuftiges Dorf, das zwei Stunden von der Residenz in einer fruchtbaren, anmuthigen Gegend lag. In den trockensten Jahren war der Boden grün, und zur Zeit der größten Hitze fand man dort im wohlthätigen Schatten der Linden einen kühlen Aufenthalt. Zur Frühlings- und Sommerszeit pflegte Sommerfeld manche Reise dahin zu machen. Als er mit Hannchen das erstemahl da war, und in Gesellschaft der Predigerfamilie auf einem solchen Platze nahe bei der Pfarrwohnung im Schatten der Linden speiste, sagte Hannchen: „das Dorf sollte Grünthal heissen!“ Der Einfall gefiel. Man gewöhnte sich in ihrer Gesellschaft daran, das Dorf Grünthal zu nennen, und vergaß endlich den wahren Namen T** ganz und gar. Wir wollen es auch Grünthal heissen.

So anmuthig auch der Ort war, so weiß ich doch nicht, ob Hannchens Wahl gerade auf ihn gefallen sein möchte, wenn der Prediger nicht gewesen wäre. Ich darf ihn nur nennen, so kennt ihn der Leser, er hieß Leh. — Leh? — ia Leh! des Amtmanns zweiter Bruder und in der Reihe der vier Brüder der Ordnung nach der dritte.

Als Sommerfeld nach L. auf die Universität kam, fügte es sich ganz von ohngefähr, daß er eine Stube bezog, die von Leh's Stube nur durch eine Wand geschieden war. Es konnte nicht anders sein, sie mußten sich ungesucht oft sehen, weil sie nicht aus und eingehen konnten, ohne sich zu begegnen. Aber es dauerte nicht lange, so suchten sie sich von beiden Seiten, und Leh ward Sommerfelds erste Bekanntschaft unter den alten Studenten.

Wenn man doch immer bedächte, was für Einflüsse frühe Bekanntschaften und Verbindungen auf Charakter und Schicksale bis ins späte Alter haben können! Man wird, was man wird, durch Anführung seiner Freunde, und wird nicht sel-

ten — mehr — oder weniger, was sie sind.

Sommerfeld entging durch diesen Freund manchen Versuchungen, denen aus Unerfahrenheit der beste Charakter unterliegen kann. Er ward von ihm nur in gute Gesellschaften gebracht, und selbst in des Amtmanns, seines Bruders, Haus eingeführt, wo Sommerfeld die Person fand, die ihn allein glücklich machen konnte.

Das war eine bittere Stunde, als sich diese Freunde so bald wieder trennen mußten! Sommerfeld war ein Jahr zu L. als sein Freund die Universität verließ. Ein Trost war es, daß sie nicht gar weit von einander gerissen wurden. Leh ging zu seinem Bruder, dem Amtmann, der ihm einen freien Aufenthalt in seinem Hause bis zu seiner Versorgung angeboten hatte. Hier sahen und sprachen sie sich doch so oft, als Sommerfeld den Amtmann besuchte, und daß er das von nun an fleissiger that, wird der Leser ohnfehlbar vermuthen.

Von langer Dauer konnte freilich auch diese Lage nicht sein. Indes war sie iezt, und

Ge-

Gegenwart iſt näher als Zukunft. Sich durch unangenehme Vorſtellungen der Zukunft den frohen Genuß gegenwärtiger Freuden verderben, iſt doppelte Thorheit. Man verliert für die Gegenwart, ohne für die Zukunft etwas zu gewinnen. Auch iſt die Zukunft gemeiniglich anders, als ſie der Menſch von ferne ſieht. Wenn ſie dann kommt, und die gefürchteten Leiden nicht mit ſich führt, ſo muß ſich der Menſch den Vorwurf machen, daß er gegen ſich und ſein Schickſal ungerecht war. Sommerfeld und Leh kannten beide dieſe Gründe recht gut, aber es ging ihnen wie — dem Menſchen. Nicht zu allen Stunden hat erkannte Wahrheit gleich ſtarke Wirkung auf ſein Herz.

Die Zeit rückte heran, daß Sommerfeld an die Rückkehr in ſein Vaterland denken mußte. Je näher dieſe unangenehme Nothwendigkeit kam, deſto weniger konnten ſie der Erinnerung derſelben ausweichen. Da ſaßen ſie manchmal trübſinnig bei einander und beklagten ihr Schickſal, ob ſie gleich keine Mittel und Wege anzugeben wußten, wie es auf der Welt anders und beſſer ſein könnte.

Er-

Ermannten sie sich dann, so erneuerten sie den Vorsatz, dem Schicksale mit standhaftem Muth entgegen zu gehen, und verpflichteten sich heilig, dahin von beiden Seiten aus allen Kräften zu streben, daß einer dem andern nachkommen, oder einer den andern nach sich ziehen möchte.

Ihr Streben war unnöthig. Als fände der Himmel selbst ihr Bündniß zu schön — ihre Freundschaft zu edel, daß sie getrennt werden sollte; so bequemten sich alle Umstände von selbst, ihre Wünsche zu übertreffen. Vier Wochen vor Sommerfelds Abreise bekam Leh die Vokation nach Grünthal.

So unerwartet kam dem Leser hier die Nachricht nicht, als damahls das Glück selbst dem guten Leh kam. Kein Mensch wußte, wie das zuging, daß er eine Beförderung außerhalb Landes ungesucht erhielt. Der Amtmann hatte seine Gedanken; doch waren es nur Gedanken, und sein Bruder hatte dazu den entferntesten Wink nicht gegeben. Im Vaterlande fand Sommerfeld Bestätigung dieser Vermuthung. Jedermann sagte, daß der bestimmte Kammerrath diesen seinen Bruder dem Fürsten empfohlen haben

ben müſſe. Inzwiſchen war das Sommerfelden gleichviel, durch wen Leh zu dieſer Pfarrſtelle kam; wenn es nur gewiß war, daß er kam.

Lange konnte ſich die Einſetzung des neuen Predigers nicht verzögern. Der verſtorbene Prediger hinterließ keine Erben, und alſo fand keine Gnadenzeit ſtatt. Gleich nach der Inveſtitur ſah ſich Magiſter Leh nach einer Gattin um. Was war das für eine Freude, als ſeine Wahl auf eine Perſon von Sommerfelds Verwandtſchaft fiel! Beider Mütter waren leibliche Schweſtern geweſen.

Nach zwei Jahren kam Sommerfeld in die Lage, daß er ſich zur ehelichen Verbindung entſchloß. Er war ſo glücklich, ſein Hannchen zu erlangen. Hierdurch ward ihre Verbindung noch enger geknüpft. Doch das allerſtärkſte Band, das eine ewige Dauer dieſer Freundſchaft hoffen ließ, war die glückliche Harmonie der Geſinnungen, die ſich zwiſchen dieſen edlen Weibern ſo ſtark, als bei ihren würdigen Männern offenbarte.

Sommerfeld machte es gerade ſo, wie es ehemals ſein Urältervater Elias zu B. machte.

machte. In den ersten Tagen nach der Hochzeit ließ er anspannen, und fuhr mit Hannchen zum Magister Leh nach Grünthal. Sie saßen mit einander am Tische als iemand anklopfte. Der Wirth rief: herein! Die Thür ging langsam auf, und es kam ein alter Bauer mit einem eisgrauen kahlen Kopfe herein, der seine Pelzmütze aus Ehrfurcht schon in der einen Hand hatte, und sich mit der andern an der Thürbekleidung anklammerte, damit er die spacken Füße über die Schwelle heben könnte. Beim ersten Anblick eilte die Frau Magisterin dem Manne zur Hülfe, und der Prediger redete ihn an: „Was bringet ihr mir, lieber alter Vater?“

„Herr Megister,“ — antwortete der Mann, „ick wolldet em doch saien, det der lewe Gott — hät — minen — Hans — Hanspeder — von de Welt — af — afgefoddert.“ — Dabei fing der Mann an zu weinen und zu schluchzen — wie ein Kind.

„Euren Hanspeter? — Mein Gott! ich habe ia den Burschen heute früh mit dem Pfluge ins Feld ziehen sehen!“

„Jo, nuhtgetreckt iße, awers hä kam vor enne halwe Stunde wedder, leide sich

upt

upt Bedde, un ſturf mi — ungerde — Hände immer drupp — drupp loot.“

Viel fehlte nicht, ſo hätte die ganze Tiſchgeſellſchaft geweint. Der Mann konnte kein Wort mehr herausbringen, und wer ihn anſahe, dem mußten ſeine Leiden durchs Herz gehen. Der Prediger gab ihm ein Glas Wein, und erzählte, indem ers trank, ſeine ganze Lage.

Sie war allerdings traurig. Sein Guth war eins der beſten im Dorfe, der Mann aber war durch Krieg und andere Unglücksfälle ſo herunter gekommen, daß er ſich mit ſeiner Frau und einem einzigen Sohne ſehr kümmerlich durchhelfen mußte. Erſt vor einem halben Jahre war die Frau begraben worden. Dieſen harten Fall trug er noch, weil er iezt den Sohn heurathen laſſen, und ihm die Laſt der Wirthſchaft auflegen konnte. Der Sohn hatte auch ſchon einen Heurathsvorſchlag, wodurch er ſich und dem Vater zu helfen hoffte. Aber nun verſchwand alle Hoffnung. Das Guth war verſchuldet, wegen hundert Thaler war der Vater bereits ausgeklagt. Er hatte ſchon auf die Mitgabe der

Schwie-

Schwiegertochter gerechnet, — dieser einzige Weg war nun aber auch verloren.

Sommerfeld faßte auf der Stelle den Entschluß, ohne alle Rücksicht auf sich, diese hundert Thaler zur Befriedigung des Klägers herzuschießen. Unbeschreiblich groß war des Greises Freude hierüber! Indes konnten diese hundert Thaler nicht viel helfen, weil der Schulden zu viel waren. Es dauerte ein Jahr, so fingen alle Kreditores an, sich zu regen; sie klagten, und das Guth kam endlich zum Anschlag.

Wie Sommerfeld würde gehandelt haben, wenn er noch in seiner vorigen Lage bei der Handlung war, daß weiß ich nicht. Jetzt, nachdem daß Guth fast ein Jahr im Anschlage gestanden, und Sommerfeld sich auf das Land zu ziehen entschlossen hatte, ging er vor Gericht mit dem Erbiethen, die Kreditores zu befriedigen, alle Schulden sammt den Gerichtskosten zu bezahlen, und den alten Mann lebenslang zu versorgen. Nun war das Guth sein.

„Ein Bauerguth!“ sprach die Residenz — „der reiche Sommerfeld ein Bauerguth!

guth! Das klingt ſchlecht!“ — Als wenn es Sommerfelden um Klingen und Laſſen zu thun geweſen wäre! Das wußte er ſo gut als einer, daß ein Ritterguth beſſer iſt als ein Bauerguth. Vielleicht hätte ers auch lieber geſehen, es wäre ein Ritterguth geweſen. Bezahlen konnte ers. Wenn er aber zu Grünthal wohnen wollte, und es war kein ander Guth zu Kaufe als dies; mußte er dann nicht das Bauerguth nehmen? Man warte doch nur, und ſehe erſt, was Sommerfeld aus dem Guthe machen wird!

Das Guth war wirklich ſo unrecht nicht. Ich habe vorhin ſchon geſagt, daß es das vornehmſte im Dorfe war. Seine Vorzüge beſtanden darin: es war von Hofedienſten frei, hatte den beſten Garten und alle ſeine Aecker dicht darneben auf einem Flecken bei einander. Es lag dem Pfarrhauſe gerade gegenüber ganz am Ende des Dorfs, wo man offene Ausſicht in das freie Feld hatte. Dieſe Lage gab ihm ſchon in Sommerfelds Augen einen großen Werth.

Freilich hatte es auch ſeine großen Fehler. Man weiß ja wohl wie ein Guth ausſieht, das Schulden halber verkauft wird! Kein

einziges Gebäude war im Stande. Aus Unvermögen hatte der alte Mann zur Erhaltung derselben seit dreissig Jahren weiter nichts thun können, als was seine eigenen Kräfte ohne Geldaufwand bewerkstelligen konnten. Die Scheune hatte der letzte Sturm abgedeckt, die Ställe hingen mit der Traufe eine Ehle über des Nachbars Grund und Boden, und das Wohnhaus drohete den Einsturz. Aber daran war gerade nichts versehen. Wären sie auch alle in den besten Umständen gewesen, so mußten sie doch niedergerissen werden, wenn die Anlage nach Sommerfelds Geschmack sein sollte.

Hätte alles gleich so da gestanden, wie man es zu haben wünschte, das wäre allerdings eine annehmliche Sache gewesen, und die Kosten hätte man gern bezahlt. Da das aber nicht war, so mußte man desto aufmerksamer sein, der Zeit wahrzunehmen, damit man seine Absichten so bald als möglich erreichen möchte. Der Winter war vor der Thür; das war die bequemste Zeit, die Baumaterialien herbeizuschaffen. Mit dem Frühjahre sollte der Bau angefangen und mit Eifer betrieben werden.

Sehr

Sehr willkommen war des Onkels Vorschlag. „Mein Pfarrhaus," sprach er, „ist für zwei Familien geräumig genug; die zweite Etage kann ich Ihnen ganz einräumen. Wollen Sie damit zufrieden sein, so können Sie mit dem Anfange des Frühjahrs zu mir ziehen." Wer wird in der Lage ein solches Anerbieten ausschlagen? Für den Frühling hat das Land mehr Freuden als die Stadt; ein Bau hat in Gegenwart des Bauherrn auch schnellern Fortgang; und Frau Sommerfeldin lebte im Anfange einer Hoffnung, deren Ausgang sie ungern in der Residenz abgewartet hätte. Sie war die erste, die dem Onkel für seine Gütigkeit dankte und ihren Mann, den Vorschlag anzunehmen, bat. Also der Winter ward nur noch in der Residenz zugebracht.

Zehentes Kapitel.

Der letzte Winter in der Residenz.

Für den traurigen Winter haben die Städte freilich mehr Veränderung als das einsame Land. Diesmahl machte sich der

Winter an sich schon angenehm. Es war immer festes beständiges Wetter, eine mäßige Kälte und heller Sonnenschein, wobei sich ieder Kopf heiter fühlt, und das Herz dem Freudengenusse immer offen steht. Hierzu kam, daß der Fürst das Frühiahr bestimmt hatte, den Erbprinzen auf Reisen gehen zu lassen. Anfangs sollte er sich eine Zeitlang auf der Universität zu Leiden aufhalten, hernach Holland und die Niederlande durchreisen, dann Frankreich und Italien besuchen und zuletzt nach England gehen. Da man sich also auf einige Jahre die Gegenwart des Erbprinzen entziehen lassen mußte, so war iedermann darauf bedacht, den letzten Winter in der Residenz ihm und sich so angenehm als möglich zu machen. Der Hof und die Stadt stellten Lustbarkeiten an, es wurden Schlittenfahrten, Assembleen, Reduten und Bälle gehalten.

Für den Leser können diese Lustbarkeiten das Interesse nicht haben, das sie für das damahlige Publikum hatten. Hätten sie nicht Gelegenheit zu einer Entdeckung gegeben, die für Sommerfelden wichtig war, so würde ich ihrer kaum mit einem Worte gedacht

dacht haben. Der Vorfall trug ſich alſo zu.

Es ſollte den Abend Redute am Hofe ſein, und die Reſidenz war, wie an ſolchen Tagen gewöhnlich, voller fremden Leute. Aus der Provinz nicht nur, ſondern auch aus den Städten benachbarter Länder kam der Adel und der vornehmere Theil des bürgerlichen Standes ſo zahlreich, daß die vornehmſten Gaſthöfe alle beſetzt waren. Der Hofrath H* aus D** reiſete in Geſchäften durch; er wollte anhalten, ward aber abgewieſen. Er hatte die Abſicht, ſeinen alten Freund, den Regierungsrath Leh ein Stündchen zu ſprechen, und den Pferden ein Futter geben zu laſſen. Verdrießlich war ihm das Herumfahren. Er fragte alſo nach des Regierungsraths Wohnung und ſtieg vor ſeinem Hauſe aus. Hätte er, wie es ſein Vorſatz war, den Tag noch ſeine Reiſe weiter fortgeſetzt, ſo wäre der Vorfall wenigſtens ſo bald nicht bekannt geworden. Aber er blieb der Redute wegen.

In den Nachmittagsſtunden kam Sommerfeld zum Onkel, und fand daſelbſt den Hofrath H. Im Gange des Geſprächs

nannte der Regierungsrath den Nahmen seines Neveus. Verwunderung sah man im Gesichte des Fremden den Augenblick. Er fragte etwas hitzig: „Habe ich recht gehört? Sommerfeld heissen Sie?“ und zugleich gab er die Erklärung von sich, daß ihn ein wichtiger Umstand darnach zu fragen nöthige.

„Ja!“ antwortete dieser, „ich heisse Heinrich Sommerfeld.“

Der Hofrath zog hierauf eine Schreibetafel aus seiner Tasche, und sagte, nachdem er etwas gesucht und gelesen hatte: „ganz richtig, Sommerfeld heißt der Nahme! Sind Sie etwa aus D. gebürtig?“

„Nein! ich bin hier in der Residenz gebohren.“

Der Hofrath stand eine Minute im Nachdenken und fing wieder an: „Dem sei wie ihm wolle, die Sache muß Sie angehen! Ich will Ihnen einen ganz besondern Vorfall erzählen, der sich bei uns erst kürzlich zugetragen hat,“ und hiermit fing er nachfolgende Erzählung an.

„Ein

„Ein gewisser Kaufmannsdiener hat bei uns seit langen Jahren konditionirt, bis er endlich mit der Tochter eines Fuhrmannes bekannt ward, die ein ansehnliches Vermögen besitzt. Sie willigt ein, den Menschen zu heurathen, und er ersteht ein öffentlich angeschlagenes Haus, das zur Handlung eine sehr vortheilhafte Lage hat. Der Besitzer desselben war ein armer Schuster, der mit leerer Hand heraus gehen und alles, wie es stand und lag, den Kreditoren überlassen mußte. Nun fängt der Kaufmann an zu bauen, und will dem Hause die Einrichtung geben, die es zu seiner Absicht haben muß."

„Es war nothwendig, daß eine Wand durchgebrochen werden mußte. Zu ihrem großen Erstaunen fanden die Maurer in dieser Wand eine verborgene ausgemauerte Höhlung, und in derselben ein verschlossenes eisernes Kästchen, das ziemlich schwer war. Das Glück fügte es, daß der Bauherr zu eben der Zeit hinein trat, als die Maurer das Kästchen bei Seite bringen wollten. Sie vermutheten einen Schatz darin zu finden, und waren schon einig, denselben in der Stille unter sich zu theilen. Nun war aber das Ge-

heimniß verrathen, und ihre Absicht vereitelt."

„So ungelegen der Kaufmann den Maurern kam, eben so ungelegen kam ich gerade iezt dem iungen Kaufmanne. Wenn doch eine Sache ans Tageslicht kommen soll! Weil das Haus unter Amtsiurisdiktion liegt, so war ich Richter in der Sache. Es mußte sich gerade so fügen, daß ich zu eben der Zeit vor dem Hause vorbeigehe, als der Kasten gefunden wird. Ich hatte dem Kaufmann etwas zu sagen, ging hinein, und fand ihn bei dem Kasten. Nun ging es nicht an, daß man weiter auf Verheimlichung denken konnte."

„Den weitern Verlauf können Sie errathen. Man erstattete Bericht an den Fürsten, der Kasten aber wurde auf die Amtsstube gebracht und geöffnet. Was meinen Sie wohl, was drinnen war? Nicht mehr als viertausend Stück Louisd'or. Eine geschriebene Nachricht lag dabei, aber die Zeit hat sie fast ganz unleserlich gemacht, bis auf den unterschriebenen Namen, der ziemlich deutlich zu erkennen ist: Sommerfeld. Was denken Sie von der Sache? Haben Sie nicht Lust, sich zu melden?"

Man war ganz Verwunderung und Erstaunen, als der Hofrath zu reden aufhörte. Vier tausend Stück Louisd'or sind keine Kleinigkeit! Wer wird nicht thätig werden, wenn er nur einigen Schein der Wahrscheinlichkeit vor sich hat, daß er sie erlangen könne? Es wurde viel darüber gesprochen, der Onkel war bereit, sich der Sache aus allen Kräften anzunehmen, und der Hofrath versprach, alle mögliche Unterstützung zu leisten. Nun ward von allen Seiten gearbeitet.

Die Mühe, das Schreiben, die Reisen alle, die Sommerfeld und der Onkel davon hatten, mag ich nicht erzählen. Wo sich nur eine Spur zeigte, der gingen Sie nach, und was es auch kostete, nichts wurde gespart, Licht in der Sache zu bekommen. Der ganze Winter ging darüber hin; am Ende endlich waren sie so glücklich, das ganze Geheimniß zu enthüllen und die gesuchte Belohnung davon zu tragen. Hier wurden die alten Familiennachrichten sehr dienlich!

Das schriftliche Dokument war und blieb unleserlich, so viel Mühe man auch darauf wandte, es lesbar zu machen. Hier und da

ein einzelnes Wort brachte man heraus, aber keinen Sinn. Das Wichtigste, was man entdeckte, war der Nahme Gottfried, und in der Unterschrift der Nahme Elias. Uebereinstimmung dieser Nahmen mit den Familiennachrichten war offenbar! Man ließ sich dadurch mehr aufmuntern, die Untersuchung eifrig fortzusetzen, und kam auf den Einfall, die gerichtlichen Verzeichnisse der Häuser und ihrer Besitzer zu D. durchsehen zu lassen. Als man über hundert und mehr Jahre zurück kam, fand sichs, daß dies Haus einer Schweinschneiderswitwe Namens N. zugehört hatte. Sie hatte es von ihren Eltern geerbt und als Witwe in ihren letzten Lebensjahren selbst bewohnt. Diese Witwe war des Kaufmanns zu B., Elias Sommerfelds, zweite Schwiegermutter gewesen. Zureichend zur Entscheidung war auch diese Entdeckung noch nicht; sie bewies aber doch, daß man auf dem rechten Wege war.

Es ist nichts auf der Welt so böse, das nicht auch seinen Nutzen hätte, und keine menschliche Handlung ist so lasterhaft und schädlich, daß nicht auch Gutes von ihr kommen könnte! Jetzt half es viel, daß Jakob

ein

ein Ueberläufer gewesen war. Zur Zeit seines Aufenthalts zu B. hatte er, wie sich wohl denken läßt, mit seiner Vertrauten manche Stunde sehr offenherzig gesprochen. Auch über die alten Familienzwistigkeiten hatten sie sich manchmahl gestritten. Bis iezt hütete sich Jakob ein Wort davon zu verrathen; so bald er aber merkte, daß diese Nachricht gebraucht werden könnte, so erzählte er ihre eigenen Worte.

„Sie können glauben," hatte sie ihn versichert, „daß die Sache ihre völlige Richtigkeit hat. Elias zweite Frau hat damahls die diesseitige Familie erschrecklich betrogen; mein Vater kann es mit einem alten Dokumente beweisen, welches dieser Elias mit eigener Hand geschrieben hat. Einer von beiden, entweder Gottfried, der einzige Sohn dieser Frau, oder ihre Mutter, die Schweinschneiderswitwe, hat ein Kästchen mit zwanzigtausend Thaler schelmischer Weise an sich gebracht." — — Welch ein hoher Grad der Wahrscheinlichkeit, daß mit diesem Dokumente alles würde entschieden werden können!

Sommerfeld schrieb nun unverzüglich nach B. Von der bekannten Gesinnung iener Sommerfelde liessen sich Gefälligkeiten ietzt weniger erwarten als iemahls; Jakob hatte sie gar zu sehr beleidiget. Aber das ließ sich denken, daß sie die Hoffnung schöpfen würden, für sich selbst das Dokument zu benutzen und Vortheile aus der Sache zu ziehen. Gerade so geschah es. Sommerfeld bekam von B. keine Antwort; aber nach einigen Wochen schrieb der Hofrath von D., daß Briefe von dort her eingelaufen wären, und bestimmte zugleich einen Tag zur Ueberkunft der Interessenten.

Als Sommerfeld kam, war der Kaufmann aus B. schon da. Nun wurden beide Handschriften vorgelegt und mit einander verglichen. Der Aufsatz der ienseitigen Familie hatte sich gut erhalten, und war noch vollkommen leserlich. Beide Aufsätze waren von einer Hand und, wie die Unterschrift auswies, zu B. an einem Tage völlig gleichlautend abgefaßt worden. Durch Hülfe des leserlichen konnte nun auch der unleserliche Aufsatz gelesen werden. Mit Veränderung der Sprachunannehmlichkeiten und Fehler war dies ihr wörtlicher Inhalt:

„Ich

„Ich Elias Sommerfeld, Kaufmann alhier, thue kund und bekenne hiermit, daß innliegende viertausend Stück Louisdor meinem Sohn, Gottfried, von der zweiten Frau, zugehören. Seine Mutter hat sie zu mir gebracht, weswegen meine Kinder aus der ersten Ehe keinen Theil daran haben können. Weil ich aber weiß, daß ihm seine Geschwister nichts gönnen, und zu besorgen steht, daß er sehr zu kurz kommen möchte, wenn ich in seiner Abwesenheit sterben sollte; so habe ich sein Erbtheil hierin verwahret. Niemand als seine Großmutter weiß das Kästchen zu finden, diese wird ihm dasselbe zustellen. B... den .... Elias Sommerfeld.“

Der andère Aufsatz, der bei der Familie war, hatte noch eine Nachschrift dieses Inhalts:

„Obigen Aufsatz zu schreiben, bin ich von meiner Schwiegermutter durch anhaltendes Drängen und Quälen gezwungen worden. Sie hat mir die Worte selbst vorgeschrieben, und eher keine Ruhe gelassen, bis ichs that. Damit ich in ihrer Abwesenheit nichts daran ändern sollte, riß sie mir, so bald die Abschrift

schrift mit dem Gelde in den Kasten eingeschlossen war, den Schlüssel aus der Hand, und warf ihn vor meinen Augen in die Spree. Ich mag aber diese Sünde nicht mit ins Grab nehmen. Da sie mir ihre Vorschrift gelassen hat, so habe ich sie hier noch einmahl abgeschrieben, und will diese Abschrift zur Nachricht für meine Kinder zu meinen Briefschaften legen. Mein Sohn Gottfried kann nicht mehr als zehentausend Thaler bekommen; die Hälfte muß er, wenn er nicht seinen Vater in der Erde schänden, und Gottes schweres Gericht auf sich laden will, seinem Stiefgeschwister unweigerlich zurückgeben. Am obigen Tage, Elias Sommerfeld.“

Noch weiter unten standen von einer andern Hand mit sämmtlicher Stiefgeschwister Nahmensunterschrift folgende Worte:

„Diesen Aufsatz haben wir Unterschriebene vier Wochen nach der Theilung unter den Briefschaften unsers Vaters, Elias Sommerfelds, gefunden, nachdem sie vorher als unbedeutende Papiere waren weggelegt worden.“

Aus allen diesen Umständen konnte nichts anders geschlossen werden, als daß die Schwiegermutter dem Schwiegersohne den Kasten entwendet haben müsse. Die Furcht, daß er von ihm vermißt, und bei ihr gefunden, oder ihr wohl gar gestohlen werden könnte, hat sie vermuthlich vermocht, den geraubten Schatz einmauern zu lassen. Warum hätte sie ihn aber nicht nach des Schwiegersohns Tode wieder herausgenommen und ihrem Gottfried eingehändiget?

Zur Auflösung dieses endlichen Zweifels wurde den Interessenten auferlegt, Todtenscheine von der Schwiegermutter und dem Schwiegersohne herbeizuschaffen. Als diese kamen, wies sich alles aus; die Mutter hatte weder den Tod des Schwiegersohnes erfahren, noch ihrem Enkel den Kasten ausliefern können. An demselben Tage, als Elias zu B. starb, war, laut einer dem Kirchenbuche beigefügten Anmerkung, das Gewölbe ihres Kellers eingestürzt, und sie mit zweien Maurern erschlagen und in den Schutt vergraben worden. Nun war alles genug bewiesen, mehr verlangte die dasige Gerechtigkeit nicht.

Sommerfeld weigerte sich keinen Augenblick, die Hälfte der Summe der ienseitigen Familie zuzugestehen, und die andere Hälfte mit seinem Bruder Jakob zu theilen. Nachdem sich alle dazu gehörige Personen genugsam legitimirt hatten, ward endlich der Termin zur Auslieferung des Geldes bestimmt. Der Termin fiel in die letzte Woche, welche Sommerfeld noch in der Residenz zubrachte. Weil ihm aber sein Abzug iezt schon viel zu thun machte, so trug er den Empfang seines Antheils durch Vollmacht dem Hofrath H. auf. Jakob reiste mit Extrapost selbst hin.

Jakob gab dieser freudigen Begebenheit ein trauriges Ende. Es war nicht anders, die Frau Superintendentin mußte Ahndungen gehabt haben!

Seitdem die Geschichte des eisernen Kastens ruchbar geworden, und die Untersuchung derselben im Gange war, hatte sie ihr Betragen gegen die Sommerfeldsche Familie auffallend geändert. Sonst war sie ihres Geitzes, ihrer Mißgunst, Liebloſigkeit und Herrschsucht wegen allgemein verachtet; iezt zeigte sie sich als die liebreichste, nachgebendste,

bendſte, freigebigſte und gefälligſte Frau. Beſonders ließ ſie gegen den Schwiegerſohn nichts als mütterliche Liebe und Zärtlichkeit blicken. Wenn ietzt im Hauſe etwas vorfiel, ſo trat ſie allemahl auf ſeine Seite und predigte der Tochter Gefälligkeit gegen ihren Mann. Charitas durfte ſeitdem wöchentlich nur einmahl Kartoffeln auftragen, und auch dies eine Mahl nicht ohne Fleiſch. Speiſ'te man in der Superintendentur beſſer als gewöhnlich, ſo mußte Jakob dazu gerufen, oder ihm davon geſchickt werden. Je ſtärker die Hoffnung wuchs, daß die Louisd'or nach G. kommen würden, deſto freundlicher ward ſie, ...

Nun war der Termin zur Abhohlung des Geldes da. Man hatte alles aufs klügſte und beſte eingeleitet; der Herr Superintendent wollte ſeinen Schwiegerſohn begleiten. Aber zum Unglück wurde der Superintendent Tages zuvor krank, und Jakob mußte allein reiſen.

Was ſich der liſtige Schelm für Erklärung von der ſchnellen Veränderung ſeiner Frau und Schwiegermutter machte, davon hatte er ſich kein verrätheriſches Wort entgehen

lassen. Er nahm den Winter über die guten Tage mit, reisete zur bestimmten Zeit ab, und — kam nicht wieder.

Beinahe wäre der Frau Superintendentin am ersten Abend seines Ausbleibens schon die Maske abgefallen. Man kam ihr aber eilig genug mit der möglichen Entschuldigung zu Hülfe, daß ihm eine kleine Unpäßlichkeit zugestoßen sein, oder die Beendigung der Sache sich länger verzögert haben könne, so daß es nicht möglich gewesen sei, an dem bestimmten Tage abzureisen. Aber Jakob kam auch den andern, — auch den dritten Tag nicht. Nun mußte ein Bote abgeschickt werden und die Fr. Superintendentin sprach unaufhörlich von dem Kaufmann Sommerfeld zu B. Ehe aber der Bote zurück kam, brachte die Post einen Brief an Frau Charlotte Renate Charitas verwitwete Sommerfeldin, gebohrne Skrupelius.

Madame!

Mich hat das Unglück getroffen, ich bin gestorben — an Obstruktionen elendiglich gestorben. Die Aerzte wollen die Ursache meines Unfalls in zu häufig genossenen Erdäpfeln, auch in verabsäum

abſämmten Leibesbewegungen und Gemüthsveränderungen ſuchen. Grämen Sie ſich aber nicht, ich bin mit meinem Schickſale recht wohl zufrieden. Haben wir doch noch mehr Leben zu hoffen, und ich denke eher wieder zu leben als alle andere Menſchen. Dies neue Leben will ich aber lieber mit einer Frau theilen, die mir keine Kartoffeln und Gritze aufträgt. Sollte nach mir noch ein Menſch den tollen Einfall haben können, daß er ſich zu Ihnen geſellen wollte; ſo rathe ich Ihnen, daß Sie ia keine Kartoffeln auf den Tiſch bringen, in Ihrem Betragen ſanftmüthiger und gefälliger werden, und vor allen Dingen Ihre Fr. Mama aus dem Hauſe laſſen. Sonſt könnte er ſo bald ſterben als

Ihr

Geſchrieben am Stiz gleich nach der Todesſtunde.

ſeliger Mann
Jakob Sommerfeld.

Um Mittag kam dieſer Brief an, gegen Abend trug man ſchon Abſchriften davon in der Stadt herum. Frau Charitas ſtellte mit Hülfe ihrer Fr. Mama eine Schrank- und Kaſſenviſitation an, und machte die traurige Entdeckung, daß ſich Jakob an

den zu hebenden fünftausend Thalern bei weitem nicht hatte begnügen lassen. Alle Obligationen und Wechsel nebst einem ansehnlichen baaren Kapitale waren fort. Mutter und Tochter fielen in Ohnmacht, und nach Erholung von derselben in eine rasende Wuth.

Kein Mensch hatte Mitleiden mit ihnen, iedermann verlachte sie und spottete ihrer. Sie hielten sich dadurch schadlos, daß sie desto ärger schimpften, seine Freundschaft verfluchten und den Namen Jakob, oder Sommerfeld nicht nannten ohne auszuspucken. — —

„Wohl uns, Hannchen," sagte Sommerfeld, „daß wir aus diesen Verbindungen kommen!" — — und mit anbrechendem Tage fuhren sie ab.

Eilftes Kapitel.

Der Schauplatz ändert sich.

Ohne Empfindung stieg Hannchen so wenig als Sommerfeld in den Wagen.

Wäre

Wäre man nicht zu einem dritten Onkel gereiset, so hätte der Abschied von den beiden in der Residenz wohnenden wohl schmerzhafter sein sollen. Aber so drang der Schmerz nicht tief ins Herz.

Der jüngste Onkel hatte einen unsteten, flüchtigen Charakter, der den stillen, freundschaftlichen Gesellschaften so wenig Vergnügen machen konnte, als er darin fand. Seit dem er sich vollends in den Hofton gestimmt hatte, war seine ganze Freundschaft weiter nichts als Kompliment. Nach seinen Worten durfte man ihn nicht beurtheilen, was er that und sprach hatte mehr Ansehen als Werth. Also dieser Verlust ging so gar nahe nicht.

Ein anderer Mann war der Regierungsrath, doch war er ein Bruder des vorigen. Seine Sprache war weise, zugleich munter und gefällig, sein äußerliches Betragen schien Ausdruck der Menschenliebe, der Freundschaft und Demuth zu sein. Zum gesellschaftlichen Umgange wünschte man sich keinen bessern Mann, als er zu sein schien; aber zu glauben, daß ers war, wurde vielen schwer. Seine tiefen Verbeugungen erreg-

ten den Verdacht krummer Wege, und seine übertriebene Freundlichkeit, mit welcher er iedem Eintretenden Thür und Arme öffnete, konnte die Zweifel nicht unterdrücken, daß sein Herz verschlossen sei. Wer weiter nichts suchte, als bei Wein, Punsch und Spiel einige Stunden vergnügt hinzubringen, der fand alles bei ihm; wer aber höhere Begriffe von der Freundschaft hatte, ging unbefriedigt weg.

Sommerfeld zog die Gardinen zu, so bald er mit seiner kleinen Gesellschaft im Wagen saß. Durch die Straßen der Stadt sprach er kein Wort, so bald sie aber die Residenz im Rücken hatten, hob Hannchen das Gespräch an:

„Lieber Mann! der Magister ist unser bester Onkel; wir verlieren nichts! — Sieh den schönen Tag und öffne dein Herz!“ — Sie zog die Gardinen auf, und bald verlor sich Trübsinn.

Es war wirklich ein schöner Tag. Die Sonne stand schon in voller Pracht am Firmamente und hatte iedes Wölkchen im Horizont verscheucht. Sichtbar hob sich die grüne

Saat

Saat von der Erde. — Des Frühlings Herolde stiegen auf flatternden Fittigen allenthalben aus den Fluren himmelan, und sangen ihre melodischen Lieder von einer Höhe herab, wo sie das Auge verlor. — — Das ausgeruhte Roß treckte muthig den Pflug, schnaubte Munterkeit und Leben durch die Nase, schüttelte den Schweiß in Perlen von glatten Lenden herab, und ging dann muntrer fort. Großknechte und Enken regierten den Pflug mit der Frölichkeitsmine und schlugen die Erdenklöße mit einer Leichtigkeit inzwei, als spielten sie nur. Die ganze Natur hatte neues Leben; wohin man sah, da sahe man Aufmunterung zur Freude und Hoffnung.

Gegen Mittag kamen sie zu Grünthal an. Wie der Schiffer nach überstandenem Sturme, wenn ihn ohne Mast und Ruder wüthende Wellen die ängstlichste Nacht hindurch in Verzweiflung herumgetrieben haben, und ihn itzt am frühen Morgen über alle Hoffnung an die vaterländischen Küsten treiben, kühn aus dem Schiffe springt; so sprangen Sommerfeld und Hannchen aus dem Wagen, als er kaum hielt, und fielen in die ausgebreiteten Arme, die ihnen der

Onkel und die Tante lächelnd entgegen trugen, so zuversichtlich, als wären es die Arme der Unschuld, der Treue und Liebe. Schwer lassen sich ihre Empfindungen beschreiben, und schwer war es dem Zuschauer, zu entscheiden, wer sie von ihnen am stärksten empfand. Sie verbanden sich aufs neue zur brüderlichen Liebe, zur innigsten Freundschaft, und schworen einander auf der Stelle unverbrüchliche Treue bis in den Tod. „Was Menschen einander sein können“, sagte der Onkel, „das wollen wir uns sein.“

Hannchen war mit Auspackung des Wagens beschäftiget, und Sommerfeld stand mit dem Onkel noch im ersten Ausguß der Liebe am Fenster, als schon der alte Mann gelaufen kam, von dem Semmerfeld das Guth hatte. Er hieß Kunz. Den Winter über hatte ihn der Onkel verpflegt, und dem Ansehen nach war ihm das sorgenlose Leben sehr wohl bekommen. Wie verjüngt kam er mit muntern Schritten, und sah so heiter aus, als wenn er das Leben nun erst zu schätzen anfinge. Mit einem Päckchen zusammengebundener Briefschaften in der Hand trat er in die Stube, und wünschte nach sei-

ner

ner ihm eigenen Art seinem Herrn (so nannte er Sommerfelden) tausendfältiges Glück zu seiner Ankunft und Gottes reichen Segen zu allem Vornehmen in den herzlichsten Ausdrücken. Hier überreichte er ihm zugleich die Papiere.

Als sie auseinander gelegt wurden, fand man, daß es Kaufbriefe und Ehestiftungen waren, die von mehrern vorhergegangenen Besitzern des Guths sorgfältig waren aufgehoben und dem iedesmahligen Nachfolger getreu überliefert worden. Sommerfeld wollte sie schon als unbedeutende Papiere auf die Seite legen, als Kunz mit Nachdruck und Eifer sprach: „Leienſe mans die Brewe noch nich weg! 't mut wol wat derbi ſin, detſe brucken können; ſonſt hädde mei der Schulte nich zwe Piſteletten geboden, det ickſe em geben ſollde!“

Bei genauerer Durchſuchung fand man nun freilich, daß der Bauer dankbar und redlich gehandelt hatte. Sommerfeld griff in die Taſche, ſo bald er das älteſte von den Papieren angeſehen hatte, zog ſeinen Beutel heraus, und reichte Kunzen zwei Louisd'or mit den Worten: „was euch der

Schulze geboten hat, das will ich euch auch geben, nehmt hin!“ — Aber der Mann hätte beinahe geweint, so beleidigt fand er sich. „Bewahre Gott!“ sprach er entrüstet. „Ick sollde mi mine Ehrlichket betalen laten? Det wäre io duppelt gottlos, wenn ick see bedrüen wollde! Gahnse io weg! ick brucke kehn Geld.“ — Sommerfeld mußte seine Louisdor wieder einstecken.

Es war ein gerichtliches Dokument, welches dem Besitzer dieses Guths das Recht versicherte, sich von der Gemeinheit ganz absondern zu dürfen. Bald nach der Reformation hatte der damahlige Eigenthümer die abgebrannte Kirche aus seinen Mitteln wieder aufgebauet, und dagegen von der Gemeine erlangt, daß ihm seine zerstreueten Aecker vertauscht und neben dem Garten bei einander gegeben, auch die Rechte, sie zu umzäunen, zugestanden wurden. Seit mehrern Jahren arbeitete man daran, dies Vorrecht dem Guthe wieder zu entziehen. Schon viermahl war es verkauft, und durch List der Gemeinde solchen Besitzern in die Hände gespielt worden, die der Nachbarschaft gefällig handeln mußten. Vier Besitzer hatten also kei-

nen

nen Gebrauch von diesem Vorrechte gemacht, von einem ehemahligen Zaun oder Graben um den Acker war keine Spur mehr zu finden, und die gegenwärtigen Nachbarn, so gute Leute es sonst waren, hätten gern alle List angewendet, wenn es möglich gewesen wäre, Kunzen das Dokument aus den Händen zu spielen. Aber ihre Versuche waren vergeblich.

Sommerfelden war dies Dokument sehr lieb. In Ermangelung desselben würde es ihm schwerlich gelungen sein, seinen Plan durchzusetzen. „Ich danke euch, lieber alter Vater!“ sagte er. „Wie ists euch gegangen? Seid ihr nun wieder zufrieden?“

„Ach io, liewer Here, ick bin recht wol tufrieden. Da wäre doch bi Gott kene Genade gewest, ick hädde den Winter müssen umkamen, wenn See nich gewest wären. Det vergelde See der liewe Gott, watse an mei dohn! Arbeden kann ick wol nich vele mehr; awers wat ick tu ehren Besten duhn kann, det will ick ehrlich duhn.“

Für Sommerfelden waren des Mannes dankbare Zufriedenheit, und des Onkels

Lels Beifall große Belohnungen. „Wenn Sie so fortfahren," sagte dieser, als Kunz hinaus gegangen war, „so werde ich künftig nur Gutes lehren, aber wenig thun können!"

Zwölftes Kapitel.

Abendgespräch zwischen Mann und Frau, nicht Gardinenpredigt.

Von Sommerfelds Beschäftigungen auf dem Lande wird sich der Leser aus dem, was ich gesagt habe, vermuthlich einen vortheilhaften Vorbegriff machen. Gewiß war das auch seine Absicht nicht, daß er sich hier in Unthätigkeit vergraben wollte. Wer den Müssiggang liebt, wird am wenigsten das Geräusch der Welt, zerstreuende Gesellschaften und die Lustbarkeiten der Residenz fliehen. Nein! er suchte keine leere, müssige, sondern eine ruhige Lage, die ihm einen Freudengenuß nach seinem Geschmack verstattete und seinen Absichten weniger Hindernisse in den Weg legte. Sein Herz verlangte viel Freude. Um es nun nie leer zu lassen, so

brachte

brachte er seine Freuden mit seinen Pflichten in eine genaue Verbindung. Seine Denkart über Lebens Zweck und Absicht kann er selbst am besten erklären.

Die letzte Stunde eines ieden Tages hatte er frühzeitig angefangen, dem stillen Nachdenken über sich selbst zu widmen. Seit seiner Verheurathung hatte sich dies stille Nachdenken in vertrauliche Unterredungen mit Hannchen verwandelt. Da saßen sie, wenn Todtenstille in der ganzen Natur, wie in ihrem Hause, herrschte, und sahen einander in die Augen und ins Herz. Sie sprachen im Ton der Sanftmuth und Liebe von ihren Tugenden und Fehlern; sie entdeckten einander ihr Wohlgefallen und Mißfallen. Erst gingen sie mit ihren Gedanken rückwärts in den vergangenen Tag, und dann vorwärts in den künftigen. So entging ihnen kein begangener Fehler in Handlungen unbemerkt, und iede unangenehme Folge ward durch bessere Entwürfe und gute Vorsätze im Keim erstickt. Das Ende war eine herzliche Umarmung. So wurden diese Stunden Quellen der edelsten Freuden für sie.

Am Ende des ersten Abendes saßen sie in der Pfarrwohnung zu Grünthal eben so neben einander. „Lieber Mann," sagte Hannchen, „wir haben doch etwas vergessen!"

„Was denn? mein Hannchen!" fragte Sommerfeld.

H. „Wir hätten uns in der Residenz einige gute Gesellschafter aussuchen, und sie bitten sollen, daß sie uns fleissig besuchen möchten."

Man verkenne hier Hannchens Herz nicht! Weder Eitelkeit noch Einfalt sprach aus ihr. Der Autor hat die Worte so hingeschrieben, wie sie sie zu einem Manne sprach, vor welchem sie keinen Winkel, keine Falte des Herzens zudecken durfte. Nun beurtheile sie auch der Leser wie ihr Mann. Was in ihren Worten fehlerhaft ist, ist nicht Fehler ihres Herzens, sondern Fehler der Erziehung. Sommerfeld fragte: „und warum denn das?"

H. „Wir haben hier wenig Beschäftigung."

S.

S. „Du wirst den Werth des Landlebens ganz falsch beurtheilen, wenn du das Model vom väterlichen Hause nehmen willst.“

H. „O nein, das nicht! Da hatte ich und die Mama wenig Gesellschaft.“

S. „Wenn du sie auch nicht hattest, so hatte sie doch dein Vater täglich, und dir konnte dabei die Zeit nicht lang werden. Den Vormittag nahm die Küche weg — freilich erfordern gesellschaftliche Mahlzeiten mehr Zubereitung als häusliche, — und nachmittags mußte am Spieltische aufgewartet werden.“

H. „Das mußte ich ja thun, und that es auch gern, weil dadurch meines Vaters Vergnügen befördert wurde.“

S. „Liebes Hannchen! du erklärst meine Worte ganz falsch. Deine exemplarische Ergebenheit und Liebe gegen deinen Vater gab dir in meinen Augen den ersten Werth. Noch habe ich keinen Fehler an dir gefunden, bei dem dein Herz nicht schuldlos, und deine Absicht nicht rein gewesen wäre; diese dienstfertige Liebe ist aber durchaus Tugend. Auch deinen Vater will ich nicht tadeln.

deln. Zu dir werde ich nie von seinen Fehlern sprechen, und auch ietzt habe ich nichts gesagt, als was du mir abgedrungen hast. Daß ich seinem Beispiele nicht folgen will, das laß dir nicht mißfallen. Zu keiner Zeit soll es dir an nützlichen Beschäftigungen fehlen."

H. „O — — — an mich habe ich gar nicht gedacht! Das weiß ich längst, daß eine Landwirthschaft große Beschwerden mit sich führt, — zumal für die Frau!"

S. „Beschwerden? — Das fürchte nicht! Für Arbeiten, Lasten und Beschwerden will ich schon Leute finden, die Schultern zum tragen haben; auf dich soll weiter nichts kommen als Direktion, Aufsicht und das Vergnügen, den guten Fortgang als dein Werk zu sehen."

H. „Lieber Mann! ich fürchte mich vor keiner Arbeit. Was du haben willst, ist mir weder Last noch Arbeit, und noch nie hast du mir so viel aufgelegt, als ich gern getragen hätte und tragen konnte. Blos aus Liebe zu dir fing ich das Gespräch an, — du wirst viel Langeweile und wenig Vergnügen haben."

S. „Warum denn ich?“

H. „Weil du keine Geſchäffte, kein Amt haſt, und auf dem Lande zu leben nicht gewohnt biſt.“

S. „Ich keine Geſchäffte? — Kein Amt? — Sieh doch das liebe Kind, unſern kleinen Karl! Die Hoffnung eines neuen Zuwachſes unſrer Familie rückt ia auch näher heran! Wer Mann und Vater iſt, hat Amt und Geſchäffte genug.“

H. „Lieber, guter Mann! — Ich fühle mein ganzes Glück in der Verbindung mit dir und — ſchäme mich. Meine Sorge iſt überflüſſig, du haſt alles ſchon überdacht. Aber wenn dirs nicht mißfällt, ſo laß uns doch das Geſpräch noch fortſetzen. Der erſte Abend übertrifft ſchon meine Erwartung.

S. „Wenn du Vergnügen daran findeſt, ſehr gern! Mich ſollſt du gewiß nicht ermüden! Wovon möchte denn aber mein liebes Hannchen gern ſprechen?“

H. „Von dem Plan, den du dir für die Zukunft gemacht haſt, — von deinen Arbeiten und Vergnügungen.“

S. „Arbeiten und Vergnügen sind mir eins, es sollen meine Bücher und meine Kinder sein.“

H. „Ich verstehe dich! Nicht wahr du meinst, man müsse sich Arbeit zum Vergnügen machen?“

S. „Allerdings! Du erfährst es ja an dir selbst, das Herz sehnt sich immer nach Freudengenuß. Der betrügt sich, der seine Freuden aus der Ferne herholen, oder gar in Eitelkeiten und Thorheiten suchen will. Solche Freuden sind von keiner Dauer; und wären sie das auch, so erweckt ihr Genuß gar zu bald Ekel und Ueberdruß. Damit ich nie in den Fall komme, Mangel an Freuden zu haben; so will ich meine Freuden in meinen Pflichten suchen, ich will Arbeit und Vergnügen mit einander verknüpfen.“

H. „Deine Bücher, sagtest du, und deine Kinder! Wirst denn du deinen Kindern keinen Informator halten?“

S. „Bewahre Gott, daß ich ein Geschäfft, an dessen treuer Ausrichtung meine und deine Freuden gebunden sind, einem Miethling auf-

auftragen ſollte! Kennſt du auch eine Freude, die dich ſo innig ergötzen kann, als die Wohlfahrt deiner Kinder? Ich werde freilich nicht alles ſelbſt thun können, und wenn ichs auch könnte, ſo iſts vielleicht nicht rathſam, daß ich alles allein thue. Dann will ich ſchon einen Gehülfen finden, der mit mir gleichförmig denkt und handelt. Was ich aber vielleicht beſſer und leichter als ieder andere thun kann, das will ich nie einem andern übertragen. Bilden wir unſere Kinder ſelbſt; ſo ſehen wir täglich ihren Fortgang und Wachsthum, und dadurch muß unſere Freude ſtark und dauerhaft werden. Wäre das nicht mein Wille; ſo könnte ich mir es ſelbſt nicht verzeihen, daß ich meine Kräfte dem nähern Dienſte der Welt entziehe. Verwende ich aber meine Wiſſenſchaft und Zeit auf die Erziehung meiner Kinder; ſo entziehe ich ſie der Welt nicht. Sie bekommt die Früchte zwar ſpäter, aber ich hoffe, ſie ſoll ſie dafür deſto reichlicher bekommen.“

H. „Das hat aber noch lange Zeit, ehe dir die Erziehung deiner Kinder Beſchäfftigung geben kann. Karl iſt noch nicht zwei Jahr!“

S. „Das ist mir eben lieb! Unterdessen kann ich meinen Bau vollführen und die Wirthschaft in den Stand setzen, daß sie uns hernach für die geschäfftlosen Stunden Vergnügen sein soll. Bis in das sechste Jahr, und wäre es auch länger, bleibt Karl deinen Händen überlassen.“

H. „Bester Mann! Heute machst du mich zur glücklichsten Frau, und gründest meine Ruhe unumstößlich fest. Es ist alles Wahrheit, was du sagst, auch das, was du mir schon mehrmahls gesagt hast, daß Kinder die erste Bildung ihres Herzens und die Richtung ihrer Neigungen unter den Händen der Mütter und Wärterinnen schon empfangen müssen. Mit Freuden will ich auch dies mein wichtigstes Geschäfft sein lassen, wenn ich nur Mäßigung, Klugheit und Erfahrung genug dazu habe.“

S. „Sei unverzagt, mein Kind! Eine gute Mutter, wie du bist, ist die geschickteste Person zu diesem Geschäffte. Nimm deinen Karl in deinen Schoß, und laß ihn so wenig als möglich aus deinen Augen; so bildet er sich von selbst nach dem Muster, das er vor sich hat. Drücken sich die Züge der mütter-

terlichen Sanftmuth und Güte frühe in sein Herz, so wird Karl gewiß ein vortrefflicher Mann. Verlaß dich auf meine Unterstützung!“

H. „Ich will alles thun, was ich kann; aber, lieber Mann, versprich mir nur, daß du mich nicht weniger lieben willst, wenn ich schon nicht in allen Stücken die Vollkommenheit unsrer Tante erreichen kann.“

S. „Hannchen! was sprichst du? Du beleidigest dich und mich.“

H. „Das sollte mir leid sein!“

S. „Wahr ists! Dich beleidigest du durch Ungerechtigkeit, und mich durch Mißtrauen.“

H. „Wenn du so strenge sein willst, dann muß ich freilich den Kürzern ziehen. Sei du nur gütig genug, mir zu verzeihen, mit mir selbst habe ich Abrechnung.“

S. „Deswegen wird Unrecht doch nicht Recht. Sein Unrecht nicht erkennen ist Fortsetzung des Unrechts. Die Tante, das gebe ich gern zu, hat einen vortrefflichen Charakter; aber in meinen Augen steht mein Hann-

chen nicht unter ihr. Noch habe ich nie zwei Personen gesehen, die sich in der Güte des weiblichen Charakters so vollkommen gleichen.“

H. „Mein Kind! du schmeichelst mir wohl?“

S. „Schmeicheln! — das, dächte ich, wäre mir ein ganz unnatürlicher Fehler. Aber, liebes Hannchen, hüte dich, daß du nicht in den Verdacht des Stolzes geratheſt!“

H. „Des Stolzes!“ —

S. „Ja, des Stolzes! Uebertriebene, affektirte Demuth ist nichts anders als Stolz. Aus Demuth muß man sich nicht wegwerfen; und anderer Vollkommenheit groß zu sehen, muß man nicht blind gegen seine eigenen Vorzüge sein.“

H. „Lieber Mann! — Hast du nicht selbst schon gesagt, daß dir das fröliche Herz, die allezeit aufgeräumte Laune der Tante sehr wohl gefalle?“

S. „Ja, das habe ich gesagt, — aber dich damit gewiß nicht herabsetzen wollen.

Dafür

Dafür hat die Tante deine Ueberlegung, deinen gesetzten, festen Sinn nicht, den ich für iene Laune nicht vertauschen mag. Könnte ich wohl meine Kinder ihren Händen so sicher als den deinigen überlassen, ohne Furcht, daß sie verzärtelt und früh verstimmt werden möchten? — Beide Eigenschaften kann man zu gleicher Zeit nicht haben, aber iede kann man bei dem besten Herzen haben. In gewissem Maße ist iede Stimmung gut, durch Uebermaß wird eine wie die andere fehlerhaft. Dann würde die Laune der Tante Leichtsinn und — Uebermuth, die deine Mißmuth und Melancholei. Durch gegenseitigen Einfluß werden beide Stimmungen gemäßiget, und mein Hannchen ist eine so gute Frau als die Tante. Gerade so geht es deinem Manne mit dem Onkel!“

H. „Loser Mann! Bald hätte ich alles geglaubt, aber die letzten Worte verrathen, daß du deinen Scherz mit mir treibst.“

S. „Nichts weniger als Scherz! Du denkst wohl, ich werde auch so ungerecht gegen mich selbst sein? Nein, das thue ich nicht! Wissenschaft, Edelmuth, Redlichkeit,

Sinn und Gefühl für Menschenwohl und Menschenfreuden sind des Onkels große Vorzüge; aber ich hoffe, man wird sie mir auch nicht absprechen wollen. Wenigstens bin ich mir dessen bewußt, daß ich darnach strebe, und habe ich den Onkel in den Wissenschaften noch nicht erreicht, so hoffe ich doch, dahin zu kommen. Aber darin unterscheiden wir uns: er hat ein schlaffes Nervensistem, ist kalt, und langsam im Ueberlegen, Entschließen und Ausführen; ich bin empfindsamer, feuriger und rascher. Er kann in den Fehler fallen, daß er den Schaden zu spät sieht, für bescheidene Noth zu schwach empfindet, und über Bedachtsamkeit die beste Gelegenheit zur Ausführung seines Entschlusses verabsäumt; ich — daß ich Gefahr sehe, wo sie nicht ist, einen raschen Entschluß fasse, den ich nachher bereue, und durch Eil, Kraft und That mir und der guten Sache schädlich werde. Nun wir beide neben einander stehen, fehlt gewiß so leicht keiner. Glaubst du das nicht?“

H. „Guter Mann, wie vollkommen wirst du mich durch deine Lehren und dein Beispiel noch machen!“ — Nach einer solchen Unterre-

terredung ist der Wunsch einer guten Nacht etwas Ueberflüssiges.

Dreizehentes Kapitel.

Dorfcharakteristik.

Von Grünthals angenehmer Lage habe ich schon etwas gesagt, nach und nach wird der Leser so bekannt als Sommerfeld und Hannchen damit werden. Für ein Dorf war der Ort groß, man zählte über hundert Feuerstätte. Gegen Mittag hatte man eine offene Aussicht in das freie Feld; hier lag Sommerfelds Guth am äußersten Ende des Dorfs. Auf der mitternächtlichen Seite wurden die fruchtbarsten Felder von steilen Bergen gedeckt, von welchen sich ein dicker Wald nach dem Morgen herumzog, der dem Dorfe wohlthätigen Schutz verlieh.

Für eine Familie, die das Landleben zum Vergnügen wählt, hatte dieser Ort von allen Seiten Vorzüge. Der Landmann war hier kultivirter als an einem Orte im Vaterlande. An dem vorigen Prediger hatten die Leute ei-

nen aufgeklärten, weisen Volkslehrer gehabt, der allen Aberglauben so ziemlich ausgerottet, und gerade die Kenntnisse unter ihnen ausgebreitet hatte, die auf Herz und Willen zur Veredlung und Beruhigung unmittelbar wirken. Er war funfzig Jahr bei ihnen gewesen, so daß er eine ganze Generation gebildet hatte. Auf diesem sichern Grunde bauete Magister Leh mit unermüdetem Fleisse und sichtbarem Segen fort. Die Leute waren an Ordnung und gute Sitten so gewöhnt, daß sie den Ausschweifenden unter sich nicht dulden konnten. Sahen Prediger und Vorgesetzte nicht hin, so waren sie die ersten, die ihn warnten. Es schien, als fände Leh's sanftmüthiger Ton, seine bescheidene Bedachtsamkeit in dieser vorbereiteten Gemeine ihren eigenen, ihr angemessenen Wirkungskreis.

Auch war man hier nicht mit lauter Menschen von der niedrigsten Klasse umgeben. Von den nöthigsten Handwerkern wohnte wenigstens einer im Dorfe. Zwei Kaufleute hatten ganz ansehnliche Waarenlager, so daß man die täglichen Bedürfnisse alle im Dorfe haben konnte, ohne deswegen nach der Stadt

schicken

ſchicken zu dürfen. Die vornehmſten Perſonen waren der Amtmann und Förſter. Jener wohnte mitten im Dorfe auf der ſo genannten alten Burg, dieſer aber am andern Ende des Dorfs, welches bis an den Buſch hinreichte. Wer auch nicht gewohnt war, ſo haushälteriſch mit ſeinen Stunden umzugehen als Sommerfeld und Leh, der konnte hier Geſellſchaft und Zeitvertreib finden.

Vertraute Freundſchaft ſuchte Sommerfeld im Dorfe nicht; hierzu war ihm ſeine Frau und des Onkels Haus genug. Es war aber ſein Satz: daß man in der menſchlichen Geſellſchaft mehr brauchbare Wiſſenſchaft für das gemeine Leben lernen könne, als auf der Studirſtube, und aus dem Grunde lebte er gern unter Menſchen. Auf dem Lande darf man das nur wollen, ſo iſt es leicht zu erlangen. Man iſt da mehr gewohnt, die Menſchen zu nehmen wie ſie ſind; man lebt in aller Abſicht freier und ungezwungener; einer kommt dem andern auf halben Wege ſchon entgegen.

Noch weniger konnte und durfte der Onkel anders denken. Der Prediger darf ſich dem

Um-

Umgange mit Menschen nicht entziehen, wenn er sich nicht die beste Gelegenheit, sie kennen zu lernen, rauben will; ist er aber ein Menschenfreund, so drängt sich der beste Theil seiner Gemeine ungesucht zu ihm. Mit den ersten Familien stand Leh schon in besondern Verbindungen durch gegenseitige Gevatterschaft. Wozu diese Ceremonie? Mit der Ruhe und Sicherheit des Christenthums hat sie nicht nur ihre erste Bestimmung verloren, sondern ist seit dem durch unreine Absichten entheiliget worden. Gelegenheitsmacherin ist sie, Menschen zusammen zu bringen, um absichtliche Verbindungen zu stiften; ein Erwerbungsmittel für den Aufwand der Mode, — eine Gelegenheit zu Ausschweifungen, — eine wahre Bettelei ist sie, wenn man ihr nicht die Absicht lassen will, Bande theilnehmender Liebe und Vorsorge zwischen Menschen zu knüpfen. So dachte Leh, so dachte Sommerfeld; des ersten Freunde waren Freunde des letzten, schon ehe er hier war. Wir wollen nichts von ihnen sagen, bis wir sie sehen werden. Schon am zweiten Tage des Hierseins wurden die Neuangekommenen von der Frau Amtmännin aufgesucht.

Der

Der Leſer weiß es doch, daß der Amtmann Wirth des Superintendenten Schwiegerſohn iſt? In der Zeit, da Sommerfeld zu L. ſtudirte, war die Heurath geſtiftet worden; er kannte ihn alſo noch nicht. Zwar befand er ſich unter den Gäſten auf Jakobs Hochzeit; aber man weiß ja, wie unruhig es da zuging! Man hörte kein Wort von ihm, als die Entſchuldigung der Abweſenheit ſeiner Frau: ſie war gefährlich krank. Weil Sommerfeld nicht geneigt war, Dinge von der ſchlimmſten Seite zu nehmen, ſo erklärte er ſich das ſtille Weſen dieſes Mannes aus dieſer Krankheit ſeiner Frau und aus der Beſtürzung, welche die Erſcheinung der ungebetenen Gäſte verurſachte.

Sommerfeld war mit ſeiner Frau und Tante im obern Stockwerk auf ſeiner Stube. Hannchen ſah am Fenſter eine geputzte Dame mit ſtolzen Schritten das Dorf herauf kommen, die den Kopf ſo weit nach dem Rücken hinüber legte, daß die Augen den Himmel nur ſahen. Mit iedem Tritt warf ſie den Kopf von einer Seite zur andern, und mit den herabhangenden Bändern ſpielte der Wind, wie mit Flaggen. „Sehen Sie doch,

Tan-

Tantchen, wer ist das?“ rief Hannchen.

Die Tante war mit einem Sprunge am Fenster, und eben so schnell gab sie die Antwort: „das ist unsere Frau Gevatterin Wirth, die Fr. Amtmännin. Ganz gewiß kommt sie zu uns. Hannchen, nimm deinen Mann in Acht!“

„Zu mir wird sie doch nicht kommen?“ sagte Sommerfeld.

„Freilich zu Ihnen! Vor acht Tagen, als sie bei uns war, und wir von Ihrer baldigen Ankunft sprachen, sagte sie schon, daß sie auf Ihren Besuch nicht warten, sondern gleich den andern Tag kommen würde. Sie hat oft nach Ihnen gefragt, und sich sehr auf Ihre Gesellschaft gefreuet. Sein Sie ia auf Ihrer Huth, sie nimmt leicht ein!“ Hier wurde schon angeklopft.

Der Onkel war unten, als sie kam. Er öffnete ihr die Thür seines Zimmers, aber sie ergriff seine Hand und bat sichs aus, daß er sie zum Herrn Sommerfeld führen möchte.

Im ersten Anblick machte die Frau wirklich Eindruck. Sie stand noch in den blühendsten Jahren, war nicht übel gebauet, und hatte sich vom Kopf bis auf die Füße überaus nett gekleidet. Entschuldigungen und Komplimente wußte sie mit einer etwas starken, doch angenehmen, empfehlenden Stimme und mit geschmeidiger Beredsamkeit so fertig anzubringen, wie die galanteste Hofdame, ohne die Mine zu verlieren, die das eigene Gefühl ihrer Würde stark ausdrückte. Sommerfelden schien sie die Hand zum Kuß entgegen zu tragen, und Hannchen umarmte sie mit schwesterlicher Zärtlichkeit.

Die Zeit wurde keinem bei ihr lang, sie aber schien so viel Genugthuung in dieser Gesellschaft zu finden, daß sie bis in den Abend blieb. Sommerfelden ließ sie von der Hand, von ihrer Seite nicht weg; sie lobte seine Artigkeit, seinen Charakter, und machte ihm mehr Schmeicheleien, als er ohne Unwillen anhören konnte. Kam er ihrer Hand unschuldiger Weise so nahe, daß er den Kuß nicht zurückhalten konnte, so ließ sie die Brust so ungezwungen heraus treten und eine

Röthe ins Gesicht steigen, daß der Unerfahrne und Furchtsame hätte glauben sollen, er habe den ersten Kuß auf ihre Hand gedrückt. Sie sprach beständig, aber kein Wort von der Residenz.

Bei der Abendmahlzeit war sie in Lobsprüchen unerschöpflich; alles gefiel, alles schmeckte ihr. „Liebes Frauchen," sagte sie im vollen Ausguß des Herzens zu Hannchen — „liebe beste Freundin, lassen Sie uns doch recht gute Freundschaft halten! Alle Tage müssen wir uns sehen, — müssen wenigstens einmahl in der Woche bei einander sein. So genau wollen wir es nicht nehmen! Wenn Sie auch zu mir nicht so oft kommen können, erlauben Sie nur, daß ich zu Ihnen kommen darf." — So sprach die ganze Zeit nichts als zudringliche Freundschaft und zuvorkommende Liebe aus ihr, daß man hätte glauben sollen, sie könne keinen andern Ton sprechen.

Als sie Abschied nehmen wollte, wäre sie beinahe in einen andern Ton gefallen. Freilich wohl war der Regen daran schuld, der gerade auch iezt, als sie gehen wollte, herunterfallen mußte! „Ich weiß nicht," sagte

sie

ſie etwas laut und hurtig, „was mein Mann denkt, daß er nicht kommt, mich abzuholen! Zu Hauſe muß er doch ſchon ſein, und das kann er ſich ia wohl vorſtellen, daß ich nicht allein gehen kann!“

Diesmahl verdiente der Mann wirklich Entſchuldigung. Die Magd kam, und brachte der Fr. Amtmännin mit dem Schirm zugleich die Nachricht, daß der Herr Amtmann ſo eben erſt aus der Stadt gekommen, und vom Regen dermaßen durchweicht ſei, daß kein trockener Faſen an ihm zu finden wäre. Es ſchien aber nicht, als wollte die Fr. Amtmännin dieſe Entſchuldigung gültig finden, denn ihre Stimme ward merklich ſtärker. „Wer hat ihn den heiſſen im Regen reuten?“ antwortete ſie der Magd; „er konnte vor dem Regen längſt zu Hauſe ſein! Es ſchickt ſich für keinen ordentlichen Mann, ſo ſpät auf der Straße zu liegen! Und iſt er nun einmahl naß, ſo konnte er wohl die paar Schritte auch noch im Regen gehen!“

Sommerfeld erfand ein gutes Mittel, ſie wieder in ihre vorige Stimmung zu bringen; er ließ ſeinen Wagen anſpannen, und die Frau Amtmännin ſtieg ſanftmüthig

 hinein.

hinein. Zu vermuthen war es gleich, daß diese Sanftmuth nicht lange dauern würde, und als der Wagen zurück kam, erfuhr man, daß sie sich bei dem Aussteigen schon wieder verloren hatte. Der arme Amtmann!

Den Inhalt des heutigen Abendgespräch auf Sommerfelds Stube mag der Leser errathen. Wer wird nicht glauben, daß die Frau Amtmänninn der Gegenstand gewesen sei. Es ist einmahl nicht anders, ieder Mensch muß sich das gefallen lassen: geht er aus einer Gesellschaft, und ist er zur Thür hinaus; so wird von ihm gesprochen. Schlechthin kann diese Gewohnheit wohl kaum getadelt werden! Ist es nicht der natürlichste Gang, den das Gespräch der Zurückgebliebenen nehmen kann? Man ersetzt sich dadurch den Verlust des Mannes, und erhält ihn der Gesellschaft über seine Gegenwart hinaus. Der Weggehende — — o der mag seine Beschwerden nur zurück halten; Er hatte es ia in seiner Gewalt, dem Gespräche die Richtung zu geben, die ihm nicht mißfallen konnte. Man muß nur fleissig daran denken, so lange man in der Gesellschaft ist, daß von einem gesprochen wird, so bald man den Rücken

cken preis geben muß. Was wird man von dem sagen, der mit Bescheidenheit spricht, mit Vernunft urtheilt, und mit nachgebender Gefälligkeit der Gesellschaft Unterhaltung und Vergnügen schaft?

Herr Autor besinnen sie sich! Wie ging es denn ihrem Sommerfeld und Hannchen mit der Frau Superintendentin? Sie müssen warlich eine große Portion Eigenliebe und Dünkel besitzen, wenn sie sich einbilden, aus allen Gesellschaften ungerichtet und — unbeschmutzt heraus zu kommen. Wenn sie nur immer erführen, was man hinter dem Rücken von ihnen spricht! —

Aber um Vergebung, lieber Leser! der Autor hat sich schon besonnen. Er erfährt die Urtheile, die hinter seinem Rücken von ihm gefällt werden, und pflegt es darauf anzulegen, daß sie ihm hinterbracht werden; — hat schon manchmal Menschenfreunde gefunden, wo er sie nicht suchte, — ist aber auch, öfters wenn er sich am klügsten und vorsichtigsten betragen zu haben glaubte, schon jämmerlich zur Bank gehauen, und so bekritisirt worden, daß er hätte Blut weinen mögen. Im letztern Falle pflegt er sich zu prüfen, ob die Flecken

wirklich auf seinem Kleide sitzen, die man gesehen haben will, und wenn er sie nicht findet, so beruhiget er sich damit, daß die Schuld nicht an ihm, sondern an den Augen der Richter liegt, und hat den großen Vortheil, daß er Geister unterscheiden lernt.

Freilich gibt es in der menschlichen Gesellschaft lieblose, menschenfeindliche und niederträchtige Seien auch, die in ieder andern Person außer sich, die Menschheit herabwürdigen. Aber darum kann man dem Menschen das Recht nicht nehmen, das er behaupten wird (wenn er auch nicht spricht) so lange er Verstand hat, er sei so groß oder so klein, so richtig oder so irrig als er wolle. Aus allen nur möglichen Ausdrücken, aus der ganzen Darstellung, aus Gesichtszügen, Mienen, Worten und Handlungen den Menschen studiren, ihm ins Herz sehen, seinen Charakter erforschen, — das ist und bleibt zugleich die angenehmste und Menschen allerwürdigste Beschäftigung, — es ist der wahren Lebensweisheit sicherste Quelle, und strengste Pflicht für uns alle in Absicht auf uns selbst und auf alle dieienigen Menschen, mit denen wir in irgend einer Verbindung leben sollen und müssen. —

Die

Die Fr. Amtmännin darf sich am wenigsten beschweren!

Am schalkhaftesten war die Tante. Ihre leichfertigen Einfälle erhielten sie länger als gewöhnlich bei einander. „Wir wollen heute gemeinschaftlich unser Abendgespräch halten," sagte sie, und sogleich setzte sie sich neben Sommerfelden und spielte die Fr. Amtmännin. — „So böse, als du sie machst," sprach der Onkel, „ist sie wohl nicht. Der Schein macht manchen Menschen besser als er ist, manchen böser. Ich zähle sie zu den letztern. Ihre Neubegierde ist freilich groß, und daher leite ich ihre Zudringlichkeit. Sie mag gern alles wissen, was in andern Häusern vorgeht; sie hat aber das an Weibern so seltene Gute an sich, daß sie nichts ausplaudert."

„Wenn das ist," fiel Sommerfeld ein, „so muß man schon mit ihr zufrieden sein; sie hat am angebohrnen mütterlichen Charakter vieles gebessert. Ist sie nicht auch herrschsüchtig, geitzig?"

„O ia!" antwortete der Onkel. „Kommen Sie nur zu ihr, Sie werden das bald sehen!"

„Haben Sie denn nicht gehört," sprach die Tante, „daß sie fleissig zu ihnen kommen will, ohne zu verlangen, daß Sie eben so oft wieder kommen sollen?"

„Leichtfertige Tante!" sagte Sommerfeld. „Sie ist dessen ungeachtet eine verbesserte Auflage der Mutter."

„Tragen und dulden," sprach Hannchen, „will ich sie gern, vielleicht auch in Zukunft manches Vergnügen, manchen Nutzen aus ihrer Gesellschaft ziehen; aber eine so enge Verbindung, als sie mir anträgt, kann ich vor der Hand nicht eingehen. Warum mag sie denn ihren Mann nicht mitgebracht haben?"

Ohne Zweifel enthielten die Worte mehr Tadel als Wunsch; wenigstens konnte man nicht erwarten, daß sie sich neben dem Manne besser ausnehmen würde. Indessen währte es nicht lange, so ward ihre Neubegierde befriediget. Nach zweien Tagen kam die Frau Amtmännin in Gesellschaft des Mannes wieder.

Im ersten Anblick hielt man ihn für einen herzlich guten, grund ehrlichen Mann, und

das war er auch. Aber in Gesellschaft füllte er seinen Platz nicht aus — da saß er und rauchte sein Pfeifchen stillschweigend. Vermuthlich lag in seinem starken fetten Körper die Schuld seiner Trägheit. Wenigstens war er so einfältig nicht; denn das wenige, was er sprach, sprach er mit Ueberlegung. Vielleicht hatte ihm auch seine Frau Amtmännin die Kunst zu schweigen gelehrt, und weil er ein Mittel, sich sein Joch zu erleichtern, darin fand, so war eine ungewöhnte Gemächlichkeit daraus entstanden. Nun fing er an, etwas zu erzählen, und trug die Fortsetzung seiner Frau auf; oder wenn er das nicht that, so fiel ihm die Frau bei dem zweiten, dritten Worte in die Rede: Männchen, du weißt das nicht recht, laß michs erzählen; und dann schwieg er.

Nicht nur mit Schweigen, auch mit Handeln lebte er seiner Frau gefällig. Eine Stunde vor Tische wollte er noch eine Pfeiffe Tabak stopfen. „Ei Männchen," sprach sie, „du wirst ja das nicht thun! das Essen schmeckt darnach, der Appetit wird allen verdorben!" — Er legte die Pfeiffe ungestopft weg. Abends um zehn Uhr kam er wieder

in die Versuchung, noch eine Pfeiffe zu stopfen. „Mann!“ sprach sie, „es hat Zehen geschlagen!“ — Er griff nach dem Huth, und ging mit ihr. Für männliche Gesellschaft war das beste an ihm, daß er gut Dokkatille spielte.

Vierzehentes Kapitel.

Fortsetzung.

Zur Gesellschaft des Onkels gehörte auch der Förster Eichenbusch. Sie besuchten sich einander fleissig ohne alle Umstände, und gingen ohne Empfindlichkeit wieder fort, wenn sie einander in Geschäften antrafen, die nicht weggelegt werden konnten. Außerdem waren diese drei Häuser mit einander eins geworden, den Ersten iedes Monaths auf die Reihe herum mit ihren Familien zusammen zu kommen, und eine zubereitete ländliche Mahlzeit mit einander zu essen. Der Erste war da, die Reihe der Bewirthung stand an dem Förster, Grünthals neue Einwohner wurden mit dem Onkel eingeladen.

Hannchen kam der Entschluß, mit zu gehen, sauer an, weil sie ihrer ietzigen Umstände wegen die Bequemlichkeit vorzüglich liebte, und den ganzen Morgen schon sich nicht wohl befunden hatte. Doch entschloß sie sich dazu. Man hatte oft von dem Manne gesprochen und nach dem Charakter desselben gefragt, aber des Onkels Antworten waren allezeit unbefriedigend und zurückhaltend. Ganz natürlich wurde dadurch ihre Neubegierde, den Mann selbst zu sehen, mehr gereitzt. Kurz vor dem Weggehen erklärte sich der Onkel folgender Maßen:

„Gerade das Sonderbarste an diesem Manne gibt ihm in meinen Augen den größten Werth. Er läßt iedermann seine Fehler frei und unversteckt sehen, verbirgt aber seine gute Seite sorgfältig. Jene werden Sie selbst heute noch bemerken; aber Jahre lang kann man mit ihm umgehen, ehe man diese entdeckt. Ich will sie Ihnen sagen, er möchte sonst zu tief in Ihren Augen fallen. Eichenbusch ist ein seltenes Muster der Dienstfertigkeit und Wohlthätigkeit. In Gesellschaft ist er der aufgeweckteste angenehmste Mann, nur — einen seiner Fehler will ich Ihnen doch sa-

gen — nur Widerſpruch verträgt er nicht. So bald Sie ihm widerſprechen, iſt ſeine Laune verſtimmt.“

„Das iſt ſehr übel!“ antwortete Sommerfeld. „Hätten Sie mir das nicht geſagt, ſo würde ich vielleicht bald mit ihm zuſammen gekommen ſein; nun ichs aber weiß, will ich mich hüten, ſo viel ich kann, und alles hinnehmen, wie ers ſagt. Aber heucheln kann ich unmöglich! Meinen Beifall gebe ich wider Gefühl und Ueberzeugung keinem Fürſten, und fordert er mich zum Reden auf, ſo ſage ich ihm meine Meinung, wie ſie iſt, wenn ſie auch der ſeinigen gerade entgegen ſteht.“

Das Forſthaus lag ſo, daß man von hinten herum kam und alſo den Eingang nicht eher ſehen konnte, als bis man dicht davor war. Herr Eichenbuſch ſtand mit ſeiner Frau ſchon in der Thür. Sie war artig und rein, doch nur häuslich gekleidet, er aber hatte ein grünes, mit Gold beſetztes Kleid an, und ſtand da — wie ein Bräutigam, der zur Trauung geführt werden ſoll. Auch die Fleckchen an der Perüke, welche der Eindruck der Finger beim Aufſetzen zurück läßt, waren wieder überpudert worden. Er war von

mitt-

mittler Statur; und hatte ein rundes volles Gesicht; sie war lang, hager, blaß und hatte das Ansehen einer Person, die durch erzwungene Heiterkeit die grämliche Mine des stillen Leidens verdrängen will. Worte machte sie wenig, es schien aber als wenn sie sie alle so hinsagte, wie sie sie dachte und empfand. Er sprach munter, stark, hurtig und war so wortreich in seinen Komplimenten, als geschmeidig im Gange und Stellungen. Mit dem besten Anstande wurden die Gäste in die Stube geführt. Der Amtmann war schon da.

Man kann sich leicht vorstellen, daß Sommerfeld auf alles merkte; seine Aufmerksamkeit war viel zu viel gereizt! — Wie der Wirth, so war auch die Stube geputzt. Gerade der Thür gegen über hingen zwei gemahlte Brustbilder in Lebensgröße an der Wand. Frappant wars, der Wirth und die Wirthin hatten beide die Kleider an, in denen sie abgemahlt dahingen. Man mußte hinsehen, wenn man schon nicht wollte! Herr Eichenbusch ging im Sprechen langsam die Stube auf und nieder, und so oft er in die Stellung kam, daß es sich thun ließ; so

warf

warf er die Augen zuerst auf sein Bildniß, dann auf den Spiegel und — schnippte ein Stäubchen vom Kleide. — Am Fenster stand ein prächtiger, mit Nußbaum, Mahagoni, Ebenholz und Elfenbein furnirter Schreibeschrank, auf welchem zwei Katzen mit beweglichen Köpfen von Töpferarbeit standen.

Sommerfeld wandte sich weg und bekam einen Schreibetisch in die Augen, auf welchem einige Bücher standen. Er sahe sie an, und fand ein deutsches Wörterbuch, eine Sprachlehre, einige Journale und Romane. Dem Förster konnte man ansehen, daß ihm diese Aufmerksamkeit gefiel. Er wurde immer freundlicher und gesprächiger. „Das sind meine Bücher nicht alle," sprach er, „ich habe oben mehrere."

Indem er dies sagte, zog er zugleich aus einem Schubkasten ein Manuscript von einigen Bogen hervor und gab es Sommerfelden mit der Erklärung in die Hand: „das will ich drucken lassen!" Es hatte die Aufschrift: Unterricht vom Gebrauch des Dativs und Akkusativs für seinen Bruder entworfen von F. W. Eichenbusch Förster zu Grünthal.

thal. Sommerfeld sahe hinein, und gab es stillschweigend zurück.

Hätte der lobsüchtige Mann nur kein Urtheil gefordert! „Schon durchgelesen! wie gefällts Ihnen?“ Sommerfeld antwortete geradezu: „drucken dürfen Sie es nicht lassen!“ —

„Warum nicht?“ —

„Weil es voller Fehler ist. Man würde Sie unbarmherzig striegeln, weil es eine Arbeit ist, die niemand von Ihnen verlangt. Kein vernünftiger Mensch wird so unbillig sein, und Sie deswegen verachten wollen, daß Sie deutsche Sprachrichtigkeit nicht haben; aber iedermann verlacht und verspottet Sie, wenn Sie sich einbilden sie zu haben, und das Publikum belehren wollen. Ihr Bruder kann ia das Manuscript lesen!“ —

„So! also kann ich gar nichts?“

Hier wurde das Gespräch glücklicher Weise unterbrochen. Die Frau kam herein, und sagte ihrem Manne etwas ins Ohr. Er ging darauf vor den schönen Schrank und langte Geld.

„Sie

„Sie haben einen groſsen Geldschrank!“ sagte Sommerfeld, vermuthlich nur in der Absicht, daſs sich der vorige Gedanke verlieren, und Eichenbusch bei guter Laune bleiben sollte.

„Das ist mein Geld!“ antwortete dieser, indem er auf ein Packet Schriften wieſs, das einer Hand stark war.

Sommerfeld konnte seine Verwunderung nicht verbergen. Eichenbusch zog das Packet hervor und gab es ihm in die Hände; er sollte und muſste es ansehen. Es war ein groſs und weitläuftig geschriebenes Verzeichniſs ausstehender Schulden, deren Summe einige Tausend Thaler betrug, die in kleinen Posten, theils an Naturalien, theils an baarem Gelde, an einen gewissen Herrn von B** gegen Obligationen waren geliehen worden. „Was sagen Sie dazu?“ fragte Eichenbusch, als ihm Sommerfeld das Packet zurück gab.

„Es ist besser,“ antwortete dieser, „man hat sein Geld auf Papier, als baar im Kasten liegen, wenn nur Sicherheit dabei ist. Ich wundere mich, daſs Sie so viel in solchen klei-

nen

nen Poſten an einen Mann gegeben haben. Wer iſt denn dieſer Herr von B**?“

„O das iſt ein reicher Herr, ſeine Güther ſind mehr als vierzig tauſend Thaler am Werth! Er hat als Lieutenant bei der Garde geſtanden, aber ſeinen Abſchied als Kapitain erhalten und ſich in unſrer Nachbarſchaft aufgehalten. Seit einigen Wochen iſt er auf Reiſen gegangen.“

Hier wurde die Suppe aufgetragen, und als man Anſtalt zum Setzen machte, kam ein alter ehrwürdiger Mann herein, der hoch in den Jahren, aber noch bei guten Kräften zu ſein ſchien. Es war der Kaufmann Zimmer im Dorfe, Herrn Eichenbuſches Schwiegervater. Sein Aeuſſerliches harmonirte mit ſeiner Lage. Er handelte mit allen nur möglichen kleinen Bedürfniſſen, die auf dem Lande abgingen, ſie mochten gewogen, gemeſſen, oder nach der Hand verkauft werden. Dabei befand er ſich aber ſo wohl, daß er ſeine Tochter ganz artig hatte ausſtatten können. Seine Sinne waren ſchon ziemlich ſtumpf, beſonders hörte er ſehr ſchwer. Vermuthlich hatte ſich Eichenbuſch im Umgange mit ihm die derbe Sprache angewöhnt, ſo

daß

daß es recht vorsätzlich geschehen mußte, wenn er mit gemäßigter Stimme sprechen sollte. „Lassen Sie sich nicht stöhren," sagte der alte Mann, „ich habe schon gegessen."

„So machts der Alte nun allezeit!" antwortete Eichenbusch leise. „Geben Sie nur Achtung, ob er sich nicht hinsetzen und essen wird! Gebt nur einen Stuhl her!" der Wirth legte vor. Als die Reihe an den Vater kam, wiederholte er die vorige Anmerkung. „Geben Sie Achtung ob er sich nicht bedanken wird, und hernach nimmt er den Teller doch!" —

Es geschah; der Vater wollte sich erst weigern: Eichenbusch aber, der dicht neben ihm saß, schrie ihn an: „nehmen Sie doch nur hin!" — Er nahm den Teller und aß. „Sehen Sie nur," sprach der Schwiegersohn nun, „wie es dem Alten schmeckt!" und dabei sahe er mit einer lächelnden Miene Sommerfelden abermahls ins Gesicht.

Die ganze Tischgesellschaft hatte ihm schon einigemahl geantwortet, daß er sichs doch lieb sein lassen solle, daß es dem alten Vater schmecke; aber er wiederholte seine Reden

immer und sahe Sommerfelden an. Endlich befürchtete dieser, daß Eichenbusch sein Stillschweigen für Beifall aufnehmen möchte, und antwortete ihm:

„Zu der Art und Weise, wie Sie sich mit Ihrem Herrn Schwiegervater benehmen, will ich gern nichts sagen, fordern Sie mich nur mit Ihren Blicken nicht zum reden auf. Beifall ist mein Stillschweigen nicht!“

„Warum nicht? Ists denn nicht wahr, was ich sage?“

„Desto weniger brauchen Sie es zu sagen, wir sehen es ia. Ueberlassen Sie uns nur das Urtheil, wir wissen, was schicklich und unschicklich ist, und haben Augen, die es gewiß bemerken! Oder sehen Sie gern, daß Ihren Gästen die Mahlzeit verdorben wird? Er ist ia Vater Ihrer lieben Frau; was wird sie dabei empfinden, wenn Sie so sprechen!“ — Die Frau saß ihrem Manne zur Rechten und Sommerfelden zur Linken. Er ergriff ihre Hand, als er dies sagte, und sie gab ihm ihren Dank durch einen sanften Druck zu erkennen.

„Wenn Sie den Alten nur kennen sollten!“ erwiederte Eichenbusch. „Sehen Sie nur sein Haus an!“ — Es stand dem Forsthause gerade gegen über. — „Ich habe ihm lange gesagt, er soll die alte Hütte einreissen und ein neues Haus hinbauen, daß man sich nur nicht schämen müsse, zu ihm zu gehen; aber das ist ihm alles einerlei! Da sitzt er lieber unter den Bauern, und macht einem nichts als Schimpf und Schande! Wer kann da Achtung für ihn haben?“

Sommerfeld und der Onkel gaben ihm verweisende Blicke mit den Augen, ergriffen, damit nur das Gespräch abgebrochen werden sollte, das Glas, stießen an und tranken: Was wir lieben! Ganz wurde aber ihre Absicht nicht erreicht. Eichenbusch behielt seine lächelnde, mit sich zufriedene Miene, erwählte einen andern Gegenstand, und blieb in demselben Ton. Nun kam die Frau an die Reihe und, was er sprach, war Tadel und Beschämung für sie.

Man gab den Braten herum — und die Sauce. Es war kein reiner Löffel auf dem Tische. Eichenbusch machte seiner Frau ein finsteres Gesicht, ging vor seinen Schrank,

griff

griff in einen Schubkaſten, brachte eine Hand voll ſilberner Löffel heraus, warf ſie auf den Schenktiſch hin und nahm einen davon. —

Unter den Tellern fand ſich einer, der ſich durch den Rand von den übrigen unterſcheidete. „Was iſt das für Unordnung?“ ſprach er etwas hitzig und ſchob den Teller von ſich weg. — Neben ſeinem Stuhl auf der Erde ſtand der Wein. Er nahm eine Bouteille, goß ein, und ſagte dabei, indem er die Gäſte anſah: „ich habe keinen Wein im Keller, das denken ſie nicht!“

„Woher nehmen Sie denn Ihren Wein?“ fragte hierauf Sommerfeld.

E. „Der Kapitain hat ihn mir geſchickt. Jetzt iſt er zwar verreiſt, aber ich kann ſchicken wenn ich will, auch wenn er nicht zu Hauſe iſt.“

S. „Dann haben Sie gut Wein trinken! Daß er aber nur die Bouteillen nicht anſchreibt, und am Ende mit Gegenrechnung bezahlt.“

Im Unwillen hörte Eichenbuſch nicht einmahl hierauf, weil er bemerkte, daß der Wein trübe war. Die Frau bekam wieder

einen unfreundlichen Blick, und schon wollte sich auch der Mund öffnen, als Sommerfeld seine Hand ergriff und im bittenden Ton sagte: „das müssen Sie nicht Ihrer unschuldigen Frau, sondern dem Kapitain sagen.“

„Ja, sehen Sie wohl,“ sagte die Frau hier mit weinerlicher Stimme, „so macht ers immer!“ — Gleich zogen sich auf seiner Stirne Runzeln zusammen — wie Wolken am Himmel, wenn ein Donnerwetter entstehen soll. Sommerfeld war dergleichen Mahlzeiten nicht gewohnt; er machte also Miene zum Aufstehen und sprach zum Wirth: „Sie wollten uns ia ihr Naturalienkabinet zeigen.“ —

Den Augenblick verzogen sich die Runzeln! „Ja, das will ich,“ sagte Eichenbusch freundlich, und so gleich ward Aufstand gemacht. Er nahm die Frau Sommerfeldin, führte sie voran, und forderte die Gesellschaft zur Nachfolge auf.

Was für eine angenehme Ueberraschung war das! So hatte der Onkel von dem Naturalienkabinette nicht gesprochen, daß sich Sommerfeld das vorstellen konnte,

was

was er ietzt fand. Man wußte gar nicht, wohin man die Augen zuerſt richten ſollte, allenthalben ſahe man Schönheit und Pracht. Was iſt das? Was iſt das? rief einer nach dem andern, und Hannchen vornehmlich, die dergleichen noch nie geſehen hatte. Eichenbuſch war im antworten und erklären nicht zu ermüden; iede Frage machte ihn eifriger und beredter, es glühete eine Freude in ſeinem Geſichte, daß man ſahe, er befand ſich hier in ſeinem Elemente.

Das Zimmer war anſehnlich groß und hoch. In der Mitte deſſelben ſtand ein Kirſchbaum, ſo groß, als er nach Proportion des Zimmers ſein konnte, mit Früchten und Zweigen der Natur ſo getreu nachgemacht, daß man einen natürlichen Baum zu ſehen glaubte. Der bunte Specht lief den Stamm lang hinan, auf dem oberſten Gipfel ſaß die Mandelkrähe, auf den Zweigen herum hüpften der Holzſchreier, der Pfinſtvogel, der Eisvogel — kurz alle Arten von Vögel, die im Lande zu haben waren, ſaßen ausgeſtopft in ihrer natürlichen Stellung da, als lebten und hüpften ſie wirklich. Die Natur war ſchön, die Kunſt mußte man bewundern.

An den Wänden des Zimmers standen ringsherum schwarze Schränke mit goldenen Leisten und gläsernen Thüren, alle mit Merkwürdigkeiten angefüllt, die dem Auge Vergnügen, und dem Verstande reichen Stoff zu lehrreichen Betrachtungen gaben. Zwei Schränke waren noch mit ausgestopften Vögeln angefüllt, unter welchen auch verschiedene ausländische, und besonders der kleine grün und goldgelbe Kolibri zu sehen waren. Mehrere Schränke enthielten Konchilien, die in großer Anzahl hier lagen, und in ihrer so manchfaltigen und reitzenden Schönheit einen entzückenden Anblick gewährten. Andere Schränke waren mit Mineralien, andere mit antiquarischen Merkwürdigkeiten, noch andere mit modernen Kunstsachen angefüllt, so daß Vergnügen und Wißbegierde immer neue Nahrung fanden. Man ward des Sehens nicht satt, und mußte Tage und Wochen nehmen, wenn man es gesehen haben wollte.

Zuletzt stieß man auf einen Schrank mit Silhouetten. Man mußte über die Menge derselben erstaunen, und des Eigenthümers Fleiß und Einfälle bewundern. Alle Einwohner des Dorfs mit ihren Weibern hingen

hier

hier in der Ordnung neben einander, wie sie neben einander wohnten. Frappant war der Anblick einer solchen Gesellschaft von Menschengesichtern, die alle ohne Kunst und Putz in natürlichen Haaren, theils ohne Bedeckung und mit kahlen Scheiteln, theils in Hauben und Bremmützen da hingen, und den Phisiognomen unverzerrte Ausdrücke menschlicher Charaktere sehen liessen. Wer sich einigermaßen darauf verstand, fand die Anführer und Sprecher der Gemeine heraus, ohne die Leute selbst zu kennen.

Eine andere Gesellschaft bestand aus Verwandten des Herrn Besitzers. Weil die Rahmen derselben auf dem Rücken geschrieben standen, so wurden viele abgenommen und gelesen. Die größte dieser Silhouetten stellte den Wirth selbst dar, auf deren Rücken die Worte mit goldenen Buchstaben standen: F. W. Eichenbusch, Förster zu Grünthal, Verfertiger dieser Silhouetten.

„Sie haben eine zahlreiche Verwandtschaft!“ sagte Frau Sommerfeldin.

Herr Eichenbusch lief geschwind zu seinem Schrank, langte ein Buch in Folio mit

goldpapierner Schale, eines Fingers dick, und gab es Sommerfelden in die Hand. „Was ist das?“ fragte dieser.

„Mein Stammbaum,“ antwortete Eichenbusch, — „nur Schade, daß kein Hochwohlgebohrner darunter ist!“

„Wenn Sie sonst keinen Schaden haben! — — Man berechnet den Werth des Menschen nicht mehr nach der Gebuhrt,“ antwortete Sommerfeld und gab das Buch zurück, ohne hinein zu sehen.

„Schon durchgesehen?“ sagte Eichenbusch, und nahm das Buch mit einer ziemlich finstern Miene zurück, die seinen Unwillen deutlich genug verrieth, daß Sommerfeld diesen Stammbaum nicht seiner Aufmerksamkeit würdigte.

Sommerfelds Antwort möchte Eichenbuschen wohl eben so wenig gefallen haben, und daher war es für heute am besten, daß ihm Hannchen dazu keine Zeit ließ. Sie hatte ihrem Manne schon einige Mahl einen Wink gegeben, daß sie sich nach Hause sehne; jetzt entdeckte sie ihr Verlangen deutlich und ernstlich. „Halten Sie uns nicht länger auf,“

auf," sprach sie, „oder Sie kommen in Gefahr, daß Sie die Wehmutter holen lassen müssen!" und so gleich nahm sie auch Abschied.

Als man zum Hause hinaus treten wollte, bekam der Amtmann einen Brief von dem Kastellan des, eine Meile von Grünthal gelegenen, fürstlichen Bergschlosses, wohin diese drei Familien jährlich eine Lustreise zu machen pflegten. Die gewöhnliche Zeit, die man seit einigen Jahren dazu bestimmt hatte, war schon vorbei; diesmahl hatte man noch nicht daran denken können. Hier kam nun eine Einladung dahin auf den morgenden Tag. Sommerfeld war durch die Umstände seiner Frau genugsam entschuldiget, auch dem Onkel konnte man es nicht übel deuten, daß er sich desselben Umstandes wegen zurück zog; aber der Amtmann durfte aus mancherlei Ursachen diesmahl keine abschlägliche Antwort geben. „Herr Gevatter," sprach er also zum Förster, „wollen Sie mit?"

Eichenbusch war den Augenblick mit der Antwort fertig: „Wenn das Wetter gut ist, — ich bin dabei! — Aber," fuhr er fort,

„das ist so schlimm, daß der Alte immer mit will! Ich habe meinen Wagen nur immer für andere Leute! Dann muß ich rückwärts sitzen und mir gefallen lassen, Wind und Wetter auszustehen, auch Gefahr laufen, daß mir Kleid und alles verdorben werde.“ — — —

Wenn Hannchen nicht so sehr ängstlich gethan hätte, Sommerfeld wäre nicht mitten aus dem Gespräche weggegangen. So aber mußte man den Amtmann zurück lassen. Kaum hatten sie dem Forsthause den Rücken zugekehrt, so sagte der Onkel: „Nun werden Sie einsehen, warum ich Ihnen den Mann nicht ganz charakterisirt habe, ehe wir hingingen. Man kann ihn so natürlich nicht schildern, als er sich ohne Zurückhaltung zeigt. Aus dem Grunde sprach ich wenig, damit ich ihn nicht stören möchte, sich zu zeigen, wie er ist. Das können Sie aber glauben, bei allen seinen Fehlern ist er dennoch ein überaus gutherziger Mann. Wer sein Freund ist, kann von ihm fordern, was er will, er thuts. Seinem Feinde schlägt er zwar ieden Dienst mit harten Worten ab; kann es aber verborgen geschehen, so reißt er

ihn

ihn ganz aus der Noth. Es ist bei ihm nichts als rohe, ungebildete Natur, — kein böser Grund! Hannchen durfte nur aufgelegt dazu sein, so würde man diesen Gegenstand so bald nicht verlassen haben. Aber sie hatte mit sich selbst zu viel zu thun, und gab der Aufmerksamkeit ihrer Begleiter weit interessantere Beschäftigung. Die ganze Nacht wurde in der Pfarre unruhig zugebracht; den Morgen stand Hannchen am Fenster, als der Amtmann und Förster mit ihren Familien nach dem Bergschlosse fuhren; gegen Mittag wurde sie mit einer jungen Tochter glücklich entbunden. Als der Abend heran kam, waren alle die Umstände abgemacht, die andern Familien nicht unbeträchtliche Kosten, auch Beschäftigungen und Unruhe für mehrere Tage verursachen.

Bei der Rückkehr erfuhr die Frau Amtmännin die erste Nachricht von diesen Vorfällen durch den Nachtwächter, der so eben an diesem Ende des Dorfs abrufen wollte. „Schon getauft!“ rief sie voll Verwunderung aus, und fuhr gerades Weges nach Hause.

Funfzehntes Kapitel.

Macht Grünthals Inwohnern Hoffnung beßrer Zeiten.

Zwei Jahr lang beschäftigte Sommerfelden sein Bau, obgleich keine Kosten gespahrt, Zeit und Umstände wohl benutzt, und Arbeiter genug angestellet wurden. Mit den Wirthschaftsgebäuden kam man ziemlich bald, noch vor der Erndte zu Stande; das Wohnhaus aber erforderte mehr Zeit. Doch erreichte man auch hier den vorgesetzten Zweck und kam mit einigen Zimmern so weit, daß Sommerfeld einziehen konnte, ehe der Winter einbrach.

Ein kluger Bauherr macht keine schlechte Anlage, wenn er Platz genug hat, und sonst durch nichts eingeschränkt ist. In der Lage befand sich Sommerfeld. Pracht war sein Geschmack nicht. Er liebte in allen Dingen das Natürliche, das Einfache mit Ordnung und Reinlichkeit verbunden, welches dem Auge gefällt, ohne zu blenden. Brauchbarkeit, Bequemlichkeit und Dauer gab er iedem Gebäude nach seiner Bestimmung;

mung; Anmuth und Reitzbarkeit hatten sie von der Lage des Bodens.

Gegen Abend war der Eingang des Hauses; auf der Morgenseite lag der Hof von allen Seiten mit Wirthschaftsgebäuden umgeben; nach Mitternacht ging das Dorf lang hin; gegen Mittag stieß der Garten an das Haus, und neben dem Garten lagen die, zu diesem Guthe gehörigen Felder, welche nur ein Feldweg vom Garten schied. Um den Garten ließ Sommerfeld lebendige Hecken anlegen, um die Aecker ward der verfallene Graben wieder hergestellet und der Wall mit Obstbäumen bepflanzt. Jeder Zuschauer gab der Anlage seinen Beifall.

So sehr auch Sommerfeld ietzt mit Geschäfften überladen war, so unterließ er doch nicht, sein Augenmerk zugleich auf den Bauer zu richten. Er kannte ihn schon als einen Menschen, der bei dem höchsten Grade der Eigennützigkeit seiner Vortheile gemeiniglich schlecht wahrnimmt, und was er von ihm aus fremden Nachrichten wußte, das fand er ietzt durch seine eigenen Bemerkungen bestätiget. Auch unter den sonst guten Grünthalschen Bauern fand er Leute, die

die niederträchtig genug waren, keinen unerlaubten Vortheil aus den Händen zu lassen, wenn sie sich nur ihre Lasten dadurch erleichtern konnten; die aber ohne alles Nachdenken in gewöhnter Trägheit ihre Wirthschaft nach einem Gange führten, wobei der mögliche Nutzen um die Hälfte verloren gehen mußte.

Daß der Bauernstand vorzüglich schwere Lasten zu tragen hat, das ist eine Wahrheit, der auch Sommerfeld nicht widersprechen mochte. Er wollte aber darin nicht Entschuldigungen seiner Trägheit und pflichtlosen Betrieglichkeit, sondern Aufmunterungen zum Fleisse für ihn finden.

Auch des Onkels Urtheil stimmte mit dem seinigen überein, daß das Reden von den Bedrückungen des Bauernstandes, und das Schreien um Erleichterung für ihn zu nichts helfen könne. „Es sind Lasten," sprach der Onkel, „die gleichwohl getragen werden müssen! Jede Verminderung derselben macht Aenderung in der Einnahme und Verfassung des Staats nothwendig! Will und kann man das nicht leiden, so muß man erst einen Mann haben, dem die Last aufgelegt werden kann,

kann, ehe ſie dem andern abgenommen werden darf. Nun ſuche man nur den Stand, der nicht ſchon genug belaſtet zu ſein glaubt, und ſich dazu hergeben will, einem andern etwas abzunehmen! Für uns iſt dies auch der Weg nicht, den wir gehen können; es iſt auch der einzige nicht, der gewählt werden muß. Durch Stärkung der Kräfte kann man dem Tragenden ſo gut Erleichterung verſchaffen, als durch Verminderung der Laſt. Ein ſtarker Mann trägt in der ſchweren Laſt nicht mehr, als der Schwache in einer proportionirlich geringern. — Die Grünthalſche Wirthſchaft kann viel ergiebiger werden!“

Unleugbar war es, daß die Grünthalſche Wirthſchaft Mängel hatte, die den Ertrag nicht nur verminderten, ſondern auch zugleich den Aufwand vermehrten. Das Dorf hatte außerordentlich viel Anger; alle Aecker und Wieſen zuſammen genommen betrugen kaum ſo viel Land. Wurde die Stallfütterung eingeführt, die hier ſo anwendbar als an irgend einem Orte war, ſo konnte ieder Inwohner ungleich mehr Früchte erbauen.

Ein anderer Fehler folgte aus dem erſten: die Leute hielten zu ihrer Ackerbeſtellung viel

zu viel Vieh. Hätten Menschen und Vieh allein vom Gewinn leben sollen, so wäre zu allen andern Bedürfnissen wenig oder nichts geblieben. Man suchte diesem Mangel zwar abzuhelfen, aber auf eine Art, die im ganzen mehr Schaden als Nutzen stiftete. Das Vieh mußte von der Weide leben, und sich auch zu den unbequemsten Jahreszeiten, wenn das Gras knapp, kraftlos und ungesund war, damit behelfen. Jeder Bauer fuhr wöchentlich ein paar Mahl nach dem Busche, oder mit selbst gewonnenem, auch zusammen gestohlnem Holze nach der Stadt. Dadurch entging dem Acker der Dünger, und der Bauer ward liederlich. Von dem Verdienste wurde ein Theil in der Stadt vertrunken, ein Theil verspielt, und ein Theil nach Hause gebracht, der, genau erwogen, zur Erhaltung des Wagens kaum zureichte. Auf dem Wege mußte der Bauer zu Grunde gehen.

Bei dem allen wollte doch keiner die Schuld seines Verderbens bei sich selbst finden. Wie gewöhnlich, so schrieen sie alle über die schweren Lasten der Hofe- oder Frohndienste — keiner sahe seinen Fehler. Sprach Sommerfeld mit ihnen; so war ihr ewiger Vorwand

wand, daß ſie der Dienſte wegen ſo viel Pferde halten müßten, und wenn ſie dieſe einmahl hätten, ſo wollten ſie doch auch Arbeit dafür haben, und dann und wann einen Thaler Geld mit Lohnfuhren verdienen. Es waren aber eitele Entſchuldigungen. Kein Bauer war gezwungen, dieſe Dienſte zu verrichten, weil der Staat eine ſehr billige Vergütung in Gelde an deren Statt annahm.

Zwei Inwohner, die ſeit zehen Jahren ihre Dienſte bezahlt hatten, dienten zu ſichtbaren Beweiſen von der Wohlthätigkeit dieſer Einrichtung für den Landmann. Sie hielten gerade nur ſo viel Vieh und Geſinde, als ihre eigene Wirthſchaft erforderte; ſie fuhren nie nach dem Buſche und ſelten zur Stadt. Dieſe zwei Bauern waren die gutherzigſten, die beſten und wohlhabendſten in der Gemeine; von der Zeit an hob ſich ihre Wirthſchaft. Ihre Aecker kamen in beſſern Stand, ſie wurden fleiſſiger bearbeitet, und trugen reichlicher als zuvor. Dies war offenbar ein Schritt, der deutlich genug bewies, daß die Grünthalſche Wirthſchaft großer Verbeſſerungen fähig ſei. Was ſoll Eindruck auf den Bauer machen, wenn es ſolche Beiſpiele nicht thun?

War ein Prediger, auch in Absicht zeitlicher Vortheile, seiner Gemeine weiser Rathgeber, so war es Magister Leh. Bis iezt aber war ihm wenig gelungen. Schon längst hatte er sich Mühe gegeben, ihre Aufmerksamkeit auf dieselben Verbeßrungen zu lenken, die Sommerfeld im Sinne hatte; aber zwei Umstände entkräfteten noch immer seinen Rath. Er trieb selbst keine Wirthschaft, und konnte also seinen Bauern mit der Ausübung nicht vorgehen; er hatte den Zehenden von den Aeckern der Gemeine einzuheben, daher nahmen sie seine Rathschläge in den heimlichen Verdacht des gesuchten Eigennutzes. Man sahe ihn als einen Mann an, der von seinen Anschlägen, im Fall sie gelängen, gewisse Vortheile zu hoffen, aber in keinem Falle Schaden zu fürchten hatte.

Alle diese Umstände benutzte Sommerfeld zu seiner Belehrung. Er sahe nun ein, daß es eine Sache von ganz eigener Schwierigkeit sei, den Bauer auf bessere Wege zu führen. Man hat außerordentlich viel Mühe, ihn dahin zu bringen, daß er in ererbten Gebräuchen und angewöhnten Handlungsarten das Fehlerhafte finden und das Bessere

einsehen lernt; hat man ihn aber dahin gebracht, so ist man immer noch weit vom Zweck. Vorurtheil und Verdacht halten ihn auch dann noch von der Ausübung zurück.

Das alles sahe Sommerfeld ein, aber er ließ sich dadurch nicht abschrecken. Der Onkel sprach ihm Muth ein, und seine Lage war allerdings von der Art, daß er sich mehr Hoffnung eines glücklichen Erfolgs machen konnte, als iener. Er konnte sie nicht nur belehren, sondern auch von dem gewissen Nutzen seiner Belehrung durch seine Anwendung überführen, und stand mit ihnen in keiner Verbindung des Schadens oder Nutzens. Der Gemeine Verfall konnte ihm so wenig Nachtheil zuziehen, als ihm ihr Wohlstand Vortheile stiften konnte. So wuchsen ihm Eifer und Ernst.

Den Anfang seiner Bemühungen machte er damit, daß er alle Mittel und Wege aufsuchte, sich Liebe und Vertrauen bei ihnen zu erwerben. Er ging überaus liebreich und gefällig mit den Leuten um und, wo er eine Gelegenheit, ihnen nützlich werden zu können, sahe, da ward er's unaufgefordert. Er las fleissig ökonomische Schriften, und wenn

er mit dem Onkel überlegt hatte, was für ihren Ort das anwendbarste und nützlichste wäre; so ging er zu den Bauern und sprach mit diesen darüber. Hier nahm er ganz den Schein des Lehrlings an, der Unterricht sucht; ihnen aber gab er das Ansehen der Rathgeber, deren Erfahrung er bei Anlegung seiner Wirthschaft benutzen wolle. Der Vortheil war sichtbar, den er dadurch gewann. Sie sagten ihm treuherzig alles, wornach er fragte, und er sagte ihnen seine Vorschläge und Neuerungen als Gedanken, die seine Ueberlegung aus ihrem Unterricht hernehme. Nach und nach fanden die Leute Vergnügen und Nutzen in diesen Unterredungen. Jetzt fingen sie an, ihn um Rath zu fragen; sie baten, wenn er von ihnen ging, daß er sie bald wieder besuchen möchte, und ließen ihn zu sich bitten, wenn sie zu gemeinschaftlichen Berathschlagungen zusammen kamen.

Im Ganzen hatte Sommerfeld dadurch immer noch wenig gewonnen. So bald er auf den Hauptzweck der Stallfütterung kam, und von Aufhebung der Gemeinheit sprach; so wußten sie Einwendungen über Einwendungen, die sie als unübersteigliche Schwierig-

rigkeiten anſahen. „Mag ie!“ ſagte der Schulze, „wenn wi unſre Hüſer up Walzen lehn un fortrollen könden! Schwatzen läßt ſich väle, unſer ener kant awers nich ſo ebberſehn, obt gut gedahn is.“

Ganz ohne allen Grund war dieſe Einwendung nicht. Getheilt konnten die Aecker leicht werden, zumahl da ſie in der Güte wenig oder gar nicht verſchieden waren; aber das war nicht möglich, daß ieder ſeine Aecker ſo nahe bei ſeiner Wohnung haben konnte wie Sommerfeld. Einige gewannen dieſen Vorzug durch die Lage der Aecker; aber eben das erſchwerte die Einwilligung derer, die dieſen Vortheil nicht haben konnten.

Den letzten Zweifel, den man von der Ungewißheit des Nutzens hernahm, hob Sommerfeld auf folgende Weiſe. „Freilich,“ ſprach er, „wird es euch ſchwerer, den Nutzen dieſer neuen Einrichtung ohne Verſuche einzuſehen, und Verſuche, wenn ſie mißlängen, wären zu gefährlich für euch. Wiſſet ihr was! — ich will den Verſuch vor euern Augen machen. Ich bin gewiß, daß ich dabei gewinne, und — könnte mich alles trügen, daß ich dabei verlöre, nun — ſo ver-

liere ich! Aber wenn ihr nun mit euern Augen sehen werdet, daß der Versuch vortheilhaft ist, dann werdet ihr mir doch nachfolgen?“ „Nu, wi wären io siehn!“ antwortete die ganze Gemeine.

Nun fing Sommerfeld mit dem zweiten Jahre seinen Versuch an. Als er die Wirthschaft antrat, befanden sich die Aecker nicht in den besten Umständen; er ließ sie aber gleich das erstemahl so bearbeiten, daß sie ein besseres Ansehen bekamen. Nun fing er an, Futterkräuter zu erbauen; er behielt sein Vieh im Stalle, brachte genugsamen Dünger in den Acker, und besäete ihn jährlich; er traf die Einrichtung, daß er Früchte allerlei Art säen konnte, und gewann deren so viele, daß die Wirthschaft an keinem Bedürfniß Mangel hatte. Im vierten Jahre zeichnete sich sein Feld ganz vorzüglich aus; ieder vorbeigehende blieb stehen und bewunderte das Getraide. Nun legte er der Gemeine seine Rechnungen vor.

Ein Umstand machte ihm iezt noch seine Versuche allerdings kostbar, der aber wegfiel, so bald der Anger vertheilt wurde. Er mußte viel Heu kaufen. Dessen ungeachtet

war der Vortheil sichtbar. Acker hatte Sommerfeld gerade so viel, als ieder andere Bauer, und dennoch hielt er nur vier Pferde, da iene deren sechs bis acht haben mußten. Kein einziger von ihnen kam ihm im Gewinn gleich, ia mancher hatte kaum halb so viel eingefahren. Sowohl der Aufwand als der Gewinn war genau berechnet, und nach Abzug des erstern, die häusliche Konsumtion mit eingerechnet, blieb noch so viel übrig, daß kein Bauer die Vortheile dieser Einrichtung leugnen konnte. „So väle häen wi nich ewwerig!“ sagte der eine Richter.

Noch wurde die Sache nicht entschieden, weil sich ein unerwarteter Vorfall zutrug, der die Bauern eher aus einander zu gehen nöthigte, als sonst geschehen wäre. Indes hatte Sommerfeld den einen Richter ganz gewonnen, der den andern Morgen ungerufen zu ihm kam. Er sahe sehr vergnügt aus, und trat mit den Worten in Sommerfelds Zimmer: „Gott grüße Sie, min Herr Sommerfeld!“

„Schönen Dank, Möbes!“ antwortete Sommerfeld. „Was bringet ihr mir?“

M. „Nich gar tů väle! Jck wollde gern noch ein paar Wort met em schwatzen.“

S. „Habt ihr euch schon entschlossen?“

M. „Ach nee! so geschwinde gahtet wol nich!“

S. „Wenn nur nicht einer vor dem andern durch die Lage kleine Vortheile voraus haben müßte, nicht wahr! dann sollte die Sache bald zu Stande kommen?“

M. Um — — det sollde wol nich hingern, darewwer sin wi schon weg.“

S. „Was habt ihr denn sonst für Bedenklichkeiten?“

M. „Det will ick em saien, Herr Sommerfeld. Jck, der Schulte un Napper Christoffel, wie sehen det wol in, det Sieht gut met uns menen.. Unsre Kinder werden Sie det noch verdanken. Wi wollden doch gar zu gerne, det die Sache zu Stande käme, un han so väle zugeredt — awers da sin enige unger uns, die können die Kosten dazu nich anwenggen.“

S. „Wenn sonst kein Hinderniß da ist — das soll die Sache nicht aufhalten! Helfet

ihr

ihr nur Einigkeit ſtiften, übrigens verlaſſet euch auf mich.“

M. „Menen Sie das?“ — — Der Mann ging mit ſichtbarer Freude weg und verſprach, die Sache aus allen Kräften zu unterſtützen.

Nun war Sommerfeld des guten Ausganges ſchon gewiß, und freuete ſich. Noch denſelben Tag ſuchte er Gelegenheit mit der Gemeine zu ſprechen. Der Richter, Möbes, hatte die Wahrheit geſagt, die Bauern waren alle von der Güte der Sache überzeugt. Sie geſtanden einſtimmig, daß ſie wohl einſähen, daß für ſie und ihre Nachkommen aus der vorgeſchlagenen Einrichtung große Vortheile erwachſen müßten; aber ſie ſcheueten ſich, einer mehr als der andere, vor Arbeit und Koſten, welche dieſe Veränderung nothwendig erforderte. Beſonders ſetzten ſich einige Glieder der Gemeine aus allen Kräften dagegen, weil ſie ſich, ihrer ſchlechten Umſtände wegen, gar nicht zu rathen und zu helfen wußten. Hier hatte nun Sommerfeld ſeine Maßregeln ſchon genommen, die er der Gemeine mit folgenden Worten eröffnete.

„Eure Umstände, lieben Leute, müssen euch nicht abhalten, sondern vielmehr antreiben, auf Verbeßrung eurer Wirthschaft zu denken. Wie ihr sie bisher betrieben habt, so kommt ihr in Ewigkeit nicht aus eurer Noth heraus. Die vorgeschlagene Einrichtung ist das sicherste Mittel, euch in guten Wohlstand zu bringen. Freilich erfordert diese Einrichtung Kosten, aber auch diese sollen euch nicht abschrecken. Sie werden so groß nicht sein, als ihr denket; wie sie aber auch sein mögen, so will ich sie denen, die sie nicht aufbringen können, vorschießen. Ich sehe euch alle für gute, ehrliche Leute an; und will euch gern zu allen Zeiten helfen, so viel ich kann. Wer von euch Unterstützung nöthig hat, der komme zu mir, es sei, wenn es wolle. Haltet ihr Wort, daß ihr mir das Geld zu der Zeit und auf die Art, wie ihr es versprechet, wieder gebat, so will ich euch so viel vorschießen, als ihr haben wollet, und keinen Pfennig Interessen verlangen. Meinen Nutzen suche ich nicht; nur die Freude will ich haben, Beförderer euers Wohlstandes zu sein.“

So viel Güte hatte keiner von ihnen erwartet, nun waren alle Hindernisse gehoben.

Die

Die Leute dankten Sommerfelden herzlich, und sagten ihm in der Hand zu, daß sie seine Vorschläge befolgen wollten.

Daß der Amtmann und Förster zu diesen Berathschlagungen nicht gezogen wurden, hatte seine guten Ursachen. Man hatte sie nicht übergangen, sondern sie hatte sich aus Verdruß über des Bauers Unlenkbarkeit schon bei des Onkels ersten Versuchen zurück gezogen. Gleich damahls gaben sie diesen Vorschlägen ihren ganzen Beifall, und nach ihrer besondern Lage mußte ihnen diese Einrichtung vornehmlich angenehm sein.

Sie standen beide in guter Besoldung, wofür dieser die Forstangelegenheiten besorgen, iener aber die Fürstlichen Gefälle einheben und berechnen, auch andere damit verbundene Geschäffte verwalten mußte. Außerdem hatten sie Trift und Hütung mit den übrigen Inwohnern gemeinschaftlich, und ieder so viel Acker, als zu einer gemächlichen Wirthschaft nöthig war. Ihr Acker lag schon abgesondert, und wenn sie in der Theilung des Angers einen proportionirlichen Antheil bekamen; so konnten sie gegen die ganze Einrichtung nichts haben. Jetzt traten sie dem

Ent-

Entschlusse der Gemeine mit Vergnügen bei, man zog alles in genaue Ueberlegungen, besprach sich über die zunehmenden Maßregeln, und fing auf der Stelle an, sie auszuführen. Ein Jahr verging, und die Grünthalsche Wirthschaft war ganz umgeschaffen.

Sechzehentes Kapitel.

Etwas vom Informator- und Hofmeisterwesen.

Unter diesen ökonomischen Geschäften hatte Sommerfeld das unbeschreibliche Vergnügen, den mütterlichen Werth seiner Frau kennen zu lernen, und seine Kinder in ihren Händen auf das beste verwahrt zu sehen. Sie hatte ihm unterdessen die zweite Tochter geboren und war ganz Mutter ihrer Kinder, denen sie sich allein widmete — sebst Ruhe und Bequemlichkeit aufopferte. Mit ihren Brüsten wurden sie gesäugt, von ihren Händen gewartet und gepflegt. Ihre Art, mit Kindern umzugehen, war durchaus Beispiel. Mit Liebe und Sanftmuth wußte sie sie zu leiten, wohin sie wollte, und man merkte

kaum

kaum daß sie leitete. Ihre Aufmerksamkeit richtete sie mehr auf sich, als auf die Kinder; sie sprach und handelte unter den Kindern, und die Kinder sprachen und handelten ihr nach. So gab sie den Neigungen der Kinder die beste Richtung, und drückte den mütterlichen Charakter frühzeitig in ihre Herzen ein. Auf diesem Wege wurden sie eher gut, als sie wußten, was gut war.

Diese muntere und glückliche Familie bei einander sehen, war eine wahre Freude. Mit mütterlicher Würde saß sie da im Kreise ihrer spielenden Kinder und leitete sie mit Blicken der Liebe, die Schuldlosen — die im Fehler so tugendhaft als in der besten Handlung waren, und der Mutter die verweisende Miene so dankbar als das beifällige Lächeln mit Küssen vergalten. Kam dann der Vater und fand sie im mütterlichen Schoße versammelt, so umarmte er sie alle, küßte sie zärtlich und sagte: „ihr lieben, theuern Seelen, ihr seid mir mehr als die ganze Welt! Aus meinen Augen muß ich euch wieder lassen, aber in meinem Herzen trage ich euch immer.“

Jetzt näherte sich der Zeitpunkt, daß der Unterricht dieser lieben Kinder angefangen

werden

werden sollte. Es waren ihrer drei, ein Sohn und zwei Töchter. Karl stand im achten Jahre, Wilhelmine war sechs Jahr alt, und Karoline näherte sich dem Ende des vierten Jahres. Bei der vortrefflichen Erziehung der Mutter fand es Sommerfeld für unnöthig, mit dem Anfange des förmlichen Unterrichts zu eilen, und vielleicht hätte er noch ein Jahr damit gewartet, wenn des Onkels Kinder nicht gewesen wären. Diese hatten aber in den Jahren etwas voraus, und sollten doch nach beider Väter Willen mit ienen gemeinschaftlich erzogen werden.

Christian, des Onkels ältester Sohn, war ein Jahr älter als Karl, der zweite, Franz, war beinahe ein Jahr länger, Gustav hatte so ziemlich Wilhelminens Alter, und Henriette, des Onkels einzige Tochter, war noch etwas länger als Karoline. Durch die Vereinigung beider Väter zu ihrem Unterrichte mußten diese Kinder allerdings gewinnen.

Mit welchem Eifer sich Sommerfeld diesem Geschäffte widmete, bewiesen seine Gespräche, die iezt alle nur einen Gegenstand hat-

hatten. Täglich kam er mit dem Onkel zusammen, und täglich sprachen sie über Erziehung und Unterricht. Gemeiniglich kam man ietzt auch in den Abendgesprächen auf diese wichtige Sache, vornehmlich wenn Sommerfeld den vorhergegangenen Nachmittag außer seiner Kinder Gesellschaft hatte zubringen müssen. Dann hörte er nichts lieber als Hannchens feine Bemerkungen, die ihn manchmahl tief in das Herz der Kinder sehen ließen. Auch fügte es sich wohl, daß er irgends wo Gelegenheit gefunden hatte, Anmerkungen zu machen, die er seinem Hannchen wieder mittheilte. Da saßen sie zu weilen tief in die Nacht hinein, und schliefen noch nicht, wenn der Tag schon anbrach.

Einst wollte Sommerfeld einen der angenehmsten Sommertäge mit Frau und Kindern in seinem Garten ganz allein genießen. Der Onkel war eben mit Amtsgeschäfften überladen, die ihn nicht von der Studierstube ließen; die Tante aber hatte häusliche Geschäffte vorgenommen, die ihre Entfernung eben so wenig erlaubten. Schon näherte sich der Abend, als Eichenbusch mit einem un-

unruhigen Gesicht zu ihnen in den Garten trat, und Sommerfelden bat, daß er auf ein paar Worte mit ihm allein gehen möchte. Sommerfeld wählte den nächsten Weg durch die Hinterthür des Gartens in das freie Feld, und trug seiner Frau unterdessen die Besorgung der Abendmahlzeit auf. Als schon alles bereit war, brachte der Schiespursche aus dem Forsthause die Nachricht, daß Herr Sommerfeld nicht zum Essen kommen würde.

Daß etwas Unangenehmes vorgefallen sein müsse, hatte Hannchen schon aus Eichenbusches trüben Augen geschlossen; ietzt aber ward ihr der Gedanke noch gewisser, da man kein Wort sagen ließ, daß sie auch Gesellschaft leisten möchte. Indeß konnte sie nichts entscheiden und schlug sich noch mit Gedanken, als die Magd herein kam, und die von dem Purschen erforschte Neuigkeit der Frau überbrachte, daß Eichenbusches Informator Knall und Fall fort müsse. „Der Informator!“ — sagte Hannchen bestürzt, und verwunderungsvoll.

Man muß die Umstände wissen, wenn man sich Hannchens Gedanken vorstellen soll.

soll. Der Mensch war kaum acht Wochen im Hause. Als Eichenbusch damit umging, daß er ihn annehmen wollte; kam er zu Sommerfelden, sich dessen Rath auszubitten. Dieser rieth ihm aus guten Gründen ab, die er ihm aber nicht alle zu entdekken wagen durfte. Weil indessen außer einer erwachsenen Tochter aus der ersten Ehe nur ein Knabe von 5 Jahren da war; so blieb er nur bei der Vorstellung stehen, daß es noch zu früh sei, den Aufwand zu machen. Aber Eichenbusch nahm dessen ungeachtet den Informator, und hatte seit dem bei ieder Gelegenheit seine Zufriedenheit mit ihm zu erkennen gegeben. Erst gestern noch hatte ihn Frau Eichenbuschin als einen überaus artigen Menschen gegen Hannchen gelobt — und nun mit einem Mahle fort! — wer sollte sich nicht wundern? —

Natürlicher Weise mußte Hannchens Verlangen nach ihres Mannes Zurückkunft mit iedem Verzug wachsen. Sie besorgte indes ihre häuslichen Geschäffte, brachte ihre Kinder zur Ruhe, und saß mit dem Strickstrumpf an einem offenen Fenster, wo sie das freie Feld und einen heitern Himmel vor Au-

gen hatte, als ihr Mann noch früh genug zurück kam. „Nun lieber Mann, ist der Informator fort?“ fragte Hannchen.

„Weist du schon, was vorgeht!“ antwortete Sommerfeld. „Nun so lies!“ und gab ihr einen offenen Brief in die Hand. Sie las:

Liebstes englisches Lottchen!

Sie sind mich doch noch recht herzlich gut? Ach verändern Sie ia ihre Gesinnung gegen mir nicht wieder, denn ich habe es in meinem Herzen fest beschlossen, daß ich Sie, wenn mir Gott wird zu eine Pfarre verhelfen und wenn ich übers Jahr bei den Prediger, wo ich schon gewesen bin, sollte substituirt werden, zu meine herzinnigstgeliebteste Ehegattin erwählen will. Denn ich lasse nicht von Sie, sollte es mir auch mein Leben kosten. Sagen Sie aber ia Ihre Frau Mama nichts eher davon als bis es Zeit ist, ich will mir schon hüten, daß sie von mir nichts merken soll. Noch eins, mein allerliebstes Lottchen, auf den Ball, den Ihr Herr Papa auf Ihren Gebuhrtstag, wie es heißt, geben will, da müssen Sie ia mit keinem andern tanzen und freundlich thun; ach das würde Ihren unterthänigsten Die-

ner

ner in die Sele wehe thun, denn ich habe es fest beschlossen, daß ich Sie nicht lasse und bin

Ihr

bis in den Tod getreuer
C. F. Windberg.

P. S. Kommen Sie doch auf den Abend, wenn die Frau Mama zu Bette ist, ein Viechen auf meine Stube; ich will die Thür anlegen.

„Das habe ich bald gedacht!“ sagte Hannchen. Sommerfeld hatte sich unterdessen eine Pfeiffe gestopft, und setzte sich nun zu ihr an das Fenster. „Was sagen denn nun die Eltern dazu?“ fragte Hannchen.

„Was sollen sie sagen,“ antwortete Sommerfeld „sie wissen selbst nicht, was sie wollen.“ Bald weinen und klagen sie, bald scheinen sie wieder ganz beruhiget darüber zu sein. Lottchen spricht: „ich nehme keinen andern,“ und der Vater sagt: „das Mädchen ist noch iung, sie kann es abwarten, bis er zu Brote kommt. Ist er doch examinirt; wenn die Reihe an ihn kommt, so muß er auch eine Pfarre bekommen.“

„Wird er denn bleiben?“

„Das habe ich ihnen ernstlich widerrathen. Weil er ihnen in der ersten Hitze selbst den Kontrakt aufgesagt hat und darauf besteht, daß er wieder zu seinem alten Prediger hin will, so ist es am besten, daß sie ihn fahren lassen. Morgen früh fährt er ab, der Wagen ist schon bestellt.“

H. „Wenn er auch nicht verliebt wäre, so möchte ich ihn doch nicht im Hause — — am wenigsten als Informator meiner Kinder im Hause haben. Einen solchen sans façon habe ich mein Lebtage noch nicht gesehen. Hast du es letzt nicht bemerkt, als er in dem großen Lehnstuhl saß, daß er in unsrer aller Gegenwart den einen Fuß über die Armlehne warf?“

S. „Darüber wunderst du dich? Er kommt ia erst von der Universität!“

H. „Nun, müssen denn da nicht eben geschickte und artige Leute gezogen werden!“

S. „Sollten, sage nur, nicht müssen. Wenn du nur wüßtest, was für eine verkehrte und zweckwidrige Erziehungs- und Bildungsanstalt bis ietzt noch unsere Universitäten sind! Dergleichen Sittenlosigkeit, als

unter

unter diesen jungen Leuten herrscht, findest du sonst nirgends. Im ein und zwanzigsten Jahre verlassen sie diese Lebensart, und werden nun Hauslehrer und Menschenerzieher, sie, die warlich selbst erst gezogen und oft ganz umgestimmt werden müssen, wenn die menschliche Gesellschaft mit ihnen zufrieden sein soll."

H. „Traurig genug! Wer sich nun in der Lage befindet, daß er, wie unser Förster, seinen Kindern weder Bildung noch Unterricht selbst geben kann?"

S. „Liebes Hannchen, das siehst du wohl ein, daß das Eichenbusches Absicht gar nicht ist. Aus Stolz hält er einen Informator, um sich sehen zu lassen, und die Zahl seines Hausgesindes zu vermehren. Es ist auch meine Meinung nicht, alle Studenten in eine Klasse zu werfen; aber für einen Lohn, den der Großknecht bekommt, vermiethet sich kein Mann von Werth. Auch ist große Gelehrsamkeit bei weitem nicht die vornehmste oder einzige Eigenschaft eines Erziehers."

H. „Ein Studierter muß es doch sein!"

S. „Warum das? Wenn er selbst einen guten Charakter hat, und mit Kindern gut um-

zugehen weiß, so mag er auf einer Universität gewesen sein oder nicht. Mangel der Wissenschaft kann sein Fleiß ersetzen, es sind Mittel genug da; aber der Schade, der durch verkehrte Behandlung und frühzeitige Verzerrung der Charaktere angerichtet wird, ist je später je unmöglicher zu verbessern. Man muß in ein Kind nichts hineintragen, sondern was in ihm liegt, ausbilden. Weise Menschenkenner und liebevolle Väter sind die besten Erzieher.“

H. „Ach lieber Mann! — Nun Gott wird ferner rathen und helfen!“

S. „Was willst du damit sagen, mein Kind! Was gilts du willst bei deinen Kindern einen Informator haben!“

H. „Gerade das Gegentheil! Ich fürchte, daß dir die vielen kleinen und verdrießlichen Beschäftigungen mit den Kindern endlich lästig werden möchten. Du glaubst nicht, was für gute Kinder du hast; sie müssen brave Menschen werden, wenn sie nur in keine unrechte Hände kommen. Aber — —“

S. „Liebes Hannchen, mache dir keine Sorge! Du sollst sehen, daß meine Geduld

bald nicht zu ermüden iſt! Und kennſt du meinen lieben Edelmann nicht beſſer? Der hat mir ſeinen Beiſtand ſchon verſprochen, wenn ſie ſo weit ſind, daß ich Beiſtand brauche, und außer ihm gebe ich meine Kinder keinem andern in die Hände.“

Siebzehentes Kapitel.

Lupus in Fabula.

Hier kam das Dorf lang her eine Kutſche gefahren. Die Pferde liefen in ſtarkem Trabe und der Poſtillon ſtieß in das Horn, daß ſich die Neubegierde in allen Häuſern regte. Sommerfeld meinte erſt, ſie würde auf die Burg fahren, aber ſie kam näher und hielt vor der Pfarrwohnung ſtill. Weil es ſo ſpät noch nicht war, daß man geſchlafen hätte, ſo kam der Onkel ſo bald an die Thür als der Wagen, und empfing den ausſteigenden Gaſt mit offenen Armen. Der Tante war der Mann von Perſon ganz unbekannt, aber der Empfang verrieth ihr ihn. „Sie ſind gewiß Herr Edelmann!“ ſprach ſie ſo laut, daß

es Sommerfeld am Fenster hören konnte, als sie nach ihrem Manne aus der Stube trat, und ihn den Fremden so herzlich umarmen sahe, daß dieser Gewalt anwenden mußte, sich loszuwinden, um ihr sein Kompliment zu machen.

Noch hatte sie keine Antwort, als Sommerfeld kam. Sobald dieser den ersten Ton des Posthorns hörte, ging er auf die andere Seite des Zimmers an ein Fenster, das der Pfarre gegen über war, und so bald er die Stimme des Fremden und der Tante Vermuthung hörte, legte er seine Pfeiffe auf den Tisch und lief mit den Worten zur Stube hinaus: „Hannchen, Lupus in Fabula, das ist Edelmann!“

Der Fremde stand noch im Hause, als Sommerfeld kam, und ihm mit gleicher Wärme um den Hals fiel. „Nicht anders,“ wiederholte die Tante, „es ist Herr Edelmann!“ und bekam nun von ihrem Manne die Antwort: „Ja, mein Kind, es ist der Mann, von dem ich dir so viel gesagt, und so manchen Brief vorgelesen habe!“ Hannchen kam endlich auch dazu; sie kannte den Fremden vom väterlichen Hause her.

Also er hieß Edelmann, und wenn ich ihn ganz kurz charakterisiren soll, darf ich nur sagen, daß sein Nahme Ausdruck seines Charakters war. Lehs und Sommerfelds Bekanntschaft mit ihm schrieb sich von der Universität her, wo sie Lebensart und Geschäffte zusammen brachten. So bald sie sich kennen lernten, entstand eine Zuneigung und Freundschaft unter ihnen, deren ewiger Dauer sie sich einander mit gleicher Freiwilligkeit durch heilige Eidschwüre versicherten.

Schon damahls, als der Onkel auf die Universität kam, war Edelmann sechs Jahre dort gewesen; er hielt sich aber nicht mehr als Student, seines eigenen Studierens wegen daselbst auf, sondern war als Hofmeister zur Anführung anderer da. Diese Stelle hatte er bei zweien iungen Leuten verwaltet, aber bei beiden die traurige Erfahrung gemacht, daß in dieser schlüpfrigen Lage bei schon verzogenen iungen Leuten wenig oder nichts auszurichten sei. Gelehrt konnte er sie machen, aber — welches ihm doch Hauptzweck der Erziehung war, — nicht edel und gut.

Aus dieser Erfahrung entstand bei ihm der Entschluß, sich einen andern Wirkungskreis zu suchen, und die Erziehung in den Jahren anzufangen, wo das Herz durch Vorurtheile, verwöhnte Neigung und Leidenschaft der Empfänglichkeit einer guten Richtung noch nicht unfähig geworden ist. Gelegenheit dazu fand sich nach seinem Wunsche.

Ein angesehener Kaufmann aus Hamburg besuchte die Messe zu Leipzig, und forschte zugleich nach einem weisen Erzieher für seine Kinder. Edelmann sprach ihn. Seine Bedingungen waren über alle Erwartung vortheilhaft und annehmlich; — kein Graf konnte besser belohnen. Was aber Edelmannen besonders dazu brachte, seinen Vorschlag anzunehmen, war die Denkart des Kaufmanns. Durchaus zeigte er sich als einen Mann von edlen Grundsätzen und rechtschaffenen Gesinnungen, auf welche Edelmann die süße Hoffnung gründete, daß er in diesem Hause seinen Zweck gewiß erreichen würde. Er ging also hin, war acht Jahre daselbst gewesen, und hatte drei Söhne erzogen, deren keiner seine Hoffnung täuschte.

Aus Dankbarkeit wollte ihn der Kaufmann lebenslang versorgen, er wollte ihn in die Handlung, — in seine Familie wollte er ihn aufnehmen; aber Edelmann verwarf alle Vorschläge. Wäre es auch möglich gewesen, durch blendende Vortheile von seinem Lieblingsgeschäffte, Menschen zu erziehen, ihn abzubringen, so konnte es doch unter diesen Umständen nicht geschehen. Hamburg hatte durch den Tod des jüngsten dieser Jünglinge für Edelmannen alle Annehmlichkeit verloren. „Das Bild dieses jungen Heiligen," sprach er, „schwebte mir immer vor Augen. Ich konnte den Anblick der Stelle, wo dieser Held seinen Geist aufgab, nicht ertragen lernen; und doch kann ich auch hier diesem Anblick nicht ausweichen, denn er starb in meinen Armen."

Edelmann brach hier ab. „Bester Mann," sprach Hannchen, „hören Sie hier nicht auf! ich bitte, erzählen Sie uns mehr von diesem vortrefflichen Jüngling!"

„Gern," antwortete Edelmann, „gern, liebste Madam, will ich das thun; aber verzeihen Sie auch, wenn ich in eine Stimmung komme, die ich heute schwerlich wieder werde

ändern

ändern können. Von Jugend auf war das Kind ein Engel; kein Wort war an ihm verloren; iede gute Lehre fing sein Herz auf! Ich bin ungewiß, ob er mehr von mir, oder ich mehr von ihm gelernt habe. Warlich an ihm habe ich die Würde der menschlichen Natur erst schätzen lernen, und den hohen Grad der Veredlung erkannt, dessen sie fähig ist!"

„Er starb im achtzehnten Jahre an den Blattern. Sie hätten seine Bereitwilligkeit sehen sollen, mit welcher er, so bald man nur Gefahr für sein Leben zu fürchten anfing, entschlossen war, nach Gottes Willen aus der glücklichsten Lage von der Welt zu gehen! — Sie hätten hören sollen, was für erhabene Vorstellungen er von den Seligkeiten des Himmels hatte, — mit welcher innigen Liebe, mit was für kindlicher Ehrfurcht er von seinem und seines Herrn Christi Vater sprach! — Hätten hören sollen, wie er mit den großen Hoffnungen des Christenthums seinen leiblichen Vater beruhigen, und sich im standhaften, unerschrockenen Muth wider des Todes Schrecken stärken konnte!" — —

„Den Tag vor seinem Ende hörte er, (sehen konnte er nicht) daß sein Vater mit

dem

dem Arzt sehr bekümmert sprach. Er rief ihn zu sich und sagte: Herzens Vater, bekümmern Sie sich doch um meinen Tod nicht. Sie haben mir ia, als ich noch Kind war, schon gesagt, daß der Mensch täglich sterben könne, einmahl gewiß sterben müsse, und daß dem guten Menschen der Tod Wohlthat und Segen sei. Glauben sie denn diese Wahrheit iezt nicht mehr? Ein schwacher, fehlerhafter Mensch bin ich allerdings, aber, durch meines Gottes Güte und Ihre väterliche Treue, kein böser Mensch. Können Sie fürchten, daß ich durch den Tod verlieren möchte?"

Der Vater [illegible] sanft des Sohnes aussätzige Hand, um ihm seine nahe Gegenwart fühlbar zu machen, und antwortete: „Nein mein guter Sohn, das fürchte ich nicht! Meine Bekümmerniß ist Gefühl des väterlichen Herzens. Wir trennen uns; du gewinnst gewiß, aber ich verliere."

„Auch das nicht, bester Vater! Ob Sie voran gehen, oder ich, das lassen Sie, wie es der Herr will; genug daß wir alle dahin gehen. Sie behalten noch zwei Söhne bei sich;

sich; lassen Sie unsrer lieben, seligen Mutter die Freude, einen Sohn nach einer sechs jährigen Trennung wieder bei sich zu sehen. Ich freue mich unaussprechlich auf diese Wiedervereinigung. Wollen Sie meine Stelle wieder besetzt haben, so denken Sie daran, was unser Herr sterbend seiner Mutter sagte. Herr Edelmann ist Ihr Sohn.“

„Der Vater mußte weggehen, um dem Sohne den Ausbruch seiner Thränen nicht durch die Stimme zu verrathen. Ich saß an seinem Bette und reichte ihm eine Tasse Thee, die er verlangt hatte. Er trank sie aus, hielt mich bei der Hand zurück und sprach leise:“

„Sie sind mein zweiter Vater, — mir mehr als Vater gewesen! Tausend Dank Ihnen, daß Sie mich früh zur Tugendliebe und Jesusverehrung führten. Ach wie unaussprechlich wohlthätig ist Jesusliebe und Jesusfriede im Tode! Erzeigen Sie mir nun die letzte Liebe, und beruhigen Sie meinen Vater. Er ist Ihr Vater und wird Ihre Treue nicht unvergolten lassen; doch vollen Lohn kann er Ihnen nicht geben. Aber — wenn Sie nachkommen werden — dann eile ich mit Ihnen zu Gottes Richterstuhl und

ſage laut, daß Sie mir in dieſem ſchlüpfrigen Leben Führer und Retter geweſen ſind.“

„Hier,“ ſetzte Edelmann hinzu, „hatte ich warlich des Himmels Vorſchmack, und mein Herz wurde von Freudengefühl überſtrömt, das es nicht faſſen konnte. Gott, welche Höhe kann der ſchwache Menſch erſteigen, wenn er früh genug vor Verführung verwahrt wird! Wie ſo herrlich ſind meine Bemühungen in dieſem Hauſe geſegnet worden!“

Achtzehentes Kapitel.

Noch ein Abendgeſpräch zwiſchen Mann und Frau, zu rechter Zeit.

Vor Wehmuth konnte Edelmann nicht weiter reden. Der Onkel, die Tannte und Sommerfeld waren mit ihm bis zu Thränen gerührt, Hannchen aber weinte wirklich, als wenn es ihr Sohn geweſen wäre.

Die fatalen Blattern gingen eben in Grünthal herum. Sie waren ſo gutartig,

tig, daß bis ietzt von dreissig Kindern nur eins gestorben war, und dies eine wäre vermuthlich so gut als die geretteten davon gekommen, wenn man des Predigers vorgeschriebene Behandlung so sorgfältig wie bei ienen beobachtet hätte. So bald sich nur das Uebel im Dorfe zu zeigen anfing, ließ Sommerfeld seine Kinder in allen Stücken so behandeln, daß sie nach aller menschlichen Klugheit aufs beste dazu vorbereitet waren. Aber Hannchen konnte sich in ihrer besorglichen Bekümmerniß nicht fassen, Edelmanns Erzählung hatte sie ganz unruhig gemacht. — Jetzt gingen sie auseinander.

„Man kann es dem guten Manne warlich nicht verdenken," sagte Hannchen auf dem Wege, „daß er sich vom Tode seines Eleven so tief rühren läßt! Er war ihm ia Vater, und iener war ihm so lieb als Sohn! Ach, liebes Herze, daß uns nur das Schicksal nicht treffe, das mein Herz ganz niederschlagen würde! Wenn du wüßtest, was ich empfinde — was ich ietzt schon leide, wenn ich nur an den möglichen Verlust eines meiner Kinder denke. — Ach Gott! — ach Gott!" —

Mit diesen Worten traten sie in ihre Wohnung, und Sommerfeld, der sich so viel Mühe gab, seine Frau gegen dies gefürchtete Leiden zu stärken, wandte auch die heutige letzte Stunde dazu an. Er nahm sie bei der Hand, und setzte sich mit ihr auf den Stuhl, wo sie des Abends zu sitzen gewohnt waren. „Liebes Hannchen," fing er an, „du sprichst doch am liebsten von dem, wovon dein Herz voll ist, sage mir doch nur, warum du dir so viel unnöthige Angst und Leiden machst? Seit einigen Wochen hast du beinahe so viel gelitten, als wäre eins deiner Kinder wirklich gestorben, und noch ist keins krank, vielweniger todt!"

„Es kann aber gar leicht und bald geschehen, die Gefahr ist nahe und groß!"

„S. „So nahe die Gefahr zu sein scheint, so fern kann sie sein. Dann ist alle deine Angst und Besorgniß vergeblich gewesen."

H. „O ich will die Angst gern gehabt haben, wenn ich nur meine Kinder behalte."

S. „Ei, ei, Hannchen! — Also kannst du ein Leiden wirklich tragen, wenn du es dir ohne Noth als gegenwärtig denkst,

und machst, — und dasselbige Leiden wird dir unerträglich, wenn es Gott wirklich, — und gewiß aus Liebe, schickt!“

H. „O, lieber Mann, so meine ichs nicht! Ich will damit nur sagen, daß ich mich für die überstandene Angst reichlich belohnt halten würde, wenn ich meine Kinder behielte.“

S. „Belohnt wärest du wohl eigentlich nicht, sondern beschämt. Aber das mag sein! Wenn du dir nun die Angst nicht machtest, so wäre keine Vergütung nöthig — Behalten willst du deine Kinder! Wie lange denn? Sie können dir doch nicht länger gelassen werden, als es Gott für gut hält; einmahl muß Trennung geschehen. Würde es dir leichter sein, wenn du den Anfang machen, und deine Kinder verlassen solltest?“

Hannchen ward hier tiefsinnig und seufzte. Nach einer Minute sagte sie: „Ja, das würde ich lieber sehen, wenn nur meine Kinder erst erwachsen sind.“

S. „Das ist aber die Frage erst, ob sie auf der Welt erwachsen sollen. Sieh dich nur in der Welt um! Die Erfahrung ist längst bestätiget, daß die Hälfte des menschlichen

Ge-

Geſchlechts in der Jugend ſtirbt. Wenn es nun Gottes Abſicht erfordert, daß ſo viel unausgebildete als erwachſene Menſchen zu jenen Wohnungen hinüber gehen ſollen, wer ſoll denn die Beiträge dazu geben? Wollen wir uns weigern, ſo hat jedes andere paar Eltern gleiches Recht mit uns. Geh alle Familien durch; wie ſelten wird ein Haus gefunden, daß alle Kinder, die es gezeuget hat, auch erzieht! Dürfen wir denn glauben diejenigen zu ſein, die vor allen andern dieſen Vorzug, wenn es ein Vorzug iſt, von Gott fordern dürfen?“

H. „Lieber Mann, du ſchlägſt mich ganz nieder! Das habe ich alles ſo nicht überlegt und gedacht, wie du es da ſagſt; auch habe ich bei aller meiner ängſtlichen Sorge und Unruhe nie einen Zweifel an Gottes Weisheit und Güte gehabt. Meine Unruhe rührt aus menſchlicher — aus weiblicher, mütterlicher Schwachheit her; du weißt, ich habe ein weiches, zärtliches Herz, viel mütterliche Liebe zu meinen Kindern.“

S. „Dies Herz, mein Kind, ſchätze ich über alles, es macht deinen ganzen Werth aus; dies Herz iſt der Grund, daß dir Kin-

der haben hier Freude und dort Seligkeit sein wird. Ich am wenigsten will dich tadeln, wenn du, im Fall diese Prüfung uns träfe, viel Bitterkeit darin fändest. Wer weiß, ob ich in der Stunde selbst nicht schwächer sein würde, als ich es iezt zu sein glaube. Aber laß uns Muth fassen und einander stärken! Unterliegen müssen wir in keiner Noth, sondern iedes Schicksal, die angenehmen und unangenehmen, so tragen, daß wir Gott gefallen, und unserm Herzen Ehre machen."

H. „Ja, bester Mann, ich fühle mich schon gestärkt, an deiner Hand werde ichs können."

Als sie den Morgen darauf aufstanden, klagten die Kinder alle drei über Kopfschmerzen. Man befühlte den Puls, sie hatten Hitze im Blute; man sahe sie genau an, da standen bei Karln die Pocken schon in der Haut. Die Mutter war sehr bestürzt, aber man merkte, daß sie sich halten wollte. Die gestrige Unterredung wirkte noch auf ihr Herz. Auch kamen der Onkel und die Tante zu ihrer Aufrichtung herüber, und Herr Edelmann gab so gleich die Versicherung, daß er von den Kindern nicht weichen

wolle,

wolle, bis sie die Krankheit überstanden hätten.

Ich will nicht sagen, daß Hannchen der Beistand, die theilnehmende Liebe dieser Freunde nicht beruhigend und stärkend gewesen wären; aber das ist gewiß, das diesmahl der Gang der Krankheit selbst das meiste that. Die Pocken waren so gutartig, und die Schmerzen der Kinder so leidlich, daß sie sich nicht in den Betten halten ließen. Man behandelte sie mit vorsichtiger Klugheit, und dabei war binnen drei Wochen alles so wohl überstanden, daß kein einziges von diesen Kindern die mindeste Verletzung des Ansehens davon trug. — So unterstützte der Ausgang Sommerfelds Gründe, und Hannchen ward für die Zukunft ruhiger und stärker.

Man hatte es ihr nicht einmahl gesagt, daß die Blattern im Hause des Onkels auch waren. Gleich den ersten Tag, als sie im Sommerfeldschen Hause ausbrachen, wollte der Onkel seine Kinder hinüberschicken; aber Hannchen wollte es schlechterdings nicht zugeben. Der Onkel versicherte, daß er es wünsche, daß seine

Kinder iezt die Blattern kriegen möchten, weil er sie völlig so zubereitet habe, als wenn sie ihnen inokulirt werden sollten; aber Hannchen blieb dabei, daß sie es nicht zugeben könne. „Man weiß den Ausgang nicht vorher;“ sprach sie, „stürbe eins von Ihren Kindern, und sie hätten sich die Krankheit aus meinem Hause geholt, so müßte ich mir Vorwürfe machen. Ist es auch Schwachheit, daß ich so denke, so muß es Ihnen doch leichter sein, mit meiner Schwachheit Geduld zu haben, als es mir ist, sie iezt mit einmahl zu überwinden.“ Man mußte ihr nachgeben.

Indes erhielt der Onkel seinen Wunsch dennoch. Acht Tage nachher brachen die Blattern bei seinen Kindern auch aus. Als Hannchen nach überstandener Noth das erstemahl zur Tante hinüber kam, lagen die Kinder alle in den Betten. Erfahrung hatte sie nun schon beherzter gemacht. Sie sprach der Tante Muth ein, leistete ihr getreuen Beistand, und nach vierzehen Tagen waren diese Kinder so gut als die Sommerfeldschen geborgen. Mit ihrer Genesung bekamen beide Häuser neues Leben.

Neunzehentes Kapitel.

Neue Freudenquelle für Sommerfelds Familie

Edelmann trug nicht wenig dazu bei, ihr Vergnügen vollkommen zu machen. Bei aller seiner äußerlichen Ernsthaftigkeit hatte er ein heiteres, menschenfreundliches Herz, das ihm bei iedermann großen Werth gab; feine Einsichten und Weltkenntniß, die seinen Umgang lehrreich machten; einen muntern Witz, der immer belustigte; und eine verträgliche Laune, die nicht belästigte, wenn sie schon nicht immer zur Frölichkeit gestimmt war. Sein Charakter war eine Mischung von Sommerfelds Feuer und des Onkels Bedenklichkeit; er stand zwischen beiden.

Es konnte gar nicht anders sein, er mußte bei allen gleiche Liebe finden, weil er allen gleich war. In seiner Gesellschaft verflogen den Eltern Tage wie Stunden, und den Kindern hatte er sich ganz unentbehrlich gemacht. Mit angemessenen lehrreichen und belustigen-

den Erzählungen wußte er sie so angenehm zu unterhalten, daß sie von seiner Seite nicht wichen. Und wenn sie ihn Stunden und Tage lang umlagert hielten, so ward er nicht verdrießlich. Die Kinder weinten, wenn nur ein Wort von Abreisen gesprochen wurde. „Herr Edelmann soll bei uns bleiben!“ sagten sie alle einstimmig.

Die Mutter hätte sicher schweigen können, man sahe es ihr doch an den Augen an, daß der Kinder Verlangen ihr Wunsch war. Am ersten Abende, als Edelmann kam, machte sie sich schon in Gedanken den Plan, und ehe die Kinder den Gedanken äußerten, war sie des Beifalls ihres Mannes schon versichert.

„Alle meine Sorge in Absicht unsrer Kinder“ sprach sie zu ihm, „wäre gehoben, wenn Herr Edelmann bei uns bliebe. In seinen Händen wären sie so gut als in den deinigen verwahrt, du hättest dann Erleichterung in dem mühsamen Erziehungsgeschäfft, ich könnte deines vertraulichen Umganges besser genießen, und wir beide hätten an ihm einen Gesellschafter, der uns gewiß viel angenehme Stunden machen würde. Er ist ja

dein

dein alter Freund, du mußt ihn nicht von dir lassen! So gut wir es haben, soll ers auch haben, alles wollen wir mit ihm theilen! Meinst du nicht, mein Kind?“

„O“ antwortete Sommerfeld, „wenn er nur will; mir soll es nicht sauer werden, dir zu willfahren. Ohne auf meine Kinder Rücksicht zu nehmen, soll es mir lieb sein, wenn er bei mir leben und sterben will.“ Von da an ließ man keine Gelegenheit vorbei, Edelmannen diesen Wunsch zu entdecken und seine Gesinnung darüber zu erforschen. Aber bis ietzt hatte er dem Antrage, oder doch seiner Erklärung darüber immer auszuweichen gesucht, und nie eine entscheidende Antwort gegeben. Endlich gab Eichenbusch noch Gelegenheit dazu, daß er seine Meinung entdeckte.

Bis ietzt hatte man der Blattern wegen fast allen Umgang unterbrechen, und auch die, auf den ersten des Monaths festgesetzte, Zusammenkunft verschieben müssen. Heute sollte sie wieder gehalten werden; die Frau Amtmännin hatte bitten lassen. Als es bald Zeit war, dahin zu gehen, kam Eichen-

chenbüsch zu Sommerfelden und machte ihm ganz im Vertrauen folgenden Antrag.

„Freund," sagte er, „lassen Sie uns doch zusammen treten, und Herr Edelmannen zum Informator für unsere Kinder annehmen. Da es mir mit dem ersten so fatal gegangen ist, so möchte ich nicht gern wieder einen in das Haus nehmen; und Ihnen wäre es ia auch Erleichterung, da Sie doch für Ihre Kinder einen Menschen halten müssen. Windbergen habe ich zwanzig Thaler gegeben, Edelmannen will ich noch fünf Thaler zulegen. Geben sie ihm auch fünf und zwanzig Thaler, so hat er iährlich funfzig Thaler. So viel kann er bei dem Kaufmann kaum gehabt haben. Den Tisch gebe ich ihm eine Woche um die andere, und die Heitzung seiner Stube soll Ihnen gar nichts kosten."

Anfangs fiel Sommerfelden der Vorschlag grausam ins Lachen; als aber Eichenbusch so sehr ins Detail ging, ärgerte er sich, und konnte sich nicht enthalten, ihn dafür zu demüthigen. „Ihr unausstehlicher Stolz läßt Sie doch keinen Menschen anders, als über die Achseln ansehen. Sie halten es

wohl

wohl für Ehre genug, wenn Sie Edelmannen wie ihre Schiespurſche behandeln. Er iſt ein verdienſtvoller Gelehrter, wenn er ſchon kein öffentliches Amt bekleidet, und nützt der Welt mehr als zwanzig Förſter. Er iſt mein intimſter Freund; ich habe ihm mein Haus für ſeine ganze Lebenszeit angeboten, ohne zu verlangen, daß er Informator ſein ſoll; und habe noch nicht ſein Wort erlangen können. Verſuchen Sie es, ob ihm Ihr Vorſchlag annehmlicher ſein wird.“ Eichenbuſch wußte nicht, was er ſagen ſollte, und ging ziemlich verdrüßlich weg.

Als Sommerfeld wieder zu ſeiner Frau und Edelmannen kam, ſahen dieſe an ſeinen Augen, daß er die vorige ruhige Miene nicht wieder zurück brachte. Er fand kein Bedenken, Eichenbuſches Antrag wörtlich zu erzählen, und nachdem ſich Edelmann ſatt gelacht hatte, gab er folgende Erklärung von ſich.

„Beſter Freund! ich bleibe bei Ihnen ſo lange ich lebe; iſts noch Ihr Ernſt mich bei ſich zu behalten?“

Man hätte die Freude ſehen ſollen! Die Kinder ſprangen von ihren Stühlen auf, tanz-

tanzten mit Jubel um ihn herum, und küßten ihm die Hände vor Freuden. Vater und Mutter umarmten ihn als Bruder, und zeigten eine so natürliche Freude über seinen Entschluß, daß er daraus sehen konnte, wie herzlich gut sie es mit ihm meinten. Er wollte weiter sprechen, aber man wollte auf nichts hören. „Keine Bedingung," sagte Hannchen, „wir gehen alles ein, und sind froh, daß Sie bei uns bleiben wollen." Aber Edelmann bestand darauf, daß sie ihn ruhig hören möchten, und wollte sein Versprechen eher nicht gültig sein lassen. Man mußte ihn also anhören.

„Zu erst," fuhr er fort, „muß ich mich rechtfertigen, daß ich gegen Ihre freundschaftliche Erklärung so lange unentschlossen geschienen habe. Ich bin in der Absicht zu Ihnen gekommen, daß ich bei Ihnen bleiben will, und habe gewünscht, daß Sie mir den Antrag machen möchten. Aber die Blattern sind Schuld, daß ich so lange gewankt habe. Sie glauben nicht was ich bei dem Anblick eines Pockenkindes empfinde, seit dem mir diese Krankheit meinen Hamburgschen Eleven geraubt hat. Wäre eins von Ihren

ren Kindern gestorben; so hätte ich nicht bei Ihnen bleiben können, wenn Sie mir auch eine Welt anzubieten gehabt hätten. Nun haben sie den Feind überwunden, und mich soll nichts als der Tod von Ihnen reissen."

Sommerfeld und Hannchen wollten sprechen, aber er bat um ferneres Gehör. „Ich bin noch nicht fertig," sagte er, „ich bitte, daß Sie auch meine Bedingungen hören. Die erste ist: ich verlange nicht Informator Ihrer Kinder zu sein, ich verlange mehr, ich will ihr zweiter Vater sein. Sie kennen meine Grundsätze so gut, als ich die Ihrigen kenne, und werden so gut als ich überzeugt sein, daß wir die Erziehung dieser lieben Kinder ohne Gefahr und Widerspruch gemeinschaftlich betreiben können. Daß ich sie aber so zärtlich liebe als Sie, und eben so väterlich behandeln werde, das schwöre ich Ihnen vor Gott."

„Die zweite Bedingung ist diese: Sie haben die Gütigkeit, mir zu erlauben, daß ich des Försters Sohn, oder wenn sich sonst noch ein fähiger Knabe finden sollte, mit Ihren und des Onkels Kindern erziehe. Sie wissen, ich habe dem eigenen Genusse

der

der ehelichen Freuden entsagt, und mich aus Neigung dem Geschäffte der Menschenerziehung gewidmet. Ich werde älter, und muß fürchten, daß ich zu verdrießlich für dies Geschäfft werden könnte. Also sollen dies die letzten Kinder sein, die ich erziehe. Lebe ich so lange, und sie bedürfen meiner nicht mehr, dann will ich für die Erziehung schreiben. Was für ein Gewinn ist das für mich, wenn ich noch ein Kind mehr in meine Anführung nehme. Fürchten Sie nichts, ich stehe dafür, daß Ihnen im mindesten kein Nachtheil daraus erwachsen soll."

„Die dritte Bedingung: ich verbitte alle Belohnung. Für meine Verpflegung in Ihrem Hause will ich Ihnen keine Bezahlung anbieten, weil ich weiß, daß Sie das beleidigen würde. Weiter denken Sie aber auf nichts, wenn Sie mich nicht kränken wollen. Ich habe in der Hamburgschen Handlung sechs tausend Thaler stehen, die ich zum Theil von meinen Eltern geerbt und zum Theil verdient habe. Mein Hamburgscher Freund gibt mir zehen Procent, und also jährlich sechs hundert Thaler, die ich verzehren kann. Da ich nun keinen Menschen

schen auf der Welt kenne, der durch Verwandtschaft ein Recht, mich zu beerben, hätte; so mache ich morgen mein Testament, und Ihre und des Onkels Kinder, die nun auch meine Kinder sind, erben von mir das Kapital und alles, was von meinen jährlichen Revenüen übrig ist. Wollen Sie mir die Hand darauf geben?"

Bei ieder Bedingung machten Sommerfeld und Hannchen Bewegungen, daß sie sprechen und aufstehen wollten, aber Edelmann hielt sie durch Bitten und Winke zurück. Jetzt, da er ihnen die Hand selbst entgegen reichte, standen sie beide, und mit ihnen zugleich die Kinder, auf und umringelten Edelmannen. Aber dahin ließ es Edelmann nicht kommen, daß sie ihre Herzen ausschütten konnten, die vom Gefühl seiner Edelmüthigkeit freilich voll waren.

„Bester Freund," sagte er, — „sprechen Sie doch kein Wort von Edelmüthigkeit! Ich habe ia keinen Menschen, der mir näher ist; für Sie, das weiß ich, ist ia mein ganzer Reichthum eine Kleinigkeit; ich kann es aber nicht mitnehmen, wenn ich sterbe, und habe alles, was ich wünsche, wenn sie mich in

Ihre

Ihre Familie aufnehmen. Erzeigen Sie mir die Liebe und sagen Sie weiter kein Wort; ich bin ihr Bruder, Ihr Freund, euer Vater, lieben Kinder! — Und nun ein Kuß auf die Reihe herum.“ — Beinahe hätte man die Frau Amtmännin zu lange auf sich warten lassen.

Von nun an wurde Edelmann nicht mehr als Gast behandelt, sondern als ein Freund, der zur Familie gehört, dem Hause des Amtmanns und Försters heute noch vorgestellt. Sommerfeld galt in beiden Häusern so viel, daß er immer gesucht ward, und sahe von seinem Umgange so viel gute Wirkung, daß er ihnen so wenig Edelmanns als seine Gesellschaft entziehen wollte. Er durfte ihnen freundschaftlich alles sagen; sie hörten ihn ohne Verdruß, und beeiferten sich sichtbar, ihm weniger Gelegenheit zur Unzufriedenheit zu geben. So wurden sie in ihrer Art ziemlich gute, gesellige Menschen, mit denen sich geschäfftlose Stunden vergnügt hinbringen ließen. Mehr suchte Sommerfeld bei ihnen nicht, zur edlern Freundschaft hatte er nun neben dem Onkel noch Edelmannen.

Man verlangt zu viel, wenn man von fehlerhaften Charakterzügen in den Handlungen dieser Personen forthin keine Spur mehr sehen will. Lassen doch Wunden Narben zurück, und blieb die kleinste Unreinigkeit zurück, so brechen sie wieder auf. So brachte die Frau Amtmännin auch heute die kleinen, urältervätterlichen Weingläser auf den Tisch, sie goß die Gläser nur halb voll, trank an ihrem Tische mit dem Manne aus einem Glase, und setzte nur ein Licht auf den Spieltisch.

Eichenbusch wußte nicht, was für ein Gesicht er machen sollte, als er die Erklärung hörte, daß Edelmann seine ganze Lebenszeit zu Grünthal zuzubringen entschlossen sei. Er warf einen verdachtvollen Blick auf Sommerfelden, und schien sich die Vorstellung zu machen, daß dieser heute den Falschen gegen ihn gespielt habe. Edelmanns eigene Erzählung konnte ihn nicht ganz befriedigen. Als sich aber die Kinder um Edelmannen herum setzten, und dieser seinem Gottlob so viel Liebkosungen als einem Kinde erzeigte; da zog er den Kopf wieder aus den Schultern heraus.

Nach wenigen Tagen ließen Edelmann und Sommerfeld bei ihm anfragen, ob es erlaubt wäre, daß sie sich heute auf seinem Naturalienkabinette umsehen dürften. Es geschah das nicht aus Schmeichelei, sondern aus Trieb und Neigung; Eichenbusch aber nahm das so auf, daß sie dadurch alles bei ihm gewonnen hatten. Er empfing sie nicht im Tressenkleide, aber bei einem Tische voll Geld ließ er sich finden, daß er einpacken und weglegen wollte.

„Verzeihen Sie," sprach er, „den Augenblick ist mir das Geld erst gebracht worden. Was denken Sie von unserm Kapitain von B. Er hat mich nicht nur, sondern alle seine Kreditoren befriediget und an vierzig tausend Thaler Schulden bezahlt. Er soll sich durch eine Heurath geholfen haben, und mit seiner Gemahlin, iezt in Paris sein."

Auf seinem Tische lag ein beschriebener Stempelbogen. Ein bescheidener Mann sieht ia nicht in fremde Papiere, wenn sie schon offen da liegen! Hier mußte man aber sehen, was es war, wenn man es sich auch nicht merken lassen wollte, daß man es bemerkte.

Eichenbusch ergriff es alle Augenblick, und warf es, als wenn er sich vergriffen hätte, immer wieder so hin, daß es ihnen vor Augen lag. Es war eine Liquidation aus der geheimen Kanzlei über Gebühren für den Oberförsters-Charakter, die von gestern datirt war.

Endlich, als keiner nach dem Papiere fragen wollte, mußte sie Eichenbusch in das Kabinett führen. Der Onkel kam noch dazu, als sie eben hinein gehen wollten. Man sahe sich lange um, und Edelmann nahm aus iedem Fache einige Stücke heraus, denen er besonders seine Aufmerksamkeit widmete. Zuletzt kam man wieder zu den Silhouetten, und weil Eichenbusch für die seinige eine größere Form gewählt hatte, so fiel auch Edelmanns Aufmerksamkeit auf diese besonders. Er las laut, was auf dem Rücken derselben geschrieben stand; dem Onkel fiel es aber gleich in die Augen, daß der ledige Platz vor dem Charakter: Förster zu Grünthal; mit dem Zusatze: Ober; ausgefüllet war. „Herr Gevatter!“ rief er, „sind sie denn Oberförster?“

Man hätte hier des Herrn Oberförsters Miene und Stellung sehen sollen! Seine Brust war im Augenblick noch einmahl so hoch als sonst. „Ja," antwortete er, „endlich haben mich mein gnädigster Fürst und Herr dazu in Gnaden ernannt; heute früh erst habe ich die Liquidation aus der Geheimen Kanzlei bekommen."

„Sie hatten ja," fragte Sommerfeld, „auf Ihrer Silhouette Platz zu dem Ober gelassen, haben Sie denn diese Erhöhung schon vorher gewußt, oder erwartet?"

Eichenbusch fühlte vor seiner Würde den Vorwurf nicht. „Billig!" antwortete er. „Ich bin lange genug übergangen worden, ob ich gleich so viel Verdienste habe, als alle andere Oberförster."

S. „Wie viel Besoldung ist denn mit dieser Erhöhung verknüpft?"

E. „Nicht ein Pfennig!"

S. „O dann würde ich mich über den Verzug nicht grämen, sondern vielmehr glauben, daß mich mein Fürst im Zorne erhöhet habe. Das Glück ist Ihnen heute noch zu früh gekommen!"

Edelmann machte auf der Stelle wieder gut, was Sommerfeld verdorben hatte. „Herr Oberförster," sagte er, „Sie wissen, daß ich mein größtes Vergnügen darin finde, mich mit Kindern abzugeben und sie bilden zu helfen. Ihr kleiner Gottlob hat viel Gutes im Gesichte, ich werde ihn auch mit an mich ziehen, wenn Sie es zufrieden sind. Aber eine Bedingung mache ich Ihnen: Sie sind dafür so gütig, mir freien Zugang zu Ihrem Kabinette zu erlauben." Eichenbusch war über diese Erklärung äußerst vergnügt, und fühlte sich in seiner ganzen Oberförsters-Größe.

Zwanzigstes Kapitel.

Am Ende ein Tischgebet.

Nun fing Edelmann wieder an zu leben. Ihm wäre es gerade recht gewesen, wenn der Amtmann auch ein paar Söhne gehabt hätte, oder wenn Sommerfelds und Leh's Töchter auch noch Söhne gewesen wären. Ein Dutzend solcher Knaben hätte er gern um sich gehabt. So waren es aber

nicht mehr als fünfe, Sommerfelds einziger Sohn, Karl; des Onkels drei Söhne, Christian, Franz, Gustav; und des Oberförsters Gottlob.

Die Amtmännin hatte zehen Kinder gebohren, sie waren aber alle im ersten Vierteljahre wieder gestorben, bis auf eine Tochter, Louise, die ietzt im sechsten Jahre lebte. Edelmann hatte sich der Mutter ganzes Zutrauen erworben, daß sie ihn dringend bat, ihrer Tochter die Wohlthat zu erzeigen, die er des Oberförsters Gottloben so großmüthig angeboten hätte. Aber weibliche Erziehung war seine Sache nicht. Er hielt es nicht einmahl für gut, Kinder beiderlei Geschlechts gemeinschaftlich zu erziehen — nicht einmahl gemeinschaftlich zu unterrichten. Nach seinem Urtheile mußten schon Vortrag und Lehrart verschieden sein, wenn einerlei Kenntnisse beiden Geschlechtern brauchbar sein sollten.

Sommerfeld und der Onkel pflichteten seinen Gründen bei und wurden mit ihm bald eins. Um die eigentliche Bildung der weiblichen Charaktere durften sich die Männer so wenig bekümmern als um Anführung

zur

zu weiblichen Geschäfften; Hannchen und die Tante waren dazu, besonders in freundschaftlicher Verbindung, ein paar ausgesuchte Personen. Zeitvertreib, Vergnügungen, auch mancherlei Unterricht genossen die Kinder gemeinschaftlich, wo aber der Unterricht für Frauenzimmer mehr angenehm und schön als wissenschaftlich sein mußte, da wurden die Töchter abgesondert vom Onkel unterwiesen. Dazu waren sie denn von allen Seiten bereit, Amtmanns Louischen daran Theil nehmen zu lassen.

Vom Lesen, von den Buchstaben an, hatte Edelmann noch nie seinen Unterricht angefangen; hier war es aber nöthig, und Liebe machte ihm alles so leicht als angenehm. Zwar hatten die ältesten durch Anführung der Mutter schon einige Kenntniß davon; er behandelte sie aber alle, als wüßten sie noch nichts. Die vielen Tändeleien und Spielereien, die er in manchen schriftlichen Anweisungen zu dergleichen Unterricht fand, wollten ihm nicht gefallen. Man hatte viel Rühmens und Aufsehens davon gemacht, und nach seinen Gedanken war nichts dahinter. „Es ist offenbar," sagte er, „daß man mit dem Spielen

mehr Zeit verliert! Und gesetzt, man erspar te dabei Zeit; kommt es denn in den Jahren bei Kindern auf Ersparung der Zeit an? Sie verspielen ia die ersparte Zeit doch auch! Sich nach den Jahren und Fähigkeiten der Kinder richten, das ist schlechterdings nöthig. Man erleichtere ihnen alles, man plage sie nicht stundenlang mit Sitzen und Anstrengen, das billige ich gern; aber wenn ich ein König wäre, so sollte man meinen Kindern das Ler= nen nicht zum Spielen machen. Können sie wohl zu früh lernen, daß Menschenleben nicht Spiel sei?“

Ohne den Kindern ein Buch in die Hand zu geben, lehrte er sie zu erst Silben und Worte kennen. Hernach machte er ihnen die fünf Hülfslaute bekannt; er sagte ihnen Sil= ben vor, und sie mußten ihm sagen, was für ein Hülfslaut darin gehöret würde. Als sie diese fertig und unfehlbar nach dem Gehör unterscheiden konnten, machte er sie auf die Hauptlaute aufmerksam. Er zeigte ihnen die Bewegungen der Sprachwerkzeuge, sagte ih= nen die Nahmen, die iede Bewegung, ieder Hauptlaut hat, und übte sie, diese Bewe= gungen und Töne durchs Gehör zu unterschei=

den

den so lange, bis sie sagen konnten, was für Buchstaben in ieder Silbe ausgesprochen wurden. Nun sagte er ihnen Buchstaben, er nahm einen Hülfslaut, setzte erst einen, dann zwei und mehr Hauptlaute bald vor, bald hinter, endlich zu beiden Seiten, und lehrte sie diese zusammen sprechen. Dann erst gab er ihnen ein Buch in die Hände, lehrte sie die Zeichen der Laute kennen und Schrift lesen.

Hier kam es lediglich auf Uebung an. Er wählte kleine, anmuthige Erzählungen, die sie leicht verstehen konnten, und reitzte ihre Begierde dadurch so sehr, daß er die Kinder nicht zum Lesen auffordern und treiben durfte, sondern daß sie mit ihren Büchern kamen, und ihn baten, daß er mit ihnen lesen möchte. Die ältern Kinder erlangten freilich eher eine Fertigkeit, die jüngern wurden aber dadurch aufgemuntert, ihnen nachzueifern, und so kam er bald genug zum Zweck.

Der Religion wegen waren zwischen Sommerfelden und dem Onkel seither verschiedene Unterredungen vorgefallen, sie waren aber nicht einig wie sie sich in Absicht auf ihre Kinder dabei verhalten sollten. Beide stimmten darin überein, daß es Schaden

bringe, wenn man den Unterricht in der Religion zu früh anfange, den Kindern Worte ohne Verstand lehre, und sie zu Religionshandlungen anhalte, ehe sie Absicht und Werth derselben beurtheilen, und sie selbst mit Würde verrichten könnten. Jenes könnte leicht eine Glaubensneigung wirken, die alles ungeprüft nachbetet; dieses aber würde die Uebung der Religion maschinenmäßig und körperlich machen. Aber über die Art und Weise, wie man nun mit den Kindern verfahren müsse, dachten sie sehr verschieden.

Sommerfeld wollte haben, seine Kinder sollten von Gott, von Religionssachen kein Wort hören; keine Religionshandlung sehen, ehe sie sich nicht Begriffe davon machen, die Wahrheit mit ihrem Verstande fassen, und die Handlung selbst mit Geistesgegenwart und Gefühl verrichten könnten. In der Kinder Gegenwart durfte also von allen solchen Sachen kein Wort gesprochen, und noch weniger vor ihren Augen gebetet werden.

Der Onkel war im Grunde eines Sinnes, dachte aber in Absicht der Ausführung milder. „Es ist ia nicht möglich," sprach er,

er, „meiner Kinder Ohren zu verſchließen, daß ſie nicht hören ſollten, was allenthalben geſprochen wird. Wenn ich auch die beſten Leute in meinem Hauſe habe, und ihnen ernſtliche und gemeſſene Befehle gebe, wie ſie ſich hierin verhalten ſollen; ſo glaube ich doch nicht, daß es in meiner Abweſenheit allezeit geſchiht. Die Leute können ſo ſtrenge über ihre Worte nicht wachen. Alle Leute außer meinem Hauſe richten ſich noch weniger nach meinem Sinne, und unmöglich iſts auch, die Kinder von allen fremden Leuten ſo zu entfernen, daß ſie dieſelben nicht ſprechen hören und handeln ſehen ſollten. Haben ſie denn etwas aufgefangen, ſo kommen ſie doch zu mir und wollen mehr wiſſen, und ich habe keinen andern Ausweg, als daß ich ſagen muß: „habt Geduld Kinder, ihr könnet das noch nicht verſtehen; wenn ihr mehr Verſtand habt, will ich euch das alles ſagen. In dem Fall iſt es beſſer, ich komme andern Leuten zuvor.“

„Mein wichtigſter Grund aber, daß ich nicht ſo handeln kann, wie Sie, iſt, der Schwachen zu ſchonen und kein Aergerniß zu geben. Ich weiß es recht gut, daß in den mei-

meisten Häusern sehr schlecht gebetet wird und daß unverständiger Kinder Gebet bei äußerlicher Langsamkeit und sonstiger guten Ordnung nicht viel mehr Werth haben kann. Aber ich bin Prediger. Was würden meine Dienstboten, was meine Zuhörer sagen, daß in meinem Hause nicht gebetet würde? Ich soll sie besser belehren, werden Sie sagen. — Aber das muß gewiß mit großer Behutsamkeit geschehen, und wird Jahre erfordern, ehe sie diese Vorstellungen vertragen lernen; auch wird bei dem allen ihre ganze Religion doch immer sinnlicher, körperlicher, wenn ich so sagen darf, oder maschinenmäßiger bleiben, als sie es bei Menschen ist, deren Selenkräfte mehr ausgebildet werden können. Der Bauer ist wirklich mehr Körper als Geist. Freilich lasse ich meine Kinder die schweren, ihnen unverständlichen Gebetsformeln nicht hersagen, sondern ich lehre sie mit wenigen, deutlichen und verständlichen Worten beten!“

„Also haben Sie,“ sagte Edelmann, zum Onkel, „ihre Kinder vor dem Tische beten lassen?“

„Ja!“ antwortete der Onkel.

„Und

„Und Sie?“ fragte Edelmann Sommerfelden.

„Ich habe Sie nie beten laſſen;“ antwortete dieſer.

„Wenn Sie nun“ fragte Edelmann weiter, „mit ihren Kindern gemeinſchaftlich bei einander ſpeiſten?“

„Dann“ ſagten ſie beide, „beteten wir nicht.“

„Darin haben Sie nach meinen Gedanken alle beide gefehlt. Wollen Sie mein Urtheil nicht übel nehmen? Sie, Herr Sommerfeld ſind zu ſtrenge geweſen. Warum verfahren Sie denn in allen andern Dingen mit ihren Kindern nicht ſo? Können Sie es wohl verleiden, daß ſie nicht täglich Handlungen ſehen und Worte hören, die ſie nicht beurtheilen und verſtehen können? Ich habe es ſchon gehört, daß Sie ihnen antworten mußten: ihr verſtehet das noch nicht, Kinder, habt Geduld! Warum ſollte denn das nicht in der Religion auch angehen?“

„Ich ſage nicht, daß man ihnen mit kirchlichen Lehren und theoretiſchen Religionswahrheiten den Kopf frühzeitig vollpfropfen ſoll;

soll; aber man darf auch nicht so ängstlich alle Winke vor ihnen verbergen. Werden sie dadurch zu Fragen verleitet, die sie noch nicht fassen können, so verweist man sie zur Geduld und nimmt der Gelegenheit wahr, ihnen einen Begriff nach dem andern, wenn es Zeit ist, zu entwickeln."

„Unser lieber Onkel ist in seiner Besorglichkeit, kein Aergerniß zu geben, auch zu weit gegangen. Warum ließen Sie denn Ihre Kinder beten? Wo unser Herr und Meister sein Volk speiste, da betete er selbst. Dann wäre in ihrer Gemeine Niemand geärgert worden, und durch ihre Behandlung des Gebets konnten Sie verhindern, daß die frühe Bekanntschaft mit demselben Ihren Kindern keinen Schaden brachte. Darüber mußten Sie beide wohl eins werden; durch das Beten in dem einen, und durch das Nichtbeten in dem andern Hause haben Sie bei Ihren Kindern auf beiden Seiten schiefe Urtheile veranlaßt."

Man wollte Edelmannen anfangs nicht völlig beipflichten, und Sommerfeld behauptete immer, daß seinen Kindern das Nichtbeten nicht nachtheilig gewesen sein könne.

ne. Allein nach Edelmanns Vorſtellung war es wahrſcheinlich genug, daß die beiderſeitigen Kinder mit einander darüber geſprochen hatten. Leh's Kinder werden gewiß geſagt haben: wenn ihr bei uns nicht mit eſſet, dann läßt unſer Vater erſt beten, und nach dem Eſſen wieder; und Sommerfelds Kinder: unſer Vater läßt uns nie beten. „Laſſen Sie mir heute meinen Willen," ſagte Edelmann, „ich will Sie überzeugen, daß Ihre Kinder mehr vom Beten wiſſen und geſprochen haben, als Ihnen lieb iſt, und daß Sie Urſache haben, allen nachtheiligen Vorſtellungen und Folgen zuvor zu kommen."

Es ging gegen Abend, und Sommerfeld lud den Onkel ein, mit ſeiner Familie bei ihm zu ſpeiſen. Man ſtand bereit da, der Tiſch war gedeckt, die Speiſen wurden aufgetragen. Die Kinder kannten ihre Plätze ſchon, und Leh's Chriſtian nebſt Sommerfelds Karl wollten ſich ſchon ihren Stühlen nähern, als Edelmann anfing zu beten: „Lieber Gott und Vater! du biſt ſo gütig, daß du uns täglich ſo viel gibſt, daß wir uns ſättigen können. Gib uns und

unſern

unſern lieben Kindern auch dankbare Herzen für alle deine Liebe und Wohlthat.“

Verwunderung ſah den Kindern durch die Augen und Karl ſagte, indem er ſich auf ſeinen Stuhl ſetzte, zu Chriſtianen: „ſiehſt du, nun beten wir auch!“ Karl ſagte dieſe Worte Chriſtianen ins Ohr, aber, wie Kinder zu ſprechen pflegen, laut genug, daß ſie alle, die in der Stube waren, hören konnten. Der Vater verwunderte ſich nicht wenig darüber, Edelmann aber ließ ſich in ein Geſpräch mit Karln ein. „Lieber Karl, woher weißt denn du, daß das beten heiſt?“

K. „Chriſtel hat mirs geſagt, ſie beten zu Hauſe allemahl, wenn wir nicht da ſind, ſowohl wenn ſie zu Tiſche gehen, als wenn ſie wieder aufſtehen.“

E. „Wenn du und deine lieben Eltern das bey waren, dann beteten ſie nicht?“

K. „Nein!“

E. „Und hier zu Hauſe betetet ihr auch nicht?“

K. „Nein.“

E.

E. „Was dachteſt denn du dabei, daß dein Onkel ſeine Kinder beten ließ, und dein Vater nicht.“

K. „Ich dachte — — ich — daß es nicht nöthig wäre.“

E. „Da haſt du nicht recht gedacht. Du frägſt ia ſonſt gern nach allem; warum fragteſt du nicht lieber deinen Vater?“

K. „Marieliese hatte mir das verbothen.“

Marieliese!“ rief Sommerfeld hier unzufrieden.

K. „Ja lieber Vater, Marieliese. Sie kam dazu, als ich mit Chriſteln im Garten davon ſprach, da ſagte ſie, ich ſollte das ia meinen Vater nicht hören laſſen, der hielte nichts davon, daß Kinder beten ſollten.“

S. „Darin hat Marieliese recht, ich halte nichts davon, daß Kinder beten, ehe ſie beten gelernt haben. Du kannſt noch nicht beten.“

K. „Ja, lieber Vater, ich kann ſchon beten.“

E. „Lieber Karl, wie machst du denn das wenn du betest?“

K. „Ich sage was zum lieben Gott.“

E. „Was sagst du ihm denn; so bete doch einmahl!“

Karl warf Messer und Gabel hin, legte die Hände in einander und sprach: „das Blut Jesu Christi des Sohnes Gottes macht mich rein von allen Sünden. Schlaf ich ein in Gottes Namen, Amen!“

Die ganze Tischgesellschaft erstaunte, Sommerfeld wußte nicht, was er denken sollte. Endlich fragte er: „wer hat dir denn das gelernt?“

K. „Wenn Sie manchmahl Besuch hatten, daß mich Marieliese zu Bette bringen mußte, dann sagte sie mir die Worte vor.“

E. „Aber sage mir einmahl, lieber Karl, verstehst du denn die Worte, die du da gesprochen hast? Was ist denn Christi Blut? was Sünde?

K. „Ja das weiß ich nicht.“

E. „Du hast also einen großen Fehler begangen, daß du iemanden Worte nachsprichst, die

die du nicht verſtehſt. Das mußt du in deinem ganzen Leben nie wieder thun, wenn man dich nicht für einfältig, ia für dumm halten ſoll! — Nun denke einmahl nach, wie dich Marieliese betrogen hat. Sie hat dir weiß gemacht, du hätteſt gebetet, und es iſt doch nicht andem! Beten heiſt ia, dem lieben Gott etwas ſagen; kannſt du ihm denn etwas geſagt haben, da du ſelbſt nichts weißt? Hätte ſie dich beten lehren wollen, ſo hätte ſie dir erſt müſſen ſagen, was die Worte heiſſen; und das weiß ſie ganz gewiß ſelbſt nicht. Da ſiehſt du nun, daß es dein Vater beſſer mit dir meint; er will dich eher nichts thun laſſen, bis du es erſt thun kannſt.“

Karl wollte das gar nicht annehmen, daß er nicht ſollte gebetet haben. Er blieb lange dabei, daß er doch dem lieben Gott etwas geſagt habe, und das Geſpräch dauerte die ganze Mahlzeit über. Edelmann konnte erſt kein Mittel finden, ihm das recht begreiflich zu machen, endlich gelang es ihm. „Höre einmahl Karl,“ ſagte er: „ich will dir auch Worte vorſagen, ſprich ſie einmahl zu mir: dabo tibi tunicam meam.“

„Das kann ich nicht sagen, ich verstehe sie ia nicht.“

E. „Du kannst sie ia doch nachsprechen, wenn ich sie dir vorsage. Sieh mich dazu an, nnd sprich mir nach: dabo — tibi — tunicam — meam.“

Karl that es und sprach diese Worte einzeln nach. Nun sagte Edelmann: „zieh deinen Rock aus, der Rock ist mein.“

K. „Nein, der Rock ist mein!“

E. „Du hast ihn mir zu geben versprochen.“

K. „Nein, das habe ich nie gethan.“

E. Sie haben es alle gehört, du sagtest zu mir: dabo tibi tunicam meam, das heißt: ich will dir meinen Rock geben.“

K. „Ja das habe ich nicht gewußt, ich verstehe kein Französisch.“

E. „Französisch ist es nicht, sondern Lateinisch. Indes meinst du, du habest mir deinen Rock nicht versprochen, weil du die Worte nicht verstanden hast?“

K. „Nein!“

E. „Also hast du mir nichs gesagt, und hast auch dem lieben Gott nichts gesagt. Denn ob die Worte, die du aussprichst, deutsch oder lateinisch sind, das ist gleich viel; verstehest du sie nicht, so ists immer einerlei. Hüte dich ia, iemanden Worte nachzusprechen, die du nicht verstehst, du kannst um deinen Rock kommen.“

K. „Das will ich auch nicht wieder thun. Wenn ich nun aber dem lieben Gott etwas sage, was ich verstehe, dann bete ich doch.“

Man war hier eben mit dem Essen fertig; Edelmann gab einen Wink, und sie standen alle auf. „Nu,“ sagte er, „so laß hören, lieber Karl, was du dem lieben Gott sagen kannst, bete!“

Diese Aufforderung kam Karl schnell und unerwartet. Indes trat er hin und faßte seine Hände zusammen, er besann sich und sprach endlich: „Ich bedanke mich, lieber Gott, daß du mir Kuchen gegeben hast!“

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Plan auf Plan; die Zukunft muß den Werth zeigen

Der Ausgang des Gesprächs erwarb Karl bei allen viel Beifall und hatte in der Folge großen Einfluß auf seine Erziehung. Sommerfeld ward durch diesen Vorfall in seinen Grundsätzen viel nachgebender; der Onkel aber kühner, und da Edelmanns Art, mit Kindern umzugehen, beiden überaus wohl gefiel, so ward es beiden leicht, in der Erziehungsmethode mit ihm ganz einig zu sein. „Wie gefällt Ihnen mein Karl?“ fragte Sommerfeld Edelmannen, so bald sie außer der Gesellschaft der Kinder waren.

„Ihr Karl,“ sagte dieser, „ist ein vortreffliches Kind; man muß Ihnen Glück zu einem solchen Sohne wünschen. Seine Geistesgegenwart, seine freimüthige unerschrockene Widerrede sind Beweise, daß Kraft und That in ihm sind; er wird ein großer Mann werden; seine Empfänglichkeit religiöser Gesin-

ſinnungen iſt Bürge für die Güte ſeines Herzens, er wird eine Stütze der Menſchheit ſein. Schade wäre es, wenn er ſeine natürliche Beſtimmung verfehlen ſollte!“ Dies Urtheil lenkte die Unterredung der Väter auf die Fähigkeiten ihrer Kinder; man ſprach von ihrer zeitlichen Beſtimmung und wäre beinahe dabei tief in die Zukunft hinein gerathen.

„Sein Sie für Ihren Karl unbeſorgt,“ ſagte der Onkel, „er wird einſt zur Vollkommenheit bringen, was Sie ſo glücklich angefangen haben, und geſegnete Nachkommen der Väter ſehen, die ſein edler Vater zuerſt aus dem unthätigen Schlummer erweckte. Wo kann er glücklicher leben als zu Grünthal? Ich wünſchte, daß mein Franz der hieſigen Pfarrſtelle ſo verſichert ſein könnte, wie Ihr Karl ſeines hieſigen Aufenthalts; ſo würden ſie gewiß mit den Geſchäfften auch die Freundſchaft der Väter fortſetzen und wir in ihnen zu Grünthal fortwirken.“

Sommerfelds Gedanken ſtimmten mit dieſen Aeußerungen des Onkels nicht überein; ſeine Abſicht ging lediglich dahin, ſei-

nen Sohn für den Staat zu erziehen. Schon in den jüngern Jahren waren das seine Gedanken, daß ein Mensch in keiner Lage mehr Gutes stiften und zum Besten des Staats, das ist, für die Glückseligkeit der Glieder des Staats mehr thun könne, als wenn er in eine Bedingung stehe, die ihm einen Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten nicht nur verstattet, sondern auch zur Pflicht macht.

Ein Mitglied der Regierung, oder noch mehr, ein Mitglied der Kammer eines Fürsten sein, das war ihm der eigentliche Wirkungskreis der Menschenliebe, ein Glück, nach welchem zu streben er sich früh vorsetzte. Darum studierte er Theologie für sein Herz, um es ganz dem Gefühl der Menschenliebe zu weihen, das der Anblick der Hülfsbedürftigkeit zum Mitleiden und zur Thätigkeit weckt; und darum suchte er sich mit ökonomischen, mathematischen und kameralischen Einsichten zu bereichern, die Vortheile des Fürsten und der Unterthanen vereinigen zu können, und durch Unwissenheit so wenig als durch Menschenfurcht oder Mangel der Menschenliebe in die Versuchung zu kommen, auf Druck und Belästigung der niedern das Ansehen des ersten Staatsbürgers zu bauen.

: Als Sommerfeld von der Universität kam, fand er die Lage der Umstände so, daß er sich gar keine Hoffnung machen konnte, auf dem vorgesetzten Wege seinen Zweck zu erreichen. Hier brachte ihn sein Trieb, für Menschenwohl thätig zu sein, zu dem Entschluß zurück, den man seiner Jugend schon annehmlich vorzustellen gesucht hatte; aber auch hier fand er Hindernisse, die ihn zurück schreckten. Nun widmete er sich dem Privatleben mit dem Vorsatz, dem Staate, wenn es möglich wäre, in seinem Sohne doppelt wiederzugeben, was er ihm mit sich entzog.

Edelmann mißbilligte den Entschluß des Vaters nicht ganz. „Ihr Vorsatz," sagte er, „Ihren Karl für die Geschäffte des Staats zu erziehen, hat meinen ganzen Beifall. Zwar kann man in glücklichen Umständen viel Gutes stiften, wenn man schon dem Staate nicht öffentlich dienet, auch ist fern vom Hofe des Fürsten Ruhe des Lebens gemeiniglich leichter zu finden; aber dennoch glaube ich, daß man in dieser Lage Liebe zu dem gemächlichen, unabhängigen Privatleben keinem einflößen sollte. Wohl dem Diener des Staats, der auf seine Vortheile bei

seinen Rathschlägen nie Rücksicht nehmen darf — und Heil dem Staate, neben dessen Fürsten solche Diener stehen!“

Auch dagegen hatte Edelmann nichts, daß der Onkel seinen Franz dem geistlichen Stande widmen wollte. In vielen Fällen ist es für die Familie vortheilhaft, wenn der Sohn des Vaters Lebensart wählt, und wenn mehrere da sind, so wird doch einer darunter sein, der von dem Vater die Anlage dazu empfangen hat. Franz hatte ein gutes Ansehen, einen festen Körper, eine reine Sprache, eine starke Einbildungskraft, einen scharfen Beobachtungsgeist und ein sanftes Herz. Nur das wollte Edelmann nicht, daß man so früh und so bestimmt über die Zukunft urtheilen sollte.

„Haben Sie Geduld,“ sprach er, „die Kinder sind noch zu iung, ihre Anlagen werden sich erst entwickeln. Bestimmen Sie ihnen ihre künftige Lebensart nicht zu genau, Sie Ihren Karl nicht für die Kammer, und Sie Ihren Franz nicht für die Grünthalsche Kanzel. Wenn wir nur Ihre Anlagen ausbilden, — sie gehen doch, wenn

ſie ſich fühlen lernen, ihren eigenen Gang, und die Vorſicht weiſt iedem ſeine Stelle an.“

„Chriſtian, des Onkels älteſter Sohn, gab ſeinem Bruder an Güte des Herzens nichts nach, aber ſein Geiſt war nicht in ihm. Er zeichnete ſich unter allen durch eine ſtille, ernſthafte Sittſamkeit aus, erzeigte iedermann eine geſchmeidige Ergebenheit und war aufs Wort folgſam. Sein Fleiß war unermüdet, aber ſein Kopf langſam und ſein Temperament melancholiſch; daher wollte Edelmann nicht rathen, daß man ihn für die Wiſſenſchaften beſtimmen ſollte.

Guſtav und des Oberförſters Gottlob waren beide noch zu iung, daß man etwas entſcheiden konnte, ſie ſelbſt aber hatten ſchon entſchieden. Guſtav wollte ein Soldat und Gottlob ein Jäger werden.

Von Gottloben war nichts anders zu vermuthen. Der Vater hatte viel zu viel Vorliebe von der vorzüglichen Glückſeligkeit ſeines Standes, daß man leicht vorherſehen konnte, daß er den Sohn keine andere Lebensart würde wählen laſſen. Edelmann wollte an ihm den Verſuch machen, ob der

rohe

rohe väterliche Charakter Mangel der Kultur, oder Frucht und Folge der Lebensart wäre, und nahm sich vor, vorzüglich dessen Herz zu bearbeiten und seinen Verstand nächstdem mit Naturkenntnissen zu bereichern, die ihn geschickt machen sollten, von dem Naturalienkabinette des Vaters eine gute Anwendung zu bringen.

„Meinem Gustav," sagte der Onkel, „bringen Sie nur den Soldaten aus dem Kopf."

„Warum denn das?" antwortete Edelmann, „er will ja ein General werden! Ich wollte ihm das, wenn ich sein Vater wäre, so wenig zuwider machen, als wenn er ein Prediger werden wollte; wenn ich anders fände, daß er Genie dazu hätte. Aber machen Sie sich noch keine Sorge! Einen kühnen, wagenden Geist scheint er zwar bei seinen Spielen schon zu verrathen, aber Gewinnsucht zeigt er auch. Wenn er die Mühseligkeiten und Gefahren, mit welchen ein solcher Posten errungen werden muß, und die Einsichten, die man von ihm verlangt, kennen lernen wird, so, dünkt mich, soll

aus

aus dem General wohl ein Kaufmann oder Indienfahrer werden.“

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Edelmanns Weiſe, Kinder zu beſchäftigen

Man mußte nun freilich von der Zukunft erwarten, ob die Kinder dieſe Entwürfe der Väter erſt genehmigen würden, oder nicht. Indes wurde kein Fleiß an ihnen geſpart, gute und brauchbare Menſchen aus ihnen zu machen und Edelmann ließ ſich ihre Erziehung ſo ernſtlich angelegen ſein, daß ſich beide Väter dieſem Geſchäffte in Abſicht der Söhne ohne Schaden der Kinder ganz hätten entziehen mögen. Das thaten ſie aber nicht, weil ſie wohl wußten, daß ſie ſich dadurch um manche Freude bringen würden. Indes war Edelmann, da er außerdem gar keine Geſchäffte hatte, beſtändig mit den Kindern beſchäfftiget, ſo daß er ſie aus ſeinen Augen nicht ließ.

So lange es Jahreszeit und Witterung erlaubten, brachte man hier die Tage im Garten

Garten zu. Man fand die Anlage schon so gemacht, daß man keinen bequemern und angenehmern Aufenthalt wünschen konnte. Die Eckstube des Hauses auf der Abend- und Mittagsseite diente zugleich zur Garten Stube; eine Thür führte aus derselben unmittelbar hinein. Außerdem standen zu beiden Seiten des Gartens gegen Morgen und Abend Lusthäuser mit verschlossenen Stuben, und offene grüne Lauben; auch einige bedeckte Gänge gewährten in der größten Hitze einen kühlen Aufenthalt. Aus dem Garten kam man in das freie Feld, wo eine ausgebreitete Pläne vor den Augen lag, die auf allen Seiten von Wegen und Landstraßen durchkreuzt wurde. Am frühen Morgen versammelte sich hier die Familie. Edelmnn schlief dicht neben der Garten Stube, und Karl bei ihm; er ging mit ihm zu Bette und stand mit ihm auf, und wenn sich des Onkels Söhne nicht schon im Garten finden ließen, so waren sie doch auf den Wink da.

An Stunden band Edelmann seinen Unterricht nicht. Er war stets unter den Kindern und sein ganzer Umgang war lehrreicher Unterricht. Seitdem sie im Lesen

des

des Deutschen sowohl als des lateinischen zulänglich geübt waren, hatte er des Vormittags die Söhne allein bei sich, die Töchter aber wurden der weiblichen Anführung überlassen und brachten diese Zeit in des Onkels Garten eben so nützlich zu.

Der Sprachunterricht war vorzüglich Edelmanns Sache, der ihm von dem Vater desto williger überlassen wurde, weil er sich von ieher lieber mit den Wissenschaften beschäfftiget hatte. Mit der deutschen Sprache wurde der Anfang gemacht. An den Gegenständen, die der Garten darbot, lernten die Kinder die verschiedenen Arten der Worte kennen; die Beugung derselben erleichterte ihnen Edelmann durch Tabellen, die an den Wänden der Gartenstube aufgehenkt wurden; die richtige Verbindung derselben aber zeigte er ihnen bei aller Gelegenheit im Sprechen.

Mit der deutschen Sprache wurde bald die lateinische verbunden. Edelmann sagte ihnen die Benennung aller vorkommenden Gegenstände in dieser Sprache und übte sie darin so beständig, daß sie die gangbarsten Sachen lateinisch so gut als deutsch benennen

konnten. Da die Beugung der Wörter hier nach ganz eigenen Regeln geschiht, so mußte er ihnen freilich auch besondere Tabellen machen, die neben den deutschen hingehenkt wurden. Edelmann durfte sich nur einmahl hinstellen, die Kinder darnach zu fragen und zu üben, hernach thaten sie es unter einander selbst.

Die Verbindung der Worte hat in der lateinischen Sprache mit der deutschen viel Aehnlichkeit. Edelmann verband also beständig das Deutsche mit dem lateinischen, er zeigte den Kindern die Aehnlichkeiten und die Verschiedenheiten, er ließ sie erst deutsche Worte und dann dieselben lateinische Worte in ihre Verbindung bringen, lehrte sie nach und nach lateinisch sagen, was sie deutsch sprachen und brachte sie bald dahin, daß sie von gewöhnlichen Gegenständen mit einander lateinisch sprechen konnten. Nun führte er sie erst zur Lesung der alten Autoren und machte sie mit dem eigentlichen Geist der Sprache und mit ihren eigenen Schönheiten bekannt. Mit der Zeit nahm er denn auch die französische und griechische Sprache mit ihnen vor.

In den Wissenschaften wurde am wenigsten etwas versäumt; Sommerfeld war äußerst aufmerksam, ieden Vorfall zur Belehrung der Kinder zu benutzen. Eben dadurch erhielt man die Kinder bei Aufmerksamkeit und Lust, daß man den trockenen Sprachunterricht mit Sachkenntnissen verwebte, und bei den Sachkenntnissen die Anwendung der Sprachkenntnisse wiederholte. Sistematischen und scientivischen Unterricht verspahrte man, bis die Kräfte der Kinder ihn vertragen konnten; aber historische Kenntnisse gab man ihnen frühzeitig.

Die Naturgeschichte war nicht nur Sommerfelds sondern auch Edelmanns Lieblingswissenschaft. Es konnte nicht anders sein, die Kinder mußten frühzeitig Geschmack daran bekommen, weil sie ihre Väter täglich von dergleichen Gegenständen sprechen hörten. Karl besonders wurde auf alle Dinge so aufmerksam, daß er auch bei dem kleinsten Gegenstande, bei einem Steinchen, bei einem Wurme stehen blieb und ihn betrachtete.

Auf des Försters Naturalienkabinette wurden wöchentlich einige Stunden zugebracht

und mit den Knaben trat zuweilen auch der Herr Oberförster neben Edelmannen hin, und hörte seinen Unterricht an. Die Kenntniſſe, die er ihnen hier lehrte, waren an ſich ſchon ſchön; aber dadurch wurden ſie noch fruchtbarer und nützlicher, daß Edelmann daher Gelegenheit nahm, ſeine Eleven zur Erkenntniß Gottes zu führen. Eichenbuſch ſagte manchmahl: „Sie können einen ia hier erbauen, als wenn man in der Kirche wäre!“

Mit zunehmenden Jahren und Kräften der Kinder mehrten ſich auch ihre Beſchäfftigungen. Der Vater machte ſie beſonders mit der Erdbeſchreibung und Welthiſtorie bekannt, und Edelmann führte ſie zur Lectüre an, wodurch Wißbegierde und Forſchungsgeiſt in ihnen immer mehr rege gemacht wurden. Karl hatte das vierzehente Jahr angetreten, als Sommerfeld und Edelmann dafür hielten, daß es nicht zu früh für ihn ſei, ihn mit den höhern Wiſſenſchaften, mit Philoſophie und Mathematik bekannt zu machen, und ſeine Unterweiſung ſiſtematiſch und ſcientiviſch einzurichten.

Edelmanns Urtheil über des Onkels ältesten Sohn, Christian, bestätigte sich immer mehr und mehr. Ob er gleich ein Jahr älter war, als Karl, so ward es ihm doch sehr sauer, mit diesem gleiche Schritte zu halten. In der Güte des Herzens gab er ihm nichts nach, aber sein Kopf war langsamer. An gutem Willen fehlte es ihm auch nicht, vielmehr zeigte er einen unermüdeten Fleiß. So bald er nur selbst etwas thun konnte, nahm er der Nacht die Stunden, wenn der Tag nicht zureichte, und wollte mit Gewalt durch Verdoppelung seines Fleisses die Mängel seines Kopfs ersetzen. Hätte man ihm es zugelassen, er hätte sich, um bei den Büchern bleiben zu können, den Stunden der Vergnügung entzogen, und sein Studieren über die bestimmte Zeit fortgesetzt.

Diese Zeit ging bis zum Mittagsessen. Nach Tische kamen der Onkel, die Tante und die Töchter auch zur Gesellschaft. Man vergnügte sich im Garten, ließ sich die sämmtlichen Kinder Beschäfftigungen nach Gefallen wählen, trank Kaffee, und dann ging die ganze Gesellschaft spatzieren. Diese Spa-

ßiergänge wurden Wiederholungsstunden für die Knaben, und Lehrstunden für die Mädchen. Man sprach von den Dingen, die vormittags waren getrieben worden, wenn es anders Dinge waren, welche die Mädchen interessiren konnten; wenn das aber nicht war, so nahm man die Gegenstände in der Natur, wie sie aufstießen, zur Unterhaltung.

Der Nutzen, den die Kinder davon hatten, war vielfältig und sichtbar. Sie fanden ein Vergnügen daran, daß sie nicht immer zuhören durften, sondern mitsprechen, und einander ihre Gedanken und Einsichten mittheilen konnten; lernten dabei sich auf eine verständliche Weise über Gegenstände ausdrücken und erklären; sie wurden frühzeitig von Kindereien abgezogen und bekamen einen Geschmack an Zeitvertreiben, die Nahrung und Vergnügen zugleich gaben; sie wurden an Nachdenken über alle vorkommende Dinge so gewöhnt, daß sie über nichts gedankenlos hingehen konnten. Nichts auf der Welt war ihnen so unangenehm, als Witterung im Winter und Sommer, die keine Spaziergänge zuließ. Für die Töchter ging es noch an, weil man für sie immer

kleine

kleine, häusliche Geschäffte und allerlei weibliche Arbeiten hatte, unter welchen ihnen Stunden und Tage auch auf der Stube nicht lang werden konnten. Aber den Söhnen, die doch nicht immer in gleicher Anstrengung erhalten werden sollten und konnten, wollte es an Beschäfftigung fehlen. Edelmann half auch diesem Mangel ab.

„Es hat großen und manchfaltigen Nutzen," sagte er bei dieser Veranlassung zu Sommerfelden und dem Onkel, „wenn junge Leute, die man den Wissenschaften widmet, zu mancherlei Handarbeiten einige Anweisung bekommen. Sie können sich zum Besten ihrer Gesundheit heilsame Leibesbewegung machen; lernen mit allerlei Instrumenten umgehen, die mancher Gelehrter nicht in die Hände nehmen darf, wenn er sich die Finger nicht verletzen soll; erlangen die Geschicklichkeit, zu ihrem Vergnügen mancherlei nützliche Sachen zu verfertigen; sie bekommen Geschmack an den Werken der Kunst und lernen sie richtig beurtheilen. Gewiß es wird Sie nie gereuen, Kosten darauf verwendet zu haben!"

Sommerfeld war dazu den Augenblick bereit. Man legte eine Arbeitsstube an, schaffte zu Anfange die nöthigsten Werkzeuge, und vermehrte dieselben nach und nach so, wie es die zunehmenden Kräfte und Geschicklichkeiten der Schüler erforderte. Es währte nicht lange, so wuchs der Vorrath so an, daß Schneide- Tischler- und Drechslerbank, auch ein Werkbret mit dazu gehörigen Messern, Meisseln, Hobeln, Bohrern, Raspeln und Feilen im vollkommensten Stande da waren. Kein Meister hatte seine Werkstube besser eingerichtet.

Die erste Anweisung gab ihnen Edelmann selbst. Sein Beispiel reitzte Sommerfelden, daß er auch anfing, Versuche zu machen. Sie gelangen ihm nicht nur leicht und gut, sondern auch Karl zeigte ein vorzügliches Genie zu dergleichen Arbeiten. Nun vollends spahrte Sommerfeld keine Kosten, sie mochten sich belaufen, so hoch sie wollten! Der Schulmeister im Dorfe war ein Tischler, dieser mußte kommen und Karln die Vortheile und Kunstgriffe seines Handwerks zeigen. Endlich wurde ein Drechslermeister aus dem nächsten Städtchen

gehohlt, und zuletzt ein Goldschmidt, der sie nur einigermaßen Draht und Blech behandeln, auch mit Löthen umgehen lehren mußte. An Karln war kein Aufwand, keine Stunde verloren; wozu man ihn auch anführen mochte, dazu fand man Fleiß und Anwendbarkeit in ihm.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Wie es scheint, hätte Hannchen gern noch mehr.

Sommerfeld befand sich im zwölften Jahre zu Grünthal, und Edelmann war bereits fünf Jahre bei ihm, als Karl im vierzehenten Jahre ging. Der Leser weiß nun schon, daß Hannchens Sorge, die sie ihres Mannes wegen im ersten Abendgespräch zu Grünthal äußerte, ganz unnöthig war. Sommerfelden wurde die Zeit nicht lang, vielmehr verfloß sie ihm so schnell, daß er öfters ausrief: „Gott! wo sind die Jahre geblieben?“ Es war aber kein Wunder, daß er den Verlauf der Zeit nicht bemerkte; ein thätiger Mann lebt

schnell, und glaubt gemeiniglich in Jahren nur Tage zu verleben. — Nach und nach ward es ihm aber immer lieber, daß er Edelmannen zum Gehülfen bei seinen Kindern hatte.

Neben den Beschäfftigungen mit seinen Kindern setzte er nicht nur täglich sein eigenes Studieren fort, sondern ließ sich auch die Betreibung seiner kleinen Oekonomie äußerst angelegen sein. Er las fleissig ökonomische Schriften, dachte darüber nach, machte von seinen dadurch verbesserten Einsichten Anwendung in seiner Wirthschaft und hatte das Glück, daß ihm kein Versuch umschlug. Seine Gebäude, sein Garten, seine Aecker, alles befand sich im besten Zustande, ieder Vorübergehende sahe seine Lust daran, Bei dem allen blieb er Rath und Stütze der Gemeine.

Man hatte nun zu Grünthal die sechste Erndte gethan, seitdem die Gemeinheit war aufgehoben worden. Viel fehlte nicht, so ließ er sich in den ersten Jahren reuen, daß er den Bauern zu dieser Veränderung gerathen hatte. Ehe die Leute alle der neuen Einrichtung ihrer Wirthschaften gewohnt wur-

wurden, und ihre Vortheile dabei handgreiflich fanden, herrschte bei vielen große Unzufriedenheit. Sie machten ihm bei aller Gelegenheit Vorwürfe, und hätten, wenn nicht mehr dabei zu bedenken gewesen wäre, und der Amtmann mit dem Oberförster und Schulzen ihre Einwilligung geben wollten, beinahe die ganze Einrichtung wieder umgestoßen.

Sommerfelds geleisteter Vorschuß an verschiedene Glieder der Gemeine belief sich an zweitausend Thaler. Die besten Wirthe fingen schon von der ersten Erndte an, etwas abzutragen; bei der dritten meldete sich auch der langsame Bezahler; und von der sechsten brachte der saumseligste den letzten Rest seiner Schuld. Nun war alles abgetragen, die Leute befanden sich in den besten Umständen, und hatten Ställe voll Vieh und Böden voll Getraide.

Ihr Wohlstand zeigte sichtbaren Einfluß auf ihre Moralität. Sie lebten mit ihren Familien und unter einander, bei beßrer Ordnung und mehrerm Genusse, einig, zufrieden und froh; häkten für Belohnung keine der niedrigen, eigennützigen Handlungen be-

gangen, der sie sich sonst nicht schämten; rühmten ihren reichern Segen als Gottes große Wohlthat dankbar; und hatten eine Liebe, eine Ergebenheit und Ehrfurcht vor Sommerfelden, als wenn er ihr Grundherr wäre. Nun thaten sie nichts ohne seinen Rath, das alles trug dazu bei, daß die Residenz mit allen vorigen Verbindungen bald vergessen wurde.

Zwar vergessen waren sie bei Sommerfelden eigentlich nicht. Er hatte ein offenes, freundschaftliches Herz, lebte gern unter Menschen, schätzte der Redlichen Umgang und Freundschaft über alles, und hielt seinen Freunden in allen seinen Verbindungen unverbrüchliche Treue auch dann, wann sie diese Pflicht verletzten. Aber sich zu kalten Freunden hin zu drängen, und sich von dem Falschen und Neidischen mit einem freundlichen Gesicht und glatten Worten abfinden zu lassen, das konnte er nicht. Man reiste manchmahl in die Residenz und, seitdem Edelmann hier war, öfter als zuvor; aber der Superintendent wurde nicht gesucht, den jüngern Onkel, der als Hofrath bei dem Erbprinzen noch in

Dien-

Dienſten ſtand, traf man nur ſelten außer Geräuſche, und der Regierungsrath ſchien bei den andringlichſten Zunöthigungen doch mit ſeltenen Beſuchen ganz zufrieden zu ſein. Jährlich einmahl in der Reſidenz und zu Grünthal waren ſie bei einander und lebten einige Tage herrlich und in Freuden; das war die ganze Freundſchaft.

Einſtmahls kamen ſie von einem ſolchen Beſuch aus der Reſidenz zurück und glaubten, bei der Familie des Regierungsraths viel Zurückhaltung und Kälte gefunden zu haben. Der Onkel hatte ſeinen Bruder, den Amtmann beſucht, und war einige Tage zuvor erſt zurück gekommen. „Weiſt du wohl," redete Hannchen ihren Mann an, „warum der Onkel ſo kalt gegen uns iſt?"

Sommerfeld vermuthete die Urſache ſo gut als Hannchen, aber man ſpricht ia auf der Reiſe gern, und ſo nahm er den Schein an, als hätte er darüber noch nicht nachgedacht. „Nein!" antwortete Sommerfeld. „Weißt du davon eine Urſache anzugeben?"

„Ganz

„Ganz gewiß schreibt sie sich von meinem Vater her.“,

„Dein Vater wird doch nimmermehr Veranlassung dazu geben, daß die Freundschaft zwischen seinem Bruder und uns zerrissen werde!“

H. „Die Absicht wird er nicht haben, aber er könnte wohl etwas gethan haben, das wider seinen Willen Veranlassung dazu gibt.“

S. „Du denkst gewiß schon auf die Erbschaft?“

H. „Auf die Erbschaft brauche ich eben nicht zu hoffen, und meinetwegen möchte der Vater noch funfzig Jahr leben. Wenn er aber stirbt, so kann er doch nichts mitnehmen. Vierzig bis funfzig tausend Thaler ist keine Kleinigkeit; so hoch beläuft sich des Vaters Verlassenschaft gewiß! Meinst du nicht, daß die Brüder (den Pastor will ich ausnehmen) unzufrieden und neidisch auf uns sind.“

S. „Wissen sie doch noch nicht, ob sie Ursache dazu haben.“

H. „Warum denn nicht? Sie sehen ia wohl, daß der Vater unsern Karl außerordent-

ordentlich liebt. Er hat ſchon längſt ſein Teſtament machen wollen, vielleicht hat er das nun gethan. Der Onkel iſt erſt oben geweſen, wer weiß, was er unter der Hand erfahren hat!“

S. „Du glaubſt wohl gar, daß er uns ſeine Güther vermachen werde?“

H. „Uns nicht, aber unſern Kindern. Die Mama hat mir ia ſelbſt geſagt, daß er es Willens ſei. Wenn es nur ſeine Brüder nicht hintertreiben!“

S. „Liebes Hanchen! mache dir keine unnöthige Sorge auf keinen Fall. Sieh nicht auf Menſchen, ſondern auf Gott; Menſchen Gedanken und Anſchläge entſcheiden nichts. Was uns Gottes Güte zufließen laſſen will, können uns Menſchen nicht nehmen; nehmen ſie uns etwas, was wir mit Recht hoffen zu können glaubten, ſo war es gewiß Wille der Vorſehung, daß wir es nicht haben ſollten. Aus Mangel der Mittel und Wege darf Gott nie von ſeinem Willen abſtehen. Laß alles gehen, wie es geht; Wir und unſere Kinder haben ia genug.“

H.

H. „O ia, lieber Mann, ich bin von ganzem Herzen zufrieden, es mag kommen, wie es will. Aber man spricht ia wohl von künftigen, möglichen Dingen! Wir sind ietzt hier ganz allein, und haben auf der Reise einen Zeitvertreib daran; laß uns doch einmahl davon sprechen! Was wirst du thun, wenn du des Vaters Güther bekommen solltest?“

S. „Ganz kann ich dich heute aus dem Verdacht der Eitelkeit nicht lassen. Indes da du so sehr in mich dringest, so will ich dir meine Gedanken sagen. Und wenn dein Vater so gar mir selbst sein ganzes Vermögen vermacht, so bleibe ich doch ganz in meiner Ruhe und lebe zu Grünthal fort, wie ich es angefangen habe.“

H. „Das ist dein Ernst nicht! — Du würdest doch lieber auf einem Ritterguthe wohnen?“

S. „Warum denn das? Wohnt sichs denn hier nicht eben so gut? Es könnte mirs ia niemand verwehren, ein Ritterguth zu kaufen, wenn ich darin meine Glückseligkeit suchte. Also kannst du gewiß glauben, daß

ich

ich dir meine Gesinnung aufrichtig gesagt habe; ich bleibe zu Grünthal. Es kann aber sein, daß meine Zweifel auf meine Gesinnung Einfluß haben; ich glaube nicht, daß deines Vaters Güther ie auf uns kommen werden. Und noch mehr: ich verlange sie nicht."

H. „Das ist viel!"

S. „Es ist aber billig! Du bist nicht leibliches Kind! Er hat ia Brüder, die nach menschlichen Gesetzen ein unleugbares Recht auf seine Verlassenschaft haben. Wenn er dir auch nichts vermacht, so bist du doch nicht ausgeschlossen; der Antheil der Mutter kommt ia endlich auf dich. Wollte er durch ein Testament sein Vermögen uns zuwenden, so würde er dadurch eine ewige Feindschaft zwischen seinen Brüdern und uns stiften. Der Pastor denkt zu edel, den will ich ausnehmen (doch ist er ein Mensch;) aber der Regierungsrath und der Hofrath sehen uns gewiß nicht wieder an. Ich will ihnen aber ihr Glück nicht mißgönnen."

H. „Würde dich aber das nicht rühren, wenn wir ganz ausgeschlossen würden?"

S. „Nicht rühren — will ich eben nicht sagen; man ist Mensch. Da dein Vater selbst keine Kinder hat, die ihn beerben können; so würde ichs so gern sehen, wenn er mir in seinem letzten Willen Beweise seiner Liebe gäbe, als ich es ungern sehen würde, wenn er seine Brüder ausschließen wollte. Er kann sich alle dankbar machen. Will er aber das nicht und soll eins sein, so mag er lieber mich als seine Brüder ausschließen.“

Hannchen wollte sich nur ihre Unruhe gegen den Mann nicht merken lassen; sie war wirklich nicht auf alle Fälle so gefaßt, als sie scheinen wollte. Im Hause des Regierungsraths bekam sie einen Brief von ihrer Mutter durch den Lakaien des Onkels. Der Mensch that sehr furchtsam und ängstlich, als er ihr den Brief gab, und bath inständigst, daß sie ihn ia nicht verrathen möchte. Er hätte, wie er sagte, der Frau Amtmännin versprechen müssen, ihr den Brief heimlich zuzustellen, und seinem Herrn so wenig als Herr Sommerfelden etwas davon merken zu lassen.

Es war im Hausflure, wo ihr der Mensch den Brief gab, kurz zuvor, als sie abreisen wollten.

wollten. Das geheimnißvolle Stillschweigen machte ihr den Inhalt des Briefs schon verdächtig, und als vollends in dem Augenblick die Stubenthür aufging, floh sie so furchtsam von dem Kerl weg, als wenn sie, ich weiß nicht was, gethan hätte. Kaum daß sie den Brief mit ihrer zitternden Hand verbergen konnte. Die Pferde standen schon vor dem Wagen; aber, da half nichts, sie mußte den Brief erst lesen und suchte einen Winkel, wo sie wußte, daß sie ungestört lesen konnte.

Freilich war der Inhalt nicht angenehm. Die Mutter meldete, daß der Vater in der Zeit des Hierseins seines Bruders sein Testament geändert habe. Wie sie bei der Gelegenheit erfahren hätte, so wäre das erste Testament ganz zu Karls Vortheil abgefaßt gewesen, wie aber das zweite laute, davon könne sie nichts erfahren. Sie fürchte, daß der gute Karl ganz ausgeschlossen sein werde. — Welche Mutter hört solche Nachricht gleichgültig! Indes ward sie beruhiget, als sie des Mannes Denkungsart vernahm, und nun gab sie ihm den Brief selbst in die Hände, der ihnen bis nach Grünthal hin Stoff zur Unterhaltung darreichte.

Als sie schon im Dorfe waren, sagte Sommerfeld noch: „davon hat mir doch der Onkel kein Wort gesagt!“

Vier und zwanzigstes Kapitel.

So, wie hier, kommen sie nie wieder zusammen.

In Absicht des Onkels zu Grünthal brachte der Brief Sommerfelden in Verlegenheit. Sollte er ihm von dem Vorfalle im Hause des Amtmanns etwas sagen oder nicht? Die Behutsamkeit der Mutter schien Stillschweigen zu fordern; hatte sie keine Ungelegenheit davon zu fürchten, daß sie der Tochter diese Nachricht schrieb, so würde sie es öffentlich gethan haben. Gleichwohl konnte er das Stillschweigen in einer Sache, die er wußte, mit der Treue und Aufrichtigkeit nicht räumen, die er ihm als Freunde und Onkel schuldig zu sein glaubte. Er vertrauete ihm also das Geheimniß und freuete sich nicht wenig, da er des Onkels Denkart darüber der seinigen sehr gleich fand. Das war beider Entschluß,

daß

daß ihre Freundschaft fest und ungestört bleiben solle, des Amtmanns Testament möge lauten, wie es wolle.

Indes schien der Amtmann noch nicht Lust zu haben, so bald zu sterben. Seit sechs Jahren war er fast beständig krank gewesen, und hatte zu manchen Zeiten so heftige und gefährliche Anfälle gehabt, daß man schon keine Hoffnung seiner Genesung mehr übrig behielt. Aber ietzt hatte sich seine Natur erholt. Er befand sich so munter und wohl, daß er sich zu einer Reise nach Grünthal, die er seit sechs Jahren nicht hatte wagen wollen, ietzt stark genug fühlte. In einigen vorhergegangenen Briefen hatte er Sommerfelden schon Hoffnung dazu gemacht, und vierzehen Tage nach vorerwehnten Besuch des Regierungsraths in der Residenz kam ein Schreiben von ihm, worin er den Tag seiner Ankunft festsetzte.

Zu gleicher Zeit bekamen auch der Amtmann aus der Kammer und der Prediger von dem Superintendenten die Nachricht, daß die streitige Gränze zwischen der Fürstlichen- und Pfarrwiese durch eine dazu ernannte Kommission untersucht werden solle.

Die Kommission bestand aus dem Superintendenten und dem Regierungsrath Leh, der von ihnen bestimmte Tag aber folgte unmittelbar auf den, welchen der Amtmann Leh zu seiner Ankunft bestimmt hatte. Man schloß daraus, daß sich beide Brüder einverstanden haben müßten, und vereinigte sich diesseits, alles mögliche zu thun, was ihre Zusammenkunft angenehm und freudig machen könnte.

Mit der bestimmten Stunde trafen Sommerfelds Schwiegereltern beide ein. Der Amtmann hatte eine ausnehmende Freude, als er die Kinder sahe. Sie trugen ihn bald in die Stube vor Freuden, und er konnte sich nicht satt an ihnen sehen; so sehr hatten sie sich seit zwei Jahren zu ihrem Vortheile ausgebildet. Edelmannen fand der Amtmann so verändert, daß er ihn beinahe nicht wieder gekannt hätte. Sein erstes Wort, das er zu ihm sprach, war väterliche Dankbarkeit für die Erziehung seiner Enkel, und wer es nicht wußte, konnte unmöglich Gedanken an Stiefgroßvater haben, so liebreich, zärtlich und herzlich war sein Betragen.

Die

Die Freude dauerte aber nicht lange. Kaum eine Stunde — so fing der Amtmann an über Schmerzen im Leibe zu klagen. „Ich fühle es,“ sagte er, „Kinder bringet mich nur in ein Bett, ich fühle es, alle meine Schäden sind aufrührisch geworden.“ Bestürzung überfiel die Eltern wie die Kinder, ieder griff zu, alle wollten sie dem Vater helfen, und kaum war er im Bette, so fing er an so entsetzlich zu vomiren, daß ihnen allen angst und bange dabei ward. Man that, was man konnte, aber es half nichts; der Vater bekam seine Kolik, und mußte vierzehen Tage zu Bette liegen.

Eine Kolick! — vierzehn Tage? — Ja lieber Leser, vierzehn Tage! Du mußt aber wissen, daß des Amtmanns Kolick eine der bösesten war, und daß sich überdies mancherlei körperliche Umstände bei ihm fanden, die diese Krankheit sehr gefährlich für ihn machten. Seine Anfälle wurden auch wirklich so stark, daß man Gefahr besorgte; am dritten Tage wollte niemand glauben, daß er wieder lebendig auf sein Guth kommen würde. Endlich brachte man ihn durch Hülfe des Leibmedikus aus der Residenz

so weit, daß er nach vierzehn Tagen unter sehr kostbaren Anstalten einer vorsichtigen Behutsamkeit zurück reisen durfte.

Ohne Rührung konnte man den Abschied nicht mit ansehen. Die Mutter, die Amtmännin, hatte das Bett des kranken Mannes nicht verlassen; Hannchen war zärtlichst für ihren Vater besorgt; Sommerfeld schlug selbst die Einladungen der Kommission aus und wich aus seinem Hause nicht; der Pastor eilte zum Bette des kranken Bruders, so bald das Geschäfft der Kommission beendiget war; die Tante war schwesterlich um den Schwager bekümmert, aber ihrer aller Liebe hatte ihn so nicht gerührt, als die zärtlichste Besorgniß der Kinder.

So voll die Stube auch war, so drängten sich diese doch hindurch, daß sie immer die nächsten am Bette des Großvaters sein mußten. Karl war auf ieden Wink aufmerksam, und hatte öfters schon gelangt, was der Vater forderte, ehe er ausgesprochen hatte. Wilhelmine legte ihm die Betten gerade, trocknete ihm den Schweiß ab, strich ihm die Backen, und küßte seine Hand auf der einen, und Karoline auf der andern Seite.

te. Es wurde ihm schwer sich zuletzt von ihnen zu reissen. Er drückte sie in seinen Armen recht herzlich an seine Brust, küßte sie dreimahl unter Thränen zärtlich, wollte immer sprechen, und Gefühl erstickte die Sprache bis er zuletzt noch im Abfahren so viel Luft bekam, daß er zurück rufen konnte: „Lebt wohl, ihr Engel!“ —

Von der Residenz aus hatte der Regierungsrath die Sorge für die Reise des Bruders auf sich genommen, und ihn bis nach Hause zu begleiten versprochen. So bald also der Amtmann zum Dorfe hinaus war, blieb zu Grünthal keinem mehr etwas für ihn zu thun übrig.

Diese Krankheit des Schwiegervaters hatte das gehoffte Vergnügen ganz und gar gestört. Auch von Seiten der Kommission war es darauf angelegt gewesen, daß man sich nach den Stunden der Arbeit dem frohen Genusse gesellschaftlicher Freuden überlassen wollte, und der Amtmann nicht nur, sondern auch der Pastor und Oberförster hatten dazu alle Anstalten gemacht. Aber wie es sich in der Welt öfters zuträgt, was man als ein Mittel zur Vermehrung und

Erhöhung seiner Freuden wohlbedächtig wählt, zerstört und verdirbt sie. Nun war Sommerfeld nicht nur ganz davon ausgeschlossen gewesen, sondern auch das Vergnügen aller übrigen hatte dadurch viel gelitten. Der Superintendent hatte sich unter allen am aufgeräumtesten und lustigsten gezeigt.

Nichts von dem allen, was der Onkel davon erzählte, interissirte Sommerfelden so sehr, als die Unterredung, welche die Frau Superintendentin mit ihm ganz allein gehalten hatte. Die Gesellschaft war Mittags nach dem Essen im Amtsgarten, eine Promenade zu machen, und die Frau Superintendentin zieht den Onkel in ein Gespräch über ganz gleichgültige Dinge. So bald sie ihn abwärts von der Gesellschaft in einen einsamen Gang geführt hatte, lenkt sie mit einmahl im Gespräch um und wirft die Frage auf: „Was macht denn Herr Sommerfeld — der liebe Herr Sommerfeld?“

Kaum daß der Onkel nur die wenigen Worte: er befindet sich wohl, zur Antwort geben konnte, so sprach sie schon wieder hurtig und lebhaft fort:

„Er

„Es thut mir recht wehe, daß wir mit ihm so zerfallen sind! Wir haben von ie her mit seinem Vater Freundschaft gehalten, und müssen mit ihm noch in Uneinigkeit fallen; das hätte ich gar nicht für möglich gehalten! Es müssen böse Menschen daran schuld sein! A propos! kennen Sie seinen Bruder Jakob? Wissen Sie nicht, wo er sich ietzt aufhält? Hat Ihnen Sommerfeld nichts davon erzählt?“

„Nein! Sommerfeld hat vielleicht in vielen Jahren nicht an ihn gedacht.“

Super: „Denken Sie nur! Letzhin kam der Müller von der kleinen Mühle (Sie kennen sie ia wohl, sie liegt eine Stunde vor der Stadt) zu uns, und brachte einen Brief. Er wußte selbst nicht, von wem er war, es hätte ihn, wie er sagte, ein fremder Mensch gebracht, und nach einiger Zeit Antwort bei ihm abzuholen versprochen. Als wir ihn aufbrachen, war er von Jakoben. Ich erstaunte! Er will wieder kommen, wenn ihn die Frau wieder annehmen will, und verspricht, mehr Vermögen mitzubringen, als er mit weg genommen hat. Aber wer darf dem Frieden trauen? Fragen Sie doch

Herr Sommerfelden, ob er nichts von ihm weiß. Hätte ich das gewußt, daß ich nicht im Vertrauen mit ihm allein würde sprechen können, so wäre ich nicht einmahl mit heraus gefahren. Bitten sie ihn doch, daß er mir seinen Rath ertheile.“

„Ich habe nun meine Kommission ausgerichtet,“ sagte der Onkel, am Schlusse seiner Erzählung. Daran war gar nicht zu gedenken, daß Sommerfeld der Superintendentin einen Rath geben sollte. Er war froh, daß er aus aller Verbindung mit ihr war, und hütete sich wohl, das mindeste mit ihr zu schaffen zu haben. Man mochte ihr rathen, wie man wollte, am Ende hatte man gewiß Undank und Unruhe zum Lohne.

Aber Nachdenken verursachte der Vorfall Sommerfelden. Es war derselbe Müller, bei dem sich damahls die Berlinsche Sommerfeldin aufgehalten hatte. Der Gedanke hatte für ihn seit Jakobs Entweichung viel Wahrscheinlichkeit, daß er diese aufgesucht und wieder an sich gezogen habe; ietzt ward er ihm aber fast gewiß, da dieser Brief bewies, daß Jakob Bekanntschaft

mit

mit dem Müller hatte. Jakob, so schlecht er sich auch aufgeführt hatte, war gleichwohl sein Bruder; er wünschte sehr, Nachricht von ihm zu haben und zu erfahren, in was für Umständen er sich befinde. Also faßte er den Entschluß, zu dem Müller zu reisen, und mit ihm des Briefes wegen zu sprechen. Der Onkel leistete ihm Gesellschaft.

Ganz umsonst war die Reise nicht. Nach der Beschreibung, die der Müller von dem Menschen machte, war Jakob selbst Ueberbringer des Briefes gewesen. Er war schlecht und armselig in der Kleidung gegangen, hatte aber, wie Jakob, eine eingebogene Nase und einen runden braunen Fleck über dem rechten Auge gehabt. Die Erklärung, die sich Sommerfeld darüber machte, war die natürlichste. Entweder, dachte er, Jakob hat sich mit Bedacht, um nicht erkannt zu werden, in die schlechte Kleidung geworfen, oder er hat sich durch Liederlichkeit wieder in traurige Umstände gebracht. Das letzte wünschte er nicht, fand sich aber sehr gedrungen es zu fürchten.

Nun versuchte Sommerfeld, den Müller wegen der Berlinischen Sommerfel-

feldin zu befragen. Ihren Nahmen und ihre Vaterstadt wußte der Mann nicht, und Sömmerfeld sagte sie ihm auch nicht; aber ihrer Person konnte er sich recht gut erinnern. Nach seiner Aussage, und er sprach gewiß mit sichtbarer Achtung von ihr, hatte sie sich bei ihm noch kein Jahr aufgehalten. Gleich zu Anfange des zweiten halben Jahres war ein fremder, dem Müller unbekannter Prediger gekommen, der ihr angenehme Nachrichten überbracht, und sie nebst ihrem Kinde in seinem Wagen mit sich fortgenommen hatte. Wahrscheinlich war also die Muthmaßung falsch, daß Jakob sich wieder zu ihr gefunden hätte. Die überbrachten Nachrichten konnten eine Aussöhnung mit ihrem Vater, oder gar dessen Tod betroffen haben. War dies, so hatte sie dieser Umstand gewiß in so glückliche Umstände gebracht, daß sie den zweiten Versuchen eines Betrügers nimmermehr Gehör gegeben haben würde. „Gott weiß," seufzte Sommerfeld, „wo ich den Elenden noch einmahl in den beiammernswürdigsten Umständen sehen muß! Wenn er nur wollte!" — In dieser Stimmung kam er nach Hause zurück.

Es kann freilich auf der Welt nicht anders sein, Tage und Schicksale sind nicht immer gleich. Man sollte in den wohlgefälligen Tagen der Freuden schon darauf rechnen, daß unangenehme Stunden gewiß kommen würden, und ie länger sie ausbleiben, desto anhaltender werden sie gemeiniglich. Von dem Amtmann lief die Nachricht ein, daß er zwar wieder auf seinem Guthe angelanget sei, sich aber gleich nach der Ankunft wieder habe ins Bett legen müssen. An Sommerfelden hatte die Mama geschrieben, an den Onkel aber der Regierungsrath. Beiden schienen die Umstände sehr bedenklich zu sein, und letzterer meldete, daß er um Urlaub nach Hause geschrieben habe, um seinen Bruder iezt nicht verlassen zu dürfen. Hannchen und ihre Kinder machte diese Nachricht ganz betrübt.

Man konnte in diesen Umständen weiter nichts thun als warten und hoffen, aber ie länger man wartete, desto weniger Hoffnung blieb. Die Umstände des Patienten wurden gefährlicher, und die Briefe von Posttage zu Posttage trostloser. Endlich war die Krankheit nach dem Urtheile der Aerzte gar zur

Wasser-

Wassersucht geworden; man konnte die Schmerzen und Leiden des Patienten nicht kläglich genug beschreiben. So lauteten die Nachrichten ein halbes Jahr hindurch, und endlich hatte sich der Amtmann entschlossen, das Wasser abzapfen zu lassen.

Der Onkel und Sommerfeld hatten sich beide schon gefaßt; es war nichts anders zu erwarten als der Tod! Ein Umstand kam Ihnen nur bedenklich vor, und sie hatten schon Stunden und Tage lang darüber gesprochen. Sie hätten beide den Amtmann gern noch einmahl gesehen, und warteten nur auf einen Wink, daß sie kommen sollten; aber kein Wort. Der Hofrath war einige Mahl zu acht und vierzehn Tagen dort gewesen; sie wurden gar nicht verlangt. Sommerfelden schrieb die Mutter mehr als einmahl, daß es ihr ietzt zu großer Beruhigung gereichen würde, ihre Kinder bei sich zu haben; aber daß sie es nicht einmahl wagen dürfe, dem eigensinnigen Vater ein Wort davon zu sagen; weil er selbst ihrer mit keinem Worte erwehne und so unleidlich sei, daß kein Mensch mit ihm auskommen könne. Endlich schrieb der Onkel

kel an den Regierungsrath und fragte ihn um Rath, ob es nicht gut und nöthig sein würde, daß er hinauf komme und den Bruder noch einmahl besuche. Aber man widerrieth ihm das. Es könne zu nichts helfen, hieß es, da der Amtmann zu schwach sei, die geringste Gemüthsbewegung ohne Gefahr zu ertragen. „Uebrigens" sagte der Regierungsrath, „sei du unbesorgt, er hat sein Testament gemacht, und ich glaube, daß er seine Brüder gut bedacht haben wird."

Endlich kam die Nachricht, er war todt.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Das Testament wird geöffnet; kein Mensch hatte das gedacht.

Hannchen ward durch diese Nachricht sehr erschüttert, und ihre Kinder standen neben ihr und weinten, wie sie noch nie geweint hatten. Edelmann nahm die Kinder zu sich, und Sommerfeld sprach mit Hannchen. Er hatte von der letzten Unterredung her immer noch heimlich den

Ge-

Gedanken, ob nicht der befürchtete Verluſt einer reichen Erbſchaft an Hannchens Bekümmerniß den ſtärkſten Antheil haben könnte. Aber diesmahl dachte er ſich Hannchen ſchwächer als ſie war. So bald er ſich nur ein Wort davon merken ließ, bekam er eine Erklärung aus ihrem Munde, die ihn vom Gegentheil überzeugen mußte.

„Ich ſehe wohl," ſprach ſie, „ich habe mich durch jenes Geſpräch über des Vaters geändertes Teſtament bei dir in Verdacht gebracht; du glaubſt, daß mich der Verluſt ſeiner Güther ſchmerze. Aber, lieber Mann, warlich nichts weniger als das! Was könnte ich mir denn wünſchen, das ich bei dir nicht hätte, und wenn ich mehr bekäme, was könnte daraus für ein Glück für mich erwachſen? Glaube mir, was ich auf dem Wege im Wagen zu dir ſagte, das ſagte ich nur, deine Geſinnung zu erforſchen. Ich fürchtete, daß der Umſtand dir empfindlich ſein und unvermerkt auf deine Liebe gegen mich Einfluß haben möchte. Verzeih meiner Schwachheit! Sie verleitete mich, daß ich dich in Gedanken beleidigte; ſie lehrte mich aber auch den Werth deines Herzens kennen. Nun ſchätze

ich

ich dich desto höher, und bin ganz beruhiget. Hat mir auch der Vater keinen Pfennig vermacht, so bin ich ihm diese Thränen doch schuldig, und werde sein Andenken im Grabe ehren. Er hat mehr als mein rechter Vater an mir gethan, denn er hat mir eine gute Erziehung gegeben und unbeschreiblich viel Liebe durch sein ganzes Leben erwiesen. Wer weiß, wie er in seinen letzten schwächlichen Jahren gemißhandelt worden ist!"

In dieser Lage konnte es gar nicht anders sein, das Gespräch mußte oft auf den verstorbenen Amtmann fallen. Sommerfelds und Leh's Kinder sprachen täglich von ihm, und wenn die Väter bei einander saßen, so kamen sie doch gar bald auf das väterliche Testament zu sprechen, wenn sie schon die Unterredung von Amerika anfingen. Endlich wurden sie zur Publication des Testaments hinauf gefordert. Sie hatten beide nicht Lust zu erscheinen, sondern ließen sich eine Abschrift des Testaments ausbitten. Nun wuchs das Verlangen freilich in ieder Stunde, und wenn keiner fragte, so fragte die Tante: wie wird doch das Testament lauten?

Ja, ia, Herr Onkel," sagte dann Hannchen, „Sie mögen den Geldschrank nur immer aufräumen, ganz gewiß bekommen Sie etwas Anſehnliches!"

„Spaßen Sie nicht!" antwortete dann der Onkel.

„Spaß!" sagte Sommerfeld, „Spaß! Es ist ganzer Ernst! Wer sollte es denn kriegen? Sie sind ia leiblicher Bruder!"

Das war denn die letzte Erklärung des Onkels: „Wenn mein Bruder gedacht hat, wie ich es wünsche und ihm auch zutraue, so hat er keinen ganz ausgeschlossen, seine Brüder nicht, und auch Sie nicht. Alsdann darf auch ich etwas hoffen. Wenigstens habe ich ihm nie Gelegenheit zum Unwillen gegen mich gegeben; auch haben wir ununterbrochen in guter brüderlichen Liebe mit einander gelebt. Mehr als einmahl hat er mir gesagt, wenn er sahe, daß ich mich bei meiner anwachsenden Familie nach meinen Umständen einzuschränken suchte, daß ich nicht kargen, sondern mir etwas zu gute thun solle, er würde mich schon einmahl vorzüglich bedenken. Aber ich baue auf nichts, bis ichs

erst

erſt gewiß habe.“ — So ſprach man halb im Scherz und halb im Ernſte, bis die Zeit verſtrich. Das Teſtament kam, und ſie hatten beide nichts.

Vor Beſtürzung konnte keiner ein Wort ſprechen. Da ſaßen ſie mit bleichen Geſichtern, als wenn das Blut in den Adern ſtände, und ſahen einander ſtarr an. Endlich brach die Tante das Stillſchweigen: das iſt ſehr ſchlecht!“ — Das hätte ich nicht gedacht!“ ſagte Hannchen, und ihr Mann nebſt dem Onkel fielen ihr bei: „Nein ich auch nicht!“ „Ich auch nicht!“ — „Kriegen wir denn gar nichts?“ fragte Henriette, und Chriſtian ſaß am Ofen, dem fielen einige Thränen aus den Augen. Er wiſchte ſie weg, und ging hinaus.

In der erſten Hitze hatte man das Teſtament flüchtig überlaufen, ietzt ward es noch einmahl in die Hände genommen und Wort vor Wort geleſen. Es befand ſich aber alles richtig ſo, wie man das erſtemahl geleſen hatte: des Regierungsraths jüngſter Sohn, ein Kind von vier Jahren, war Univerſalerbe des ganzen beweglichen und unbeweglichen Vermögens. Die Mut-

ter konnte sich nicht beschweren, ihr Mann hatte sie so gesetzt, daß sie standesmäßig leben konnte. Auch waren einigen Verwandten verschiedene Legate ausgesetzt, welche der Universalerbe auszahlen mußte; aber die Sommerfeldsche Familie, auch der Onkel und der Hofrath Leh bekamen keinen Pfennig. So gar die Gerade war dem Erben verkauft worden, damit nichts auf die Brüder kommen sollte.

Ueber des Onkels Denkungsart und Fassung mußten sie sich alle wundern. Nachdem sie vorerst lange genug über den Vorfall gesprochen hatten, ließ er seine Kinder hinein rufen. „Nun, lieben Kinder," sagte er ganz gesetzt, „habt ihr es gehört, von euerm Onkel erbet ihr nichts. Da sehet ihr den Beweis dessen, was ich euch sehr oft gesagt habe; man darf auf nichts in der Welt Rechnung machen, sich auf keinen Menschen verlassen, auf nichts als auf Gott. Mehr brauchen wir aber auch zu unserm Glücke nicht. Sehet auf mich! Ich hatte nichts in Händen, was mein Eigenthum war, als ich diese Pfarre antrat, und Gott hat mir dabei doch geholfen. Es ist mir sauer

geworden, ich habe viel verleugnen, mir manches versagen müssen; aber eben dieser Umstand gibt dem Wenigen, das ich habe, für mich doppelten Werth; ich weiß, es ist Gottes erarbeiteter und erbetener Segen. Wer weiß, ob es uns nützlich wäre, wenn wir mehr hätten; vielleicht leben wir ohne reiche Erbschaft ruhiger und glücklicher, als wenn wir sie hätten. So viel werden wir immer haben, daß wir keinen Mangel leiden dürfen. Habt ihr nur immer Gott vor Augen und strebet darnach, rechtschaffene, gute und geschickte Menschen zu werden, so bin ich der reichste Vater, und ihr seid gewiß gesegnete Menschen. Jetzt entgehen uns Vortheile, auf welche man mit Recht hoffen zu dürfen glauben konnte; ein andermahl fallen sie uns wohl zu, wo wir keine Erwartung vor uns sehen."

Nach einigen Tagen kam ein Brief von dem Hofrath. Dieser war bei der Publication des Testaments gegenwärtig gewesen und kam in Feuer und Flammen zurück. Sein unwiderruflicher Vorsatz war, das Testament umzustoßen, und in seinen Gedanken war es schon umgestoßen, weil es wider

die Landesgesetze verfaßt wäre. Er forderte seinen Bruder, den Pastor zu Grünthal auf, der Klage beizutreten, und schickte ihm ein Blanket zur Vollmacht mit, das er unterschrieben zurück senden sollte.

„Was werden Sie thun?“ fragte ihn Sommerfeld, und bekam zur Antwort von ihm, daß er ihm seinen Entschluß morgen sagen wolle. Ehe aber der Morgen kam, war ein Brief von dem Regierungsrath da. Dieser beklagte sich in den empfindlichsten Ausdrücken über des Hofraths lieblosses, ungerechtes und unbrüderliches Betragen, hatte eben so viel gerechte Beschwerden in einer andern noch unentschiedenen Familien Sache wider den Hofrath, und verlangte gleichfalls von dem Pastor, mit ihm gemeinschaftlich wider den Hofrath zu klagen. Den Morgen darauf überreichte der Onkel Sommerfelden zwei Briefe und sagte: hier lesen Sie meinen Entschluß.

Die Briefe waren einer an den Regierungsrath, und der andere an den Hofrath. Beiden hatte der Onkel die dringendsten Gründe zur brüderlichen Einigkeit vorgehalten, und flehendlichst gebeten, daß

sie

sie sich doch nicht vor der Welt beschimpfen, einander kränkende Beleidigungen öffentlich sagen, und einen kostbaren Proceß anfangen sollten, dessen Ende keiner von ihnen erleben möchte. „Der verstorbene Bruder“ schrieb er zuletzt, „hat sein Urtheil empfangen, und ihr müsset mit euern Handlungen dereinst auch vor Gott treten. Sind Unrichtigkeiten vorgegangen, Gott weiß es; ich kann sie nicht heraus finden, und mag über die Hoffnung eines Gewinnes, den ich vielleicht nie kriege, das nicht verlieren, was ich gewiß habe. Gern will ich alles vergessen und meine brüderliche Liebe zwischen euch beiden theilen, lasset mir nur die Freude, Friedensstifter zu sein.

Sommerfeld fiel dem Onkel um den Hals und küßte ihn, als er ihm die Briefe zurück gab. „Sie übertreffen meine Erwartung, und übertreffen mich selbst; wohl Ihnen, daß Sie so denken können! Durch Ihre Gesinnung sind Sie reicher, als der Erbe dieser Güther. Ob ich gleich einsehe, daß Sie bei dieser Denkart für Ihre Ruhe sehr viel gewinnen; so zweifele ich doch, daß ich es Ihnen in der Lage gleich thun könnte. — Wohl Ihnen!“ —

Des Onkels Bescheidenheit veranlaßte hier einen Wortwechsel, der vielleicht lange gedauert hätte, wenn sie ungestört blieben. Er wollte von keinem Vorzuge etwas wissen, und gab die Lobsprüche an Sommerfelden zurück, der, nach seinem Urtheile, in gleicher Lage mit ihm wäre, durch das Testament von der Erbschaft mit seinen Kindern so gut als er ausgeschlossen worden sei, und gleichwohl kein Wort des Unwillens darüber von sich habe hören lassen. Sommerfeld aber fand seine Lage ganz anders, wollte nicht sich, sondern nur den Brüdern eigentliche Rechte an der Erbschaft zugestehen, und glaubte, bei der guten Versorgung der Mutter weder ganz ausgeschlossen zu sein, noch über Verletzung seiner Rechte klagen zu dürfen, wenn ihm schon dadurch die großväterliche Liebe im Tode verdächtiger würde, als sie im Leben war. Aber sie wurden durch Edelmannen unterbrochen, der nach einer kurzen Entfernung eben ietzt in Hannchens und der Tante Gesellschaft zurück kam.

Edelmann hatte einen andern Standpunkt, also mußte er freilich die Sache anders sehen und anders beurtheilen. Doch

konnte

konnte er darüber nicht sprechen, ohne in Eifer zu kommen. Sein Urtheil möchte vielleicht nicht allgemeinen Beifall finden, aber das muß man gestehen, daß es ein feines, moralisches Gefühl zu erkennen gibt, und eine gewissenhafte Sorgfalt bezeugt, sein ganzes Verhalten im Leben so einzurichten, daß er im Tode keinen Menschen zurück lasse, der sich durch ihn für gekränkt halten möchte.

„Ich habe viel von dem Amtmann gehalten," sagte er, „aber durch sein Testament hat er bei mir nicht wenig verloren. Am Schlusse des Lebens muß man am wenigsten Handlungen vornehmen, die Uneinigkeit und Streit auf der Welt stiften, Brüder gegen Brüder entrüsten, des Sterbenden Menschenliebe verdächtig machen, und nur einem einzigen Klagen wider ihn in den Mund legen können. Man hat keine Zeit, den Schaden wieder gut zu machen. Machte der Amtmann kein Testament, so hatten die Brüder nach den Landesgesetzen gleichen Antheil an seiner Verlassenschaft. Dann wurden drei Familien durch ihn glücklich, deren Kinder sämmtlich ihm ihre Wohlfart verdankten."

„Sie haben ia auch ein Testament gemacht!“ sagte Hannchen hier.

„Ja,“ antwortete Edelmann, „aber ich habe keinen dadurch verletzt und gekränkt. Hätte ich einen Bruder, oder sonst einen Verwandten; so möchte er nach aller Menschen Urtheile der unwürdigste sein, und mich aufs gröblichste beleidiget haben, ich würde ihm alles lassen, und mich freuen, daß ich im Tode noch Gelegenheit hätte, einen Beweis meines versöhnlichen Herzens ihm in der Welt zu hinterlassen. Er möchte auch liederlich sein und die ganze Welt möchte sagen, daß er in kurzer Zeit alles durchbringen werde; ich wollte meine Ermahnung zu dem Gelde legen, glauben, daß er sich bessern würde, und wenn er es nicht thäte, das seiner Verantwortung überlassen.“

Das Edelmannen seine Denkart Ehre mache, wollte und konnte niemand leugnen. Indes bekam das Gespräch durch seine Gedanken eine unerwartete Wendung, wodurch Edelmann ein Geheimniß erfuhr, das ihm bis iezt verborgen gewesen war. „Es wäre doch aber auch billig,“ sagte die Tante, „daß man dem Sterbenden gefällig zu han-

handeln ſuchte. Hätte mir mein Mann gefolgt, ſo würde er gewiß nicht zurück geſetzt worden ſein!“

Edelmann verſtand den Sinn dieſer Worte nicht eher, als bis man ihm die Erklärung darüber gab, daß ein Knabe von zehen Jahren vorhanden ſei, an deſſen Daſein der Amtmann vermuthlich väterlichen Antheil habe.

„Wo iſt dieſer Knabe?“ fragte Edelmann; und ſo bald man ihm ſagte, daß ihn der Regierungsrath zu ſich genommen habe und mit ſeinen Kindern erziehen laſſe, antwortete er: „Die Tante hat vollkommen Recht!“ —

Man ſah es dem Onkel an den Augen an, daß ihm dieſe Wendung eben nicht gefiel, und es konnte wohl ſein, daß er über dieſen Punkt etwas zu theologiſch mit dem Bruder geſprochen hatte. Seine Frage ſchien das zu verrathen, die er Edelmannen auf ſeinen der Tannte gegebenen Beifall zurück gab. „Wollten Sie wohl,“ ſagte er, „Ausſchweifungen recht heiſſen, oder gar daran Theil nehmen?“

„Theil-

„Theil nehmen und recht heiſſen! — — Beſter Freund, Sie ergreifen Worte, die ſelbſt für Ihre Meinung zu hart ſind. Mich dünkt, ich wollte nicht nur Juriſten, ſondern auch Theologen genug finden, die nach Lage und Umſtänden ſeinen Fehler ſehr gelinde beurtheilen würden. Man macht ſich auch eines Fehlers nicht theilhaftig, wenn man die unangenehmen, ſchädlichen Folgen deſſelben abzuwenden, oder zu mindern ſucht! Wer das ſagen wollte, machte Gott aller menſchlichen Fehler theilhaftig! Durch Vernachläſſigung der Erziehung dieſes Knabens wäre der Fehltritt in ſeinen Folgen erſt für die Welt gefährlich geworden, durch gute Erziehung aber kann dieſer Fehler ſo weit wieder gut gemacht werden, daß ſich die Geſellſchaft des Daſeins dieſes Menſchen freuet, und er ſelbſt in ſeinem Herzen dem Vater für den begangenen Fehltritt dankt. Ich durfte nicht Amtmännin ſein, ich hätte das Kind öffentlich zu mir in das Haus genommen und es als mein eigenes Kind erzogen.“

„Siehſt du Hannchen?“ ſagte Sommerfeld, „unſer Freund denkt gerade wie ich.

ich. Hätte die Mutter das gethan, so wären die Herren Brüder vielleicht alle ledig ausgegangen!“

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Bald hätte Edelmannen seinen Endschluß gereuet.

Man fing zu Grünthal schon an, das Testament zu vergessen, als sich zu des Onkels größter Bekümmerniß eine Wirkung davon in seiner Familie offenbarte, die einen traurigen Ausgang nahm. Die ältesten von seinen Kindern, die über die Vorfälle im menschlichen Leben und deren Folgen schon etwas nachdenken konnten, ertrugen den Verlust der Erbschaft nicht mit der Fassung, die er wünschte, und nach seinen ihnen gegebenen Lehren erwarten zu können glaubte. Er wiederholte seine Vorstellungen und ließ es an seinem Fleisse nicht fehlen, diese tiefen Eindrücke aus ihren Gemüthern auszuwischen; aber den Kindern traten die Thränen in die Augen, so bald er nur davon zu sprechen anfing. Es war nicht anders als hätten

sie

sie mit einmahl alles Leben, ihre ganze Munterkeit verloren. Franz schlug sich endlich die Gedanken aus dem Sinne, aber Christian ward von Tage zu Tage stiller, und tiefsinniger. Nach einigen Wochen brach das Uebel ganz aus.

Christel kam des Morgens, wie gewöhnlich, zu Edelmannen herüber, und dieser wollte mit seinen Schülern den täglichen Unterricht vornehmen, als er an Christianen mehr als gewöhnliche Stille wahrnahm. Er sahe starr mit den Augen, sprach kein Wort, antwortete nichts als: ach nein, oder ia; und gab bisweilen auch wohl irrige und verkehrte Antworten. Edelmann nahm ihn bei der Hand und führte ihn auf seine Stube. Er sprach mit ihm sehr liebreich, er gab sich alle mögliche Mühe, von ihm ein offenherziges Geständniß zu bekommen, was ihm begegnet sei, was er denke und wie er sich fühle; aber der Jüngling konnte sich über nichts erklären. Er wußte nichts anzugeben, was ihm fehle, und alles, was er sagte, waren die unverständlichen Worte: ich habe vier — Weiter sprach er nichts.

Edel-

Edelmannen rührte die traurige Lage seines Schülers außerordentlich. Er sprach so gleich mit dem Vater, der den Morgen diese Veränderung an seinem Sohne noch nicht bemerkt hatte; der Vater erschrack, und den Augenblick wurden Anstalten getroffen, dem Sohne alle mögliche Hülfe zu verschäffen. Man rief einen Arzt zu Hülfe und beobachtete dessen Vorschriften pünktlich.

Wie froh wurde des Onkels Herz und Haus, als Christian den folgenden Morgen ganz verändert wieder aufstand! Er sahe anders aus, sprach wieder ordentlich, und fühlte sich ganz wohl. Er war sich seines gestrigen Zustandes bewußt, und konnte sich so gar über die Worte erklären, die er gestern gesprochen hatte; ich habe vier. — — Ich habe vier Tage Kopfschmerzen gehabt, hatte er sagen wollen, aber es war ihm bei allen wiederholten Versuchen nicht möglich gewesen, sich deutlicher zu erklären und den Gedanken ganz heraus zu sagen. Vater und Mutter waren sehr erfreuet, und hofften nun gewiß, ihren Sohn gerettet zu haben. Aber den dritten Tag kam das Uebel in seiner vorigen Stärke wieder. Christel-

legte

legte sich. Seine Umstände blieben bei allen gebrauchten Mitteln dieselben. Man sah, daß er viel litte, sah ihn mit Mitleiden; aber er konnte sich nicht erklären, und andere konnten ihm nicht helfen. Nach vierzehen Tagen war er todt.

Was die Eltern dabei empfanden, läßt sich alles denken. Der Vater litte doppelt, weil er sich den größten Zwang anthun mußte, der untröstlichen Mutter wegen seine Empfindung zu unterdrücken. Uebermannte ihn seine Traurigkeit, so ging er in einen Winkel, wo niemand seine Thränen sahe. Kam er dann zurück, so entfuhren dem eilfertigen Munde doch wohl die Worte: hätte mein Bruder das vorhergesehen! und der Mutter stürzten die Thränen von neuem aus den Augen.

Aber Edelmann ward durch den Vorfall außerordentlich gerührt. Mit Christels Tode kehrte das Andenken seines Hamburgschen Eleven wieder zurück, er sahe seine Entwürfe abermahls gestört, sah einen Theil seiner Hoffnung niedergerissen, und fand nun beinahe so viel Unannehmlichkeit in seiner ietzigen Lage, als ehedem in dem

Hause

Hause des Hamburgschen Kaufmanns. „Einen vorzüglichen Gelehrten," sagte er zu Sommerfelden, „konnte ich aus meinem Christian schwerlich machen, aber desto gewisser einen vorzüglich guten Mann. Hätte ich das können vorhersehen, ich wäre nicht zu Ihnen nach Grünthal gekommen."

Nach einiger Zeit verlor Edelmann noch zwei von seinen Schülern. Als man einstmahls am wenigsten daran dachte, ließ der Oberförster auf eine Suppe bitten. Man traf eine große Gesellschaft an, weil außer den gewöhnlichen Familien der Kaufmann Zimmer mit Frau und Söhnen, und der Kastellan, des schon erwehnten Fürstlichen Bergschlosses mit seiner ganzen Familie gegenwärtig waren. Auch die getroffenen Anstalten verriethen eine feierliche Absicht. Wirth und Wirthin hatten sich in ihren besten Staat geworfen, Gottlob stand ganz neu gekleidet da, und die Bewirthung war in aller Absicht splendide.

Zuletzt bei der Torte erklärte sich Eichenbusch über die Veranstaltung dieses Tages also: „Es ist mir eine große Freude, daß ich durch Gottes Hülfe meinen Sohn so weit ge-

bracht habe, daß er nun in keine Schule mehr gehen darf. Er ist heute dreizehen Jahr, und soll morgen seine Lehrjahre antreten. Gottlob! komm her und bedanke dich bei Herr Edelmannen, daß er so gütig gewesen ist, dich zu unterrichten."

Gottlob hatte seinen Hut schon bei der Hand, und ohne daß Edelmann Zeit hatte, ein Wort dagegen zu sagen, stand Gottlob mitten in der Stube, und hielt eine Danksagungsrede, die des Herrn Oberförsters Geschmack und Mundart deutlich verrieth. Da half keine Widerrede! man mußte sich gefallen lassen, eine ziemlich lange Reihe zusammen gehäufter, sinnloser Komplimente anzuhören, die ziemlich in das Lächerliche fielen. Mein Herr Vater, der hiesige Hochfürstliche Herr Oberförster kam wohl zehenmahl darin vor, und hätte die Rede nicht bald ein Ende gehabt, Sommerfeld hätte noch laut lachen müssen. Am Ende ging Gottlob zu Edelmannen und küßte ihm die Hand.

Edelmann fühlte, daß Thränen auf seine Hand fielen, und ward dadurch so gerührt, daß er Gottloben in seine beiden

Arme

Arme schloß und recht herzlich küßte. „Lieber Gottlob," sagte er, „ich danke dir für dein gutes Herz! Denke fleissig an mich — Aber," hier wandte sich Edelmann zum Vater, „warum eilen Sie mit dem Kinde so? Nun könnte ich ihm erst recht nützlich werden!"

„Man weiß ia nicht," antwortete der Vater, „wie lange man lebt. Es ist doch besser, wenn er bei mir lernt, als wenn er bei einem andern seine Jahre ausstehen müßte. Ein paar Jahr eher thut viel. Kann ich ihn mir noch bei Lebzeiten substituiren lassen, so weiß ich gewiß, daß er den Dienst behält. Ich will ihn schon üben, daß er nicht alles wieder vergessen soll; und in der deutschen Sprache kann er sich ia selbst vollkommener machen, wenn er nur meinen Aufsatz fleissig lies't. Mein Bruder ist todt, nun mag er ihn ganz und gar hinnehmen."

Der Onkel und Sommerfeld durften vom Teller nicht wegsehen, wenn sie den Wirth nicht beleidigen wollten, Edelmann aber sah ihn mit einer Miene voll Mitleiden an, und sagte weiter nichts. Nun hatte Edelmann nur noch drei Schüler.

Ueber Gustaven hatte Edelmann nicht unrecht geurtheilt, es zeigte sich immer mehr und mehr, daß der Kaufmannsgeist in ihm war. Seit dem Tode des Onkels sprach er von nichts als Spekulationen, und hatte bald diesen, bald jenen Einfall, wie er es anfangen wolle, ein großes Vermögen zu erwerben, damit er seinem Geschwister einmahl recht viel vermachen könnte. Seit dem Gottlob weg war, schien es, als wenn sein Fleiß ermüden wollte. Weil er nun noch über ein halbes Jahr älter war als jener, auch im Schreiben und Rechnen nicht nur, sondern auch in den einem Kaufmanne nöthigen Wissenschaften und Sprachen einen guten Grund gelegt hatte; so rieth Edelmann dem Vater selbst an, daß er ihn in eine Handlung bringen möchte.

Der Vater hatte noch gar nicht darauf gedacht, eine Gelegenheit für Gustaven ausfindig zu machen. „Ja, wohin gleich?“ fragte er.

„Sind Sie es zufrieden, daß ich ihn unterbringe?“ fragte Edelmann.

„Seht

„Sehr gern!“ antwortete der Vater, „daran habe ich nicht einmahl gedacht, daß Sie Konnexion in Hamburg haben.“

Nun schrieb Edelmann nach Hamburg, und der Kaufmann, in dessen Hause er gewesen war, nahm Gustaven mit Vergnügen an. Von fünf Schülern blieben also Edelmannen nicht mehr als zwei übrig, Karl und Franz; iener war nun sechzehen, und dieser funfzehen Jahr alt.

Diese Verminderung vermuthete Edelmann nicht, als er sich anfangs den Plan seines künftigen Lebens zu Grünthal entwarf; indes trug er sie als eine Sache, die nicht zu ändern war. Christianen hätte er gern dem Tode entrissen, wenn es in seiner Gewalt stand; aber die beiden letztern wollte er nicht einmahl zurück halten, da sie ihre Bestimmung von ihm rief. Indes fand er Beruhigung und Freude daran, daß Karl und Franz seine ganze Hoffnung erfüllten; es gelang ihm beides nach Wunsche, ihren Verstand aufzuklären und ihr Herz zu veredlen.

Die Natur hatte sich gleich wohlthätig an ihnen bewiesen, und gleich große Anlagen in

sie gelegt; die dazu kommende gemeinschaftliche Erziehung aber schien glücklich ihren Plan auszuführen, und zwei so harmonische Charaktere in ihnen zu bilden, daß es nicht anders war, als wenn beider Körper eine gemeinschaftliche Sele bewohnte. Eine gleich unersättliche Wißbegierde spornte sie zu einem Fleisse an, der sich durch keine Zeit ermüden, und keine Schwierigkeit unüberwunden ließ; beide drangen gern tief in die Wissenschaften mit scharfen Blicken und einem forschenden Geiste, dem nur reine Wahrheit Nahrung geben konnte; ein gleich feines Gefühl für das Schöne, Große und Edle machte den Werth ihres Herzens aus; und ein Wunsch belebte sie nur, der eine weit innigere Vereinigung zwischen ihnen stiftete, als die schon durch Freundschaft und Umgang von Jugend auf bestand, das war der Wunsch, für Glück und Wohlfahrt der Menschheit alle Kräfte, — das Leben selbst aufzuopfern.

Anfangs war es Plan der Eltern, ietzt aber war es beider überlegter Entschluß, daß sich Karl dem weltlichen, Franz aber dem geistlichen Stande widmete; weil sie

dann

dann für Menſchen Wohl und Freuden deſto mehr leiſten zu können hofften, wenn ihnen dereinſt die Vorſicht Plätze im Vaterlande anweiſen würde, wo ſie einander nahe wären und in beiden Ständen mit gleichem Eifer zu einem Zweck arbeiten könnten. Vom dreizehenten Jahre an hatten ſie ſchon den Vertrag mit einander gemacht, daß einer den andern ſcharf beobachten und ieden entdeckten Fehler dem irrenden liebreich vorhalten ſollte. Beide wollten ſie ſich wachſam bemühen, keine niedrige, unedle Neigung zu nähren, keine liebloſe Geſinnung zu dulden, und am wenigſten ſich eine menſchenfeindliche, ungerechte oder nur harte Handlung zu erlauben. Im ſiebzehenten Jahre ſetzten ſie bei reiferer Ueberlegung noch dieſe Verpflichtung hinzu, daß ein ieder für des andern Glück und Ruhe ſo eifrig als für die ſeinige ſorgen, und daß derienige, der zuerſt ſein Glück machen würde, dahin arbeiten ſolle, daß auch der andere befördert werde. „Wir leben und ſterben mit einander!“ ſagten ſie beide, und küßten ſich feurig.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Viel Tadel und fromme Wünsche!

Bei solchem Ernst und Fleiß durchliefen diese Jünglinge ihre Bahn so schnell, daß sie in einem Jahre Fortschritte machten, die in die Augen fielen. Ihrer Geschicklichkeit wegen hätten sie alle Tage mögen auf die Universität gehen. In den Sprachen waren sie beide so weit, daß sie ferner keines Anführers bedurften und, was sie leisten wollten, durch eigenen Fleiß und Uebung thun konnten; in den Wissenschaften aber bringen gewiß unter Hunderten nicht zwei so viel Vorkenntnisse mit auf die Akademie, als sie bereits eingesammelt hatten. Nur ihre Jahre hielten sie noch von diesem wichtigen Schritt zurück; Karl stand erst am Schlusse, und Franz am Anfange des siebzehenten Jahres. Aus dem Grunde hatte Edelmann auch bis ietzt noch an keine Vorbereitung auf die Akademie gedacht, die er doch für sehr nöthig hielt.

Wenn es nun einmahl auf Universitäten gegangen sein muß, so war eine Vorbereitung,

tung, wie sie Edelmann haben wollte, ohne alle Widerrede sehr nothwendig. „Des Studierens wegen," sagte er, „möchten sie morgen hingegen, ich weiß daß ein Grund in ihnen liegt, auf dem was erbauet werden kan; man sage ihnen kein Wort und überlasse ihnen die Einrichtung ihrer Studien ohne alle Furcht. Aber bedenken Sie die wahre Beschaffenheit des akademischen Lebens und die große Veränderung, wenn ein Jüngling aus dem väterlichen Hause in diese zügellose Ungebundenheit kommt. Es ist schlechterdings eine zu große Versuchung für die Kräfte, Erfahrung und Klugheit, die man in den Jahren haben kann, wenn man die Universität bezieht; die meisten werden hingerissen, daß sie ihr Verderben da holen, wo sie ihr Glück gründen sollten, und wenige kommen ohne Schaden zurück. Man sollte keinen Jüngling der Gefahr preis geben! Nein!—

Es sind auch meine Kinder; ich habe mich dazu freiwillig verpflichtet, daß ich als Vater an ihnen handeln will. Soll und muß ich sie aus meinen Händen lassen, so will ich wenigstens noch ein Jahr nehmen, nachdem ich sie auf die Geschäffte vorbereitet habe, sie auch

auf die Lebensart vorzubereiten. Ich will sie mit den Gefahren der Verführung bekannt machen; will sie die Unmoralitäten, Thorheiten und Untugenden kennen lehren, die man ihnen dort unter dem schönen Nahmen akademischer Freiheit anpreisen wird; will ihnen List und Ränke sagen, die der Eigennutz anwendet, sie zu betrügen, und das Laster, sie in ihr Netz zu locken; will ihnen die Gefahr vor Augen mahlen, der sie sich bloß geben, wenn sie nur einen Fuß auf diese schlüpfrigen Wege setzen, und die schrecklichen Folgen, die nicht ausbleiben, wenn sie darauf fortgehen — ehe ich sie aus meinen Händen lasse, und — wollte sie lieber nicht aus meinen Händen lassen.

Den Nutzen einer solchen Vorbereitung leugneten beide Väter so wenig, so wenig sie Edelmanns Eifer für ihrer Kinder Wohl gleichgültig ansehen konnten. Aber über den Nutzen der Universitäten selbst dachten sie verschieden, und hatten seit einigen Jahren schon öfters lange Unterredungen gehalten. Sommerfeld war mit dem akademischen Leben äußerst unzufrieden, und fand die Einrichtung der Universitäten im Ganzen sehr zweckwidrig und für junge Leute höchst gefährlich.

Der

Der Onkel vertheidigte sie. Er könnte nicht leugnen, daß ein iunger Mensch großen Gefahren daselbst ausgesetzt sei, und daß es einem Vater große Bekümmerniſſe machen müſſe, seinen Sohn in diese Ungebundenheit hinzugeben. Auch war das seine Meinung nicht, die ganze Einrichtung der hohen Schulen von allen Mängeln frei zu sprechen, als wenn das gerade der beste Weg wäre, auf welchem iunge Leute am kürzesten zu ihrem Zweck geführt werden könnten. Er urtheilte nur seinem ganzen Charakter gemäß, der ihn obrigkeitliche Einrichtungen und öffentliche Anstalten nur mit schüchterner nachgebender Gelindigkeit ansehen ließ, und ihn geneigter machte, den Grund ihrer Mängel mehr in der Anwendung der Menschen, als in ihrer Einrichtung selbst zu suchen. Zuletzt sagte er: „Es geht doch einmahl nicht anders an, die Kinder müſſen auf die Universität gehen.“

Edelmann urtheilte in dieſer Sache strenger als in irgend einer andern. Sonst trat er gewöhnlich zwiſchen den Onkel und Sommerfelden, und nahm von beider entgegengesetzten Meinungen den Mittelweg; hier

gab

gab er aber nicht nach, und wollte auch dem Onkel das nicht zugestehen, daß man bei der ietzigen Lage der Sachen gezwungen sei, auf Universitäten zu studieren. „Ich sehe nicht ein, was uns dazu zwingt?“ sagte er. Freilich haben wir obrigkeitliche Verordnungen; diese Verordnungen sind aber gegeben, weil wir nun einmahl Universitäten haben, und keine andere öffentliche Einrichtung da ist, die deren Stelle vertreten kann. Diese Verordnungen verbieten den Landeskindern, auswärtige Universitäten zu besuchen, und schreiben ihnen gewisse Jahre zum Studieren vor, wenn sie Beförderung haben wollen. Wer sieht die Absicht dieser Verordnungen nicht ein? Man will das leichtsinnige eilen zum Nachtheil der Wissenschaften verhindern, aber nicht die Beförderung am Besuche einer Universität binden.“

„Bis ietzt“ sprach der Onkel, „hat es doch durchgängig die Erfahrung bewiesen, daß keiner befördert wird, er muß auf Universitäten gewesen sein. Man muß ia sogar Zeugnisse von daher bringen!“

Edelmann: „Freilich, ia! weil die Einrichtung einmahl so ist. Sehen Sie sich aber

aber nur recht im Staate um! wie viel Unstudierte bekleiden ietzt Bedienungen, die ehedem Studierte haben mußten. Der Kandidat wird ia examinirt, ehe man ihm ein Amt gibt, und verworfen, wenn er nichts gelernt hat, ob er gleich sechs Jahre auf Universitäten gelebt hätte. Wird man den geschickten verwerfen, darum weil er seine Wissenschaft auf keiner Universität erlangt hat? Dem Staate ist es darum zu thun, daß seine Geschäffte wohl verwaltet werden. Welcher Landesherr wird nicht seine Kinder dahin stellen, wo sie Nutzen stiften können? Auf die Gefahr wollte ichs mit meinen Kindern wagen! — Sehen Sie nur die muntern, blühenden Jünglinge, — wenn sie verführt würden!" —

Der Onkel nahm wieder das Wort und sagte: „Wir haben sie ia bisher auf guten Wegen geführt, sie bringen gute Grundsätze mit, sie wissen, was gut und böse ist; — ich mache mir die Hoffnung, daß sie sich nun nicht hinreissen lassen werden."

E. „Liebster Onkel, Sie verwechseln Hoffnung und Wunsch! Welcher Vater wird das nicht wünschen, daß sein Sohn auf gutem Wege bleibe? Sie wissen, was gut und

böse

böse ist! — ia sie wissen es, aber gesehen haben sie bisher nur das Gute. Nun kommen sie in eine Lage, wo sie das Böse sehen werden, wo ihnen das Laster in tausend veränderten Gestalten mit allen seinen gefährlichen Reitzen vor die Augen treten wird. Ach wie viel kommt da auf den Augenblick, auf Umstände, auf Gemüthslage an, deren man sich nicht allezeit bewußt ist! Bester Onkel, wir bauen zu viel auf Erziehung, sie leistet das nicht, — leistet es wenigstens in den Jahren nicht. Ja wenn man nicht als werdender Jüngling auf die Universität ginge! Das Herz ist noch weich und offen, Sinnlichkeit scharf, Neigung heftig, Ueberlegung flüchtig und leicht — es kann in den Jahren nicht sein, der beste Mensch wird verführt, wenn er der Verführung preis gegeben wird!"

O. „Wir können doch das auch hier nicht ändern, daß sie nicht auch bei uns Böses sehen und in mancherlei Gelegenheit kommen sollten, dadurch sie verführt werden können. Je älter sie werden, desto weniger können wir sie immer vor Augen haben."

E. „Nimmermehr werden sie bei uns in solche Versuchungen kommen als auf der Uni-

ver-

verſität. Wiſſen Sie nicht, was wir öfters, als wir ſelbſt noch Studenten waren, mit einander ſprachen? Man ſieht da eine Auswahl von Menſchen vor und um ſich, welche die beſten Beſtandtheile des ganzen Geſchlechts in ſich haben ſollten, — die alle in ihrer erwählten Beſtimmung die ſtärkſten Antriebe und Verpflichtungen finden, die Beſten zu ſein. Aus ihnen ſollen die künftigen Beſchützer, Richter und Lehrer der Menſchheit genommen werden, und — man läßt ſie Unſchuld kränken und unterdrücken, — Geſetze frevelhaft unter die Füſſe treten und — ſo unmoraliſch leben, als der unwiſſendſte und niedrigſte Menſch nur leben kann. Man darf nur wenige ausnehmen, von dem übrigen großen Haufen ſind die Beſten nur in Studentengeſellſchaften zu dulden. In andern Geſellſchaften kommen ſie die Jahre hindurch nicht; wenn ſie in das Vaterland zurück kommen, müſſen ſie erſt civiliſirt werden. Und das ſind noch Menſchen, mit denen man zufrieden ſein muß, und gern zufrieden iſt, wenn ſie nur in den Wiſſenſchaften etwas gethan haben. Viele kommen an Leibe und Sele verdorben zurück, durch Wollüſte entkräftet und durch Verſchwen-

dung

dung des glücklichen häuslichen Lebens unfähig.“

O. „Man kann freilich nicht alles leugnen, was Sie da sagen, aber vieles übertreiben Sie auch in ihrem Eifer. Sie sagen, man läßt sie so leben. Die Professores wollen doch das nicht haben, daß ihre Studenten unmoralisch leben sollen, und können nicht dafür, daß sie es thun! Man straft ja genung und sucht immer zu bessern.“

E. „Das sei fern von mir, daß ich die Lehrer geradezu anklagen sollte. Aber sie sämmtlich von aller Schuld lossprechen, wie Sie thun, das mag ich auch nicht auf mich nehmen. Es gibt würdige, große Männer unter ihnen, wer wird das leugnen wollen? Aber welch Kollegium darf es für Beleidigung aufnehmen, wenn man sagt, daß sich, wie in allen Gesellschaften und Zünften, auch schwache Brüder unter ihnen finden, denen es an Kräften und Willen fehlt, für Menschenbildung etwas zu thun. Denken Sie doch zurück, was auf Universitäten geschiht. Der Lehrer kennt seine Schüler nicht einmahl. Zur bestimmten Stunde setzt sich der Student, wenn er sich anders einstellt, im Auditorio hin;

hin; der Professor kommt, mancher um halb, mancher um dreiviertel erst aufs Katheder; mit dem Schlage macht er sein Buch zu und geht wieder herunter. Seine Bezahlung läßt er sich voraus geben, schenkt auch wohl, wenn er gütig und mitleidig ist, dem Armen das Honorarium; weiter aber bekümmert er sich um den Studenten nicht. Der Reiche kann allenfalls die Ehre haben, am Tische eines Professors zu speisen und dann und wann in dessen Gesellschaft gezogen zu werden, das ist aber auch alles. Für den Unterricht wird von manchem schon zu wenig, für die eigentliche Bildung gar nichts gethan."

„Ich sage es noch einmahl, daß ich keinen würdigen Mann beleidigen will. Es wäre ohne Prüfung schon unglaublich, wenn man sagen wollte, daß unter einer so ansehnlichen Zahl aufgeklärter Männer keiner wäre, dem das Wohl der Menschheit nahe am Herzen läge, und der sich gern für die Beförderung desselben ganz hergäbe. Aber was kann er thun? In der Lage, wie sie ietzt ist, entzieht sich der Student seiner nähern Bekanntschaft, und rechnet es sich zum Schimpf an, sich einschränken und regieren zu lassen. Ohne hö-

here Unterstützung kann nichts geschehen, die ganze Verfassung müßte umgeschmolzen werden. Man straft, das ist wahr, aber womit? Mit Karzer, mit Gelde, mit Relegation."

„Relegation? — das ist gerade so viel, als wenn man einen Missethäter aus dem Vaterlande über die Gränze bringt. Damit ist der menschlichen Gesellschaft immer noch wenig gedient!

Geld? — Der Sohn hat gesündigt und der Vater wird gestraft. Warum muß denn auch hier die Gerechtigkeit erkauft werden? Wie mancher Vater mag schon mit seinem sauern Schweisse haben beitragen müssen, den Professor in der Zeit seines Rektorats bereichern zu helfen! Wird denn dadurch der Student besser, wenn der Rektor Magnifikus reicher wird?

Karzer — wenn es der Student nicht war, hier wird er erst liederlich; und schränkt man ihn so ein, daß er das nicht werden kann, so wird er doch aus seiner Bestimmung heraus gerissen. Er lebt für des Vaters Geld, und doch nicht für den Zweck, für den er leben soll. Die Beßrung heißt nichts, wenn man durch Strafen die

Ueber-

Uebertretung der Gesetze verhindert, — man muß den Menschen solche Gesinnung zu geben suchen, die auch ohne Strafe keine Uebertretung zuläßt. Wer nicht alles thut, das Laster zu verhindern, der hat wenig Ehre davon, daß er die Uebertretung bestraft."

O. „Ich kann Ihre den Akademien gemachten Vorwürfe nicht ganz widerlegen, aber strenge ist Ihre Moral allemahl. Freilich könnte und sollte man darauf denken, die hohen Schulen zweckmäßiger einzurichten, und allerdings könnte hier viel geschehen. So lange aber das nicht geschieht, haben wir doch keinen andern Weg vor uns."

E. „Warum hätten wir denn keinen andern Weg? Wir sind ia drei Männer, die das ihrige gethan haben; sollten wir denn nicht unsere Söhne so gut anführen können, als es auf Universitäten geschieht? Das wäre ia Schande für uns!"

O. „Das ist eben mein Zweifel nicht, am wenigsten in Absicht Ihrer. Wenn wir aber das alles auch leisten können, so dürfen wir es nicht; unsere Kinder kriegen keine Beförderung, wenn sie nicht auf Universitäten ge-

wesen sind. Mit Karln ginge es noch an, unstudierte Kammerräthe haben wir lange schon gehabt; aber mein Franz will ein Prediger werden!“

E. Nun habe ich schon gewonnen, nun Sie mir zugeben, daß wir es thun können; die übrigen Zweifel lassen sich heben. Bis ietzt ist es freilich nicht anders gewesen, man soll und muß auf Universitäten gehen, wenn man ein Gelehrter heissen, und Beförderung haben will. Auch läßt sich schwerlich hoffen, daß bei unsrer ietzigen Regierung eine Aenderung zu bewirken sein möchte, weil unser Fürst noch keine solcher alten Einrichtungen umgestoßen hat. Aber sehen Sie die Jahre des Herrn an; nach menschlichem Urtheile kann sich sein Leben nicht mehr auf Jahre belaufen. Der Erbprinz denkt ganz gewiß anders; lassen Sie uns unsere Kinder in unsern Händen behalten! Ihr Glück wird uns einst größere Freude sein, wenn wir es allein selbst gegründet haben, und ich bin gut dafür daß wir unsern Zweck nicht verfehlen wollen.“

Sommerfeld hatte bisher kein Wort dazu gesagt; er war schon geneigt, Edelmannen beizupflichten, und wartete nur dar-

darauf, daß er den Onkel für seinen Vorschlag gewinnen sollte. Jetzt war es auf dem Punkt; nun trat er auch hinzu. „Man könnte ia wohl," sagte er, „Gelegenheit finden, an den Erbprinzen zu kommen und dessen Meinung darüber zu erforschen. Gibt er uns das Versprechen, daß es unsern Kindern nicht zum Nachtheile gereichen solle, daß sie auf keiner Universität gewesen sind, wenn sie nur gute, brauchbare Menschen werden; so wird der Onkel so wenig als ich etwas weiter dagegen einzuwenden haben."

Der Onkel gab den Augenblick seinen Beifall, Edelmann aber antwortete: „Auch das haben wir nicht nöthig. Die Beantwortung der Anfrage könnte in der ietzigen Lage dem Herrn mehr Bedenklichkeit machen, als die That selbst auf der Stelle, wenn sich die iungen Leute zur Prüfung hinstellen und geschickt befunden werden. Ich will Ihnen noch einen Vorschlag machen. Unsere Kinder sind noch iung; Sie sehen selbst, daß sie auf dem Wege, den wir sie führen, eher ihren Lauf vollenden werden als andere. Lassen Sie uns von ietzt an vier Jahre nehmen und akademische Studia mit ihnen trei-

ben; so sollen sie gewiß das rigorösesteExamen nicht scheuen dürfen. Will man sie dann als Gelehrte gelten lassen und zum Examen annehmen, gut! Wo nicht, so will ich mich aus Liebe zu ihnen entschließen, mit ihnen auf die Universität zu gehen. Wir nehmen dann ein paar Jahre zum Reisen; besuchen die deutschen, niederländischen und englänbischen Universitäten; sind nirgends eigentliche Studenten, und heissen doch Studenten; und wenn wir zurück kommen, sind die jungen Leute doch kaum in den Jahren, in welchen andere die Universität verlassen.“ Für den Onkel setzte Edelmann noch hinzu; „für die Kosten lasse n Sie mich sorgen!“

Nun waren sie gleich eins, und Sommerfeld sowohl als der Onkel dankte Edelmannen für seine eifrige Liebe.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Nur etwas vom Unterrichte.

Niemand war über diesen Entschluß vergnügter als Hannchen und die Tante. Beide

Beide hatten schon im Stillen manche Thräne darüber vergossen, daß sie ihre Söhne von sich lassen sollten, und den Augenblick der Trennung unter den ängstlichsten Vorstellungen immer näher rücken sehen. Nicht lange nachher, als Edelmann durch seine Vorstellungen die Entschließung beider Väter bewirkt hatte, breitete sich von einer benachbarten Universität die traurige Nachricht aus, daß ein gewisser Liefländischer Edelmann im Duell erstochen sei. Man wollte die Nachricht anfangs in Zweifel ziehen, aber die Wahrheit bestätigte sich bald. Dieser Vorfall gab Edelmanns Vorstellungen ein neues Gewicht, und nimmermehr würden die Mütter nun in die Entlassung ihrer Söhne gewilliget haben, oder man hätte sie ihnen müssen mit Gewalt entreissen.

Vor allen Dingen mußte nun ein Plan entworfen werden, nach welchem die iungen Leute angeführt, und die Arbeiten vertheilt werden sollten. Die Väter setzten sich also mit Edelmannen hin, darüber einander ihre Gedanken zu eröffnen, und wurden folgendermaßen einig. Im ersten Jahre sollten lediglich philosophische Wissenschaf-

ten getrieben werden, wozu man auch Naturlehre und Mathematik rechnete. Das zweite und dritte Jahr bestimmte man für die eigentlichen Theologischen und Juristischen Wissenschaften; das vierte Jahr aber sollte der Völkerkunde, den Staats, ökonomischen und kameralischen Wissenschaften auch praktischen Ausarbeitungen gewidmet sein.

Für drei Männer war das allerdings viel Arbeit, die gewiß ihre Schwierigkeiten fand. Hat man sich gleich in einer Wissenschaft umgesehen, daß man kein Fremdling darin ist, so ist man darum nicht gleich geschickt, einen Lehrer derselben abzugeben. Indes verließ man sich auf seinen und der Schüler Fleiß, und nahm seine Zuflucht zu den Schriften der besten Männer, die diese Wissenschaften in Kompendien und Sistemen abgehandelt hatten. Sie hatten schon ieder in seinem Fache ausgesuchte Bücher, und Sommerfeld ließ die neuesten Schriften dazu kommen, damit es Ihnen so wenig als den Schülern an Hülfsmitteln fehlen solite. Jetzt war Ihnen Edelmann freilich unentbehrlich, ohne welchen sie auch dies Unternehmen nicht

wogen

wagen konnten und nie gewagt haben würden.

Den Unterricht in den theoretiſchen, philoſophiſchen auch iuriſtiſchen Wiſſenſchaften übernahm Edelmann ganz allein, Sommerfeld dagegen unterrichtete in der Phiſik und in den mathematiſchen Wiſſenſchaften. In der Theologie wäre man gern einen ganz eigenen Weg gegangen, aber man mußte doch Rückſicht auf das Examen nehmen. Alſo theilten ſich Sommerfeld und der Onkel in dieſer Arbeit ſo, daß der Onkel eigentliche Theologie nach dem Siſtem, auch Hiſtorie der Theologie und Kirchen und Ketzergeſchichte lehrte, Sommerfeld aber die Bibel mit ihnen las, und ſie vorzüglich aus den eigenen Reden Jeſu in der Moral und Volksreligion unterrichtete. In den übrigen Wiſſenſchaften handelten ſie mehr gemeinſchaftlich.

Man erwartete das nicht, daß Karl und Franz ſo unzertrennlich feſt in allen Stücken an einander halten würden. Allein ſo wie ſie philoſophiſche und mathematiſche Wiſſenſchaften gemeinſchaftlich trieben,

so wollten sie sich auch nicht in den theologischen und iuristischen Wissenschaften von einander trennen. „Theologische Kenntnisse," sagte Karl, „könnnen wohl keinen Juristen, und noch weniger den Kameralisten, verderben;" „und Bekanntschaft mit den Rechten," sagte Franz, „den Theologen eben so wenig." Sie hielten beide fest an ihrem Vorsatz und ieder behielt seinen Zweck unverrückt vor Augen; aber Karl genoß den theologischen Unterricht sehr gut mit, als Franz den eigentlichen iuristischen.

Nach akademischer Art alles zu behandeln wäre sehr unnöthig und unsicher gewesen. „Wir müssen uns das zum Hauptgesetz machen," sagte Edelmann, „daß wir von unsern Kindern nicht verlangen, und sie auch nicht daran gewöhnen, daß sie uns aufs Wort glauben. Gehen wir über einen Punkt leicht weg, so erschweren wir uns und ihnen die Arbeit; lassen wir sie aber keinen Schritt eher weiter gehen, als bis sie das vorhabende selbst erkennen und mit Ueberzeugung einsehen, so haben wir beide Erleichterung und werden den Nutzen im Fortgange finden. Sie ler-

lernen dabei ſelbſt denken, werden wißbegieriger, und bekommen immer mehr Trieb zum Selbſtforſchen und Leſen.“ Das war der Hauptgrund ihrer ganzen Methode.

Einige Wiſſenſchaften, zum Beiſpiele die mathematiſchen, erfordern freilich Stunden auf der Stube und, wo es nöthig war, da wurden ſie auch pünktlich gehalten. Außerdem aber blieb man bei der ſchon gewohnten Art, alle Vorfälle zum Unterrichte zu benutzen, Spatziergänge zu Lehrſtunden zu machen, und den ganzen Umgang mit ihnen lehrreich einzurichten. Ehe irgend ein Abſchnitt vorgenommen wurde, mußten ihn die Schüler erſt durchleſen und darüber nachdenken; der Lehrer befragte ſie dann, und verbeſſerte, berichtigte und erweiterte ihre Einſicht darüber; am Ende bekamen ſie die Anweiſung, wo ſie mehr darüber zu leſen finden konnten. Die übrige Zeit außer den eigentlichen Unterweiſungsſtunden wurde in der Arbeitsſtube zugebracht, oder andern Vergnügungen gewidmet, die Abende aber waren der gemeinſchaftlichen Lektüre gewidmet, die mit den vorhabenden Wiſſenſchaften in Verbindung ſtand. Lehrer und Lernende

hatten

hatten ihre Freude am gewünschten Fortgange.

Gleich im ersten Jahre warf Sommerfeld die Frage auf, als er mit dem Onkel und Edelmannen allein auf seiner Stube war: „Wissen Sie, was unsern Söhnen hier zu Grünthal fehlt?“

„O ja,“ antwortete Edelmann, „Gesellschafft und Bekanntschaft mit der Welt; Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde, ich habe schon seit einigen Tagen davon anfangen wollen.“

„Auch mit der bösen Welt Bekanntschaft?“ fragte hier der Onkel, und sahe Edelmannen dabei an.

„Freilich,“ sagte Edelmann, „auch mit der bösen Welt! Sein Sie nicht zu sehr Prediger, lieber Onkel.“

O. „Sie irren sich, Freund, und treffen meine Gedanken nicht. Das ist meine Meinung von je her gewesen, daß man die Welt von der guten und bösen Seite kennen müsse. Geprüfte Tugend hat erst einen Werth, und das kann sie ohne Versuchung nicht werden. Für die Tugend desjenigen, der vom Laster nichts

nichts weiß, es nie sah, und sich nie in Umständen befand, darin er sich verirren konnte, mag ich mich nicht verbürgen. Aber Sie wollten ja die Kinder nicht auf die Universität gehen lassen, damit sie in die böse Welt nicht kommen sollten.“

E. „Ich sehe wohl, wir haben uns beide nicht verstanden. Die Welt müssen sie sehen und kennen, wie sie ist; aber wenn sie vor unsern Augen und unter unserm Beistande die böse Seite kennen lernen, das ist etwas ganz anders, als wenn sie der Anführung eines rohen Haufens ohne Hülfe überlassen sind. Weltkenntniß müssen wir ihnen verschaffen, und diese können sie nur unter Menschen erlangen.“

„Ja, ja!“ sagte Sommerfeld, „es wird über meine Pferde hergehen.“

E. „Weiter braucht es nichts; wenn Sie das zufrieden sind, so ist die ganze Schwierigkeit gehoben. Sie haben ihren Söhnen bisher erlaubt, dann und wann eine Stunde spatzieren zu reuten, und wenn sie auf der Universität waren, mußten Sie sich gefallen lassen, daß sie wöchentlich ein paar mahl Pferde für ihr Geld mietheten. Erlauben

Sie

Sie es nun, daß sie kleine Reisen in die benachbarten Ortschaften machen. Der Onkel gibt sein Reutpferd auch her, ich aber will eins kaufen und Gesellschaft mit ihnen machen. Jetzt liegt Schnee. Dann und wann können wir im Schlitten fahren, damit sie auch hiermit umgehen lernen. Wenn wir nirgends wissen wohin, so reisen wir nach der Residenz, besuchen unsere alten Freunde, und machen uns neue Bekanntschaften. Ich führe sie aufs Billard, in die Assemblee, auf den Tanzboden, unter gute und böse Menschen, in liederliche Häuser, — und bin gut dafür, daß sie nie ohne Nutzen zurück kommen sollen.“

Der Vorschlag fand seinen verdienten Beifall so, daß von dem Tage an Anstalt zur Ausführung desselben gemacht wurde. Sommerfeld ließ einen Fürstlichen Reutknecht kommen, der sie mit Pferden umgehen lehren mußte; auch fand er eine Gelegenheit, den Kindern sämmtlich im Tanzen Unterricht geben zu lassen. Das war den Töchtern so viel Vergnügen als den Söhnen, und that schon sehr viel, ihnen einen guten Anstand und eine Art von freimüthiger Dreustigkeit zu geben, die ieder Gesellschaft gefällt. Nächst

diesem

diesem wurden nun auch öftere kleine Reisen vorgenommen, wobei Edelmann allezeit, öfters auch Sommerfeld war

---

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Für den Jüngling, wenn er in die Welt trit.

Edelmann hatte seit einem Jahre schon in der Art des Umganges mit diesen jungen Leuten viel geändert; ietzt fing er an, sie als Freunde zu behandeln, deren wahrem Besten er sich, für ihr vollkommenstes Vertrauen, ganz aufzuopfern verpflichtete. Den Tag vor ihrer Reise hielt er ihnen folgende Rede.

„Oft schon, meine Hoffnungsvollen Jünglinge, haben wir mit einander von dem Werthe der Tugend gesprochen, und Sie haben ihren Vätern und mir die Freude gemacht, daß Sie uns allemahl ein Herz bei ihnen finden ließen, das gegen die vortrefflichen Reitze derselben nie unempfindlich war. Ihr Eifer, unsere wohlgemeinten Lehren zu befolgen, hat fast immer unsere Erwartung übertroffen."

„Es

„Es kann kaum anders sein, Sie müssen sich gewundert haben, wenn Sie dagegen von Menschen sprechen hörten, die sich von dem Wege dieser beseligenden Tugend so weit entfernen, daß sie in Ausschweifungen und Unordnungen leben können, die ihre Wohlfahrt zerstören, und sie in den Augen iedes vernünftigen Mannes mit Schande belegen. Wie wäre es möglich, denken Sie vielleicht iezt noch, daß in einem menschlichen Herzen, das ein natürliches Gefühl für die Güte der Tugend hat, das ihre Freuden seinen Wünschen so angemessen, seiner Lage auf der Welt, seinen Umständen so unentbehrlich finden muß, das sich in ihrer Freundschaft so selig fühlt und eine Würde dadurch erhält, die den Menschen auf die erste Stufe der irdischen Vollkommenheit setzt, wie ist es möglich, daß in einem solchen Herzen Feindschaft, Verachtung oder auch nur Gleichgültigkeit gegen die Tugend Raum finden könnte! Man betrügt sich vielleicht in seinem gut gemeinten Eifer, verschreiet die Welt ohne Noth, und mahlt uns die Menschen böser als sie sind."

„O, lieben Jünglinge! wäre die Gefahr nicht zu groß; — müßte ich nicht fürchten, daß ihre Gefahrlosigkeit wähnende Herzen in eine unzeitige Ruhe hinsinken möchten; — wüßte ich nicht, daß ihre verdachtlose Zutraulichkeit dem Verführer seine Absicht erleichtern könnte: ich wollte Sie

gern

gern bei einer Meinung laſſen, die im Grunde von einer Denkart zeugt, welche ihrem Herzen Ehre macht. Aber Sie müſſen es wiſſen, daß es auf der Erde wohl einzelne Häuſer, — wohl kleine Geſellſchaften gibt, von denen der Werth der Tugend erkannt und geſchätzt wird; aber daß es keine Erde gibt, die keine Verächter trägt, und kein Menſchengeſchlecht, worunter kein Ausſchuß iſt. Sie dürfen nicht weit von ihrem väterlichen Hauſe gehen, dürfen nur aus dem kleinen Zirkel von Menſchen, unter denen Sie bisher gelebt haben, in die Welt treten; ſo werden Sie leider allenthalben Beweiſe davon finden."

„Ich bin Schuld daran, daß Sie ietzt noch bei uns ſind; ich wollte Sie nicht den Gefahren der Verführung in den Jahren preis geben, wo man ſo leicht hingeriſſen werden kann, und gerade in ſolche Verbindungen bringen, in welchen es ſo außerordentlich ſchwer iſt, ſeine Unſchuld zu bewahren."

„Das iſt meine Meinung nicht, daß Sie die Welt nicht weiter ſehen ſollen als auf der Stelle, wo ſie geboren wurden, und noch weniger denke ich, einen Weg ausfindig zu machen, auf welchem Sie in die Welt geführt werden könnten, ohne das Laſter zu ſehen, und Gefahren der Verführung zu finden. Sollten Sie die Welt nicht

kennen lernen, woher wollten Sie Lebensweisheit nehmen? Sahen Sie das Laster nicht, — sähen Sie es nie in seinen verführerischen Reitzen; so hätten Sie zwar keine Versuchung, Fehltritte zu begehen, aber wodurch sollte ihre Tugend Werth und Festigkeit bekommen? Ihre Tugend wäre dann nichts mehr als die Mäßigkeit des Gefangenen, der nur Wasser und Brot genießt. Nein! ich will Sie nur nicht hülflos und verlassen der Welt preis geben; Sie sollen Nutzen aus ihrer Bekanntschaft ziehen, ohne den Schaden zu leiden, den so viele Jünglinge aus ihr zurück bringen. Man sieht das Laster am Menschen; man sieht es in seinen verführerischen Reitzen; man sieht es wohl zum ersten Mahle in einer schwachen Stunde: wer sich läßt dünken er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle! Wie nöthig ist es nicht, daß man einen Freund zur Seiten habe, wenn man das Laster zum ersten Mahle sieht!"

„Es sind Menschen, wie sie, die Ihnen das Laster unter die Augen bringen werden; auf diesen Umstand heften Sie zuerst Ihre Aufmerksamkeit. Meinen Sie nicht, daß das Laster im ersten Anblick einem verdachtfreien Herzen sehr leicht gefährlich werden könne?"

„Sie

„Sie müssen sich die Lage eines Menschen so vorstellen, wie die Ihrige ist, da er noch keinen bösen Menschen nahe vor den Augen gehabt hat, und das Laster nicht weiter als aus den empfangenen Warnungen seiner Erzieher kennt. Bis hierher haben Sie ihr Leben in einer gewissen Entfernung von der Welt, hier in der Einsamkeit auf dem Lande zugebracht. Das sei fern, daß ich Grünthals Inwohner um den Ruhm bringen sollte, den sie sich wirklich verdient haben, daß sie, im Ganzen genommen, gute, brave Leute sind, die viel auf Ordnung halten, und keinen Ausschweifenden unter sich gesetzlos leben lassen. Wir haben vielleicht im Lande keine Gemeine, die man ihnen an die Seite setzen kann. Aber das will ich darum nicht behaupten, daß kein Böser unter ihnen wäre, und nicht hier und da Ausbrüche des Lasters zu finden wären.“

„Das ist indessen gewiß, Sie sahen diese Ausbrüche nicht. Ihre rechtschaffenen Väter machten sich die Erziehung ihrer Kinder zur wichtigsten Pflicht, und bemüheten sich, sie so einzurichten, daß sie Freude und Wohlgefallen an ihnen haben könnten. Weil sie nun wußten, daß für Kinder nichts gefährlicher ist, als wenn sie die erste Bekanntschaft mit dem Bösen durch Handlungen der Menschen erlangen, und das Laster ausüben se-

hen, ehe sie eines Unterrichts von der Verderblichkeit und Schändlichkeit desselben fähig sind; so machten sie sich das zum ersten Gesetze in der Erziehung, ihre Kinder vor dem frühen Anblick des Bösen zu verwahren. Sie lebten also nicht einmahl zu Grünthal, sondern in dem Hause Ihrer Eltern."

„Hier wissen Sie nun am besten, wie es zugegangen ist. Ihre Eltern suchten vor allem gute, redliche Leute in ihre Dienste zu bekommen, und gaben ihnen gemessene Anweisung, wie sie sich in Ihrer Gegenwart betragen wußten. Sie selbst führten eine stille, geräuschlose Lebensart, hatten wenig Gesellschaft mit einigen guten Freunden, und wußten alle Unvollkommenheiten, die sich auch hier zeigten, so zu verstecken, daß sie Ihrer Bemerkung entgingen, oder Ihnen doch unschädlich wurden. So lebten Sie also unter Menschen, durch welche Ihnen die Menschheit nicht anders als achtungswerth und liebenswürdig werden konnte. Was werden Sie nun beim ersten Anblick eines Lasterhaften denken und empfinden?"

„Erinnern Sie sich nur des Urtheils, das ich Ihnen vorhin so wahrscheinlich in den Mund legte: es wird Ihnen schwer, sich den Menschen böse zu denken. Bis ietzt sahen Sie nur gute Menschen, die mit den Begriffen, die Sie von dem

Zweck

Zweck und von der Würde des Menschen hatten, keinen auffallenden Kontrast machten; Sie sahen an Ihnen nichts, was Sie nicht nachthun konnten, und ärnteten Beifall und Lob, wenn Sie es thaten. Ihr Herz ist gegen die Menschheit verdachtlos. Ein Teufel könnte vor Ihnen stehen, nur nicht in Menschengestalt, Sie würden bei seiner List und Behutsamkeit mehr Verdacht haben, als wenn ein Mensch, wie Sie sind, das Laster vor Ihren Augen ohne Scheu begeht. Wie leicht könnte da Ihr Herz im ersten Anblick hingerissen werden, und mehr Antheil an der Handlung nehmen, als Sie glauben. Wer einen Jüngling bis zu den Jahren des Verstandes vor dem Anblick des Bösen bewahrt, setzt ihn grosser Gefahr aus, wenn er ihn bei dem Eintritt in die Welt mit einmahl verläßt."

„Es ist ganz etwas anders, ein Laster ausüben sehen, und seine Lehrer von demselben reden hören. Wenn ich zu Ihnen davon sprach, so war ich freilich darauf bedacht, Ihnen die wahre Gestalt desselben so vor die Augen zu stellen, daß Sie mit Unwillen und Abscheu dagegen erfüllt werden mußten; wenn Sie aber den Lasterhaften handeln sehen, dann sehen Sie nur sein Wohlgefallen, seine Empfindung, seine Vortheile, Sie sehen das Laster in seinen verführerischen Reizen, in de-

nen es allerdings dem menschlichen Herzen gefährlich werden kann."

„Man kann nicht leugnen, daß Sinne und Triebe des Menschen ihre Nahrung, ihre Vortheile im Laster finden. Könnte man die traurigen Folgen, die nachfolgenden bittern Stunden von dem Laster trennen, es sollten sich unter den sinnlichen Menschen genug finden, die der edlern Freuden der Tugend im Genusse ihrer Lüste so vergessen könnten, daß sie sie ihres Bestrebens nicht werth, und sich ohne sie selig genug hielten. Hat erst die Macht der Leidenschaft den Verstand unteriocht, und das unreine Herz das Gefühl des Edlen verloren; dann schämt sich der Lasterhafte keiner Niederträchtigkeit mehr, und lernt Bosheiten mit mehr behaglicher Selbstgefälligkeit verrichten, als der Redliche seine gute That. Würde das nicht unerwartete Eindrücke auf Sie machen?"

„Besinnen Sie sich, ob Sie nicht bei aller Wachsamkeit Ihrer Väter dennoch schon Handlungen gesehen haben, die nicht zu den tugendhaften gehören. Wenigstens glaube ich nicht, daß auf dem Lande mehr Unschuld wohne, als in den Städten. Sahen Sie aber ein Laster, so sahen Sie es am Bauer, der im Alter die Kultur nicht haben kann, die Sie in der Jugend schon erreichten, und Menschen von feinern Sinnen

seine Laster so wenig verführerisch darstellen kann, als er in seiner Tugend glänzend ist. Aber in den Städten geht das Laster in seidenen Kleidern einher, es erscheint auch in ehrwürdigen Gestalten, und wird durch Fleiß und Kunst so verfeinert, daß es nur ein kaum bemerkbarer Scheideweg von der feinen Lebensart trennt. Sie finden es in Gesellschaften, wo Sie es nicht suchen; hören es mit Nahmen nennen, die Ihren Ohren keinen Verdacht erwecken; und sehen es mit einer Freimüthigkeit vollführen, die Ihnen bis iezt ein unverdächtiges Kennzeichen der Unschuld des Redlichen war. Wie leicht kann ein gutes Herz Anstoß nehmen, wenn er sieht, daß es dem Gottlosen so wohl geht!"

„Sie glauben doch nicht, allen diesen Versuchungen schon entwachsen zu sein, und eine Stärke in der Tugendliebe zu haben, die alle diese Gefahren besiegen müsse? Ach Jünglinge, mit dem Gedanken wagen Sie sich ia nicht in die Welt! Ich muß es Ihnen gestehen, Sie sind mein Ruhm und meine Freude, und ich liebe Sie darum so herzlich, als wären Sie meine eigenen Söhne; Sie haben meine Hoffnung übertroffen, haben meine Lehren mit dem rühmlichsten Eifer aufgenommen, sind unter meinen Augen täglich weiser und besser geworden, und haben mir das reichlich wieder gegeben, was ich in dem edlen Ham-

burgschen Jüngling verloren habe? — aber ich bitte Sie dringend, trauen Sie sich nicht zu viel zu. Der beste Mensch hat seine Schwächen! Es gibt Stunden im menschlichen Leben, da fehlt der Weise leicht! Gerade in solcher Stunde könnte Ihnen der erste verführerische Anblick des Lasters kommen, und Sie wären warlich verloren."

„Nehmen Sie gleich den Fall, von dem ich spreche, wenn Sie sich die Ursachen von dieser abwechselnden Schwäche des menschlichen Herzens erklären wollen. Wenn man sich stark zu sein glaubt, so hat man großes Zutrauen zu sich sebst, und schläft ein, wo man wachen sollte. Kann dann der Stärkste nicht plötzlich überfallen und gestürzt werden?"

„Es gibt aber mehr dergleichen Umstände, die den Menschen schwach machen. Man ist sich manchmahl durch Zerstreuung der stärksten Gründe nicht bewußt, welche die Tugend wider die Versuchung vornehmlich halten muß, — man ist durch besondere Schicksale so zur Unzufriedenheit gestimmt, daß man das Bewußtsein der Redlichkeit zu schwach für seine Beruhigung fühlt — und ein andermahl sind Sinne und Begierden durch körperliche Ursachen so reitzbar, daß ein Hauch das Feuer anblasen kann, das schon im Blute glimmt.

glimmt. Was meinen Sie, wären Sie nicht in Gefahr, wenn Ihnen der Verführer in solcher Stunde zum ersten Mahle sich näherte, und das Laster mit allen seinen Reitzen ganz unerwartet vor Ihren Augen stände?"

„Aber verzagen Sie nicht! meine Vorstellungen sollen Sie nicht kleinmüthig machen, sondern stärken. Ich will Sie selbst in die Welt führen, vorbereitet auf die Anblicke, die wir da finden werden, wollen wir dem Laster unter die Augen treten, und brauchen Sie Stärkung so stehe ich bei Ihnen. Alle nachfolgende Anfälle sind weniger gefährlich, wenn die ersten überwunden sind, und werden Ihnen zuletzt keine Versuchung mehr, sondern Stärkungsmittel Ihrer Tugend sein."

„Nun will ich Ihnen den Gedanken, den ich Ihnen vorhin nahm, wieder zurückgeben: halten Sie jeden Menschen für gut, so lange Sie nicht das Gegentheil durch sein Verhalten erwiesen sehen. Von dem ganzen Geschlechte darf man nicht anders denken, und von einzelnen Menschen kann man es selten ohne Ungerechtigkeit. Der gute, und der böse Mensch kommen einem sehr oft im falschen Lichte vor die Augen. Eben deswegen kann man sich aber leicht betrügen. Sie müssen also keinem Ihr Vertrauen, auch nur so viel Vertrauen schenken, daß sie ihm etwas nachthun,

ohne sich vorher Zeit und Mühe zu nehmen, ihn nach seinen Grundsätzen und Gesinnungen kennen zu lernen. Oft werden Sie den wohlthätigsten und liebenswürdigsten Charakter im Schatten finden, und oft im glänzendsten Lichte die häßlichste Sele. Nur selten ist der Mensch, was er scheint."

„Fassen Sie ia diesen Gedanken recht fest, und behalten Sie ihn gegenwärtig, wenn Sie den Ausdruck der Frölichkeit im Gesichte des Lasterhaften sehen. Die Augenbicke der Vollbringung des Lasters haben für ein verdorbenes Herz allerdings ihre Süßigkeiten; aber die nachfolgenden Stunden sind traurig, und im Fortgange die entferntesten schrecklich. Sie wären ohne Rettung verloren, wenn Sie urtheilen wollten, daß eine Handlung gut sein müsse, die Sie von einem andern mit Wonnegefühl und Selbstzufriedenheit verrichten sehen. Vielmehr sei Ihnen der Umstand Warnung. Tugendfreuden sind stille Freuden; ie heftiger sie ausbrechen und ie gefliſſentlicher sie ausgedruckt werden, desto verdächtiger müssen sie Ihnen sein."

„Besonders ziehen Sie bei den Eindrücken, welche äußerliche Handlungen auf Sie machen, die Lage ihres Herzens in Erwegung. Sie wissen, daß die iedesmahlige Beschaffenheit des Körpers auf die Kräfte der Sele starke Einflüsse hat.

Die

Die Erfahrung kann Ihnen nicht neu sein, daß es im menschlichen Leben Augenblicke gibt, wo man für die Tugend zu schwach empfindet: so gibts auch Augenblicke, wo man Ursache hat, sich besonders vor dem Anblick des Lasters zu hüten. Nur in seinen Früchten, aber nicht in seinen Reitzen darf man es sehen. Menschengesellschaft ist Ihnen in der Lage nicht abzurathen, aber es muß die Gesellschaft Ihrer geprüften Freunde, die Gesellschaft der Tugendhaften und Weisen sein. Verlassen Sie sich nur nicht, Gott wird Sie gewiß nicht verlassen, und Ihr Edelmann auch nicht, der getreu alles thun wird, Ihren Wünschen und sich die Freuden zu erhalten, die er sich in Ihrer bisherigen Anführung so glücklich gegründet hat."

Dreissigstes Kapitel.

Einige Dorf-Scenen. Könnten wohl aus der Stadt auf das Land gekommen sein.

Von nun an dachte man nicht mehr darauf, den Augen dieser Jünglinge irgend einen Anblick zu verbergen, den man ihnen nicht immer verbergen konnte. Man verwehrte ihnen

nen nicht nur keine Gesellschaft, sondern führte sie auch selbst an solche Orte hin, wo sie gute und böse Menschen handeln sehen konnten. Da wurden nicht nur Reisen in die Residenz angestellt, sondern in einem Umkreise von zwei Stunden blieb kein Prediger, kein Amtmann, keine Dorfschenke unbesucht. Bald reiseten beide Häuser in Gesellschaft der Frauenzimmer aus, bald machten sich nur Edelmann, Karl und Franz diese Veränderung. Wenn es Witterung und Geschäffte verstatteten, so nahm man wöchentlich gewiß einen Tag dazu, und konnte das nicht sein, so verlängerte man die täglichen Spatziergänge, und wählte solche Wege, wo man Gelegenheit hatte, sich irgend wo in der Nachbarschaft ein paar Stunden aufzuhalten. Edelmann wurde bald überzeugt, daß diese Stunden nicht übel angewendet waren.

Einst kamen sie auf einem Dorfe, zwei Stunden von Grünthal, in den großen Gasthof, und fanden die ganze Stube voll Bauern. Je voller es war, desto lieber ging Edelmann hinein, und eben darum ritten sie diesmahl nicht zum Prediger, weil

der

der ganze Hof voller Holzwagen ſtand. Die Pferde ſtanden vor den Wagen und fraßen Heu, die Knechte aber durfte man ſonſt nirgendswo ſuchen als in der Stube bei der Brandweinbouteille. Sie gingen alle hinein, lieſſen ſich einen Kaffee machen, und hörten, indem ſie ihn tranken, das Geſpräch der Leute mit an.

Der Wirth hatte völlig das Anſehen eines grundehrlichen Biedermannes und mehr gefällige, beſcheidene Artigkeit in ſeinem Betragen, als man von einem Gaſtwirth auf dem Lande erwarten kann. Jedes Wort ſprach er mit einer langſamen Bedachtſamkeit, und gab ſich das Anſehen, als wenn er bei allen ſeinen Handlungen ſorgfältig ſein Gewiſſen ſchonte. Die Bauern nannten ihn auch er, weil er als Zolleinnehmer in Fürſtlichen Dienſten ſtand und auf dem Lande nicht erzogen war. Als Wirth ſetzte er ſich aber zu den Bauern hin, und ſprach und trank mit ihnen.

Ihre Geſpräche möchten wohl freimüthiger geweſen ſein, wenn die drei vornehmen Herren nicht in der Stube geweſen wären. Edelmann hatte ſich ganz abwärts an ei-

nen

nen Tisch gesetzt, der an einem kleinen Fenster stand, das in den Hof ging. Es schien dem Wirth nicht gelegen zu sein, daß er diesen Platz wählte, er gab sich auch viel Mühe, ihn hervor zu ziehen; aber Edelmann wollte von dem einmahl gewählten Platze nicht weichen. Zuletzt fand er den Platz der Absicht seiner Reisen sehr angemessen; ein Blick auf den Hof hinaus gab seinen Gedanken mehr Beschäfftigung, als das Gespräch in der Stube.

Endlich hatten sich die Leute satt getrunken; es waren ihrer acht.

„Herr Wirth," sagte einer von den Fuhrleuten, „is drut alles richtig?"

„Ja," antwortete der Wirth, „die Pferde haben aufgefressen, und getränkt hat sie der Hausknecht auch."

„Nu so wollwe macken, dettwe fortkamen; wat sinwe schuldig?"

„Vier Groschen!"

„Borgt he uns hüte woll emahl? Wie häen nischt bi uns."

„O ia, reiset in Gottes Nahmen." —

Als sie fort waren, setzten sich Edelmann und seine Gesellschafter auf, und ritten

ten nach Hauſe zurück. Sobald ſie aus dem Dorfe waren, fragte Edelmann: „wie haben Ihnen die Menſchen gefallen?“

„Ich dächte,“ antwortete Karl, „es wäre unter allen kein böſer Menſch geweſen; aber der Wirth hat mir vor allen gefallen.“

„Ja,“ ſetzte Franz hinzu, „das wollte ich eben auch ſagen. Die Leute haben doch brav getrunken, ſo viel Brandwein — Bier auch! und vier Groſchen! Der Mann hat ſein ausgelegtes Geld nicht wieder bekommen!“

E. „Wenn Sie das glauben, ſo ſollten Sie auch anders urtheilen. Wie könnte der Mann beſtehen, wenn er den Leuten aufwarten, einen Hausknecht halten, und nicht einmahl ſein ausgelegtes Geld wieder bekommen ſollte? Sehen Sie nun wohl, daß man ſich betrügt, wenn man die Menſchen nach dem Schein beurtheilt! Ich kann Ihnen ſagen, der Wirth und ſeine Gäſte waren Schelme.“

Karl und Franz fanden dies Urtheil hart, und erſtaunten darüber; Edelmann brachte ſie aber bald auf andere Gedanken: „hätten Sie nur bemerkt, was auf dem Hof vorging! Mit meinen Augen habe ich geſehen,

daß

daß der Hausknecht von iedem Wagen vier der stärksten Kloben herunter schmiß und in den Stall trug.“

„Das sind Spitzbuben!“

E. „Was sonst? Nun können Sie sich den Zusammenhang erklären. Freilich wäre vier Groschen sehr wenig, aber auch diese bekommt der Wirth nicht. Das geschah alles nur zum Schein, daß nach der Zeche gefragt wurde; wären wir nicht zugegen gewesen, so würde kein Mensch darnach gefragt haben. Die Schelme verstehn sich mit einander ohne Verabredung, und sind einander von beiden Seiten in Absicht der Ehrlichkeit längst bekannt. Nun saufen die Holzbauern wie — Holzbauern ohne Geld zu geben, und der Hausknecht wirft dafür Holz ab. So kann der Wirth schon bestehen! Wie viel wird denn an einer halben Klafter gefehlt haben?“

Karl war ein so großer Feind alles Betrugs, daß er kaum Worte genug finden konnte, seinen Abscheu vor der Handlung auszudrücken. Er übersah aber die Bosheit noch nicht ganz, Edelmann legte sie ihm erst vor Augen. „Man versuche einmahl“

fuhr

fuhr er fort, „und klage, ob man etwas ausrichten wird? Die Bauern und der Wirth treten vielleicht beide hin und schwören, iene, daß sie kein Holz abgeworfen, und dieser, daß er nichts genommen habe. Eben darum muß es der Hausknecht thun, und Wirth und Fuhrleute stellen sich als wüßten sie nichts davon. Ist das nicht recht überlegte, ausgedachte Bosheit? Theuersten Jünglinge! Streben Sie ietzt nach Welt- und Menschen Kenntniß, und sammeln Sie Ihre Bemerkungen. Herz und Muth gab Ihnen die Vorsehung; sie wird Ihnen zu seiner Zeit auch Gelegenheit geben, für das Beste der Menschheit viel zu thun."

Zu einer andern Zeit war Edelmann mit seinen Jünglingen auf einem andern benachbarten Dorfe bei dem Prediger, als eine Frau mit Heulen und Schreien auf die Pfarre gelaufen kam, die ihren Beichtvater sprechen wollte. Als sie herein trat, war es die Frau des Schmidts, die große Beschwerden wider ihren Mann anzubringen hatte und den Grund derselben gleich vor Augen legte. Ihre beiden Arme waren von der Schulter bis über den Ellenbogen herunter so voll aufgelaufener,

rother und blauer Striemen, daß man kein heiles Fleckchen sehen konnte. „Herr Magister," sagte die Frau, „he hat mich gottesjämmerlich geschlahn, kehn Hehft Vieh traktirt man so!"

Kein Mensch konnte der Frau sein Mitleiden versagen, zumahl wenn er noch die Ursache hörte: das Brot war zu früh all geworden! Der Prediger wollte den Schmidt rufen lassen, aber die Frau sagte, daß er im tollen Muthe zum Hause hinaus gelaufen wäre. Es konnte also weiter nichts geschehen, als daß die Frau bis auf die Zurückkunft des Mannes zur Geduld verwiesen ward. Sie ging, und beinahe hätte ihr Franz sein Mitleiden nachgeweint. Aber es verlor sich ziemlich so bald man den Prediger über den Vorfall urtheilen hörte.

„Das Brot zu früh all! — Dahinter steckt etwas anders. Sie sollten nur den Schmidt kennen! Ich glaube daß in der Residenz unter allen Meistern der Schmiedezunft kein artigerer und gesitteterer Mann gefunden wird, als er ist. Er hat auch gute Nahrung und ein hübsches Vermögen! Wenn ich noch gehört hätte, daß sich die Leute in den

zehen

zehen Jahren, die sie bei einander leben, nur mit einem Worte zu nahe gekommen wären! Um des Brotes willen wird der Mann seine Frau schlagen — nun und nimmermehr!“ —

So sprach der Prediger noch, als der Schmidt kam. „Meister Andreas!“ — sagte der Prediger, — der Schmidt fiel ihm aber gleich ins Wort und bath mit großer Bescheidenheit, daß man ihn nicht verdammen möchte, ohne ihn erst anzuhören.„ Geschlagen,“ sagte er, „habe ich meine Frau freilich, und das nicht wenig; aber ich mußte das thun, wenn ich nicht ein armer Mann werden will. Die Schläge haben mir gewiß so wehe gethan, als ihr selbst! Sagen Sie mir doch, liebwerthester Herr Magister, was für eine Ursache hat sie Ihnen angegeben, warum ich sie geschlagen habe?“

„Das Brot, sagt sie, wäre zu früh all geworden.“

„O! — — Da müßte ich wohl der Teufel selbst sein, wenn ich eine Frau darum schlagen könnte! Nein — — Darum habe ich sie geschlagen, daß sie das Brot verkauft und das Geld in die verfluchte Lotterie trägt.“

„Ei das wird sie ia nicht thun!“

„Ja, Herr Magister, das thut sie. Mir sind nach und nach an zwanzig Thaler Geld unter den Händen weggekommen; seitdem ich das Geld sorgfältiger verwahre, daß sie nicht dazu kommen kann, hat sie mir einen Latz mit silbernen Knöpfen verkauft; und nun stiehlt sie mir gar das Brot aus dem Hause. Vorgestern Abends hatten wir noch fünf große Brote, und heute sind nicht mehr als zwei da.“

„Weiß er das gewiß, daß seine Frau das gethan hat?“

„Freilich weiß ich das gewiß! Sie kennen ia meinen Bruder, den Schuster in der Stadt. Sonst konnte er hundert Thaler nehmen und sein Leder auf der Messe einkaufen; ietzt muß er es zu achtzehen Pfennigen bei dem Gerber holen. Er arbeitet Tag und Nacht, und hat dabei das liebe Brot nicht; aber alle drei Wochen wird richtig in die Lotterie gesetzt, und man ist noch dazu unzufrieden, daß sie nicht öfter gezogen wird. Dessen Frau verführt eben mein dummes Weib. Ich habe ietzt drei Kühe, aber ich muß manchmahl noch Butter kaufen, wenn ich nicht trocken Brot essen will. Was sie nur zusam-

men

men bringen kann, trägt sie nach der Stadt, aber keinen Groschen Geld kriege ich zu sehen.“

„Das sagt er wohl, aber ich sehe doch keinen Beweis. Vielleicht bildet er sich das nur ein.“

„Beweis genug, hören Sie nur weiter! Jüngst vertrauete mir des Richters Frau, als ich mit ihr aus der Stadt nach Hause ging, daß sie meine Frau beim Trödler getroffen habe, als dieser eben meinen rothen Latz mit silbernen Knöpfen in den Händen hatte und darum handelte. Man hatte bei ihrem Eintritt den Latz gleich auf die Seite geworfen, aber meine Frau hatte der Richterin an den Augen angesehen, daß sie merke, was vorgehe, und sie hernach gebeten, daß sie sie nicht verrathen möchte. Ihre Entschuldigung war gewesen, es habe ihr geträumt, daß sie eine Terne gewinnen würde, und dann wolle sie mir schon einen bessern Latz kaufen.“

„Werden denn aber die Prügel die Sache ändern? Ich dächte, wenn man ihr die wahre Beschaffenheit der Lotterie erklärte, so würde ihr die Lust zum setzen wohl vergehen.“

„Herr Magiſter, Sie wiſſen, daß ich auch rechnen kann. Ueberdies habe ich ein Buch zu Hauſe, darin iſt die Lotterie ſo deutlich beſchrieben, daß man blind ſeyn müßte, wenn man die Sache nicht einſehen wollte. Nur für Reiche, die Geld zum Wegwerfen haben, und für Einfältige, die glauben können, ihr Glück dabei zu finden — ſonſt für keinen iſt eine ſolche Lotterie.“

„Vielleicht hat er ihr die Gefahr des Verluſts nicht begreiflich genug gemacht.“

„Begreiflich? Herr Magiſter! ich habe mich des Abends mit ihr hingeſetzt und habe geſagt: Sieh nur, Marie, es ſind in dem Rade neunzig Zahlen, und fünfe werden nur heraus gezogen. Du mußt fünfe achtzehen mahl nehmen, ehe du neunzig haſt, (ich habe ihr das mit Sechſern auf dem Tiſche vorgerechnet) und alſo ſind ſiebzehen Nieten gegen einen Treffer. Wenn du nun auch eine Zahl triffſt, ſo bekommſt du für deinen Groſchen funfzehen wieder, und haſt alſo nicht mehr als vierzehen gewonnen. Dieſe ſetzeſt du wieder hinein, ehe du wieder eine Zahl triffſt, und dann haſt du nichts. Ja wenn dreiſſig, oder auch nur zwanzig Zahlen herausgezogen wür-

würden! Spielteſt du nur mit einer Zahl, ſo möchte das noch angehen; aber wenn du auch Ternen und Quaternen gewinnen willſt, ſo biſt du ganz und gar ein Narr. Da ſind tauſend und hunderttauſend Nieten gegen einen Treffer, und du machſt mich ganz gewiß bettelarm.“

Pr. „Nun! haben ſie die vielen Nieten nicht abgeſchreckt?“

M. Andr. „Es war ja wohl, als wenn ſie ſich beſinnen wollte, aber die Schwägerin hat ſie ſchon wieder umgekehrt. Der liebe Gott wird ſchon kommen, ſpricht dieſe, fahre nur fort zu ſetzen, und ſinge und bete fleiſſig.“

Pr. „Das iſt entſetzlich! Die Menſchen verſuchen und verſpotten ia Gott!“

M. Andr. „Freilich wohl! ich habe ſie deswegen nachdrücklich vermahnt.“

Pr. „Hilft das auch nichts?“

M. Andr. „Ich will Ihnen ſagen, was ſie antwortet, aber Sie mögen es nicht vor übel nehmen. Ich ſetzte noch hinzu: denke doch nach, Frau, du weißt ia, was uns der Herr Magiſter öfters davon geſagt hat. Die Prediger, antwortete ſie, wiſſen viel watſe wol-

len, der eine redt so, der andere so. — Sie meint den Prediger dort im Würtembergschen, wo ihre Schwester ist, der soll seine ganze Gemeine dazu beredt haben, in die Lotterie zu setzen; es mag aber wohl, wie ich höre, eine andere Lotterie gewesen sein. Wenn aber auch, es ist dennoch schlecht!"

Pr. „Allerdings ist das sehr schlecht — für einen Prediger doppelt schlecht. Die Religion weiß von keiner Lotterie. Gebet und Arbeit empfiehlt sie uns, und wer durch diese Mittel nicht reich werden kann, mag alle andere Wege nur unversucht lassen. Bei dem allen aber kann ich es doch nicht billigen, daß er seine Frau so hart behandelt hat."

M. Andr. „Herr Magister! ich habe sie nicht deswegen geschlagen, daß sie das alles gethan hat, sondern darum, daß sie mirs nicht gestehen will. Wenn sie es nur gestände und von nun an unterließe, ich wollte ihr gern alles Geschehene verzeihen und vergessen. Aber so kann ich ihr ja nichts einmahl sagen, weil sie nichts gestehen will. Des Richters Frau hatte es mir zwar gesagt, aber ich mußte ihr versprechen, daß ich sie nicht verrathen wollte. — Wenn es nicht geschehen wäre,

nun

nun würde ich meine Frau nicht schlagen; ich bin eben bei der Richterin gewesen, und habe die Erlaubniß von ihr bekommen, mich auf sie zu berufen. Sie will, wenn es nöthig ist, meiner Frau unter die Augen treten, und ihr alles vorhalten. Wollen Sie nicht die Gütigkeit haben und meine Frau zu sich kommen lassen?“

Der Prediger schickte hin, und die Frau kam. Sie erschrack, als sie ihren Mann in der Stube fand. „Liebe Frau,“ redete sie der Prediger an, „sie hat mir ja die Sache ganz falsch erzählt; ihr Mann hat sie nicht darum geschlagen, daß das Brot all war, sondern darum, daß sie das Brot verkauft und in die Lotterie gesetzt hat.“

„Wer sagt denn das?“

„Es ist schon schlecht, daß sie dergleichen Handlungen vornimmt; aber noch viel schlechter ist es, daß sie alles leugnen will. Dadurch macht sie sich nur mehr Ungelegenheit. Ihr Mann weiß alles, auch daß sie seinen Latz bei dem Trödler verkauft hat; bleibt sie bei dem Leugnen, so geht den Augenblick ein Schreiben an die Obrigkeit. Dann wird der

Trödler verhört, und sie kommt öffentlich in Schimpf und Schande.“

Hier wurde die Frau blutroth im Gesichte, man sah es ihr an, daß ihr das Geständniß auf der Zunge lag; aber sie schlug die Augen nieder und schwieg. Auf wiederholtes Eindringen gab sie endlich die Antwort: „wenn ich nun das auch gethan habe!“

Die Antwort mißfiel dem Prediger mehr als ihre Handlung. „Frau!“ sagte er etwas unwillig, „schämt ihr euch nicht? Ihr wollt eure schlechte Handlung wohl gar noch gut heissen?“

„So!“ antwortete die Frau etwas trotzig, „können Sie das sagen, daß es eine böse Handlung ist, wenn man in die Lotterie setzt? Wenn das unser gnädigster Fürst nur wüßte! Er läßt die Lotterie doch halten, und Sie sagen, es wäre schlecht, wenn man einsetzt.“

„Ei wie artig!“ sagte der Prediger mit einiger Verlegenheit, die es verrieth, daß er diese Antwort nicht erwartet hatte, „Ihr habt euch ia wohl recht auf eure Vertheidung gefaßt

faßt gemacht, und glaubt euch hinter der hohen Landesobrigkeit verstecken zu können? Mir ist kein Befehl gegeben worden, daß ich euch vor Gefahr und Verderben nicht warnen solle; habt ihr etwa Befehl bekommen, daß ihr einsetzen sollet und müsset? Also meinet ihr wohl, darum weil man Lotterien anlege und ziehen lasse, halte man sie für eine gute und heilsame Sache? Nichts weniger! Große Herren wissen recht gut, daß das Lotto schlimmer ist, als die Pest im Lande, und darum verbieten sie den Unterthanen das Einsetzen. Weil es aber viel Menschen gibt, die sich nicht rathen und warnen lassen, die blind in ihr Verderben hineinrennen und sich aus toller Begierde, ohne Arbeit reich zu werden, gelüsten lassen, wider das landesväterliche Verbot heimlich zu spielen; so lassen sie ein Lotto im Lande zu, um das Unglück zu mindern und das Geld wenigstens im Lande zu behalten. Große Herren erfahren nur nicht alle Umstände, alle Misbräuche, das ganze Unglück, das dadurch gestiftet wird, so wie wir! Wüßte unser gnädigster Fürst nur das, was ihr gethan habt, ich weiß gewiß, er ließe euch morgen in das Zuchthaus bringen, und das Lotto Knall und Fall aufheben. Den Mann, dessen

getreue

getreue Gehülfin ihr sein sollet, betrügen und bestehlen, — das ist ia entsetzlich!“

Frau. „Gibt er mir doch sonst keinen Groschen Geld.“

Pr. „Das ist ia auch nicht nöthig; müßt ihr denn einsetzen?“

Die Frau fing hier an, etwas ungezogen zu werden. Sie glaubte zuverlässig, daß sie eine Terne gewinnen werde, weil es ihr geträumt habe, und fing so gar an, dem Prediger mit dem Geheimerath zu drohen. Wäre ihr der Umstand mit dem Trödler nicht zu gefährlich gewesen, sie hätte sich noch ziemlich unnütz machen sollen. Endlich wieß sie der Prediger zum Besinnen bis auf den morgenden Tag.

„Sie glauben das nicht, meine Herren,“ sagte der Prediger, als der Schmidt und seine Frau fort waren, „was das Lotto für ein Verderben für das Land ist. Das einfältige Volk hat eine rasende Begierde, es läßt sich nicht sagen und warnen, trägt den letzten Groschen hin, verkauft und versetzt, wenn es kein Geld hat, und wird blut arm. Am Ende hat der Fürst pure Bettler im Lande,

die

die ihm nicht einmahl ihre Gaben abtragen können. Nimmt uns Gott diese Strafe nicht ab, so ist keine Rettung vom gänzlichen Verderben.“ — Ich glaube sie hätten Materie zum reden gehabt, wenn sie auch den ganzen Tag noch vor sich gehabt hätten. Aber der Tag ging zu Ende, Edelmann mußte aufbrechen.

Auf dem Wege nicht nur, auch zu Hause wurde den ganzen Abend von nichts als vom Lotto gesprochen. Sommerfeld machte die Anmerkung, daß sich Kluge genug, die sich nicht nur klug zu sein dünkten, sondern auch in der That Einsichten hätten, die Gefahr des Lottospiels zu beurtheilen, von ihrer Begierde so hinreissen ließen, daß sie ihren ganzen Wohlstand ruinirten. Edelmann nahm dann Gelegenheit, die Spielsucht als die gefährlichste aller Leidenschaften vorzustellen, und Karl sowohl als Franz gaben beide durch ihre Aeußerungen ein so warmes Herz für Menschenwohl und Rettung zu erkennen, daß sich ihre Väter darüber freueten. „Bewahren Sie diese Empfindungen,“ sagte Edelmann, „einst, wenn auch kein Lotto mehr ist, werden sie Ihnen ein Sporn

zu großen, wohlthätigen Handlungen werden.“

Sommerfeld bath sehr, daß Edelmann fleissig fortfahren möchte, seinen Sohn unter Menschen zu führen.

Ein und dreissigstes Kapitel.

Dergleichen aus der Residenz.

In der Residenz fand man freilich die Gelegenheiten häufiger und leichter, Menschen von allerlei Art kennen zu lernen. Edelmann hatte, seitdem er sich zu Grünthal aufhielt, gute Bekanntschaften daselbst gemacht, ob er gleich ein Fremdling in diesem Lande war. Als er das erstemahl hinein reisete, sich daselbst zu besehen, hatte er Sommerfelden zum Anführer bei sich. Es war gerade an einem Viehmarktstage, und Geschäffte sowohl als Neugierde und absichtliches Vergnügen hatten aus allen umliegenden Gegenden eine große Menge Menschen dahin gezogen. Nachdem sie sich genug umgesehen hatten, gingen sie beide auf das Billard.

Edel-

Edelmann erwartete hier gar nicht, einen bekannten Menschen zu finden; ehe er sich aber in der Gesellschaft umgesehen hatte, rief der Marqueur einen gewissen Herrn Doktor Vogel hinaus. Der Nahme machte Edelmannen aufmerksam, und als der Fremde wieder hinein trat, erkannte er denselben Vogel, mit dem er ehedem zu L. studirt hatte.

Mit dem Anblick der Person kam die Erinnerung der traurigen Umstände zurück, in welchen er ihn damahls kennen lernte. Der Mensch hatte das Unglück gehabt, in frühen Jahren auf Schulen schon in gefährliche Bekanntschaften zu gerathen, so daß er als ein geübter Wollüstling auf die Universität kam. Hier fand er nun seine ehemahligen Anführer wieder, die ihr angefangenes Werk vollendeten und ihn in drei Jahren so zu Grunde richteten, daß ihn kein Redlicher ohne Mitleiden ansehen konnte. In dieser Lage trieb Edelmannen sein Herz, sich an ihn zu machen, und einen Versuch zu wagen, ob es möglich sei, einen Jüngling zu retten, der durch fremde Bosheit mehr als durch sein eigenes Herz verführt zu sein schien.

Vogel

Vogel bezeigte sich gegen Edelmanns Vorstellungen sehr aufmerksam. Wurde ihm sein ganzer Zustand, wie er war, vorgestellt, so weinte er bitterliche Thränen, führte über seine Verführer gerechte Klagen, und beseufzte nur die tirannische Gewalt des Lasters über sein Herz, die ihm die Rückkehr zur Tugend fast schwer machte. An seinem Herzen war etwas auszurichten, aber die grausamen Zerstörungen, die seine Laster in seiner Gesundheit angerichtet hatten, konnten so leicht nicht wieder gut gemacht werden. Er war schon zu entkräftet, sah einem Skelet ähnlich, und hatte im zwei und zwanzigsten Jahre das Ansehen eines Greises. In kurzem blieb er gar liegen und kam dem Grabe so nahe, daß ihn iedermann aufgab. Aber Edelmann verließ ihn nicht, und Vogel ward noch einmahl gerettet.

Als er wieder ausgehen konnte, führte ihn Edelmann. Es war ein schöner, warmer Sommertag; vor dem Thore setzten sie sich bei der ersten Gelegenheit im Grünen hin. „Ich habe über Ihren Zustand nachgedacht," sagte Edelmann hier, „wissen Sie was ich Ihnen rathe? Sie müssen von der Theologie

gie abgehen. Ihr Körper hat die Festigkeit nicht, die einem Volkslehrer so nöthig ist, und kann sie auch schwerlich wieder bekommen. Sie haben ia Vermögen genug, studieren Sie doch Arzneiwissenschaft. Richten Sie Ihre erste Sorge auf sich. Wenn Sie auch nur sich das Leben retten und Ihr eigener Doktor werden, so haben Sie genug gewonnen; es wird sich aber schon Gelegenheit darbieten, es auch andern zu werden. Ein geschickter Arzt ist allenthalben wohlthätiger Segen.“ Diesen Rath befolgte Vogel, und ietzt war er einer der angesehensten Aerzte in dieser Residenz.

Nun stelle man sich die Empfindung vor, welche der Anblick des Geretteten dem einen, und der Anblick des Erretters dem andern im ersten Augenblick des Wiedererkennens machen mußte! Als hielte sie eine unsichtbare Gewalt zusammen, so lagen sie einander in den Armen und hefteten Auge auf Auge und Mund auf Mund mit einer Stille, die mehr sagte, als wenn sie gesprochen hätten. Endlich setzten sie sich gegen einander hin, — aber das Herz war zu voll, und der Mund zu schüchtern. Kommen Sie mit mir, sagte

Vogel, und so gleich führte er Edelmannen und Sommerfelden aus der Gesellschaft in sein Logis, wo sie ohne Zwang mit einander sprechen konnten. Hier ward die alte Freundschaft auf der Stelle erneuert und Sommerfeld mit eingeschlossen. Seitdem bekam Edelmann durch Vogeln in den besten Familien Bekanntschaften, die ihm bei seiner Absicht mit seinen Jünglingen doppelt angenehm und nützlich wurden.

Karl und Franz entsprachen der Erwartung ihres Führers so völlig, daß er die Gesellschaften, die er anfangs zur Belehrung seiner Schüler suchte, bald nur seines Vergnügens wegen fortsetzte. Allenthalben ärnteten sie Beifall, und wohin er sie auch führte, da betrugen sie sich gleich freimüthig und klug, so daß er die Früchte seiner Erziehung täglich mehr reifen sahe. Jetzt ließen sie sich nicht mehr, wie anfangs, durch Schein täuschen, sie nahmen die Handlung nicht so, wie sie ihnen vom Thäter unter die Augen gebracht wurde, sondern lernten schon in das menschliche Herz blicken, und brachten manchmahl Bemerkungen aus der Gesellschaft zurück, die deutlich genug bewiesen, daß sie richtig

sehen

sehen lernten. Edelmann fürchtete nicht einmahl mehr, daß ihnen irgend eine Versuchung gefährlich werden möchte, nur in Absicht zweier Neigungen war er ihres Herzens noch nicht gewiß, das war Liebe und Spiel.

Mit der ersten Neigung pflegte Edelmann sehr behutsam umzugehen. Er beobachtete seine Eleven von Jugend auf sorgfältig, und suchte aus seinen Bemerkungen den Rath der Klugheit, nach dem er handeln sollte. Nun waren aber seine Bemerkungen über beide verschieden.

Franz verrieth schon in der Kindheit mehr Gefühl für das zweite Geschlecht. Kein Spiel hatte für ihn Reitz, wenn die Mädchen nicht bei der Gesellschaft waren, und allemahl fiel, wenn Parthie gemacht wurde, seine Wahl auf Sommerfelds jüngere Tochter, Karolinen. Karl hingegen war ganz gleichgültig. Des Onkels Jettchen, auch Amtmanns Louischen hatten beide als Kinder schon ein reitzendes Ansehen, und letztere besonders gab sich außerordentliche Mühe, Karln bei aller Gelegenheit gefällig zu handeln; ihm aber galt keine

mehr als seine Schwestern. So blieben sie beide mit zunehmenden Jahren. Bei den Spatziergängen gesellete sich Karl gewöhnlich zu seiner Schwester Wilhelminen, und wenn ihm auch Louischen oder Jettchen zur Seite ging, so sprach er doch zu Wilhelminen fast gütiger und sanfter als zu ienen. Man mußte glauben, es sei seine Absicht, ienen zu sagen, daß ihm mit ihrer Zudringlichkeit nicht gedienet sei. Franz hingegen mußte allemahl neben Karolinen gehen. Sein Gang war dann munterer, seine Sprache lebhafter, und wenn sie nur einmahl seine Einfälle belachte, so verbreitete sich Licht und Freude über sein Gesicht.

Als Edelmann anfing mit ihnen in Gesellschaften zu gehen, verdoppelte er seine Aufmerksamkeit auf beide. Er hatte schon manchmahl mit Vogeln darüber gesprochen; dessen Rath war es auch, daß die iungen Leute fleissig in Gesellschaft artiger Frauenzimmer kommen müßten. Zugang fand man in den besten Häusern schon durch den Nahmen Sommerfeld. Bald wurden hier bald dort Assambleen oder Bälle angestellt, und Edelmann führte nicht nur

seine

seine Jünglinge, sondern öfters auch beider Schwestern dahin.

Karl und Franz betrugen sich hier wie im väterlichen Hause. Dazu waren sie beide zu klug, daß sie die Regeln des Wohlstandes hätten übertreten sollen; es durfte kein Frauenzimmer verachtet, keins zurückgesetzt werden. Aber so sehr sie auch beflissen waren, ieder Dame mit gleicher Artigkeit zu begegnen, so sahe der aufmerksame Beobachter doch, daß Karoline Franzens Aufmerksamkeit stärker als eine auf sich zog, und Karl mit ieder andern so tranquill als mit seiner Schwester sprach.

Für Franzen war Edelmann weniger besorgt. Seine Neigung schien ihm so fest auf Karolinen gerichtet zu sein, daß ihn die Stärke derselben keine Ausschweifung fürchten ließ; und noch sicherer machte ihn Karolinens Charakter, deren feines Gefühl iungfräulicher Würde gewiß kein zweideutiges Wort vertrug. Karls scheinbare Gleichgültigkeit machte ihm mehr Sorge. Unempfindlichkeit, das wußte er, konnte bei ihm nicht sein, sein starkes Gefühl für alles

Reitzbare und Schöne war erwiesen genug. Er hielt es also für Eigensinn, für Wählig-keit, die ihn am leichtesten in die Lage brin-gen könnte, daß sein Herz einmahl übereilt und hingerissen würde, ehe er es selbst dächte. Auch Vogel war nicht abgeneigt, dem Ur-theile beizutreten, und beide beschlossen, die iungen Leute in eine Gesellschaft zu führen, wo ihnen der Anblick der Liederlichkeit Gele-genheit gäbe, darüber mit ihnen zu sprechen.

In der Vorstadt am äußersten Ende der Residenz lag ein Haus, das seit gerau-mer Zeit sehr berüchtigt war. Es wohnte ein Weinschenk drinnen, der vier Töchter hatte, und nach dem Urtheile der Leute mehr mit die-sen als mit ienem ein schändliches Gewerbe trieb. Sie machten also zusammen einen Spatziergang außerhalb der Stadt, richteten ihn so ein, daß sie zu dem Ende wieder her-ein kamen, und gingen in das Haus. Karl und Franz waren unterrichtet, aber den-noch alterirte sie der Anblick. An einem run-den Tische gerade der Thür gegen über saßen drei ziemlich nachläßig gekleidete Nimphen, mit einem, zu ihnen sich in aller Absicht pas-senden iungen Menschen. Vermuthlich war

es

es ein Student mit allen möglichen Ausdrükken der Liederlichkeit im Geſicht und Anzuge, die ihm ein ekelhaftes Anſehen gaben. Die eine Nimphe ſaß brache, die andern beiden hatten den Studenten zwiſchen ſich. Sie hatten ihre Arme von beiden Seiten um ſeinen Leib, und er die ſeinigen um ihre Hälſe geſchlungen, — ſo ſaßen ſie und ſangen mit einander vermuthlich ganz erbauliche Liederchen. Angenehm war es den Ankommenden, daß ſie mit ihrem Eintritt zu ſingen aufhörten, aber Verwunderung machte es ihnen, daß iene auf ſie Rückſicht nahmen.

Sie ſetzten ſich an einen andern Tiſch und forderten Kaffee. Der Wirth war kaum hinausgegangen, ſo trat die Wirthin mit einem Napf voll Punſch herein, den ſie auf den runden Tiſch trug. Sie ſahe ſo vergnügt aus, als wenn ſie ihren Töchtern Hochzeit machte. „Meine Herren," ſagte ſie, „wollen Sie nicht Geſellſchaft machen?"

„Nein," antwortete Edelmann, „unſere Geſellſchaft iſt für ſich ſchon ſtark genug."

Als die Frau kaum hinaus war, ging die gegenüber ſtehende Thür auf, und ein iunger

Mensch trat mit der vierten Nimphe aus dem neben liegenden Kämmerchen in die Stube herein. Er hatte seinen Arm um ihren Hals geschlagen, und beide sahen so zerstöhrt, durch den Anblick der Fremden so erniedrigt aus, als trügen sie die Schande des Lasters auf der Stirne. Sie fuhr geschwind mit den Händen nach dem Halstuch, ihn in Ordnung zu bringen, und er zog die seinige in demselben Augenblick von ihrem Halse weg. Mit einer tiefen Verbeugung kam er bald auf Edelmannen zu — es war des Regierungsraths Leh ältester Sohn.

Was er eigentlich sagte, konnte keiner verstehen, und vermuthlich wußte er das selbst nicht. Er sprach von Verdacht und Unschuld, stammelte aber so viel durch einander, daß den Zuhörenden beinahe so angst als ihm selbst ward. „Sie hätten nicht nöthig, antwortete ihm Edelmann, „ein Wort zu sagen, wenn Ihre Verrichtung in der Kammer so wäre, daß Sie keine Vorwürfe bei sich fühlten, und würden vor mir keine Entschuldigung suchen, wenn Sie bei sich selbst gerechtfertiget wären. Uebrigens verbitten wir Ihre Unterhaltung für heute; bleiben Sie bei der Gesellschaft, zu der Sie sich besser als zu uns schicken.“

Leh ging beschämt fort und setzte sich ganz niedergeschlagen zu seiner Gesellschaft. Es schien bald, als wenn der andere Student sich beleidiget finden wollte; wenigstens hob er sich von seinem Stuhl in die Höhe, setzte beide Aerme in die Seite, und machte mit dem Munde eine Bewegung, als wenn er sprechen wollte. Leh winkte ihm aber, und sagte ihm etwas ins Ohr, worauf er sich wieder ruhig hinsetzte. Indes trieb er so viel Muthwillen mit den liederlichen Menschern, sprach so viel Ungezogenheiten und Unflätereien, daß es kein Mensch, in dem noch einiges Gefühl von Ehrbarkeit war, ohne Verdruß anhören konnte. Karl und Franz konnten vor Ekel und Aerger nicht aushalten, sie ließen also den Kaffee halb stehen, und gingen zusammen wieder fort. Das ledige Frauenzimmer begleitete sie bis an die Thür, und brachte bei Franzen, der zuletzt hinausging, die Einladung an, daß er bald einmahl allein wiederkommen möchte.

„Was haben Sie ihr für eine Antwort gegeben?“ fragte Edelmann, als Franz erzählte, was das Mensch zu ihm gesagt hatte.

„Sprechen konnte ich nicht," antwortete Franz, „aber beinahe hätte ich ihr in das Gesicht gespuckt."

Vogel nahm seine Gesellschaft mit zu sich. Seine Frau kam ihnen schon an der Thür mit der Nachricht entgegen, daß der Kaffee auf sie warte; aber er bath noch um eine kleine Geduld und führte sie erst auf seine Stube, wo er allein mit ihnen war. Kaum war Vogel in der Stube, so stürzten auch Thränen aus seinen Augen. Er trat vor Karln und Franzen hin, schloß ihrer beider Hände in die seinigen, und weinte seine Thränen auf sie herab.

„Dieser Thränen" sagte er, „schäme ich mich nicht; sie sollten acht Tage fließen, könnte ich nur damit meine Laster ungeschehen machen. Ein solcher nichtswürdiger, entehrter und geschändeter Mensch, dergleichen Sie heute zwei gesehen haben, bin ich, leider! auch gewesen. Ach, liebsten Jünglinge, ich bitte Sie um Gottes willen, fliehen Sie iede Gelegenheit, von der Pest angesteckt zu werden, als das größte Unglück. Es ist kein Laster so entehrend für die menschliche Würde, so tirannisch in seiner Gewalt, so schrecklich

in

in seinen Folgen, als dieses. Man ist im Genusse der Wollüste nichts mehr als Vieh; man darf dabei nicht denken und kann endlich nicht mehr denken. Die Rückkehr hält schwer, man setzt nur einen Fuß auf diesen schändlichen Weg mit Willen; zu allen übrigen wird man wider seinen Willen fortgerissen und muß endlich noch sündigen, wenn schon statt reines Bluts tödtendes Gift in den Adern umherschleicht. Und wird denn von Tausenden einer einmahl aus seinem gänzlichen Verderben wie ein Brand aus dem Feuer gerissen; so muß man durch sein ganzes Leben so viel Leiden tragen, als ich für ein zehnfaches Leben nicht freiwillig auf mich nehmen möchte."

Edelmann sahe, was sein Freund in dem Bekenntnisse fühlte, und trat so gleich dazwischen, dies Gespräch zu verkürzen; aber Vogel ließ sich nicht unterbrechen. „Es ist Erleichterung für mein Herz," sagte er, „hören Sie mich nur dies eine Mahl von meiner Schande sprechen!" und fuhr gegen Karln und Franzen also zu reden fort:

„Ihr Edelmann ist mein Engel gewesen, der nicht aufhörte, mir so lange nach-

zu-

zugehen, bis er mich zurückbrachte, und gern nähme er auch die bittern Folgen mir ab, wenn es in seinem Vermögen stände. Aber ich muß mich wohl mit einem elenden, ausgemergelten Körper herumschleppen, der so wenig fähig ist, dieses Lebens Freuden zu genießen, als dessen Lasten zu tragen; muß in ieder herzlichen Umarmung meiner edlen Frau meine Unwürdigkeit fühlen; muß der höchsten irdischen Freude entbehren, von einer so würdigen Frau Kinder groß zu ziehen, und mich von meinem Gewissen mit dem Vorwurf bestrafen lassen, daß ich ihnen mit dem Leben zugleich den Tod gebe, muß Gott danken, daß ich dies elende Leben noch davon getragen habe. Ach Jünglinge, ich bitte Sie um Gottes willen — —"

Hier überwältigten Vogeln seine Thränen so, daß er nicht weiter sprechen konnte, und Edelmann so wohl als Karl und Franz waren tief gerührt. — Nach einigen Minuten, als sich Vogel etwas erholt hatte, wollte er seine Gäste zu seiner Frau hinunter führen, aber Karl bath, daß man ihn erst anhören möchte.

„Lieb-

„Liebster Herr Doktor," sprach er, „Sie haben uns dadurch, daß Sie heute noch über Ihre längst vergessenen Verirrungen weinen, und sich diesen unangenehmen Erinnerungen mit Aufopferung Ihrer Ruhe preis geben, um uns vor ähnlichen Verführungen zu verwahren, dadurch haben Sie uns den stärksten und rührendsten Beweis gelehrt, daß fleischliche Lüste den Menschen höchst unglücklich machen — in das schrecklichste Elend stürzen. Halten Sie sich für Ihre heutige That belohnt, wenn wir Ihnen unsere Rührung gestehen, und die Versichrung geben, daß sie uns ewig unvergeßlich sein soll? Nun sollen die Reitze des süßen Lasters nichts über unser Herz vermögen, nachdem wir einen Mann über seine iugendlichen Verirrungen nach Jahren noch — spät in den Jahren der Beßrung noch so bitterlich weinen sahen; und könnten wir uns ie so weit verirren, daß wir den Fuß schon aufgehoben hätten, den Weg des Lasters zu betreten, so soll uns dann noch die Erinnerung Ihrer Thränen zurückrufen."

„Edler Jüngling!" sagte Vogel, indem er Karln küßte, „für den Gewinn wollte ich Tage lang weinen."

„Lie-

„Lieber Franz," fiel Edelmann ein, „wachen Sie ia über sich."

Franz schlug die Augen nieder, aber Karl nahm so gleich das Wort. „Ich sehe schon," sagte er, „Sie haben uns ins Herz gesehen, und vermuthlich auch Franzens Neigung für meine Schwester Karoline entdeckt. Setzen Sie darum kein Mißtrauen in ihn! Er ist nicht mehr zu tadeln als ich; der Unterschied ist nur, daß ich noch keine Person sahe, die mein Herz ausfüllen konnte. Uebrigens dürfen wir uns ia des Geständnisses nicht schämen, daß wir Triebe in uns empfinden, die der Schöpfer selbst der menschlichen Natur eingepflanzt hat, so lange wir unsere Pflicht bewahren, uns ieder unzeitigen, zweckwidrigen Befriedigung derselben zu schämen. Wir stehen beide für einen Mann. Unsern verdoppelten Eifer, nach Wissenschaft und Vollkommenheit zu streben, müssen Sie bemerkt haben; die Ursache, die uns anfeuert, will ich Ihnen sagen, es sind eben diese Triebe. Wir sprechen mit einander über alles, was wir denken und empfinden, und haben uns beide vereiniget, daß wir uns durch unsere Triebe anspornen lassen wollen,

wollen, darnach aus allen Kräften zu ſtreben, daß wir einſt des Beſitzes der edelſten weiblichen Sele werth ſeien. So wollen wir auch einer über den andern wachen, daß uns unſere Neigung nie von der Tugend abführe. Wir verlaſſen einander nicht.“

Zwei und dreiſſigſtes Kapitel.

Edelmanns lezte Lehren an ſeine jungen Freunde.

Dies unerwartete Geſtändniß machte Edelmannen auf der einen Seite viel Freude, auf der andern aber auch Sorge und Nachdenken. Ihre richtige Denkungsart, die Aufmerkſamkeit dieſer edlen Jünglinge auf ſich ſelbſt, ihre tugendhafte Verbindung, die ſie immer enger knüpften, mußten ihm Vergnügen machen, und ſelbſt Franzens Neigung für Karolinen war ſeinem Wunſche nicht zuwider. Aber die zeitigen Ausbrüche dieſer Neigung, die ſo früh entſchiedene Wahl verurſachte ihm iezt Sorge. Es war eine Sache, in welcher er ohne Sommerfelds Rath nichts entſcheiden konnte; daher ſagte

er

er auch kein Wort eher, als bis er nach der Zurückkunft mit dem Vater darüber gesprochen hatte.

„Sie sagen mir nichts neues," antwortete Sommerfeld, als ihm Edelmann diesen Vorgang erzählte, „ich habe es aus allen Umständen schon gemerkt, daß Franz und Karoline etwas anziehendes an einander finden, und bin darüber gar nicht unzufrieden gewesen. Aber daß diese Neigung so schnell wächst und so früh ausbricht, das sehe ich nicht gern."

Der Onkel war auch gegenwärtig, und nachdem sie die Lage der Sachen genugsam überlegt hatten, wurden Franz und auch Karl gerufen. „Lieber Franz," sagte Sommerfeld, „ich höre du bist meiner Karoline so gut; ist das an dem?"

„Ja lieber Onkel," antwortete Franz, „von ganzem Herzen bin ich ihr gut, wenn ich Sie nur dadurch nicht beleidige."

S. „Warum sollte mich das eben beleidigen? Es kommt ja nicht auf unsern Willen an, wen wir lieben wollen. Wäre Karoline

roline ein häßliches, schlechtes Mädchen, du würdest ihr gewiß nicht gut sein. Also fürchte nicht, daß du mich beleidigen möchtest! Sage mir nur die Wahrheit, so will ich dir eine Erklärung geben, mit der du zufrieden sein sollst. Wenn du also in die Umstände kämest, daß du heurathen könntest, so nähmest du dir wohl meine Karoline zur Frau?“

F. „Ja, bester Onkel, wenn Sie es bewilligen; und wenn Sie es nicht bewilligen, nehme ich nie eine andere.“

S. „Hast du das Karolinen schon gesagt?“

F. „Nein! Das würde ich auf keinen Fall eher thun, ehe ich nicht Ihre Erlaubniß dazu hätte.“ — Karl bezeugte es, daß seine Schwester nichts davon wisse.

S. „Nun so höre meine Erklärung. Mich beleidigest du damit nicht, daß du meine Karoline liebst, vielmehr muß ich gestehen, daß ichs gewünscht habe, du möchtest ein guter, brauchbarer Mann werden, und dann meine Tochter zur Frau nehmen. Aber darin hast du gefehlt, daß du dich von deiner

Neigung so leicht hinreissen läßt und so früh deine Wahl entscheidest. Sieh, du kennst die Welt noch nicht, und fängst erst an, unter Menschen zu kommen. Es gibt auf der Welt sehr viel edele, würdige Frauenzimmer; du wirst noch manch schönes, reitzendes Mädchen vor die Augen kriegen. Wenn nun eine darunter wäre, die dir besser gefiele, und du hättest dich schon versagt, so daß du gezwungen wärest, die erste zu nehmen; machtest du nicht dich und meine gute Karoline unglücklich?"

F. „Das hat nichts zu bedeuten, lieber Onkel! Ich bin gewiß nicht wankelmüthig, und könnte ich auch das sein, so ist für mich kein besseres Mädchen auf der Welt."

S. „Du traueſt dir viel Festigkeit zu! Ich will es einmahl glauben, aber höre mich weiter. Ihr seid ia noch iung und wisset beide nicht, ob ihr in die Jahre und Umstände kommen werdet, daß ihr euch heurathen könnet. Wenn nun Karoline sterben sollte, was für Gram und Kummer würde dir das machen! — Oder wenn du stürbest, wie trostlos würde meine arme Karoline sein?"

F. „Ich würde auf jeden Fall Karolinens Tod Zeitlebens betrauern, und mein Herz würde es mir, wenn ich es auch nicht eher hätte hören wollen, in ihrer Todesstunde sagen, daß sie mir die liebste war. Sollte ich aber sterben, — nun so weiß ja Karoline nicht, daß ich sie allen vorziehe.“

S. „Nun gut! das muß sie auch nicht eher erfahren, als bis es Zeit ist. Ich gebe dir mein Wort und halte es heilig, kein anderer Mensch als du soll Karolinen haben; aber ich füge drei Bedingungen hinzu, welche du unverbrüchlich halten mußt. Die erste: du mußt ihr nicht eher ein Wort davon sagen, daß du Absicht auf sie habest, als bis ich es genehmige. Die zweite: ich zwinge Karolinen nicht. Du mußt dir durch deine Verdienste die Achtung bei ihr erwerben, daß ihr Herz dich wählt, und ich sage dir, strebe aus allen Kräften darnach, ein vollkommener Mann zu werden. Karoline fordert viel! Die dritte: mache dich der mindesten Ausschweifung in der Liebe nicht schuldig. Für Karolinen will ich wachen, aber du sollst ihr auch ein reines Herz und unverletzte Treue bringen.“

„Bester Vater," sagte hier Karl, „wir sind Ihnen zuvor gekommen und haben unter uns schon ein weit strengeres Bündniß mit einander gemacht. Auch meiner Schwester soll er kein unanständiges, zweideutiges Wort sagen, oder — mein Schwager nie werden." —

Wer war vergnügter als Franz! Man sahe es bei allen Handlungen, daß ein neuer Trieb hinter ihm war, er suchte Karln, wenn es möglich gewesen wäre, vorzueifern, und würde diesen gewiß gehalten haben, wenn er iemahls in einer schwachen Stunde der Versuchung hätte unterliegen wollen. Aber auch Karls Eifer war unermüdet, auf dem Wege der Tugend wie in den Wissenschaften mit Franzen gleiche Fortschritte zu machen. Mit dem Ende des vierten und letzten Jahres ihres Studierens hatten sie sich wirklich den Nahmen der Kandidaten beide verdient und waren in aller Absicht so beschaffen, daß man sie ruhig ihren eigenen Gang gehen lassen konnte.

Auch das Spiel furchte Edelmann nicht mehr; weil sie bei keiner Gelegenheit einen

Hang

Hang zu demſelben zeigten, der die Sorge nähren konnte, daß ſie von dieſer verführeriſchen Neigung möchten hingeriſſen werden. Was man nur von dieſer verderblichen Neigung zu fürchten hatte, war ihnen genug geſagt worden; darauf ging Edelmann nur noch um, ſie in Geſellſchaften zu führen, wo ſie die Wahrheit ſeiner Lehren in Beiſpielen ſehen konnten. Lange durfte man dieſe Gelegenheit nicht vergeblich ſuchen.

Einſt ſaßen ſie auf dem Billard an dem Kaffeetiſch für ſich ganz abgeſondert, und hatten ihre Aufmerkſamkeit auf die Gäſte gerichtet. Die Geſellſchaft war ſchon ziemlich zahlreich, aber es kamen immer noch mehrere dazu. Vogel kam auch; er ſetzte ſich zu ihnen, und machte ſie mit den Charakteren der gegenwärtigen Männer bekannt. Freilich mußten ſie ganz leiſe mit einander ſprechen. „Wer iſt denn“ fragte Karl, der kleine ältliche Mann in dem rothen Kleide mit der Beutelperücke? Er geht ſchon eine ganze Weile tiefſinnig auf und nieder, ſcheint ſehr unzufrieden zu ſein, und ſpricht kein Wort.“

„Das ist," antwortete Vogel, „der erste Burgermeister der Stadt. Warten Sie nur, er wird schon sprechen, wenn nur erst seine Spielgesellschaft da ist. Sehen Sie ihn einmahl recht an, er zittert vor Begierde, ehe er die Karte in die Hände kriegt! Er kann nicht leben, er muß spielen, Tag vor Tag ist er hier zu finden."

Es dauerte nicht lange, so kamen zwei Männer, ein Kaufmann und ein Apotheker herein, — den Augenblick klärte sich des Herrn Burgermeisters Gesicht auf. Es war seine Gesellschaft, sie setzten sich zum Spiel hin.

Ein anderer, ein junger langer Mann legte seine Pfeiffe weg und machte Bank; er zählte fünf hundert Thaler auf den Tisch hin und forderte zum Setzen auf. „Es ist einer meiner Herren Kollegen," sagte Vogel, „der hat schon manche Hunderte hier verspielt, und wird nicht eher aufhören, als bis er keinen Groschen mehr hat." Zum Erstaunen fielen sie alle auf den Tisch los, der Marqueur konnte kaum Bücher genug schaffen!

Nach

Nach einer kurzen Zeit kam der iunge Leh herein, und hatte denselben Menschen bei sich, mit dem er vor einiger Zeit in dem berüchtigten Hause getroffen wurde. „Nun gehts nicht gut!“ sagte Vogel. „Der iunge Leh hat vor ein paar Tagen zwanzig Thaler gewonnen, und ist dabei in den Verdacht gekommen, daß er sich mit dem liederlichen Menschen verstehe, Betrügerei zu treiben. Hütet er sich nicht, so gibts Schläge.“

Vogel hatte kaum ausgesprochen, so bemerkte Leh Edelmanns Gesellschaft und kam auf Karln zu. Man empfing ihn ganz kalt, aber dennoch setzte er sich an den nächsten Tisch nahe bei Karln hin. „Machen Sie kein Spielchen?“ fragte Leh Karln. „Nein,“ antwortete dieser, „heute nicht; wir können uns nicht lange aufhalten.“

Indem sonderten sich von dem Pharaotisch zwei Männer ab; es waren dieselben Advokaten, von denen Leh die zwanzig Thaler gewonnen hatte. Sie kamen und baten sich Revanche aus, und so gleich wurden Lombrekarten gefordert. Mit einem Mahle entstand am Tische des Burgermeisters ein

Zank, der aller Augen dahin riß. Der Burgermeister hatte sich mit dem Apotheker des Spiels wegen verunwilliget. Sie waren seit langen Jahren die intimsten Freunde, aber hier kamen sie mit einer Hitze in einander, daß sie sich die niederträchtigsten Grobheiten sagten. Edelmann wollte aus Verdruß schon gehen, als endlich noch durch Zureden der Herumstehenden wieder Friede gestiftet wurde.

Nun spielten die zwei Advokaten, Leh und der fremde Student ihr Lombre. Da es ihrer vier waren, so ruhete der Kartengeber allezeit. Sie saßen gerade so, daß Leh von dem Studenten die ersten, und der Student von Leh die letzten Karten bekam. Es wurde sehr hoch gespielt, so daß zuweilen acht bis zehen Thaler im Pot standen. Freilich mußte das Gedanken erregen, daß Leh oder der Student allemahl gute Spiele hatten, so oft ein großer Pot stand, und einer von ihnen gegeben hatte. Die Advokaten wurden so aufmerksam, daß sie iede Bewegung der Hände, ieden Wink beobachteten. Als der Fall wieder kam, daß ein reicher Pot stand und Leh geben mußte,

griff

griff der eine Advokat, als schon abgehoben war, geschwind nach der Karte, und riß sie Lehen aus der Hand unter dem Vorgeben, daß eine Karte verkehrt liege. Als er sie aber umkehrte, lagen beide Aß unten.

Der Advokat war ein erschrecklich hitziger Mann. „Spitzbube!“ schrie er in voller Wuth, „ich habe es vorhin schon bemerkt, daß du die Aß unten vorzogst und deinem niederträchtigen Gehülfen gabst!“ Indem er das sagte, ergriff er auch den Teller, warf ihn Lehen aus allen Kräften an den Kopf, und traf ihn so unglücklich, daß Leh wie todt zur Erden fiel.

Schrecken überfiel alle, die in der Stube waren. Ein Theil der Anwesenden trat gleich dazwischen, mehrere Ausschweifung zu verhüten; die andern hoben den Verwundeten von der Erde auf. Der Teller war gerade mit der Kante in den Schlaf gefahren, hatte eine große Wunde gemacht und einige Adern durchgerissen. Leh war immer wie todt. Edelmann entfernte sich mit seiner Gesellschaft, reiste den Augenblick nach Hause und trug Vogeln auf, die Nachricht dem Hause des Regierungsraths zu überbringen.

„Nun haben Sie die Jahre der Prüfung überstanden," sagte Edelmann zu seinen Jünglingen auf dem Wege, „ich will Sie an keinen Ort wieder hinführen, wo Sie das Laster in seinen schrecklichen Folgen sehen sollen. — Was wird der Vater sagen, wenn ihm der Sohn in den Umständen in das Haus gebracht wird!" —

„Das verfluchte Spiel!" sagte Franz.

„Sie haben wohl recht," antwortete Edelmann, „das verfluchte Spiel! Man könnte ja wohl, und muß es auch gelten lassen, daß dann und wann eine Stunde gespielt wird; aber tagtäglich — und es zur Leidenschaft werden lassen, daß man spielen muß — sich dabei so in Affekt setzen lassen, daß man seiner nicht mehr mächtig ist und grobe Ausschweifungen begehen kann, — das ist keines vernünftigen Mannes Werk."

„Mir," sagte Karl, „will es gar nicht gefallen. Wenn ich arbeiten will, so bleibe ich auf meiner Stube, und wenn ich Veränderung haben soll, muß ich weder meine Gedanken anstrengen dürfen, noch an einen Stuhl gebunden sein."

E. „Sie für Ihre Perſon, dafür bin ich gut, würden nichts verlieren, wenn Sie auch ganz und gar, auf immer dem Spiele entſagen wollten; ob man aber nicht in Geſellſchaften manchmahl unzufrieden mit Ihnen ſein würde, das iſt eine andere Frage.“

K. „Würden Sie mich aber deswegen tadeln?“

E. „Billigen würde ich es wenigſtens nicht, wenn Sie ohne alle Ausnahme den Entſchluß faſſen wollten, nie zu ſpielen.“

K. „Warum das?“

E. „Wir müſſen die Welt nehmen, wie ſie iſt. Könnten Sie nicht in Verbindungen kommen, wo es beinahe Ihre Pflicht erforderte, ſich keinem vorgeſchlagenen Vergnügen zu widerſetzen? — Oder in Geſellſchaften, wo Ihnen ſelbſt unter allen möglichen Zeitvertreiben das Spiel der angenehmſte wäre? Billig müſſen Sie alſo auch ſpielen können. Aber ſpielen Sie ſo wenig als möglich, das wird Ihnen Ehre machen; und ſpielen Sie, wenn Sie ſpielen, mit aller Ihrer Klugheit, das wird Ihnen Verdruß und Unruhe erſparen.“

K. „O wenn ich einmahl spiele, so achte ich auch den Verluſt nicht.“

E. Trauen Sie ſich nur nicht zu viel zu! — Eigentlich meine ich aber hier nicht die Geſchicklichkeit, die Kunſt zu ſpielen, ſondern die Klugheit in dem Betragen der Spieler gegen einander. Ich habe mir dabei ganz eigene Geſetze gemacht, die ich nie übertrete, wenn ich ſpiele.“

K. „O beſter Edelmann, ſagen Sie uns dieſe!“

E. „Recht gern! Ich will Ihnen nicht allein die Geſetze ſagen, ſondern auch meine Bemerkungen, auf welchen ſie gegründet ſind. Denken Sie nur an den Burgermeiſter! Ein Mann, der die Pflicht auf ſich hat, Vater der Stadt zu ſein, kann beinahe die Hälfte ſeiner Zeit am Spieltiſche hinbringen! Iſt das nicht ſeinem Kopfe und ſeinem Herzen zugleich Schande? Er muß ja ſchlechterdings die Stunden ſeinen Pflichten rauben! Hätte er auch wirklich ein ſo gemächliches Amt, das ihm ſo viel Zeit für ſeine freiwillige Diſpoſition übrig läßt, ſollte er dieſe ganze Zeit dem

Spiele

Spiele widmen? Muß er nicht dabei alle seine Wissenschaft zusetzen?“

„Bemerken Sie ferner das Betragen des Burgermeisters und Apothekers gegen einander. Zwei Männer von Ehre und Ansehen, die sich im besten Vernehmen mit einander hinsetzen, die vieljährige vertraute Freunde sind, die sich sonst nie mit einem Worte zu nahe kommen, — können sich bei der Karte so vergessen, daß sie einander grobe Beleidigungen, unanständige Erniedrigungen sagen! Sie haben es mit angehört, und werden es in der Welt noch öfters sehen, daß die besten Freunde im Spiele zerfallen, und ewige Feindschaften daher entstehen.“

„Ich kenne die häuslichen Umstände dieser Männer nicht, aber wenn sie auch im Ueberflusse leben, können Sie glauben, daß das Männer sind, die den Werth des Geldes und eine pflichtmäßige Anwendung desselben kennen, wenn sie zu zehen, zwanzig und mehr Thaler dem Spiele täglich aufopfern? Ists auf Zeitvertreib und Vergnügen angesehen, so muß es ia dasselbige sein, ob man um Zahlpfennige oder Thaler spielt. Aber das alles

möchte

möchte noch sein, wenn nur das Spielgeld nicht öfters nöthigern Bedürfnissen entzogen würde. Glauben Sie wohl, daß auf Spieltischen mancher Thaler liegt, den des Spielers Familie erhungern muß? — mancher erborgte, mancher mit List und Gewalt erpreßte, mancher durch Betrug erschlichene, mancher geraubte Thaler? Namentliche Beweise will ich Ihnen nicht anführen; ich habe dergleichen Beispiele genug gesehen, und Sie werden sie sehen. Ist der Mensch ein Spieler, dann darf man ihm warlich keine Kassenverwaltung anvertrauen."

„Am aller unerklärbarsten war es mir immer, wenn ich sahe, daß so viele Spieler im Verluste die unleidlichsten Menschen sein konnten. Die Ungezogenen, die dabei alles verwünschen und verfluchen, meine ich nicht; das sind Menschen, die es einmahl gewohnt sind, mit Fluchen alles zu thun, zu essen, zu trinken, zu arbeiten, zu spielen, und — zu beten. Aber ich habe Menschen im unglücklichen Spiele niederträchtig und verachtungswürdig gefunden, die mir fast in allen andern Handlungen und Verhältnissen achtbar und edel erschienen. Dem einen bricht der Angst-

schweis

ſchweis aus, daß er ſich bei iedem verlornen Groſchen die Stirn wiſchen muß; — ein anderer wirft die Karten in Unmuth auf den Tiſch hin, wenn ſie ihm nicht nach Wunſche fallen, und klagt, als wenn ihn ein Unglück träfe, dem er durch kein Mittel zu entgehen wüßte; — und ſelbſt der unweisliche Haushalter, der gar nicht gewohnt iſt, ſich ſelbſt über die Anwendung ſeines Geldes Rechenſchaft zu geben, — der Thaler nicht achtet, wenn er ſich ein Vergnügen weniger Augenblicke damit erkaufen kann, ſelbſt dieſer fühlt öfters im Spiele den Verluſt eines Groſchens und gibt ihn mit einem Unwillen dahin, der dem Gewinner von ſeinem Gefühle Schimpf und Beleidigung iſt.“

„Aus dem allen rechtfertige ich mein Urtheil vom Kartenſpiel; es iſt eine Erfindung, die der menſchlichen Leidenſchaft gar zu leicht gefährlich wird. Eigennutz, Ehrbegierde, Streitſucht, Empfindlichkeit, — faſt iede Neigung wird hier gereitzt, und der Menſch liegt dabei um ſo leichter der Verſuchung unter, weil es ein Spiel iſt, das man leichtſinnig behandelt, ohne daß man nöthig zu haben

ben glaubt, über Herz und Neigung zu wachen. Und nun hören Sie meine Gesetze.“

„Ich spiele höchst selten und wenig. Kein guter Mensch läßt es sich zur Gewohnheit werden, daß er Gelegenheiten dazu aufsuchen und täglich spielen muß. Auf dem Wege kann man so hingerissen werden, daß man einen beträchtlichen Theil seiner Lebenszeit verspielt; welche Schande wäre das! Selbst in Gesellschaften, wo gespielt wird, mag ich es gern von mir ablehnen, und finde einen angenehmern und lehrreichern Zeitvertreib darin, daß ich die Spielenden beobachte. Das ist eine der besten Gelegenheiten, Menschen kennen zu lernen.“

„Muß ich spielen, so spiele ich nie hoch, und wenn ich es vermeiden kann, gar nicht um Geld. Will ich Geld gewinnen, so arbeite ich, und darf mich dann des Gewinnes nicht schämen: habe ich aber so viel Geld, daß ich nicht nöthig habe, es umzukehren, ehe ich es weggebe; so kenne ich tausend edlere Arten, es anzuwenden, die mir wesentlichere Freuden bringen, als das Spiel. Den Vorwand, daß keine Aufmerksam-

ſamkeit ſei, wenn nicht um Geld geſpielt werde, halte ich mir für ſchimpflich. Alſo könnte nichts als Geld meine Aufmerkſamkeit reitzen? Bei Erholungen ſollte ia auch Aufmerkſamkeit nicht aufs äußerſte angeſtrenget werden!“

„Mit meinen beſten vertrauteſten Freunden pflege ich am wenigſten zu ſpielen. Jedes unerhebliche Geſpräch mit dieſen iſt mir intereſſanter als das Spiel. Je vertrauter, ie familiärer ich mit iemanden lebe, deſto mehr fürchte ich ſeinen Verluſt, und deſto ſorgfältiger vermeide ich ſolche Gelegenheiten, wobei man ſich ſo leicht vergeſſen, als von der andern Seite beleidiget werden kann. Muß ich mit ihm ſpielen, ſo ziehe ich mich in die Schranken zurück, in welchen ich mich gegen Fremde zu erhalten gewohnt bin; ich bin aufmerkſamer, vorſichtiger und behutſamer gegen ihn, als ſonſt.“

„Spiele ich glücklich, das iſt meine letzte Regel, ſo bin ich in meinem Betragen gegen denienigen, der verliert, doppelt behutſam. Ich freue mich meines Glücks nicht, und vermeide alles, was den Schein geben könnte, als wenn ich glaubte, ihm überlegen zu ſein. So we-

nig ich ihn bei seinem Verluste bedauere, so sorgfältig vermeide ich Scherz oder gar Spott über sein Unglück, und Raillerie. Auf diesem Wege ist es mir immer geglückt, allen Unannehmlichkeiten des Spiels, allen Verdrießlichkeiten vorzubeugen.

Drei und dreißigstes Kapitel.
Am Ende reisen sie doch.

Edelmann glaubte nun seine Jünglinge vor allen Versuchungen genug verwahrt zu haben, weswegen er sie ihrem eigenen Gange ruhig überließ. Sie wählten sich selbst Veränderungen und Gesellschaften, und war Edelmann bei ihnen, so hatte er keine andere Absicht, als an dem gesellschaftlichen Vergnügen selbst Antheil zu nehmen, und in der Aufführung seiner iungen Freunde die Früchte seiner Erziehung mit Freuden zu sehen.

Vogels Frau war aus einem der besten Häuser in der Residenz gebürtig. Sie hatte zwei iüngere Schwestern und einen Bruder, die noch im väterlichen Hause bei einander lebten, und mit den Sommerfeldschen Kindern gute Freundschaft unterhielten.

hielten. Ihr Vater hatte die Gewohnheit, seinen Kindern alljährlich einen festlichen Tag zu machen, an welchem er ihrer jugendlichen Bekanntschaft eine Mahlzeit bereiten, und sie nachher mit Tanzen sich erlustigen ließ. Der Hochzeittag des Vaters war zu diesem Feste bestimmt; er nahete heran, und die Sommerfeldschen Kinder wurden dazu eingeladen. Weil es Zeit und Umstände erlaubten, so reiseten sie sämmtlich dahin, so daß von den Kindern beider Häuser keins zurück blieb.

So wie der Wagen fortging, sagte Sommerfeld zum Onkel und zur Tante: „Kommen Sie herein, wir bleiben heute auch bei einander, und ersetzen uns gegenseitig die Abwesenheit unsrer Kinder.“

„Mir ist es gerade recht,“ antwortete der Onkel, „ich weiß für den heutigen Tag keine beßre Bestimmung;“ und Edelmann schien nicht weniger geneigt zu sein, dem Vorschlage seinen Beifall zu geben. Gleichwohl ging er nach einigen Minuten auf seine Studierstube zurück, und blieb so lange aus, daß man ihn endlich suchen mußte. Da saß er ganz vertieft und las. „Nun,“ rief Sommerfeld, „Sie wollen sich von uns trennen!“

„Ich bitte um Verzeihung," antwortete Edelmann, packte dabei die vor sich habenden Papiere zusammen und ging mit zur Gesellschaft herunter.

„Wollen Sie uns denn heute Ihre Gesellschaft nicht gönnen?" fragte der Onkel, als Edelmann in das Zimmer trat.

„Ich will mich nicht entschuldigen," sagte Edelmann, „aber ganz gewiß hätten Sie in meiner Lage denselben Fehler begangen;" und nun erzählte er den Umstand, der ihn so lange auf seiner Stube zurück gehalten hatte.

„Kurz vor der Abreise kamen Karl und Franz zu mir, und gaben mir ieder ein versiegeltes Päckchen in die Hand mit den Worten: Wir haben Ihnen lange keine Ausarbeitung gebracht, und Sie sind so gütig gewesen, keine Rechenschaft von uns zu fordern. Hier ist sie."

„Wären die Pakete nicht versiegelt gewesen, so hätte ich sie ohne Zweifel stillschweigend hingenommen. Der Anblick des Siegels entriß mir aber die Frage: was ist das?"

„Es sind Ausarbeitungen, die wir mit dem Fleisse gemacht haben, als wenn sie dem Druk übergeben werden sollten. Nun lassen wir es auf Ihr Urtheil ankommen, ob wir es thun sollen oder nicht."

„Meine

„Meine Begierde," fuhr Edelmann fort, „war viel zu groß, ich mußte sehen, was es für Arbeit war, und ging zu der Absicht auf meine Stube zurück. Stellen Sie sich meine Freude vor, ich fand zwei Disputationen über wichtige Materien so schön und gründlich geschrieben, daß ich nicht wieder davon kommen konnte, so bald ich zu lesen angefangen hatte. Hätten Sie mich nicht aufgesucht, ich säße noch, und hätte vermuthlich nicht eher daran gedacht, daß Sie auf mich warteten, bis ich ausgelesen gehabt hätte. Hier sind sie!"

Nun wurden diese Disputationen gemeinschaftlich gelesen, und beide Mütter hörten so aufmerksam zu, als wenn sie beide Lateinisch verständen. Sommerfeld und der Onkel erkannten die Arbeiten, wie Edelmann, für schön und gründlich. Sie fanden für den ganzen Tag die angenehmsten Unterhaltungen darin, und stimmten am Ende den Müttern bei, deren Freude über den guten Fortgang ihrer Söhne in lauten Lobsprüchen und Danksagungen gegen Edelmannen ausbrach.

„Ja," sprach dieser, „Gott hat meine Bemühung überschwenglich gesegnet, er sei in

Ewigkeit dafür gelobt! An zweien Jünglingen habe ich doch nun meine Absicht ganz erreicht, unter ihrem Beistande habe ich sie zu guten und zu gelehrten Männern erzogen. Liebster Sommerfeld! bester Leh!“ — hier faßte er sie beide in seine Arme und küßte sie herzlich, — „wir sterben nun nicht einmahl für diese Welt, sondern wirken zum Besten der Menschheit durch unsere Söhne im Grabe noch fort.“

„Was meinen Sie,“ fragte Sommerfeld, „sollten wir ihnen die Freude nicht machen, und die Arbeiten drucken lassen?“

„Nur so bald noch nicht,“ antwortete Edelmann, „lassen Sie uns nun erst darüber disputiren. Wir wollen die Abhandlungen mit Aufmerksamkeit prüfen, wollen alle möglichen Zweifel dagegen aufzubringen suchen, und förmlich mit unnachgebender Hartnäckigkeit opponiren. Ich muß doch wissen, ob sie aus eigener Ueberlegung geschrieben, und Muth genug, sich zu vertheidigen, haben.“

Dieser Vorschlag fand nicht nur bei den Vätern Beifall, sondern machte auch den Söhnen ganz außerordentliche Freude. Sie baten sich einige Wochen zu ihrer Vorbereitung,

tung aus, gaben sich alle mögliche Mühe, ihre Arbeit strenge zu prüfen und scharf zu durchdenken, und zeigten dann so viel Freimüthigkeit, daß man kein Bedenken getragen haben würde, wenn Lage und Umstände darnach gewesen wären, die Handlung selbst durch Gegenwart mehrerer gelehrten Männer feierlich zu machen. Man fing nun diese Uebung an, und disputirte so lange und oft, bis man keine Zweifel mehr aufzubringen wußte, wobei sich die jungen Leute so gut hielten, daß sie sich ihrer Väter völlige Zufriedenheit erwarben.

Freilich wurden sie durch diese Uebung in den Stand gesetzt, in ihrer Arbeit mancherlei Unvollkommenheiten und Mängel zu entdecken, die sie vorher nicht sahen. Das war eben Edelmanns Absicht, warum er diese Disputation anfing, sie sollten beide in manchen Stücken besser belehrt, und überall durch Einsicht der Gründe in ihrer Ueberzeugung befestiget werden. Nun nahm ieder seine Disputation vor, überdachte Gedanken und Vortrag aufs neue, und besserte sie nach den empfangenen Belehrungen so, daß ihre Arbeit an Gründlichkeit der Gedanken und Bestimmtheit des Ausdrucks viel gewann.

Edel-

Edelmann freuete sich, als er nun die Ausarbeitungen wieder las, innigst, und gab sie in Gegenwart der Söhne den Vätern mit den Worten in die Hände: „nun sind sie des Drucks werth!“

„Ich habe nichts dagegen,“ antwortete Sommerfeld, „aber mehr Ehre wäre dabei, wenn sie öffentlich gehalten würden und pro gradu darauf stehen könnte.“

Nun entstand Freude und Jubel. Die Söhne hatten diese Arbeiten zu dem Zweck gemacht, und Edelmann hatte darum die Uebung im Disputiren angestellt, daß die Eltern zu dem Entschlusse gebracht werden sollten, ihre Söhne ein oder ein paar Jahre reisen zu lassen. Auf irgend einer Universität wollten sie dann promoviren. Jetzt gaben die Eltern ihren Willen dazu, Edelmann blieb bei dem Vorsatze, sie zu begleiten, es wurden alle Anstalten gemacht, und nach vier Wochen traten sie die Reise an.

1907. 11332

Sommerfeldsche

Familiengeschichte,

oder

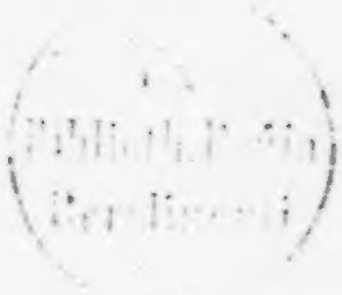
Erziehung

mit

ihren Früchten.

Zweiter Theil.

Berlin u. Frankfurt a. d. Oder,
bei Johann Andreas Kunze
1788.



Inhalt.

Erſtes Kapitel.

Endlich kommt er wieder. Seite 3

Zweites Kapitel.

Kurze Nachleſe über die zu Grünthal verfloſſenen zwanzig Jahre. 20

Drittes Kapitel.

Damahlige Verfaſſung des vaterländiſchen Hofes. 27

Viertes Kapitel.

Gibt herrliche Ausſichten. 44

Inhalt.

Fünftes Kapitel.

Der Erbprinz ist da. Seite 56

Sechstes Kapitel.

Was Liebe nicht thut! 75

Siebentes Kapitel.

Endlich kommt der Lohntag doch. 85

Achtes Kapitel.

Am Hofe und in der Regierung gehen große Veränderungen vor. 101

Neuntes Kapitel.

Sie sind zurück berufen worden, und kommen doch unverhofft. 112

Zehentes Kapitel.

Der Fürst im Garten. 120

Eilftes Kapitel.

Ein Kandidaten-Examen. 133

Zwölf-

Inhalt.

Zwölftes Kapitel.

Gefällt gewiß den Herren Kandidaten sammt und sonders ganz vorzüglich. Seite 153

Dreizehentes Kapitel.

Kommt dem Leser vermuthlich zu früh. 160

Vierzehentes Kapitel.

Ein Geheimniß. Wer nicht reinen Mund halten kann, überschlage dies Kapitel lieber gleich. 178

Funfzehentes Kapitel.

Eine Erzählung, hier gerade am rechten Orte. 186

Sechszehentes Kapitel.

Die Geschichte geht ihren natürlichen Gang 211

Siebzehentes Kapitel.

Neue Verbindungen mit der Residenz. 221

Inhalt.

Achtzehentes Kapitel.

Schrecken der Residenz, das bald in Hoffnung und Freude übergeht. Seite 238

Neunzehentes Kapitel.

Erste Wirkungen der Zurückkunft des Fürsten. 259

Zwanzigstes Kapitel.

In seiner Art das letzte Schulexamen. 274

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Ein Vorschlag. 297

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Ist nicht bei Tische zu lesen. 312

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Schulverbesrung, nicht ganz nach der Mode. 325

Inhalt.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Starke Stüze der Hoffnung beſſrer Zeiten. Seite 343

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Scheine ſind die Bauern, ſpricht der Bürger. 351

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Wer es ſucht, findet es nicht. 363

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Nur macht der Winter weniger Furcht. 368

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Ein Proceß. Wer geſchwiegen hätte! 381

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Gut wär' es, wenn es nur möglich zu machen iſt. 391

Dreiſſigſtes Kapitel.

Wie der Regent, ſo ſind auch ſeine Amtleute. 403

Inhalt.

Ein und dreiſſigſtes Kapitel.

Familienfreuden. Seite 420

Zwei und dreiſſigſtes Kapitel.

Familientrauer. 427

Erſtes Kapitel.

Endlich kommt er wieder.

Bei nahe wäre ietzt der Fall gekommen, den Hannchen anfangs beſorgte, daß Sommerfelden zu Grünthal die Zeit lang geworden wäre. Die Veränderung war zu groß. Mit Edelmannen hatte er bisher völlig auf dem Fuße gelebt, als wenn er zu ſeiner Familie gehörte. Sein Sohn Karl gab ihm nicht allein für die ernſthaften Stunden Beſchäfftigung, ſondern auch Unterhaltung und Vergnügen genug für die Stunden, die in ſeinem Hauſe dem vertraulichſten Umgange zur gemeinſchaftlichen, ſtär-

kenden Erholung gewidmet waren. Nun zeigte sich allenthalben Mangel und Leere, und alle Zurückgebliebene fühlten den Verlust.

Sie wußten das alle recht wohl, daß Karl in Edelmanns Händen so gut als im väterlichen Hause verwahrt war, und daß er gewiß vollkommener wiederkommen würde; aber diese entfernte Hoffnung wirkte zu schwach gegen das noch neue, noch nie erfahrne, lebhafte Gefühl des gegenwärtigen Verlustes. Der gewöhnliche Rath, den man in dergleichen Fällen bekümmerten Herzen zu geben pflegt, daß sie an die Gegenstände ihrer Bekümmerniß nicht denken sollen, ist leichter zu geben, als anzuwenden. Sommerfeld kam manchmahl von seiner Studierstube oder aus dem Felde heiter und gefaßt zur Kaffeegesellschaft; auch Hannchen überwand sich wohl, daß sie dem Manne mit der sonst eigenen, ruhigen und zufriedenen Miene die Tasse entgegen reichte: kam dann aber Minchen mit der Frage: wo mag doch Karl ietzt sein? — und Karolinchen mit dem übereilten, herausgestöhnten Verweise: Du hast Franzen sehr bald vergessen! — so war die ganze Fassung der Eltern niedergerissen.

In

In des Onkels Hause hatte mehrmahlige Trennung seit sechs Jahren schon auffallendere Veränderungen angerichtet. Erst starb der älteste Sohn in Umständen, die den Eltern diesen Verlust äußerst schmerzhaft machten; hernach ging der dritte Sohn, Gustav, nach Hamburg in die Handlung; und nun hatte Franz das väterliche Haus auch verlassen, so daß von vier Kindern nur die einzige Henriette noch zu Hause war. Aber die Tante sowohl als der Onkel zeigten sich bei Franzes Abschied standhafter. Jetzt waren sie vorbereitet und geübt, hatten schon die bitterere Trennung des Todes erfahren, wo keine Rückkehr zu hoffen ist, und am dritten Sohne schon gelernt, seinem Besten ihre Empfindung aufzuopfern. Wenn indes beide Familien zusammen kamen, so theilte sich doch Sommerfelds Trübheit dem Hause des Onkels gemeiniglich eher mit, als durch Leh's ruhigere Stimmung die Sommerfeldsche Familie aufgeheitert werden konnte. Die Männer allein durften es wenigstens nicht versuchen, auf ihren Studierstuben sich neben einander hinzusetzen; ohne die Tante war ihr Gedankengang schwer,

und ihre Unterhaltung langweilig. Endlich kamen nach zwölf Tagen die ersten Briefe.

Nach dem verabredeten Plan hatten die Reisenden ihren Weg auf Leipzig genommen, und gaben von daher die erste Nachricht von sich. Jedes Wort mußte zur Freude stimmen, alles ging nach Wunsche! Auf der Reise war ihnen auch der kleinste verdrießliche Vorfall nicht begegnet. Edelmann gab beiden iungen Leuten wegen ihres klugen und freimüthigen Betragens die größten Lobsprüche, und machte den Eltern große Hoffnung von den Vortheilen, die sie aus der Reise ziehen würden; Karl aber sowohl als Franz sprachen von ihrem Vergnügen mit einem Entzücken, das deutlich bewies, wie sehr ihre Erwartung in allen Stücken übertroffen werde.

Es war eben Meßzeit; nach der Pracht der Gebäude hatte also das nie gesehene Gewühl so vieler tausend Menschen in allen Straßen ihre ganze Aufmerksamkeit an sich gerissen.. Ihre Begierde, alles zu sehen, schien unersättlich zu sein. Edelmann hatte sie in den ersten Tagen gleich auf die berühmtesten Kaffeehäuser geführt, er war

mit

mit ihnen in die vornehmsten Speisehäuser gegangen, und sie hatten schon Türken und Russen und Siebenbürgen und Portugisen gesehen.

Sommerfeld blieb mit seinen Gedanken bei einem Umstand stehen, der ihm fast Sorge und Bekümmerniß zu machen anfing. Karl eilte über alle die fremden Menschen, die er gesehen und gesprochen hatte, flüchtig hinweg, hielt sich aber bei der Beschreibung eines gewissen Frauenzimmers sehr lange auf, und sprach mit einem Feuer von ihr, das einen Antheil seines Herzens nicht undeutlich zu verrathen schien.

„Den zweiten Mittag," schrieb er, „führte uns Herr Edelmann ins Hotel de Saxe, daselbst zu speisen. Wir trafen eine zahlreiche, angesehene Tischgesellschaft daselbst, aber ich habe von allen keinen gesehen, als einen vornehmen, fremden Herrn mit seiner Gemahlin und Tochter. Eine Stunde nachher konnte ich mir von allen denen, mit denen ich daselbst gespeiset hatte, keines einzigen mehr erinnern; aber diese drei Personen stehen mir noch so deutlich vor Augen, daß ich sie mahlen wollte, be-

sonders die Tochter. Ungesucht fügte es das Glück so, daß ich den nächsten Platz an ihrer linken Seite bekam. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie zufrieden ich mit meinem Schicksale war. Einen solchen reitzenden Engel vom Mädchen habe ich noch nie gesehen, und noch weniger ihren allgemein gefälligen Anstand, ihre Würde."

„Ich weiß nicht wie es war, alles gefiel an dem Mädchen, mit iedem Worte entriß sie einem den Beifall. Nicht anders als wenn sie schon Jahre lang in der Gesellschaft gespeiset hätte, so ungezwungen freimüthig sprach und handelte sie. Zehen andere Mädchen sollten so nachgebend, so gefällig, so frei sein als sie war; man würde bald sagen, daß sie sich wegwerfen. Sie aber war es auf eine Art, die allen Anwesenden große Achtung vor der Würde ihres Charakters einflößte. Die Wirkung fühlte ich, aber wie sie das machte, das weiß ich nicht. Ich möchte nur öfters bei ihr sein, um ihr diese Kunst abzulernen. Wir speiseten den folgenden Tag wieder in dem Hause, aber — sie waren fort. Man wußte uns nicht einmahl ihren Nahmen zu sagen!"

Des Vaters Gedanken konnten ganz wohl Statt finden; aber der Onkel nahm den Schein an, als fände er in Karls Worten keinen Grund zu diesen Besorgnissen. Er nahm von Edelmanns Klugheit seine stärksten Gegengründe her, Sommerfelden dieserhalb zu beruhigen, und lenkte seine Gedanken auf die täglichen Veränderungen, die sie ia auf der Reise immer vor Augen hätten, wo durch tausend neue Gegenstände so viel frische Eindrücke gemacht würden, daß die vorhergehenden geschwächt und vertilgt werden müßten. Nach und nach verlor sich endlich diese Besorgniß, und man lernte die Abwesenheit der Söhne nicht nur ohne Aengstlichkeit ertragen, sondern auch in der Unterhaltung von ihnen Vergnügen finden.

Eines Tages hatten sie sich in dem Gespräch von ihren abwesenden Kindern so sehr vertieft, daß sie nicht einmahl bemerkten, daß iemand anklopfte, bis der Oberförster zu ihnen in die Stube trat. So leicht sahe man diesen Mann nicht mißmüthig oder niedergeschlagen, aber diesmahl war er ganz außerordentlich heiter und vergnügt. „Wis-

ſen Sie was neues?“ fing er ſchon an, als er die Stubenthür noch in der Hand hatte, „der Kapitain von B. iſt zurück gekommen! Ich bin nur froh, daß er endlich wieder da iſt. Warten ſie nur, Sie ſollen an ſeiner Geſellſchaft gewiß Vergnügen finden, er iſt ein gar charmanter, umgänglicher Mann, der beſte Geſellſchaffter, gar nicht ſtolz, wie die Edelleute ſonſt ſind, nein, Sie werden ſehen, wie ein Bruder geht er mit uns um. Sie ſind der rechte Mann für ihn!“ ſagte er endlich noch zu Sommerfelden, und ſetzte ſich neben ihn. Man hatte nun freilich einen andern Gegenſtand, und ſprach von dem Kapitain.

Seinen Charakter beurtheilte der Onkel wie Eichenbuſch. „Es iſt wahr,“ ſagte er, „er iſt ein überaus artiger Mann, der beſte Geſellſchaffter. Es ging mir recht nahe, daß er uns ſo bald verließ, als ich kaum ſeinen Umgang zu ſchätzen anfing. Verſchwendung war ſein Fehler, ſonſt wüßte ich nicht, was ich an ihm tadeln ſollte. Selbſt in dieſer Verſchwendung war er aber nicht liederlich. Iſt es an dem, daß er mit ſeiner Gemahlin ein ſo großes Vermögen erlangt hat,

daß

daß er es ausführen kann, seiner Neigung gemäß, splendide zu leben; so wird er allerdings viel beitragen, unsern Gesellschaften Leben und Anmuth zu geben.“

„Er kann sich auch,“ sagte der Oberförster, „viel geändert haben, zwanzig Jahr ist schon eine hübsche Zeit.“

„Zwanzig Jahr?“ sagte Sommerfeld, „so lange bin ich bald hier; er muß länger weg sein.“

O. „Nicht viel! Kurz vor Ihrer Ankunft war er erst abgereiset. Aber es ist die Frage, ob er hier bleiben wird; er kann wohl wieder auf seine Güther nach Preussen zurückgehen. Es muß ihm dort doch besser gefallen als hier, da er so lange dort gewesen ist.“

E. „Um Vergebung! Dort in Preussen ist er nicht lange gewesen. Er hat sich seit funfzehen Jahren in Holland, in Frankreich und am längsten in der Schweitz aufgehalten.“

S. „Warum mag er sich denn so lange von seinen Güthern entfernt gehalten haben?“

E. „Man sagt, der Gemahlin habe das Landleben nicht gefallen wollen; es mag aber

wohl

wohl eine andere Urſache haben. Ich will ſie Ihnen vertrauen, Sie müſſen mich aber ja nicht verrathen, und überall ſich gegen keinen Menſchen merken laſſen, daß Sie etwas davon wiſſen. Seine Gemahlin ſoll von bürgerlichem Stande ſein. Da mag er wohl die Reiſe vorgenommen haben, damit der Umſtand vergeſſen werden ſollte, und endlich länger Wohlgefallen daran gefunden haben, als er es anfangs ſelbſt glaubte.“

Man ſprach noch lange von dem Kapitain; was man aber auch wider ihn ſagen mochte, ſo vertheidigte ihn doch der Oberförſter. Am allerwenigſten wollte Sommerfelden der Umſtand gefallen, daß die Gemahlin aus bürgerlichem Stande ſein, und er ſich, ihren Urſprung zu verbergen, ſo lange in fremden Ländern aufgehalten haben ſolle. Er zog daraus die Folge, daß ſie ohne allen Zweifel ſtolz ſein, und ſich wohl hüten würde, in Geſellſchaften zu gehen, die ſie an ihren vorigen Stand erinnern könnten. Was indes der Oberförſter mit ſeiner eifrigen Vertheidigung nicht widerlegen konnte, das widerlegte der Kapitain durch ſein Betragen.

Des Kapitains Guth lag von Grünthal nicht weiter als eine halbe Stunde in einer der fruchtbarsten Gegenden, wohin ein Spatziergang auf grünem Rasen führte. Er pflegte es gemeiniglich Sommerluft zu nennen. Noch den Tag, als der Oberförster die erste Nachricht von dem Kapitain gab, ließ er durch einen Bedienten zu Grünthal seine Ankunft melden, und den Tag darauf kam er mit seiner Gemahlin und Tochter zu Fuße, und trat zu Sommerfelden in die Stube, als dieser eben seinen Kaffee trinken wollte. „Es ist wider alle Etikette," sagte er, „daß ich Sie so überfalle; aber nach dem allen, was ich von Ihnen gehört habe, glaube ich, daß ich das ohne Gefahr bei Ihnen wagen darf. Ich stelle Ihnen hier meine Frau und Tochter vor, und bitte mir vorzüglich Ihre Freundschaft aus."

So bald Sommerfeld ihre Absicht merkte, daß sie heute noch auch dem Pastor, dem Amtmann und Förster ihre Visite machen wollten, so schickte er zu allen dreien und ließ sie zu sich bitten. Sie waren bis in den späten Abend vergnügt bei einander.

der. Auf den folgenden Tag bath sie der Kapitain sämmtlich zu sich, und von da an gingen sie mit einander so um, als hätten sie schon vieliährigen vertrauten Umgang mit einander gepflogen.

Für Sommerfelden war der Kapitain wirklich ein Mann. Jetzt wunderte er sich weniger darüber, daß ihm der Oberförster so viel Geld geliehen hatte. Sollte alte Treue und Redlichkeit recht natürlich abgemahlt werden, so hätte der Kapitain sein Gesicht dazu hergeben müssen, ein solches biederes Ansehen hatte er, das keinen Verdacht des Betrugs oder der Falschheit verstattete. In der Schlacht bei Zorndorf hatte ihm ein Russe den rechten Backen aufgehauen, und nun trug er zum Andenken quer über eine Schmarre, die ihm ein heroisches Ansehen gab, das man in Verbindung mit den Ausdrücken der Biederheit nicht schauen konnte, ohne dem Manne Hochachtung zu schenken. Durch fleissige Lektüre hatte er sich schöne Kenntnisse gesammelt, und dabei war er so beliebt und gefällig, daß er allerdings ieder Gesellschaft angenehme Unterhaltung geben konnte. In Rücksicht auf

seinen

ſeinen Stand war ſeine vorzüglichſte Tugend, daß er keinen Ahnenſtolz beſaß.

Die Frau von B. war unſtreitig eine der würdigſten Perſonen ihres Geſchlechts. Sie beſaß viel körperliche Vorzüge und eine Würde im Geſicht und Anſtande, die eine große Sele verkündigte; wer ſie aber kannte, vergaß bei der Beſtimmung ihres Werthes nicht nur ihre körperlichen Vorzüge, ſondern auch ihre Selengröße, und ſetzte ihn am liebſten in der Güte ihres Herzens. Nur ſelten iſt ſo viel Klugheit, Scharfſinn und Erhabenheit mit ſo viel unverdächtiger Demuth, Gefälligkeit, und Menſchenliebe in einem weiblichen Charakter vereiniget als in dem ihrigen.

Ein richtiges Urtheil über die liebenswürdige Tochter des Kapitains faßte Hannchen in der erſten Stunde ihrer Bekanntſchaft mit den Worten ab: Karl hat gute Augen! Man hatte ſich kaum nach den erſten Komplimenten geſetzt, ſo ſahe die Frau von B. Sommerfelden aufmerkſam ins Geſicht und fragte darauf: „Haben Sie ſonſt keine Kinder als dieſe zwei lieben Töchter?“

„Ja!“

„Ja!“ antwortete Sommerfeld, „ich habe auch einen Sohn, er ist aber gegenwärtig in Leipzig.“

„In Leipzig! Er studiert dort wohl?“

„Ja, er wird sich bei der Universität bekannt machen, aber nicht gar lange dort aufhalten. Eigentlich soll er in Gesellschaft eines meiner besten Freunde und des ältesten Sohnes meines lieben Onkels sich auf Reisen umsehen um Weltkenntniß und Weltklugheit zu lernen.“

„Ja warlich, er ists!“ sagte hierauf Frau von B. „Malchen!“ rief sie ihrer Tochter zu, „sieh einmahl Herr Sommerfelden genau an!“

„O ia,“ antwortete Malchen, „ich habe das im ersten Blick schon gefunden, er ist es ganz gewiß gewesen.“

Fr. v. B. „Ja er ists! Es kann kein Sohn dem Vater ähnlicher sehen! Freuen Sie sich, Herr Sommerfeld, man muß Ihnen Glück wünschen zu einem solchen Sohne!“

Wenn man Sommerfelden das väterliche Herz nicht absprechen will, so muß man

auch

auch glauben, daß er große, innige Freude hierbei empfunden habe. Schon bei der zweiten Frage der Frau von B. errieth Sommerfeld die Entwickelung, und so bald ihm Haus und Umstände eben so genannt wurden, wie sie ihm Karl gemeldet hatte, durfte er an der Wahrheit nicht mehr zweifeln. „Der junge würdige Mann“ sagte endlich Frau von B. „der meiner Tochter zur linken Seite saß, das ist Ihr Herr Sohn. Wußten wir das, so hätten wir so unbekannt nicht wieder aus einander gehen wollen. Bald hätte ich es denken sollen, es war nicht anders als wenn er mein Herz zu sich gezogen hätte.“

Sommerfeld bestätigte hierauf ihre Muthmaßung, indem er gestand, daß ihm sein Sohn davon geschrieben habe, und hätte sich Karl darin nicht so ausführlich in Malchens Beurtheilung eingelassen, so hätte er gewiß den Brief selbst vorgezeigt. Hannchen entfuhren dabei die Worte: Karl hat gute Augen; und Malchen verrieth durch eine aufsteigende Röthe ihres Gesichts, nicht nur daß sie den Sinn dieser Worte wohl verstand, sondern auch daß sie

bei der Mahlzeit mit Karln sehr harmonisch empfunden habe. Uebrigens war es wahr, Karl hatte gute Augen, und Malchen war wirklich das Frauenzimmer, wie er die Person beschrieben hatte.

Bei der Freundschaftsfähigkeit von beiden Seiten, und der durch Karls und Edelmanns Entfernung entstandenen Leere in Sommerfelds Hause und Herzen konnte Entstehung und Wachsthum gegenseitiger Zuneigung durch nichts als Adelgefühl verhindert werden. Da nun dies Hinderniß nicht Statt fand, so war es kein Wunder, daß ihre Freundschaft so schnell wuchs. Es ging kein Tag hin, sie waren bei einander. Dem Beispiele der Männer folgten die Weiber, und die Töchter hatten schwesterliche Liebe zu einander. Da sollte und durfte keines Unterschiedes gedacht werden, sie nannten sich bei ihren Taufnahmen, und machten durch ihre Einigkeit den Eltern manche vergnügte Stunde.

Zwischen den Männern fielen auch öfters ernsthafte und wichtige Unterhaltungen vor. Der Kapitain freuete sich, so oft er nach Grünthal kam, über Sommerfelds Ein-

Einrichtung und Wirthschaft. Die Anlage seiner Gebäude, seines Gartens, seiner Felder, seiner ganzen Wirthschaft, alles gefiel ihm. Freilich war der Unterschied gegen Sommerlust sehr auffallend. In seiner vieljährigen Abwesenheit hatte er es von einem Verwalter administriren lassen; da kann man sich schon denken, wie alles aussahe. Nun nahm sich der Kapitain der Wirthschaft selbst wieder an, und sein Vorsatz war, die ganze Anlage nach der Sommerfeldschen Wirthschaft um zu formen.

Sommerfelden durfte nur ein Wink gegeben werden, so war er bereitwillig, allen Beistand zu leisten. Hierdurch entstand eine noch engere Verbindung zwischen ihnen, weil sie nun auch der Geschäffte wegen öfter bei einander sein mußten. Ein Jahr verging, so stand die Wirthschaft auf dem Guthe des Kapitains auf demselben Fuße, als zu Grünthal, und Sommerfeld hatte einen doppelten Nutzen dabei. Er fand in diesen Beschäfftigungen Freude, daß er seinem Freunde nützlich werden konnte, und manche Gelegenheit zu Zerstreuungen, die ihm eben ietzt nöthig war.

Zweites Kapitel.

Kurze Nachlese über die zu Grünthal verflossenen zwanzig Jahre.

Bei nahe muß man sich wundern, daß Sommerfeld zu Grünthal so lange ganz unbemerkt, wie im Verborgenen, leben konnte. Daß ihn die Residenz in kurzer Zeit vergaß, war natürliche Folge seiner gemachten Anlage; er brach mit seinem Abzug alle Verbindungen vorsetzlich ab. Auch darüber durfte man sich nicht wundern, daß sich zu Grünthal aus der Nachbarschafft niemand zu seiner Bekanntschafft drängte. Man kannte das hohe Ideal, das er sich vom stillen Genusse häuslicher Glückseligkeit machte, aus seinem freien Urtheile, und durfte gar nicht wagen, in dem Plan eines so entschlossenen Mannes etwas ändern zu wollen. Solche Männer, die mit ihm gleichförmig dachten, fanden sich damahls, außer dem Onkel in der ganzen Gegend nicht. Ueberall war in adlichen und unadlichen Häusern die Lebensart eingeführt: der Mann schlief bei der Frau und speisete mit ihr; für die

Kinder

Kinder wurden jährlich vier und zwanzig Thaler auf einen gelehrten Hofmeister verwendet, dem man zugleich Aufsicht über die häusliche Oekonomie und noch mancherlei andre kleine Geschäffte auftragen konnte; den Amtsgeschäfften war die Stunde zwischen dem Kaffee und der Mittagsmahlzeit gewidmet; der übrige Theil des Tages blieb für Vergnügungen übrig, die man außer seiner Familie vorzüglich in Spielgesellschafften fand. Alle diese Männer sahen sich nach Sommerfelden nicht um, und diesem fiel es eben so wenig ein, iene zu suchen. Aber dennoch mußte man sich wundern, daß Sommerfeld so lange unbemerkt bleiben konnte.

Der Leser denke hier an die Reform, die Sommerfeld in der Grünthalschen Wirthschaft bewirkte; es ist kaum zu glauben, wenn man sagt, daß sie bei Hofe gar keine Aufmerksamkeit erregte. Man hinderte das Unternehmen der Gemeine nicht, — weiter geschah nichts. Indes war der Fortgang so glücklich, daß man gewiß mehr Folgen davon hätte erwarten sollen. Keine Gemeine im Lande befand sich in so guten Umstän-

ständen, als die Grünthalsche. Sie konnten alle ihre Abgaben pünktlich auf den Tag einreichen, keiner blieb in Reste, das Dorf hatte seit langen Jahren keinen Exequirer gesehen, und wenn die Fürstliche Kammer in Mißiahren und Unglücksfällen von den Unterthanen mit Bitten um Nachsicht und Vorschuß von allen Seiten überlaufen wurde, so war kein Grünthalscher Bauer dabei. Kam ia einer in Verlegenheit, so ging er zu Sommerfelden und bekam Unterstützung.

Man pflegt den Bauer gemeiniglich in dem Verdacht zu haben, daß er Wohlstand nicht vertragen könne, sondern übermüthig dabei werde; ein Verdacht, der in manches Staatssistem schon den schädlichen Einfluß gehabt hat, daß das Landvolk absichtlich im Druck erhalten wurde. Grünthals Inwohner bewiesen das Gegentheil. Sie lebten nicht mehr so kümmerlich und elend als zuvor, thaten sich mit ihren Familien mehr zu gute, verschaften sich manche Bequemlichkeit des Lebens mehr als andre Gemeinen sich verschaffen konnten, lebten aber dabei so ordentlich, friedlich und ruhig, daß es auch

in

in den Policei- und Gerichtskollegiis bemerkt werden mußte. Fiel ia etwas unter ihnen vor, was Gelegenheit zu Unordnungen und Mißhelligkeiten geben konnte, ſo wurde das unter ihnen ſelbſt ganz kurz abgemacht.

Als Sommerfeld hinkam, entſponn ſich eben zwiſchen zwei Nachbarn ein Proceß einiger Weiden wegen, die ſich beide zueignen wollten und einer dem andern in der Nacht weggehauen hatte. Sommerfeld warnte beide, daß ſie ſolcher Kleinigkeit wegen keinen Proceß anfangen ſollten, der ungleich koſtbarer ſein würde, als der Vortheil, der dadurch erhalten werden könnte; er machte ihnen Vorſchläge, wie ſie ſich in der Güte vertragen könnten; aber alles vergeblich. . Die Leute waren dermaßen wider einander aufgebracht, daß keine Beſänftigung möglich war. Alſo ging der Proceß vor ſich. Die Sache ward einigemahl verſchickt, ſie gelangte endlich an das Kaiſerliche Hofkammergericht nach Wetzlar, die Bauern gingen ſelbſt dahin, und hatten von beiden Seiten an tauſend Thaler Koſten. Am Ende waren ſie beide ſo arm, daß ſie aus Unvermögen aufhören mußten, ohne daß einer ſeinen

Zweck völlig erreichte. Der Fleck blieb ledig, und keiner hatte nun Weiden darauf.

Eben dieſe beiden Nachbarn waren es, die Sommerfelds Verbeſſerungsvorſchlägen anfangs die meiſten Schwierigkeiten in den Weg legten. Hier ſtellte ihnen nun Sommerfeld ihre Thorheit vor Augen und rechnete ihnen deutlich vor, wie viel ſie von beiden Seiten gewonnen hätten, wenn ſie ſich gleich hätten bewegen laſſen, ſeinen Rath anzunehmen. Seit dem hat kein Grünthalſcher Bauer wieder einen Proceß geführt. Entſtanden Mißhelligkeiten, ſo gingen ſie zu Sommerfelden. Dieſer ſagte iedem, wie weit er Recht oder Unrecht habe, und ſchlug ihnen Mittel vor, wie ſie ſich mit einander verſtehen könnten; die Partheien aber nahmen dieſe Vorſchläge an, und behielten ihr Geld.

„Wir werden getrennt werden," ſagte der Onkel, als er ſahe, daß Sommerfeld ſeine Abſichten bei der Gemeine nach Wunſche erreichte, „wir werden getrennt werden, ehe Sie es ſich verſehen werden."

„Getrennt werden?" antwortete Sommerfeld, „Wie ſo? Sie haben doch nicht Hoffnung, Superintendent zu werden?"

Sommerfeld griff dieſen Gedanken nicht aus dem Winde. Man trug ſich damahls mit einer Rede, daß der Superintendent, Doktor Skrupelius, als Hauptpaſtor nach Hamburg gehen würde. Am Ende wieß es ſich aus, die Rede war ein blinder Lerm, und die Hamburger beſetzten die vakannte Stelle ohne an den Doktor Skrupelius zu denken. Sommerfelden fiel aber bei des Onkels Worten der Gedanke ein, daß ſich die Sache mehr beſtätiget, und der Onkel unter der Hand Nachricht erhalten haben könnte, daß bei Wiederbeſetzung der Superintendentur auf ihn Rückſicht genommen werde. Aber, wie geſagt, dahin kam die Sache nicht.

„Ich Superintendent?“ ſagte alſo der Onkel, „Das werde ich noch weniger werden als der Superintendent Hauptpaſtor zu Hamburg! Nein! Sie, denke ich, werden Landkammerrath werden.“

S. „Dazu ſehe ich noch weniger Möglichkeit. Sein Sie ohne Sorge; ſo lange uns der Tod nicht trennt, werden wir bei einander bleiben.“

O. „Sagen Sie das nicht! Mein Bruder, der Regierungsrath darf dem Fürsten nur einmahl sagen, was Sie hier bei der Gemeine gethan haben, so wette ich darauf, daß er Sie den Augenblick zum obersten Kammerrath macht.“

Also erwartete auch der Onkel, daß Sommerfeld seiner Verdienste wegen würde hervorgezogen werden. Sommerfelds wahre Gesinnung kann man sich aus seiner Denkart erklären. Fand er vor zwanzig Jahren schon Ursachen, die ihn bewogen, sich auf das Land zurück zu ziehen; so konnte man nen wohl glauben, daß er den Kammerrath weder wünschen noch annehmen würde. Vielleicht hätte es auch Nutzen haben können, wenn der Fürst wäre aufmerksam darauf gemacht worden; aber Sommerfeld war zwanzig Jahr zu Grünthal, und noch war und blieb bei Hofe von allem, was er that, ein tiefes Stillschweigen.

„Dafür wird es bleiben,“ antwortete also Sommerfeld dem Onkel, „daß der Regierungsrath mich bei dem Fürsten in Andenken bringen wird. Mich dünkt, er

hat

hat schon lange seine Anlage darnach gemacht, seine Familie zu heben, und ieden vom Hofe entfernt zu halten, der seiner Absicht Hindernisse in den Weg legen könnte. Mir thut er damit keinen Possen. Bei der ietzigen Verfassung des Hofs ist es weniger mein Wunsch, Staatsgeschäffte zu haben, als ehedem.“

Drittes Kapitel.

Damahlige Verfassung des vaterländischen Hofs.

Am Hofe des Fürsten war es ietzt freilich ganz anders, als zu der Zeit, da Sommerfeld noch in der Residenz lebte. Wer die ehemahlige Verfassung gekannt hatte und nun die ietzige sahe, der bedauerte Land und Fürsten, und seufzte über seine Räthe.

Der Fürst war ein guter Herr, der seine Schwächen, aber auch seine Vorzüge hatte; wenn er nur funfzehen Jahr eher gestorben wäre, oder funfzehen Jahr länger Kräfte und Munterkeit behalten hätte. Als der Erb-

Erbprinz auf Reisen ging, merkte der Herr schon, daß ihm die Last der Regierung zu schwer werden wollte. Man hätte den Prinzen noch nicht weggehen lassen, weil sich die Fürstliche Mutter so schwer überwinden konnte, in seine Entfernung zu willigen; wenn man nur nicht fürchten mußte, daß es in spätern Jahren weniger möglich sein möchte, dem Prinzen nach seinem Wunsche darin zu willfahren. Es konnte kaum anders sein, der Fürst mußte früher von den Unvollkommenheiten als von den Jahren des Alters übereilt werden, weil er in jüngern Jahren gar zu viel Fatiguen und Strapazen des Kriegs ausgestanden hatte.

Leider sah die Residenz keinen so frohen Winter wieder, als der letzte vor der Abreise des Erbprinzen gewesen war. Nicht anders als hätte der Prinz mit den Wünschen auch Glück und Freude der Unterthanen mit sich zum Lande hinausgenommen, so fing sich von da der Verfall des Hofs an, der im Staate Zerrüttungen veranlaßte, die den Unterthan eine einstige Erholung kaum noch möglich denken ließen.

So

So bald der Prinz weg war, fing die Fürstin an zu kränkeln. Alle Lustbarkeiten des Hofs wurden eingestellet, weil sie keinen Geschmack daran fand. Einsam brachte sie die Tage in ihren Zimmern zu, ihr Geist verlo seine Munterkeit, ihr Gesicht alles Leben. Endlich fiel sie in eine Auszehrung, die nach überstandenen iährigen Leiden ihrem wohlthätigen Leben ein Ende machte, und das Land in eine Traurigkeit versenkte, die am niedrigsten Bürger durch unverdächtige Ausbrüche sichtbar wurde.

Am meisten litt bei diesem Fall der Fürst. Er hatte eine zärtliche Liebe zu seiner Gemahlin, und lebte mit ihr in der innigsten Vertraulichkeit, die fürstliche Ehen so selten beglückseliget. Im Angesichte des Herrn konnte man, während der ganzen Kranheit, das Befinden der Gemahlin lesen; seine treueste Sorge für ihre Genesung raubte ihm Zeit und Lust zu den Regierungsgeschäfften; sie wurden den Räthen überlassen; der Fürst kam vom Bette, von der Seite seiner Gemahlin nicht weg. Endlich starb sie in seinen Armen. Sie schloß die Augen, und er mußte halb todt von ihrem Bette weggeführt wer-

werden. Ohne Mitleiden konnte man den Gram des Fürsten nicht sehen, sein Herz war tief verwundet, seine Sele im ersten Gefühl des Verlusts fast untröstlich.

Jetzt durfte der Fremdling nur durch die Straßen der Residenz gehen, wenn er sich eine Vorstellung von dem Werthe der verstorbenen Fürstin machen wollte. Wie der betäubte Bewohner im Augenblick des ersten Schreckens mit zitternden Gliedern da steht, ohne zu wissen, was er thun soll, wenn der zündende Blitz im prasselnden Gekrache des begleitenden Donners auf sein Dach herabfährt; so standen die Inwohner dieser Fürstenstadt bei der Todesnachricht, die sie doch schon zu fürchten gewohnt waren. Nun traten die Zeugen ihrer fürstlichen Thaten hervor; Unterthanen Dank und Unterthanen Segen sprach iede Zunge. Da war kein Armer, der nicht Wohlthaten von ihr genossen hatte, Hunderte verdankten ihr Leben der Hülfe, die sie ihnen in Krankheiten hatte wiederfahren lassen, und wer in besondern Verlegenheiten Schutz und Rettung erhalten hatte, der verdankte dies nicht den Räthen — auch nicht dem Fürsten, ohne ihren ver-

vermittelnden Einfluß dabei zu rühmen. „Wenn wir nur," sprachen alle, „unsere Klagen zu ihren Ohren bringen konnten, dann war uns schon geholfen!"

Eigentlich war diese fromme Fürstin für die Unterthanen schon todt, ehe sie noch starb. Es ist ein trauriges Zeugniß wider die Güte des menschlichen Herzens, daß man öfters mehr aus Zwang als aus Ueberzeugung und eigenem Triebe gut handelt! Viele handeln nur rechtschaffen und pflichtmäßig, so lange sie keine Gelegenheit, keine Reitze, oder nicht Sicherheit genug, anders zu handeln, haben. So bald die Fürstin zu liegen kam, wurden die Staatsgeschäffte nirgends mit dem vorigen Eifer betrieben, und als des Fürsten Bekümmerniß den Räthen mehr Freiheit ließ, war es nicht anders, als wären in allen Kollegiis neue Rechte und Gesetze eingeführt worden. Der Unterthan zitterte vor der Zukunft.

Vom Bette der todten Fürstin mußten der Arzt und Superintendent zum Bette des Fürsten gehen. Man furchte noch keine Gefahr und glaubte, von der Gemüthsberuhigung des Herrn alles hoffen zu dürfen;

dürfen; aber die Erschütterung war für seine schwächliche Konstitution zu heftig. Nicht anders als wenn alle Triebfedern gesprungen, und die Kräfte der Natur mit einmahl erschöpft wären, so lag der Herr kraftlos und unvermögend da, bis nach vier Wochen sein Zustand so gefährlich wurde, daß man schon alle Hoffnung aufgeben mußte. In dieser Noth wurde eine Staffette an den Erbprinzen geschickt, der sich damahls zu Leiden befand, und man erwartete nun sehnlichst seine Zurückkunft.

Der Erbprinz hatte den Geist und das Herz seiner vortrefflichen Mutter. Auf ihm ruhete die Hoffnung des Landes, und in stiller Freude blickte der Unterthan in die Zukunft, wo in seiner Person vereinigter väterlicher Ernst und mütterliche Güte jeden Staatsbürger im ungekränkten Genusse der heiligsten Rechte der Menschheit schützen würde. So bald man nur hörte, daß eine Staffette abgehe, den Erbprinzen zurück zu rufen, so sahe man neues Leben in der Residenz, und Freude über die Zurückkunft des Sohnes verdrängte die Traurigkeit über den Tod der Mutter aus dem Herzen des rechtschaffensten

Bür-

Bürgers. Man dachte auf Freudensbezeugungen und würde keine Kosten gescheuet haben, wenn die tiefe Landestrauer nicht Mäßigung gebothen hätte. Dadurch glaubte man aber nicht anzustoßen, daß einige hundert der vornehmsten Bürgerssöhne Zubereitungen machten, den Erbprinzen in Uniformen und zu Pferde einholen zu können. Aber — —

So nahe war die Erfüllung der bürgerlichen Hoffnung nicht. Der Erbprinz kam nicht — konnte nicht kommen. Er hatte das Unglück gehabt, mit dem Pferde zu stürzen und einen Fuß zu zerbrechen; als die Staffette ankam, waren Doktor und Chirurgus beschäfftiget, den Fuß einzurichten. Unbeschreiblich ist das Schrecken, das diese Nachricht in der Residenz machte. Man verhehlte diese traurige Nachricht dem Fürsten und konnte das um so eher, da man ihm in seiner großen Schwachheit von Absendung der Staffette nichts sagen konnte. Binnen der Zeit hatten sich auch vortheilhafte Veränderungen gezeigt, die nun das Aufkommen des Fürsten mit starker Wahrscheinlichkeit hoffen ließen. Um den Erb-

prinzen nicht in Unruhe zu lassen, schickte man also eine zweite Staffette ab, die ihm diese Hoffnung überbrachte und die Zurückberufung wieder zurück nahm.

Mit der Beßrung des Fürsten ging es sehr langsam, und am Ende war seine Genesung für den Staat doch wirklicher Tod. Er ward endlich beßer, das heißt: er konnte wieder außer dem Bette sein, konnte, doch in strenger Ordnung und Mäßigkeit, essen und trinken, und bei schönem warmen Wetter ein Stündchen spatzieren fahren. Sein Geist bekam nach seinen Jahren Munterkeit genug wieder; aber für die körperliche Schwäche konnte kein Arzt ein Medikament finden, das Wirkung gehabt hätte. Indes war der Fürst so froh, daß er das Leben davon trug, daß er dem Leibmedikus nicht nur ein ansehnliches Geschenk von tausend Stück Louisd'or gab, sondern auch dasselbe für iedes Jahr zu erneuern versprach, so lange er ihn noch erhalten würde.

Der Fürst hatte eine außerordentliche Furcht vor dem Tode, die so weit ging, daß er auch nicht davon reden hören mochte. Also konnte sich der Arzt gewiß alle mögliche Folgsam-

ſamkeit verſprechen. Was er ſagte, das that der Fürſt; die vorgeſchriebene Diät wurde mit äußerſter Pünktlichkeit beobachtet; der Herr aß ſich nie ſatt. Noch weniger ſparte der Leibarzt ſeine Mühe, ſich ſo lange als möglich, dieſe anſehnliche Zulage zu erhalten. Nun durfte er ſich den Stein der Weiſen des Goldes wegen nicht mehr wünſchen; er hätte ihn aber dennoch gern gehabt, um ſich und dem Fürſten Unſterblichkeit zu geben. Indes that er, was er konnte, und brachte es durch ſeine Behutſamkeit dahin, daß er den Fürſten noch achtzehen Jahre erhielt, und ſich dabei außer ſeiner Beſoldung neun und neunzig tauſend Thaler erwarb.

Daß der Leibarzt dem Fürſten es zur Pflicht machte, ſich den Regierungsgeſchäfften ganz zu entziehen, und daß der Fürſt es den Augenblick bereitwillig that, ſind zwei Punkte, die ſich von ſelbſt verſtehen. Von nun an befand ſich alſo Macht und Gewalt, Gnade und Ungnade des Fürſten in den Händen ſeiner Räthe. Es waren alles Männer, die bei Lebzeiten der Fürſtin ſchon die wichtigſten Staatsämter

zu ihrer Zufriedenheit verwaltet und sich dabei großes Ansehen erworben hatten; aber sie waren diese Männer nur, so lange sie es sein mußten. So bald sie wagen durften, nach ihren Grundsätzen und Leidenschaften ohne Scheu zu handeln, hatte das Land Statt eines Fürsten mehrere Tirannen, unter deren Despotismus der Unterthan bald erfuhr, daß es ein großer Unterschied sei, wenn der Hirte die Schafe führt, und wenn sie dem Miethlinge übergeben sind.

Für den Unterthan war kein Rettungsmittel; er mußte tragen, leiden, geben, und — schweigen, wie man ihn auch behandelte. Es konnte niemand seine Klagen in die Hände des Fürsten bringen, weil er allenthalben umlagert gehalten, und aufmerksamer als ein Gefangener bewacht wurde.

Wenn man gedrückt wird, freilich macht das kühn; man wagt alles, und hört so gar den Rath der Verzweifelung, wenn kein ander Rettungsmittel da ist. So versuchte es einmahl einer aus der untersten Klasse der Dienerschaft, ein Schreiben in die Hände seines Fürsten zu bringen. Aber was half es? Man hatte sich der Schwäche des

Herrn

Herrn bedient, und ihn in der ängstlichen Furcht vor dem Tode so bestärkt, daß er kein Schreiben öffnete, ehe nicht der Leibmedikus dasselbe durchgesehen hatte. Nun kamen die Klagen dieses armen, alten, kranken Mannes in die Hände derer, die er verklagt hatte, und die Folge davon war, daß er sein Brot verlor. Verlassen starb er in den kläglichsten Umständen, und seine Familie mußte gutwillig aus dem Lande gehen.

In dieser Lage konnte der Bürger keinen klügern Rath fassen als den: man ließ alles gehen, wie es ging; man mischte sich in nichts, man hütete sich vor Klagen und Verdrießlichkeiten, und trug lieber, was man tragen konnte, ehe man vor Obrigkeit ging. Der stille Gedanke stärkte ieden Unterthan in seinem Leiden; es kann nicht lange währen!

Man hätte freilich glauben sollen, daß diese Hoffnung den Bürger nicht betriegen würde. Es verging unter dem Druck ein Jahr nach dem andern, der Erbprinz war schon im sechsten Jahre weg, mit dem Ende desselben erwartete man seine Zurückkunft gewiß, und wer konnte die Gesinnung des Prinzen kennen und nicht allgemeine Er-

lösung hoffen? Der Zeitpunkt rückte endlich heran, und der Erbprinz war auf dem Wege. Aber nun sank dem Bürgern aller Muth, da sie sahen, daß man das gegenwärtige Regierungssistem so fest gegründet hatte, daß es auch hierdurch nicht erschüttert werden konnte.

Es kam ein Befehl, daß der Erbprinz nicht eingeholt werden, und alle Feierlichkeiten zu seinem Empfange bei nahmhafter Strafe verbothen sein sollten. Am Ende standen noch harte Drohungen wider alle diejenigen, die sich des strafbaren Raisonnirens über herrschaftliche Befehle nicht enthalten würden.

Das war ein Donnerschlag für die Residenz. Auf den Straßen schlich der Bürger einsam und muthlos, in den Häusern aber saßen sie familienweise furchtsam bei einander und sagten einer dem andern im strengsten Vertrauen seine Gedanken über die Absicht dieses Befehls bei verschlossenen Thüren. Man kann sich leicht vorstellen, daß die politischen Herren Thorschreiber hier gar artig gekannegiessert haben mögen. Wer indessen am Hofe nicht ganz Fremdling war,

und

und nur einigermaßen Augen hatte, der Kabale unter den Mantel zu sehen, der konnte sich das Geheimniß so gut enträthseln als hätte er im geheimen Conseil gesessen. Als man endlich tiefer auf den Grund drang, fand sichs, daß die Bürger selbst ganz unschuldiger Weise ihren Feinden das Schwerdt in die Hände gegeben hatten.

Wer hätte das denken sollen, die Räthe hatten sich des Umstandes bedient, den Fürsten gegen den Erbprinzen aufzubringen, daß sich die Bürgerssöhne bei dem Abgange der ersten Staffette in der Krankheit des Fürsten neue Uniform zur Einholung ihres Erbprinzen machen ließen. Da sie die Schwäche des Herrn kannten, und sich bei ihm nicht nur eingeschmeichelt hatten, sondern auch durch den Leibmedikus aufs kräftigste unterstützt wurden; so mußte ihnen freilig ihre Absicht gelingen. „Ja, ja," sagte der Fürst, „es sind treulose Kanaillen meine Unterthanen, der Erbprinz ist ihnen lieber als ihr Fürst. Dem Prinzen wird vielleicht die Zeit auch lang, ehe er Fürst wird; am Ende sollten die rebellischen Bürger ihm zu Gefalle den alten Vater wohl gar um das Leben bringen."

Hier unterbrach der Leibmedikus den Herrn und bath sehr dringend, daß sich Ihre Durchl. ia nicht in Affekt bringen lassen möchten, weil sie den Augenblick des Todes sein könnten; der gegenwärtige Geheimerath aber gab die Versichrung, daß Ihro Durchlauchtigkeit getreueste Räthe für Höchstdero Sicherheit schon zu sorgen wüßten, wenn sich Ihre Durchl. nur vor aller innerlichen Unruhe und Gemüthsbewegung hüten wollten. Auf diese Schmeichelei gab der Fürst gerade die Antwort, die der Geheimerath wünschte: man solle nur dafür sorgen, daß der Prinz nie allein bei ihm wäre.

Endlich kam der Prinz, ohne daß die Bürgerschaft ein Wort davon eher erfuhr als bis er da war. Seinen Herrn Vater bekam er den ersten Abend nicht zu sehen, weil dieser schon schlief; man unterhielt ihn aber mit langen Erzählungen von seiner schweren Krankheit und von der großen Behutsamkeit, die man hätte anwenden müssen, ihm bis hierher das Leben zu erhalten. Wie erstaunte der Prinz, als er am andern Tage dem Fürsten aufwartete, über den Anblick sei-

nes Vaters. Bei nahe hätte er ihn nicht gekannt, so ſtark war der Herr geworden; von dem allen, was man ihm geſtern geſagt hatte, glaubte der Prinz gerade das Gegentheil zu ſehen. Was ihn äußerſt ſonderbar ſchien, war die unerklärbare Kälte, die auffallende Langſamkeit, die träge Gleichmüthigkeit, mit welcher der Fürſt ſprach.

Der Prinz äußerte den Gedanken, daß er mit ſeinem Herrn Vater gern allein ſein möchte, der Geheimerath achtete aber nicht darauf. „Mein Prinz,“ ſagte endlich der Fürſt nach wiederholter Aeußerung des Prinzen, „es ſind meine getreuen Räthe, denen man alles anvertrauen kann. Sie müſſen alle Geheimniſſe des Staats wiſſen, und können alſo auch unſere Unterredungen hören.“ Es koſtete viel Ueberwindung, aber der Prinz verbarg ſeinen Zorn und faßte vermuthlich in dem Augenblick den Vorſatz, durch deſſen Ausführung er ſich die ganze Ungnade des Fürſten zuzog.

Vier Wochen lang ſahe der Prinz gelaſſen zu, wie alles ging. Als er aber auf keine andere Weiſe ſeine Abſicht erreichen konnte, ſo paßte er einmahl einen Augenblick

ab, als der Fürst ganz allein war, und ging unangemeldet zu ihm ins Zimmer. „Bester Vater," sprach er ohne alles Ceremoniel ganz im kindlichen Tone, den der Fürst ehedem so gern leiden mochte, „verzeihen Sie meine Dreustigkeit, meine kindliche Liebe bringt mich dazu. Ihre Räthe verdienen Ihr Zutrauen nicht, sie sind" — Hier trat der Leibmedikus herein: „Mein Gott, Ihre Durchl., wie sehen Sie aus!" Zugleich faßte er nach dem Pulse. „Sie haben sich bis auf den Tod alterirt!"

In dem Augenblick fühlte der Fürst, daß er sich wirklich alterirt hatte und gab dem Prinzen so gleich den Befehl, daß er sich auf sein Zimmer begeben solle. Nun wurde der Geheimerath gerufen, und nach einer Stunde bekam der Erbprinz den Befehl, daß er sich eins von den Lustschlössern zu seinem Aufenthalte wählen, und ohne Erlaubniß nicht in die Residenz zurück kommen solle. Kindliche Ehrfurcht, zärtliche Liebe, auch wohl der Gedanke, daß es nicht lange dauern könne, brachten den Erbprinzen zu dem Entschlusse, nun kein Wort mehr zu sagen. Er wählte das entfernteste Lustschloß,

damit

damit er nur von nichts hören wollte, und lebte daselbst bis ietzt so vergnügt als es in den Umständen möglich war.

Nun hatten die Räthe ganz ihren Willen und konnten nach dem angefangenen Plan fort handeln, wie es ihnen Eigennutz und Leidenschaft riethen. Es konnte nicht fehlen, ihre Absicht mußte ihnen gelingen, und die ganze Welt sah den guten Fortgang derselben. Stadt und Land wurden so arm, daß ein Theil der Unterthanen hungern mußte und keine Betten mehr hatte, die Räthe aber kauften sich, wohlbedächtig außerhalb Landes, Rittergüther und schickten Kapitalia über Kapitalia in auswärtige Banken.

So gar sicher wären indessen die Herren Räthe nicht gewesen, wenn ihnen nur nicht ein Kunstgriff gelungen wäre. Der Prinz ging mit Vermählungsgedanken um und hatte seine Neigung auf eine Prinzessin gerichtet, die ganz unleugbare Verdienste besaß. So bald die Räthe das erfuhren, kamen sie dem Prinzen zuvor und brachten den Fürsten dahin, daß er dem Prinzen eine Prinzessin zur Gemahlin bestimmte, von der sie wußten, daß sie am wenigsten

nach

nach des Prinzen Geschmack war. Ihrer Erwartung gemäß kam von dem Prinzen eine Erklärung zurück, die den Fürsten höchlich beleidigte. Der Prinz wollte die vorgeschlagene Prinzessin nicht wählen, und zur Vermählung mit der selbstgewählten wollte der Fürst seine Einwilligung nicht geben.

Vielleicht hätte sich nach und nach der Unwille wieder verloren, aber der Prinz gerieth durch die Vermählungsgedanken in einen vertraulichen Umgang mit der schönen Tochter seines Gärtners. Das war bei dem alten Fürsten ein unverzeihliches Verbrechen, wodurch alle Hoffnung zur Wiederherstellung eines guten Vernehmens zwischen Vater und Sohn auf immer verscherzt wurde.

Viertes Kapitel.

Gibt herrliche Aussichten.

In der vierten Woche nach des Kapitains Zurückkunft hatte Sommerfeld das Glück, dem Erbprinzen bekannt zu werden, auf einem Wege, den er weder gesucht noch

noch zu finden erwartet hatte. Der Kapitain nahm in der zweiten Woche seines Hierseins eine Reise vor, über die er sich weiter nicht erklärte, als daß er sagte: „ich komme den Abend wieder, und den Tag darauf sind wir bei einander, Sie bei mir, oder ich bei Jhnen.“ Sommerfelden fiel es nicht einmahl ein, weiter etwas durch Fragen erforschen zu wollen. Den Tag nach der Zurückkunft kam der Kapitain ganz früh schon nach Grünthal, so daß er Sommerfelden noch bei dem Kaffee traf. Sein Gesicht sahe so heiter aus wie das Gesicht des redlichen Mannes nach vollbrachter guten That, so daß ihm Sommerfeld gleich bei seinem Eintritt in die Stube etwas darüber gesagt haben würde, wenn ihm das nicht zu zudringlich geschienen hätte. Sie hatten sich aber kaum zu einer Pfeife Tabak hingesetzt, so fing der Kapitain von seiner gestrigen Reise an. „Wollen Sie denn nicht wissen“, fragte er, „wo ich gestern gewesen bin?“

„Wenn Sie mir es sagen wollen,“ antwortete Sommerfeld, „sonst nicht.“

K. „Nun so will ichs Jhnen sagen, ich bin bei dem Erbprinzen gewesen.“

S. „Bei dem Erbprinzen! Wie kommen Sie dazu? — und nun erzählte der Kapitain den Ursprung seiner Bekanntschaft.

„Als ich zu Paris war, hielt sich eine Dame unter dem Nahmen einer Gräfin daselbst auf, die viel Aufsehens machte. Sie sahe sehr schön aus, führte aber eine liederliche Lebensart und hatte schon manchen Fremden auf die schändlichste Weise gemißhandelt. Da kam nach Paris keiner, er mochte Prinz, Graf oder Edelmann sein, wenn er nur unerfahren war und Geld hatte, ihre Leute kundschafteten ihn aus. Wenn sie nur erst Nachricht von ihm hatte, an List, ihn in ihr Garn zu locken, war sie unerschöpflich. Ich glaube fast, daß es wahr ist, was man von ihr sagte, daß sie geheime Künste besitze, junge Leute zu ihrer Liebe zu zwingen; wenigstens ließ keiner wieder von ihr ab, als bis er kein Geld und keine Kräfte mehr hatte. Mit einer nähern Beschreibung ihrer Lebensart mag ich Ihre Ohren nicht beleidigen.“

„Einstmahls kam ich aus der Komödie und wollte eben in meinen Wagen steigen,

als ich bemerkte, daß der Wagen dieser Gräfin vor dem meinigen hielt. Neben mir stand ein iunger langer Herr, der sich nach seinem Wagen umsah. So gleich kam die Gräfin und, als sie die Verlegenheit des Fremden merkte, both sie ihm den Augenblick auf die gefälligste Art ihren Wagen an, indem der Bediente eben den Schlag des Wagens hinter ihr zumachen wollte. Kennen Sie die Dame? fragte ich den Herrn heimlich, und so bald ich nein hörte, antwortete ich der Gräfin, daß der Herr mit mir fahre und trat zugleich so weit zurück, daß er in meinen Wagen steigen konnte."

„Der Fremde nannte sich Baron von Mark. Im Gedränge des Volks, welches den Tag ganz außerordentlich war, hatte er seinen Hofmeister verloren. Hierauf erzählte ich ihm die Lebensart der Gräfin und freuete mich nun erst meiner guten That, da ich von dem Baron so herzlichen Dank empfing und sahe, daß ich einen edlen Mann, dessen Sache es nicht war, solche Wege zu gehen, der Versuchung entrissen hatte. Als der Wagen vor seinem Hause hielt, sollte ich mit Gewalt aussteigen; da ich aber meine

Frau

Frau bei mir hatte, die sich nicht wohl befand, so war das eine Entschuldigung für mich, die nicht verworfen werden konnte. Ich mußte ihm aber meinen Nahmen und mein Logis sagen, und den Morgen früh kam der Bediente des Herrn Barons, mich und meine Frau zur Mittagsmahlzeit zu laden."

„Nun stellen Sie sich meine Bestürzung vor, als ich in der Person des Barons den Erbprinzen, und in seinem Hofmeister den Hofrath Leh erkannte. Jetzt konnte ich mir erklären, warum der Herr gestern Abend so aufmerksam wurde, als ich meinen Nahmen nannte, daß er ihn noch einmahl wiederholte. Ich wußte nicht, wie ich meine Freude zu erkennen geben sollte, aber ehe ich mich besann, embrassirten mich der Prinz und der Hofrath, und beide dankten mir für den gestrigen Dienst so herzlich, daß ich nie empfundene Wonne dabei genoß. Von der Stunde an schenkte mir der Prinz seine ganze Gnade, die ich Ihnen nicht anders beschreiben kann, als wenn ich sage, wir lebten als intime Freunde mit einander. Der Prinz besuchte mich, er entzog

zog sich fast aller andern Gesellschaft, wir sahen uns täglich und, so bald ein Logis in der Nachbarschaft, wo er wohnte, ledig ward, mußte ich dahin ziehen.“

„Habe ich iemahls glücklich und zufrieden mit meinem Schicksale gelebt, so muß ich sagen, das es dies Jahr gewesen ist. Sie können nicht glauben, was das für ein charmanter, liebenswürdiger Herr ist! Aber länger als ein Jahr dauerte das Glück nicht; der Prinz wurde zurück berufen. Wenn ich noch daran denke, wie vertraut der Herr den letzten Abend vor seiner Abreise mit mir sprach! Er wollte mich mit aller Gewalt bereden, daß ich mit ihm in mein Vaterland zurück reisen sollte, daß ich ihm endlich noch meine geheime Ursache sagen mußte, die mich nöthigte, noch eine Zeitlang außer meinem Vaterlande zu leben. Das mußte ich aber versprechen, daß ich eiligst zurück kommen wollte, so bald ich die Nachricht erhalten würde, daß er die Regierung angetreten habe. Nun bin ich noch eher gekommen, weil ich meine Abwesenheit nicht länger für nöthig hielt, und gestern habe ich den glücklichsten Tag gehabt. Warlich der Prinz

ist ein vortrefflicher Herr; Heil dem Lande, wenn er die Regierung in die Hände bekommt!“

„Eins“ sagte Sommerfeld, „will mir doch an ihm nicht gefallen.“

„Ich merke schon, was Sie sagen wollen; nicht wahr, Sie meinen das Gärtnermädchen?“

„Freilich, ja! In dem Punkte muß er sich sehr geändert haben, seitdem er von Paris weg ist! Als Regent kann er doch das Laster nicht dulden, und wie kann er es denn am Unterthan strafen, wenn er es als Regent selbst begeht?“

„Machen Sie sich keine Sorge, der Umgang ist nicht von der Beschaffenheit, als man sich vorstellt, und hat bereits ein Ende. Der Herr fing gestern selbst an davon zu sprechen. Was haben Sie gedacht, fragte er mich, als Sie hörten, daß ich mich in Liebeshändel habe verwickeln lassen?“

„Wenn wir noch in Paris wären, antwortete ich ihm, so wollte ich Ihnen meine Meinung wohl sagen.“

„Das

„Das ist einerlei, sagte hierauf der Prinz, wir wollen hier leben wie in Paris, reden Sie ohne alle Furcht.“

„Nun sagte ich“ fuhr der Kapitain fort, „dem Prinzen meine Gedanken fast mit den nähmlichen Worten, wie Sie sich so eben erklärt haben, und hören Sie des Fürsten Antwort?

„Glauben Sie nicht, sagte er, daß ich bei allem äußerlichen Schein an der Lebensart selbst einen Augenblick Wohlgefallen gefunden habe! Aus Verdruß bin ich auf die Thorheit gefallen, ich glaubte meinen Vater dadurch zur Veränderung seiner Gesinnung zu bringen. Sie glauben nicht, was ich für Leiden getragen habe, seitdem ich im Lande bin; ieder Schmeichler, ieder Bösewicht, wenn er nur den Heuchler spielen kann, gilt bei meinem Vater mehr als ich. Indes habe ich mir vorgesetzt, meinen Vater auch nach seinen Gedanken keinen Verdruß zu machen und vor der Welt auch gegen einen ungerechten Vater alle kindliche Ehrfurcht zu zeigen; ich habe so lange gelitten, und will ferner leiden. Lange kann es nicht mehr währen! Damit sie aber sehen sollen, daß ich nicht

Willens bin, mir ein Laſter zu erlauben, das ich einſt an meinen Unterthanen werde beſtrafen müſſen, ſo will ich die Perſon nie wieder ſehen. Umgang mit ihr habe ich ſchon lange nicht mehr gehabt, ob ich gleich den äußerlichen Schein nicht vermieden habe. Aber die Welt ſoll davon überzeugt werden! Ich will in Zukunft auf dem Bergſchloſſe wohnen, das in Ihrer Nachbarſchaft liegt, ehe ein Monath vergeht, bin ich bei Ihnen.“

Dieſe Nachricht machte Sommerfelden große Freude. „Geſegnet,“ ſprach er, „ſoll mir der Tag ſein, der ihn uns ſo nahe bringt! Einer der erſten will ich ſein, die ihm Unterthanen Ehrfurcht und Liebe entgegen tragen, wenn er Bande zerreiſſen kann, die den Nahmen eines Fürſten mehr ſchänden als den geringſten Unterthan; mein ganzes Glück will ich darin ſuchen, ihm als einer ſeiner Getreueſten bekannt zu werden.“

„O er kennt Sie ſchon!“ antwortete der Kapitain, „hören Sie nur, ich habe Ihnen das wichtigſte, was Sie am meiſten intereſſirt, noch nicht geſagt. Gleich nach dieſer Erklärung fragte der Prinz: Kennen Sie in Ihrer Nachbarſchaft zu Grünthal keinen

keinen Mann, mit Nahmen Sommmerfeld?“

„O ia, mein Prinz! antwortete ich. Ehe ich hinkam, hatte ich schon so viel von ihm gehört, daß ich mir seine Freundschaft wünschte; und nun ich sie habe, lasse ich sie mir durch nichts in der Welt wieder rauben. Der Mann ist aller Menschen Freund, und wird von allen Menschen geliebt.“

Pr. „Er soll auch ein geschickter Mann sein; aber das gefällt mir an ihm nicht, daß er dem Staate nicht dient.“

K. „In seinen ietzigen Jahren ist es ihm wohl nicht zu verdenken, daß er die Ruhe liebt; in den jüngern aber hat er vielleicht erwartet, daß ihm der Staat Dienste antragen sollte.“

Pr. „Das kann man Leuten von Kenntnissen und Verdiensten nicht verdenken. Ich weiß auch recht gut, wer schuld daran ist, daß er sich zurück gezogen hat; der Superintendent, der größte Heuchler auf Gottes Erdboden, der meinen Vater durch seine Scheinheiligkeit schändlich betriegt, der Superintendent ist schuld.“

K. „Er dient aber deſſen ungeachtet dem Staate.“

Pr. „O ia! ich wollte, daß auf iedem Dorfe ein Sommerfeld wäre! Die Kammer ſollte ſich ſchämen, daß ſie nicht ihre Augen aufthun lernt, und nach ſeinem Beiſpiele mehr Sorge für das Aufkommen des Landes trägt. Man ſiehts, daß lauter Hundsfötter drinnen ſitzen. — Von ſeinen Kindern hat man mir auch viel geſagt, er ſoll ſie nach ſeinen eigenen Grundſätzen erzogen haben. Sein Sohn muß ein guter Menſch werden! Kennen Sie ihn?“

K. „Er iſt nicht mehr zu Hauſe, und war, als ich wieder kam, einige Tage zuvor abgegangen. Ich habe aber von ohngefähr mit ihm einmahl zu Leipzig geſpeiſet und muß ſagen, daß er meinen ganzen Beifall hat.“

Pr. „Zu Leipzig? Ich denke er ſoll auf keine Univerſität gehen? Der Vater hat ia einen gewiſſen Edelmann bei ſich, der ein geſchickter Mann ſein ſoll, — und überdies noch hat er ſich mit dem daſigen Prediger vereinigt, daß ſie ihre Söhne ſelbſt erziehen wollen.“

K. „Ja, mein Prinz, das hat er mir erzählt. Die iungen Leute ſind auch beide ſo weit, daß ſie ihres Studierens wegen nicht nöthig haben, eine Akademie zu beziehen. Man war aber beſorgt, das Vaterland möchte ſie zu ſeinen Dienſten nicht eher für tüchtig halten. Sie ſollen alſo reiſen und ſich auf deutſchen nicht nur, ſondern auch auf ausländiſchen Akademien bekannt machen.“

Pr. „Auch das gefällt mir. Uebrigens wundere ich mich, daß Sommerfeld heimliche Feinde hat, wo er ſie gewiß am wenigſten ſucht. Man hat mir ſeine ganze Sache in einem falſchen Lichte vorzuſtellen geſucht, es hat mir Mühe gekoſtet, hinter die Wahrheit zu kommen. Indes iſt mirs lieb, daß ich bei der Gelegenheit habe Menſchen kennen lernen. Sagen Sie beiden Vätern, ſie ſollen ihren Söhnen ſchreiben, daß ſie fortfahren, nach Wiſſenſchaft und Rechtſchaffenheit zu ſtreben. — Der eine iſt ia wohl ein Theologe und der andere ein Juriſt?“

K. „Ja mein Prinz!“

Pr. „Gerade ein Paar ſolcher Männer werde ich einſt ſehr nöthig haben!“

„Freund," sagte hierauf der Kapitain zu Sommerfelden, „lassen Sie uns neue Lust zu leben schöpfen, Ihnen wird Ihre Hoffnung erfüllt, und dem Vaterlande werden bessere Aussichten gegeben werden. Die Stunde der Erlösung ist nahe!"

Sommerfeld war über diese Erzählung innig vergnügt. Heute, hieß es, müssen wir bei einander bleiben, wir feiern das Fest der Hoffnung des Landes. Nun wurde Frau von B. mit ihrer Tochter sowohl als des Onkels Familie dazu gebeten, sie aßen und tranken mit einander, freueten sich der kommenden Tage, und hielten Unterredungen, die der alte Fürst und seine Räthe nicht mit anhören durften.

Fünftes Kapitel.

Der Erbprinz ist da.

Man lebte ietzt in der angenehmen Frühlingszeit, und Sommerfeld ließ sichs außerordentlich angelegen sein, nicht nur seiner eigenen Wirthschaft aufs beste vorzustehen,

hen, ſondern auch den Kapitain ſo anzuführen, daß deſſen Wirthſchaft mit der ſeinigen gleich guten Fortgang hatte. Da vergingen die Tage wie Stunden, und wenn der Abend kam, ſetzten ſich dieſe drei Männer, öfters auch ihre Weiber und Töchter zu einander hin, und fanden in freundſchaftlichen Geſprächen angenehme, ſtärkende Erholung. Vier Wochen gingen bald hin, und ehe ſie ganz verliefen, war der Erbprinz da.

Seine Ankunft erfolgte an einem Sonnabend, als ſich die Sonne ſchon zum Untergange neigte; die erſte Nachricht davon bekam man zu Grünthal den Abend noch durch einen fürſtl. Lackaien, der dem Prediger melden mußte, daß der Prinz morgen dem Gottesdienſte beiwohnen würde. Man hätte die Bewegungen ſehen ſollen, welche dieſe Nachricht im Dorfe machte! Da war kein Kind zu ſehen, das nicht in Freude ausbrach; ein Fremder, der an der Sache ſelbſt keinen Antheil nahm, mußte ſein Vergnügen daran finden, eine ganze Gemeine fröhlich zu ſehen. Die Bauern ſchickten ſo gleich ihre Töchter in die Kirche, das fürſtliche Chor bei Lichte noch zu ſcheuern, daß es die Nacht hindurch

abtrocknen konnte, und den Morgen darauf wurde die ganze Kirche ausgefegt. Hätte es der Prinz nicht untersagen lassen, so wären Sommerfeld, die Vorsteher der Gemeine und der Prediger den Abend noch hinüber gereiset, dem Prinzen ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Es sollte aber gar kein Aufsehen gemacht werden.

Den Morgen stand die ganze Gemeine vor der Kirche, als der Prinz kam. Sie machten alle tiefe Verbeugungen, und der Prinz ging mit dem Hute in der Hand durch sie hin indem er die freundlichen Worte sprach: guten Morgen Kinder! In der Kirchthür empfing der Prediger den Prinzen, und so bald er den Fuß in die Kirche setzte, fing der Kantor an zu singen: nun danket alle Gott; und die ganze Gemeine stimmte mit Andacht und Rührung bei, indem sie hinter dem Prinzen in die Kirche drangen.

Einen solchen Gottesdienst beiwohnen, das kann den leichtsinnigsten Würde und Erhabenheit des christlichen Gottesdienstes empfinden lehren. Der Prinz hatte ohne Stern auf der Brust ein Fürstliches Ansehen.

Er

Er war ein langer, wohlgebildeter Herr, auf seiner Stirn saß weiser Ernst, um seinen Mund lächelte milde Grace, und durch seine Augen strahlte lichtvolles Feuer, das eine Fürstliche Sele verkündigte. In iedes gegenwärtigen Zuhörers Augen laß man Gefühl seiner Würde, er selbst nur schien sie nicht zu empfinden. Es war nicht anders als theilte sich die Aufmerksamkeit des Fürsten allen Zuhörern mit, so andächtig saßen sie da, und sahe dann und wann ein Auge voll ehrfuchtsvoller Bewunderung auf den Fürsten, so ward es durch den unverwandten Blick des Prinzen bald wieder auf den Prediger hingewiesen.

Leh war ein beliebter Prediger. Wissenschaft machte seine Vorstellungen gründlich, Menschenkenntniß machte sie brauchbar, und sein Vortrag gab ihnen Kraft und Leben. Sein dermahliger Text gab ihm Gelegenheit, von dem Nutzen des Christenthums in schlechten Zeiten zu reden, indem er es als das sicherste Mittel vorstellte, sie weislich zu ertragen, und pflichtmäßig zu bessern. Am Ende der Predigt ging er in frohe Aussichten der Zukunft über, und wußte dabei mit Klugheit

heit und Bescheidenheit die niedergeschlagenen Gemüther der Zuhörer in Hoffnung aufzurichten, des Prinzen Herz aber so in Unterthanenliebe zu erwärmen, daß der Herr mit dem Schlusse der Predigt seine Hände faltete, auf die Knie niedersank und mit Ehrfurcht betete. Der Grünthalsche Bauer wurde durch sein Betragen so sehr, als durch die Predigt erbauet.

Als der Gottesdienst zu Ende war, gingen die Bauern vor dem Prinzen heraus und blieben in zweien Reihen vor der Thür stehen. Der Prediger kam gech hinter dem Prinzen aus der Kirche. Als der Prinz heraus trat, kehrte er sich um und sprach so laut, daß es die ganze Gemeine hören konnte: „ich danke ihnen, lieber Herr Prediger, sie haben mir vollkommen Genüge gethan. Fahren Sie so fort, ich werde keine Predigt versäumen. Wie geht es Ihnen hier? Leben Sie zufrieden?“

„Ja, gnädigster Herr,“ antwortete der Prediger, „recht herzlich zufrieden.“ —

Hier kehrte sich der Prinz schnell um, blieb mitten in der Gemeine stehen und sah dem

dem Prediger scharf ins Gesicht. „Machen Ihnen ihre Pfarrkinder keinen Verdruß?“

„Nein! Ich kann ihnen das Zeugniß nicht versagen, daß sie sich sämmtlich so betragen, daß ich mit Vergnügen unter ihnen lebe.“

„Das ist viel!“ antwortete der Prinz und musterte dabei mit seinen Augen die ganze Gemeine. „Ich habe schon manchen Landprediger gesprochen, und keiner gab seiner Gemeine dies Zeugniß. Höret ferner euren Prediger, Kinder, und folget ihm; ihr werdet euch immer wohl dabei befinden.“

So bald Sommerfeld bemerkte, daß des Prinzen Augen auf ihn geheftet waren, trat er hervor und näherte sich ihm. „Gnädigster Prinz,“ redte er ihn an, „ich bin Sommerfeld, bezeige Ihnen meine unterthänigste Ehrfurcht mit nie empfundener Freude, und bitte um gnädigste Erlaubniß, Ihnen aufwarten zu dürfen.“

„Es soll mir lieb sein, Herr Sommerfeld,“ antwortete der Prinz, „kommen Sie morgen früh um acht Uhr mit dem Herrn Prediger und bleiben Sie zur Tafel.“

Der Amtmann und Förster waren heute nicht in der Kirche gewesen. Gestern um Mittag, als man von der nahen Ankunft des Prinzen noch nichts wußte, brachte ihnen ein Reitknecht den Befehl, daß sie sich so gleich aufsetzen und eiligst nach der Residenz zum Geheimenrath kommen sollten. Sie machten sich also den Augenblick auf, und ließen den Ihrigen die Versichrung zurück, daß sie, so fern es irgend möglich wäre, den Abend noch gewiß wieder kommen würden, wenn es auch etwas spät sein sollte. Man hatte auch die ganze Nacht auf sie gewartet, aber sie kamen nicht eher zurück, als bis der Prinz wieder zum Dorfe hinaus war.

Man argwohnte nicht einmahl, daß ihnen unangenehme Aufträge gegeben, und noch weniger, daß ihnen Unfälle zugestoßen sein sollten. Aber diesmahl war beides der Fall. Sie hatten gestern lange auf die Zurückkunft des Geheimenraths warten müssen, der mit dem Abend erst vom Schlosse herunter kam. Nach erhaltener Abfertigung setzen sie sich wieder zu Pferde und denken ia nicht, daß sie auf einem Wege irren wollen, den sie

so

so oft schon bei Tage und bei Nacht gereist waren. Aber es wird außerordentlich finster, sie verlieren den Weg, reiten fünf Stunden in der Irre herum und kommen endlich um zwölf Uhr wieder an die Thore der Residenz. Nun war ihnen übel und wehe zu Muthe, und die Pferde wollten keinen Fuß mehr aus der Stelle setzen. Ueberdies bekommt der Amtmann von der Erkältung eine Kolick, die heute früh noch verhindert hatte, daß sie zeitig genug aufbrechen konnten, sonst wären sie wenigstens vor der Kirche wieder da gewesen.

Diese Nachricht erfuhr das ganze Dorf in der ersten Stunde, aber von den empfangenen Aufträgen sprachen sie nur zu ihren Freunden im engsten Vertrauen. Als Sommerfeld und der Onkel nach der Mahlzeit bei einander saßen, und von ihrem liebenswürdigen Erbprinzen sprachen, kamen sie beide, der Amtmann und Oberförster, zu ihnen herein getreten und hatten eine Verlegenheit, einen Gram im Gesichte, wie Menschen, denen alle Hoffnung abgeschnitten ist. „Wir sind beide unglücklich!“ das waren ihre ersten Worte, mit denen sie in die Stube traten.

Sommerfeld und der Onkel glaubten erst, daß ihnen auf der Reise sonst noch ein Unglück zugestoßen sei, aber nein! „Man hat uns aufgetragen, daß wir auf das Vornehmen des Erbprinzen genaue Aufmerksamkeit haben, wer bei ihm aus und eingehet, wohl bemerken, und alles täglich, auch, wenn sich etwas von Wichtigkeit zuträgt, augenblicklich berichten sollen. Das erste Uebel, das für uns daraus erwächst, ist schon da, wir verlieren Ihre Freundschaft. Wir haben es schon gehört, daß sie morgen zur Tafel gebeten sind, wir müssen heute noch Bericht davon einschicken.“

„Was machen Sie sich für unnöthige Sorge!“ antwortete Leh. „Darum sollen Sie unsere Freundschaft nicht verlieren. Berichten Sie das immerhin! Man wird uns doch nicht verwehren wollen, dem Prinzen mit schuldigem Respekt zu begegnen! Und gesetzt, man wollte das thun; so muß man doch eine Handlung erst verbiethen, ehe man sie bestrafen kann, und erwarten, was wir dazu sagen werden.“

„Meinetwegen,“ setzte Sommerfeld hinzu, „dürfen Sie sich noch weniger Unruhe machen;

machen; der Geheimerath darf mir nur ein Wort ſagen, ich will ihm ſchon antworten. Aber deſſen ungeachtet iſts ein unangenehmer Auftrag, warum haben Sie ihn nicht von ſich abgelehnt?“

„Das haben wir gethan genug, wenn es nur hätte helfen wollen.“

„Sie konnten ia Ihre Amtsgeſchäffte vorſchützen, es iſt doch beides nicht möglich, daß Sie können in der Forſt ſein, und Sie in Ihrer Amtsſtube bei Einnahme und Rechnung, und zugleich auf dem entfernten Schloſſe das Vornehmen des Prinzen beobachten.“

„Das haben wir vorgeſtellt; die Antwort war: es iſt ſonſt niemand da, der es thun kann, der Fürſt hats befohlen.“

„Nun ſo hätte ich dem Geheimenrath geſagt, daß es keine redliche Handlung ſei, zwiſchen dem Fürſten und ſeinem Erbprinzen Disharmonie zu unterhalten.“

„Da würden Sie ſchön angekommen ſein!“ ſagte hierauf der Amtmann. „Der Herr Oberförſter ließ ſich nur merken, daß er des Prinzen Ungnade fürchte, der

ia vielleicht bald sein Fürst werden, und ihm dann sein Brot nehmen könne. Gott behüte mich! wie fuhr der Geheimerath auf uns los! Er sprach schon von Meineid, Maiestätsverbrechen, von Ketten und Banden. Es half alles nichts, wir mußten ia sagen und waren froh, daß wir von ihm kamen."

„So! Das ist noch ein Geheimerath! Indessen da Sie nun einmahl in der Lage sind, so beruhigen Sie sich nur. Unsere Freundschaft sollen Sie dadurch nicht verlieren und, ich hoffe, auch des Prinzen Ungnade sich nicht zuziehen." — Also ging den Abend noch eine Fuß-Staffette nach der Residenz.

Gegen Abend kam der Kapitain gerade vom Prinzen noch zu ihnen. Er war auf den morgenden Tag auch zur Tafel gebeten und beredete sich mit seinen Freunden, daß sie zusammen in einem Wagen dahin fahren wollten. Der Kapitain konnte kein ander Wort sprechen als von dem Prinzen, und Sommerfeld sowohl als der Onkel konnten den Abend durch keinen andern Gegenstand angenehmer unterhalten werden. Spät gingen

gen sie aus einander, und sahen dem Anbruch des morgenden Tages mit Verlangen entgegen.

Der Prinz empfing sie in seinem Zimmer so liebreich und gefällig, daß sie alle Aufmerksamkeit nöthig hatten, von ihm nicht beschämt zu werden. Er sprach als Freund und nicht als Fürst mit ihnen, wußte sich ihnen aber durch seine Herablassung so ehrwürdig zu machen, daß ihre Ehrfurcht mit iedem Augenblick wuchs. „Guten Morgen!“ rief er ihnen entgegen, so bald sie in das Zimmer traten. „Es ist mir lieb, daß Sie mich besuchen; ich habe längst Gelegenheit nehmen wollen, Sie kennen zu lernen.“ Kaum daß sie ihm ihre Freude über seine Anherokunft nur mit wenigen Worten ausdrücken konnten, so kam ein Lackai mit Chokolate und setzte Stühle. Der Prinz wandte sich hierauf zuerst an den Prediger. „Ihren Bruder, den Hofrath, finden Sie nicht bei mir.“

„Mein Bruder!“ antwortete Leh, „ich will doch nicht glauben, daß er sich Ihrer Gnade unwerth gemacht habe?“

„Das nicht, wiewohl ich manchmahl Ursache hatte, mit ihm unzufrieden zu sein. Ich konnte ihn vor ietzt nicht besser belohnen, und er hatte nicht Geduld, länger zu warten. Weil er nun glaubte, in seinem Vaterlande ein besseres Glück zu machen, so konnte ich ihn nicht länger zurück halten. Den Tag vor meiner Abreise mußte ich ihn entlassen.“

„Es ist viel Undank von meinem Bruder;“ antwortete Leh, und schien dabei sehr bestürzt zu sein.

„Fürchten Sie nichts!“ sagte hierauf der Prinz, „bei mir soll kein Bruder die Missethat des andern tragen.“

Hier brach der Prinz ab und richtete seine Rede zugleich mit an Sommerfelden, indem er nach beider Söhnen fragte. Sommerfeld mußte seinen ganzen Erziehungsplan erzählen, der dem Prinzen so wohl gefiel, daß er darüber einen schriftlichen Aufsatz von ihm zu lesen verlangte. „Nach der ganzen Anlage,“ sprach er, „ist kaum zu zweifeln, daß Sie ihre Absicht nicht erreicht haben sollten; und wenn das ist, so dürfen Sie weiter nicht für Ihre Söhne sorgen, das übrige soll meine Sorge sein. Vergessen

geſſen Sie es nicht, daß ich Ihnen heute geſagt habe: ſo bald ſich eine Veränderung mit der Regierung zuträgt, und ſie ſind noch nicht wieder zurück, ſo ſchreiben Sie ihnen, daß ſie eiligſt kommen.“

Beide Väter bedankten ſich für dieſe gnädigſte Erklärung des Prinzen, und bekamen eine Antwort, die der Denkart des Prinzen viel Ehre macht. „Der Mann von Verdienſt,“ ſagte er, „darf es eigentlich nicht Gnade nennen, wenn ihn der Regent an ſeinen rechten Platz ſtellt. Der Geſchickteſte und Redlichſte hat gerechte Anſprüche auf die erſten Würden des Staats. So viel Pflicht es für ieden Unterthan iſt, ſich auf irgend eine Weiſe brauchbar für den Staat zu machen, ſo viel Pflicht iſt es für den Regenten, die Kräfte iedes Unterthans zum gemeinen Beſten des Staats aufs weiſeſte zu benutzen. Ich werde wohl Urſache haben, darauf zu ſehen, wenn der Unterthan nicht ganz zu Grunde gehen ſoll.“ Hier ſeufzte der Prinz. „Ich will meinen Kopf nicht ſanft legen, bis der Schade wieder gut gemacht iſt! — Wäre denn das nicht möglich, daß der Landmann überall ſo glücklich ſein könnte, als zu Grünthal?“

„In gleichem Grade," antwortete Sommerfeld, „auch durch einerlei Mittel können sie es wohl nicht an allen Orten sein. Aber das ist ohne allen Zweifel wahr, daß die wenigsten so glücklich sind, als sie sein könnten. Für zeitlichen Wohlstand scheint ieder viel zu thun, und die meisten thun wenig; in der Oekonomie besonders finden noch viel Verbeßrungen Statt."

Hier stand der Prinz von seinem Stuhl auf: — „kommen Sie doch!" sagte er, und führte sie durch eine Thür aus seinem Zimmer in die Bibliothek. Sommerfeld und Leh verwunderten sich über die ansehnliche Sammlung. Der erste Bogen führte die Ueberschrift: Staatsschriften; und darneben stand ein Stuhl und Tischchen, worauf Tinte, Feder und Papier befindlich war. Am zweiten Bogen stand die Ueberschrift: ökonomische Schriften. „Ich habe mich bis iezt noch" sagte der Prinz, „wenig im ökonomischen Fache umgesehen, aber Ihr Beispiel hat mich aufmerksam gemacht. Grünthal ist ein unwiderleglicher Beweis, daß es nicht gleich viel ist, wie die Wirthschaft betrieben wird. Der Wohlstand dieser

Leute

Leute zeichnet sich im ganzen Lande gar zu sehr aus. Sagen Sie mir doch, wie haben Sie die Wirthschaft gefunden, und wie ist sie iezt eingerichtet? Diese Schriften werden Ihnen ohne Zweifel bekannt sein; zeichnen Sie mir die besten aus, die mich den nächsten Weg zur Einsicht in diese weitläuftige Wissenschaft führen. Ich will mir dies Studium auf einige Zeit zur vornehmsten Beschäfftigung machen."

Sommerfeld that dies, und wurde dabei von dem Prinzen in eine lange Unterredung von den Vortheilen der Stallfütterung und von Aufhebung der Gemeinheit gezogen. Jede Frage des Prinzen zeigte seine Absicht; Eifer für das Wohl der Unterthanen sprach aus ihm. Er drang nur immer auf das praktische, und wollte besonders wissen, ob diese Einrichtung an allen Orten möglich zu machen sei, und mit gleichem Nutzen eingeführt werden könne. Seine Zweifel verriethen, daß er die Einwürfe gelesen hatte, welche man gegen diese Einrichtung zu machen pflegt.

Sommerfeld war kein blinder Anhänger, kein so hartnäckiger Vertheidiger dieser

Neuerungen, daß er sie ohne alle Einschränkung hätte anpreisen sollen. Man muß allerdings dabei Lage und Beschaffenheit der Aecker in Erwegung ziehen. Das behauptete er nur, daß, wo die ganze Stallfütterung mit allen Arten von Viehe nicht anwendbar sei, sie doch theilweise angerathen werden könne, und daß außerdem da, wo das alles nicht angehe, viele andere wichtige Verbeßrungen zu machen wären, die dem Landmanne bald aufhelfen würden. Das Gespräch war noch nicht zu Ende, als sie zur Tafel gerufen wurden. „Ich komme nächstens nach Grünthal," sagte der Fürst, „und werde alle ihre Anstalten in Augenschein nehmen."

Bei der Tafel war niemand als der Prinz mit seinen dreien Gästen. Eine Suppe, ein Stück Rindfleisch mit Zugemüse, ein Braten und für iede Person ein halbes Maß Franzwein, das waren die Gerichte alle. So bald sie sich gesetzt hatten, fing der Prinz das abgebrochene Gespräch wieder an. „Aber," sagte er, „die Bauern sind gemeiniglich schwer zu Neuerungen zu bringen, wie haben Sie es angefangen, daß sie sich zu den Veränderungen bequemt haben?"

„Aller-

„Allerdings," antwortete Sommerfeld, „habe ich Schwierigkeiten gefunden; aber zwei Mittel haben mich zu meinem Zweck gebracht. Ich ging voran und that ihnen alles vor. Nach vier Jahren legte ich ihnen meine Rechnungen vor, und zeigte ihnen, was ich dabei gewonnen hatte. Sie machten freilich große Augen, weil sich bei weitem keiner von ihnen solcher Vortheile rühmen konnte; aber dessen ungeachtet standen sie unentschlossen da. Nun scheueten sie die Kosten der ersten Anlage, wollten das Geld nicht wagen, und mancher hatte es nicht zu wagen. Ich erboth mich also dazu, denen, die bedürftig waren, Geld ohne Interessen vorzuschießen; nun ging es."

„Haben Sie auch Ihr Geld wieder bekommen?"

„O ia, lange schon! Die saumseligsten wurden im sechsten Jahre mit der Bezahlung fertig."

„Gut," sagte der Fürst hier, „mein Tisch kann noch ein Gerichte missen, wenn es nöthig ist. Vom Schweisse meiner Unterthanen mag ich einmahl nicht leben. Ehe

ich ausländische Delikatessen genießen will, sollen sie inländisches Fleisch essen und Bier trinken können."

Ueber eine Stunde pflegte der Prinz nicht am Tische zu sitzen, aber diesmahl währte es so lange nicht. Der Herr bekam ein Paket Briefe. Als er einen gelesen hatte, sagte er: „der Geheimerath weiß es schon, daß Sie heute bei mir sind. Beunruhiget Sie das?"

Leh antwortete und erzählte dem Fürsten des Amtmanns und Oberförsters Unruhe darüber. „Ich wundere mich," sagte der Fürst, „daß man Ihnen diesen Antrag nicht gemacht hat. Es kann aber noch geschehen, und Sie können es ohne alle Bedenklichkeit thun. Ich werde darüber so wenig unwillig, daß ich es vielmehr gern sehe, wenn dem Geheimenrath alle meine Worte und Handlungen überbracht werden. Nur Wahrheit muß es sein, und das fürchte ich nicht einmahl, daß iemand malitiös gegen mich handeln wird. Sagen Sie diese meine Erklärung dem Amtmann und Oberförster."

Der Prinz ergriff den zweiten Brief. Man sahe an seinem Gesichte, daß dieser mehr Bewegung bei ihm machte. Mit einmahl fing der Herr an: „ich muß Sie heute eher von mir lassen, als ich Willens war; nehmen Sie es nicht übel, die Antwort leidet keinen Verzug.“ Nun wurde aufgestanden, die Gäste empfohlen sich, und der Prinz ging in sein Zimmer zurück.

Sechstes Kapitel.

Was Liebe nicht thut!

Grünthal genoß das Glück, seinen künftigen Fürsten so nahe bei sich zu haben, zwei Jahr. Es ging fast kein Tag hin, wo ihn der Unterthan nicht sahe. Er kam zu ihren Gottesdienstlichen Versammlungen, er überraschte sie bei ihren Arbeiten auf dem Felde, er suchte sie auch in ihren Häusern auf. Dabei war der Herr zu allen Zeiten herablassend und freundlich, in was für Lage er sie auch fand, und sagte ihnen selbst seine Erinnerungen so liebreich, daß sie ihm alle, wie Kinder ihrem Vater, ergeben waren. Allenthal-

halben zeigte sich auch der Einfluß seiner Gegenwart, und waren Grünthals Inwohner noch nicht fleissige und ordentliche Leute, so wurden sie es nun in allen Verhältnissen.

So bald der Prinz von des Oberförsters Naturalienkabinette hörte, so hatte er auch ein Verlangen, es zu sehen. An einem Sonntage nach dem Gottesdienste, als er den Förster in der Kirche bemerkt hatte, faßte er den Entschluß, dahin zu gehen, und der Prediger, auch Sommerfeld mußten ihn dahin führen.

Eichenbusch hatte wirklich die vorher gegangene Belehrung von den Gesinnungen des Prinzen in Absicht seiner geheimen Aufträge nöthig, wenn er iezt nicht äußerst verlegen sein, und gar in ängstliche Furcht gerathen sollte. Nun konnte er aber freimüthig mit dem Herrn sprechen, und ließ sich eifrig angelegen sein, ihm alles vorzulegen. Der Prinz zeigte Geschmack und fand viel Vergnügen an den Werken der Natur und Kunst. Bei dem Eintritt in das Zimmer wurde er freilich, wie ieder andere, überrascht, weil der Anblick die Erwartung übertrift;

trift; er ließ aber dadurch seine Aufmerksamkeit auf das Einzelne nicht schwächen, und hielt sich länger dabei auf, als man erwartet hatte.

Der Amtmann benutzte diese Gelegenheit, dem Prinzen seine Ehrfurcht zu bezeigen, und stand im Hause, als er aus dem Naturalienkabinette zurück kam. Er ging gerade auf den Prinzen zu. Der Prinz fragte ihn, wer er sei, und sagte darauf mit einem freundlichen Gesicht: „Ich bedanke mich für Ihre Liebe, Herr Amtmann. Weil Sie nicht zu mir kommen dürfen, so ergreifen Sie diese Gelegenheit, mir Ihr Kompliment zu machen. Ich nehme Ihnen das nicht übel, Sie müssen den Befehlen gehorchen, die Ihnen gegeben werden. Ihr Gehorsam soll Ihnen nicht meine Ungnade zuziehen, sondern meine Gnade, wenn Sie Pflicht und Gewissen dabei nicht verletzen.“ Nun waren Amtmann und Förster beruhiget.

Mit dem Kapitain, mit dem Prediger und mit Sommerfelden unterhielt der Herr einen Umgang, der mehr als Zeitvertreib zur Absicht hatte. Man hielt keine andern

dern als lehrreiche Unterredungen. Gemeiniglich pflegte der Prinz vorher zu bestimmen, worüber er bei der nächsten Gelegenheit ihre Gedanken zu hören wünschte, und Sommerfeld sowohl als Leh sprachen dann gewiß nichts, was nicht wohl durchdacht und überlegt war. So kamen sie zum Prinzen, und der Prinz kam auch zu ihnen. Endlich setzte der Prinz drei Tage in der Woche fest und bath, daß ihm an iedem derselben einer von ihnen vormittags Unterhaltung geben möchte. Seine Erklärung dabei war seiner würdig:

„Sie kennen," sagte er, „meine Bestimmung und meinen Wunsch, ich möchte gern ein guter Fürst werden. Die Stunde rückt immer näher, da ich werde die Regierung übernehmen müssen, und ich muß noch viel lernen. Wenn ich erst Fürst bin, hat man weniger Muth, mir etwas zu sagen; thun Sie es ietzt, da ichs noch nicht bin. Alles, was mich mit der Beschaffenheit des Landes und der Unterthanen bekannter macht, was mich die Fehler der ietzigen Regierung und ihren schädlichen Einfluß auf das Verderben des Staats einsehen lehrt, was be-

son-

sonders zur Wiederaufnahme desselben dienen kann und was zu einem guten Regenten gehört, das werde ich mit großem Vergnügen von Ihnen hören.“

Sommerfeld hätte den Prinzen küssen mögen, so liebenswürdig fand er ihn in dieser Erklärung. Nun that er sonst nichts, als daß er auf die Unterhaltung des Prinzen studirte; er las die besten dazu dienlichen Schriften, und gab sie nachher dem Prinzen selbst in die Hände. Als er einst von der großen Armuth des Landes sehr ausführlich gesprochen, und die Ursachen derselben sehr deutlich aufgedeckt hatte, gingen dem Prinzen die Augen über. „Es geht mir herzlich nahe“ sagte er mit wehmüthiger Stimme, „daß so viele tausend Menschen leiden müssen. Freilich hätte ich das Unglück abwenden können, wenn ich gleich andere Maßregeln genommen hätte. Aber ich habe aus kindlicher Ehrfurcht gefehlt. Nun es so weit ist, wollte ich nicht gern Aufsehen machen und denke täglich, daß es sich ändern soll. So viel in meinen Kräften steht, will ich alles wieder gut machen.“

In der Residenz hörte man kein Wort von den Umständen des alten Fürsten sprechen. Der Superintendent fuhr täglich zur gesetzten Stunde nach Hofe; weiter hatte man keinen Beweis für das Leben des Herrn, und so lange dies geschah, mußte man glauben, er sei nicht todt. Alle, die um ihn waren, mochte man fragen, wie man wollte, die Antwort war immer dieselbe: der Herr befindet sich wohl. Nothwendig mußten also die Aeußerungen des Prinzen, daß es nicht lange währen würde, Aufmerksamkeit erregen. Bei aller Wachsamkeit wurde der Geheimerath dennoch betrogen, und der Erbprinz hatte genauere Nachrichten von seinen geheimen Anlagen, als er von den öffentlichen Handlungen des Prinzen hatte. Unterdessen währte es doch immer länger, als man dachte, und der Fürst war bereits in das vier und achtzigste Jahr getreten.

Ohngefähr ein Jahr nach iener Aeußerung des Erbprinzen kam der Kapitain zu Sommerfelden als der Oberförster bei ihm war. Er trat mit den Worten in die Stube: „Nun werden wir den Prinzen

bald

bald verlieren! Die Pferde ſtehen angeſchirrt im Stalle, der Fürſt liegt in der äußerſten Schwachheit.“

„Sind Sie auf dem Schloſſe geweſen?“ fragte Sommerfeld.

„Ja!“ antwortete der Kapitain, „ich komme eben daher. Der Prinz iſt ſehr gerührt; — er will aber allein ſein.“

Eichenbuſch hatte dieſe Nachricht kaum gehört, ſo ſtand er ſchleunig auf und ging fort. „Ich muß etwas verſuchen,“ weiter ſagte er nichts. Wie man nachher aus ſeinem Hauſe hörte, ſo hatte er ſich ſogleich ſein Pferd ſatteln laſſen und war fortgeritten ohne weiter etwas zu beſtellen, als daß man auf ihn nicht warten ſolle. Dies war früh um neun Uhr geſchehen.

„Heute“ ſagte der Kapitain, „bleibe ich bei Ihnen, wenn Sie mich ſchon nicht haben wollen.“ Der Weg von der Reſidenz nach dem Bergſchloſſe ging gerade durch Grünthal. Natürlich mußte alſo die Nachricht vom Tode des Fürſten hierher zuerſt kommen, und dieſe Nachricht wollte der Kapitain abwarten. Sie warteten

von einer Stunde zur andern, setzten sich zu Tische, standen wieder auf, und es war noch keine Nachricht da. Endlich gegen vier Uhr kam iemand mit einer Schnelligkeit geiagt, die durch das ganze Dorf allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Auch Sommerfeld ward an das Fenster gezogen, es war der Oberförster.

Zum Entsetzen arbeitete das Pferd, es lief aus Leibeskräften, was es laufen konnte. Den Reiter konnte man kaum erkennen. Sein Kleid war, wie das Pferd, von unten bis oben bespritzt, den Hut hatte er angebunden, und unter denselben war der schwarze Schweiß über das Gesicht herunter gelaufen und so mit den Händen herum gewischt worden, daß er nicht viel anders aussahe als ein Kohlenbrenner. Sommerfelden nikte er mit dem Kopfe zu und sagte: „der Fürst ist todt!“ setzte aber dabei dem Pferde die Sporn von neuem in die Seite und iagte immer nach dem Bergschlosse zu.

Sommerfelds Haus lag am Ende des Dorfs auf der mittäglichen Seite nach dem Bergschlosse; das Forsthaus aber lag am andern Ende, wo man von der Re-

siden-

fidenz herein kam. Eichenbusch war, wie man gleich sahe, vor seinem Hause wie vor Sommerfelds Hause vorbei geritten, und hatte nicht einmahl einen Wink geben können, weil sich gerade niemand am Fenster sehen ließ. Als er vorbei war, trit der Sohn heraus, und sieht den Vater dahin iagen. Verwunderung und Bestürzung überfällt ihn, doch läuft er dem Vater nach, um zu sehen, wo er bleiben werde. Er kam aber noch nicht ganz an Sommerfelds Haus heran, so hört er von einem Bauer, der die Nachricht aufgefanzen hatte, daß der Fürst todt sei. Gleich kehrt er um, und mit ihm läuft diese Nachricht vom Tode des Fürsten durchs ganze Dorf zurück. In wenigen Minuten wußte sie iedes Kind.

Man sahe es allen an, daß sie leichter athmeten. Jedes Grünthalsche Gesicht trug einen feierlichen Ernst an der Stirn mit einer heitern Miene vermischt, durch welche die im Grunde des Herzens aufblühende Freude immer hindurch brechen wollte Sommerfeld saß mit dem Kapitain und Onkel in der Ecke des Zimmers, wo ein Fenster die Aussicht in das Dorf gab, und auf der andern

Seite das Bergschloß gesehen werden konnte. Man sprach von nichts als Hoffnung und Freude, und sahe nur immer nach dem Wege hin, ob der Förster nicht zurück kommen würde. Endlich kam er auf des Prinzen bestem Reitpferde zurück, ritt aber wenig mäßiger als zuvor. Auch ietzt hielt er nicht an. Man winkte ihm, aber: „ich müßte liegen bleiben, wie mein Pferd, wenn ich kalt würde, ich komme bald zu Ihnen!“ sagte er, und iagte fort.

Der Oberförster konnte kaum in seinem Hause sein, so kam eine fürstliche Kutsche aus der Residenz mit sechs Pferden bespannt, denen das Wasser immer auf den Keulen herunter lief. Man sahe nur auf den Wagen, und konnte nicht früh genug erkennen, wer drinnen saß. Endlich kam er nahe, es war der Geheimerath, der diesmahl ein so gnädiges Kopfnicken nach Sommerfelds Fenster hingab, als er noch nie gegeben hatte.

Der Lackai hinten auf dem Wagen glaubte unstreitig mehr zu wissen, als Grünthals Inwohner, und wollte vermuthlich von der ietzt zu überbringenden Nachricht ein Zeichen geben,

geben, indem er vor Sommerfelds Hause den Hut abnahm und damit in der Luft herum schwenkte. Beinahe hätte er aber durch diesen unvorsichtigen Streich ein Jubelgeschrei des zusammen gelaufenen Volks erregt. Es war lauter junges Volk, das sich dies Zeichen als eine Aufforderung erklärte, und schon im Anschlage stand. Kaum daß sie Leh durch seine Drohung noch zurück bringen konnte.

Man konnte mit seiner Verwundrung nicht fertig werden, daß der Erbprinz noch nicht kam. „Die Pferde," sagte der Kapitain, „standen doch angeschirrt! Sollte denn der Fürst darauf gewartet haben, daß ihn der Geheimerath abholen solle?"

Siebentes Kapitel.

Endlich kommt der Lohntag doch!

Auf den Abend endlich kam der Oberförster zu Sommerfelden. „Herr Gevatter," rief ihm der Onkel beim Eintritt in die Stube zu, „heute haben Sie ihre Sache vortrefflich gemacht!"

„Das dächte ich auch!“ antwortete er, und dabei warf er sich so in die Brust, daß er schnurgerade um einige Zoll länger da stand, und mit ieder Bewegung das eigene Gefühl seiner Würde stark ausdrückte.

„Sagen Sie mir nur,“ sagte der Kapitain, „wie Sie auf den Einfall gekommen sind, und wie Sie das haben möglich machen können?“

„Ja,“ antwortete Eichenbusch, „einen Kopf muß man haben, wenn man etwas Großes ausführen will? Ich höre schon, Sie sind neugierig! Geben Sie mir nur eine Pfeife, ich habe seit Mittag noch keine geraucht, so will ich Ihnen alles erzählen.“ Er stopfte sich eine Pfeife, und fing nun seine Erzählung an.

„Das werden Sie mir glauben, ohne daß ich schwöre, daß ich dem Erbprinzen mehr zugethan war als dem alten Fürsten und seinem Geheimenrath, der uns das Leben sauer genug gemacht hat. Lieber hätte ich dem Prinzen Nachrichten vom Hofe zugetragen, als daß ich Nachrichten von dem Prinzen dem Geheimenrath

Euth zuschickte, wenn ich nur gedurft hätte. Es war mir ia bei Kassation verbothen, zu ihm zu gehen. Ich lauerte aber auf Gelegenheit, dem Prinzen dienen zu können, ohne Gefahr verrathen zu werden.“

„Als ich heute früh von Ihnen hörte, daß der Fürst dem Tode so nahe wäre, dachte ich: nun ist es Zeit, wenn du doch könntest dem Prinzen die erste Nachricht überbringen! Ich nahm also mein Pferd, und ritt fort. Sie wissen doch, daß ich einen Bruder habe, der Kammerlackai ist! Während der Krankheit des alten Fürsten hat er fast Tag und Nacht auf dem Schlosse sein müssen, wobei es gewiß nicht anders sein konnte, als daß er als Vertrauter des Geheimenraths von allen heimlichen Anschlägen Wissenschaft haben mußte. Aber wenn er mir doch nur einmahl ein Wort gesagt hätte! Jetzt, dachte ich, wird er wohl anderes Sinnes sein, wenn er sieht, daß der Fürst sterben muß. Ich zog also mein Pferd ein, und ging zu ihm.“

„Zum Glück war mein Bruder eben zu Hause. Weil es nicht möglich war, daß er länger hatte wachen können, so mußte der

Geheimerath unterdessen selbst bei dem Fürsten bleiben, und ihn ein paar Stunden nach Hause gehen lassen. Er stand eben aus dem Bette auf, als ich in die Stube trat. Ich sprach mit ihm ganz allein. Höre, Bruder, sagte ich, nun ist es doch wohl Zeit, daß wir auf die Zukunft denken; wenn der Fürst todt ist, so kann der Geheimerath sich selbst nicht, vielweniger Dich schützen. Du mußt darauf denken, daß du dich beim Erbprinzen insinuirst; mit der aufgehenden Sonne muß mans halten, nicht mit der untergehenden! Weißt du was! Gib mir nur einen Wink, so bald der Fürst die Augen zuthut; dann will ich mich den Augenblick aufsetzen und dem Prinzen die erste Nachricht bringen."

„Mein Bruder bedachte sich einen Augenblick und antworte mir dann: Ja, Bruder, das geht an. Denkt doch der Geheimerath selbst auf Ränke, wie er den Kopf aus der Schlinge ziehen will. Er hat den Plan gemacht, daß der Tod des Fürsten verschwiegen gehalten werden soll. Es kommt deswegen keine Sele in das Zimmer zum Fürsten als er, der Leibmedikus und

ich.

ich. So bald nun der Fürſt die Augen zuthut, ſoll ich ihm Nachricht bringen und den Leibmedikus bei der Fürſtlichen Leiche laſſen. Er will alsdann ſo gleich zum Prinzen fahren, will vorgeben, daß er endlich den Fürſten mit vieler Mühe dahin gebrach habe, ſeinen Erbprinzen zu ſich zu laſſen, und wenn er denn mit dem Prinzen kommen wird, ſoll ich ſagen: der Fürſt ſei den Augenblick eingeſchlafen. Ich will alſo, ehe ich zum Geheimenrath gehe, zu dir kommen, und dann reit, was das Zeug halten will. Erfährt er auch nachher den Betrug, ſo kann er uns doch nicht mehr ſchaden.“

„Nun können Sie denken, wie ich geritten bin; um drei Uhr ritt ich aus der Reſidenz und um vier Uhr hatte ich das Schloß ſchon wieder im Rücken. Aber ich war kaum vom Pferde geſtiegen, ſo viel es um und war todt. An der Treppe kam mir ſchon ein Lackai entgegen geſtürzt, ich ſagte: hurtig, wo iſt der Erbprinz? und indem ich aufſah, kam mir der Erbprinz auch entgegen. Gnädigſter Herr, rief ich, Sie ſind mein Fürſt, ich bin der erſte, der das Glück hat,

Ihnen den Eid der Treue zu schwören — und küßte ihm den Rock.“

„Ist mein Vater todt? fragte der Fürst. Ja, mein Fürst, sagte ich, und erzählte ihm nur mit zwei Worten den Plan des Geheimenraths. Wie ein Wetter war der Wagen da! Eilen Sie nach Hause, Herr Forstmeister, sagte der Prinz, und kleiden Sie sich um, daß Sie nicht kalt werden; Sie könnten den Tod davon haben. Hierauf zog er seine goldene Uhr aus der Tasche und überreichte sie mir mit den Worten: tragen Sie sie mir zum Andenken. Ihr Pferd will ich Ihnen so gut ersetzen, als ich so gleich kann, lassen Sie sich mein bestes Reitpferd geben. — Nun setzte sich der Fürst in den Wagen, und ich stieg auf mein Pferd. Es dauerte mich, daß ich es so angreifen sollte, aber ich mußte mich erhitzen, damit der Schweiß nicht zurück treten sollte. Durch und durch war ich naß; von dem Zeuge, das ich anhatte, kann ich nichts wieder anziehen.“

„Der Fürst ist ja nicht hierdurch gekommen!“ sagte Sommerfeld, und der Herr Forstmeister gab die Erklärung, daß er einen Umweg genommen habe, dem Geheimen-

menrath nicht zu begegnen. — Auch der Geheimerath nahm seinen Rückweg nicht durch Grünthal.

Nun bekam der Herr Forstmeister von allen wegen seiner heutigen Handlung Beifall und Lobsprüche, auch Glückwünsche zu seiner Erhöhung, die er schon mit einer ziemlich gnädigen Miene aufnehmen wollte, als ihm Sommerfeld einen Blick gab, den er zu seinem Glücke verstand. Endlich setzte man sich zu Tische, trank des neuen Fürsten Gesundheit hoch, und unterhielt sich den ganzen Abend mit der allgemeinen Freude, welche die Nachricht von dem Tode des alten Fürsten in wenigen Stunden über das ganze Land verbreiten würde. Der Kapitain vergaß nicht zu erinnern, daß morgen an Karln und Franzen geschrieben werden müsse.

Beinahe wäre man den folgenden Morgen in seiner Freude irre gemacht worden. Um neun Uhr fuhr die Post durch Grünthal, und, wie gewöhnlich, hielt der Postillon an, mit seinen Passagieren ein Glas Brandwein zu trinken. „Nun," fragte der Wirth, „wie stehts in der Residenz, weinen die Bürger brav?"

„Warum

„Warum sollten sie denn weinen?“ antwortete der Postillon. Zum Lachen schicken sie sich an, der Fürst wird bald sterben.“

„Der Fürst ist ia gestern schon gestorben,“ sagte der Wirth, und hätte sich beinahe ernstlich mit dem Postillon darüber gestritten, wenn nicht alle Passagier versichert hätten, daß der Fürst noch lebe. Von der Ankunft des Erbprinzen hatten sie kein Wort gehört, und wollten auch den Versichrungen davon keinen Glauben geben. So bald die Post fort war, lief der Wirth zum Herrn Forstmeister, der Forstmeister lief zum Herrn Gevatter Leh und zu Sommerfelden, und iedermann im Dorfe gerieh darüber in Ungewißheit und Bestürzung.

Gegen Mittag reiseten einige Handwerkspursche durch Grünthal. Sie kamen aus der Residenz, und brachten dieselbige Nachricht, daß der Fürst wohl krank, aber nicht todt sei. Endlich kam der Kapitain von Sommerlust; man hatte ihm die neue Nachricht auch gebracht, und sich ausdrücklich auf den Gastwirth zu Grünthal berufen. Sommerfeld hatte schon angefangen, Briefe zu schreiben, aber er legte

sie

ſie wieder weg. Weil man ſich nun gar nicht aus der Ungewißheit helfen konnte, ſo entſchloß ſich Eichenbuſch, Gewißheit zu holen, und ritt noch einmahl nach der Reſidenz. Unterdeſſen ſaßen Sommerfeld, der Kapitain und der Onkel bei einander und ſchlugen ſich mit Muthmaßungen herum.

Das war möglich, der Prinz konnte auf das Schloß gelangen, ohne daß der Bürger in der Reſidenz etwas davon erfuhr. Eben der Weg, den der Prinz genommen hatte, brachte ihn von einer Seite dahin, von welcher man unbemerkt auf das Schloß kommen konnte. Aber deſſen ungeachtet konnte doch ſeine Gegenwart nicht verſchwiegen bleiben. Iſt der Fürſt todt, raiſonnirten ſie, ſo würde ia der Herr ſelbſt ſeine Gegenwart dem Bürger zum Troſte bekannt machen laſſen; lebt aber der Fürſt, ſo würde die Ankunft des Prinzen durch die Bewegungen, die der Fürſt, oder eigentlich der Geheimerath dagegen machen würde, bald genug bekannt werden. Man konnte alſo die Wahrheit mit Muthmaßungen nicht ergründen, man mußte warten, bis Eichenbuſch zurück kam. Er kam.

„Nun

„Nun wie stehts mit dem Forstmeister?“ rief ihm Sommerfeld entgegen.

„Sehr wohl!“ antwortete Eichenbusch. „Der Fürst lebt, aber nun mag er in Gottes Nahmen leben. Er hat sich mit dem Erbprinzen ausgesöhnt, ihm die Regierung übergeben, und den Geheimenrath in Ketten und Banden setzen lassen.“

Verursachte die heutige erste Nachricht des Postillions Bestürzung und Verwunderung, so that es diese gewiß noch mehr. Daß ein Mensch stirbt, oder dafür angesehen wird, daß er todt sei, und nachher sich wieder erholt, das kam ihnen lange so unglaublich nicht vor, als daß der alte Fürst leben, und der Geheimerath in Ketten und Banden sein sollte. Indes war Eichenbusches Nachricht wirklich wahr, und nachfolgende Erzählung hob allen Zweifel.

„Die Thore standen offen,“ sagte Eichenbusch, „also war das wenigstens gewiß, daß man den Tod des Fürsten noch nicht bekannt gemacht haben mußte. So bald ich mein Pferd abgegeben hatte, ging ich gerades Weges zu meinem Bruder. Er war

dies-

diesmahl nicht zu Hause; der Wirth schloß mir aber seine Stube auf, und ich vertrieb mir die Zeit, so gut ich konnte, bis er endlich kam. Nun erfuhr ich die ganze Geschichte.“

„Als mein Bruder dem Geheimenrath die Nachricht vom Tode des Fürsten überbracht hatte, geht er wieder auf das Schloß zurück, den Leibmedikus von der Wache bei der Fürstlichen Leiche abzulösen. Aus langer Weile ergreift er ein Buch und liest. Bei iedem Absatz schlägt er die Augen einmahl auf, und sieht nach der Leiche hin. Ohngefähr nach einer Stunde thut er das auch und wird gewahr, daß vor der Nase des Fürsten eine kleine Feder liegt, die sich ein wenig bewegt. Geschwind wirft er das Buch weg und läuft zum Bette des Fürsten.“

„Man kann sich seine Angst vorstellen, da er ganz allein war. Vor dem Vorzimmer standen Bediente genug, aber was half ihm das? Er durfte keinen hereinrufen, und holen konnte er auch niemand lassen, weil er wußte, daß der Geheimerath verreiset war, und der Leibmedikus um diese Zeit täg-

täglich zu Pferde saß. Also mußte er lediglich bei sich selbst Rath suchen. In der Angst nimmt er kaltes Wasser und spritzt dem Fürsten damit in das Gesicht; er nimmt Spiritus und hält ihm den vor die Nase; er nimmt einen Tuch, und fängt an zu frottiren. Der Athem wird während dieser Beschäftigungen immer stärker, und endlich schlägt der Fürst die Augen auf. Er schlägt sie aber bald wieder zu, wieder auf und wieder zu, und ist so matt, daß er kein Wort spricht. Mein Bruder gibt ihm Liquor auf Zucker, bestreicht ihm das Gesicht mit Schauerschen Balsam und ängstiget sich mit ihm, bis der Erbprinz herein tritt."

„Gott sei ewig gelobt, Bruder, rief hier mein Bruder aus, mir zitterten alle Glieder am Leibe, als ich den Erbprinzen erblickte, aber Gott hat der Sache einen herrlichen Ausgang gegeben."

„Der Prinz war vor Schrecken in der Thür stehen geblieben, als er sieht daß der Fürst noch lebt. In dem Augenblick aber schlägt der Fürst die Augen auf, und fängt mit einmahl an zu reden, als wenn ihn der Anblick des Erbprinzen gestärkt hätte. „Mein lie-

lieber, einziger Sohn," sagt der Fürst indem er seine Hand dem Prinzen entgegen reckte, „man denkt im Angesichte des Todes anders als weit davon; warum hast du mich so lange auf dich warten lassen?"

Man sahe es dem Prinzen an, er war durch und durch erweicht; er faßte sich aber und antwortete dem Fürsten ganz in dem herzlichen und vertraulichen Tone, den er angegeben hatte. „Bester Vater, ich habe auf den Knien zu Gott darum gebetet, daß Sie mich verlangen möchten, und wäre gern zu Ihnen geflogen, wenn ichs gewußt hätte. Mir hat kein Mensch ein Wort gesagt."

„Ja doch, vor vier Wochen schon hat mir der Geheimerath gesagt, daß du nicht kommen wolltest."

„Bester Vater, glauben Sie meinen Worten, der Geheimerath ist an allem schuld." — Hier rief der Erbprinz meinen Bruder zum Zeugen auf, und so wie dieser den ganzen Plan des Geheimenraths erzählt hatte, kam gerade der Geheimerath zurück und trat in das Zimmer des Fürsten. „Niederträchtiger," sagte der Fürst zu ihm,

„geh aus meinen Augen. Er soll den Augenblick geschlossen und frei über die Straße nach der Voigtei geführt werden.“

„Der Erbprinz ging gleich selbst in das Vorzimmer und gab Ordre, daß des Fürsten Befehl vollzogen werden mußte. Als er wieder herein kam, versuchte er, eine Vorbitte für den Geheimenrath einzulegen, aber der Fürst antwortete: „Ich gebe alles in deine Hände, du bist Fürst; nur den Geheimenrath nehme ich aus. So lange ich über der Erde bin, soll er in Ketten und Banden sitzen; bin ich aber unter der Erde, so mache du mit ihm, was du willst.“ Hier war der Fürst so matt gewesen, daß er wieder, wie zuvor, als todt da lag.

„Das ist wahr,“ antworteten der Kapitain, der Onkel und Sommerfeld, wie wunderbar sind Gottes Wege! Boshaft will der Geheimerath die Zusammenkunft des Fürsten und Erbprinzen hindern, und am Ende muß er sie durch seine List befördern.“ — Ei“ sagte der Forstmeister, „wenn ich nur den Einfall nicht hatte, dem Erbprinzen die erste Nachricht zu bringen!“

gen!“ — Sie lachten alle, und ließen ihn diesmahl ungeſtraft durch.

Den zweiten Tag nachher kam die Nachricht wieder, daß der Fürſt todt ſei, und nun war ſie gewiß wahr. Man überbrachte bald umſtändliche Erzählungen, daß die Thore der Reſidenz verſchloſſen waren, und ſelbſt von den Grünthalſchen Einwohnern hatten einige das Schickſal, daß ſie nicht heraus kommen konnten. So bald ſie wieder geöffnet wurden, reiſete der Herr Forſtmeiſter zum dritten mahle nach der Reſidenz, und machte dadurch die Nachrichten von dem Ende des Fürſten vollſtändig.

Ohngefähr zwei gute Stunden hatte der Herr in den beiden letzten Tagen gehabt, ieden Morgen eine, in welcher er einige Kraft zu reden hatte. Dann waren aber alle Kräfte für den ganzen Tag erſchöpft. In der erſten Stunde fing der Fürſt an, mit dem Prinzen von der Vermählung zu reden. Er wußte ſich gar nicht zu beſinnen, daß der Prinz iemahls ſeine Neigung für irgend eine Prinzeſſin geäußert hätte, und gab ietzt ſeine väterliche Einwilligung mit Freuden.

In der zweiten Stunde am letzten Tage ergriff der Fürst Gelegenheit, von der Regierung zu sprechen. Seine Absicht war ohnstreitig gut, aber die Kräfte fehlten ihm. Hatte er ein paar Worte gesprochen, so mußte er erst wieder ausruhen, und wenn er wieder Kräfte hatte, war der Gedanke weg. Dies waren seine letzten Worte: „Lieber Sohn, du bekommst in der Prinzessin eine würdige, weise und sanfte Gemahlin; ehe du ein hartes Urtheil fällst, sprich mit ihr. Sie wird einen sanften Einfluß auf dein Herz und in deine Entscheidungen haben, der dir hinten nach allezeit lieb sein wird. Denkst du noch wohl an deine Mutter?“ — Gegen Abend ging sein Athem so still und allmählig aus, wie eine Flamme, die keine Nahrung mehr hat.

Achtes Kapitel.

Am Hofe und in der Regierung gehen groſse Veränderungen vor.

Man hatte ſich in der Reſidenz den Ausgang der Sachen durchaus anders vorgeſtellt, als er wirklich erfolgte. Wer konnte das in der Lage auch denken, daß der Erbprinz ſeinem Vater noch die Augen zudrücken würde? Jedermann glaubte, daß der Fürſt ſeinen Nachfolger im Leben nicht wieder ſehen, und daß vor allen Dingen der Geheimerath ſich in Sicherheit bringen würde, ehe er den Tod des Fürſten bekannt werden ließe. Der letzte Umſtand, daß der Geheimerath der Unterſuchung entgehen ſollte, war den Wünſchen des Landes am wenigſten gemäß, und man hatte ſchon alle Anſtalten gemacht, ſeiner Entweichung zuvor zu kommen.

Zwanzig der vornehmſten iungen Bürger bereden ſich in der Stille mit einander, daß ſie dem Erbprinzen die erſte Nachricht vom Tode des Fürſten überbringen wollten. Ihre Anlage war klug genug gemacht. Vor

allen Dingen mußten sie darauf bedacht sein, daß sie selbst diese Nachricht früh genug bekamen. Hierzu war nun kein sicherer Weg zu erdenken als der durch den Leibmedikus, und dieser ließ sich auch bereitwillig finden, sich gegen zweihundert Stück Luisd'or zu verpflichten, daß er so gleich Nachricht davon geben wollte.

Geschah dies, so erreichten sie ihre Absicht gewiß. Es waren alles Männer, die sich eigene Reitpferde hielten und den Augenblick aufzusitzen bereit waren. Aber Eichenbusch gab der Sache eine andere Wendung, und — der Leibmedikus hätte den Tag nicht spatzieren reiten sollen. Doch verloren die Bürger dabei nichts, als die Freude, Ueberbringer dieser Nachricht zu sein; ihre Absicht wurde erhalten.

Man hätte den Zusammenlauf von Menschen sehen sollen, als der Geheimerath geschlossen nach der Voigtei geführt wurde! Der Weg vom Schlosse bis dahin war nicht gar zu lang, aber mehr als tausend Menschen waren um ihn, ehe er das Gefängniß erreichte. Wenn doch ein einziger dabei gewesen wäre, der Mitleiden mit ihm gehabt hätte!

hätte! „Lohntag bleibt nicht aus!“ sagte der eine, „das habe ich immer gehört.“ —, Er hat lange genug Leute gequält,“ sagte der andre, „nun kann er auch fühlen, wie einem das gefällt!“ — „Er hat es zu arg gemacht, es war nicht möglich, daß er ungestraft von der Welt kommen konnte!“ sagte der dritte, und so murmelte man weiter um ihn herum, doch so laut, daß er seinen Nachruhm deutlich genug vernehmen konnte. Nachdem er sich ihren Augen entzogen hatte, ging das Volk auseinander und trug diese Nachricht so schnell durch alle Straßen der Residenz, daß sie in der ersten Viertelstunde allgemein bekannt war.

Nun fing man auch an, über den Vorfall nachzudenken, aber kein Mensch konnte sich darin finden. So lange Jahre hatte der Geheimerath des Fürsten ganze Gnade gehabt, er konnte thun, was er wollte, alles war recht; und ietzt mit einmahl wurde er so hart gestraft, so öffentlich beschimpft, so ganz verworfen, ietzt, da der Fürst, in äußerster Schwachheit liegen sollte, und man am wenigsten erwartet hätte, daß er sich um etwas bekümmern würde. Wer konnte das mit einander reimen!

Als den andern Tag die Lackaien, welche die Aufwartung gehabt hatten, abgelöset wurden, kam durch sie die Nachricht aus, daß gestern gegen Abend der Erbprinz angekommen sei. Diese freudige Bothschaft übertraf aller Menschen Erwartung viel zu viel, als daß sie leicht hätte geglaubt werden sollen; und als man endlich der Wahrheit nicht mehr widersprechen konnte, ward das Gefühl der Freude durch Bestürzung und Verwunderung noch geschwächt. Man wollte gar zu viel wissen; die Lackaien konnten das Publikum nicht befriedigen. Wem hat man denn die unverhoffte Ankunft des Erbprinzen zu verdanken? Ist er von dem Fürsten verlangt worden, oder ist er eigenmächtig eingedrungen? Wie hat ihn der Fürst aufgenommen? Wer hat den Geheimenrath eigentlich gestraft, der Fürst oder der Erbprinz? — Von diesen und mehr dergleichen Umständen wünschte man Licht zu haben und konnte es doch nicht bekommen.

Endlich den zweiten Tag darauf mußte man dem Kammerlackaien Eichenbusch wieder einige Ruhe verstatten. Der Mann konnte

konnte vor allem Anlauf ſeine Wohnung nicht erſt erreichen, wer ihn kannte, rief ihn auch an. Nun erfuhr man die Wahrheit nach allen Umſtänden, und ſo gleich verdrängte die Freude iede andere Empfindung aus den Herzen der Unterthanen. Man ſahe nun Kabale und Intrigue aufgedeckt, und verdankte der Vorſehung die glückliche Wendung, die kein Menſch erwartet hatte. Selbſt gegen den alten Fürſten erwachte im Bürger die erloſchene Liebe wieder. Wenigſtens ging Unwille in Mitleiden über, und die Nachricht von dem Tode des Fürſten machte dem größten Theile der Reſidenz heute ganz andere Empfindungen, als er vor einigen Tagen gemacht haben würde. Man ſchloß die Thore der Reſidenz zu, und der Unterthan ſchloß das Herz auf. Nun war Prinz Ferdinand Fürſt.

Fürſt Ferdinand ſtand am Bette des ſterbenden Vaters bis zum letzten Othemzug; dann ging er auf ſein Zimmer in die Einſamkeit, und nach Verlauf einer Stunde öffnete er iedermann den Zugang zu ſich. Die Tochter des unglücklichen Geheimeraths war die erſte, ſie demüthigte ſich mit einem Fuß-

fall, und bat um Gnade für ihren Vater. „Ja," sagte der Fürst, indem er sie von der Erde aufhob, „ia, ich will alles vergessen! So bald die Fürstliche Leiche zu ihrer Ruhe gebracht ist, sollen Sie Ihren Vater wieder haben. Sie sind Tochter; ehren Sie den Vater, und hassen Sie seine Verbrechen. Seine Schande iagt ihn zum Lande hinaus, und ich will ihn zu seiner Strafe nicht zurück halten."

Unterdessen warteten schon mehr Geschäffte auf ihn, zu deren Vollziehung die Diener auf seinen Befehl da standen. In Absicht der Fürstlichen Leiche mochte ihm wohl der Gedanke gegenwärtig sein: Laß die Todten ihre Todten begraben. Er entledigte sich dieser Sorge ganz kurz, indem er dem Hofmarschallamte den Befehl gab, daß alles pünktlich nach den Vorschriften eingerichtet werden sollte, die sein Herr Vater bei dem letzten Todesfall seiner Frau Mutter gegeben hatte. „Ich weiß wohl," setzte der Herr hinzu, „daß ich eine ganz andere Oekonomie werde einführen müssen; aber ich will die Sparsamkeit da nicht suchen, wo meine Unterthanen etwas zu verdienen hoffen."

Noch ein Geschäfft, das keinen Verzug litte, war die Bekanntmachung des Todesfalls, und die Huldigung des neuen Fürsten. „Es ist Huldigung genug," sagte Fürst Ferdinand, „wenn mir meine Unterthanen vor ihren gewöhnlichen Gerichtshöfen den Eid der Treue schwören. Außerordentliche öffentliche Feierlichkeiten erfordern unnützen Aufwand, der dem Lande zur Last fallen muß. Aber diese meine Erklärung soll man allen und ieden, besonders der Dienerschaft, vom ersten bis zum letzten, dabei bekannt machen: daß ich mich eifrigst bemühen werde, meine Fürstenpflicht redlich zu erfüllen; daß ich aber auch von iedem unverbrüchliche Treue und unermüdeten Diensteifer verlange." Also wurden unverzüglich die Veranstaltungen dazu nach dem Willen des Fürsten getroffen.

Gleich den folgenden Tag meldeten sich vier von den Fürstlichen Räthen und zwei Sekretair aus der Regierung und Kammer, die um ihre Entlassung baten, unter welchen sich auch der Regierungsrath Leh befand. Letzterer gab als Ursache an, daß die Lage seiner Umstände erfordere, näher

bei

bei seinen Güthern im Vaterlande zu leben; die übrigen aber wandten theils Alter, theils schwächliche Gesundheitsumstände vor, die ihnen die zu ihren Diensten nöthigen Kräfte versagten. Für die meisten war es gut, daß ihr Schicksal nicht von dem Bürger abhing. Man sprach in der Residenz frei, daß sie mit dem Geheimenrath nach einem Plane gehandelt, und sich durch Ungerechtigkeit so bereichert hätten, daß sie und ihre Kinder auf ihre ganze Lebenszeit gut versorgt wären. Der Fürst schrieb aber ohne Bedenken: fiat! „Strafen," sagt er, „will und kann ich Verbrecher nicht, denen man so lange Zeit und Gelegenheit gelassen hat, ihre Ungerechtigkeiten auszuüben; und sie schämen sich vielleicht unter Menschen zu leben, in deren Augen sie bei allen äußerlichen Ehrenbezeugungen doch ihre Verachtung lesen würden. So ists am besten, daß sie gehen. Es werden sich wohl würdigere Männer finden, die in ihre Stellen treten können."

Woher diese Männer kommen würden, wußte der Fürst in dem Augenblick selbst noch nicht; indes erwartete iedermann, daß

es sich bald ausweisen würde. Mit dem Geheimenrath hatten die obersten Kollegia ihren Präsidenten verloren, und durch die Entlassung der andern vier Räthe blieb keins vollständig. Allenthalben fehlten für die Geschäffte Männer, die arbeiten konnten, und die Sekretairstellen durften am wenigsten lange ledig bleiben.

Als Prinz hatte sich der Fürst sehr eingeschränkt, und wenig Leute gehalten. Der Hofrath Leh, ein Sekretair, ein Kammerdiener, zwei Lackaien, ein Koch, ein Kutscher und ein Stallknecht, das war seine ganze Bedienung. Der Hofrath war schon vor zwei Jahren abgegangen und seine Stelle nicht wieder besetzt worden. Also blieb der einzige Sekretair übrig, den das Publikum bald in einer höhern Bedienung zu sehen erwartete. Wer ihn kannte, mußte ihm auch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er verdiene, in einem wichtigern Posten zu stehen, weil er ein junger, thätiger Mann von großer Wissenschaft und fester Treue war. Mehr Kompetenten kannte das Publikum nicht, und sahe desto begieriger der Entscheidung entgegen. Aber so eilfertig war der Fürst nicht.

So

So bald die Beerdigungsceremonie vorbei war, zeigte sich der Fürst von einer Seite, die ganz der Hoffnung seiner Unterthanen entsprach. Man sahe, er wollte selbst regieren, und Vater seines Volks sein. Des Morgens stand er früh auf, und beschäfftigte sich bis um neun Uhr damit, daß er die von den Kollegiis eingegangenen Vorträge und Berichte auch Bittschriften seiner Unterthanen las, Resolutionen ertheilte, und über Landesangelegenheiten nachdachte. Um neun Uhr mußten diejenigen von seinen Räthen, die er seines Zutrauens würdigte, zu ihm ins Kabinett kommen. Vorietzt waren dies sein bisheriger Sekretair und ein junger Regierungsassessor, der sich unter der vorigen Regierung schon seinen Beifall erworben und bei aller Gelegenheit als einen Mann von Klugheit und Treue bewiesen hatte. Um zehen Uhr ging er in die Kollegia. Mit dem Klockenschlag kam er, und um zwölf Uhr ward die Session geschlossen.

Nun ward gespeiset und außer den Galatägen nicht mehr als eine Stunde dazu genommen. Von eins bis drei Uhr ließ sich der Fürst von iedermann sprechen. Im Som-

Sommer fand man ihn gemeiniglich im Garten, im Winter aber und bei unangenehmer Witterung pflegte er sich auf der Gallerie oder auch im Zimmer sprechen zu lassen. Den übrigen Theil des Tages brachte er auf seinem Zimmer mit Lesen, Schreiben oder Nachdenken zu, ie nachdem ihm dazu die vorhergegangenen Vorfälle Veranlassung gaben. Erlaubten es die Geschäffte und Witterung, so pflegte er auch wohl in Gesellschaft eines seiner Kammerräthe auszufahren, und dabei Gelegenheit zu nehmen, sich mit den Umständen des Landes und der Unterthanen bekannt zu machen. Um sieben Uhr wurde wieder gespeiset, nach der Abendmahlzeit aber ließ sich der Herr, wenn sonst keine Hinderungen waren, etwas vorlesen. So brachte Fürst Ferdinand seine Tage zu, und seit vier Wochen hatte man ihn noch keine Stunde anders anwenden sehen.

Neuntes Kapitel.

Sie sind zurück berufen worden, und kommen doch unverhofft.

Grünthal hatte durch die Entfernung des Fürsten viel verloren. Jetzt saßen Sommerfeld, der Onkel und der Kapitain Stunden und Tage lang bei einander und mußten mit dem schwächern Vergnügen vorlieb nehmen, das ihnen die Erinnerung der verflossenen Tage gewährte. Wenn sie denn auch patriotisch genug waren, daß sie ihren besondern Vortheil für die allgemeine Wohlfart des Landes willig aufopferten, und sich nicht zur Unzufriedenheit herabstimmen ließen, so fühlten sich doch, Sommerfeld und der Onkel besonders, unbefriediget. Sie bemerkten eine Leere, die am Ende der Gedanke an ihre Kinder ausfüllen mußte, und so wie ihnen Anfangs die Dazwischenkunft des Prinzen die Abwesenheit ihrer Kinder weniger empfindlich werden ließ, so vermehrte jetzt die Entfernung des Fürsten ihre Sehnsucht nach deren Zurückkunft stündlich.

Som-

Sommerfeld hatte sie schon nach dem Befehl des Fürsten zurück berufen. Sie hatten in den zwei Jahren die deutschen Universitäten Leipzig, Göttingen, und Erlangen besucht, hatten sich in Holland umgesehen, und befanden sich ietzt zu Straßburg. Von da aus bekam Sommerfeld einen Brief, worin sie um Erlaubniß baten, daß ihnen ihre Reisezeit noch verlängert werden möchte, weil sie gern erst die Schweitz und Frankreich durchreisen möchten, gerade an dem Tage, als der Fürst wirklich gestorben war. Also erhielten sie, Statt der gesuchten Erlaubniß, die Nachricht, daß der Fürst todt sei, und der neue Regent ihre Zurückkunft verlange. Weil nun darauf weiter keine Antwort erfolgt war, so durfte man glauben, daß sie schon abgereiset wären, und erwartete ihre Ankunft täglich. Endlich kamen sie.

Nach Sommerfelds Plan sollte sein Karl die nahe Anwesenheit des Kapitains und seiner schönen Tochter nicht gleich bei seinem Eintritt erfahren; aber seine Anschläge wurden vereitelt. Vor ein paar Tagen war Hanchens Mutter zum Besuche gekom-

men. Sie machte dem Onkel, wie ihren Kindern, große Freude durch ihre Ankunft, und der Kapitain nahm so viel Antheil, als wenn er zur Familie gehörte. Den ersten Tag waren sie zusammen bei Sommerfelden, den zweiten beim Onkel, und den dritten lud sie der Kapitain zu sich. Gerade an diesem Tage kamen Edelmann und beide Söhne zurück.

Die Reisenden hatten sich an dem Tage früh aufgemacht, damit sie zur Tischzeit da sein wollten. Sie erreichten auch ihren Zweck, es schlug gerade zwölfe als sie das Dorf erreichten. Nun fanden sie aber weder Feuer in der Küche, noch Essen auf dem Tische. Was für einen andern Entschluß konnten sie fassen als den, daß sie sich umkleideten und nach Sommerluft gingen, ob sie gleich nicht wußten, was für einen Mann sie in dem Kapitain finden würden. Ihre Absicht gelang ihnen; sie kamen, ohne Aufsehen zu erregen, in des Kapitains Haus, und auf die Erklärung, daß sie seine guten Freunde wären, ließ sich der Lackai bereit finden, ihnen unangemeldet das Speisezimmer zu öffnen.

Bestürzung und Freude war bei allen gleich groß. „Da ist Karl!“ rief die Großmutter, die der Stubenthür gerade gegen über saß, und ihre Augen eben dahin gerichtet hatte, als die Thür aufging. — Hannchen hob in demselben Augenblick die Augen auf, und weil sie mit dem Rücken gegen die Thür saß und vor sich einen ihr gegen über hangenden Spiegel hatte, so erblickte sie ihres Sohnes Gestalt im Spiegel. Ehe sie sich besinnt, daß die Stubenthür dem Spiegel gegen über ist, und ehe sie die Worte ihrer Mutter vernimmt, ist ihr der Gedanke an Erscheinungen nahe. Sie erschrickt, daß ihr der Bissen aus dem Munde, und Messer und Gabel aus den Händen fallen. — Sommerfeld saß neben der Amtmännin. Er hatte sich eben niedergebückt, sein Messer von der Erde aufzuheben, als er die Worte von der Mutter hört: da ist Karl! Er will sich schnell in die Höhe richten, bleibt aber mit einer Haarnadel im Tischtuche hangen, und wirft, indem er es mit sich in die Höhe zieht, ein Weinglas um. Dies alles geschah in einem Augenblick; und als er sich losgemacht hatte, stand die ganze Tischgesellschaft an der Thür,

und die Neuangekommenen gingen aus einer Umarmung in die andere.

Edelmann kam wieder, wie er weggereiset war, aber Karl und Franz hatten sich sehr zu ihrem Vortheile verändert. Sie waren stärker und voller geworden, und brachten ein blühendes männliches Ansehen mit. Väter und Mütter besonders konnten die Augen von ihren Söhnen nicht wegbringen, und Karoline sahe Franzen zweimahl an, wenn sie ihre Augen einmahl auf Karln richtete.

Nun trat Malchen, die Tochter vom Hause herein, die eben in der Küche ihr Geschäfft hatte, als die Fremden kamen. So kenntlich auch der Kapitain war, so zeigte es sich doch, daß ihn Karl im ersten Empfange nicht erkannt hätte. Jetzt, als Malchen hereintrat, sahe man, daß er sich der mit ihr zu Leipzig gehaltenen Mahlzeit erinnerte. Er fuhr bestürzt auf, richtete seine Augen von Malchen schnell auf den Vater, und führte sie dann mit einem Vergnügen auf Malchen zurück, das in dem Augenblick ihr Feuer verdoppelte. „Beste“ sagte er und schlug seine Hände zusammen, „sind

„sind Sie es wirklich? Ich freue mich unendlich; daß ich das unerwartete Glück habe, Sie hier als Tochter eines Hauses wieder zu finden, dessen Freundschaft meinem Vater so werth ist.“ Malchen sprach nicht viel Worte, aber ihre Augen sagten mehr.

Es war ihr diesmahl wirklich damit gedient, daß Karln der Wohlstand nöthigte, sich noch einmahl an ihren Vater zu wenden. „Also Sie reiseten damahls zu meinem Vater“ sagte Karl indem er den Kapitain embrassirte, „und ich mußte das nicht wissen! Es ist doch nicht allemahl gut, daß man auf Reisen seinen Nahmen und seine Absicht verschweigt; diesmahl habe ich dadurch verloren!“

„Liebster Freund,“ antwortete der Kapitain, „wir können alles wieder einbringen;“ und damit nöthigte er seine Gäste nun wieder zum Sitzen. Der Lackai brachte Stühle und Couverts. Als sie aber wählten, wie sie sich setzen sollten, so sagte der Kapitain: „iung bei iung und alt bei alt! und damit brachte er Karln zwischen Malchen und Jettchen, Franzen zwischen Wilhelminen und Karolinen, und Edel-

mannen zwischen die Großmama und die Tante; und nun wurde die Mahlzeit so vergnügt fortgesetzt, als man lange keine gehalten hatte.

Wenn auch der heutige Tag noch einmahl so lang gewesen wäre, so würde es der Gesellschaft an Unterhaltung nicht gefehlt haben. Die größte Freude machte den Eltern die Nachricht, die sie zwar längst wußten, aber doch ietzt nach allen Umständen erzählt haben wollten, daß Karl und Franz zu Göttingen disputirt und promovirt hatten. Jener kam als Doctor iuris und dieser als Magister Philosophiae wieder. Man hatte beiden auf der dasigen Akademie die vortrefflichsten Zeugnisse gegeben, und Edelmann konnte nicht genug sagen, wie viel Ehre und Freude ihm beide allenthalben gemacht hatten.

Auf der andern Seite machte die Erzählung der bisherigen Vorfälle im Vaterlande den Zurückgekommenen viel Vergnügen. Edelmann bedauerte, daß er gerade in den Jahren hatte abwesend sein müssen, die der Erbprinz auf dem Bergschlosse zugebracht hatte; und Karl brannte vor

Begierde einem Fürſten zu dienen; der durch alle ſeine Handlungen bewies, daß Unterthanen Wohlfahrt ſein einziger Zweck, ſeine höchſte Freude ſei.

Ganz natürlich mußte das Geſpräch durch dieſe Wendung auf des Fürſten Geſinnung geführt werden, die er als Erbprinz ſchon geäußert hatte und, wie der Anfang ſeiner Regierung zeigte, unverändert beibehalten wollte. „Nur Geduld!“ ſagte der Kapitain, „Ihr Wunſch wird eher erfüllt werden, als Sie denken! Der Mann von Verdienſt und Treue, ſagte einſt der Erbprinz, kann es mit Recht erwarten, daß ihm der Staat ſeine Dienſte antrage, und die Pflicht des Fürſten iſts, ieden Staatsbürger dahin zu ſtellen, wo er nach ſeinen Kräften zur Wohlfahrt des Staats am wirkſamſten ſein kann. Ich werde ſolche Männer nöthig haben, fügte er hinzu, und ſagte dann zu Ihrem Herrn Vater: So bald Sie die Nachricht hören, daß ich die Regierung angetreten habe, ſo berufen Sie ihre Söhne zurück. — Als Fürſt denkt er gewiß nicht anders. Noch hat er die ledigen Stellen nicht wieder beſetzt; ich will wetten, Sie werden ſo gleich angeſtellt. Aber dann ſind wir wieder getrennt!“

„Dabei," antwortete Karl, „sollen Freundschaft und Liebe nicht leiden; können wir uns nicht täglich, so können wir uns doch wöchentlich sehen und sprechen!" In solchen Gesinnungen schieden sie den Abend von einander.

Zehentes Kapitel.

Der Fürst im Garten.

Sömmerfeld hätte längst gern dem Fürsten in der Residenz aufgewartet, wenn ihn nicht die Besorgniß zurück gehalten hätte, daß er bei ietzigen überhäuften Geschäfften desselben eine ungelegene Stunde treffen möchte. Nun hielt er es für seine Pflicht, ihm seinen Sohn ie eher ie lieber vorzustellen. Man ließ den von der Reise Ermüdeten einen Tag zur Erholung, und bestimmte den zweiten zur Reise zum Fürsten. Beide Väter waren entschlossen, mit ihren Söhnen dahin zu reisen; der Onkel bekam aber, nachdem schon alles dazu eingerichtet war, Hindernisse im Amte, die seine Abwesenheit vielleicht in acht Tagen noch nicht erlaubten. Also ward

ward die Reise doch vollzogen und Edelmann vertrat nun die Stelle des Vaters.

Vogel war indessen Leibmedikus geworden. Er kam eben von Hofe herunter als Sommerfelds Wagen vor seiner Thür hielt. „Wir wollen Sie heut besuchen," sagte Edelmann, und Vogel wußte nicht Ausdrücke genug zu finden, wodurch er seine Freude über ihr glückliches Wiedersehen zu erkennen geben sollte. „Wie befindet sich der Fürst?" fragte Sommerfeld.

„Sehr wohl!" antwortete Vogel. „Wollen Sie ihn sprechen?"

„Ja, wenn es sein kann!"

„Warum das nicht! Unser Fürst spricht mit iedem seiner Unterthanen wie ein Vater mit seinen Kindern. Sie dürfen nur um ein Uhr im Garten sein. — „Mütterchen," sprach er dann zu seiner Frau, „kannst du uns heute nicht ein Stündchen eher unser Essen geben?"

„O ia, lieber Mann," antwortete die Frau Doktorin, „ich habe noch Zeit genug, mich darauf einzurichten."

Gegen diese Stunde machten sie sich also auf, und kamen noch vor dem Fürsten in den Garten. Nahe am Eingange war ein Perceau, vor welchem der Fürst vorbei gehen mußte, wenn er kam. Hier gingen sie also auf und nieder, bis sie [illegible] Fürsten erblickten. Sammet [illegible] schnell auf ihn zu, er aber bli[illegible] rief ihm entgegen: „H[illegible] Herr [illegible] feld, kommen Sie neiser. Habe ich Sie doch so lange nicht gesehen!

„An meinem Herzen liegt es nicht, gnädigster Herr, daß ich Ihnen so spät meine ehrfurchtsvolle Freude über den gewünschten Antritt Ihrer Regierung bezeige; ich habe [illegible] Bedenken getragen, Ihnen einen Augen[illegible] Zeit zu rauben, die Sie so eifrig für [illegible] Wohlfahrt benutzen.

F. „Meine Stunden gehören meinen Unterthanen; also ist auch für Sie eine dabei. Indes ist es wahr, ich habe viel zu thun gehabt, sonst hätte ich Sie gewiß schon rufen lassen. Wie steht es zu Grünthal?“

S. „Jedes Herz ist Ihnen bis in den Tod ergeben.“

Fr. Das glaube ich, es sind gute Leute. Ich denke sehr oft an die vergnügten Stunden, die Sie mir auf meinem Bergschlosse gemacht haben. — Aber haben Sie denn Ihre Söhne nicht zurück berufen? werden sie bald kommen?"

Während daß der Fürst mit Sommerfeld sprach, hatte sich Edelmann mit beiden jungen Leuten etwas entfernt. Weil der Fürst das schon gewohnt war, daß, wenn er mit einem sprach, in einiger Entfernung immer schon andere standen, die darauf warteten, daß er diesen entlassen solle; so vermuthete er nicht einmahl, daß sie mit Sommerfelden einige Verbindung hätten. So bald aber der Fürst fragte, gab ihnen Sommerfeld einen Wink. Sie kamen also schon alle drei auf den Fürsten zugegangen, als Sommerfeld dem Fürsten antwortete: „sie sind schon da; ich bin darum gekommen, Sie Ihres Fürsten landesväterlicher Vorsorge zu empfehlen."

Wenn es die Umstände erforderten, oder der Fürst sonst nur geneigt war, sich mit jemanden etwas länger zu unterhalten, so pflegte er sich während des Gesprächs dem

Gar-

Gartenhause zu nähern und endlich hinein zu gehen. Jetzt sahe er die Herankommenden sehr genau an, und seine Miene verrieth Wohlgefallen. Als sie ihm endlich ihr Kompliment machten, dankte er ihnen freundlich und sagte, indem er sich umkehrte und nach dem Gartenhause hinging: „Folgen Sie mir, wir können dort ruhiger mit einander sprechen.“ Im Gartenzimmer kehrte er sich wieder zu ihnen und sagte, indem er Edelmannen ansah: „Sie sind vermuthlich — —?“

Edelmann“ — fiel ihm dieser ein — ein Mitgehülfe der Väter in der Erziehung dieser Söhne, die ich ietzt Ihrem Fürsten als Männer zurück bringe, von denen sich das Vaterland viel versprechen kann.“

F. „Sie sagen mir das mit einer Freimüthigkeit, die mir keinen Zweifel läßt. Man hat mir auch seit einigen Jahren viel von der Art und Weise erzählt, wie Sie diese iungen Leute unterrichtet und angeführt haben; und ich muß Ihnen sagen, daß Ihre Methode meinen ganzen Beifall hat. Wohin werden Sie sich nun wenden?“

E. „Mein Freund,“ — hier wies er auf Sommerfelden „hat mir erlaubt, meine übri-

übrigen Jahre seiner Freundschaft und meiner Ruhe bei ihm zu widmen.“

Während dieser Antwort hatte der Fürst die Augen beständig auf die iungen Leute gerichtet. Er warf sie von einem auf den andern, schien sie mit forschendem Geiste zu beurtheilen, und zeigte zur Freude des Vaters den Ausdruck der Zufriedenheit in seinem Gesichte. „Wo haben Sie studiert?“ fragte er endlich, und sahe Karln an.

„In der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes,“ antwortete dieser, „haben wir eigentlich auf keiner Akademie studiert. Die letzten zwei Jahre haben wir zwar größten Theils auf Universitäten verlebt, aber nur zu der Absicht, die Welt kennen zu lernen, und uns als Leute bekannt zu machen, die in den Wissenschaften nicht ganz unwissend sind. Wir haben öffentlich disputirt, und über unser Examen diese Testimonia erhalten. — Indem langten sie beide ihre Disputationen und Testimonia hervor und überreichten sie dem Fürsten.

Der Fürst hielt sich lange dabei auf, und ie länger er sie durch sahe, destomehr

Zei-

Zeichen des Wohlgefallens blüheten in seinem Gesicht auf. „Schön!“ sagte er endlich, als er die Papiere auf den Tisch leate. „Mir gefällt es, daß Sie dem Vaterlande Proben Ihrer Geschicklichkeit vorlegen können.“

Karl und Franz hatten einander opponirt, und ihre Glückwünsche den Disputationen vorgesetzt. „Aber,“ fragte der Fürst, „wie konnten Sie denn einander opponiren, Sie als Jurist in einer theologischen, und Sie als Theologe in einer iuristischen Materie?“

„Sie haben beide,“ antwortete Edelmann, „von ie her alle Arbeiten und Geschäffte gemeinschaftlich betrieben. Eigentlich ist also ieder von ihnen beides, Theologe und Jurist.“

F. „Sehr wohl! Das wird keinem von beiden leid werden.“ Hierauf ließ sich der Fürst mit beiden iungen Leuten besonders in Unterredung ein, und unterhielt sich lange mit ihnen über ihre Reise. Daß sie auch zu Leiden gewesen waren, hörte er vorzüglich mit Vergnügen. Er fragte nach allen Umständen der Universität, erkundigte sich nach verschiedenen

denen Männern, die ihm zu seiner Zeit Vorlesungen gehalten hatten, und bekam so freimüthige und genugthuende Antworten, daß er beiden seine Zufriedenheit bezeigte. Zuletzt sagte er: „sagen Sie mir, Herr Doktor, wozu haben Sie eigentlich sich selbst bestimmt, und in welchem Fache möchten Sie dem Staate am liebsten dienen.“

„Kammeralwissenschaft,“ antwortete dieser, „haben mir vorzüglich Vergnügen gemacht. Da es mein Fürst erlaubt, so wage ich, den Wunsch zu äußern, daß ich Gelegenheit haben möchte, meinem Vaterlande mit den Kenntnissen, die ich mir darin zu erwerben gesucht habe, nützlich werden zu können.“

F. „Ich glaube, daß ieder Mann in der Lage, worin er mit Zufriedenheit lebt, thätiger als in ieder andern sein wird. Also werde ich bei allen Beförderungen darauf Rücksicht nehmen und, so viel möglich ist, iedem Staatsbürger die Stelle anweisen, die seinen Kräften und Wünschen angemessen ist. Sagen Sie mir doch, Herr Doktor, worin bestehen nach Ihren Grundsätzen Würde, Kräfte und Reichthum des Fürsten?“

D. „Im blühenden Wohlstande der Unterthanen.“

F. „In Ihren Händen würden also meine Vortheile schlecht verwahrt sein; Sie würden vielleicht meine Unterthanen reich, und mich arm machen.“

D. „Der entgegenstehende Fall findet eher Statt, daß durch Bereicherung des Fürsten der Unterthan arm werden kann. Reichthümer der Unterthanen fließen in des Fürsten Kasse zusammen.“

F. „Werden sich aber die Vortheile des Fürsten mit den Vortheilen der Unterthanen immer vereinigen lassen?“

D. „Nicht iedes Fürsten, aber iedes guten Fürsten gewiß. Jeder Kameralist, der den Vortheil seines Fürsten mit Druck und Schaden der Unterthanen befördert, verdient in die Stelle des geplagten Unterthans gesetzt zu werden und — noch weit mehr.“

F. „Wenn aber von Ihnen ausdrücklich verlangt würde, daß Sie das thun sollten und müßten?“

D.

D. „Einem solchen Fürsten begehre ich nie zu dienen, und wäre ich in seinen Diensten, so gebe ich ihm die Bestallung zurück. Ungnade des Fürsten ist iedem redlichen Staatsdiener schweres Leiden, aber weit schwereres Fluch des Landes.“

F. „Ihren Grundsätzen kann ich meinen Beifall nicht versagen; ich hoffe, daß Sie ihn sich auch durch Ihre Handlung erwerben werden. Nächstens sollen Sie Ihre Bestimmung erfahren.“ — Hierauf wandte sich der Fürst zu Franzen. „Und Sie, Herr Magister, wozu haben Sie sich bestimmt, für Kanzel oder Katheder?“

Franz. „Für die Kanzel, gnädigster Fürst! Mein einziger Wunsch ist, ein würdiger Volkslehrer zu werden, und mein Bestreben soll durch mein ganzes Leben dahin gerichtet sein, mich zu dem wichtigen Amte immer geschickter zu machen.“

Fürst. „Was wünschen Sie sich, eine Stelle auf dem Lande oder in der Stadt?“ — — Franz verrieth hier einige Bedenklichkeit zu antworten, deswegen fuhr der Fürst fort: „Sagen Sie freimüthig ihre

Gedanken; ich rechne es Ihnen nicht zum Stolze, wenn Sie lieber in der Stadt sein wollen. Ein guter Landprediger hat bei mir nicht geringern Werth; dem Gelehrten ist gut predigen!“ —

Edelmann ergriff hier das Wort. „Seine Verlegenheit, gnädigster Herr, kommt daher, weil er nicht weiß, wohin sein Freund kommen wird. Beide sind von Jugend auf in der engsten Gemeinschaft erzogen worden, und bei reifern Jahren haben sie sich noch enger verknüpft. Jeder sorgt nicht nur für des andern Glück, sondern auch für dessen Weisheit und Tugend als für die seinige; keiner läßt den andern in Fehler fallen, sie stehen für einen Mann und haben nur ein Herz. Der Staat würde verlieren; wenn sie von einander gerissen würden, und Sie, mein Fürst, hätten an iedem nur einen halben Mann. Lassen Sie sie in der Vereinigung leben, so werden Sie ihren gegenseitigen Einfluß auf einander mit Wohlgefallen bemerken. Auch dem Herrn Magister fehlt es weder an Wissenschaft noch Herz, sich in ieder Stelle die Zufriedenheit seines Fürsten zu verdienen.“

Fürſt. „Ein vortreffliches Beiſpiel für junge Leute! Nein, ich will Ihre Verbindung nicht trennen, Sie ſollen einander ſo nahe ſein können, als Sie wollen. Haben Sie auch," ſagte er hierauf zum Magiſter, „das Kirchenrecht ſtudiert?"

Franz. „Ja, ſo gut als meine andern Wiſſenſchaften."

Fürſt. „Gut! ſo kömmt es noch darauf an, daß Sie examinirt werden. Ich weiß recht gut, daß damit gemeiniglich wenig entſchieden wird, und würde kein Bedenken tragen, Ihnen auf das Zeugniß der Göttingiſchen theologiſchen Fakultät, das wichtigſte Amt zu übertragen; aber ich mag ſelbſt kein Geſetz brechen."

Franz. „Mit Vergnügen unterwerfe ich mich der Ordnung; — Diſpenſation wäre eine Gnade meines Fürſten, die mir von der Welt doch gewiß ungleiche Urtheile zuziehen würde."

Fürſt. Sie ſollen nächſtens dazu gelangen."

Hierauf wandte ſich der Fürſt zu Sommerfelden und Edelmannen. Er

machte ihrer Erziehung viel Lobsprüche und befragte sie um ihre Meinung über verschiedene Punkte, die Menschenerziehung und zweckmäßige Einrichtung hoher und niederer Schulen betrafen. Zufrieden mit der Aufklärung, die sie ihm hier gaben, fragte der Fürst endlich Edelmannen, ob er nicht gesonnen sei, ein öffentliches Amt zu suchen und dem Staate mit seinen Kenntnissen zu dienen.

Gern sahen es Sommerfeld und Edelmann nicht, daß der Fürst diese Wendung nahm; da nun aber Edelmann antworten mußte, so antwortete er mit aller Freimüthigkeit. „Hätte mir irgend ein Fürst diese Frage vor dreissig Jahren vorgelegt, so würde ich sie mit ia beantwortet haben; aber iezt bin ich zu alt dazu. Ich habe weder Thätigkeit noch Geschmeidigkeit mehr, einem Fürsten oder dem Staate in einem öffentlichen Amte zu dienen. Indes will ich nicht vor der Zeit sterben und meine Tage unnütz verleben. Bisher habe ich Menschenerziehung getrieben, nun will ich über Menschenerziehung schreiben, und meine gemachten Erfahrungen der Welt vorlegen. Dadurch

kann

kann ich iedem Staate dienen, der meine Dienste haben will.“

„Ich sehe wohl, Sie haben beide den Vorsatz, sich selbst und der Freundschaft zu leben. Es ist ein Glück, das Fürsten nicht haben können; ich will Sie es ungestört genießen lassen. Aber Ihren Rath will ich mir ausbitten, Ihren (zu Sommmerfelden) zur Verbesserung der Landökonomie, und Ihren (zu Edelmannen) zur Verbesserung des Schulwesens. Ich will künftig wenigstens in den angenehmen Jahreszeiten wöchentlich einen Tag auf dem Bergschlosse zubringen; da sollen Sie den Erbprinzen wieder besuchen, und ihm Ihre Rathschläge mittheilen.“

„Bester Fürst,“ sagten beide, „mit dem letzten Blutstropfen sind wir schuldig und bereit Ihnen zu dienen.“

Eilftes Kapitel.

Ein Kandidaten-Examen.

Väter und Söhne reiseten vergnügt nach Hause zurück und sprachen den Weg lang von

lauter Glückseligkeiten und Freuden, die sie die Zukunft erwarten ließ. Der Kapitain hatte sich unterdessen schon zu Grünthal eingefunden, die Erzählungen mit anzuhören, wie sie von dem Fürsten waren aufgenommen worden. „Es ist richtig," sagte er am Ende, „wir behalten sie nicht bei uns. Sie sind kaum gekommen, so verlassen sie uns schon wieder."

Kaum vergingen auch acht Tage, so kam der Konsistorialbothe, und der Magister wurde zum Examen vor das Konsistorium gefordert. Karl aber sollte an demselben Tage zum Fürsten kommen. Der Tag erschien, und Edelmann reisete mit beiden früh morgens bei guter Zeit ab.

Im Konsistorio war damahls kein Präsident; neben dem Superintendenten saß nur noch ein Rath, der beides, seine Jahre und auch seine Schwäche schon hatte. Der Fürst war aber selbst zugegen und seine Gegenwart gab dem Kollegio mehr Ansehen, als wenn zwölf Männer da gesessen hätten. Franz wurde hinein gerufen, und der Fürst machte den Vortrag.

„Sie

„Sie sind heute hierher beschieden worden, daß nach den Gesetzen des Landes ein Examen mit Ihnen angestellet und Ihre Kräfte erforscht werden sollen. Bei mir sprechen Ihre vortrefflichen Zeugisse schon genug für Sie; es ist aber nöthig, daß auch meine Räthe und das Publikum die Männer kennen, die ich zu Lehrern bestelle. Sie werden also mit Bescheidenheit auf die Fragen des Herrn Superintendenten antworten, iedoch Ihre Ueberzeugung ohne Furcht sagen, und ist es Ihnen allerdings erlaubt, für Ihre Meinung Ihre Gründe anzuführen.

Nun wurden die Thüren aufgemacht und eine große Anzahl Zuhörer standen da, unter denen sich auch Edelmann, Karl und Vogel befanden. Der Superintendent machte dem Fürsten ein kurzes Kompliment und wandte sich hierauf an den Examinanden mit folgenden Worten.

Superint. „Da Sie sich dem Predigtamte widmen wollen, so steht zu erwarten, daß Sie sich mit den heilsamen Kenntnissen bereichert haben, die Sie der Gemeine des Herrn dereinst vortragen sollen. Was halten Sie für die nöthigste Kenntniß, die kei-

nem Menschen unbekannt bleiben darf, wenn er selig werden soll?“

Magist. „Die Erkenntniß seiner selbst!“

Sup. „Domine Magister, besinnen Sie sich! Das ist das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen.“

Mag. „Fürchten Sie nicht, Herr Superintendent, daß ich an dieser Stelle, vor den Augen meines Fürsten ein unüberlegtes Wort sprechen werde. Die Worte des Herrn sind wahr und richtig, aber die meinigen sind es nicht weniger. Ich sage nicht, daß die Selbstkenntniß den Menschen selig mache, und das haben Sie auch nicht gefragt; sondern daß sie keinem Menschen unbekannt bleiben dürfe, wenn er selig werden solle. Erkenntniß Gottes und Jesu zeigt dem Menschen die Mittel zu seiner Seligkeit; Erkenntniß seiner selbst bringt ihn zum Gefühl seiner Bedürfnisse, flößt ihm Verlangen nach ienen Unterweisungen ein, und muß ihm die Anwendung lehren, die er auf sich davon machen soll. Durch Erkenntniß seiner selbst wird dem Menschen Gottes Erkenntniß dringend noth-

nothwendig, und ohne Erkenntniß seiner selbst, kann ihn Erkenntniß Jesu nicht selig machen.“

Der Superintendent hatte ein Buch aufgeschlagen vor sich liegen, und darinnen einige beschriebene Blätter, auf welche er immer nieder sahe und dabei manchmahl mit dem Kopf schüttelte. Als der Magister ausgesprochen hatte, fing er wieder an: „Nun ich will es einmahl so hingehen lassen, zumahl da Sie mir dadurch Gelegenheit geben, desto eher auf meinen Zweck zu kommen.“ —

Er wollte hier fort sprechen, aber der Magister fiel ihm ein: „Ich bitte um Vergeöung, Herr Superintendent; wenn wir allein wären, so würde ich aus Achtung schweigen; wenn Sie aber in Gegenwart meines Fürsten sich das Ansehen geben, als wenn Sie aus Gütigkeit und Nachsicht meine Antworten hingehen ließen, so darf ich das nicht thun. Mein Sillschweigen brächte mich in den Verdacht, als ob meine Erkenntniß seicht wäre, und ich keine Gründe für meine Meinung hätte. Ich weiß sehr wenig; aber was ich weiß, das muß ich gewiß und mit Ueberzeugung wissen, eher ruhe ich nicht.“

Superintendent, der ſich den Schweiß vom Geſichte wiſcht: „Machen Sie Ihre Antworten nicht ſo lang, das iſt unnöthig und hält zu lange auf; antworten Sie fein bibliſch, ſo verſteht man Sie! Alſo von der Erbſünde wollen wir reden, ſagen Sie mir, was iſt Erbſünde?“

Mag. „Erbſünde iſt die unausgebildete Anlage des Menſchen, wie er ſie mit ſich auf die Welt bringt, da —“

Super. „Domine Magiſter erras! Haben Sie denn kein Siſtem geleſen?“

Mag: „O ia, das habe ich geleſen; Sie beliebten aber vorhin zu ſagen, ich ſollte bibliſch antworten.“

Super. „Sie verirren ſich immer tiefer! Iſt denn die Bibel und Siſtem nicht eins.“

Mag. „Davon habe ich mich nie überzeugen können. Das Wort Erbſünde ſteht in keiner Bibel.“

Super. „Mein Gott, die Sache ſteht aber darin; das Siſtem iſt ia aus der Bibel genommen!“

Mag. „Ja, aber es waren Menſchen, die es aus der Bibel zuſammen trugen, und bis

ietzt

letzt haben Menſchen noch kein vollkommenes und fehlerfreies Werk gemacht. Menſchen fehlen, das iſt ausgemacht.“

Super. „Sie ſind ia auch ein Menſch, ſo können Sie auch fehlen.“

Mag. „Ganz gewiß! und überall glaube ich, daß wir, im Ganzen genommen, blutwenig Wahrheit mit in den Himmel bringen werden.“

Super. „Wenn Sie das glauben, warum wollen Sie ſich denn klüger zu ſein dünken als ſo viele gelehrte Männer, und warum gehen Sie von dem Siſtem ab?“

Mag. „Ich dünke mich nicht klüger, aber ieder Menſch ſieht mit andern Augen. Ihre Wahrheit iſt mir nicht eher Wahrheit, als bis ich Ueberzeugung habe, und wenn ich die nicht habe, und bete Ihnen ihre Worte nach, ſo habe ich gar keine Wahrheit. Auch gehe ich von dem theologiſchen Siſtem weiter nicht ab, als daß ich nur manche harte Vorſtellungen mildere, die ich in der Bibel nicht finde.“

Super. „Mein Gott! ſo leſen Sie doch die Dicta probantia, es iſt ia alles deutlich erwieſen!“

Mag. „Was sind denn das für Dicta?“

Super. „Nehmen Sie nur gleich Davids Worte: Siehe ich bin aus sündlichem Saamen gezeugt.“

Mag. „Das heißt doch nicht: der Mensch ist durch die Gebuhrt ein iunger Teufel, der nur zu allen Bosheiten Anlage, aber für das Gute keine Empfänglichkeit hat?“

Super. „Wie erklären Sie denn die Worte?“

Mag. „Natürlich so, wie sie lauten. Der Mensch wird von sündlichen Eltern gezeugt, die selbst bei der Handlung, aus welcher sich der erste Ursprung des Menschen herschreibt nicht tadelrein und schuldlos sind.“

Super. „Hat denn das keinen Einfluß auf den Menschen?“

Mag. „Allerdings! Das Kind wird ia noch dazu im Schoße der Mutter getragen und genährt; wie könnte es sein, daß ihre Handlungen und Leidenschaften nicht Einfluß auf das Kind haben sollten. Das, was wir Temperament nennen, das ganze körperliche Sistem besonders, die Mischung des Blutes, die Grundlage zu der besondern Art der Neigun-

gungen, die in dem Menſchen die Oberhand haben, dies alles empfängt das Kind von ſeinen Eltern.“

Super. „Das iſt ia eben das, was das Siſtem ſagt: Der Menſch iſt voll böſer Neigungen und Begierden, es iſt in ihm nichts Gutes.“

Mag. „Eben damit ſagt aber das Siſtem zu viel. Ich kann mir wenigſtens nicht vorſtellen, wie ein Menſch mit böſen Neigungen gebohren werden könnte. Zu allem, was der Menſch thut und wird, bringt er Kräfte, die erſte Anlage mit; die Anlage, die Kraft ſelbſt iſt nicht böſe, ſondern die Anwendung. So iſt es mit dem Leibe und auch mit der Sele. Das neugebohrne Kind kann nicht gehen, nicht greifen, nicht ſehen, nicht hören, nicht reden, es muß alles erſt lernen. — —

Super. „Das iſt alles Heterodoxie, alles unnöthiges, weitläuftiges Reden — —“

Fürſt. „Laſſen Sie es gut ſein, Herr Superintendent, ich möchte doch hören, wie er ſeine Meinung erklären und vertheidigen wird. Fahren Sie fort, Herr Magiſter!“

Mag.

Mag. „Wenn nun, zum Exempel, ein Kind von der Seite sieht, oder schielt, kann ich wohl sagen: die Kraft, das Vermögen sehen zu lernen, war fehlerhaft? Ich denke der Fehler geschah im Lernen. Man ließ zu starkes Licht auf die Augen des neugebohrnen Kindes fallen, und war nicht aufmerksam, die fehlerhafte Richtung der Augen früh genug zu bemerken. Als man sie bemerkte, war das Kind dieser Richtung schon gewohnt, und sahe ferner so fort, bis endlich Verhärtung der Sehenerven keine Beßrung mehr zuließ. So ist es auch mit der Sele. Unentwickelte Kräfte und Triebe bringt der Mensch mit; er muß sie gebrauchen und anwenden lernen, und eben dadurch bekommen sie Richtung und Stärke. Aus der mehrmahls zugelassenen Thätigkeit eines Triebes nach einerlei Art und Weise erwächst die Neigung, aus der Neigung endlich Leidenschaft und Affekt. Affekt, Leidenschaft und Neigung (das ist die Anwendung des Triebes) können böse sein, aber der Trieb ist nicht böse."

Super. „Haben Sie nicht gelesen: Sie sind alle abgewichen und allesammt untüchtig worden, da ist keiner der Gutes thue, auch nicht einer — auch nicht einer!"

Mag.

Mag. „Ja, ich habe dieſe Worte geleſen und habe gar keinen Zweifel dagegen. Aber ſie beſchreiben ia nicht den Zuſtand der Kinder bei ihrer Gebuhrt, ſondern die Beſchaffenheit der Erwachſenen. David erwehnt ia kurz vorher der Thoren, die in ihrem Herzen ſprechen: es iſt kein Gott. Die Menſchen werden böſe, das hat ſeine ganze Richtigkeit; und von den Erwachſenen muß man ſammt und ſonders ſagen, daß ſie alleſammt abgewichen und untüchtig worden ſind.“

Super. „Woher käme denn das, wenn die böſe Neigung nicht angebohren würde und im Herzen läge? Sonſt würde doch wohl ein einziger ohne Sünde bleiben!“

Mag. „Nein! in der ietzigen Lage iſt das nicht möglich. Der Menſch bringt herrliche, aber unausgebildete Anlagen mit, und ſo wie er durch Menſchen Hülfe zum Leben und zur Welt gebracht wird, ſo muß er auch durch Menſchen Hülfe ſeine Ausbildung erlangen. Woher kommt das, daß Kinder alles nachmachen? Blos daher, weil der Körper ſchneller wächſt, als die Sele, und die Triebe ſich eher entwickeln als der Verſtand. Das erſte, was das Kind lernt, iſt ſehen. Nun fühlt

es in sich Thätigkeit und Trieb, also thut es nach, was es sieht, Gutes und Böses. Man nehme ein Kind, das von gerade gehenden Eltern gebohren ist, und bringe es in das Land der Hinkenden. Es wird nicht gehen, sondern hinken lernen und den Einfall nicht bekommen, daß es gerade gehen will. Käme dieser Mensch, nachdem er erwachsen ist, unter ein Volk, das den Hinkenden verlacht; so würde er sich bemühen, gerade zu gehen, es aber wegen seiner verhärteten Sehnen und Nerven gar nicht, oder mit Mühe und Schmerzen lernen. In der Lage befindet sich die Sele. Das Kind ist mit Menschen umgeben, die alle fehlerhaft sind; es wartet mit seiner Handlung nicht, bis der Verstand da ist, sondern thut ihnen auch das Böse nach. Dadurch bekommen seine Triebe falsche Richtung. Wenn er zum Gebrauch des Verstandes kommt, lernt er einsehen, daß er hier und da fehlerhaft gehandelt hat; aber die Gewohnheit des Bösen ist, bei einem mehr bei dem andern weniger, schon da. Sein Trieb ist Leidenschaft. Er will ihr nicht gehorchen, aber die Leidenschaft ist so stark, daß er ihr unterliegt. Nun ist er untüchtig zum Guten, und er zum Kampf gegen Fleisch

und

und Blut zu ſchwach; das iſt Verderben des ganzen Menſchengeſchlechts. So ſind ſie alle abgewichen vom rechten Wege und bedürfen der göttlichen Unterſtützung, wenn ſie zu ihrer Beſtimmung zurück gebracht werden ſollen.“

Super. „Sie ſind ein Socinianer, und können kein Lehrer der Lutheriſchen Theologie werden.“

Mag. „Deswegen bin ich kein Socinianer, wenn ich in irgend einem Punkte einem ihrer Gedanken mich nähere. Auf Gottes Erdboden iſt doch wohl keine Sekte zu finden, die gar nichts von Wahrheit, — und auch wohl keine, die — gar nichts von Irrthum hätte. Mir iſt es weder um Socinianer noch um Lutheraner, ſondern um Wahrheit zu thun. Ein Lehrer der Lutheriſchen Theologie mag ich auch nicht ſein, aber ein Lehrer des Chriſtenthums — auch des Lutheriſchen Chriſtenthums kann ich ganz wohl ſein.“

Super. „Sie müſſen ja, wenn Sie in das Predigtamt kommen, auf die ſimboliſchen Bücher ſchwören!“

Mag. „Lieber wäre mir es, wenn ich das nicht dürfte; wenn ich es aber muß,

so kann ich es so gut thun, als es alle meine Vorgänger gethan haben."

Super. „Nun verrathen Sie deutlich, wes Geistes Kind Sie sind. Freilich, wenn die simbolischen Bücher nur weg wären, dann hätte der Unglaube gewonnen Spiel, und Indifferentisten und Naturalisten wären dann auch Lutherische Prediger."

Mag. „Herr Superintendent, Sie haben es der Gegenwart meines Fürsten zu verdanken, daß ich mich mäßigen kann. Sein Sie so gütig und widerlegen Sie mich mit Gründen; durch Schmähen und Schimpfen wird nichts bewiesen. So lange mehr als eine kirchliche Gesellschaft da ist, muß freilich iede ihre simbolischen Bücher haben; aber das ist doch wohl unschicklich, wenn sie dieselben simbolischen Bücher durch Jahrhunderte behält, ob sich schon ihre Religionseinsichten sehr geändert haben."

Super. „Das wäre noch besser! Lieber alle zehen Jahre eine neue Religion — auch eine neue Bibel. Religion bleibt unverändert so lange wir die Bibel haben."

Mag.

Mag. „Können Sie den Schluß für richtig erkennen? Bibel bleibt Bibel; bleiben denn aber unsere Einsichten in dieselbe unveränderlich? Ich dächte, sie müßten durch fortgehenden Fleiß immer vollkommener, richtiger und besser werden. Geschieht denn das nicht täglich, und haben Sie ietzt wohl in der lutherischen Kirche noch einen so orthodoxen Prediger, daß er die Lehren seiner Kirche in allen ihren Bestimmungen wörtlich so wie vor hundert Jahren, — wörtlich nach den simbolischen Büchern vorträgt?“

Super. „Nun wird es zu arg. Wie! Sie wollen allen lutherischen Predigern Irrthümer vorwerfen!“

Mag. „Ich habe kein Wort von Irrthum gesagt; aber das sage ich, keiner prediget die Lehren der simbolischen Bücher wörtlich ohne alle Veränderung; selbst Sie nicht.“

Der Superintendent wurde roth im Gesichte, rückte sich auf seinen Stuhl in die Höhe und sprach ziemlich hitzig: „Herr, beweisen Sie mir das!“

Mag. „O ia, recht gern! Sie haben doch ohne Zweifel gelehrt, daß unsere

Kirche nicht, wie die Katholische, sieben, sondern nur zwei Sakramente habe?“

Super. „Ja, das habe ich gelehrt, und ist ewige Wahrheit.“

Mag. „Gegen die Wahrheit habe ich nichts, aber die symbolischen Bücher sprechen anders. Die Apologie der Augsburgischen Konfession sagt, wenn sie von der Zahl der Sakramente spricht: Vere igitur sunt sacramenta Baptismus, Coena Domini, Absolutio, quae est sacramentum poenitentiae. Uns in der deutschen Uebersetzung stehen die Worte: So sind nun rechte Sakramente die Taufe, das Nachtmahl des Herrn, die Absolutio.“

Superintendent, der sich auf seinem Stuhl hin und her rückt; „Da wird das Wort Sakrament in einer weitern Bedeutung genommen.“

Mag. „Eben das ist bei symbolischen Büchern nicht zu loben; diese müssen vor allen Dingen deutlich und bestimmt sein. Und wenn man nun das Wort in einer weitern Bedeutung nehmen wollte, so mußte man doch nicht sagen: Vere igitur sunt sacramenta; so sind nun rechte Sakramenta.“

Super.

Super. „Sie halten also das für Unrecht, und wollen doch auf die symbolischen Bücher schwören? Bilden Sie sich nur nicht ein, daß sie quatenus schwören wollen; Sie müssen quia schwören!“

Mag. „Das sehe ich recht gut ein, daß ein Eid per quatenus keine Verpflichtung eines lutherischen Predigers sein würde; per quatenus kann jeder Lehrer jeder andern Kirche auf unsere symbolischen Bücher schwören. Soll man aber quia schwören, so würde ich mir auf die Frage eine Antwort ausbitten: soll die Bibel nach den symbolischen Büchern, oder sollen die symbolischen Bücher nach der Bibel erklärt werden. Vermuthlich wird man doch das letzte haben wollen.“

Super. „Freilich! Die symbolischen Bücher erklären Sie nach der Bibel, die Bibel nach Ihrem Kopf, und so sind wir denn mit der neuen Religion fertig, die in allen Stücken unsern Wünschen und Neigungen angemessen ist. So möchte man es gar zu gern haben, aber so lange meine Augen offen stehen, will ich für die reine Lehre wachen.“

Mag. „Sie nehmen mich in einen sehr ungerechten Verdacht; ich dächte meine Mei-

nung von der Erbsünde wäre nicht von der Art, daß den unartigen Neigungen des menschlichen Herzens dadurch geschmeichelt würde. —

Hier rief der Fürst; es ist genug! und die Thüren wurden wieder zugemacht. Hierauf sagte er: „Was urtheilen Sie nun, Herr Superintendent, finden Sie den Herrn Magister für tüchtig, daß ihm eine Predigerstelle anvertrauet werden könne?“

„Geschicklichkeit“ antwortete der Superintendent, „dafür stehe ich, Wissenschaft hat er genug, wenn er nur nicht von der Heterodoxie angesteckt wäre. Können Ihre Durchl. es verantworten, einer christlichen Gemeine solchen Prediger zu geben? — ich nicht! Das habe ich gleich gedacht, daß es so kommen würde; mit der Haus-Information! — man hätte ihn sollen auf Universitäten gehen lassen!“

Fürst. „Wie werden Sie aber mit der theologischen Facultät zu Göttingen fertig werden, wenn Sie ihn verwerflich machen wollen?“

Super. Die Facultät wird sich darum nicht bekümmern.“

Fürst.

Fürſt. „Sie hat ihn aber examinirt, und für einen würdigen Kandidaten der Theologie erkannt.“

Hier gab der Fürſt dem Superintendenten das Teſtimonium in die Hände. Er las es, und ſchien ganz verlegen zu ſein. Der Fürſt fuhr fort: „Sie ſollen nun entſcheiden, aber ich verlange von Ihnen, daß Sie Ihren Ausſpruch vor der ganzen Welt rechtfertigen müſſen.“

Der Superintendent las immer noch, und wußte nicht, wie er ſich heraus ziehen ſollte. Franz ſagte: „Meine Gedanken, gnädigſter Fürſt, will ich, wie ich ſie hier geſagt habe, aufſetzen und ſie öffentlich drucken laſſen, und wenn Sie erlauben, auch des Herrn Superintendenten Erklärungen. Das Publikum mag zwiſchen uns richten.“

Super. „So weitläuftig wollen wir die Sache nicht machen!“ Zum Fürſten! „Er iſt iung, und kann das Siſtem noch oft genug durchſtudieren. Mein Rath wäre, Sie ließen ihn in der Stadt, wo ich ihm nahe bin, und ſeine Vorträge mit anhören kann. Gemeiniglich worden die ärgſten Hetero-

doxen am Ende Orthodoxen und gute Leute.“

Franz wollte schon antworten, der Fürst kam ihm aber zuvor und sagte: „Sie können nun gehen und sich nach Mittage um zwei Uhr im Vorzimmer melden.“

Als Franz heraus kam, standen Edelmann, Karl und Vogel noch vor der Thür, und waren mit dem Sekretair des Fürsten im Gespräche vertieft. Franz bekam von allen Seiten Beifall und Lob, und vorzüglich ließ Maibaum (so hieß der Fürstliche Sekretair) ganz besondere Achtung und Zuneigung gegen ihn blicken. Vielleicht hätten sie noch lange da gestanden, aber die Mittagsstunde rückte heran, und Vogel war heute Wirth. „Kommen Sie mit,“ sagte er zum Sekretair, „und essen Sie mit uns, so können wir mehr mit einander sprechen.“ Maibaum nahm die Einladung ohne Umstände an, und so gingen sie allesammt augenblicklich fort.

Zwölftes Kapitel.

Gefällt gewiß den Herrn Kandidaten sammt und sonders ganz vorzüglich.

Wenn zu einer Gesellschaft guter Freunde, die sich genau kennen, noch ein Unbekannter hinzukommt; so geschieht es manchmahl, daß das Vergnügen der Gesellschaft dadurch mehr gestört als befördert wird. Sein Gang, seine Miene darf ihn nur nicht empfehlen; so ist es nicht anders, als wenn sich mit dem Augenblick seines Eintritts aller Herzen zuschlössen, und der Ton wird steif — die Unterhaltung langweilig. In dem Falle befand sich diese Gesellschaft nicht.

Maibaum war ein offener Kopf und der angenehmste Gesellschafter; durch ihn gewann die Unterhaltung Anmuth und Leben. Edelmannen, den Doktor und den Magister kannte er so wenig als diese ihn kannten, aber die Väter dieser jungen Männer lernte er im vorigen Jahre kennen, das er mit dem Erbprinzen auf dem Bergschlosse zugebracht hatte. Vorzüglich hat-

te ihm Sommerfeld seinen Beifall entrissen; seine damahligen Geschäffte verstatteten ihm aber nicht so viel Zeit, daß er seinem Herzen Genüge thun konnte. Kaum hatte er ihn zweimahl in seiner Wohnung zu Grünthal besucht, und auf dem Schlosse, wenn Sommerfeld gerade zu einer Zeit kam, daß der Erbprinz allein sein mußte, sich dann und wann ein Stündchen mit ihm unterhalten, als die Abreise schnell erfolgte, und die Bekanntschaft abgebrochen werden mußte. Indes lebte in seinem Herzen noch der Wunsch, mit Sommerfelden vertrauter werden zu können, und so bald er den Sohn des Mannes, den er hochschätzte, erblickte, und ihn in seiner Freundschaft so werth als den Vater fand, so standen ihm auch den Augenblick seine Arme und sein Herz offen.

Karl und Franz hatten beide Augen, die seine Verdienste nicht verkennen konnten, und noch dazu sahen sie den Mann das erste Mahl unter Umständen, die ihn schon allein genug empfehlen konnten. Er war Vogels Freund, Edelmann schien seinen Mann an ihm zu finden, und Karln sowohl als

Fran-

Franzen redete Maibaum mit dieſen Worten an: „uns vereiniget das Schickſal. Wir müſſen billig gute Freunde ſein, denn wir werden heute in einer Stunde Diener eines Staats, und ſollen unſer Glück zu gleicher Zeit aus dem Munde eines Fürſten erfahren.“

„Sind Sie auch um zwei Uhr beſtellt?“ fragte Karl, und von dem Augenblick, da er dieſe Frage mit ia beantwortete, wuchs gegenſeitiges Zutrauen unter ihnen ſichtbar. Sie ſpeiſeten mit einander, waren außerordentlich vergnügt, und gingen um zwei Uhr zum Fürſten.

Als ſie in das Vorzimmer traten, kam der Kammerdiener eben aus dem Zimmer des Fürſten. So bald dieſer ſie ſahe, ſprach er: „es iſt gut, daß Sie kommen, der Fürſt hat ſchon nach Ihnen gefragt,“ und ſo ging er wieder in das Fürſtliche Zimmer zurück. Es währte nicht lange, ſo kam er wieder heraus, ließ die Thür des Zimmers offen, und gab einen Wink, daß ſie hineintreten ſollten. Der Fürſt ſtand mitten im Zimmer.

„Kommen Sie näher!“ ſagte er. „Ich habe Sie darum zu mir beſtellt, daß Sie nicht

nicht sowohl Ihre Bestimmung unmittelbar von mir hören, sondern daß Sie meine Hoffnung, die ich mir von Ihnen mache, hören und, sie zu erfüllen, desto stärker aufgemuntert werden sollten. Gegen Ihre Wissenschaften habe ich nichts einzuwenden; ich verlange aber mehr, und hoffe auch redliche Männer in Ihnen zu finden, die ihre gesammten Kräfte zum Besten des Staats mit Eifer und Treue verwenden. Sie sind die ersten, die ich befördere; denken Sie stets daran, daß es Ihre Schuldigkeit ist, mir die Erinnerung dieser Stunde durch meine ganze Regierung angenehm und freudenvoll zu machen."

Hier wandte sich der Fürst zu Malbaumen. „Sie erkläre ich hiermit zum Konsistorialrath. Erhalten Sie sich in diesem Amte meine Zufriedenheit wie in Ihren bisherigen Diensten, so soll es meine Sache sein, für Ihr Glück zu sorgen. Sie bekommen den vierten Stuhl, ich hoffe aber, daß Sie sich auf demselben den ersten verdienen werden."

„Sie," sagte der Fürst, indem er sich zu Franzen wandte, „Sie, Herr Magister,

giſter, habe ich zum Diakonus an der Hauptkirche beſtimmt. Mit dem Amte gebe ich Glück und Ruhe der Gemeine in Ihre Hände, wachen und ſorgen Sie redlich dafür. Statt der trockenen, ſkrupulöſen, kraftloſen Unterſuchungen predigen Sie Ihren Zuhörern lauteres, kraftvolles Chriſtenthum aus Jeſu Munde, und Statt andächtigen Geſchwätzes bemühen Sie ſich, gründliche Betrachtungen zu halten, wodurch der Zuhörer Verſtand überzeugt, ihnen Luſt und Liebe zu ihren Pflichten gemacht, und ihre Herzen gebeſſert werden können."

„Außerdem weiſe ich Ihnen hiermit als Aſſeſſor den Sitz neben dem Herrn Rath Maibaum im Konſiſtorio an. Laſſen Sie ſich im Verdienſte von niemanden übertreffen, ſo gebe ich Ihnen mein Fürſtliches Wort, daß Ihnen bei der Kirche und auch im Konſiſtorio niemand vorgezogen werden ſoll."

Zuletzt wandte ſich der Fürſt an Karln. „Sie, Herr Doktor," ſagte er, „ſollen nach Ihrem Wunſche Kammerrath ſein. Beinahe hätte ich Ihnen lieber einen Gerichtsſtuhl gegeben, es haben mir aber Ihre kameralische

ralische Grundsätze gefallen und ich brauche auch in der Kammer Juristen. Sie bedürfen keiner weitern Anweisung, wie Sie handeln sollen; folgen Sie Ihren geäußerten Grundsätzen, so können Sie auf meinen Beifall gewiß rechnen. Ich kenne die Lage, in welche Sie kommen, und freilich wird es Ihnen an Widerspruch bei Ihren Kollegen nicht fehlen. Kehren Sie sich daran nicht. Genug wenn Sie wissen, daß es mein Wille ist, dem Lande soll und muß wieder aufgeholfen werden." — Der Fürst gab hier ein Zeichen, daß er ausgesprochen habe; sie dankten für die Fürstliche Gnade mit tiefster Ehrfurcht, und gingen vergnügt zu Vogeln zurück.

Man kann sich leicht vorstellen, daß sie hier schon mit großem Verlangen erwartet wurden. Nicht anders als wenn dem Vogelschen Hause selbst ein vorzügliches Glück wiederfahren wäre, so freudig empfing man sie. Edelmannen trat eine Freudenthräne in die Augen; seine Hoffnung war erfüllt, seine Erwartung übertroffen. Vogel konnte sich an ihren Erzählungen nicht satt hören, und hätte sich gern noch Stundenlang über die Rede des Fürsten mit ihnen unterhalten,

ten, wenn es möglich gewesen wäre, seine Gäste zum längern Bleiben zu bewegen. Aber das Verlangen, den Eltern diese freudige Nachricht zu überbringen, war viel zu groß, daß er nur mit Bitten hätte anhalten können. Der Kutscher mußte anspannen.

„Kaum daß wir uns gesehen und Freundschaft für einander aufgefangen haben," sagte Maibaum, „müssen wir uns schon wieder trennen! Das ist doch empfindlich!"

„Kommen Sie mit!" antwortete Karl. „Einen Platz haben wir im Wagen ledig, und meinem Vater machen Sie gewiß durch Ihre Ueberkunft ein großes Vergnügen."

Maibaum besann sich; Vogel aber gab durch seine Entschlossenheit den Ausschlag. „Thun Sie das, Freund!" sagte er; „ich selbst möchte heute die Freude der Eltern sehen und bin im Stande, meinen Wagen den Augenblick anspannen zu lassen. Mütterchen, leistest du Gesellschaft?"

„Ich bin dabei!" sagte die Frau Doktorin, und nun war alles entschieden.

Vogel hatte eben keine gefährliche Patienten, daß er nicht eine Nacht hätte verreisen

sen dürfen. Weil er aber Leibmedikus war, so durfte er so wenig als Maibaum ohne Wissen des Fürsten abwesend sein. Beide gingen also hin, meldeten ihr Vorhaben, und erhielten vom Fürsten die gesuchte Erlaubniß. Als sie zurückkamen, standen die Wagen angespannt vor der Thür, sie stiegen ein und fuhren vergnügt ab.

Dreizehentes Kapitel.

Kommt dem Leser vermuthlich zu früh.

Es war Abend, als sie Grünthal erreichten. So bald ihnen nur Sommerfelds Haus in die Augen fiel, merkten sie schon, daß Besuch da sein müsse, weil es mehr als gewöhnlich erleuchtet war. Hannchen hörte das Rasseln des Wagens zuerst, und stand schon in der Thür, ehe die Ankommenden heraussteigen konnten. „Nun Kinder," rief sie ihnen entgegen, „seid ihr glücklich wieder da?"

„Ja, beste Mutter," antwortete Karl, „das sind wir! Sie sehen ia so vergnügt aus?" Hier küßte Karl seine Mutter.

„Das

„Das bin ich auch, und habe Urſache dazu!“ antwortete ſie. „Komm nur herein und ſieh die lieben Gäſte, die wir haben!“

Hier öffnete ſie ſchon die Stubenthür und führte Karln hinein, ohne bemerkt zu haben, daß hinter dem ihrigen noch ein anderer Wagen kam.

Vogel hatte ſich indes mit ſeiner Gattin ſo eilig aus dem Wagen gemacht, daß er mit Maibaumen, Edelmannen und Franzen zugleich in die Stube trat, als Hannchen noch an der Thür ſtand und an ihres Sohnes Ueberraſchung ihre Freude ſahe. Sie wurde aber denſelben Augenblick in gleichem Grade überraſcht, als ſie ſich mit einmahl von drei unerwarteten Gäſten umgeben ſahe. Endlich kamen die ſchon gegenwärtigen und die neu angekommenen Gäſte einander näher, und nun ging es aus einer Umarmung in die andre, bis Franz endlich an einen Fremden kam, den er bald für ſeinen Bruder Guſtav erkannte. Den Augenblick traten auch Karl und Edelmann hinzu, — nun erſt brach Freude in vollem Maße aus.

Sommerfelds Wagen war heute früh nicht lange zum Dorfe hinaus, als ein junger Mensch zu Pferde herein kam, der, ohne irgendwo anzuhalten oder zu fragen, gerade durch das Dorf ritt, vor der Pfarre abstieg, sein Pferd anband und hinein ging. „Lieber Mann," rief Hannchen, „geschwind, sieh einmahl! wer mag das sein? Er kommt mir fremd vor und geht doch gerade zu, als einer, dem Haus und Gelegenheit bekannt sind."

Sommerfeld kam geschwind genug herbei, aber mehr als das Pferd konnte er nicht sehen. Der Reiter war schon im Hause. Es dauerte aber kaum ein paar Minuten, so kam die Tante mit dem Fremden an der Hand herüber gelaufen, und der Onkel sowohl als Jettchen folgten ihr bald nach. In den sechs Jahren war er dermaßen in die Höhe geschossen und so stark geworden, daß ihn kein Mensch wieder kannte; es war Gustav von Hamburg. Was für Freude, als er sich zu erkennen gab!

Gustav kam also von Hamburg. Seine Lehrjahre waren bereits überstanden, und jetzt mußte er in Handelsgeschäfften seines

Prin-

Principals eine Reise machen, die ihn in diese Gegend brachte. Der Principal selbst gab ihm Aufträge nach Grünthal mit, er hatte Wechsel an Edelmannen, und einen Brief an seinen Vater abzugeben.

Ueber den Brief empfanden die Eltern nicht wenig Freude. Da war kein Wort zu finden, das nicht des Kaufmannes vollkommenste Zufriedenheit und wahre väterliche Liebe gegen ihren Sohn ausgedrückt hätte. „Wollen Sie ihn," schrieb er, „ferner meiner Führung überlassen, so will ich sein ganzes Glück machen, ohne daß er Ihnen weiter einen Groschen Kosten verursachen soll. Ich bringe ihn einige Jahre in eine der berühmtesten Handlungen nach Amsterdam, und wenn er zurück kommt, soll er mit in meine Handlung treten. Verlassen Sie sich darauf, es soll mit göttlicher Hülfe ein ganzer Mann aus ihm werden."

Der Umstand war dem Sommerfeldischen Hause so wenig als den Eltern angenehm, daß Gustav morgen schon wieder abreisen mußte. Er hatte das Unglück gehabt, daß ihm sein Pferd auf der Reise krank geworden war; ein Vorfall, der ihn an einem

Orte, wo er keine Geschäffte hatte, zwei Tage still zu liegen zwang. Nun blieb ihm keine Zeit mehr übrig, wenn er seine andern Aufträge ausrichten wollte, daß es ihm also nicht möglich war, noch einen Tag bei seinen Eltern zu verziehen, welches er doch so gern gethan hätte.

Hannchen kam Gustav gerade zur gelegensten Zeit. Der Tag war ihr schon wichtig, und ihr Herz ahndete so viel Freude, daß sie mit dem Gedanken aufstand, ihn feierlich zu zubringen; nur hatte sie noch nicht entschieden, wie die Anlage dazu gemacht werden sollte. Gustavs Dazwischenkunft gab den Ausschlag. Sommerfelds mußten des Onkels Einladung annehmen, mit ihm zu Mittage zu essen, und Hannchen nahm es auf sich, für das Vergnügen des Abendes zu sorgen. Den Tag über wollte man die stillen Freuden der vertraulichen Unterhaltung genießen, und den Abend sollte die Freude mit den Nachbarn und Bekannten getheilt werden. Also wurden des Forstmeisters, des Amtmanns und des Kapitains Familien eingeladen, die auch schon sämmtlich bei einander versammelt waren,

ren, als die Söhne mit Edelmannen und den unerwarteten Gästen ankamen.

Maibaum und Vogels waren dem Hause sehr willkommen, und wurden am Ende der Gesellschaft so unentbehrlich, daß ihre Freude ohne sie nicht vollkommen gewesen wäre. Endlich kam man zur Erzählung, welche die Gesellschaft sehnlichst erwartete. Da ward von dem Examen angefangen, und dann zur Rede des Fürsten übergegangen, die man so genau gemerkt hatte, daß sie wörtlich wiederholt werden konnte. Unbeschreiblich groß war die Freude der Eltern.

Ob man schon hätte glauben sollen, daß in der ganzen Gesellschaft kein einziger sein könnte, in dessen Herzen die Nachricht von dem Glücke dieser würdigen iungen Männer Regungen des Neides und der Mißgunst erwecken würde; so verriethen doch einige von ihnen Bewegungen, die sehr leicht in iene übergehen konnten. Als Maibaum die Worte wiederholte, die der Fürst zu Karln sprach: „Sie Herr Doktor, sollen nach Ihrem Wunsche Kammerrath sein;“ sagte Eichenbusch: „Der Geier! das geht an! Siehst du, Gottlob, daß ich

recht hatte? Wäreſt du bei den Büchern geblieben, nun könnteſt du auch Kammerrath ſein! Wende nur noch allen Fleiß beſonders auf die deutſche Sprache, lies doch täglich das kleine Büchelchen! — — Man kann nicht wiſſen — zum Kammerrath braucht man eben nicht ſtudiert zu haben!“

Bei der Erzählung des Examens ſahe die Frau Amtmännin ſehr verdrießlich aus. Weil der Superintendent ihr Vater war, durfte man ihr das nicht übel nehmen. Man würde auch bei weitem nicht ſo viel von dem Examen erzählt haben, wenn es Maibaum nicht gethan hätte, der gar nicht wußte, daß die Amtmännin des Superintendenten Tochter war. Edelmann ſuchte endlich eine ſolche Wendung zu nehmen, wodurch Maibaumen dies Geheimniß aufgedeckt wurde. Nun ſprach dieſer behutſamer, und der Frau Amtmännin Stirn entrunzelte ſich allmählig wieder.

Sie ſtand gerade neben ihrer Tochter, und der Kapitain hinter ihr, als Maibaum auf des Fürſten Erklärung gegen Franzen kam. Bei den Worten: „Sie, Herr Magiſter, habe ich zum Diakonus an

der

der Hauptkirche bestimmt;“ stieß sie Louischen mit dem Ellenbogen. Als sie endlich hörte, daß er auch Konsistorial-Assessor sein sollte, hob sie mit der Hand ihrer Tochter Kinn in die Höhe und sagte ihr leise in das Ohr: „Liebes Louischen, den Kopf fein in die Höhe und die Brust heraus! Gib Achtung, er wird Superintendent, so bald der Vater stirbt!“ Sie sprach diese Worte aber doch nicht so leise, daß sie der Kapitain nicht verstehen konnte, und dieser war geschwätzig genug, daß er sie Sommerfelden wieder sagte, ehe man sich noch zu Tische setzte.

Hannchens Art war es nicht, scheele Gesichter zu machen, wenn ihr Gäste ins Haus gebracht wurden; aber heute übertraf sie sich selbst in freundlicher und wohlthätiger Bewirthung ihrer Gäste. Alle waren sie auch sämmtlich so zur Freude gestimmt, daß es nicht anders sein konnte, es mußte eine der freudigsten Mahlzeiten sein, die iemahls gehalten worden ist. Der unempfindlichste mußte aufleben!

Noch hatte der Amtmann kein Wort gesprochen, außer daß er einige an ihn gerich-

tete Fragen mit ia beantwortete; aber auch er konnte nicht länger schweigen. „Wüßte ich doch nicht," sagte er, als er das Messer aus der Hand legte, „wenn mir eine Pastete so vortrefflich geschmeckt hätte!"

Man hatte sich schon solche Nachbarschaften gewählt, daß man stundenlang sitzen konnte, und die Unterhaltung würde nicht schläfrig geworden sein. Maibaum saß zwischen beiden Sommerfeldschen Töchtern; neben Karolinchen saß Franz; dann folgte Louischen, des Amtmanns Tochter; dann Eichenbusches Gottlob und zuletzt des Onkels Jettchen. Auf der andern Seite folgte neben Wilhelminen des Onkels Gustav, dann Kapitains Malchen, hernach Karl, und neben diesem saß Hannchen, seine Mutter. Diesen gegen über saßen auf der andern Seite der Tafel die Eltern, die in der Freude ihrer Kinder ihr ganzes Vergnügen fanden.

Franz war vor allen selenvergnügt, er sprach ohne Unterlaß mit Karolinen. Sommerfelden schien es nicht anders, als schwebte sein Herz auf der Zunge, und die Frau Amtmännin sah mit Verdruß, daß ihr

ihr Louischen neben ihm sich mit Gottlob unterhalten mußte, wenn sie nicht lange Weile haben wollte.

Hätte der Kapitain nicht geplaudert, vielleicht daß Sommerfeld dann diese Wendung nicht genommen hätte. So mochte er es wohl für gut halten, daß die Amtmännin ie eher ie lieber aus ihrem Irrthume gerissen würde, damit ihre Hoffnung nicht tiefer wurzeln könnte und der Betrug ihr noch empfindlicher würde. Er ergriff also die erste Gelegenheit, wo Franz wieder recht zärtlich mit Karolinen that, und sagte: „Sie haben meine Ihnen vorgeschriebenen Bedingungen als ein ehrlicher Mann erfüllt, nun spreche ich Sie ganz frei und gebe Ihnen Ihre Zunge wieder.

„Bester Vater," antwortete Franz, „Sie haben ia so viel als mein Vater an mir gethan, warum nennen Sie mich Sie? Soll ich mich in Ihrer Güte ganz glücklich fühlen, so müssen Sie die vertrauliche Sprache behalten, die einem Kinde mehr Herz zum Vater macht."

S. „Das schickt sich ia nicht mehr! Wenn du es aber haben willst, gut, so mag es beim alten bleiben!"

„Liebstes Karolinchen“ sagte Franz nun mit einer Miene, die Entzücken verrieth, „wenn du wüßtest, was dein Vater mir gesagt hat!“

Karoline. „Wenn ich es wissen soll und darf, so wirst du es mir schon sagen. Ein Bruder darf ia seiner Schwester wohl ein Geheimniß sagen, das er vom Vater hört!“

Fr. „Du wirst dich aber wundern, wenn du es hören wirst: du sollst meine Schwester nicht mehr sein!“

K. „Nehmen Sie es nicht übel, ich habe es nicht bedacht. Freilich ist es unschicklich, das ich den Herr Konsistorial-Assessor wie ehedem Franzen, du nennen will. Es soll nicht wieder geschehen!“

Fr. „Liebe Karoline, du strafst mich zu hart, nein, so ist es nicht gemeint! Du sollst du mich wohl nennen, nur meine Schwester sollst du nicht mehr sein.“

K. „Was denn?“ fragte Karoline und ward feuerroth im Gesichte.

Fr. „Mein Liebstes sollst du sein, was ich auf der Welt habe; meine Braut, — meine Frau — mein Alles!“

Man

Man hätte hier die Gesichter sehen sollen, — und die Leidenschaften, die sich in denselben zeichneten! Karl sahe Malchen, indem er seine Hand auf die ihrige legte, scharf in die Augen; — Maibaum sagte Minchen leise ins Ohr: „das ist nicht Sitte im Lande, die jüngere Tochter kann vor der ältern nicht weggegeben werden!“ — Hannchen warf ihre Augen von Karolinen auf Karln, von Karln auf Minchen, und hätte sie gewiß auch auf Maibaumen gerichtet, wenn sie die Worte hätte verstehen können, die er Minchen heimlich zuflisterte; — die Großmutter hatte gestern die Geschichte ihrer ersten Verlobung erzählt und machte ietzt dieselbe Miene wieder, die sie bei der Erzählung machte; — der Vater sahe nur Karolinen an, und hatte seine Freude an ihrer Verlegenheit; — die Frau Amtmännin wankte, wie ohnmächtig, auf ihrem Stuhle, der Amtmann aber sahe Franzen an und lachte dazu; — der Forstmeister warf seinem Gottlob aufmunternde Blicke zu, die seine Gattin wieder zurück zu nehmen schien; — der Kapitain und seine Gemahlin beobachteten Karln und Malchen genau, und sahen sich,

ſich, als ſie die Augen von ienen zurück zogen, mit einer Ernſthaftigkeit an, die ſich zu keinem der übrigen Geſichter paßte; — Edelmann ſahe gerade ſo aus, als wenn er das alles erwartet hätte, aber — Karoline konnte ſich aus ihrer Verlegenheit nicht helfen. — Beſter Vater," ſagte ſie, „helfen Sie mir!"

Sommerfeld wollte ſchon antworten, als ihm Maibaum in das Wort fiel. „Sie werden doch nicht ungerecht ſein!" ſagte er. „Die älteſte Tochter muß verſorgt ſein, ehe die iüngere wegegeben werden kann."

Som. „Ich kann ia dafür nicht, daß ſich zur iüngern eher Kompetenten melden, als zur ältern!"

Maibaum. „An einem Kompetenten hat es Ihrer ältern Tochter von dem Augenblick an, da ich ſie das erſte Mahl ſahe, nicht gefehlt. Beſte!" hier wandte er ſich zu Minchen und reichte ihr ſeine Hand, „ich habe nur darauf gewartet, daß mein Schickſal entſchieden werden ſollte, ſonſt hätte ich es Ihnen längſt ſchon geſagt; darf ich Sie übereilen? Glauben Sie, daß ich aus meiner

Sele

Sele ſpreche? — Mein Fürſt wird es bezeugen, daß ich ihm als Erbprinzen ſchon meine Neigung für Sie bekannt habe.“

Jetzt ſahen aller Augen auf Minchen und ieder wartete auf ihre Antwort. Sie faßte ſich nach ihrer gewöhnlichen Gegenwart bald, fragte den Vater, die Mutter, auch die Großmutter um ihre Meinung, und als ſie von allen dreien auf ihr Herz verwieſen ward, ſahe ſie Maibaumen, der ſeine Hand immer noch hin hielt, ſcharf ins Geſicht und fragte: „können Sie mich auch ewig lieben?“ und ſo bald er antwortete: „ia, Beſte, ewig und allein Sie;“ ſo legte ſie ihre Hand in die ſeinige und gab ihm den erſten Kuß als Braut

Weiter hatte Karolinchen nichts nöthig, als dieſe Aufmunterung ihrer Schweſter, ſo ſchämte ſich ihr Mund nicht, die Entſcheidung ihres Herzens zu bekennen.

Nun richtete ſich die Aufmerkſamkeit aller Gäſte auf Karln. Er hielt Malchens Hand noch feſt in der ſeinigen und ſahe wechſelsweiſe Vater und Mutter an, als wenn er Rath für ſich in ihren Augen leſen wollte.

Als

Als man schon glaubte, daß sich sein Mund augenblicklich öffnen würde, hielt der Kapitain einen Tuch vor die Nase, stand auf und ging mit der Entschuldigung hinaus, daß ihm die Nase blute. Karl stand geschwind auf, und folgte ihm. Nach einigen Minuten kamen sie beide wieder herein und setzten sich ieder auf seinen Stuhl hin. „Es hat weiter nichts zu bedeuten," beantwortete der Kapitain die Frage der Gesellschaft mit einem ruhigen Ton, „die Natur pflegt mir diese Erinnerung immer zu geben, wenn die Zeit kommt, daß ich Ader lassen muß."

Nun richtete ieder seine Augen wieder auf Karln und erwartete, eine Erklärung von ihm zu hören, die ihm vor dem Hinausgehen schon auf der Zunge zu schweben schien. Aber man wartete umsonst, Karl sagte kein Wort. Man fing endlich an, ihn durch mancherlei Gesundheiten aufzumuntern, man versuchte ihn durch Glückwünsche an die Verlobten auf den vorigen Weg zu bringen; aber Karl kam nicht wieder in den Ton. Er sprach, wie zuvor, mit Malchen sehr liebreich, aber dem Scheine nach, mit mehr Zwang als vorhin, und Sommerfeld sowohl

wohl als Hannchen konnten ihre Bedenklichkeit dabei nicht ganz verleugnen. „Es fehlt an Ihnen noch, Herr Kammerrath,“ sagte Eichenbusch nach seiner gewöhnlichen Art voreilig; „Sie irren sich“ antwortete Karl, „ich bin hier!“

Man stand endlich vom Tische auf. Es war nicht möglich, daß die Gesellschaft die vorige Stimmung wieder erlangen konnte; die Amtmännin, die sonst iedermann zu viel sprach, that den Mund nicht wieder auf, und ieder andre schien darauf zu warten, daß nur einer anfangen sollte, dem Gespräche die Richtung zu geben. Weil sich keiner hierzu aufgelegt fand, so wurde der Aufbruch der Gesellschaft dadurch beschleuniget. Die Frau Amtmännin gab nur einen Wink, und ihr Mann nicht nur, sondern auch der Herr Forstmeister waren den Augenblick bereit, mit ihr zu gehen. Also nahmen beide Familien zugleich Abschied.

„Herr Gevatter,“ sagte die Amtmännin zum Forstmeister, so bald Sommerfelds Hausthür zu war, „wie gefiels Ihnen heute?“

„Indem

„Indem wollte ich Sie fragen," antwortete Eichenbusch. „Ich weiß kaum, was ich denken soll; mir war nicht anders, als wenn ich be ganz andern, bei steinfremden Leuten wäre!"

Amtmännin. „Freilich! Man sahe es ia an allen Gebehrden, daß der Stolz in sie fuhr, so bald sie hörten, daß der Sohn Kammerrath war."

Eichenbusch. „Deswegen! — so könnte ich ia auch stolz thun, ich bin ia Forstmeister!"

Amt. „Eben darum ärgere ich mich darüber, Sie sind ia mehr als Kammerrath! Und doch kann sich der kluge Sommerfeld so vergessen, daß er sich auf der andern Seite wieder wegwirft. Haben Sie wohl bemerkt, daß er Franzen selbst aufmunterte, daß er seiner Tochter eine Liebeserklärung machen mußte? Das stände mir an, daß ich meine Tochter anbiethen sollte! Vermuthlich denken sie, Franz ist schon Superintendent, — aber so geschwind wird es nicht gehen.

Eich. „Ihr Herr Vater kann noch lange leben, nach seinen Jahren hat er Kräfte und Munterkeit genug."

Amtm. „Das nicht allein; ich kann Ihnen auch im Vertrauen sagen, daß er damit umgeht, sich meinen Schwager, den Magister M. substituiren zu lassen. Es ist nur eben so viel, der Fürst schlägt ia dem alten Manne das nicht ab, daß er ihm nicht die Hoffnung der Nachfolge geben sollte, zumahl da er der gelehrteste Prediger im ganzen Lande ist. Das soll sie doch verflucht ärgern!“

Eich. „Geben Sie nur Achtung, ob sich Karl nicht gar eine adliche Frau nehmen wird.“

Amtm. „Freilich, wenn es so geht, wie ers gern haben will! Man sieht ia deutlich genug, daß er sich in Malchen vergafft hat; aber ich wette es wird eine Komödie!“

Eich. „Ich weiß nicht, warum Karl mit der Sprache nicht heraus wollte. Ehe er dem Kapitain nachlief, glaubte ich, daß er sich öffentlich für Malchen erklären würde, und als er wieder herein kam, war er so niedergeschlagen und schüchtern, daß er kein Wort reden konnte.“

Amtm. „Können Sie sich denn das nicht erklären? Ich wette darauf, Karl hat den

Kapitain um Malchen draußen angesprochen und erfahren, daß sie schon versagt sei! Geben Sie Achtung, das Geheimniß wird sich entwickeln.“ Hier waren sie vor dem Amthause und mußten sich trennen.

Vierzehentes Kapitel.

Ein Geheimniß. Wer nicht reinen Mund halten kann, überschlage das Kapitel lieber gleich.

Mit diesen beiden fremden Familien hatten sich auch Zwang und Zurückhaltung aus der Gesellschaft entfernt. Zwar waren die Fremden aus der Residenz noch dabei, aber Maibaum wurde nun als Kind angesehen, und Vogels hatten sich durch Treue und Verschwiegenheit Sommerfelds ganzes Vertrauen schon erworben. Also schlossen sich ihrer aller Herzen auf, und nun wurde bei einer Pfeife Taback so vertraulich gesprochen, als wenn sie alle nur eine Familie ausmachten. „Freund,“ sagte Sommerfeld zum Kapitain, „Sie haben heute eine Stöhrung in unsrer Freude gemacht.“

„Wie

„Wie so?“ fragte der Kapitain.

Somm. „Es ist gewiß, mein Sohn liebt Ihre Tochter, und gewiß liebt er sie mit einem edlen, reinen Herzen. Ich las in seinen Augen, daß er am Tische wünschte, Ihrer Einwilligung versichert zu sein; als er aber mit Ihnen wieder herein kam, war er niedergeschlagen. Ganz gewiß haben Sie ihm abschlägliche Antwort gegeben.“

Kap. „Nein! das habe ich nicht gethan! Ich will sie Ihnen lieber als iedem andern geben, sagte ich, aber ich kann sie Ihnen nicht schlechthin zusagen. Es sind Umstände dabei, die ich in der Gesellschaft nicht aufdecken kann, erzeigen Sie mir die Liebe, und erklären Sie sich heute nicht deutlicher. Mehr habe ich nicht gesagt.“

Somm. „Das ist nicht viel weniger als abschlägliche Antwort.“

Kap. „Es kommt erst auf die Umstände an. Wissen Sie wohl, daß ich schon gesagt habe, mein langer Aufenthalt in fremden Ländern hätte ein Geheimniß zum Grunde gehabt, das ich Ihnen zu seiner Zeit anvertrauen würde? Jetzt sollen Sie es nun er-

fahren. Meiner Tochter habe ichs vor einiger Zeit entdeckt, als ich das Geständniß von ihr erhielt, daß Ihr Herr Sohn in ihren Augen die würdigste Mannsperson sei. Nun hören Sie es alle: Malchen ist nicht meine Tochter."

Der Kapitain wollte fortreden, aber Karl fiel ihm mit Eifer ins Wort: „Bester Kapitain, beantworten Sie mir nur zwei Fragen, ehe Sie weiter sprechen. Ist außer Ihnen noch iemand da, der eine rechtmäßige Gewalt über Malchen hat, und dessen Wille Sie zu Rathe ziehen müssen, ehe Sie über ihr Schicksal entscheiden können?"

Kap. „Nein, außer mir und meiner Frau kein Mensch."

Karl. „Nun noch eine Frage: wollen Sie mir Malchen zur Frau geben?"

Kap. „Uebereilen Sie sich nur nicht, lieber Kammerrath, es kommt darauf an, ob Sie sie werden haben wollen, wenn Sie erst wissen, wer sie ist."

Karl. „Ich will nicht Malchens Vater oder Malchens Umstände, sondern ich will Malchen haben. Sie gefällt mir durch

durch ihre persönlichen Verdienste, und braucht bei mir keine anderweitigen Empfehlungen. Ob ihr Vater ein Bettelmann, oder ob sie ein Findling ist, ob sie einen Groschen hat, das ist bei mir keine Frage. Ich begehre nur Malchen."

Kap. „Mit ihrer Gebuhrt ists nicht viel besser, als ob sie ein Findling wäre, aber arm ist sie deswegen nicht. Ich habe sie an Kindes Statt angenommen, sie erbt meine Güther und meinen Nahmen; aber haben Sie nur eine kleine Geduld, ich will Ihnen gleich das Geheimniß aufschließen." — —

Karl. „Liebster Kapitain, Sie kränken mich, und ich lasse Sie kein Wort reden, ehe Sie mir Malchen nicht zu sagen. Genug daß ich Malchen haben will ohne Rücksicht auf andere Umstände zu nehmen; Gebuhrt kann so wenig ehren als schänden."

Kap. „Gut, wenn Sie denn nicht anders wollen, Sie sollen Malchen haben. Daß Sie mir aber keine Schuld geben, wenn es Ihnen hernach leid wird!"

Malchen wischte sich Thränen aus den Augen, und Karl küßte sie vollends weg.

Er wollte erst zu ihrer Beruhigung reden, weil er glaubte, daß diese Thränen Zeichen ihrer Traurigkeit über die Umstände ihrer Gebuhrt wären, hätte aber vor Freuden fast selbst geweint, als er hörte, daß sie über seine uneigennützige, edle Liebe flossen. Nun nahm er sie bei der Hand und führte sie seinen Eltern zu, er aber ging zu Malchens Eltern und küßte sie mit kindlicher Ehrfurcht. Die Freude war allgemein und außerordentlich groß.

Hätte der Kapitain nicht aller Anwesenden Neubegierde aufs äußerste gereitzt gehabt, so würde man heute nicht daran gedacht haben, außer der Liebe eine andere Unterhaltung zu suchen. Das ging aber nun nicht an, befriediget mußten sie werden.

„So hören Sie denn das Geheimniß," antwortete endlich der Kapitain: „Malchen ist eine gebohrne Sommerfeldin, Jakobs uneheliche Tochter; meine würdige Frau ist die Person, die dieser Bösewicht gemißhandelt hat, sie die Person, die ihm an seinem Hochzeittage das Kind auf den Schoß setzte."

Wer kann die Verwunderung, die Bestürzung mahlen, in der sie iezt alle da standen! — Die Frau Kapitainin schlug beschämt die Augen nieder; Malchens zurückgehaltene Thränen brachen strömend durch; Sommerfeld und Hannchen sahen der Mutter mit Augen und Munde scharf in das Gesicht; alle übrigen standen staunend mit großen Augen und starren Händen da; der Kammerrath allein behielt die Gegenwart, daß er sich setzte, Malchen mit sich auf seinen Schooß hinzog, sie in seinen linken Arm faßte, und mit der rechten Hand ihre Thränen austrocknete. „Habe ich nicht gesagt," sprach der Kapitain, „daß man erst hören sollte, wer Malchen sei, ehe man sich in weitere Verbindung einließe! Nun stehen Sie da, und wissen nicht, was Sie sagen oder denken sollen." —

Der Kammerrath meldete sich den Augenblick dagegen, aber der Kapitain verlangte nun auch ohne Einrede angehört zu sein. Er fuhr also fort, sich folgendermaßen zu erklären: „Ich habe es gewagt, Ihnen ein Geheimniß zu entdecken, das außer mir und meiner Frau nur wenig Personen

wußten, deren Verschwiegenheit ich gewiß versichert bin. Nur das einzige bitte ich mir von Ihnen aus, daß Sie mein Geheimniß in der Verborgenheit lassen, worin es bis iezt vor der Welt gewesen ist. In dem Falle, Herr Kammerrath, gebe ich Ihnen Ihr Versprechen zurück, und nehme meine Tochter mit Freuden wieder, wenn sie durch die Entdeckung ihrer Gebuhrt in Ihren Augen nur das mindeste verlieren könnte. Meine würdige Frau ist gewiß in ihrem Fehler tugendhafter als zehen andere in ihrer gerühmten Keuschheit. Könnten aber Sie sämmtlich nicht sie Ihrer fernern Achtung und Liebe so werth als zuvor finden, so entziehe ich mich Ihrem Umgange, und gehe auf meine Güther nach Preussen zurück."

Kaum hatte er ausgesprochen, als der Kammerrath schon seine Arme um ihn schlug und mit seiner Umarmung so viel dankbare, ehrfurchtsvolle Liebe als mit seinen Worten ausdrückte. „Hätten alle Unregelmäßigkeiten," sprach er, „in Absicht der Ehe so glückliche Folgen als diese, so möchte die Welt aufhören, sie zu bestrafen. Malchen ist und bleibt mein kostbarstes Eigenthum,

und

und Sie mein verehrungswürdigster Vater.“ Von dem Vater ging er zur Mutter, von der Mutter zu Malchen, ihm folgten die Gegenwärtigen alle nach, und Hochachtung, Freundschaft und Liebe verband ihrer aller Herzen zur ewigen Gemeinschaft aufs neue.

Weit gefehlt, daß die Neubegierde der Gesellschaft nun wäre befriediget gewesen, vielmehr war sie ietzt erst recht gereitzt, und ieder von ihnen hatte ein Verlangen, des Kapitains Geschichte zu hören. Man stand ietzt in engerer Verbindung mit ihm, nahm folglich mehr Antheil an seinen Schicksalen, und glaubte ein Recht auf seine Vertraulichkeit zu haben. Nichts konnte den Kapitain befreien, er mußte ihnen heute noch Befriedigung schaffen. Schon rückte die Mitternachtsstunde heran, aber kein Auge empfand Müdigkeit, und keiner von ihnen war in der Verfassung, in welcher man die Erquickungen eines ruhigen Schlafes zu genießen fähig ist. Also ward noch ein Pfeifchen gestopft, und die Gesellschaft setzte sich mit einer Aufmerksamkeit hin, als wenn sie in der Kirche wäre. Vielleicht ist der Leser bei ruhigerm Gemüthe; wir wollen ihm also

einen Ruheplatz gönnen, damit er erst ausschlafen kann.

Funfzehentes Kapitel.

Eine Erzählung, hier gerade am rechten Orte.

„Meine Lebensart," fing der Kapitain an, „und meine Umstände, in denen ich mich zur Zeit meines ersten Aufenthalts zu Sommerlust befand, können Ihnen nicht unbekannt sein, da Sie bisher mit dem ietzigen Forstmeister Umgang unterhalten haben. Verschwendung war freilich meine Leidenschaft. Niemand kann mir nachsagen, daß ich üppig und lasterhaft gelebt habe; eine natürliche unausgebildete Anlage zur Wohlthätigkeit brachte mich dazu, daß ich iedermann bei mir finden ließ, was er suchte. Meinen Freunden gefiel das, wenn sie täglich einen gedeckten Tisch bei mir fanden; und ich dünkte mich groß und geehrt zu sein, daß ich ihr Wohlthäter hieß. So mehrte sich der Aufwand täglich, meine Lebensart wurde immer splendider, und ich sah meine Thorheit

heit nicht eher, als bis ich so tief in Schulden steckte, daß ich nicht wußte, wie ich wieder heraus kommen sollte.“

„In dieser Lage faßte ich kurz vor Ihrer“ (er sahe Sommerfelden an) „Ankunft zu Grünthal den Entschluß, Sommerlust zu verlassen, und mich eine Zeitlang auf meinem Guthe in Preussen aufzuhalten. Meine Absicht würde mir auch gewiß gelungen sein, wenn ich standhaft genug gewesen wäre, in der Verleugnung auszuhalten. Aber nach einem halben Jahre hatte ich hier so zahlreiche Bekanntschaften und eben so starken Aufgang als zu Sommerlust. Die Noth zwang mich also, eine abermahlige Veränderung vorzunehmen und, da ich keinen andern Ausweg wußte, so wählte ich den Rückweg nach Sommerlust. Auf dieser Rückreise begegnete mir ein Unglück, wofür ich Gott danken werde, so lange ich lebe; weil es eine Quelle tausendfältiger Freuden für mich geworden ist.“

„Auf der letzten Station vor Berlin gab mir der Postmeister ein paar Pferde, die so schlecht aussahen, daß ich kaum wagen wollte, mit ihnen abzufahren. Ich schalt dem

dem Wagenmeister, bekam aber von ihm die Antwort, daß ich mir keine bessere Pferde wünschen würde, wenn ich nur erst auf dem Wege wäre; ich sollte in Gottes Nahmen reisen, und mich an dem Ansehen derselben nicht kehren. Es war an dem, die Pferde übertrafen meine Erwartung, und der Postillon fuhr so rasch und überall so brav, als mich noch keiner gefahren hatte. Diese Bestien, denen ich nicht zutrauete, daß sie mich fortbringen könnten, wurden am Ende noch übermüthig."

„Vor dem letzten Dorfe ienseits Berlin scheueten sich die Unthiere vor einem Bettler in einem weissen Kittel, der sich bei der Ankunft des Wagens schnell aus seinem Lager erhob, und durch auffallende Stimme und Gebehrden Mitleiden für sich zu erregen suchte. Es hätte alles nichts zu sagen gehabt, wenn der Postillon nur auf seiner Hut gewesen wäre! Aber der Hundsfott hatte eben mit seiner Pfeife zu thun, und die Pferde nahmen den Zügel, so lang sie ihn haben wollten, ehe er merkte, was vorging. Nun wollte er seinen Fehler wieder gut machen, und die Pferde mit aller Gewalt in Zügel nehmen; da riß

zum

zum Unglück der Zaum des Stangenpferdes. Jetzt konnte er sie nicht mehr halten, die Pferde gingen durch.“

„Zum Unglück fing sich hier gerade ein Damm an, der so ausgefahren, so voller Löcher war, daß man alle Behutsamkeit nöthig hatte, wenn man langsam drüber hinfahren wollte, ohne Schaden zu nehmen. Hier liefen nun die Pferde aus vollen Leibeskräften, und der Wagen schlug dermaßen hin und her, daß ich den Kopf auf allen Seiten voll Beulen bekam. Mein Lackai sprang vom Wagen herunter, versah es aber, daß er fiel, und der Wagen ging über ihn weg. Ich stand Todtenangst aus! Endlich brach das rechte Hinterrad, der Wagen schlug nieder, und ich fiel mit dem Kopf gegen die Seitenwand, daß mir das Blut herunter lief. Zum großen Glück wurde nun im Dorfe Lerm, und der Knecht des Predigers fiel mit dem gegenüber wohnenden Bauer zugleich in die Pferde, daß sie sie aufhalten konnten. Da lag ich mit dem Wagen gerade vor der Pfarre.“

„Mein Wagen war total ruinirt; ich hatte den Kopf voller Beulen und Löcher; aber das alles hätte sein mögen, wenn nur mein

getreuer Heinrich nicht so unglücklich gewesen wäre! Das Rad war ihm gerade über den Hals gegangen; das Genick war abgebrochen, er lag ohne Leben da. Ich befand mich in Umständen, die mich gar nicht daran denken ließen, daß ich weiter reisen wollte; daher nahm ich das gütige Anerbiethen des Predigers, bei ihm zu bleiben, auf der Stelle an."

„Was das für ein charmanter, gefälliger Mann war, kann ich Ihnen gar nicht sagen, und seine Gattin — war die Sanftmuth, die Liebe selbst. Sechs Wochen bin ich bei ihnen in ihrem Hause gewesen; ich machte mich im ersten Blick die vortheilhaftesten Begriffe von ihnen, und habe in der Zeit kein Wort gehört, keine Handlung von ihnen gesehen, wodurch meine ersten Gedanken nicht wären gerechtfertiget worden. Kinder hatten sie nicht, aber ein erwachsenes Frauenzimmer hielt sich bei ihnen auf, daß sie Kusine nannten. Wie würde es mir gegangen sein, wenn ich zu den Leuten nicht kam?"

„Gegen Abend mußte ich mich zu Bette legen. Ich hatte mich lange gehalten und dachte noch nicht, daß ich liegen bleiben wollte;

te; aber mich fiel ein Fieber an, so daß ich vor vierzehen Tagen nicht wieder aufstehen konnte. Was die Leute an mir gethan haben, mag ihnen Gott vergelten! Der Prediger ließ einen Doktor aus Berlin kommen, er ging, oder fuhr täglich zur Stadt, um Nachricht von meinen Umständen zu bringen, und Arznei zu holen; die Frau Predigern und ihre Kuſine warteten und pflegten mich wie Kind und Bruder; wenigſtens eine von ihnen war bei mir, verlaſſen war ich keinen Augenblick."

„Wie das zuging, daß ich die Kuſine täglich mit mehr Wohlgefallen an meinem Bette ſah, täglich mehr Hochachtung, mehr Zuneigung für ſie verſpürte, das weiß ich nicht. Es war nicht möglich, daß ich den Gedanken los werden konnte: eine ſolche Frau könnte dich glücklich machen. Ich gab mir alle Mühe, mir ihn auszureden, ich hielt meine verfallenen Umſtände mir ſelbſt als Gründe der Unmöglichkeit vor, daß ich mit einer Perſon ohne Stand und Vermögen ſolche Verbindung eingehen könnte; aber mein Herz ließ nicht nach, Parthie wider mich zu nehmen. Als ſich endlich meine Krankheit

gege-

gegeben hatte, wollte ich reisen, und konnte nicht fortkommen. Es war nicht anders als wenn mich eine unsichtbare Gewalt zurück gehalten hätte. Nun wußte ich mir anders nicht zu rathen, als daß ich den Prediger zu meinem Vertrauten zu machen beschloß."

„Gelegenheit, mit ihm allein zu sprechen, durfte ich so lange nicht suchen; wir gingen beide in das Feld. Der Prediger war in den Jahren, daß er ein Mädchen von einigen und zwanzig Jahren ganz wohl erzogen haben konnte; ich ergriff den Gedanken, und kam dadurch auf die Kusine. Sie haben, fragte ich, Ihre Kusine gewiß als ein armes Kind zu sich genommen und von Jugend auf Vaterstelle an ihr vertreten?"

„Sie irren sehr, antwortete der Prediger, wenn Sie glauben, daß ich ihr Wohlthäter bin. Sie besitzt ein sehr ansehnliches Vermögen und hat davon jährlich so viel Interessen, daß eine zahlreiche Familie mit Anstand davon leben, und doch übrig haben könnte."

„Ich will Ihnen die Wahrheit gestehen, diese Nachricht hatte so viel Gewicht für mich,

daß

daß dadurch alle meine Bedenklichkeiten den Augenblick überwunden wurden. Die Person hatte meinen ganzen Beifall; ihr bürgerlicher Stand war in meinen Augen auch kein Hinderniß; meine zerrütteten Umstände hielten mich nur zurück, der Neigung meines Herzens zu folgen. Leider war ich so weit gebracht, daß ich darauf sehen mußte, mir durch eine vortheilhafte Mariage wieder aufzuhelfen. So bald ich nun hörte, daß diese Person Vermögen habe, so war ich den Augenblick entschlossen, alles zu thun, um ihre Liebe zu gewinnen. Mein Gott, sagte ich, warum machen Sie denn ein Geheimniß aus ihren Umständen? Nicht einmahl ihr Geschlecht, ihren Nahmen habe ich erfahren können! Wer sind denn ihre Eltern? Wie heißt sie? Woher ist sie?"

„Der Prediger sahe mir bei diesen Worten scharf ins Gesicht, und vermuthlich verrieth ihm der Affekt meiner Sprache hier schon die ganze Lage meines Herzens. Seine Antwort befriedigte mich aber nicht mehr als iede vorhergegebene: Es kann Ihnen nichts helfen, wenn Sie das wissen, ihre Umstände und Absichten erfordern Verborgenheit, es ist

ihr Geheimniß, das ich nicht ausplaudern darf; weiter konnte ich nichts aus ihm bringen. Meine Neubegierde wurde durch diese Verschwiegenheit immer mehr gereitzt, und der Gedanke machte sie mir peinlich, daß diese Umstände wohl gar so beschaffen sein könnten, daß ich meine Absichten auf sie würde aufgeben müssen. Ich konnte diese Unruhe nicht ertragen, ich mußte dem Prediger mein ganzes Herz aufdecken."

Kap. „Sie haben mich, sagte ich zum Prediger, in Ihrem Hause eine Freundschaft, eine Liebe finden lassen, die ich nirgends unter Menschen zu finden geglaubt habe und Zeitlebens nicht vergessen werde. Aber Ihre edle Liebe macht mich Zeitlebens unglücklich, wenn Sie weiter nichts für mich thun können und wollen. Es ist mir nicht möglich, mich von Ihrer Kusine zu trennen; kann ich sie haben? wollen Sie mir helfen ihr Herz gewinnen?"

Pred. „Jetzt sprechen Sie offenherzig, ich muß Ihnen also billig auch eine offenherzige Antwort geben! Sie sagen mir alleweile nichts neues, Ihre Worte und Handlungen haben mir Ihr Herz schon verrathen

rathen. Glauben Sie mir, ich bin bei der Entdeckung nicht gleichgültig geblieben. Unſere Bekanntſchaft iſt kurz und neu, aber bei Ihrer Offenheit iſt es nicht ſchwer, Ihnen ins Herz zu ſehen. Ich fürchte nicht einmahl, daß ich mich betrüge, wenn ich Ihnen den edelſten, liebenswürdigſten Charakter zutraue und gewiß glaube, daß meine Kuſine in Ihren Armen glücklich leben werde. Auch wünſche ich nichts herzlicher als eine Gelegenheit, meine Kuſine, die ſich ganz meiner Führung überläßt, glücklich zu verheurathen; aber, beſter Kapitain, bedenken Sie, was für Schwierigkeiten dieſer Mariage im Wege ſtehen!“

Kap. „Sie meinen wohl, daß ſie von bürgerlichem Stande iſt?“

Pred. „Nein, dieſer Umſtand iſt in meinen Augen ſo wichtig nicht, und wenn er Ihnen anſtößig wäre, könnte man noch wohl Mittel finden, ſie in den adlichen Stand zu erheben. Nicht nur ihre Mutter ſtammt aus einer berühmten adlichen Familie, die bis jetzt noch florirt, ſondern auch ihr Vater iſt aus einem adlichen Geſchlechte, das vor achtzig Jahren noch in großem Anſehen ſtand.“

Kap. „Dadurch würde sie mir um nichts werther, und meinetwegen darf kein Groschen auf die Erneuerung ihres Adels gewendet werden. Aber desto weniger kann nun die Welt diese Mariage tadeln! Was ist denn noch für ein wichtiges Hinderniß vorhanden?“

„Der Prediger sahe mir hier mit einem forschenden Blick ins Gesicht und sagte: Kapitain! können Sie boshaft sein und das Geheimniß mißbrauchen, meine Kusine um Glück und Ruhe des Lebens zu bringen, so traue ich keinem Menschen wieder. — Ich schwor ihm unter freiem Himmel den heiligsten Schwur, und nun sagte er: meine Kusine hat das Unglück gehabt, durch einen niederträchtigen Menschen unter den heiligsten Versprechungen um ihre Unschuld gebracht zu werden; sie ist Mutter einer Tochter.“

„Wie mir hierbei zu Muthe ward, kann ich keinem Menschen beschreiben. Blitz und Donner hätten neben mir herabfahren mögen, so unerwartet wären sie mir nicht gekommen, so erschreckt hätten sie mich nicht, wie diese Nachricht. Ich bereuete, daß ich darnach gefragt, war unzufrieden, daß sie

mir

mir der Prediger gesagt hatte, und hätte in dem Augenblick, ich weiß nicht was, darum gegeben, wenn dieser Umstand nicht gewesen wäre. Wir kamen hier der Pfarrwohnung nahe und mein Gefährte richtete den Weg dahin, ohne daß ich darauf gemerkt hatte. Geben Sie sich keine Mühe, sprach er, Ihre Empfindungen zu unterdrücken; eine Gleichgültigkeit dabei könnte Sie mir am wenigsten empfehlen. Nun wissen Sie, was Sie mit Gewalt haben wissen wollen, prüfen Sie Ihre Gesinnung. Aendern Sie Ihren Vorsatz, brauchen Sie diesen Umstand zum Mittel, Ihre Neigung zu bekämpfen; dadurch kränken Sie weder mich noch meine Kusine. Können Sie aber diese Nachricht auf irgend eine Weise mißbrauchen, daß Sie ihr mindere Achtung erweisen, oder noch empfindlichere Kränkungen anthun wollten; so wundern Sie sich nicht, wenn Sie der Fluch der Treulosigkeit und des Meineids trifft. Trotz ihres Fehltritts ist sie eine der edelsten weiblichen Selen."

„So froh ich war, daß wir hier gerade das Pfarrhaus erreichten, weil ich nicht wußte, was ich hätte antworten sollen, so unzu-

frieden war ich in der folgenden Minute darüber. Wir traten in das Haus und fanden die Frau Predigerin bei ihren gewöhnlichen ökonomischen Beschäfftigungen. Wo ist Kusinchen? fragte der Prediger, ich aber ging, ohne zu fragen, sie aufzusuchen, weil ich schon wußte, wo sie gemeiniglich zu finden war. Sie saß auf ihrer Stube und las. Sind Sie schon wieder in Ihrer Einsamkeit? sagte ich. — Wie man es ansieht, antwortete sie, man kann Einsamkeit auch die nützlichste Gesellschaft nennen. Im stillen Umgange mit sich selbst lernt man viel Gutes."

„Indem sie das sagte, hatte sie auch das Buch weggelegt, ich aber reichte ihr meine Hand, sie zur Gesellschaft zu führen. Wie das zuging, weiß ich nicht, ich durfte sie nur sehen, so waren alle meine Bedenklichkeiten gehoben. Wäre ich ietzt wieder mit dem Prediger allein gewesen, ich würde ihm gleich eine entscheidende Antwort gegeben haben. Es war nicht möglich, daß ich einen unedlen Gedanken von ihr fassen konnte, so bald ich sie vor Augen hatte. Ich verdoppelte meine Aufmerksamkeit auf sie, bemerkte und prüfte iede ihrer Handlungen, und ie mehr ich das

that, deſto ſtärker ſprach mein Herz für ſie. So unbeſorgt, ſprach es, ſo zwanglos, ſo offen und freimüthig kann der Laſterhafte, der Heuchler vor den Augen der Menſchen nicht handeln; ſie iſt deiner werth und macht dein Leben glücklich.“

„Mit dieſen den Tag über gemachten Bemerkungen ging ich den Abend zu Bette. Es iſt wahr, was die Kuſine ſagte, Einſamkeit hat ihren guten Nutzen; man kann mit ſich ſelbſt ungeſtört ſprechen, ſich ſelbſt laut ſprechen hören. Woher weißt du denn, ſprach mein Ich zu mir, dieſen ihren begangenen Fehler? Der Onkel hat ihn dir entdeckt. Iſt das nicht redender Beweis für ihre Redlichkeit? Hätte ſie eine laſterhafte Sele, ſie hat ja Vermögen, und Gelegenheit zum Laſter iſt auf der Welt allenthalben feil. Sie durfte nur unedel handeln können, ſo hätte ſie dich, oder vor dir ſchon vielleicht einen beſſern Mann, betrogen. Und darf man denn wohl darauf bauen, daß ein Mädchen unſchuldig iſt, wenn keine körperliche Beweiſe wider ſie aufgeſtellt werden können? Wie ſieht es denn auf der andern Seite aus? — Hier kam mir der Schlaf an, ich verlor mich in

dem Gedanken: sie soll und muß dein sein; und schlief bis an den frühen Morgen recht sanft.“

„Als ich den Morgen erwachte, war Kusine mein erster Gedanke. So bald wir gefrühstückt hatten, forderte ich meinen Wirth zu einem Spaziergange auf, und konnte dem Drange meines Herzens kaum so lange widerstehen, bis wir im Freien waren. Nun Freund, sagte ich, erzeigen Sie mir die Liebe und sagen Sie kein Wort weiter dagegen! Ich habe mich geprüft, habe alles überlegt, glauben Sie, ich rede die Wahrheit und stehe hier vor Gott unter seinem Himmel, ich kann nicht von Ihnen reisen, kann ohne Ihre Kusine nicht glücklich leben.“

„Gut, sagte der Prediger, ich will Ihnen glauben, aber glauben Sie auch mir. Es hat mir viel Mühe gekostet, diese Person von ihrem Entschlusse, nie zu heurathen, abzubringen und ihre Furcht zu überwinden, daß sie ihres begangenen Fehlers wegen von einem Manne immerwährende Vorwürfe und verächtliche Begegnung würde erdulden müssen. Meine Absicht ist rein und gut; ich weiß, daß sie geschickt ist, einem redlichen

Manne

Manne das Leben zu versüßen und eine glückliche Familie zu bauen, weil sie nicht nur Vermögen genug, sondern, was weit höher zu schätzen ist, die sanfteste edelste Sele hat. Aber, bester Kapitain, lassen Sie sie nicht in Ihren Armen Ruhe und Zufriedenheit finden, können Sie unedel genug sein, sie mit Verachtung und Vorwurf zu kränken: so schreiet sie Ach und Weh über mich, und Sie bringen eine Reue auf mich, die mein ganzes Leben verbittert.“

„Ich ward durch des Mannes Reden so erweicht, daß ich ihm mit Thränen um den Hals fiel, und ihn bath, er möchte doch kein Mißtrauen in mir haben. Gut, sprach er, so kommen Sie, wir wollen es in Gottes Nahmen wagen. Sie weiß bis ietzt noch kein Wort von dem, was Sie zu mir gesprochen haben; sagen Sie ihr nichts, sondern überlassen Sie mir, daß ich sie erst von Ihrer Absicht unterrichte. — So bald wir nach Hause kamen, ging der Prediger mit der Kusine auf ihre Stube. Ihre Abwesenheit dauerte an zwei Stunden; endlich kamen sie wieder herunter. Bleiben Sie noch bei Ihrem Vorsatze? fragte er mich, und als ich ia sagte, überreichte er mir ihre Hand.“

„Auf dieses Mannes Rath, sagte sie, der mir mehr als Vater ist, gebe ich Ihnen meine Hand. Ich würde weder so viel Behutsamkeit noch Offenherzigkeit nöthig haben, wenn es nicht meine Absicht wäre, den Mann an meiner Seite seine ganze Zufriedenheit finden zu lassen. Aber, lieber Kapitain, ich erwarte auch meine Ruhe an Ihrer Seite zu finden. Sie wissen meine Umstände; glauben Sie nicht, daß ich um meines Fehlers willen noch Züchtigungen verdiene. Ich habe deswegen getragen und gelitten genug, und werde Sie nie eine Handlung sehen lassen, die eine schlechte Sele verräth. Können Sie meinen Fehler nicht vergessen, wären Sie ie fähig, mein Herz mit Verachtung und Vorwurf zu kränken, ist Ihnen mein Geld lieber, als meine Person; so sagen Sie es nur, ich will Ihnen lieber die Hälfte meines ganzen Vermögens schenken, lassen Sie mir nur meine ietzige Ruhe.“

„Nein, edle Rusine, antwortete ich, Geld macht keinen Fehler gut, aber das Herz kann ihn nicht nur gut machen; sondern selbst den Fehler zur seiner Veredlung benutzen. Das haben Sie gethan, und nun kein Wort

weiter

weiter davon. Nicht Ihr Geld, Ihr Herz macht mein Glück. Ich habe mir deſſen Beſitz gewünſcht, ehe ich wußte, daß Sie Vermögen hatten; und ietzt, da ich weiß, daß Sie Vermögen haben, würde ich Sie nicht wählen, wenn Sie das Herz nicht hätten. Seitdem ich Sie kenne, kann ich ohne Sie nicht glücklich leben; können Sie es ohne mich? — Hier warf ſie ſich in meine Arme, der Prediger und ſeine Gattin traten herzu, und wir knüpften auf der Stelle eine Verbindung, die uns von beiden Seiten noch keinen Augenblick gereuet hat.“

„Der Mittag war unterdeſſen heran gekommen, wir ſetzten uns alſo vergnügter als iemahls zu Tiſche. Es konnte wohl nicht anders ſein, meine Neubegierde, von ihren Umſtänden nähere Nachricht zu erfahren, mußte ſich ſtark regen; ob ich ſchon, um keinen Verdacht wider mich zu erwecken, ſie nicht ausbrechen ließ. Der Prediger, dachte ich, wird ſchon Gelegenheit nehmen, dich davon zu unterrichten; aber das glaubte ich nicht, daß er es ſo bald, gleich bei der erſten Mahlzeit in ihrer Gegenwart thun würde. Nun iſt es nothwendig, ſprach er, Sie müſ-

ſen

sen mit den Umständen Ihrer Braut bekannt gemacht werden, und darauf fieng er seine Erzählung an, von welcher ich Ihnen nur das wiederholen will, was Ihnen noch nicht bekannt ist.“

„Meine Braut hieß Lottchen. Einige Monathe nach Jakobs Hochzeit starb ihr Onkel mütterlicher Seite, der Präsident von N. zu K. Er hatte Lottchen zur einzigen Erbin seines Mobiliarvermögens eingesetzt, das sich an dreissigtausend Thaler belief, und gegenwärtigen Prediger, der ihm als ihr Beschützer bekannt war, ihr zugleich zum Vormunde bestimmt. Nun säumte dieser thätige Mann nicht, Lottchen diese angenehme Nachricht selbst zu bringen, und sie mit sich zurück zu nehmen.“

„Es kostete Mühe, ehe sie sich entschließen konnte, ihm zu folgen, weil sie unerkannt zu bleiben wünschte, und diese Absicht an dem Orte, wo ihr Kind gebohren und getauft worden war, am wenigsten erhalten zu können glaubte. Dafür hatte aber der Mann schon gesorgt. Als sie sich das erste mahl bei ihm aufhielt, ihre Entbindung abzuwarten, hielt er sie so verborgen, daß sie im

Dorfe

Dorfe niemand zu ſehen bekam. Das Sommerfeldiſche Haus hatte damahls Trauer, daher kam ſie in Trauerkleidern zu ihm. Fragte nun ia iemand nach ihr, ſo war ſie eine iunge Wittwe von ſeiner Verwandtſchaft, die vor kurzem ihren Mann verloren hatte, und bei ihm ihre Niederkunft halten wollte. So viel war gewiß, ſie konnte kommen und ſich ſehen laſſen, ohne daß ſie iemand kannte.“

„Wenn ſie aber nun mit dem Kinde kam? — Das war eben Lottchens Bedenklichkeit; aber auch das hatte der Prediger bedacht. Im Dorfe wohnte eine Tagelöhners-Wittwe, die ſich davon nährte, daß ſie fremde Kinder in Koſt und Pflege nahm. Der Prediger ließ alſo Lottchen bei einem benachbarten Prediger, fuhr mit dem Kinde allein nach Hauſe, und brachte es zu dieſer Frau; Lottchen kam nach einigen Tagen nach, und niemand wußte, daß ſie mit dem Kinde in einiger Verbindung ſtand. Es kam ihr ſchwer an, ſich von ihrem Kinde zu trennen; da es aber ihr und ihres Kindes Glück erforderte, ſo überwand ſie ſich.“

„Lottchens Vater hatte ſich in ſeiner Geſinnung zwar geändert, aber nicht gebeſſert.

Nun

Nun war er auf seine Tochter erst erbittert, da sie von seinem Schwager ein Vermögen erbte, worauf er sich schon längst Rechnung gemacht hatte. Lottchen und der Präsident durften in seiner Gegenwart nicht genannt werden, wenn er nicht Anfälle vom bösen Wesen bekommen sollte. Was half dem Thoren seine Bosheit, er fand in seiner Leidenschaft seine Strafe! Lottchen hatte das Erbtheil noch nicht in Händen, so war er todt."

„Sein einziger Sohn war vor ihm schon als junger Greiß des Todes der Wollüstigen gestorben, als sich Lottchen bei dem Müller aufhielt. Jetzt, da sie in ihren Erbschaftsangelegenheiten noch abwesend sein mußte, ohngefähr zehen Tage nach dem Tode des Vaters, ward ihre einzige Schwester vom Fleckfieber befallen; die Tochter steckte die Mutter an, und beide starben an einem Tage, ehe ihr Verlangen, die Verlassene noch einmahl zu sehen, befriediget werden konnte. Nun bekam Lottchen das ganze väterliche und mütterliche Vermögen, welches sich weit höher als des Onkels Vermächtniß belief."

Der Kapitain wollte hier seine Erzählung beschließen, aber die ganze Gesellschaft war

war darüber unzufrieden. „So laſſen wir Sie noch nicht los,“ ſprach Sommerfeld, „wir müſſen auch wiſſen, wie Sie das angefangen haben, daß Ihr Geheimniß der Welt hat verborgen bleiben können. Es kam einmahl die Nachricht, daß Sie eine bürgerliche Perſon geheurathet hätten, — weiter hat man kein Wort erfahren.“

„Um Vergebung!“ antwortete der Kapitain, „das habe ich nicht gethan. Meine Frau hat ihren Adel erneuert, ſie ſtammt aus einem ſo alten adlichen Geſchlechte als ich.“

Sommerfeld. „Deſto nöthiger iſts daß Sie es uns ſagen.“ — Es blieb aus der Geſellſchaft kein einziger zurück, der nicht Sommerfelden beipflichtete, der Kapitain mußte alſo ihr Verlangen befriedigen.

„Nach dem Eſſen,“ fuhr er fort, „forderte ich den Prediger zu einem Spatziergange auf, und ſo bald wir die Pfarre im Rücken hatten, ſagte ich zu ihm: führen Sie mich doch zu dem Kinde meiner Braut, ich möchte es gern ſehen. Er thats. Das Kind ſahe ſo wohl, ſo munter aus, es war ſo reinlich

angezogen, daß ich meine Freude daran sahe. Es war erst wenige Wochen über ein Jahr alt, und konnte noch nicht allein laufen. Gleich bei dem Eintritt in die Stube reckte es seine Hände gegen uns aus, ich nahm es auf den Arm, herzte und küßte es, langte vier Louisdor aus der Tasche und legte sie der Frau mit den Worten in die Hand: es ist nun nicht mehr nöthig ein Geheimniß daraus zu machen, daß es mein Kind ist. Hier habt ihr noch ein kleines Douceur dafür, daß ihr meine Tochter so gut gehalten habt. In einigen Tagen werde ich abreisen und sie mitnehmen.

„Mein Begleiter konnte nicht Worte genug finden, meine Handlung zu rühmen. Keiner von uns dachte weiter an Promenade, wir gingen gerades Weges nach Hause, und mit dem Eintritt in die Stube wurde erzählt, was ich gethan hatte. Lieber Kapitain, sagte Lottchen, was haben Sie gemacht?“ — „Was denn, antwortete ich, ist es nicht wahr, daß sie meine Tochter ist? Wollen Sie mir nicht an allem, was Sie haben, Antheil zugestehen?“

Lott-

Lottchen. „Wenn ich nur dadurch nicht verrathen werde!“

Kapitain. „Dafür laſſen Sie mich ſorgen, Ihre Ehre iſt meine Ehre. — Von dem Augenblick hatte ich ihr ganzes Vertrauen gewonnen, und ſichtbar wuchs ihre Liebe und Achtung gegen mich. Gern wollte ſie mir alles überlaſſen, in allen Stücken mir folgen, nur meinen Plan wollte ſie wiſſen. Ich erzählte ihn ihr mit folgenden Worten, und habe ihn pünktlich ſo ausgeführt.“

„In acht Tagen,“ ſprach ich, „wenn Sie damit zufrieden ſind, reiſen wir mit unſerm Kinde ab, gerade auf Wien zu. Die Unbequemlichkeit, Ihre Tochter im Schooße zu halten, ſollen Sie nur einen Tag tragen, im erſten Nachtquartiere miethe ich eine Wärterin, die mit uns reiſet. Nun reiſen wir als Eheleute. In Wien habe ich einen Onkel, der in kaiſerlichen Dienſten ſteht und viel bei dem Kaiſer gilt. Er liebt mich als ſein Kind; wir dürfen ihm unſer Geheimniß ohne Furcht anvertrauen, und erlangen durch ihn Erneuerung Ihres Adels, wie auch Erlaubniß zur Trauung ohne Aufſehen, und die Rechte der ehelichen Gebuhrt für unſre Tochter gewiß.

Das weibliche Lehnrecht für meine Güther hat mein Großvater schon gelöst, daß wir also dadurch in allen Fällen gesichert sind.“

„Nun gehen wir auf Reisen und halten uns so lange von unsern Güthern entfernt, bis alles vergraben und vergessen ist. Ich habe überdies ein großes Verlangen, fremde Länder zu sehen, und Sie, liebes Lottchen, sollen gewiß so viel Vergnügen am Reisen finden als ich. Es ist immer eins, ob wir das Geld auf unsern Güthern oder in Paris verzehren; wir wollen uns schon einrichten, daß unsere Umstände nicht schlechter werden sollen. Holland, Niederlande, Elsaß, die Schweitz, und Frankreich sind sehenswürdige Länder; ohne Nutzen wollen wir nicht zurück kommen.“

„Pünktlich habe ich diesen Plan ausgeführt, und kaum eine mißvergnügte Stunde gehabt, wenn ich das einzige traurige Schicksal abrechne, daß ich einen zu Straßburg mir gebohrnen Sohn nach zweien Jahren zu Paris begraben lassen mußte. Aber so lange war meine Rechnung von Anfange nicht hinausgesetzt; die Verzögerung wurde durch unser dabei gefundenes Vergnügen, und nachher

durch

durch manche unvorhergesehene Umstände veranlaßt. Nun bin ich aber hier, und nichts als der Tod soll mich von Ihnen und Ihrer Liebe trennen.“

Sechzehentes Kapitel.

Die Geschichte geht ihren natürlichen Gang.

Im menschlichen Leben trifft es nicht allemahl, daß auf einen vergnügten Abend ein freudiger Morgen folgt, und wären die Muthmaßungen, vielleicht auch die Wünsche der Frau Amtmännin eingetroffen; so würde die Sommerfeldsche Familie früh genug Stöhrung ihrer Freude erfahren haben. Diesmahl aber sollte Rechtschaffenheit belohnt, und der Neid durch sich selbst gestraft werden. Man hatte zu Grünthal kaum ausgeschlafen, so erscholl die Nachricht schon, daß der Fürst durchgefahren sei gerade nach dem Bergschlosse zu. Der Onkel hatte den Wagen fahren sehen, er brachte Sommerfelden die Nachricht vor das Bett. Sommerfeld ließ sie den Augen-

blick dem Kapitain sagen, und ehe eine Stunde verging, waren sie alle bereit, dem Fürsten die Aufwartung zu machen.

Vogel ließ seinen Wagen anspannen, und fuhr mit Maibaumen zuerst hinüber; ienner wollte sich nach dem Befinden des Herrn erkundigen, und dieser anfragen, ob der Fürst Befehle nach der Residenz mit zu geben habe. Sie kamen zu rechter Zeit, der Reitknecht stieg eben zu Pferde. Gestern schon waren noch mancherlei Sachen vorgefallen, worüber der Fürst den Abend und heute im Wagen deliberirt hatte. Maibaum hörte seines Herrn Willen, und fuhr mit dem Leibarzt über Grünthal nach der Residenz zurück. Sommerfeld, der Kapitain und der Onkel vernahmen auf dem Wege die Nachricht von ihm, daß der Fürst auf sie wärte.

Sie wurden auf die gnädigste und liebreichste Art empfangen: „Guten Morgen, meine Herren," sagte der Fürst, „sind Sie noch fein gesund?"

„Wären wir auch krank gewesen, Gnädigster Herr," antwortete Sommerfeld, „so hätte uns gewiß die gestrige Rückkunft unser

eer Söhne gesund machen müssen. Bis in den Tod verehren wir Ihre Fürstliche Huld mit dankbarster Ehrfurcht, und werden nie unterlassen, unsere Kinder zu ermahnen, daß sie sich durch Eifer und Treue in ihren Diensten ihrer Würden werth machen sollen."

Fürst. „Ich hoffe, Sie sollen das nicht nöthig haben. Eifer und Treue traue ich ihnen genug zu, auch die Wissenschaften, die zu diesen Geschäfften nöthig sind; aber die Erfahrung muß ihnen fehlen, die man nicht aus Büchern, — nicht eher lernen kann, als bis man zu den Geschäfften selbst kommt. Darauf habe ich gerechnet, daß Sie sie hierin unterstützen werden. —

Hier wandte sich der Fürst zum Kapitain und sagte: „Sie sagen ja nichts, Herr Kapitain, sind Sie denn so ganz gleichgültig dabei?"

Wenn ihnen auch Maibaum keinen Wink davon gegeben hätte, so würde ihnen die lächelnde Miene des Fürsten genugsam verrathen haben, daß er die Vorfälle des gestrigen Abendes schon wußte. „Mißbilligen Sie nur nicht," antwortete der Kapitain, „daß sich unsere Kinder so enge und so

bald mit einander verbinden, so habe ich nicht Ursach, meine Freunde zu beneiden.“

Fürst. „Keinesweges! Vielmehr ist mir lieb, daß sie es gleich thun, weil ich nun erwarten kann, daß sie sich ungetheilt ihren Aemtern widmen werden. Meinen ganzen Beifall erlangen Sie dadurch, wenn Sie mit der Vollziehung eben so eilfertig sind. Ihr Sohn,“ sagte der Fürst zum Onkel, „soll binnen vierzehen Tagen der Gemeine vorgestellt, ordinirt und konfirmirt sein, und Ihr Sohn,“ sagte er zu Sommerfelden, „soll binnen der Zeit auch seine Bestallung erhalten und eingeführt werden. Von da an noch acht Tage, so müssen sie in der Residenz sein. Richten Sie sich darnach, und kommen Sie beim Konsistorio ein; so sollen Sie von allen verzugmachenden Formalitäten sogleich dispensirt werden. Je unumständlicher und kürzer Sie alles abthun, desto wohlgefälliger ist es mir. Meine ganze Absicht geht ohnedies dahin, den Eintritt in den Ehestand meinen Unterthanen zu erleichtern, damit die Gesetzwidrigkeiten verhindert werden, die so viel menschliches Elend stiften.“

Sommerfeld hörte diese Aeußerungen des Fürsten in Absicht des Eheſtandes mit großem Vergnügen und nahm daher Gelegenheit, den Herrn mit einer Bescheidenheit, die ihm nicht mißfallen konnte, auf sich selbst zurück zu führen. „Desto pünktlicher," antwortete er dem Fürsten, „wollen wir ieden Ihrer Winke als Befehle vollziehen, da Sie so gnädig sind, uns durch Ihre Aeußerungen die Hoffnung zu stärken, daß Sie durch eine glückliche Vermählung Ihrem Lande bald eine allgemeine Freude machen werden."

Fürst. „Ja, ich weiß, daß ich dies meinen Unterthanen schuldig bin, und habe meinen Entschluß schon gefaßt. So bald mir die Regulirung der nöthigern Geschäffte Zeit dazu läßt, soll es mein Erstes sein, an die Ausführung dieses Entschlusses zu denken."

Den Müttern kam diese Nachricht, daß alles so schnell zugehen sollte, sehr unerwartet; im Grunde war sie ihnen aber so wenig unangenehm, als schwer die Ausführung. Man fing von da an, seine Maßregeln darnach zu nehmen, und machte eine Einrichtung nach seinem Geschmack, ohne dabei auf Gebräuche und Urtheile der Welt zu achten.

Als die vom Fürsten bestimmte Zeit kam, war alles bereit.

Franz erwarb sich bei seiner Probepredigt allgemeinen Beifall. Der Fürst war selbst zugegen, und die Gemeine hatte sich so zahlreich versammelt, daß kein Plätzchen ledig blieb, wo nur noch einer hätte stehen können. Sobald der Gottesdienst zu Ende war, mußte, nach Gewohnheit des Landes, votirt werden. Jedes Familienhaupt, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, hatte eine Stimme, die er bei der dazu niedergesetzten Kommission abgeben mußte, und nach der Mehrheit der Stimmen wurde die Wahl bestätiget oder verworfen.

Es mußte gerade nicht sein, daß ieder seine Stimme abgab; die Zurückgebliebenen durften nur nach der gesetzten Stunde weiter keine Einwendung gegen die Wahl machen. Man hatte schon bei derselben Kirche Fälle erlebt, daß der Prediger mit zehen Stimmen gegen neun war bestätiget worden. Freilich brachte das dem Prediger keine Ehre! Man schloß daraus eine Kälte, eine Gleichgültigkeit, oder wohl gar Nachsicht und Mitleiden der Gemeine, und erdreustete sich dann in

Pri-

Privat-Gesellschaften zu sagen, der Prediger sei aus Barmherzigkeit angenommen worden.

Diesmahl war keine einzige Stimme zurückgeblieben, und von mehr als achthundert-ten hatte Franz nur funfzehen wider sich. Um keine Gelegenheit zu unangenehmen Folgen zu geben, war eine solche Einrichtung gemacht worden, daß man nicht wissen konnte, wer für, oder wer gegen stimmte. Bei dieser Wahl hatten sich aber die Widriggesinnten deutlich genug verrathen, und iederman hielt dafür, daß die widrigen Stimmen von Jakobs verlassener Frau und andern mit ihr und dem Superintendenten in Verbindung stehenden Familien herrühreten. In der ersten Konsistorialsession ward Franz nach vorher empfangener Ordination konfirmirt, und nach der Konfirmation wies ihm der Fürst selbst seinen Stuhl neben Maihaumen an.

Karl hatte indes schon zweien Kammersessionen beigewohnt. Nun kam er, mit Franzen aus der Residenz zurück, und beide hatten von dem Fürsten nochmahls den Befehl bekommen, daß sie binnen acht Tagen fertig sein sollten, ganz für ihre Bestim-

mung zu leben. Den nächsten Sonntag ward ihre Verbindung feierlich vollzogen.

Sobald zur Kirche gelautet wurde, versammelte sich die Gemeine zahlreich, und stellte sich in zwei Reihen von Sommerfelds Hause bis zur Kirche, auf einer Seite das männliche, auf der andern das weibliche Geschlecht. Zu nächst am Hause standen die iungen Leute, und nach diesen folgten die Verehelichten. Nun traten die Brautpaare heraus, die Bräute in weissen, die Bräutigame in schwarzen Kleidern. Maibaum ging mit Wilhelminen voran, dann folgte Karl mit Malchen, und zuletzt kam Franz mit Karolinen. Hinter diesen schlossen sich die iungen Leute zusammen, und gingen Paar vor Paar durch die Verehelichten hindurch in die Kirche. Letztere blieben in ihren Reihen stehen. Nun kamen die Eltern der drei Brautpaare und dann die sämmtlichen Hochzeitgäste, die sich im Hochzeithause versammelt hatten, und aus denselben Familien bestanden, die bei der Verlobung gegenwärtig waren. Hinter diesen schlossen sich die Verehelichten wieder zusammen und gingen so in die Kirche.

Wäh-

Während des ganzen Gottesdienstes herrschte in der Kirche exemplarische Andacht und Stille. Der Onkel hatte seine ganze Predigt auf den gegenwärtigen Fall eingerichtet; und unterhielt seine Gemeine mit Hoffnungen und Freuden, die sich Eltern durch gute Erziehung ihrer Kinder für die Jahre des Alters gründen könnten, so nützlich und rührend, daß Greise weinten, in deren Augen man noch keine Thräne gesehen hatte. Nach der Predigt und dem Gesange ging der Prediger auf den Altar, die Brautpaare traten vor denselben, und hinter ihnen standen sämmtliche Eltern und Hochzeitgäste. Die ganze Gemeine blieb in Ordnung und Stille.

Es dauerte einige Minuten, ehe der Prediger zu reden anfing; man sahe es ihm an, er konnte vor Freudengefühl, vor Rührung und Herzensdrang nicht sprechen. Endlich faßte er sich und hielt ein feierliches Gebet zu Gott voll Inbrunst und Stärke, die allen gegenwärtigen Herzen seine Empfindungen mittheilte. Hierauf segnete er sie ein, und mit dem Amen machte die Gemeine Bewegungen, die Sommerfelden auf den Gedanken brachte, daß sie sich vor der Kirche wieder in

Rei-

Reihen stellen würden. Man ließ sie also erst hinaus gehen. Aber die Gemeine stand nicht in Reihen, sondern in einem halben Zirkel vor der Kirchthür, den sie zusammenschlossen, sobald die Gäste alle aus der Kirche waren. Hier statteten sie nun in ungekünstelten Worten ihre Glückwünsche ab, die durch treuherzige Aufrichtigkeit gefallen mußten und so liebreich aufgenommen als freiwillig überbracht wurden. Sommerfelden rührte ihre Liebe bis zu Thränen.

Der Tag war fast halb vorüber, die letzte Hälfte blieb der gesellschaftlichen Freude gewidmet. In der Sommerfeldschen Wohnung wurden die Gäste bewirthet, die ganze Gemeine aber kam nach Tische in einem Hause zusammen, wo sie bei Bier, Taback und Musik bis in den späten Abend herzlich vergnügt waren. Nach der Hochzeit blieben die jungen Eheleute noch zwei Tage bei den Eltern, den dritten mußten sie sich von ihnen trennen und ihren Aufenthalt nun in der Residenz aufschlagen.

Siebzehntes Kapitel.

Neue Verbindungen mit der Reſidenz.

Als ſchon alles zur Abreiſe fertig war, und man eben einſteigen wollte, kam die Frau Amtmännin gelaufen und brachte weinend die Nachricht, daß ihre Mutter die Nacht am Schlage geſtorben ſei. Weil Wagen und Pferde ſchon vor der Thür hielten, ſo ließ es ſich nicht thun, daß man ſich länger aufhalten konnte. Maibaum und Franz hatten einen Fürſtlichen Wagen, in welchem kein Platz ledig blieb; der Leibmedikus füllte mit ſeiner Gattin ſeine Chaiſe auch aus; Karl aber hatte im väterlichen Wagen noch Raum übrig. Er both alſo der Frau Amtmännin einen Platz an, wenn ſie mitfahren wollte. Als ſie aber ſagte, daß ihr Mann ſchon anſpannen laſſe und mit ihr hineinfahren werde, ſo reiſete man ab, ohne den Gedanken zu haben, daß dieſe Nachricht den mindeſten Einfluß auf ihre Einrichtung haben könne. Und doch hatte ſie ihn.

Die Wohnungen ſtanden zu ihrer Aufnahme ſchon bereit. Franz fand eine ſehr bequeme Amtswohnung. Karl und Maibaum wollten im väterlichen Hauſe bei einander wohnen. Beide Männer und Weiber faßten dieſen Entſchluß aus Neigung, und verſprachen ſich viel Vergnügen aus dieſer Verbindung. Die Zimmer waren für beide Familien abgetheilt und möblirt worden; ſie zogen ietzt auch wirklich hinein, fanden Platz genug, und würden Platz genug gehabt haben, wenn auch ihre Familien angewachſen wären. — Aber die Frau Superintendentin hatte der Schlag gerührt.

Von des Superintendenten ſieben Töchtern war keine einzige mehr zu Hauſe. Sie lebten alle zerſtreuet im Lande herum; die einzige Sommerfeldin, Jakobs verlaſſene Frau, wohnte in der Reſidenz. Unmöglich konnte der alte Mann allein bleiben; Pflege und Wartung waren ihm in ſeinem hohen Alter ſo nöthig als in der Kindheit. Wem konnte er ſich nun ſchicklicher anvertrauen als ſeiner Tochter? Alſo ward Frau Sommerfeldin im Augenblick des Todes der Mutter gerufen, und von da an blieb ſie in der Superintendentur.

Auch den Wünschen der Frau Sommerfeldin war dieſe Veränderung gar nicht entgegen. Nach Jakobs vorgeblichem Tode vergingen zwei Stunden, ſo hatte ſie ſich ſchon über den Verluſt des Mannes vollkommen beruhiget. Zwei Umſtände machten ihr nur Noth und Kummer, das war die iährliche Ausſteuer der Berlinſchen Sommerfeldin, und der vorgefundene Defekt ihres Geldſchranks. Ganz gewiß hätte ſie iene zum Hauſe hinausgeſchmiſſen, wenn ſie ie hätte Geld haben wollen. Sie kam aber nie wieder, und die Vermögensumſtände der Verlaſſenen waren, nach genauer Berechnung, auch noch vortheilhaft genug. Nach dieſer Entdeckung erlangte Frau Sommerfeldin ihre ganze Zufriedenheit und Heiterkeit wieder.

Ihr erſter Gedanke war, ſo bald als möglich, wieder zu heurathen und die Handlung fortzuſetzen. Da ſie gerade einen wohlgebildeten, iungen, vollen Menſchen unter ihren Ladendienern hatte, ſo ging es ganz natürlich zu, daß auf den ihre Augen zuerſt fielen. Man glaubte ſchon, daß ſie ihren Zweck gewiß errichen würde, ſo guten Fortgang ſchienen

ihre

ihre Anschläge zu haben. Aber der Mensch war ein Schelm. Er nahm die guten Tage mit, ließ sich Karessen und Geschenke gefallen, und ging fort, so bald er den Spaß weit genug getrieben zu haben glaubte.

Ein mißlungener Versuch wirft den Plan eines entschlossenen Weibes nicht um. Für Frau Charitas war es gar zu dringendes Bedürfniß, ihn auszuführen, daß sie nicht neue Anlagen dazu hätte machen sollen. Aber zu ihrem großen Verdrusse fielen einige nachfolgende Versuche eben so unglücklich aus, und sie hatte das schwere Leiden, sich in ihrer Hoffnung allezeit betrogen zu sehen, wenn sie der Erfüllung ihrer Wünsche nahe zu sein glaubte. Es hätte das alles sein mögen, sie würde der Versuche darum so bald nicht überdrüßig geworden sein, wenn nur ihre Oekonomie dabei nicht gelitten hätte! Aber nach einigen Jahren war ihre Handlung so gesunken, daß sie sie einstellen mußte. Nun ließ sie den Ueberrest alter verlegener Waaren verauktioniren, und lebte von dem Gelde.

Was das Publikum dazu sagte, kann der Leser ohne den Autor errathen, wenn er anders gewohnt ist, seine Ohren fein bei sich

zu

zu führen. „Nun wird es," sprach man, „so lange nicht mehr währen, so kommt das Haus daran." Die Weissagung traf aber nicht ein; Frau Charitas hielt sich länger, als man vermuthet hatte. Uebrigens könnte es wahr sein, was man sich einander heimlich ins Ohr sagte, daß die Frau Superintendentin immer hergebe, um nur das Haus zu erhalten, damit sie im Falle des frühern Todes ihres Mannes ihre Wohnung darin nehmen könne. Weil sie nun aber nicht mehr hergeben konnte, und Frau Charitas zum Vater ziehen mußt, der Herr Superintendent auch, wenn er einmahl die Superintendentur räumen mußte, nur ein ganz kleines Haus nöthig hatte; so konnte kein beßrer Entschluß gefaßt werden als der, das Haus zu verkaufen.

Als die Amtmännin von Grünthal ankam, sprach so eben Charitas mit ihrem Vater von der Sache. Sie billigte den Vorschlag den Augenblick: „Freilich" gab sie zur Antwort, „was willst du mit dem Hause machen! Jetzt ist die rechte Zeit es zu verkaukaufen! Sommerfeld bezahlt es dir gewiß gut, und läßt es zuversichtlich nicht aus den Händen."

Natürlich ging sie nun den Abend noch, sobald sie aus dem Wagen gestiegen war, zu Vater Sommerfelden, und vertraute ihm die Nachricht ganz in der Stille, daß ihre Schwester zum Vater in die Superintendentur ziehen müsse und vermuthlich ihr Haus verkaufen werde. „Aber," sprach sie, „verrathen Sie mich nicht, daß ich Ihnen etwas gesagt habe! Weil es Ihr väterliches Haus ist, glaubte ich Ihnen vielleicht einen Gefallen damit zu erzeigen, und wäre der Fall, so eilen Sie ia. Es haben sich schon Käufer angebothen."

Sommerfeld verstand alle Worte und wußte recht gut, daß es der Frau Amtmännin darum am wenigsten zu thun war, daß ihm eine Gefälligkeit erzeigt werden sollte. Indes war es ihm wirklich ein Dienst, daß er diese Nachricht bekam. Gleich den folgenden Tag fuhr er nach der Stadt und stieg vor dem Hause seiner Kinder aus, als diese an nichts weniger dachten, als daß sie den Vater so bald bei sich sehen würden. Er ließ sogleich einen Sachwalter kommen, gab diesem seine Aufträge, und nach einigen Stunden war das Haus gekauft, bezahlt und

Maibaumen zum Eigenthum übergeben. Frau Charitas und der Superintendent wunderten sich doch, nachdem der Kauf geschlossen war, als sie hörten, daß es für Sommerfelden war gekauft worden.

Nach einigen Tagen gingen die Geschäffte dieser iungen Männer an, denen sie sich mit so viel Eifer und Redlichkeit widmeten, daß sie sich bald die Zufriedenheit des Fürsten und ihrer Mitbürger allgemeine Liebe erwarben. Der Fürst kam nun weniger in die Kollegia, arbeitete aber desto fleissiger im Kabinette. Es offenbahrte sich bald, was der Fürst für eine Absicht hatte; er wollte den Geschäften einen schnellern Lauf geben, und alle aufgehäufte Sachen genau untersucht und kurz abgemacht haben. Den ganzen Tag saß der Herr unter Akten, Berichten und Suppliken, und an die Kollegia kamen zu ieder Session so viel Sachen, worüber Untersuchung angestellt und Gutachten gegeben werden mußten, daß Räthe und Sekretär genug zu thun hatten. Die iüngsten wurden am wenigsten verschont.

Karl hatte in der Kammer nicht die beste Lage. Er fand fünf Kollegen, denen allen

schon seine Jugend nicht anstand. Zwei von ihnen waren von Adel und hatten Söhne, die schon seit einigen Jahren gehofft hatten, daß sie angestellt werden würden; der schlimmste Umstand aber, der es ganz unmöglich machte, daß Harmonie unter ihnen Statt finden konnte, offenbahrte sich, als sie mit einander zu thun bekamen. Karl hatte ganz andere Grundsätze als seine Herren Kollegen.

Ein armer Bauer ließ sich bei der Kammer melden und ward vorgelassen. Sein Anbringen bestand darin: Er hatte gebethen, daß ihm zwei Säcke Hafer zur Saat bis nach der Erndte vorgeschossen werden möchten, und — Erhörung erhalten. Nun beschwerte er sich, daß ihm von dem Kammersekretair eine Liquidation von ein und einem halben Thaler zugeschickt worden sei, die er doch unmöglich bezahlen könne. Ueberdies war, nach seinem Vorgeben, der Hafer so schlecht, daß das zwanzigste Korn kaum aufgehen könne, weshalb er so schon Schaden genug leiden, und mit dem Ersatz den Vorschuß dreifach bezahlen müsse.

Wegen seiner Anmerkung über die Beschaffenheit des Hafers wurde der Mann sehr hart ange-

angelaſſen, und bekam Vorwürfe über Vorwürfe, als wenn er ſelbſt der Betrüger wäre, der denſelben ſchlechten Hafer im vorigen Jahre abgeliefert hätte. „Uebrigens,“ hieß es, „können wir euch nicht helfen, ihr müßt die Sporteln bezahlen, oder ihr bekommt Execution. Meinet ihr, daß man hier nur ſitze, euch aufzuwarten? Der Sekretair iſt auf die Sporteln gewieſen.“ Der Bauer wollte lieber den Hafer nicht haben, er bekam aber zur Antwort: „bezahlet erſt, und dann könnet ihr thun, was ihr wollet.“

Als der Bauer hinausging, ſagte Karl zu ihm, daß er drauſſen noch warten ſolle, und machte darauf mit aller möglichen Beſcheidenheit dieſe Vorſtellung. „Laſſen Sie uns doch den Hafer anſehen. Iſt er wirklich ſo ſchlecht, wie er ſagt, ſo gewinnt ja der Mann die Saat nicht wieder! Er kriegt ſeine Arbeit nicht bezahlt, woher ſoll er den Vorſchuß und die Sporteln nehmen? Statt der geſuchten kleinen Wohlthat bekäme ja der Mann harte Strafe! Auf dem Wege müſſen des Fürſten Unterthanen ruinirt werden! Man hätte ihm lieber ſeine Bitte abſchlagen ſollen! Ging er zum Juden, ſo gab er für

die wenigen Thaler auf so kurze Zeit einige Groschen, kaufte sich guten tauglichen Hafer, und kam weit besser weg."

Man kann sich die Gesichter wohl vorstellen, welche die alten Räthe dabei machten. Sie sahen sich mit Erstaunen und Verwunderung an, und wußten nicht, was sie antworten sollten, bis endlich der Vorsitzende sagte: „Es ist viel, daß Sie sich als der iüngste unter uns schon eine entscheidende Stimme anmaßen wollen!"

„Diesmahl," antwortete Karl, „will ich Ihre Anzüglichkeiten so hingehen lassen, aber mit der Bedingung, daß Sie mir nie wieder eine sagen. Wenn ich meinem Fürsten klug genug bin, auf diesem Stuhl zu sitzen, so muß ich Ihnen alt genug sein. Ich habe ia gewartet, bis Sie alle ausgesprochen hatten, und schwiege noch, wenn einer von Ihnen für den Mann gesprochen hätte. Soll ich mich denn durch Schweigen einer ungerechten Entscheidung schuldig machen? Uebrigens ist nichts weniger meine Absicht, als mir eine entscheidende Stimme anzumaßen. Halten Sie es nicht für gut, meiner Meinung beizutreten, so lassen Sie es bei Ihrem

rem Ausſpruch; mir verdenken Sie aber nicht, daß ich in dem Falle meine Meinung protokolliren laſſe.“

Auf dieſe Erklärung ließ man den Bauer wieder herein rufen und eine Probe von dem Hafer vorzeigen. Er wurde angeſehen und allerdings ſo ſchlecht befunden, als ihn der Bauer beſchrieben hatte. „Wir können euch nicht anders helfen,“ hieß es nun, „wollet ihr ihn nicht haben, ſo traget ihn dem Magazinverwalter wieder hin.“ Der Bauer machte eine tiefe Verbeugung und ging herzlich vergnügt fort.

Als Karl aus der Seſſion kam, fand er den Mann in ſeinem Hauſe auf ihn warten. So klug war er, daß er aus den Umſtänden ſchließen konnte, wem er ſeine Hülfe zu verdanken hatte. Er konnte nicht Worte genug finden, ſein Gefühl der Dankbarkeit auszudrücken, und wünſchte ſeinem Wohlthäter dafür tauſendfältigen Segen von Gott. „Min Hochfürſtlichet Herr Rath,“ ſagte er am Ende, „wenn Sie mei doch noch die Gutthat erwiſen wolden, det ſe mei zu ſechs Schepel Saathawer verhülpen; ick bruken doch gar

tu sehre nödig, und willen glicks nahde Aernde wedder geben.“

Hafer hatte Karl nicht, er gab aber dem Bauer so viel Geld, daß er den Hafer dafür kaufen konnte, und der Mann ging mit Freuden von ihm.

Durch diese und ähnliche Handlungen erwarb sich Karl bald das Zutrauen des ganzen Landes, so daß iedermann seine Zuflucht zu ihm nahm, wenn er bei der Kammer etwas zu suchen hatte. Allein er konnte wenig Gutes stiften. Man deliberirte wohl gemeinschaftlich über vorhabende Sachen, man verlangte aber immer, daß Karl der Meinung der ältern Räthe beitreten sollte. Kam es nachher zum votiren, so hatte er fünf Stimmen gegen sich, und sein Votum konnte in der Entscheidung keinen Einfluß haben. Indes konnte er sich dabei beruhigen, weil die Vota aufbewährt werden mußten, und er sich also im nöthigen Falle legitimiren konnte.

Im Konsistorio war die damahlige Lage nicht viel anders, oder doch nicht besser. Es hatte keinen Präsidenten, und außer Maibaumen und Franzen nur zwei alte

alte Räthe, den Superintendenten und den Hofrath von N. An Einigkeit und Liebe unter den Kollegen war hier weit weniger als in der Kammer zu denken. Man darf sich nur des Gesprächs erinnern, welches die Frau Amtmännin mit dem Forstmeister auf dem Wege hielt, als sie am Tage der Verlobung von Sommerfelden nach Hause ging. Das Vorgeben hatte seine Richtigkeit, der Superintendent ging damit um, sich seinen Schwiegersohn, den Magister N. zum Substituten von dem Fürsten zu erbitten. Sobald nur ein Wort davon im Publiko erscholl, daß der Fürst mit Franzen und Karln im Garten sehr gnädig gesprochen habe, so ließ er sich melden, und trug dem Fürsten seine Wünsche selbst vor.

„Sie haben," sagte der Fürst, „lange genug gearbeitet, und stehen in den Jahren, daß Sie Erleichterung mit Recht fordern können. Die Bitte um Ihren Schwiegersohn muß ich Ihnen abschlagen; aber darauf können Sie sich verlassen, Sie sollen Unterstützung bekommen." —

Jetzt sahe er nun die Erklärung von des Fürsten Worten. Bei dem Examen bemerkte er schon, daß Franz seinen Beifall hatte, sonst hätte er den Rath, ihn in der Stadt zu lassen, nicht gegeben. Als er aber erfuhr, daß ihn der Fürst auch in das Konsistorium setzen wollte, faßte er solchen Neid und Unwillen gegen Franzen, daß er ihn vor Augen nicht sehen konnte. In ihren Grundsätzen stimmten sie an sich schon nicht überein; nun sahe der Superintendent Franzen auch als das einzige Hinderniß an, das seinen Wünschen im Wege stand. — Aus den Umständen kann man ihr Vernehmen leicht beurtheilen.

In der letzten Woche vor Franzes Anzug hatte der Fürst den Gedanken geäußert, daß ihm die sogenannte Kirchenbuße der Uebertreter des sechsten Gebots mißfalle. Man kannte des Fürsten Art schon. Wenn er bei Gelegenheit einen Gedanken so hinwarf, so pflegte er nach einiger Zeit wieder darauf zu kommen, und erwartete dann, daß man darüber nicht nur nachgedacht, sondern auch seine Einwendungen, wenn dergleichen Statt fanden, schriftlich aufgesetzt hatte. Sobald

nun

nun der Fürſt einmahl nicht gegenwärtig war, fing der Superintendent an, die Sache in Ueberlegung zu bringen. „Was meinen Sie, Herr Kollege,“ ſagte er zu Franzen, „der Fürſt hat die Abſicht, die Kirchenbuße abzuſchaffen, dürfen wir dazu unſere Stimme geben?“

„Warum denn nicht,“ antwortete Franz, „ich bin ſehr wohl damit zufrieden.“

Super. „Das habe ich gedacht! Sie glauben wohl, man müſſe ia ſagen, und zittern ſchon, wenn Sie dem Fürſten widerſprechen ſollen?“

Franz. „Ja, wenn es mit Unvernunft geſchehen ſoll, dann zittere ich, und werde es nie thun; fordern Sie mich aber auf, wenn es mit Vernunft geſchehen kann und nach Pflicht geſchehen muß, und erwarten Sie, daß ich mehr thun werde, als Sie. Können Sie verhindern, daß es der Fürſt nicht doch thue, wenn Sie ſchon nein ſagen? Haben wir alſo nicht mehr Ehre davon, wenn wir unſere Stimme dazu geben?“

Super. „Das gefällt mir! Also Ihre Ehre zu erhalten, lassen Sie Ansehen, Religion und alles fahren?“

Franz. „Gehört denn zu Ihrer Religion auch die Kirchenbuße?“

Super. „Immer besser! Sie wissen wohl nicht einmahl, daß sich diese heilsame Kirchenzucht aus der ersten apostolischen Kirche herschreibt? — und daß der Heiland selbst den Binde- und Lösesschlüssel seinen Aposteln gegeben hat?“

Franz. „Nein, weil Sie es so haben wollen, das weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß der Heiland mir den Binde- und Löseschlüssel nicht gegeben hat, und daß unsere Kirchenbuße die apostolische Kirchenzucht nicht ist. Das weiß ich, daß wir dann am wenigsten Nachfolger der Apostel wären, wenn wir Kirchengebräuche aus ihren Zeiten beibehalten wollten, die durch veränderte Lage und Umstände der Gemeinen schädlich geworden sind; daß weiß ich, daß unsere Kirchenbuße zweckwidrig, ia ärgerlich ist, weil dadurch nicht nur Andacht und Besserung von beiden Seiten gehindert, sondern auch der Gemeine

ne Gelegenheit zur Versündigung gegeben wird.“

Man sahe dem Superintendenten an, daß er sehr aufgebracht wurde, daher nahm Maibaum das Wort und suchte den Ausbruch seiner Hitze zu verhindern. Indessen konnte es zur Entscheidung der Sache nichts beitragen, daß Maibaum auf Franzes Seite trat, weil der alte Hofrath dem Superintendenten beipflichtete. Der Vortheil erwuchs aber daraus, daß durch die Mehrheit der Stimmen nichts entschieden werden konnte. So lange kein Präsident da war, mußten sie also einig werden, oder der Fürst entschied. Für diesmahl erhielt der jüngern Räthe Meinung Beifall, die Kirchenbuße ward von nun an aufgehoben. Wollten nun die alten Räthe dergleichen Kränkung nicht öfter erfahren, so mußten sie aus Noth schmeidiger werden.

Achtzehentes Kapitel.

Schrecken der Residenz, das bald in Hoffnung und Freude übergeht.

Unter allen diesen Geschäfften und Unruhen ward dennoch Grünthal nicht vergessen. Als sie sich von ihren Eltern trennen mußten, wurde verabredet, daß sie wenigstens alle Woche einmahl zusammen kommen wollten. Die Söhne waren öfters durch ihre Geschäffte so gebunden, daß sie nicht allemahl abkommen konnten. Weil aber die Eltern, Sommerfeld wenigstens und der Kapitain, ganz ungebunden lebten, so verlor dabei ihr Vergnügen nichts. Sie kamen, wenn iene nicht abkommen konnten, nach der Residenz und hielten gemeiniglich zwei auch drei Tage aus, so daß Hannchen selbst sagen mußte: „Wenn mir iemand vor zwanzig Jahren gesagt hätte, daß eine Zeit kommen könnte, wo ich Vergnügen daran finden würde, nach der Residenz zu reisen, ich hätte es nicht geglaubt.“

Einstmahls kamen sie ganz unverhofft des Freitags. Ihr Logis war immer bereit;

Sommerfelds hatten eine Stube bei Maibaumen, Kapitains bei Karln und Leh's bei Franzen. Am Tage begnügten sich die Eltern mit der Gesellschaft ihrer Töchter. Des Mittags wurde bald bei dem, bald bei ienem in Gesellschaft gespeist, übrigens ließ man die Männer nach Tische wieder ungehindert ihren Geschäfften obliegen. Wenn aber der Abend kam, und es fielen nicht ganz außerordentliche Sachen vor, so wurden die Geschäffte bei Seite gelegt und man lebte, wie ehedem zu Grünthal.

Bei der Abreise hatten sie den Vorsatz gefaßt, den Sonnabend wieder nach Hause zu reisen; aber diesmahl kam ihnen der Sonnabend zu eilig. Die Kinder bathen, und die Eltern hatten noch Lust zu bleiben. Der Onkel mußte seinen Vorsatz freilich halten, weil der Gottesdienst auf ihn wartete; aber er ließ sich zureden, daß er den Sonnabend allein fuhr, und den Sonntag nach gethaner Arbeit wieder zu kommen versprach. Er hielt sein Wort, sie waren sämmtlich bis in den späten Abend vergnügt beisammen, und gingen mit dem Gedanken aus einander, daß sie sich morgen vergnügt wiedersehen wollten. Diesmahl aber hatten sie sich geirret.

Als Wilhelmine des Morgens erwachte, war ihr Mann weg. Sie konnte vor Schrecken nicht aufstehen, rief, und rief noch einmahl, bis es endlich der Vater hörte, der in einem Zimmer dicht neben dem ihrigen schlief. Er kam, und wußte im ersten Anblick der erschrockenen Tochter nicht was er sagen sollte. Endlich hört der Bediente, daß im Zimmer gesprochen wird, und kommt mit der Nachricht herein, daß der Herr Konsistorialrath früh um drei Uhr zum Fürsten gerufen worden sei und sie nicht habe stören wollen, weil sie sämmtlich sanft geschlafen hätten. Nun konnte man sich wohl beruhigen, verwunderte sich aber doch, daß er nicht wiederkam, und machte sich allerlei Gedanken, was vorgehen möchte.

Um acht Uhr kam Vogel. „Wissen Sie etwas ganz Neues," sprach er, „der Fürst ist in der Nacht verreist, und kein Mensch weiß wohin." Wilhelmine schrie vor Alteration so auf, daß sie sich alle darüber erschracken. Indem kam Karl mit derselbigen Nachricht, und er konnte so wenig als Vogel begreifen, warum diese Nachricht dem Hause so viel Bestürzung verursachte,

bis

bis sie endlich hörten, daß Maibaum in der Nacht wäre zum Fürsten gerufen und vermuthlich von ihm mitgenommen worden. „Das lassen Sie sich lieb sein!“ antwortete Karl. „Ich wette darauf, der Fürst holt sich eine Gemahlin, und Maibaum trägt eine gute Belohnung davon.“

Endlich verbreitete sich die Nachricht von der Abreise des Fürsten durch die ganze Residenz, und mit ihr verbreitete sich auch Verwunderung und Bestürzung. Man hatte keine Ursache, sich eine nachtheilige oder unangenehme Erklärung davon zu machen; man wurde doch aber durch das unerwartete, schnelle und geheimnißvolle so in Bestürzung gesetzt, daß man in der ersten Viertelstunde nicht wußte, was man dazu sagen sollte. Noch gerade erfuhr man aber, daß der Fürst Maibaumen bei sich hatte, und nun war man gleich beruhigter. Gewünscht hatte es iedermann längst, daß sich der Herr vermählen möchte, und vom Wunsche zur Hoffnung, von der Hoffnung zur Gewißheit sind ganz kleine Schritte. Der Mittag war noch nicht völlig heran, so sprachen die Kinder auf den Straßen schon davon, daß sich der Fürst eine Gemahlin hole.

An alle Kollegia hatte der Herr Reskripte zurück gelassen, die ihnen um zehen Uhr aus dem Kabinette zugefertiget wurden. Die Erklärung enthielten sie alle, daß der Fürst für nöthig gefunden habe, auf einige Tage zu verreisen; — auch die Ermahnung an alle Räthe und Diener, daß sie unterdessen ihren Eifer verdoppeln sollten, Pflicht und Treue zu leisten und unter einander friedlich und einig zu leben. Außerdem aber waren iedem Kollegio besondere Aufträge gegeben worden, worüber sie gleich nach Empfang deliberiren, Gedanken und Vorschläge schriftlich aufsetzen, und den Fürsten bei seiner Zurückkunft fertig finden lassen sollten.

Was die alten Räthe empfanden, als sie hörten, daß der Fürst Maibaumen mitgenommen habe, kann man sich leicht denken. Ueber seine Beförderung zum Konsistorialrath durften sie eigentlich nicht scheel aussehen; er hatte dem Fürsten als Erbprinzen schon eine Zeitlang getreue Dienste geleistet und gewissermaßen auf Hoffnung gedient. Auch durften sie sich bis ietzt über keine Kränkung beklagen, weil ihnen der Fürst keinen vorzog, sondern den neuen

Räthen

Räthen die unterſten Stühle anwies. Indeß blieb und war bis ietzt der Präſidentenſtuhl im Konſiſtorio und in der Kammer noch unbeſetzt, und ſo lange dies war, konnten ſie ſich der beſorglichen Unruhe für die Zukunft nicht entledigen. Den Stuhl ledig zu ſehen war ſchon Kränkung und Demüthigung für ſie: aber irgend einen der iüngern Räthe mit vorzüglichem Vertrauen des Fürſten beehrt zu ſehen, raubte ihnen die Hoffnung ganz, daß ihre Verdienſte endlich noch erkannt und belohnt werden würden. Maibaum iſt mit dem Fürſten fort, — dieſe Nachricht brachte ihnen alſo den Gedanken gegenwärtig: Maibaum wird wohl noch Präſident; und nun waren ihre Herzen von Neid und Mißgunſt ganz voll.

Bei dieſer Stimmung konnte man ſich von den vorhabenden Berathſchlagungen nicht den beſten Fortgang verſprechen. Doch durften ſie nicht verzögert werden, weil man nicht wußte, wenn der Fürſt zurück kommen würde. Hatte die Reiſe wirklich die vermuthete Abſicht, ſo war die Entfernung ſo gar weit nicht, daß man auf Wochen der Abweſenheit rechnen durfte; hatte ſie aber dieſe

Absicht nicht, so durfte man noch weniger zaudern, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, unbereitet von ihm überfallen zu werden. Also hielt man es für gut, sich nach dem wörtlichen Inhalt des Reskripts zu richten und die Deliberationen den Tag noch anzufangen.

Die der Kammer aufgetragene Untersuchung betraf das Lotto. Unter der vorigen Regierung war seit mehrern Jahren die so genannte Zahlenlotterie angelegt und gezogen worden, welche man ietzt als gefährlich und verderblich fast allgemein zu verschreien anfing. Man klagt über Armuth der Unterthanen, über Ruin des Landes, die Klagen dringen zu den Ohren des Fürsten, und dieser gute, wohlthätige Fürst faßt den Entschluß, der Sache seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen.

Ein Umstand mußte dabei besonders in Erwegung gezogen werden; die Kammer hatte von dem Entrepreneur eine ansehnliche iährliche Pacht bekommen. Da nun die Staatseinkünfte durch den Verfall des Landes sehr geschwächt worden waren; so mußte freilich überlegt werden, ob dieser Defekt in der Einnahme

nahme könne ertragen, oder ob er auf andere Weiſe müſſe erſetzt werden. Auf drei Punkte lenkte des Fürſten Aufgabe die Aufmerkſamkeit der Räthe: Ob es rathſam ſei, das Lotto ganz und gar aufzuheben; ob die Kammer den daher entſtehenden Verluſt in der Einnahme ertragen könne; und wenn das nicht wäre, wie man dieſen Abgang anderweitig ohne Druck der Unterthanen erſetzen könne.

Auf den erſten Punkt antworteten die alten Räthe einſtimmig nein. Das Publikum, hieß es, läßt das Spielen nicht; ſobald das Lotto eingeſtellet wird, ſetzen ſie in auswärtige Lotterien, und dann geht das Geld aus dem Lande, anſtatt daß ietzt durch das Lotto aus auswärtigen Ländern mancher Thaler herein gezogen wird. „Was meinen Sie dazu, Herr Kollege?“ ward Karl gefragt, der noch kein Wort dazu geſprochen hatte. „Können Sie wider unſere Gründe etwas einwenden?“

„Ihre Gründe,“ antwortete Karl, „können nicht ganz und gar geleugnet werden, aber doch leiden ſie manche Einſchränkung und ſind in ſich bei weitem nicht ſtark genug, die Beibehaltung des Lotto's anzurathen.“

„Ja ia,“ antwortete der vorsitzende Rath, „wir müssen das schon gewohnt werden, daß Sie immer andere Ueberzeugungen haben, als wir. So sagen Sie uns Ihre Einwendungen gegen unsere Gründe!“

Karl. „Sie sagen: das Publikum läßt das Spielen nicht. Geben Sie nur den Kollekteurs den Befehl, daß sie die Nahmen der Einsetzer aufzeichnen, so werden Sie das spielende Publikum bald besser kennen lernen. Die klugen berechnen die Verhältnisse des Lotto's, erschrecken vor den tausend und tausend mahl tausend Nieten, die auf einen Treffer fallen, sehen wohl ein, daß das Lotto für den Entrepreneur und nicht für den Spieler ist, und bedanken sich dafür, daß sie ihn mit ihrem Gelde bereichern sollen.“

Alter Rath. „So! ich habe auch gespielt, also bin ich nicht klug?“

Karl. „Ich bitte um Vergebung; es ist nicht meine Sache zu beleidigen, darum habe ich im Allgemeinen gesprochen. Aber ich will mich und Sie rechtfertigen, sagen Sie mir nur, spielen Sie noch?“

A. R. „Nein, schon lange nicht mehr.“

Karl. „Was wollen Sie nun? So rechtfertigen Sie ja meinen Ausspruch selbst. Der Klügste darf es nicht für Beleidigung halten, wenn man glaubt und sagt, daß es noch Dinge gibt, in deren Absicht er nicht klug genug ist. Als Sie einsetzten, hatten Sie sich vermuthlich die Mühe noch nicht genommen, das Lotto zu untersuchen, und waren also in dieser Absicht noch nicht klug genug; nun Sie aber mehr Einsicht davon erlangt haben, sind Sie zu klug, daß Sie einsetzen sollten."

A. R. „Wenn dem also ist, was haben Sie denn nöthig, für die Aufhebung der Zahlenlotterie zu streiten? Die Leute werden alle klug werden, und dann wird sich die Lotterie von selbst aufheben!"

Karl. „Nein! Die Zeit dürfen wir nicht erwarten, daß alle Menschen für dergleichen Gegenstände klug genug werden. Ein großer Theil des Publikums hat zu wenig Einsichten, andere sind zu wenig Herr über ihre Leidenschaft. Das allgemeine Uebel, Mangel der Nahrung, kommt dazu. Man macht sich thörichte Hoffnung, seine Umstände zu verbessern, und schmeichelt sich mit dem Gedan-

ken, daß, wenn es auch mißlich sei, es doch einmahl treffen könne, oder wohl gar treffen müsse. Fügt sichs nun, daß man einmahl einige Groschen oder einige Thaler gewinnt; dann ist das Unglück noch größer. Man vergißt, daß man schon zehenmahl mehr verspielt hat; denkt auch daran nicht, daß der Gewinn bald wieder dahin zurück gehen werde, woher er gekommen ist; sondern glaubt, man sei nun auf dem rechten Wege. Nun wird gehungert, verstoßen und betrogen, damit man nur in die Lotterie setzen könne; man bleibt aber ein betrogener Narr, und wird am Ende ein Bettler."

A. R. „Warum widersprechen Sie uns denn, alle Ihre Gründe sind ja für uns! Eben darum rathen wir zur Beibehaltung des Lotto's, weil das Publikum nicht abzubringen ist. Nothwendig muß das Uebel größer werden, wenn das Geld außer dem Lande geht, und das würde doch ganz gewiß geschehen."

Karl. „Wenn die Gelegenheit so nahe nicht ist, so ist die Versuchung auch so reizend nicht; der arme Bürger gibt sich wenigstens die Mühe nicht, entfernte Gelegenheit

mühsam

mühsam aufzusuchen. Von den wohlhabenden Bürgern könnten und würden dergleichen Auswege wohl gesucht werden, man kann aber dem Uebel durch scharfe Verbote zuvor kommen. Ein Theil wird sich durch gedrohete Strafen abschrecken lassen, und wer sich nicht warnen lassen will, den lasse man mit Schaden eine Klugheit kaufen, die er umsonst nicht haben will."

A. R. „Sie müssen aber auch das bedenken, daß auch das Geld verloren geht, was durch das Lotto aus fremden Ländern herein gezogen wird."

Karl. „Das bekommt der Entrepreneur, und den mit Aufopfrung der Unterthanen reich machen, ist doch wohl keine Handlung, die entschuldiget werden kann."

A. R. „Der Fürst verliert ia auch seine Pacht!"

Karl. "Und gewinnt dafür den größern Vortheil, daß seine Unterthanen nicht betrogen und arm gemacht werden."

A. R. „Herr, was sprechen Sie! Betrügt der Fürst seine Unterthanen?"

Karl. „Es ist viel Unart, daß Sie mir die Worte in den Mund legen wollen; könnte ich boshaft oder rachgierig handeln, so liesse sich ein Gebrauch davon machen, der Ihnen nicht wohl bekommen würde. Die Hoffnung betrügt den Spieler, und die Lotterie selbst, die unter scheinbarer Hoffnung wichtiger Vortheile blöden Augen die Gefahr des Verlusts verbirgt. Des Fürsten Sache ist es nicht, die Verhältnisse des Lotto's zu berechnen; auf seine Räthe muß die Verantwortung fallen, wenn ein Land damit gestraft wird, weil es ihre Pflicht ist, dem Fürsten den Schaden zu offenbaren. Trauen Sie Ihrem Fürsten zu, daß er das Lotto veranstalten würde, wenn er wüßte, daß es ein Mittel zum Verderben seiner Unterthanen wäre? ich nicht. Ohne seine Ungnade zu fürchten unterstehe ich mich, ihm zu sagen, daß ich die Anstellung des Lotto's mit dem Charakter eines guten Fürsten so unvereinbar finde, als das Einsetzen mit dem Charakter eines klugen Mannes."

A. R. „Wenn nun das Lotto aufgehoben würde, wie soll es denn mit der Kammer wer-

werden? Sie ſehen ia ſelbſt den Verfall; was ſollen wir anfangen, wenn die Pacht wegfällt?“

Karl. „Hier kommen Sie auf den eigentlichen Punkt, der Ihnen am Herzen liegt. Wenn Sie meinen Vorſtellungen in Abſicht des erſten Punkts beipflichten, ſo will ich Ihnen hier gern zugeſtehen, daß dieſer Umſtand ſeine Schwierigkeiten hat. Hat die Kammer bisher mit Noth und Kummer ihre Ausgaben kaum beſtreiten können, und verliert ſie nun noch dazu in der Einnahme eine anſehnliche Summe; ſo ſind nur zwei Wege zu ihrer Erhaltung möglich. Entweder muß die Ausgabe um eben ſo viel vermindert, oder es muß der Einnahme dieſer Abgang aus andern Quellen erſetzt werden.“

A. R. „Sehen Sie, daß wir einig ſind, ſobald Sie ſich nur nicht abſondern, und die Sache reiflich überlegen. Trauen Sie uns nur Erfahrung zu, wir haben ia lange genug hier geſeſſen! Das iſt eben unſere Urſache, warum wir zur Beibehaltung der Lotterie rathen, weil ſonſt die Kammer zu viel leidet. Will man neue Auflagen machen, dieſen Abgang zu erſetzen, ſo ſind wir gleich bereit, mit

Ihnen

Ihnen für die Abstellung des Lotto's zu stimmen. Fürchten Sie aber dabei keine Schwierigkeiten?"

Karl. „Allerdings! Wer wird denn aber diesen Weg vorschlagen? ich nicht! Stellt man das Lotto darum ein, weil es ein Druck des Landes ist; so gibt man ia dadurch zu erkennen, daß man solche Vortheile nicht billige. Wie kann dem Unterthan zugemuthet werden, daß er dafür eine neue Last tragen solle? und wie wäre nun dem Lande geholfen? Eigentlich wäre ia das letzte Uebel schlimmer als das erste, denn nun müßte auch der Kluge tragen."

A. R. „Es ist unausstehlich, man kann mit Ihnen nicht fertig werden; Sie haben lauter überspannte Vorstellungen. So müßten denn die Ausgaben gemindert werden, und am Ende können wir keine Besoldungen mehr bekommen!"

Karl. „Die Sorge haben Sie nicht nöthig, Ihre Besoldung soll und wird bleiben.

A. R. „So sagen Sie uns doch, wo die Einschränkung gemacht werden soll?"

Karl.

Karl. „Denken Sie nur an das ansehnliche Douceur, welches der vorige Fürst dem Leibmedikus gab; so finden Sie die Ausgabe bald um die Hälfte dieser Pacht vermindert. Hernach bedenken Sie unsers ietzigen Fürsten sparsame Oekonomie; diese allein macht den Verlust schon wieder gut. Nun rechnen Sie auf den unausbleiblichen Zuwachs, den die Fürstlichen Revenüen aus der Unterthanen Wohlstande zu erwarten haben, welchen unsers Fürsten wohlthätige Regierung sichtbar befördert; so kann Ihnen kein Zweifel übrig bleiben, daß die Fürstliche Kammer von Aufhebung des Lotto's keine Gefahr zu fürchten habe.“

Man konnte nichts gründliches dagegen einwenden, aber man war nicht gesonnen, dem iüngsten Rath die Ehre zu lassen, daß er sich rühmen solle, das ganze Kollegium gestimmt zu haben. Es mußte also schriftlich votirt, und nach der Mehrheit der Stimmen der Bericht an den Fürsten abgefaßt werden. Das Resultat läßt sich nun denken, die Beibehaltung des Lotto's wurde auf das nachdrücklichste empfohlen.

Im

Im Konsistorio würde sich Franz durch Maibaums Abwesenheit in derselbigen Lage befunden haben, wenn die alten Räthe mehr Kräfte und Munterkeit gehabt hätten. Aber so — — schien es, als hätten sie bald ausgearbeitet. Der Hofrath verließ sich schon seit geraumer Zeit auf den Superintendenten, und der Superintendent verfiel mit dem Tode seiner Frau so merklich, daß es nicht anders war, als stürbe er ihr nach. Wer ihn aufmerksam beobachtete, sah bei iedem Wiedersehen, daß er dem Grabe um einige Schritte näher gekommen war. Da war in den Auge kein Feuer, in den Worten keine Kraft.

Kurz vor des Fürsten Abreise hatte sich in der Residenz ein besonderer Vorfall ereignet. Ein gewisser angesehener Bürger daselbst wollte zu mehrerer Bequemlichkeit seines Hauswesens einen Brunnen in seinem Hof graben lassen, und wählte dazu, damit er nicht frei stehen sollte, eine Stelle unter einem Schuppen nahe an der Küche. Als die Arbeiter zu graben anfingen, fanden sie, kaum einen Spaden tief unter der Erde, ein ermordetes Kind in einer Schachtel, die kaum

vier

vier Wochen in der Erde geſtanden haben konnte. Dieſer Vorfall hatte unſtreitig zu der dem Konſiſtorio vorgelegten Frage Gelegenheit gegeben: Sind keine Mittel zu erfinden, durch welche der Kindermord verhütet werden könnte?

Auch hier ſäumte man nicht, nach Inhalt des Reſkripts Konferenz zu halten, und nachdem der Superintendent daſſelbe geleſen hatte, ſagte er: „ich denke nicht, daß ich dergleichen Unglück wieder erleben werde; indeſſen wäre es allerdings zu wünſchen, daß ſolche Greuelthaten auf der ganzen Welt zu aller Zeit verhütet werden könnten. Was kann man aber für andre Mittel haben als Strafen?“

„Freilich wohl,“ ſagte der Hofrath, „man ſollte genaue Aufſicht haben und die allerhärteſten Strafen darauf ſetzen.“

„Was meinen Sie?“ fragte der Superintendent Franzen.

„Ich ſollte meinen,“ antwortete Franz, der Erfolg hätte genug bewieſen, daß Strafmittel nichts thun. Wie viel Kindermörderinnen ſind nicht ſchon auf der Welt hingerichtet

richtet worden, und dennoch unterbleibt das Verbrechen nicht.“

Alte Räthe. „Eben daraus schließen wir, daß die Strafe zu gelinde ist. Man mache sie härter; an Statt des Schwerts setze man eine peinlichere Todesstrafe.“

Franz. „Es ist ia wohl keine Marter zu erdenken, mit welcher nicht schon Missethäter gepeiniget worden wären, und doch hat es bis iezt an Nachfolgern nicht gefehlt.“

Hofrath. „Noch eins fällt mir ein, man muß der Uebertretung des sechsten Gebotes vorbeugen, dann wird der Kindermord gewiß verhütet.“

Super. „Sie haben Recht, Herr Kollege, eine eheliche Frau wird an ihr Kind die Hand nicht legen. Man gebe nur Befehl, daß iede Mannsperson ohne Widerrede gezwungen sein soll, die Person zu heurathen, mit der er sich abgibt; was gilts, sie sollen sich hüten!“

Franz. „Das wäre ein gefährliches Mittel, das tausend mahl mehr Uebel stiften würde. Welche Mannsperson wäre dann

vor Verführung ſicher? Leichtſinnige, unverſchämte Weibsbilder bekämen dann Männer, und die ſchamhaften edlen Selen blieben ſitzen. Das würde traurige Ehen geben!“

„Super. „Wiſſen Sie andere Mittel vorzuſchlagen, ſo ſagen Sie ſie!“

Franz. „Es ſind mir wohl einige Gedanken eingefallen, ſie müſſen aber mehr durchdacht und geprüft werden. Beßre Erziehung iſt wohl das erſte und ſicherſte Mittel. Die Menſchen müſſen mit ihrer körperlichen Natur mehr bekannt gemacht, vom Zweck und Gebrauch ihrer Triebe beſſer unterrichtet werden. Wiſſen ſie, daß ſie ſich durch Ausſchweifungen auf ihre ganze Lebenszeit um die beſten irrdiſchen Freuden bringen, und lernen ſie das nahmenloſe Elend kennen, das ſie ſich durch Mißbrauch ihrer Triebe bereiten; ſo werden ſie ſich nicht ſo leichtſinnig hinreiſſen laſſen.“

„Ferner iſt nöthig und faſt allgemeines Bedürfniß der menſchlichen Natur, daß der Eheſtand erleichtert werde. Die Triebe erwachen früher, als der Menſch Mittel und Wege finden kann, ſein Brot zu machen. So

weit wir iene nicht einschränken und zurückhalten können, so weit sollte man dem Menschen Brot und Nahrung zu erfrühen, auch die Wege zum Ehestande, die ganze Lebensart wohlfeiler zu machen suchen. Würden dann noch Findelhäuser oder dem ähnliche Anstalten getroffen, so dächte ich wohl, daß der Zweck nicht verfehlt werden sollte."

Ueber dem Nachdenken war der alte Hofrath eingeschlafen, der Superintendent aber wußte wider Franzes Gedanken so wenig einzuwenden, daß er ohne weitere Umstände beipflichtete. „Sie haben," sprach er, „Ihre Kräfte noch bei einander, und können die Arbeit leichter als wir machen. Ueberlegen Sie die Sache noch und machen Sie einen Aufsatz, wir wollen ihn unterschreiben. Nicht wahr, Herr Kollege!" sprach er noch zum Hofrath, der mit den Händen hurtig nach den Augen fuhr und „ia wohl!" sagte. — Dabei blieb es.

Neunzehentes Kapitel.

Erſte Wirkungen der Zurückkunft des Fürſten.

Wer hätte das denken ſollen! der Superintendent kam nicht wieder in die Seſſion. Franz fertigte den Aufſatz, ging ſelbſt damit zum Superintendenten hin, dieſer unterſchrieb auch ſeinen Nahmen, aber — es war das letzte, was er unterſchrieb. Ohne worüber zu klagen, ward er von Stunde zu Stunde an Leib und Sele ſchwächer, und ſtarb den achten Tag nach der Abreiſe des Fürſten. Nun brach Sehnſucht nach ſeiner Zurückkunft allenthalben aus.

Minchen hatte ſich manchen Spott gefallen laſſen müſſen, wenn ſie nur darnach fragte, ob man noch nicht wiſſe, wenn eher der Fürſt wiederkommen würde. Hätten ſich ihre Eltern nicht entſchloſſen, bis zur Zurückkunft ihres Mannes bei ihr zu bleiben, ſo würde ſie gewiß öfter gefragt haben, und öfter verſpottet worden ſein. Jetzt lag Franzen dieſe Frage immer auf der Zunge, aber

man durfte warlich seiner nicht spotten. Es ist nichts kleines, wenn man, von allen verlassen, die wichtigsten Geschäffte allein übernehmen muß, für welche ohne Erfahrung des weisesten Mannes Einsichten unzureichend sind.

Der zweite Prediger an der Hauptkirche war Kraft seiner Vokation Vikarius der Superintendentur. Ich weiß nicht, wie er sich benommen haben würde, wenn man ihn hätte übergehen wollen; iezt aber, da ihm das Vikariat aufgetragen wurde, zog er sich zurück. Er schützte sein Alter vor; aber das war nur eben so viel! Hätte er in der Lage der Umstände nur hoffen dürfen, Superintendent zu werden, er würde nicht zu alt gewesen sein. Mich dünkt er wollte sich die Beschämung ersparen, die er in dem Gedanken fand, daß ihm nach Verlauf der Gnadenzeit die Geschäffte wieder abgenommen werden würden.

Freilich mußte seine Verweigerung gegenwärtig Verlegenheit machen. Nun sollte und mußte das Konsistorium alles auf sich nehmen, und Konsistorium war iezt — Franz. Kam man zum Hofrath — der

der war so schwach und hinfällig, daß man nicht anders glauben konnte, als daß er dem Superintendenten bald nachfolgen würde.

Konnte man es Franzen verdenken, wenn er stündlich wünschte, daß der Fürst, daß Maibaum da sein möchten. Indessen wurde sein Wunsch bald erfüllt. Gleich nach des Superintendenten Tode ging eine Staffette ab, und den zweiten Tag darauf kam der Fürst.

Der Fürst hatte sich wirklich mit der schon längst erwählten Prinzessin vermählt, und brachte sie iezt als seine Gemahlin mit. Welche Freude war das, als er am hellen Tage, ohne daß iemand seine so nahe Ankunft vermuthet hatte, in einem offenen Reisewagen mit ihr durch die Straßen der Residenz nach dem Schlosse fuhr. Jedes Kind auf der Straße iauchzte ihm Freude nach, und der Fürst sowohl als die Gemahlin lächelten ihren Unterthanen Vergnügen entgegen. Nun war der Wunsch des Landes erfüllt, Hoffnung blühete in dem Herzen des Bürgers, und alle Geschäffte bekamen neues Leben.

Von dem Augenblick an sahe man, daß es des Fürsten verdoppelter Ernst war, ganz für seine Unterthanen zu leben, und für die Wohlfahrt des Landes unermüdet zu arbeiten. Noch den Abend las er die Antworten der Kollegien auf die zurückgelassenen Fragen, und den Morgen brachen Wirkungen davon aus. Wie es schien, so hatte der Fürst darauf gewartet, daß der Superintendent sterben sollte; nun reformirte er das ganze Kollegium nach dem Plan, der vermuthlich schon vorher entworfen war. Der alte Hofrath wurde pro Emerito erklärt, Maibaum erhielt nebst der Geheimeraths-Würde den ersten Stuhl als Präsident, und Franz rückte als Superintendent auf den zweiten Stuhl.

Franz befand sich in der Verlegenheit, daß er nicht wußte, ob er mit seinem Glücke zufrieden oder unzufrieden sein sollte. Da er einmahl auf dem Wege war, so konnte er kaum gleichgültig dabei sein, wenn ihm der Fürst einen andern vorgezogen hätte. Gleichwohl kam ihm sein Avancement so frühzeitig, daß er viel lieber gesehen haben würde, wenn der alte Superintendent noch zehen Jahre am Leben geblieben wäre.

Konsistorium und Arbeit überhaupt machten ihm eigentlich keine Unruhe. Er hatte sich dem Fache nun einmahl gewidmet, war schon gewohnt, durch ausdauernden Fleiß sich alle Schwierigkeiten zu erleichtern, und hatte an Maibaumen einen Präsidenten vor sich, der ihn zu unterstützen so geneigt, als seinem Posten gewachsen war. Aber der Gedanke, daß er als einer der jüngsten Prediger Ephorus alter erfahrner Männer sein sollte, dieser Gedanke machte seine ganze Aufmerksamkeit rege; der Gedanke, daß er bei der Kirche einen alten Kollegen neben sich hatte, der in der That bei seiner Orthodoxie kein verdienstloser Mann war, und sich bei seinem Anblick gekränkt fühlen mußte, dieser Gedanke erweckte in ihm manche besorgliche Unruhe. Er sprach darüber mit Maibaumen und Karln, und endlich auch mit dem Fürsten.

Seine demüthige Bescheidenheit gefiel dem Fürsten überaus wohl. „Sie haben Recht," sagte der Fürst, „schwerlich wird zwischen Ihnen und dem Manne Einigkeit Statt finden können. Zu meinen Absichten paßt er sich aber schlechterdings nicht, und darum

konnte ich ihm die Superintendentur so wenig als Sitz im Konsistorio geben. Indessen will ich Sie aus der Verlegenheit reissen. Er ist ein Mann, dem mit Rang und eiteler Ehre gedient ist; und Ihnen kann es gleichviel sein, ob er Ihnen zur Linken oder zur Rechten steht. Lassen Sie Ihre Sorge fahren, und verdienen Sie sich ferner meine Zufriedenheit, wie bisher."

Nach einigen Tagen entwickelte sich des Fürsten Plan ganz. Der alte Prediger hatte einen Sohn, der seit zwei Jahren von der Universität war, und sich bei der Advokatur als einen geschickten Juristen gezeigt hatte. Dieser kam als erster Assessor in das Konsistorium, der Vater aber erhielt den Charakter eines Oberhofpredigers und Oberkonsistorialraths, und mit demselben den ersten Rang unter den Geistlichen. Franzes gegenwärtige dritte Predigerstelle bekam ein geschickter junger Prediger, der erst nach ihm ordinirt worden war. Zugleich wurde er zweiter, und ein gewisser junger Edelmann dritter Konsistorial-Assessor.

Karl wunderte sich schon, daß der Fürst über die von der Kammer des Lotto's wegen

gen gemachten Vorstellungen gar nichts äuſ-
ſerte, als des Nachmittags um vier Uhr ein
fürstlicher Lackai mit der Nachricht kam, daß
der Herr Kammerrath sogleich kommen
und mit dem Fürsten ausfahren solle. Er
vermuthete gleich, daß von der Lotterie ge-
sprochen werden würde, und steckte daher das
Papier zu sich, worauf er bei Gelegenheit
der darüber gehaltenen Deliberationen seine
Anmerkungen geschrieben hatte. Richtig fing
auch der Fürst davon an, sobald sie außer
den Mauern der Residenz waren.

„Ich wunderte mich nicht wenig“ sagte
er, „als ich die Vorstellungen der Kämmer
wegen der Lotterie las, daß man sie beibe-
halten wissen will, und wußte nicht, wie ich
das mit Ihren geäußerten Grundsätzen reimen
sollte; aber ich habe mich belehren lassen,
und weiß, daß Sie überstimmt worden sind.
Sagen Sie mir doch, ist denn das Lotto dem
Lande wirklich so schädlich, als man es
macht?“

Karl. „Ja, mein Fürst, man über-
treibt die Sache nicht. Sie können sich auch
selbst von der Wahrheit leicht überzeugen,
wenn Sie nur bedenken, daß die Kammer

jährlich eine ansehnliche Pacht davon zieht. Rechnet man dazu, daß so viele Menschen dabei beschäftiget sind, die alle besoldet werden müssen, und daß sich die Entrepreneurs mit der Pacht nicht abgeben würden, wenn sie nicht ansehnliche Vortheile dabei fänden, so ist der Ueberschlag bald gemacht. Wollten Sie wohl von Ihren Unterthanen durch neue freiwillige Auflagen jährlich vierzig bis funfzig tausend Thaler erpressen?“

Fürst. „Bewahre Gott! nicht einen Pfennig!

Karl. „Die Lotterie ist weit schlimmer als eine solche Auflage. Die Auflage würde sich doch über alle Köpfe oder Familien erstrecken, und den wohlhabenden Bürger mehr angreifen als den Armen; aber hier ists umgekehrt. Allenfalls denkt der Reiche an kein Gewinnen, aber der Arme erhungert die Einlage, und bringt sich durch thörichte Hoffnung an den Bettelstab.“

Fürst. „Aber wie ist das möglich, daß die Verwaltung so viel Geld dabei gewinnen kann?“

Karl. „Das liegt in der Einrichtung der Lotterie. Ihr Erfinder war ein verſchlagener, liſtiger Kopf, der die Abſicht hatte, ſich mit anderer Leuten Gelde zu bereichern, und die Anlage ſo geſchickt zu machen wußte, daß ihm ſeine Abſicht gar nicht fehlſchlagen konnte. Das menſchliche Herz muß ia wohl gereitzt werden, wenn man ihm, mit einem Groſchen Tauſende zu gewinnen, Hoffnung macht. Man muß aber die Nieten berechnen, dann zeigt es ſich, wie ſehr der Spieler hintergangen wird. Auf eine Ambe fallen ſchon vierhundert Nieten, auf eine Terne beinahe zwölftauſend, und auf eine Quaterne über eine halbe Million. Es kann gar nicht anders ſein, die Kaſſe muß ungeheure Summen gewinnen, und der Spieler wird mit thörichter Hoffnung betrogen.“

Fürſt. „Aber mein Gott, warum ſagt man das den Leuten nicht, ſo würden ſie doch ſo raſend nicht handeln und würden einſetzen!“

Karl. „Geſagt wird es genug, aber was hilft das, wenn die Vernunft durch Leidenſchaft unterdrückt wird. Noth und Armuth ſind zu groß! Man hält ſich an der

Mög-

Möglichkeit, daß es dennoch zutreffen könne, und schmeichelt sich von einem Zuge zum andern mit der Hoffnung, einen Gewinn zu ziehen, der aus aller Noth erretten und Zeitlebens glücklich machen solle."

Fürst. „Wer aber das Geld nicht übrig hat, und zu nöthigen Bedürfnissen anwenden muß, wird doch in die Lotterie nicht setzen!"

Karl. „O ia, das geschieht häufig. Man hungert und erborgt das Geld zum Einsetzen, ia man betrügt und stiehlt auch wohl." —

Karl erinnerte sich hier des Auftritts mit einem gewissen Schmidt und seiner Frau, den er vor Jahren bei einem gewissen Prediger auf dem Lande selbst mit angesehen hatte, und erzählte diese Begebenheit dem Fürsten zum Beweise für die Wahrheit seiner Behauptung. Der Fürst hörte mit Verwunderung zu und fragte nach Ort und Namen der Leute sehr genau. „Haben Sie seitdem von dem Manne nichts weiter gehört?" und als Karl nein antwortete, zog der Herr die Uhr aus der Tasche. „Es ist noch Zeit," sagte er, „und wir sind auf dem Wege dahin.

hin. Ich muß mich überzeugen, ob die Frau klüger geworden iſt, oder ob ſie fortgefahren und den Mann arm oder reich geſpielt hat.“

Nach einer halben Stunde hielt der Wagen vor der Pfarre und der Fürſt ſtieg aus. Der Prediger kam gerade von einer Leichenpredigt zurück, als die erſchrockene Frau den Fürſten in das Haus treten ſahe. „Machen Sie ſich keine unruhige Vorſtellung,“ ſprach er liebreich, „über meine unerwartete Ankunft, ich will Sie nur ſprechen, Herr Prediger.“

Indem hatte der Prediger ſeine Studierſtube geöffnet. „Was macht Ihr Schmidt, Meiſter Andreas?“

Prediger. „Er iſt ſeit zwei Monathen nicht mehr hier.“

Fürſt. „Nicht mehr hier! Warum nicht? wo iſt er geblieben?“

Prediger. „Seine Geſchichte iſt traurig und warnend, er hat ſich durch die Lotterie in die größte Armuth gebracht.“

Fürſt. „Ich denke er hat nicht geſpielt?“

Prediger. „Den Anfang machte die Frau ohne sein Wissen und Wollen, die so weit ging, daß sie des Mannes Sachen heimlich verkaufte, um Geld zum Einsetzen zu bekommen. Sie waren ia hier, Herr Kammerrath, als der Mann die erste Entdeckung davon gemacht und die Frau übel dafür belohnt hatte. Ich sagte ihr alles, was ich zu ihrer Belehrung und Beßrung sagen konnte; die Frau versprach auch, dergleichen nie wieder zu thun; sie hat aber mit Schmeicheln und Zureden nicht nachgelassen, bis es ihr endlich gelang, den Mann auf ihre Seite zu bringen. Nun wurden statt Groschen Thaler gesetzt, und nach einigen Jahren war der Mann ein Bettler. Als er sich weiter nicht helfen konnte, überließ er seine Schmiede den Kreditoren, und zog außerhalb Landes zu einem alten Bruder, von dem er eine andere Schmiede zu erben hofft.

Der Fürst erstaunte über diese Nachricht, und war nun, von der Schädlichkeit des Lotto's so überzeugt, daß er auf der Stelle die Erklärung gab, es solle und müsse Knall und Fall aufhören.

Auf dem Rückwege führte der Fürſt das Geſpräch ſo gleich wieder auf die Lotterie zurück, wobei er in Abſicht der Pacht eine Erklärung von ſich gab, die ſeinem landesväterlichen Herzen Fürſtliche Ehre macht. „Nein!“ ſprach er, „durch Mißhandlung meiner Unterthanen ſoll meine Kammer nicht bereichert werden. Was wäre denn das, wenn man ſich dieſer Vortheile ſchämen, und ſie gleichwohl durch anderweitige Auflagen von den Unterthanen erpreſſen wollte? Nein, Herr Kammerrath, ich billige Ihre Gedanken völlig; meine Unterthanen ſollen nicht gedrückt werden! Haben ſie Brot, ſo bleibt Fürſt und Staat. Es iſt an dem, die Staatseinkünfte ſind ſehr gefallen; ſie werden aber bei guter Wirthſchaft immer noch zureichen, und gewiß wieder ſteigen, wenn dem Unterthan Nahrung und Gewerbe erleichtert werden.“

Zuletzt wandte ſich der Fürſt in ſeiner Rede an Karln. „Sie haben ſich,“ ſprach er, „meine Zufriedenheit ſo gut als Maibaum und Lehn erworben, Sie ſollen auch gleiche Belohnung mit ienen haben. Ich mache Sie hiermit zum Geheimerath

und

und Kammerpräsidenten, verlange aber vorzüglich von Ihnen, daß Sie auf Mittel denken, das Land in Aufnahme zu bringen, wenn es auch mit Aufopferung des herrschaftlichen Interesse geschehen muß. Ich bin Fürst und will auch Vater meiner Unterthanen sein; ein Vater muß für Brot und Freuden seiner Kinder sorgen."

Es läßt sich kaum denken, daß sich bei Maibaums und Franzes Erhöhung in Karls Herzen gar kein Wunsch geregt haben sollte; die Erfüllung desselben mochte er aber wohl so bald noch nicht erwartet haben. Wenigstens schien er von dieser Gnade des Fürsten so unerwartet übereilt zu sein, daß er kaum wußte, was er sagen sollte. „Zu früh," sprach er endlich, „zu früh, mein Fürst, erheben Sie mich zu Würden, die ich mir kaum für spätere Jahre zu hoffen erlaubt habe. Am Willen soll es mir nie fehlen, Ihre wohlthätigen Absichten für die Wohlfahrt des Landes mit möglichster Treue zu erfüllen, und dankbarste Ehrfurcht soll meinen Eifer aufs neue beleben; aber werden meine Schultern stark genug sein, diese Lasten zu tragen? Werden nicht Neid und Verfolgung meiner gekränk-

gekränkten Kollegen ſich alle Mühe geben, mir die Erfüllung meiner Pflichten zu erſchweren, und Ihnen meine Treue verdächtig zu machen?“

„Machen Sie ſich keine Sorge,“ antwortete der Fürſt, „thun Sie nur, was Sie können. Wider Neid und Verfolgung nehme ich Sie in Schutz, und gebe Ihnen das Verſprechen, daß Sie ungehört nicht einmahl in Verdacht genommen werden ſollen. Freilich wird ſich die ganze Kammer für beleidiget halten, aber ſie mögen in ſich gehen. Wäre es mir etwas leichtes, Familien unglücklich zu machen, ſo ließe ich ſie gar laufen. Die Präſidentenſtellen habe ich für meine Geheimeräthe beſtimmt, und zur Geheimerathswürde verlange ich Männer, die Wiſſenſchaft beſitzen und Menſchenliebe haben. Zwingen ſie mich doch dazu, daß ich Sie erheben muß; weil Sie ſonſt immer von ihnen überſtimmt werden, und bei dem beſten Willen dem Staate nicht nützen können. Nun erwarte ich aber von der Regierung ſtrenge Juſtitzpflege, und von der Kammer Rathſchläge, in die ich kein Mißtrauen ſetzen darf. Bleiben Sie bei dem Satze, die Vortheile der Kammer nie auf Druck und Scha-

den der Unterthanen zu bauen; so wird Ihnen der Staat Ihrer Jahre wegen Zufriedenheit und Achtung nicht versagen.“ Hier erreichten sie die Residenz.

Gleich den folgenden Tag wurde die Lotterie gezogen. Da half keine Gegenvorstellung, es mußte die letzte Ziehung sein. Kaum war der Fürst aus dem Wagen gestiegen, so gab er die dazu nöthigen Befehle, und den folgenden Tag wurde der Kammer die gnädigste Willensmeinung und Absicht des Fürsten in einem besondern Reskripte erklärt, welchem der allgemeine Befehl beigefügt war, daß man den Unterthan, so viel nur möglich wäre, schonen, ihm Lasten lieber abnehmen als auflegen, und das herrschaftliche Interesse auf des Landes Wohlfahrt bauen solle.

Zwanzigstes Kapitel.

In seiner Art das letzte Schulexamen.

Wie vergnügt der Abend im Sommerfeldischen Hause zugebracht wurde, läßt sich leicht denken. Edelmann und sämmtliche

liche Eltern waren gerade noch in der Reſidenz und hatten ſich ſchon mit ihren Kindern in Karls Wohnung zur gewöhnlichen Abendgeſellſchaft verſammelt, als dieſer von der Spatzierfahrt mit dem Fürſten zurück kam. Tiefe, dankbare Ehrfurcht mahlte ſich augenblicklich auf ihre Stirn im weiſen Ernſt, der ſich in die lächelnde Miene übertroffener Hoffnung aufklärte, ſo bald ſie die Nachricht von Karls Erhebung vernahmen. Da ſtanden ſie, Eltern und Kinder, und fühlten ſich einer in dem andern glücklich; dieſe in den Eltern, denen ſie alles verdankten, und iene in den Kindern, die ihnen in den Augen der Welt ſo viel Werth, als der Welt in den ihrigen gaben. Edler Eifer glühete im Angeſichte der Söhne, und väterliche Wünſche weckten Vaterlandsliebe und Patriotismusgefühl in ihren Selen ſo ſtark, daß ſie ſich von neuem verbanden, mit vereinigter Kraft in unverbrüchlicher Treue dem Staate zu dienen, und Blut und Leben für deſſen Wohlfahrt aufzuopfern.

Nicht weniger erwarteten auch Fürſt und Staat von ihnen. Weiter fehlte dem Glücke der Unterthanen nichts, als daß der Fürſt

Räthe an die Seite bekam, die seine wohlthätigen Absichten durch weise Rathschläge unterstützten. An dem Fürsten hatten sie einen wahren Landesvater, die Fürstin aber erwarb sich allgemeine Ehrfurcht und Unterthanenliebe sobald als die Liebe ihres Gemahls. Das Vaterland hatte einen fruchtbaren Boden, der keinen unbelohnt arbeiten ließ; auch so glückliche Lage und Verbindungen, daß man es für einen Vorzug hielt, dessen Bewohner zu sein. Alle Bedürfnisse wurden darin erzeugt, und die meisten reichte es im Ueberflusse dar. So groß der Unterthanen Verfall war, so leicht und bald konnten sie sich durch sich selbst wieder aufhelfen, wenn nur nicht durch übermäßige Auflagen ihre Kräfte geschwächt, durch Despotismus Betriebsamkeit erstickt, und weder durch luxuriöse Liebe zu ausländischen Produkten, noch durch neidische Disharmonie mit den Nachbarn Nahrung und Gewerbe gehemmt wurden.

Mit Malbaums und Karls Erhebung zu den ersten Würden des Staats verschwand alle Furcht vor dergleichen Bedrückungen. Die Aufhebung der Lotterie war damit vergesellschaftet, der Unterthan erfuhr,

daß

daß Karl durch seine Vorstellung den Fürsten zu dieser großmüthigen Verleugnung gebracht hatte, und bauete nun schon auf ihn die Hoffnung, daß sein Entschluß auf des Fürsten Herz zum Segen des Landes allenthalben wirksam werden würde. Dankbar segneten sie den Fürsten und seine neuen Räthe.

Von Seiten des Fürsten offenbahrte sichs bald, daß ihm bei Erhebung dieser iungen Männer, wie bei allen vorgenommenen Veränderungen, um nichts als um des Landes Wohlfahrt zu thun war. Zwar kam er ietzt seltener, nur bei außerordentlichen Vorfällen in die Kollegia; das geschah aber weder aus Liebe zur Bequemlichkeit, noch aus zu großem Vertrauen auf die neuen Räthe, sondern um mehr Zeit für das Kabinett zu gewinnen, in welchem der Herr unermüdet arbeitete. Beide Geheimeräthe und der Superintendent hatten nicht nur bestimmte Stunden, in welchen sie dem Herrn alles vortragen durften; sondern sie mußten auch öfters gemeinschaftlich bei ihm sein, und hatten in außerordentlichen Vorfällen zu allen Zeiten freien Zutritt zu ihm. Die Früchte davon

wurden zur allgemeinen Freude des Landes täglich sichtbarer.

Sobald Franz Superintendent war, richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Schulen des Landes. Er hielt die Aufsicht über das Schulwesen für eine seiner wichtigsten Pflichten, und ward durch des Fürsten Erklärung noch mehr dazu aufgemuntert, welcher den Wink nicht aus den Augen verlor, der ihm bei Gelegenheit der Frage von Verhütung des Kindermordes gegeben worden war. „Sie haben Recht, Herr Superintendent," sagte er, „hier muß die Besserung angefangen werden. Lassen Sie es sich angelegen sein, den wahren Zustand der Schulen im Lande zu erforschen, und statten Sie mir Bericht ab, wie Sie alles gefunden haben." Aber — Gott! — in was für kläglichen Umständen befanden sich Schulen und Erziehungswesen in diesem Lande!

Die Residenz hatte eine große Schule von acht Klassen und eben so viel Lehrern. Bei dem ersten Examen lernte Superintendent Leh den ganzen Werth derselben kennen. Es war nur eine Freude in den obern Klassen zuzuhören, so fertig konnten die

die jungen Leute iede Frage beantworten und die ſchwerſten Autoren aus dem Lateiniſchen und Griechiſchen überſetzen. Als die hebräiſche Lektion vorgenommen wurde, fand er ſeine Erwartung ſo übertroffen, daß er ſeine Verwunderung nicht unterdrücken konnte. Da war kein einziger von denen, welche dieſe Sprache trieben, der nicht ganz untadelhaft richtig und fertig exponiren und reſolviren konnte.

Wenn doch ein Unglück ſein ſoll! Gerade der von den Schülern, der ſich lauten Beifall erworben hatte, ließ im Umwenden ein beſchriebenes Blatt Papier aus ſeiner Bibel fallen, welches ſich ohne Widerſetzlichkeit von der Luft bis zu den Füßen des Superintendenten tragen ließ. Der Schüler war eilfertig genug, ſich deſſen wieder zu bemächtigen, aber der Superintendent hatte es gar zu nahe, daß er nicht aufmerkſam darauf werden ſollte, und war ſo neugierig, daß er es nicht, ohne es genauer angeſehen zu haben, aus den Händen geben wollte. Nun ſollte der Schüler fortfahren, aber er konnte kein Wort weiter leſen. Das ganze Blendwerk war verrathen! Man las nicht aus dem Buche, das man in Händen hatte,

sondern von dem Papiere, auf welchem nicht nur die Resolution der Worte, sondern der ganze hebräische Text mit lateinischen Buchstaben so aufgeschrieben stand, wie die Worte ausgesprochen werden mußten. Sobald der Superintendent bei den folgenden Lektionen verlangte, daß außer der Reihe gefragt werden sollte, konnte kein Schüler antworten.

Für diesmahl war kein andrer Rath zu fassen; sollte nicht die ganze Schule beschämt werden, so mußte alles den geübten Gang gehen. Konnten auch aus einem solchen Examen die Fähigkeiten der Schüler nicht beurtheilt werden, so war es doch ein Mittel, den Unterricht selbst, die Eintheilung der Lehrstunden, die eingeführten Schulbücher und die Lehrart der Docenten kennen zu lernen. So ging er also durch alle Klassen hindurch und ließ sich vorsagen, was man den Schülern vermuthlich Wochen lang vorgebetet und eingeprägt hatte. Am Ende kam der Superintendent ziemlich unzufrieden, doch mit dem Vorsatze nach Hause, sich der Schule aufs angelegentlichste anzunehmen.

So bald die gewöhnlichen Ferien zu Ende, und die Schulſtunden wieder angegangen waren, fing Leh an, die Schule zu beſuchen. Ganz unerwartet trat er in die Klaſſe, als der Rektor eben die lateiniſche Stunde angefangen hatte. Die Schüler ſtanden beſtürzt da, und der Rektor ſelbſt konnte ſich die Abſicht einer ſolchen nie geſehenen Erſcheinung kaum hurtig genug erklären. „Laſſen Sie ſich nicht ſtören!“ ſagte endlich der Superintendent, und nun gab der Rektor einem Schüler Befehl, einen Stuhl zu holen; der Superintendent ſetzte ſich, und der Rektor fuhr mit der vorhabenden Lektion fort.

Am Rektor hatte die Schule einen Mann, der ſeiner Stelle völlig gewachſen war. Er las damahls mit ſeinen Schülern Cicero's Buch de Oratore. Die Mängel der Schüler wurden dabei ſichtbar genug. Unter zwölfen waren nicht mehr als zwei, für welche dieß Buch nicht zu ſchwer war; die übrigen alle hatten noch grammatikaliſchen Unterricht ſehr nöthig. Aber der Rektor gab dem Superintendenten ſo viel Genugthuung, daß er lange ſaß, und mit großem Vergnügen

zuhörte. Am Ende der Stunde wandte sich der Rektor in einer lateinischen Rede an den Superintendenten, worin er sich für die Ehre seiner Gegenwart, die ihm in seinem dreissigjährigen Rektorate zum ersten Mahle erzeigt würde, bedankte, und zu seiner eigenen und seiner Schüler Aufmunterung um öftere Besuche in den zierlichsten Worten bath.

Eben so besuchte Leh die andern Schulkollegen in ihren Lehrstunden, bis er sie alle nach und nach gehört hatte; aber von keinem kam er mit der Zufriedenheit zurück. Hier fand er in allen Klassen untaugliche Männer, die an der unrechten Stelle standen. Dem einen fehlte bei aller seiner Brauchbarkeit herablassende Geduld und Sanftmuth, ohne welche niemand ein Lehrer der Jugend sein kann; ein anderer war so trübsinnigen Gemüths, daß er manche Lehrstunde mit unzeitigen Bußpredigten verdarb, und seinen Schülern im zehenten Jahre eine dreissigjährige Miene geben wollte. Andere waren abgelebte Greise, die durch ihre Schwachheiten ein Spott der Schüler wurden; und andere verriethen so viel Unwissenheit und Faulheit,

daß

daß es nöthig gewesen wäre, sie selbst noch in die Schule zu schicken.

Man weiß ia wohl, daß aus der Schule geplaudert wird. So waren dem Superintendenten schon manche Auftritte erzählt worden, die er darum nicht glauben konnte, weil sie zu große Ignoranz einiger der untern Schulkollegen verriethen. Aber zwei Auftritte, die er mit eigenen Augen sahe, gaben ihm eine sehr unangenehme Ueberzeugung.

Einstmahls wollte er eine der obern Klassen besuchen, als er im Vorbeigehen in einer der niedrigsten Klassen ein Geräusch vernahm, das ihn hinein zu sehen nöthigte. Welch ein Anblick! Der Lehrer prügelte einen Knaben, der mit Heulen und Schreien um Schonung bath, mit dem Stocke in der Klasse herum. Als der Superintendent die Thür öffnete, hatten Knabe und Lehrer den Rücken gerade der Thür zugekehrt, daß man also seine Gegenwart nicht bemerkte. Da ging der Lehrer mit pathetischen Schritten hinter dem Knaben her, schrie: curro, curri, currum, currere, und gab dem Knaben mit iedem Worte einen Schlag über den Rücken.

Vor Bestürzung wußte der Superintendent nicht, wie er sich aus der Lage ziehen sollte, ohne nöthig zu haben, dem Lehrer in Gegenwart seiner Schüler etwas unangenehmes zu sagen. Er rief also den Lehrer heraus, und that, als wenn er in keiner andern Absicht hineingesehen hätte, als ihn heraus zu rufen. Hier erfuhr er nun das Vergehen des Schülers, er hatte seine Vokabeln nicht gekonnt. „Schämen Sie sich,“ sagte Leh, „und kommen Sie nach den Schulstunden zu mir.“

Nun änderte der Superintendent seinen Vorsatz, er blieb bei den untern Klassen und ging in die nächste hinein. Vermuthlich war seine Gegenwart schon verrathen worden, wenigstens schienen ihm Lehrer und Schüler auf seine Ankunft gefaßt zu sein. Die äußerliche Stille und Aufmerksamkeit mußte ihm gefallen. Der Lehrer übte die Schüler im Dekliniren und rief einen auf, daß er Corpus an die Tafel schreiben sollte; aber er ließ frischweg nach der zweiten Deklination, corpi, corpo, corpum, anschreiben. Weiter reichte Lehs Geduld nicht. „Kommen Sie doch nach den Stunden auf ein paar Wor-

Worte zu mir," ſagte er zum Lehrer und ging nach Hauſe.

Auf dem Lande befanden ſich die Schulen in noch kläglichern Umſtänden. Leh ſprach mit den Predigern und hörte nichts als Klagen aus ihrem Munde; er bereiſte zum Theil die Schulen ſelbſt und fand die Klagen mehr als zu gegründet. Er hätte gern von den Predigern mehr gefordert, aber zum Theil thaten ſie als redliche Männer, was man nur fordern konnte, zum Theil hatten ſie ſolche elende, untaugliche Schulmeiſter, mit denen gar nichts anzufangen war. Die ganze Schulmeiſterzunft beſtand aus Handwerkern, die als Bürger bei ihrer erſten Haushaltung zu Grunde gekommen waren, oder ſo wenig gelernt hatten, daß ſie auf ihre Profeſſion nicht fortkommen konnten. Viele konnten ſelbſt nicht leſen, oder nur eine Zeile leſerlich und ungebrochen ſchreiben, vielweniger daß ſie im Stande waren, den Kindern von Religionswahrheiten oder andern nöthigen Dingen einen geſunden Begriff beizubringen. Die armen Kinder wurden gemißhandelt und waren zu bedauern.

Unter diesen Untersuchungen war eine geraume Zeit, beinahe ein Jahr, verflossen, und doch konnte die Sache nicht schneller betrieben werden, weil mancherlei andre und wichtige Geschäffte darüber nicht liegen bleiben durften. Sonst that Leh in allen geschäfftlosen freien Stunden iezt nichts, als daß er die besten Erziehungsschriften las, die dargelegten Vorschläge zur Verbeßrung der Schulen prüfte, ihre Anwendbarkeit auf die vorliegenden Umstände untersuchte, mit seinen Freunden, besonders mit Edelmannen sich darüber besprach, und so einen eigenen Plan entwarf, den er so lange prüfte und besserte, bis sie und er nichts mehr daran zu bessern wußten. Nun ging er zum Fürsten.

War Leh zuvor nicht gerührt, so ward er es nun, als er die Eindrücke sahe, welche sein Bericht von der kläglichen Verfassung des Schulwesens auf Fürst Ferdinands edle Sele machte. „Mein Gott!“ rief er aus, und eine väterliche Thräne glänzte in seinem Auge, „das arme, betrogene und verlassene Volk! Alle meine Sorge und Mühe, meine Unterthanen glücklich zu machen, ist ver-

verloren, so lange sie unwissend und abergläubisch bleiben! Nehmen Sie sich der Sache aus allen Kräften an! Sagen Sie nur, was zur Verbeßrung des Schulwesens gethan werden kann; Sie sollen unterstützt werden, es koste auch was es wolle. Haben Sie schon einen Plan gemacht?“

„Ja, mein Fürst, aber freilich werden Kosten dazu erfordert, die ohne Ihre gnädigste Unterstützung nicht aufgebracht werden können.“

Fürst. „Was verlangen Sie, daß ich thun soll?“

Super. „Wenn vor erst nur das Schulgebäude erweitert und für meine Absicht eingerichtet würde, so glaubte ich schon, meinen Zweck zu erreichen.“

Fürst. „Ist denn das Schulhaus zu klein?“

Super. „Für die ietzige Verfassung nicht; ich wollte sie aber zur einzigen und allgemeinen Anstalt der männlichen Erziehung für die Residenz erheben. Bis ietzt sind freilich die Klassen von Schülern leer, weil die Schule nichts taugt, und in allen Straßen der

Stadt

Stadt Winkelschulmeister wohnen. Man kennt die Leute nicht einmahl! Wenn sie weiter kein Fortkommen zu finden wissen, so ist das letzte und gewöhnlichste Mittel, daß sie sich ohne Erlaubniß und Anfrage hinsetzen, und durch verkehrte Anführung den ersten Grund zum Verderben der Kinder legen. Dabei kann und sollte ja der Staat nicht gleichgültig sein. Werden zweckmäßige Schulanstalten getroffen, so wird der Bürger die Aufhebung der Winkelschulen für Wohlthat halten, und wir werden Schüler genug haben."

Fürst. „Wo bleiben aber die Mädchen?"

Super. „Gnädigster Fürst! Keine Demüthigung soll mir empfindlich fallen, ich unterwerfe mich ihr, wenn sie nöthig ist, Ihr Erbarmen für dies vernachlässigte Menschengeschlecht zu erflehen. Es ist unverantwortlich, daß weibliche Erziehung bisher so ganz vernachlässiget wurde, da doch Familienglück von ihr vorzüglich abhängt. Bis zu diesen Veranstaltungen müssen für diese die gewöhnlichen Winkelschulen freilich noch geduldet werden."

Fürst. „Es ist mir lieb, daß Sie mich aufmerksam darauf machen. Ich erwarte

auch

auch darüber Ihre Vorschläge, und will sie ausführen lassen, sobald die erste Anstalt zu Stande ist. Wenn Sie aber so viel Schüler aufnehmen wollen, so müssen Sie auch mehr Klassen, mehr Schulkollegen und mehr Besoldungen haben."

Super. „Allerdings, ich hoffe aber, die Anstalt soll dies alles durch sich selbst bestreiten können. Nur die alten Schulkollegen müssen weggenommen werden."

Fürst. „Was für Vorschläge machen Sie dazu?"

Super. „Der Rektor ist ein brauchbarer Mann, und weil die Schule zu allen Zeiten einen Rektor haben muß, so könnte dieser bleiben. Außer ihm muß aber kein Lehrer Familie haben. Den Konrektor würde ich daher zu der vakanten Pfarrstelle vorschlagen, die übrigen aber Ihrer Landesväterlichen Vorsorge zu anderweitiger Versorgung empfehlen. Ein Jahr vergeht über den Bau gewiß, bis dahin halten sie ihre Stunden wie bisher. Binnen der Zeit kann sich Gelegenheit genug zeigen, sie mit anderweitigen anständigen Bedienungen zu versehen, welche sie für die verlassenen schadlos halten."

Fürst. „Und wenn ich das alles bewillige, woher nehmen Sie neue Lehrer?“

Super. „Sobald Sie die Verordnung ergehen lassen, daß alle Kandidaten in der Schule arbeiten sollen, und keine geistliche Bedienung anders als aus den Schullehrern besetzt wird, so kann es uns nie an Lehrern fehlen.“

Fürst. „Fehlen nicht, aber zu viel können es werden, wenn Sie alle Kandidaten aufnehmen sollen.“

Super. „Ich denke nicht. Die Zahl der Kandidaten hat sich immer um zwanzig gehalten, und so viel Lehrer, wenn es nicht mehr sein müssen, werden zu allen Zeiten nöthig sein.“

Fürst. „Zwanzig! So viel Klassen und Schulkollegen können doch nicht gemacht werden!“

Super. „Die Nahmen Konrektor, Tertius, Quartus u. s. w. hören ganz auf; sie heissen alle Lehrer, und haben keinen andern Rang unter sich als Ancienneté. Auch können die allgemeinen Klassen nicht bleiben. Wenn ein Subiekt in der lateinischen Sprache;

so

ſo weit iſt, daß es in der erſten Klaſſe fortkommen kann, ſo muß es bei der ietzigen Verfaſſung in die oberſte Klaſſe geſetzt werden, wenn es ſchon in allen andern Sprachen und Wiſſenſchaften ſo weit zurück iſt, daß es kaum die erſten Anfänge begriffen hat. Dadurch wird ihm der Fortgang erſchwert, der Lehrer wird verdrießlich gemacht, und die fertigern Mitſchüler werden aufgehalten. In ieder Sprache und in ieder Wiſſenſchaft müſſen abgeſonderte Klaſſen ſein, und in iedem Fache muß der Schüler nach ſeinen Kräften locirt werden. So kann er in einem Fache ein Primaner, in einem andern ein Sekundaner ſein.“

Fürſt. „Dagegen kann ich nichts einwenden, die Einrichtung iſt offenbar beſſer. Aber werden die Kandidaten alle Luſt und Wiſſenſchaft für die Schule haben? Die meiſten beſtimmen ſich für das Predigtamt und gehen ſo ungern in die Schule. Ich weiß mich noch zu beſinnen, daß man Noth hatte, ein Subiekt zu einer vakanten Schulſtelle ausfindig zu machen.“

Super. „Das kam wohl daher, weil die Leute, wenn ſie einmahl in der Schule waren, auch darin leben und ſterben mußten. Hat

der Kandidat von seinen Eltern keine Unterstützung, so muß er ja ohne dies sein Brot mit Information verdienen, bis er ein Amt bekommt. Warum sollte er nicht gern sehen, daß ihm hier auf eine anständigere Weise Gelegenheit dazu gegeben wird. Sobald er von der Universität kommt, findet er hier Brot und Versorgung. — An Geschicklichkeit, der Schule nützlich zu werden, kann es dem schlechtesten nicht fehlen, weil ihm ein Fach nach seinen Kräften angewiesen werden kann. In irgend einer Sache muß er doch etwas leisten können, und hätte er noch so wenig gethan, so bekommt er hier Gelegenheit, durch Lehren zu lernen. Er fängt in der untersten Klasse zu dociren an, und kann, wie die Schüler, zu höhern Lektionen hinauf steigen. So wie alle halbe Jahr die Schüler translocirt werden, so werden auch halbjährig Stunden und Lektionen neu regulirt und unter die Lehrer vertheilt."

Fürst. „Ihre Vorschläge lassen sich alle recht gut hören; aber woher soll ein Fond zu so vielen Besoldungen genommen werden?"

Super. „Unter der Bedingung, die Sie mir schon gnädigst bewilliget haben, daß ich

ein

ein Gebäude bekomme, wie es zu meinen Absichten nöthig ist, glaube ich mich zur Ausführung des ganzen Planes, ohne weitere Unterstützung zu verlangen, aufs heiligste verpflichten zu können. Aber freilich wird der Bau Tausende kosten. Außer dem Rektor müssen sämmtliche Lehrer nicht nur und ein Speiser ihre Wohnungen in dem Hause haben, sondern überdies auch mehrere Stuben für fremde Schüler und Kostgänger übrig bleiben. Nun rechne ich nur auf acht hundert Schüler aus der Stadt, weniger können, wenn die Sache im Gange ist, vielleicht zu keiner Zeit sein, und setze für ieden iährlich nur Drei Thaler Schulgeld, so kommen Zwei tausend und vier hundert Thaler heraus. Das Schulgeld ist sehr gering, und kann dennoch für die niedern Klassen noch mehr heruntergesetzt werden, wenn es in den obern Klassen um eben so viel erhöhet wird. Dessen ungeachtet werden sich arme Kinder finden, die auch das wenige nicht geben können. Aber auch dieser Umstand macht keinen Defekt in meiner Rechnung, wenn Sie ferner die Gnade haben, in ieder Klasse für eine bestimmte Anzahl armer Kinder das Schulgeld, wie bisher geschehen, aus der Kammer zah-

len zu lassen. Nun beträgt der alte Besoldungsfond iährlich sechzehen hundert Thaler gewiß, wodurch die Einnahme auf vier tausend Thaler anwächst. Man könnte also dem Rektor sechs hundert Thaler Besoldung aussetzen, iedem Lehrer sechzig Thaler, dem Speiser zur Besoldung hundert Thaler, und sechzig für eines ieden Lehrers Speisung und Haustrunk geben, und behielte dennoch iährlich neun hundert Thaler übrig, für welche noch mancherlei Bedürfnisse besorgt und Kleinigkeiten eingerichtet werden können, die iezt so genau noch nicht zu bestimmen sind."

Fürst. „Den Lehrern setzen Sie auch sehr wenig aus."

Super. „Im vorläufigen Plane nur, in der Ausführung hoffe ich mehr leisten zu können. Auf auswärtige Schüler habe ich noch gar nicht gerechnet. Edelleute, Amtleute, Prediger haben bisher ihre Kinder auf auswärtigen Schulen mit schweren Kosten erhalten; werden sie ihre Kinder nicht lieber uns anvertrauen, wenn sie hier besser, oder auch nur eben so gut, wie anderswo erzogen werden? Ja noch mehr, ich mache mir die Hoffnung, daß man künftig aus fremden Ländern

Kin-

Kinder zu uns bringen wird, welche Speisung, Logis, Unterricht, Aufsicht und alles an die Schulkasse bezahlen. Durch diese müssen der Anstalt ansehnliche Vortheile zuwachsen; wenn es zur Ausführung kommt, denke ich den Lehrern bei völlig freier Station den Gehalt jährlich, bis zu hundert Thaler, erhöhen zu können."

Fürst. „Sie haben noch mancherlei vergessen; zur freien Station der Lehrer gehört auch Holz und Licht."

Super. „Mit Holz ist die Schule nothdürftig versehen. Werden die alten Deputate der Lehrer zusammen geworfen, so soll es ziemlich reichen; wird aber die Schule so stark, daß es nicht reicht, so muß sie eben dadurch auch mehr Kräfte bekommen. Die ganze Berechnung ist überdies nur vorläufig gemacht, die mögliche Ausführbarkeit darzustellen; bei der Einrichtung selbst wird sich noch vieles bessern lassen. Drei Thaler für Unterricht durchs ganze Jahr ist für den Bürger von der mittlern Klasse schon zu wenig. Man kann acht Thaler setzen, und den Armen Erlaß geben. Auch würde man dem Speiser nicht sechzig Thaler für die Person

bewilligen, so bald die Zahl der Tischgänger durch fremde Schüler mehr anwächst.“

Fürst. „Sie haben doch mit Herr Edelmannen von der Sache gesprochen?“

Super. „Ja, er hat am ganzen Entwurf den stärksten Antheil.“

Fürst. „Sie können sich darauf verlassen, Ihr Plan soll ausgeführt werden. Das Gebäude will ich auf meine Kosten groß und weitläuftig genug bauen lassen, und überdies noch zum Fond der Schule zwölf tausend Thaler legen.“

Des Superintendenten Freude über diese großmüthige Erklärung des Fürsten war so groß, daß es ihm sauer ward, die Ausbrüche seiner Empfindungen zurück zu halten. Er wußte aber, daß der Herr Lobsprüche und umständliche Danksagungen nicht vertragen konnte, und überdies ward er auch durch eine neue Frage des Fürsten davon abgebracht. „Wie sieht es aber mit den Schulen auf dem Lande aus?“

Super. „Das Hauptübel weiß ich nicht zu heben. So lange der Schulmeister mit dem

dem Handwerke ſein Brot verdienen muß, kann wenig oder nichts ausgerichtet werden: iſt es aber möglich, die Dienſte ſo zu verbeſſern, daß ein Mann ohne Handwerk davon leben kann, ſo iſt es etwas leichtes, beſſere Subiekte dazu zu bekommen. Die Erziehung derſelben iſt ſchon in meinem Plane mit begriffen. Es ſollen bei der neuen Schulanſtalt auch dazu Stunden ausgeſetzt werden, junge Leute, die Schulmeiſter auf dem Lande werden wollen, zu ſolchen Aemtern anzuführen und vorzubereiten.“

Fürſt. „Thun Sie das nur, zu allem übrigen wird mit der Zeit auch Rath werden.“ Hiermit entließ der Fürſt den Superintendenten.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Ein Vorſchlag.

Das Jahr, welches Superintendent Leh brauchte, ſich mit dem Zuſtande der Schulen bekannt zu machen, und einen Plan zur Verbeßrung derſelben zu entwerfen, hat-

te der Kammerpräsident Sommerfeld mit gleichem Eifer auf den Wohlstand des Landes verwendet. Sie arbeiteten beide in verschiedenen Fächern, aber sie arbeiteten zu einem Zweck, und wurden dadurch immer einer dem andern in der Ausführung förderlich.

„Es ist gewiß," so urtheilte Karl, „daß der Unterthan durch alles Widerstreben nichts hindern kann, wenn wir den Befehl des Fürsten für uns haben. Aber Aufenthalt kann uns sein Widerwille machen, und wir gewinnen Ehre und Vergnügen, wenn er unsern Verbesserungsvorschlägen aus Ueberzeugung und innerm Gefühl ihrer Güte willig beipflichtet. Und das ist noch nicht genug. Kraftlosigkeit und Unvermögen macht den Menschen auch für erkannte Verbesserungen muthlos und unthätig; den Groschen, den der Vater auf seine Kinder verwenden soll, muß er nicht zu nöthigern Bedürfnissen, zum Brote nicht brauchen." — Wie sehr dies Urtheil seinen Eifer für des Landes Wohlfahrt belebte, zeigten alle seine Handlungen.

In Absicht der Oekonomie des Landes handelte Karl ganz nach den Grundsätzen,

nach

nach dem Beiſpiel und Rath ſeines Vaters. Er dachte auf alle nur mögliche Verbeßrungen, ſuchte die Vortheile derſelben den Bauern ſehr begreiflich zu machen, verſchaffte den dürftigen Vorſchuß und Unterſtützung, und wußte ſich das Zutrauen derſelben ſo völlig zu erwerben, daß wenig Gemeinen übrig blieben, die nicht im erſten Jahre anfingen, glückliche Verſuche zu machen. Grünthals Beiſpiel reitzte ſie nach und nach alle zur Nachfolge. An vielen Orten waren ſchon Gemeinheit aufgehoben und Stallfütterung eingeführt worden; wo dies aber Lage und Umſtände nicht verſtatten wollten, da zog die Oekonomie des Bauers aus der allgemeinen Verwandlung der Frohndienſte in Geld und aus mehrern lokalen Verbeßrungen ſo viel Vortheile, daß man ſich für die Zukunft ſchon große Hoffnung machte.

„Deine Proiekte,“ ſagte einſt Vater Sommmerfeld zu ſeinem Sohne, „ſind ohne allen Widerſpruch richtig und gut, aber die Ausführung derſelben wird große Schwierigkeiten finden, und das bei weitem nicht leiſten, was du hoffeſt, wenn nicht auf Mittel gedacht wird, die Bevölkerung zu vermehren.“

Es war unwiderſprechlich wahr, die Volksmenge hatte ſich ſeit dreiſſig Jahren unglaublich gemindert. In den unglücklichen Jahren des letzten verderblichen Krieges hatte das Land durch Verbungen unbeſchreiblich gelitten, und noch mehr Söhne der wohlhabendſten Bauern flüchteten aus ihrer Väter Hauſe in die benachbarten Länder, wo ſie vor den Nachſtellungen der Soldaten Schutz ſuchten. Wer nur einigermaßen Gelegenheit fand, ſein Glück zu machen, kam nicht wieder, wenn ſchon die Väter dadurch in unangenehme Lagen verſetzt wurden. Endlich kam der gewünſchte Friede und man glaubte, nun alles überwunden zu haben; aber das Land war zu entkräftet. Der Unterthan hatte unter der vorigen Regierung keine Unterſtützung, ungeheure Schuldenlaſten drückten das Land, Verfall und Nahrloſigkeit nahmen jährlich zu, Vaterlandsliebe ſtarb in den Herzen der Kinder, ſie ſuchten, wenn ſie erwachſen waren, außerhalb ihr Glück, und zogen, wenn ſie es fanden, zum Theil Eltern und Vermögen nach ſich.

In den Städten war dieſer Mangel weniger empfindlich. Bei der allgemeinen Nahrloſig-

losigkeit konnten die Gewerbe nur wenigen Händen Beschäfftigung geben; sobald aber unter der neuen Regierung Nahrung aufzublühen anfing, fand sich Zulauf genug von reisenden Handwerkern, die nach den Gesetzen ihrer Zünfte gewisse Jahre durchwandern müssen. Nur in dem niedrigsten Stande, der den Acker bauet, war der Mangel an Arbeitern allgemein. Viele Güther standen wüste und leer, viele Wirthschaften konnten den Acker kaum halb bestellen, und überhaupt konnte das Land zwei Drittheile Einwohner mehr nähren, als es hatte. Wie dem Uebel aufs baldigste abgeholfen werden könnte, darüber sprachen Karl und Franz täglich.

„Wohlstand," sagte Franz, „ist das sicherste Mittel der Volksvermehrung, sorgen wir für ienen, so werden die Früchte nicht ausbleiben. Aber freilich können sie nach Jahren erst sichtbar werden."

„Volksmenge," antwortete Karl, „ist auch ein zurückwirkendes Mittel zur Beförderung des Wohlstandes. Können wir Mittel finden, Ausländer an uns zu ziehen, so wächst mit der Volksmenge zugleich der Wohlstand

ſtand ſchneller.“ Auf dieſen Punkt wurden nun alle Berathſchlagungen gerichtet.

Der Umſtand konnte dabei ihrer Aufmerkſamkeit nicht entgehen, daß der Fürſt einen großen Theil des Landes als Eigenthümer ſelbſt beſaß. Im ganzen Lande war kein Vaſall. Unter der großväterlichen Regierung fügte es ſich, daß verſchiedene adliche Familien ausſtarben, deren Güther alſo an den Landesherrn verfielen. Man ſahe die Sache nur von einer Seite an. Dem Fürſten gefielen die jährlichen Pächte; ſeine Jura wurden dadurch auch erweitert; und daher entſtand das Siſtem, bei ſich ereignender Gelegenheit mehr Güther anzukaufen, welches ſo lange beibehalten wurde, bis der folgende Regent, Fürſt Ferdinands Vater, in den erſten zwanzig Jahren ſeiner Regierung alle noch fehlenden an ſich gebracht hatte. Man überlegte dieſen Umſtand, und fand darin das wirkſamſte Mittel zur ſchnellen Vermehrung der Volksmenge; nur wurden dazu von Seiten des Fürſten große Aufopferungen erfordert, weswegen man einen glücklichen Zeitpunkt erwartete, ehe man wagen wollte, ihm Vorſtellungen darüber zu machen.

Mit dem Eintritt des neuen Jahres kam dieser Zeitpunkt, die Fürstin wurde zur höchsten Freude des Fürsten und seines Volks von einem Prinzen höchst glücklich entbunden. Nun war Sommerfeld auf Gelegenheit aufmerksam, seinen Vorsatz auszuführen. Sie kam bald.

Nach einigen Tagen wurde Sommerfeld zum Fürsten gerufen, mit ihm auszufahren. „Ich habe," sprach der Fürst, „so eben die Listen der Gebohrnen und Verstorbenen durchgesehen, die Zahl meiner Unterthanen ist in diesem Jahre an vierhundert höher gestiegen. Ist Ihnen das keine Freude?"

„O ja, mein Fürst," antwortete Karl, „wenn sie nur gleich erwachsen wären und schon arbeiten könnten!"

Fürst. „Das wäre mir auch recht! Wissen Sie ein Mittel, Kinder schnell zu ihrer Größe und Vollkommenheit zu bringen?"

Somm. „Nein, das nicht! Aber wenn Sie erlauben wollen, kann ich Ihnen ein Mittel zu einer schnellern ansehnlichen Vermehrung der Volksmenge angeben, das für die Zukunft dem Fürsten und dem Lande so

große

große Vortheile gewähren muß, als es anfänglich dem herrschaftlichen Interesse nachtheilig zu sein scheint.“

Fürst. „Und was wäre das für ein Mittel?“

Somm. „Die Vertheilung Ihrer Güther. Jetzt leben auf denselben einige und zwanzig Pächter, an deren Statt können sich über hundert Bauernfamilien von dem Acker ernähren.“

Fürst. „Es kommt darauf an, was Sie mir für eine Berechnung machen. Wenn ich nicht gar zu viel an der Pacht verliere, etwas will ich, dem Lande zum Besten, gern aufopfern.“

Somm. „Das ist auch nicht möglich, gnädigster Herr, daß Ihnen die Einnahme der Pächte unverkürzt bleiben kann. Wenn aber durch diese Veränderung eben so viel Aufwand in der Ausgabe wegfällt, so wird nichts verloren. Alleweile ist die Pacht aufs höchste gespannt; die Leute sind zum Theil so übersetzt, daß sie auf Kunstgriffe denken müssen, wenn sie bestehen wollen. Vorgegebene Verbeßrungen und Wetterschäden sind die gangbarsten

bärſten, die dem Pachter, und vielleicht auch den Herren Taxatoren ſchon, ganz artige Vortheile gebracht haben mögen. Auch die Baukoſten ſind ſehr beträchtlich. Rechnen Sie nur die Zahl der Ställe und Gebäude, die in baulichem Stande erhalten werden müſſen! Ich erſtaunte, als ich in den Rechnungen Jahre fand, in welchen die Artikel in der Ausgabe: an Erlaß- und Baukoſten; die Hälfte der ganzen Pachtſumme überſtiegen haben! Wenn nun auch bei den erhöheten Pächten die Nutzung auf vier Procent käme, ſo iſt doch offenbar, daß Ihnen durch dieſen Aufwand kaum zwei Procent bleiben."

Fürſt. „Haben Sie die Rechnungen durchgeſehen."

Somm. „Ja, mein Fürſt; meine Auszüge können Ihnen das, was ich ſage, deutlich beweiſen."

Fürſt. „Würden aber bei Vertheilung der Aecker die zwei Procente erhalten werden?"

Somm. „Ganz gewiß! Von dem Guthe Z. bin ich im Stande, aus dem Kopfe eine Berechnung davon zu machen, weil ich Akten und Pachtanſchläge erſt heute durchgeſehen

habe. Die Kaufſumme iſt vier und vierzig tauſend Thaler, wovon zwei Procent acht hundert und achtzig Thaler betragen. Nun enthält der Pachtanſchlag an ordentlichen Gefällen, als Zinns- und Lehnsgeldern, Schenkenpacht und taxmäßiger Bezahlung des ſonſt in Natura zu gebenden Federviehes drei hundert Thaler. Forſt und Jagdbenutzung, wenn ein Jäger darauf gehalten wird, iſt mit zwei hundert Thaler angeſchlagen. Weil nun Aufſicht und Verwaltung dem nächſten Forſtbedienten übertragen werden können, und folglich die Erhaltung des Jägers keinen Abgang von der Einnahme macht; ſo darf ich dieſe Benutzung ſicher auf drei hundert Thaler ſetzen. Braubenutzung iſt mit drei hundert Thaler berechnet, und ich glaube gewiß, daß ſie der Pachter noch höher benutzt hat. Man entreißt aber den Städten die Nahrung, wenn man den Dörfern dieſe Freiheit verſtattet, und ich darf zur Fortſetzung der Brauerei nicht rathen, wenn ich nach Ihrem gnädigſten Befehl auf Landes Wohlfahrt Rückſicht nehmen ſoll. Geht ſie hier ein, und werden Schenkwirthe und Bauern an die Städte gewieſen, ſo müſſen wenigſtens Statt einer aufgehobenen Dorfbrauerei ſechs Bürger-

brauen

brauen mehr geſchehen, welche der Acciſe und Trankſteuerkaſſe ſechzig Thaler einbringen. Höher will ich alſo die Benutzung nicht rechnen. Nun kommen noch dreiſſig Thaler für Wildfiſcherei dazu, und die ganze Summe beträgt ſechs hundert und neunzig Thaler.“

„Außer den nöthigen Wieſen iſt bei dem Guthe zu fünf hundert Scheffel Ausſaat urbarer Acker, welcher gerade zureicht, vier mäßige Bauerhöfe daraus zu machen. Ein mittelmäßiger Bauer bringt der Kammer, Dienſtgelder und Pächte mit gerechnet, an funfzig Thaler ein. Werden nun die neuen Anbauer ienen gleich geſetzt, ſo haben wir wieder zwei hundert Thaler, welche mit iener Summe acht hundert und neunzig Thaler, und folglich zehen Thaler mehr als zwei Procent betragen.“

Fürſt. „Aber die Pacht?“

Somm. „Die Pacht ſteht freilich ungleich höher, bald an zwei tauſend Thaler. Indeſſen haben Sie nun auch ferner keinen Remiß zu geben, kein Gebäude mehr zu erhalten, keinen Verluſt durch Bankerott des Pächters zu fürchten, wodurch öfters ſchon die Vortheile der Verpachtung ſehr gemindert worden ſind.

Ob ich mich schon mit dem landesväterlichen Befehl schützen kann, daß ich die Wohlfahrt des Landes auf alle Weise befördern soll, wenn es auch mit Aufopferung des herrschaftlichen Interesse geschehen müßte; so glaube ich doch, daß mein ietziger Vorschlag demselben nur nachtheilig zu sein scheint. Für die Zukunft werden ganz gewiß dem Fürsten und dem Lande große Vortheile daraus erwachsen."

Fürst. „Was sollen das für Vortheile sein?"

Somm. „Neben dem Pächter kommt der Unterthan nicht auf, wenn er nicht gar verdirbt. Die Inwohner der Ritterguthsdörfer haben gewöhnlich wenig Acker, und doch der beschwerlichen Hofedienste wegen nicht Zeit genug, denselben gehörig zu bearbeiten. Wenn sie nun zur nöthigsten Zeit ihre eigene Oekonomie liegen lassen, und durch nachtheilige Witterung an ihren Feldfrüchten öfters Schaden leiden müssen, wie können die geplagten Leute dabei bestehen? Diese Familien werden ietzt ihren Häusern wiedergegeben, sie leben und arbeiten nun für sich, sind in Absicht der Hüthung ihres Viehes durch den Hof nicht mehr eingeschränkt, und fangen nun erst an,

sich

ſich ihres Lebens zu erfreuen. Werden ſie nicht mit geringerm Aufwand mehr Früchte als ehedem erzeugen, und ſich mit ihren Familien in beſſere Umſtände verſetzen?“

„Noch größere Vortheile gewinnen die Städte. Ihre Handwerker arbeiten für den Landmann; mehrere Volksmenge auf dem Lande muß alſo ihre Nahrung verbeſſern. Ganz vorzüglich muß aber die Braunahrung dabei gewinnen. Alle dieſe Güther haben Bierbrauereien und Brandweinbrennereien, und es iſt nicht zu leugnen, daß nicht nur die Nahrung der Städte dadurch ſehr geſchwächt worden iſt, ſondern das herrſchaftliche Intereſſe hat auch dabei ſehr gelitten. Das wenige, was in der Pacht deswegen aufgeſetzt würde, reicht nicht zu, den Abgang zu erſetzen, den Acciſe und andere Fürſtliche Kaſſen dadurch leiden mußten. Man hat auf manchen Güthern zehen und zwölfmahl gebrauet. Werden nun die Aecker vertheilt, und dieſe Nahrungszweige den Städten wiedergegeben, ſo müſſen jährlich an zwei hundert Brauen mehr geſchehen. Noch mehr kann man ſich von dem Brandweinbrennen verſprechen, und ich bin gut dafür, daß ſich der Gewinn im

Wohlstande des Bürgers und in den Rechnungen der Fürstlichen Kassen bald zeigen wird."

Fürst. „Woher wollen Sie aber die Bewohner der Güther nehmen?"

Somm. „Diese werden sich aus den benachbarten Ländern bald finden, wenn nur bekannt wird, daß ihnen die Aecker erb- und eigenthümlich gegeben werden sollen. Es gibt Familien genug, die ihren Kindern so viel zur Ausstattung geben können, als zur Erbauung der Wirthschaftsgebäude nöthig ist. Befinden sich doch die Aecker in guten Umständen! Die Leute kommen ia leichter dazu, als wenn sie bebauete Güther kaufen sollten!"

Fürst. „Was soll aber aus den Gebäuden werden, die schon da stehen?"

Somm. „Kann man sonst keinen Gebrauch davon machen, so verkauft man sie den neuen Anbauern, wenn sie auch nur die Materialien bezahlen. In einigen dieser Dörfer sind die Pfarrgebäude in so schlechten Umständen, daß sie von Grunde aus neu gebauet werden müssen. Hier können die Kirchen den ganzen Hof kaufen, und viel dadurch gewin-

gewinnen. Zu einem Bauerhof iſt der alte Pfarrhof immer noch brauchbar, unter den Anbauenden findet ſich gewiß ein Käufer dazu.“

Fürſt. „Ja ia, auf ſolche Bedingungen möchten ſich wohl Käufer finden! Aber was dabei verlohren wird! — — Indes ich habe einen Erbprinzen, ich will die Sache in Ueberlegung nehmen.“

Somm. „Außer dem Fall würde ich auch dieſe Vorſchläge nicht gewagt haben, ob ich mich gleich für überzeugt halte, daß die künftigen Vortheile den gegenwärtigen Schaden überwiegen werden. Einen Umſtand habe ich noch nicht einmahl angeführt. Die Pächter ziehen vor der Aernte ab und müſſen Inventarium und Aecker in den Umſtänden zurück geben, wie ſie alles übernommen haben. Man wird aus dem Verkauf des Viehes und Getraides hier ein anſehnliches Kapital zuſammen bringen, und alſo auch dadurch den Verluſt mindern.“

Es wies ſich bald aus, daß es dem Fürſten ein Ernſt war, die Sache in Ueberlegung zu nehmen. Die Jahreszeit war nicht

angenehm, aber sobald nur einige leidliche Tage kamen, nahm der Fürst einen davon zu einer Lustreise nach dem Bergschlosse bei Grünthal. Karl bekam Befehl, ihm zu folgen, und als er anlangte, fand er seinen Vater und Edelmannen schon bei dem Fürsten. Nun wurde von der Sache weitläuftig und ausführlich gesprochen. Der Fürst zeigte durch seine Einwürfe, daß er darüber nachgedacht hatte; Vater Sommerfeld aber wußte die Gründe seines Sohnes so zu unterstützen, daß er des Fürsten ganzen Beifall gewann. Entschluß und Ausführung folgten so schnell als möglich auf einander. Man traf alle Anstalten dazu, und wie nach und nach die Pachtjahre verliefen, wurde mit einem Guthe nach dem andern diese Veränderung vorgenommen.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Ist nicht bei Tische zu lesen.

Am Abende fuhr der Fürst nach der Residenz zurück, Karl aber begleitete seinen Vater nach Grünthal, wo er auf der Herreise

reiſe ſein Malchen gelaſſen hatte. Es ging mit der Abreiſe alles gar zu ſchnell, ſonſt wären Maibaum und Franz nebſt ihren Weibern gewiß auch mit nach Grünthal gereiſet. So ſchnell ließen ſich aber ſolche Entſchließungen ietzt nicht faſſen und ausführen, weil beide Sommerfeldiſche Töchter ſäugende Kinder hatten. Malchen allein konnte dieſe Gelegenheit benutzen, ſie erwartete ihre Niederkunft erſt nach einigen Wochen.

Hannchen hatte Veranſtaltungen dazu gemacht, daß der Abend vergnügt zugebracht werden ſollte. Der Tiſch war gedeckt, der Onkel und die Tante, der Kapitain und ſeine Gemahlin ſahen mit Verlangen aus dem Fenſter den Zurückkommenden entgegen. Vom Kuß ging es zur Mahlzeit.

Man hatte ſich kaum geſetzt, ſo ließ ſich vor dem Speiſezimmer ein heftiger Wortwechſel hören, der ihnen die ganze Mahlzeit verdarb, ſobald ſie ihre Aufmerkſamkeit darauf richteten. Vater Sommerfeld errieth den Vorgang zuerſt. Es war ein Augenblick, daß der Frau von B. Geſicht todtenbleich wurde, und ſich eine Stimme mit

Ungestüm hören ließ: „ich werde doch wohl zu meinem Bruder in die Stube kommen dürfen?“ Schnell sprang Sommerfeld auf, rief dem Kapitain zu, daß er seine Gemahlin halten möchte, und eilte zur Thür hinaus.

Kaum daß er ganz aus der Stube heraus kommen, und die Thür hinter sich zumachen konnte, so fühlte er sich umhalset, ehe er noch mit den Augen entscheiden konnte, ob seine Vermuthung wahr sei oder nicht. „Herzens Bruder! lebst du noch!“ rief zugleich eine tiefe, gurgelnde Stimme, und ein stinkender Brandweinsdunst stieg Sommerfelden so in die Nase, daß er sich mit Gewalt aus der Umarmung des Zudringlichen zurück zu ziehen strebte.

Es war wirklich Jakob. Er trat einen Schritt zurück und fuhr fort, indem er seinen Hut abnahm und eine Verbeugung machen wollte: „Wie ich wohl sehe, Bruder, so hast du eben Gäste. Ach wir haben lange kein Gläschen mit einander ge — trun —“ Hier fiel er zu Boden und verunreinigte die Luft mit seinen stinkenden Ausgängen dermaßen,

maßen, daß Sommerfeld beinahe auch hingesunken wäre.

Der Bediente holte sich Gehülfen, Sommerfeld öffnete die Thür des gegenüberliegenden Zimmers, und ließ Jakoben hineintragen. Man richtete ihn auf, aber er konnte auf den Füßen nicht stehen. Sobald er das Bett in dem Zimmer erblickte, taumelte er durch Hülfe seiner Führer dahin, warf sich darauf und sagte stammelnd: „Nun trink her, Bruder!“ er hatte aber kaum ausgesprochen, so schlief er.

Unterdessen waren Hannchen, der Onkel und Karl auch herausgekommen; sie standen neben Sommerfelden, und betrachteten ihren Gast. Das war ein Anblick. Die Schuhe waren mit Bindfaden umbunden, Strümpfe und Beinkleider hatten überall Luftlöcher, am Rocke hingen Lappen herunter, die Hände sahen unrein aus, das Gesicht schabicht — ohne Ekel konnte man ihn nicht ansehen, und Sommerfelden hätte der Gedanke, von ihm geküßt worden zu sein, beinahe noch Erbrechen verursacht. Man überließ ihn der Aufsicht des Bedienten und ging wieder zur Gesellschaft.

Frau von B. ſtand eine ſchreckliche Angſt aus; alle Glieder am Leibe zitterten ihr; wenn eine Ohnmacht vorüber war, fiel ſie in eine andre. „Um Gotteswillen laſſet ihn nicht herein!“ ſprach ſie mit beweglich bittender Stimme im erſten Augenblick der Erholung, „ach! wenn er mich nur nicht ſieht!“ und verbarg ihr Geſicht am Buſen ihres Gemahls. Man that alles mögliche, ſie zu beruhigen, und gab ihr das Verſprechen, daß ſie ihn nicht ſehen, kein Wort von ihm hören ſolle; aber die Wirkung zeigte ſich ſehr langſam. Endlich bewirkten Malchens Umſtände, was alle andere Gründe nicht vermochten. „Beſte Mutter,“ ſagte dieſe, indem ſie eine Hand um ihren Hals legte, mit der andern aber ihr ſanft die Backen ſtrich, und wechſelsweiſe die Thränen auftrocknete, die aus ihren Augen auf der Mutter Buſen fielen, „ich bin durch und durch erſchüttert, und habe um Ihret willen die Ausbrüche meiner Empfindung zurückgehalten. Aber ich kann es nicht länger, und fürchte traurige Folgen für mich, wenn Sie ſich nicht beruhigen. Faſſen Sie ſich um Ihrer Tochter willen.“ Von dem Augenblick konnte ſie es, ob man gleich ſahe, daß es ihr viel koſtete.

Der

Der Tiſch ſtand noch gedeckt da, aber kein Menſch hatte Luſt, ſich wieder hinzuſetzen. Indem trat der Forſtmeiſter herein. „Iſt er bei Ihnen,“ fragte er, indem er ſich rings-herum umſahe, „hat er ſich Ihnen zu erkennen gegeben? Es thut mir herzlich leid, daß er meine gute Abſicht vereitelt hat; er iſt mir entlaufen, ſonſt hätten Sie das Schrecken nicht haben ſollen.“

„Wiſſen Sie denn ſchon,“ fragte Sommerfeld, „daß er hier iſt? Haben Sie ihn geſehen? Warum kamen Sie nicht gleich und ſagten mir das?“

Forſtm. „Tadeln Sie mich deswegen nicht, ich habe das ſehr gut gemeint. Wäre er mir nur nicht entlaufen, Sie hätten ihn in den Umſtänden nicht ſehen ſollen!“

Somm. „Wenn iſt er gekommen, und wo iſt er geweſen?“

Forſtm. „Er iſt ſchon vier ganze Tage hier. Als ich am Mondtage in den Buſch gehen wollte, begegnete mir ein Menſch, den ich für einen Bettler hielt. Sie werden das nicht übel nehmen, nach ſei Kleidung konnte ich ihn unmöglich für etwas anders halten.

halten. Wohin wollet ihr? fragte ich ihn, und als er antwortete: nach Grünthal; gab ich ihm aus guter Wohlmeinung die Warnung, daß er ia nicht herumgehen und fechten möchte, weil das Betteln bei uns sehr scharf verbothen sei, und er so wohl, als auch diejenigen, die ihm etwas geben würden, in harte Strafe verfielen. Stellen Sie sich meine Bestürzung vor, als er mir antwortete: Was denken Sie denn? ich will meinen Bruder Sommerfeld besuchen!"

„Ich faßte auf der Stelle den Vorsatz, Ihnen den Anblick zu erspahren, und kehrte also mit ihm um. Wie heissen Sie, fragte ich ihn, und hätte viel darum gegeben, wenn ich sein Vorgeben falsch befunden hätte. Aber indem er antwortete: Jakob Sommerfeld; wurde mir der ehemalige Jakob durch Gang, Statur und Lineamente, so erinnerlich kenntbar, daß ich nichts dagegen sagen konnte. Es ist ziemlich warm, fragte ich ihn, um nur das Gespräch fortzusetzen, Sie sind wohl durstig? Und als er antwortete: ia, ich möchte wohl einmahl trinken, führte ich ihn in die Schenke, von der wir nicht gar weit entfernt waren. Ich forderte

derte Bier, er verlangte aber Brandwein, und zeigte mir eine Fertigkeit, ein Glas nach dem andern hinunter zu gießen, worüber ich erstaunte.“

„Hier machte ich ihm nun die Vorstellung, wie unangenehm es Ihnen sein, und wie sehr es ihm zur Unehre gereichen würde, wenn er seinem Bruder in dem Aufzuge unter die Augen kommen wollte. Ich erklärte mich, daß ich ihn, wenn er sich hier einige Tage verborgen halten wolle, nicht nur gut verpflegen, sondern auch anständig kleiden lassen würde. Es koste was es wolle, sagte ich, „so soll mir nichts zu sauer ankommen, wenn ich Ihnen Beschämung, und Ihrem Herrn Bruder eine unangenehme Stunde ersparen kann. Er sagte ia, der Wirth gab ihm ein besonders Stübchen ein, und versprach, seine Gegenwart niemanden zu verrathen, ich aber machte den Tag noch Anstalten, ließ den Schneider kommen und kaufte alles, damit es an nichts fehlen sollte. Meine Absicht war, Ihnen kein Wort davon zu sagen, aber er hat mir meine Freude verdorben.“

„So-

„Sobald ich den Schneider befriediget hatte, bekam ich von der Kammer Aufträge, die mich auf einige Tage zu verreisen nöthigten. Vor einer halben Stunde bin ich erst wieder gekommen, und sobald ich vom Pferde gestiegen war, trat der Schenkwirth zu mir ins Haus und sagte: er ist fort, den Augenblick erst fort! — Stellen Sie sich mein Schrecken vor! Nun war meine ganze Absicht vereitelt; ohne Zweifel, dachte ich gleich, ist er zu seinem Bruder gegangen. Aber das war noch gar nichts gegen das, was ich bei des Schenkwirths Erzählung empfand. Nehmen Sie sich in Acht, der Mensch ist im höchsten Grade inficirt, er sitzt voller Ungeziefer, hat am Leibe überall Beulen und Löcher, und säuft dabei Brandwein — en Kanaille.“

Man mußte nur bitten, daß er mit der Erzählung aufhören möchte, weil man befürchtete, daß es der Frau von B. nicht möglich sein würde, den besondern Antheil zu verbergen, den sie an den Schicksalen dieses Unwürdigen nahm. Malchen war bei dem Anfange der Erzählung mit ihrer Mutter hinausgegangen, und da sie ietzt ziemlich gefaßt wieder in die Stube traten, sagte

Som-

Sommerfeld: nun kein Wort mehr von dem elenden Menschen, wir wollen essen! Aber — diesmahl sollte und mußte die Mahlzeit verdorben sein.

Kaum hatten sie sich wieder gesetzt, so kam die Frau Amtmännin. „Ganz gehorsame Dienerin! Noch so spät bei Tische! Lassen Sie sich nicht stören! Sie wissen wohl nicht was ich will?“

„Noch nicht,“ antwortete Sommerfeld, „ich hoffe aber, daß Sie so gütig sein werden, es uns zu sagen.“

Amtmännin. „Indem habe ich von meiner Schwester aus der Residenz durch einen expressen Bothen einen Brief bekommen, den ich sogleich beantworten soll. Ihr Herr Bruder soll ia aus Ostindien mit großen Schätzen zurückgekommen sein und sich bei Ihnen verborgen halten. Es thut mir leid, daß es verrathen worden ist; nun kann doch aber das Verheimlichen nichts mehr helfen. Am besten wäre es, wenn er in der Güte wieder zu ihr ginge, damit er keinen Verdruß hätte; sie ist ihm einmahl angetrauet und läßt nicht von ihm ab. Hier ist

ihr Brief, lesen Sie nur, ich soll ihr gleich antworten. Wo ist mein Schwager? Kann ich ihn nicht sprechen?“

„O ia,“ antwortete Sommerfeld, „ich bin nicht gesonnen, ihn seiner Frau vorzuenthalten. Sie können ihn sehen und, wenn Sie wollen, ihn mit allem, was er mitgebracht hat, wieder zu ihr führen.“

Sommerfeld war mit Zerlegung des Bratens beschäfftiget. Damit er nun nicht noch einmahl davon gehen sollte, stand der Kapitain auf und erboth sich, die Frau Amtmännin hinüber zu führen. Länger konnte der Forstmeister nicht schweigen. „Bleiben Sie ia hier, Frau Gevatterin,“ rief er, als sie schon die Thür in der Hand hatte; aber sie war viel zu hitzig. „Ich bedanke mich, ich habe längst gegessen!“ sagte sie und ging hinaus, ohne zu warten, bis der Kapitain ihre Hand erreichen konnte.

Weil Jakob mein und meiner Leser Schwager nicht ist, so wollen wir unsere Augen lieber wegwenden. Was sieht man an den Unflätereien! „Pfui! Das ist ekelhaft!“ rief die Amtmännin, so bald die Thür aufging,

ging, und damit kehrte sie sich schnell um, und lief die Treppe hinunter ohne auf den Kapitain zu hören, der ihr gern über ihr heutiges Betragen einige Anmerkungen mitgegeben hätte. Der Gesellschaft war ihre Eilfertigkeit heute gerade recht.

Aber daß der Kapitain ihr so bald nachfolgte, sahe Sommerfeld ungern, ob er ihn gleich darüber nicht tadeln durfte. Er konnte diese Gefälligkeit einer Gemahlin nicht abschlagen, der es ietzt nicht möglich war, in diesem Hause länger auszuhalten. „Besuchen Sie uns fleissig," sagte sie beim Abschiede zu Sommerfelden, „ich komme unter diesen Umständen nicht wieder." Auch war es für Malchen gut, daß sie ihre Mutter nicht vor Augen behielt. Nun hatten ihres Mannes Vorstellungen Kraft genug, sie so zu stimmen, daß sie seinen Entschluß ungezwungen billigte, dem Vater zur Aufmunterung einige Tage zu Grünthal zu bleiben.

Man kann sichs denken, was das Herz des Bruders ietzt leiden und empfinden mußte. Er hatte es freilich erwartet, daß Jakob über kurz oder lang wiederkommen würde, und immer gefürchtet, daß ihm diese Rück-

kunft weder Ehre noch Freude machen würde; aber ihn so ganz weggeworfen, bis zum äußersten Grade menschlichen Elendes herabgesunken wieder zu finden, das hatte er nicht gedacht. Wäre Jakob nur rein und gesund wieder gekommen, so hätte er ein Säufer sein mögen, Sommerfeld hätte nicht alle Hoffnung aufgegeben. Nur unter diesen Umständen schien ihm moralische und phisikalische Beßrung desselben ein gleich schweres und langwieriges Werk zu sein, welches überdies noch ganz eigene Unannehmlichkeiten für seine häusliche Gesellschaft mit sich führte. Daraus erwuchs seine schwere Bekümmerniß, daß er vielleicht Jahre lang unbeschreiblich viel mit ihm würde ausstehen, und sich am Ende doch einen Ausgang gefallen lassen müssen, der ihm nicht einmahl die Belohnung gäbe, daß er etwas Gutes für den Elenden gestiftet zu haben glauben dürfe.

Nach dem Urtheile des Chirurgus hatte Sommerfeld diese Sorge nicht nöthig. „Es thut mir leid," sprach er, als er nach geendigter Operation seinen Bericht abstattete, „es thut mir leid, daß es Ihr Bruder ist; wäre er aber das nicht, so hätte ich ihn nicht ange-

angerührt. Der Menſch iſt an Leibe und Sele verloren! Seinen Verſtand hat er verſoffen, und ſeinen Körper entkräftet. Säuft er Brandwein, das iſt ſo gut als nähme er Gift, und ſäuft er keinen, ſo muß er auch krepiren. Man kann nichts für ihn thun, und lange wird es auch nicht währen."

Wäre es nicht zu ſpät geweſen, Sommerfeld hätte dem Leibmedikus Vogel den Abend noch einen Boten geſchickt. So konnte er alſo weiter nichts thun, als daß er noch einmahl zum Bette des Bruders ging, und dem Wärter, alle Sorge für ihn zu tragen, befahl. Jakob lag im Taumel der Beſoffenheit ſinnlos da, und als man den Morgen darauf im Hauſe erwachte, hörte man die Nachricht: er iſt todt!

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Schulverbeſſerung, nicht ganz nach der Mode.

Jakobs längeres Leben würde der ganzen Familie freilich eben ſo langwierige Leiden

verursacht haben; aber so heftige Erschütterungen, als ihnen sein schneller Tod machte, gewiß nicht. Wenn er der beste Mensch gewesen wäre, hätte man kaum so viel Thränen um ihn weinen können, und weinte man sie, so waren es doch ganz andere Thränen, die aus sanftern Empfindungen quollen. Man hätte dann seinen Verlust beweint, ietzt beweinte man des Todten Verlust.

Auf Verschwiegenheit war gar nicht mehr zu rechnen, das ganze Dorf wußte, daß der Verstorbene Sommerfelds Bruder war. „Wir wollen ihn öffentlich begraben," sagte Sommerfeld zum Onkel. „Mir wird es eine bittere Stunde, ein saurer Gang sein, aber man kann ihn mit Nutzen gehen. Gewinnt gleich der Todte durch unser Beten und Singen nichts, so würde doch die Gemeine verlieren, wenn sie ihren Prediger bei diesem Grabe nicht sprechen hören sollte. Vielleicht haben Sie noch nie so freimüthig von einem Todten reden dürfen, als Sie es hier können und auf mein Bitten thun werden."

Die Leichenbegleitung war außerordentlich zahlreich. Ob sich alle das bei der Handlung dachten, was sie dabei denken sollten,

und die Absicht richtig beurtheilten, warum man Beerdigungen der Todten so feierlich veranstaltet, diese Frage mag ich nicht beiahen. Aber das ist gewiß, keiner kam mit trockenen Augen zurück, keiner ungerührt, keiner, der nicht mit Abscheu und Entsetzen vor dem Laster erbebte, und sich mit neuem Eifer der Tugend zu widmen schwor.

Karl ging nun wieder an seine Geschäffte. Je mehr er Segen seiner Anstalten in dem Aufkommen des Landes, und Zeichen der Zufriedenheit im Angesichte der Unterthanen sahe, desto unermüdeter war sein Eifer; und ie sichtbarer der Unterthan Segen für sich in allen Veränderungen fand, desto bereitwilliger both er zur Ausführung Hand und Kräfte.

Es zeigte sich überall, daß die gewählten Mittel den Zweck nicht verfehlten. Bloß durch die Vermählung des Fürsten wurden schon die Ursachen gehoben, die von einer Seite Nahrung geschwächt hatten; die andern Nachbarn aber ließen sich nach dem Beispiele des väterlichen Hofs der Fürstin zur Wiederherstellung des guten Vernehmens bereit finden, so bald man den Anfang machte,

die Quellen der alten Mißhelligkeiten zu verſtopfen. Nun hoben ſich Nahrung und Gewerbe ſichtbar, ſo bald der Bürger bei erniedrigten Abgaben und Zöllen freien Handel hatte. Der Bürger ward immer thätiger und unternehmender, ie mehr ſeine Kräfte wuchſen, und dankbarer gegen ſeinen Fürſten und deſſen Räthe, ie genuß- und freudenreicher ſein Leben ward.

So ſchnell hatte ſich der Einfluß in die Nahrung der Städte noch von keiner Veranſtaltung gezeigt, als von der Vertheilung der Fürſtlichen Güther. Im erſten Jahre konnte ſie nur mit dreien, welche der Reſidenz nahe lagen, vorgenommen werden; mit den übrigen mußte, wegen der noch nicht verlaufenen Pachtzeit, noch ein auch zwei und drei Jahre Anſtand genommen werden. Und dennoch verſpürte man ſchon Nutzen.

Am Ende des Jahres kamen zwei der wohlhabendſten Bürger, welche die Braunahrung ſtark trieben, zum Superintendenten. „Wir haben," ſprachen ſie, „in dieſem Jahre beim Brauen funfzig Thaler mehr gewonnen als ſonſt, und müſſen dieſen Vortheil den weiſen Rathſchlägen des Herrn Prä-

Präſidenten Sommerfeld verdanken, der als Vater für unſer Beſtes ſorgt. Undankbar wären wir und ſchämen müßten wir uns, wenn wir uns durch dies Beiſpiel nicht aufmuntern laſſen wollten, nun auch mehr für unſere Kinder zu thun. Dieſe funfzig Thaler haben wir ieder für die neue Schulanſtalt beſtimmt. Es iſt ein weniges, aber es ſoll das letzte nicht ſein, was wir thun."

Superintendent Leh empfand über dies Geſchenk für tauſend Thaler Freude. Wer weiter nichts glaubte, als was er mit Augen ſahe, der mochte ſich wohl von dieſer beſchloſſenen Verbeßrung des Schulweſens ſehr ungewiſſe und zweifelhafte Hoffnung machen. Nach einem Jahre war zum Bau des Hauſes noch kein Baum, kein Stein angefahren. Leh hatte aber die Erklärung von dem Fürſten darüber bekommen, daß er ſich durch den Verzug nicht irre machen laſſen ſolle, weil kein Bau, und alſo auch keine Veranſtaltungen dazu nöthig ſein würden. Die Fürſtin habe es auf ſich genommen, den Plan auszuführen, und wolle ein Haus dazu kaufen, das nicht beſſer zu dem Gebrauch angelegt werden könne. Seitdem hatte ſich

auch die Fürstin mit dem Superintendenten oft stundenlang besprochen. Nach ihrem Urtheile sollte der Kauf des Hauses die Ausführung beschleunigen, und das würde auch geschehen sein, wenn nicht mancherlei andre Umstände den Verzug veranlaßt hätten.

Jetzt ging Leh mit dem Geschenk der Bürger zur Fürstin. Der Dame machte der gute Wille dieser Bürger kein geringes Vergnügen, aber des Superintendenten Freude ging über alles, da er ietzt aus dem Munde der Fürstin die Nachricht hörte, daß der Kauf des Hauses seine Richtigkeit habe, und die Schule nun ungesäumt dahin verlegt werden könne. Er ging von ihr geradeswegs dahin, und nahm sich der Sache mit einem Eifer an, der alle Schwierigkeiten glücklich besiegte.

Man konnte sich die Gelegenheit nicht besser wünschen, als man sie hier fand. Vor dreissig Jahren ging ein hiesiger Kaufmannssohn aus Mißvergnügen nach Ostindien. Das Glück wollte ihm wohl. Er erwarb in zwanzig Jahren ein ansehnliches Vermögen, und da er auf seine ganze Lebenszeit genug zu haben glaubte, kam er mit sei-

nen

nen erworbenen Schätzen ins Vaterland zurück. Sein Vater war unterdessen bankerott geworden, und sein noch lebender Bruder hatte sich außerhalb Landes besetzt.

Dieser Ostindienfahrer hatte keine andere Absicht, als einen Aufenthalt für sich zu suchen, wo er seine noch übrigen Tage in Ruhe verleben könnte. Zu dem Ende kaufte er eins der besten Ackergüther in der Residenz. Für ihn war die Wohnung freilich zu eingeschränkt, zumahl da er noch mehrere Aecker dazu kaufte, und die Oekonomie zu verpachten beschloß. Er räumte also das Wohnhaus dem Pächter ein, und bauete daneben für sich einen Pallast hin, der an Größe und Schönheit nur vom Fürstlichen Schlosse übertroffen ward. Kaum war das Gebäude fertig, so starb er, und sein ausländischer Bruder erbte das ganze Vermögen. Von diesem hatte nun die Fürstin das Haus gekauft.

Lage und Einrichtung des Hauses, das war richtig, konnte kaum besser sein, wenn es gleich zu der ietzigen Bestimmung erbauet worden wäre. Es stand an einem stillen, geräuschlosen Orte, wo man vom Gewühl und Gewirre der Stadt keine Störung zu fürchten

ten hatte. Hinter dem Hause lag ein schöner großer Garten, neben welchem ein kleiner Fluß sanft vorbei floß. Das Haus selbst gab aus den obern Stockwerken eine unbegränzte Aussicht in das freie Feld, und hatte keiner weitern Reparatur nöthig, als daß die Schulstuben mit Tafeln, Bänken und Kathedern versehen, und sonst hier und da leichte Wände gezogen werden mußten, um die Einrichtung zu treffen, daß zwischen zwei Schülerstuben ein Lehrer zur Aufsicht wohnen konnte. Kein Monath verging, so hielt die ganze Schule ihren feierlichen Einzug.

Im ersten Jahre konnte die Einrichtung ihre ganze Vollkommenheit nicht erreichen, der Grund dazu wurde aber gleich gelegt. Der Pächter hieß nun Inspektor, er mußte für eine Besoldung die Oekonomie auf Rechnung verwalten, und zugleich die Speisung übernehmen. Der Rektor bekam die beste Wohnung im Schulhause, der Konrektor wohnte schon als Prediger auf dem Lande, und die übrigen Schulkollegen hatten anständige Civilbedienungen beim Rechnungswesen bekommen bis auf einen, der bis zur ersten Gelegenheit einer anderweitigen Versorgung

bei

bei der Schule noch Dienste leisten konnte. Vierzehen Kandidaten waren schon als Lehrer aufgenommen, in iedem Fache wurden besondere Klassen eingerichtet, die Schüler wurden nach ihren Fähigkeiten locirt, für die alten Lehrbücher wurden bessere eingeführt, und wo sie nicht waren, von Edelmannen verfertiget. Der Superintendent fand sich fleissig ein, den Lehrern zuzuhören.

Am letzten Tage der Woche mußte der Rektor mit sämmtlichen Lehrern Konferenz halten, wo über das Beste der Schule gerathschlaget, und nicht nur auf Fortgang der Schüler in den Wissenschaften, sondern auch besonders auf Moralität Rücksicht genommen wurde. Wenn sich außerordentliche Vorfälle ereigneten, so kam auch der Superintendent zur Konferenz, außerdem aber war er in der letzten eines ieden Monaths zugegen. Er gab den Lehrern im Geiste der Sanftmuth und Liebe seine Erinnerungen so freimüthig, als seinen Beifall, und hatte die Freude zur Belohnung, daß er alle seine Anordnungen mit Genauigkeit vollzogen sahe.

Es war nicht einmahl nöthig, daß die Winkelschulen durch obrigkeitliche Befehle aufge-

aufgehoben werden mußten; sie hoben sich von selbst auf. Nach einem halben Jahre wurde ein öffentliches Examen angestellt, wobei einige der obern Schüler der ersten Klasse selbstverfertigte Reden hielten. Hernach wurde die neue Einrichtung der Lektionen für das künftige halbe Jahr dem Publiko bekannt gemacht, auch wurden die Nahmen der Lehrer verlesen, die in ieder Klasse dociren sollten, und die Nahmen der Schüler, welche in höhere Klassen versetzt wurden. Zuletzt wurden die Schüler aufgestellt und nahmentlich genannt, welche sich durch Aufführung und Fleiß vorzüglich Lob verdient hatten. Das gefiel den Bürgern so wohl, daß sie nach und nach ihre Kinder von selbst brachten; von zweihundert stieg die Zahl der Schüler diesmahl schon auf vierhundert.

Begütherte Väter gaben ihre Söhne aus ihren Häusern auf die Schule, diesem Beispiele folgten mehrere aus dem Lande, endlich baten auswärtige Väter um die Aufnahme ihrer Kinder, es meldeten sich Edelleute und Barone, und nach Jahresfrist war die Schule mit hundert Schülern besetzt, die beständig unter der Aufsicht der Lehrer blieben.

Alle

Alle Stuben waren über die anfängliche Bestimmung angefüllt, so daß man schon darauf denken mußte, einen neuen Flügel anzubauen, wenn sich noch mehr Zugang von Schülern finden sollte. Am Ende des zweiten Jahres belief sich die Zahl der Lehrer schon auf vier und zwanzig.

Unter der Zeit war Geheimerath Sommerfeld in Ausführung seines Planes auch weiter gekommen. Zehen Pächter hatte der Fürst weniger, aber dafür hatten sich funfzig auswärtige Familien angebauet, und eben so viel machten auf das künftige Jahr schon Vorbereitungen dazu. Man konnte keine bessere Gelegenheit finden, die Schuldienste auf dem Lande zu verbessern, als sich hier darboth; der Fürst bekam nur einen Wink, und genehmigte den Vorschlag. Bei der Vertheilung der Güther wurden für den Schulmeister des Orts einige Morgen Acker abgesondert; andere Dörfer führten die Stallfütterung ein und liessen sich bereitwillig finden, bei Vertheilung des Angers eine gleiche Portion für den Lehrer ihrer Kinder zu bestimmen; wo aber diese Umstände nicht Statt fanden, mußten andre Wege zur Verbeßrung der

Dien-

Dienste aufgesucht werden. Ueberdies legte ihnen der Fürst noch baare Besoldung zu, und die Gemeinen übernahmen die Bestellung ihrer Aecker. Von nun an kam kein Handwerker zu einem Schuldienste.

Wenn Schüler, die nicht bei den Wissenschaften bleiben wollten, die Jahre erreicht hatten, daß sie abgehen und zu Meistern gebracht werden mußten, so fanden sich unter diesen immer genug, die Lust bezeigten, Landschulmeister zu werden. Diese blieben nun unter dem Nahmen der Seminaristen und Famulanten bei der Schule, deren man zu allen Zeiten mindestens zwölfe hatte. Von nun an empfingen sie in abgesonderten Stunden einen zweckmäßigen Unterricht für ihre Bestimmung in der Religion, in der Naturgeschichte, in der Oekonomie des Landes, in der Geographie und vaterländischen Geschichte, vorzüglich auch im Rechnen und Schreiben. Waren sie geübt genug, so wurden sie in den untersten Klassen unter Aufsicht eines Lehrers als Docenten angestellt, damit sie ihre erlangten Kenntnisse Kindern auf eine gute Art wieder beizubringen lernen sollten. Ueberdies mußten sie bei der Schule mancher-

lei

lei häusliche und ökonomische Dienste leisten, zu welchen man sonst bei der zunehmenden Anzahl der Schüler mehrere andere Personen hätte bestellen müssen. Dafür wurden sie ohne Beihülfe der Eltern von der Schule erhalten.

Im vierten Jahre war diese Anstalt so im Flor, daß Fürst und Fürstin dem Superintendenten bei aller Gelegenheit ihre Zufriedenheit darüber bezeigten. Als Leh die vierte Jahresrechnung überreichte, und die Schulkasse schon einen ansehnlichen Bestand hatte, sagte der Fürst: „Sie haben Ihre Feinde zu Schanden gemacht! Man prophezeihete Ihnen einen schlechten Ausgang, und manchmahl ward ich, ich will es nicht leugnen, Ihretwegen besorgt; aber Sie sind gerechtfertiget. Indessen wundere ich mich doch, daß Sie nicht von manchen neuern Erziehungsvorschlägen Gebrauch gemacht haben.“

„Darf ich bitten,“ sagte Leh, „daß Sie mir diese Vorschläge nennen?“

Fürst. „Ich meine die körperlichen Uebungen, wodurch Geschicklichkeit und Gesundheit des Leibes befördert werden sollen.

Man übt die jungen Leute z. E. im Springen, in Ringen und Laufen, man gewöhnt sie hart, man läßt sie baden, und lehrt sie schwimmen.“

Super. „Meiner Schüler blühendes Ansehen ist der stärkste Beweis, daß ich für ihre Gesundheit aufs beste sorge. Sie genießen zu allen Jahreszeiten der freien Luft, ich lasse sie so kleiden und speisen, daß sie gewiß nicht verweichlicht werden. Ihre körperliche Geschicklichkeit soll auch nicht vernachlässiget werden, alles ließ sich nur nicht gleich von Anfange thun. Tanzmeister haben sie schon, ringen und springen scheint mir aber Spielerei, eine gefährliche Spielerei zu sein. Man zeigt den Kindern dadurch früh den Weg zu mancherlei Muthwillen, und legt vielleicht den Grund zu Unvollkommenheiten und Gebrechen, die sich nach Jahren erst offenbaren. Wir wollen doch keine Luftspringer erziehen! Dafür will ich ihnen künftig Drechsler, Tischler und Zimmermeister halten, die sie mit Werkzeugen umgehen lehren und zu Arbeiten anführen sollen, die ihnen für die Zukunft Nutzen und Vergnügen bringen können.“

Fürst.

Fürſt. „Aber durch Schwimmen kann man ſich aus Lebensgefahr retten!“

Super. „Von tauſend Menſchen kommt vielleicht nicht allemahl einer in die Umſtände, daß er Schwimmen zu ſeiner Errettung nöthig hat; aber unter tauſend, wenn ſie alle ſchwimmen lernen ſollten, verunglücken vielleicht mehr als einer. Die menſchliche Geſellſchaft hätte alſo noch immer Verluſt dabei, und ich mag keinen meiner Schüler aufopfern.“

Fürſt. „Das Baden ſoll aber der Geſundheit ungemein zuträglich ſein, und kann ja an vielen Orten mit Sicherheit geſchehen.“

Super. „Nützlich mag es ſein, das will ich gern zugeben, aber manchem Jüngling hat es ſchon ſein Leben gekoſtet. Und wenn gar keine Gefahr dabei wäre, ſo hätte ich doch ſehr viel dagegen einzuwenden.“

Fürſt. „Sagen Sie Ihre Gedanken frei, ich möchte Sie wiſſen.“

Super. „Ich fürchte davon für die Moralität der Menſchen ſchlimme Folgen. Man hatte in vorigen Zeiten öffentliche bequeme Anſtalten dazu; in Stuben und Häuſern,

die am Waſſer lagen, konnte man ſich ohne alle Gefahr baden. Und doch ſind dieſe Anſtalten abgeſchafft worden! Man traue es den Vorfahren zu, daß ſie das nicht ohne Urſache gethan haben; vermuthlich ſahen ſie ſchon die künftige Gefahr der Menſchheit.“

Fürſt. „Wenn ich Sie nicht anders kennete, ſo würde ich Sie ietzt für orthodox und frömmelnd halten. Bei dem öffentlichen Baden und bei Kindern ſind ia wohl iene Mißbräuche weniger zu fürchten?“

Super. „Sie haben Recht, mein Fürſt, den Schein hat mein Urtheil. Eben darum mag ich ungern öffentlich darüber meine Gedanken ſagen, weil ich von dem modiſchen Erzieher wie vom verwöhnten Publiko weit härtere Urtheile fürchte. Die Welt iſt zu feſt verſtimmt und zu ſtark an Mistöne gewöhnt, der reinſte Accord tönt ihnen Disharmonie. Man muß ihn nur piano hören laſſen, bis er nach und nach ihren Ohren verträglich wird.“

„Gereitzte Sinnlichkeit überwältiget die Vernunft; durch Erleichterung der Gelegenheiten macht man den Menſchen öfters ſchwach

als

als ſtark. Man beſeufzt ſchon die Nachkommen eines entnervten Menſchengeſchlechts, ſieht mit Abſcheu unnatürliche Laſter um ſich freſſen, findet den Knaben ſchon verweichlicht, und ſchreibt und ſetzt Belohnungen auf die Entdeckung der Quellen dieſes tödlichen Gifts. Sollte man es nicht in den Gewohnheiten und Moden ſuchen, mit denen es ſo ſchnell heraufgewachſen iſt? Die gleichzeitige Entſtehung kann ſchon Verdacht erwecken. Gegen die modiſche Kleidung hätte ich manches zu ſagen, aber — vollends der Anblick eines nackenden Menſchen an ſich ſelbſt oder an einem andern — — — bringt mindeſtens die zugleich badenden Knaben in eine Bekanntſchaft und Vertraulichkeit, die leicht ſchamlos werden kann. Alle übrige Folgen ſind natürlich und denkbar.“

„Sie kommen in Eifer!“ ſagte der Fürſt, und lächelte dem Superintendenten ſeinen Beifall zu. „Erhält Gott meinen Sohn,“ antwortete die Fürſtin, „ſo gebe ich ihn in Ihre Erziehung.“

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Starke Stütze der Hoffnung beßrer Zeiten.

Für weibliche Erziehung war bis ietzt nichts geschehen; der Fürst wurde aber durch den guten Fortgang der ersten Anstalt aufgemuntert, seine väterliche Fürsorge für dies vernachläßigte Geschlecht nun desto wirksamer werden zu lassen. Dem Superintendenten war es nicht möglich, auch dies Geschäfft auf sich zu nehmen. Kaum daß ihm seine häufigen Amtsgeschäffte so viel Stunden ließen, als die Direktion der männlichen Erziehungsanstalt forderte, ohne deren Vernachläßigung diese nicht getheilt werden durften. Endlich entschloß sich Präsident Malbaum dazu, und in der That war er auch Mann für dies Geschäfft.

Bisher hatte die Stadt vier Mädchenschulmeister gehabt, welche öffentlich dazu gesetzt und besoldet wurden. Einer von ihnen starb ietzt, und sein Tod beschleunigte die Ausführung des Plans. Absicht ihrer Stiftung

tung war es nicht, daß dieſe Schulen nur für die niedrigſte Klaſſe ſein ſollte. Weil man aber bei Beſetzung dieſer Stellen ſo wenig als bei nachheriger Verwaltung darauf ſahe, daß der Zweck dieſer Stiftung erreicht wurde; ſo waren es ſeit geraumer Zeit nur Schulen für diejenigen Eltern geworden, die weiter auf nichts ſahen, als wie ſie ihre Kinder für den wohlfeilſten Preis täglich ſechs Stunden aus dem Hauſe los werden konnten. Superintendent Skrupelius examinirte einen ſolchen Menſchen, wenn er Mädchenſchulmeiſter werden ſollte; er ließ ihn leſen, ſingen, und den Katechismus herſagen — und hatte dann alles gethan. Repuls gab er einmahl nicht.

Nach der bisherigen Obſervanz mußten dieſe Mädchenſchulmeiſter ſtudiert haben. Eben daher aber kam es, daß die Stellen gemeiniglich ſchlecht beſetzt wurden. Weil die Beſoldungen ſchwach waren, und das Geſchäfft der Mädchenerziehung faſt für unehrlich geachtet, wenigſtens für niedrig, und unter die männliche Würde zu ſein, gehalten wurde, ſo gab ſich kein Kandidat dazu her, wenn er nicht ſeiner Moralität wegen anſtößig war,

oder zu den schwachen Brüdern gehörte, die sich selbst ihre Unwissenheit nicht ableugnen konnten.

Maibaum besetzte diese vakante Stelle mit einem Bürger. Ihm gegenüber wohnte ein Tischler, der sich durch Einsicht und Lebensart unter seinen Mitbürgern merklich auszeichnete. Er schrieb eine gute Hand, war ziemlich fertig im Rechnen, und hatte sich durch fleissige Lesung nützlicher Bücher in seinem Gesichtskreise so viel Kenntnisse erworben, als man in seiner Klasse bei Tausenden nicht findet. Seine Kinder schickte er in keine Schule. Da saß er des Abendes, wenn seine Mitmeister in den Bierhäusern zusammen kamen, als Lehrer unter ihnen, und wußte sie so leicht anzuführen und durch lehrreiche Erzählungen ihren Verstand so aufzuklären, daß man sich darüber wundern mußte.

Seine Frau bestimmte vornehmlich Maibaums Wahl. Ihre häuslichen Geschäffte verrichtete sie bei vier unerzogenen Töchtern mit unermüdeter Aufmerksamkeit ganz allein, und war dabei immer nicht geputzt, aber sauber und reinlich gekleidet. Von Jugend auf pflanzte sie ihren Kindern ihre Arbeitsamkeit ein,

ein, ſie hielt ſie ſo reinlich als ſich ſelbſt, und wußte ſie mit liebreichen, ſanftmüthigen Worten nach ihrem Willen zu lenken. Maibaum hatte ihr Weſen hinter dem Fenſter ſehr oft mit Bewunderung und Vergnügen beobachtet.

Der Mann machte Bedenklichkeiten, den Antrag anzunehmen, ehe er Maibaums Abſicht und Sinn ganz überſah. „Er hat zureichendes Brot und Holz für ſeine Familie," ſagte Maibaum, „ferner freie Wohnung, darf keine bürgerlichen Laſten tragen, und hat jährlich noch an hundert Thaler Beſoldung zu genießen. Schulgelder müſſen ſich jährlich über hundert Thaler belaufen. Bis jetzt iſt es zwar nur auf einen Groſchen geſetzt geweſen, und ganz arme Kinder iſt er dazu noch unentgeldlich zu informiren ſchuldig; ich bin aber gewiß daß der Fürſt die Verdoppelung deſſelben ſo wenig mißbilligen, als der Bürger ſich dadurch beſchwert halten wird, wenn er meine Erwartung, wie ich hoffe, erfüllen ſollte."

„Will er, ſo kann er auch ſein Handwerk noch dabei treiben. Es iſt meine Meinung nicht, daß er täglich acht Stunden bei den

Kindern sitzen soll. Meine Absicht ist mehr auf seine Frau gerichtet. Diese soll sie außer den Speisestunden den Tag über um sich haben, sie nach Beschaffenheit ihrer Jahre zu weiblichen Arbeiten und zu häuslichen Geschäfften auch in der Küche anführen, und sie mit Sanftmuth und Liebe wie ihre eigenen Kinder behandeln. Wenn sie solche sanftmüthige, lenkbare Charaktere bekommen, und so arbeitsam, wirthlich und reinlich werden, als sie ist, dann sind sie gut erzogen. Er darf täglich nur zwei Stunden zu ihrem Unterricht nehmen, Vorschrift zur Einrichtung desselben, auch die besten und brauchbarsten Bücher dazu sollen ihm gegeben werden. Geschickt ist er zu diesem Geschäffte, und bedenke er das Gute, das er stiften kann, wenn er für künftige iunge Bürger in diesen Mädchen Weiber erzieht, die ihr Leben und ihre Familien glücklich machen."

Auf diese Vorstellung entschloß sich der Mann, und niemahls hat Maibaumen die Wahl gereuet. Mit dem Handwerke war es vorbei. Er bekam so viel Kinder, und von den meisten Eltern so viel freiwillige Belohnungen, daß er Brot genug hatte; an dem

dem Geschäffte selbst fand er so viel Vergnügen, daß er auch außer den eigentlichen Unterweisungsstunden gern unter den Kindern war. Binnen Jahresfrist wurden die drei andern Mädchenschulen auf gleiche Weise eingerichtet, so daß nun für die Töchter des niedrigen Standes recht gut gesorgt war.

In Absicht der höhern Stände fand die Sache mehr Schwierigkeit. Gemeinschaftlich mit jenen sollten und durften sie nicht erzogen werden, wenn man nicht aus kleinen Fehlern große machen wollte. Hatte es seine Unbequemlichkeiten, wenn geringer und vornehmer, armer und reicher Leute Kinder in einer Schule ihren Katechismus herbeten lernten; was würde daraus entstehen, wenn ihren Neigungen dieselbe Richtung, ihrem Herzen gleiche Bildung gegeben, und sie alle zu einer Wirthlichkeit und Haushaltungsart erzogen werden sollten, die nicht einmahl in allen Häusern eines ieden Standes, vielweniger in allen Ständen dieselbe sein kann. Also mußten besondere Anstalten für diese getroffen werden, wozu man bis iezt weder Mittel noch Wege sahe.

Maibaum ließ sich keinen Versuch verdrießen, und hatte seine Absicht, wo er ging und stand, vor Augen. Er suchte Bekanntschaften, sprach besonders mit edlen Müttern über Kinderzucht und weibliche Bestimmung, hörte von ihnen manche Bemerkung, manche Maxime, die er seiner Aufmerksamkeit würdig achtete, und gelangte endlich durch sie zur Bekanntschaft mit zweien jungen Wittwen, eines Predigers und eines Kaufmanns, die ihm ganz für seine Absicht zu sein schienen. Sie hatten beide Charaktere, nach denen sich jedes Frauenzimmer bilden konnte, und eine Lebensart, die ihnen allgemeinen Beifall erwarb. Sie verriethen einen feinen Verstand und ein sanftes Herz, besaßen große Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten, und sprachen gerade den Ton, den man mit Kindern sprechen muß.

Beide waren nicht abgeneigt, sich dem Geschäffte der Mädchenerziehung zu widmen, und würden es freiwillig, da sie beide unbegüthert waren, gewählt haben, sich ihr Auskommen zu verbessern, wenn es nicht bisher als ein ehrloses Geschäfft nur für die niedrigsten Leute wäre angesehen worden. Maibaum

baum hatte schon genug, als er diese Erklärung von ihnen hörte. Auf seine Vorstellung gab ihnen der Fürst den Raths-Charakter, er ließ Erziehungshäuser ankaufen oder bauen, die ihnen zur Wohnung angewiesen und so eingerichtet wurden, daß sie auch gegen eine Pension Mädchen zu sich nehmen konnten, und warf ihnen überdies noch eine kleine Besoldung aus.

Der Unterricht, den diese Erziehungsräthinnen nicht geben konnten, machte keine Schwierigkeit. Hielten sonst die Eltern ihren Töchtern mancherlei Lehrer, die zu ihnen in die Häuser kamen, so mußten sie nothwendig Erleichterung und Vortheile dabei finden, wenn dieser Unterricht ihren Kindern gemeinschaftlich und unter Aufsicht gegeben wurde. Kurz, diese beiden Wittwen machten den Anfang; sie bekamen nicht nur Schülerinnen genug, sondern fanden auch bald so viel Beifall, daß verschiedene reiche Eltern ihre Kinder in Pension zu ihnen brachten. In kurzem entschlossen sich zu diesem Geschäffte mehrere, auch verheurathete Weiber, deren Männer nicht nur geschickt waren, in manchen Fächern selbst Unterricht zu geben, sondern

auch

auch in Aemtern ſtanden, mit denen dieſe neue Verbindung wohl vereiniget werden konnte.

Nach einem Jahre hatte man ſechs ſolche Häuſer, worinn die Töchter der Reſidenz erzogen wurden, und das waren genüg. Maibaum beſuchte ſie fleiſſig, und gab ſich alle mögliche Mühe, dieſen Schulen die höchſte Vollkommenheit zu geben. Seine Abſicht war, den unnatürlichen Verzerrungen weiblicher Charaktere entgegen zu arbeiten, franzöſiſche Alfanzerei, ſchmelzende Empfindelei, und lächerliche Modeſucht wieder über die Gränze zu bringen, aus deutſchen Töchtern fromme, edle Weiber und wirthliche Hausmütter zu ziehen, und bekützte, bepoſchte, bethronte und bekräuſelte Püppchen zu liebenswürdigen Mädchen umzukleiden, die des edlen deutſchen Mannes Herzen nicht durch verunſtaltende Verzierungen, ſondern durch eigenthümliche Würde gefallen. Nun waren die Töchter der Reſidenz ſo gut als die Söhne verſorgt.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Schelme sind die Bauern, spricht der Bürger.

Man muß sich gewöhnt haben, seine Zufriedenheit auf Bewußtsein edler, gemeinnütziger Handlungen zu gründen, und den Beifall seines Herzens schon zu schätzen wissen, wenn man den Werth der Glückseligkeit bestimmen will, welche diese drei verbrüderten Freunde, Karl, Maibaum und Franz, genossen. Sie waren Lieblinge eines der würdigsten Fürsten nicht durch Schmeichelei und kriechende Menschenfurcht, sondern durch Rechtschaffenheit und Treue; sie standen bei der Residenz in großem Ansehen, wenigstens der Rechtschaffene aus iedem Stande trug ihnen allenthalben Ehrfurcht und dankbare Liebe entgegen; wäre aber beides auch nicht gewesen, so waren sie doch Urheber des vaterländischen Wohlstandes und der Freuden ihrer Mitbürger, und wenn ihnen das keiner sagte, so sagte es ihnen ihr Herz.

Dies Gefühl war ihnen aufmunternde Belohnung, sonst bedurften sie keines Sporns zu edlen Thaten. Waren sie bei einander, so sprachen sie davon, wie sie dem Staate recht nützlich werden und um sich herum täglich mehr Segen und Freude stiften könnten; befanden sie sich aber in Geschäfften unter andern Menschen, so nahmen sie der Umstände wahr, die durch Entdeckung der Bedürfnisse und Gelegenheiten ihre Menschenliebe zur Thätigkeit aufforderten. Oft genug fanden sie diese, wo sie sie nicht suchten; noch zeigten sich allenthalben versteckte Quellen der Noth, die verstopft werden konnten.

Man hatte eben einen strengen, hartnäckigen und sehr kostbaren Winter überstanden, welcher dem ärmern Theil der Inwohner viel schmerzhafte Empfindungen zurück ließ und manchen ganz zu Grunde gerichtet hatte. Was möglich war, that Karl, den Leuten Unterstützung zu schaffen. Sie nahmen ihre Zuflucht zu ihm, kamen und klagten ihre Noth, und ihm kostete es bei einem so gütigen Fürsten wenig Mühe, Holz für sie zu erlangen. Mehr als einmahl ward eine ganz ansehnliche Quantität ausgetheilt.

Es ging hier, wie gewöhnlich: der offenbar erklärte Arme kam gut genug durch, aber der schamhafte und bescheidene Dürftige hatte viel gelitten. Da verstieß mancher, was er verstoßen konnte, verfror seine Glieder lieber, als daß er seinen Mangel offenbar werden ließ, und hatte sich am Ende so aufgezehrt, daß er nun erst seine Verlegenheit merkte, als der Winter vorüber war. Jetzt mangelten ihm Verlag und Kräfte, sein Gewerbe mit Nutzen zu betreiben. Hintennach erfuhr man erst das Elend, das viele ausgestanden hatten; Klagen und Erzählungen drangen bis zu den Ohren des Fürsten.

Karl hatte mit seinen Freunden schon ausführlich über die Holznoth gesprochen und war also vorbereitet, dem Herrn Vorstellungen darüber zu machen, sobald sich Gelegenheit darbiethen würde. Als der Fürst bei milderer Luft das erstemahl wieder spatzieren fuhr, sagte er: „Gott Lob, daß die Noth überstanden ist! Meine Unterthanen haben wohl viel gelitten?“

„Ja, gnädigster Fürst,“ antwortete Karl, „ein großer Theil sehr viel! Ein Unglück wär es, wenn noch ein solcher Winter

nachfolgen sollte, dann würden viele verarmen müssen.“

Fürst. „Das wird Gott nicht wollen! Indessen muß man ihnen zu Hülfe kommen. Ich bin längst darüber unzufrieden gewesen, daß man den Preis des Holzes vor meiner Regierung erhöhet hat. Ohne Zweifel ist es auf des menschenfeindlichen Geheimeraths Angeben geschehen, dessen Art es war, von den Unterthanen zu erpressen, was er durch Verschwendung verbrachte. Es soll wenigstens für meine Unterthanen wieder auf den alten Preis herabgesetzt werden.

Karl. Ihre Handlung ist Fürstlich, und gewiß wird Sie dafür ieder Unterthan segnen. Es thut allerdings etwas, wenn der Bürger die Klafter um acht bis zwölf Groschen wohlfeiler kaufen kann. Indessen ließen sich hier noch weit beträchtlichere Vortheile für ihn stiften durch eine Einrichtung, die, wenn ich nicht ganz irre, für den gesammten Staat, für das Haupt und für die Glieder, von großem Nutzen sein würde.“

Fürst. „Auf was Weise könnte das geschehen?“

Karl. „Wenn man die Betriegereien mit Ernſt zu verhindern ſuchte, die am Holze ausgeübt werden.“

Fürſt. „Betriegereien? — Das Holz wird ja in Klaftern verkauft!“

Karl. „Glauben Sie, mein Fürſt, wenn der Bürger eine Klafter Holz im Buſche bezahlt und ſich anfahren läßt, ſo bekommt er nicht allemahl drei Viertel, und ſelten mehr. Ehe er eine richtige Klafter Holz hat, ſo muß er gewiß fünf Viertel bezahlen, und dieſe Klafter koſtet ihm nun bei dem mäßigen Holzpreiſe mehr als einen Louisd'or.“

Fürſt. „Das kommt mir faſt unglaublich vor. Wer ſoll denn betriegen? Der Förſter doch nicht?“

Karl. „Eigentlich betriegt wohl der Bauer. Will man aber die Theilnehmer auch Betrieger nennen, ſo müſſen freilich mehr Perſonen dahin gerechnet werden.“

Fürſt. „Erklären Sie mir das; wie fängt es der Bauer an, daß er nicht verrathen und als ein Betrieger entdeckt wird?“

Karl. „Dem Bauer iſt es nur darum zu thun, daß er ein gutes Fuhrlohn verdiene.

Wollen sie ihre Pferde nicht überladen, so dürfen die meisten nur drei Viertel, und viele kaum eine halbe Klafter laden. Es trägt aber mehr Lohn, wenn sie eine ganze Klafter, oder drei Viertel fahren können, und darum machen sie sich mit ihren Pferden stärker als sie sind. Aber dazu hat der Bauer seine Pferde zu lieb, daß er fahren sollte, was er zu fahren verspricht. Ein Theil bleibt auf der Stelle liegen, wo er ausladet, und das sind gemeiniglich die stärksten Kloben, die schwer zu regieren sind, und das meiste Holz geben müssen; oder wenn das nicht geschieht, so wirft er den Weg lang im Busche ein Stück nach dem andern ab, bis er nach seinen Gedanken leicht genug fährt. Nun kommt er auf der Hälfte des Weges an ein Dorf, wo er zu füttern und zu trinken pflegt. Hier wirft er wieder Statt der Bezahlung einige Kloben Holz ab. Sein Dorf, wo er wohnt, hat wohl eine solche Lage, daß er nahe bei weg kommt, und auf dem Rückwege dieselbe Straße nehmen muß. Dann vollends wirft er die nutzbarsten Kloben in einen Graben oder ins Getraide, und nimmt sie auf dem Rückwege mit heim. Zuletzt macht sich mancher noch den Thorschreiber mit einigen Kloben

ben zum Freunde, wenn der Bürger schon die bestimmte Accise dafür entrichtet.“

Fürst. „Ist das möglich, daß Menschen so handeln können? Man thut dem Bauer auch wohl zu viel.“

Karl. „Bisweilen kann der Fall sein. In keiner Menschen-Klasse kann sich vielleicht ein Laster so allgemein mittheilen, daß auch nicht einer unangesteckt bleiben sollte. Wenn nun schon hier und da ein Bauer zu finden wäre, dessen Ehrlichkeit keine solche Betriegereien erlaubte, so bliebe er doch wohl nicht außer Verdacht, wenn schon der Augenschein das Geständniß erzwänge, daß er es so arg nicht, als andere, mache. Daß aber die meisten so handeln, ist ausgemacht genug. Erst vor kurzem kam ich von einem der nächsten Dörfer herein gefahren, da fand ich in einem Graben nahe am Wege vier Kloben Birken-Holz, so stark, als sie nur sein können. Im Thore erfuhr ich, daß ein Bauer aus dem Dorfe mit einer Fuhre dergleichen Holzes kurz vor mir herein gefahren war.“

Fürst. „Wenn es der Bauer nicht vom Wagen verloren hat.“

Karl. „Das würde er vermuthlich vorgeben, wenn er deswegen zur Verantwortung gezogen werden sollte, aber er könnte doch unmöglich so viel verlieren, und muß dafür sorgen, daß er nichts verliert. Glauben Sie wohl, daß Sie am meisten betrogen werden. Als ich von meiner Reise zurück kam, kehrten wir auf dem letzten Dorfe vor der Stadt ein, die Pferde tränken zu lassen. Gerade der Schenke gegenüber fuhr ein Bauer mit einem Wagen voll Holz auf seinen Hof. Mit meinen Augen habe ich gesehen, daß er es abwarf, den Wagen enger spannte, und so künstlich wieder aufladete, daß es mehr Holz zu sein schien, ob er gleich eine gute Parthie davon auf dem Hof liegen ließ. Nun fuhr er wieder fort, das Holz kam zur Hofstadt. Man darf nur die Hof-Fuhren ansehen, so hat man ja Beweise genug."

Fürst. „Zum Erstaunen ist das! Auf diese Weise wären ja alle meine Förster, die Schenkwirthe und Thorschreiber sämmtlich Hehler und, auf gut deutsch, Stehler."

Karl. „Es sollte mir leid thun, wenn diese Leute alle ihrem Fürsten und Herrn verdächtig werden sollten. Ich weiß zwar nicht, wie

wie sie sich rechtfertigen würden, aber deswegen kann man sie doch nicht anklagen und beschuldigen."

Fürst. „Sagen Sie mir nur, wo das abgeworfene Holz im Busche bleiben sollte, wenn es der Förster nicht zusammen tragen ließe. Ganz gewiß klaftert er das wieder ein, und verkauft es. Zumahl wenn der Bauer bei dem Abladen gleich liegen läßt, das muß er ia sehen."

Karl. „Vor seinen Augen wird es der Bauer nicht thun. Es kommen ia täglich viel Wagen, die Holz holen, das Holz steht auch nicht dicht bei einander, daß der Förster oder dessen Bursche bei iedem Wagen so lange stehen bleiben, und sie alle übersehen könnte. Wenn der Förster eigennützig sein will, freilich kann er das zerstreuete Holz zusammen tragen, wieder einklaftern lassen, und das Jahr hindurch manche Klafter verkaufen, die nicht in Rechnung kommen darf. Auch kann ich nicht widerstreiten, daß es noch nie geschehen sein sollte, zumahl da der Gedanke: du betrügst deinen Fürsten nicht, und das Holz ist für seinen Herrn doch verloren; der Handlung ein ganz ehrliches Ansehen zu ge-

ben scheint. Aber dessen ungeachtet mag ich keinen ehrlichen Mann durch Verdacht kränken. Manche Klobe Holz verfault im Busche, manche macht sich der Holzschläger, der Tagelöhner, der Arme zu nutze, manche nimmt auch wohl der Fuhrmann vom Wege mit, wenn er für sein eigen Haus fährt.

Fürst. „Gut, so muß es doch der Schenkwirth eingestehen, daß er sowohl als der Bauer ein Schelm ist. Sie sollen gefordert werden."

Karl. „Auch dadurch wird nicht viel auszurichten sein, man müßte denn den Hausknecht zugleich mit verhören. In meinen jüngern Jahren bin ich einmahl in einer Dorfschenke gewesen, wo die ganze Stube voll Holzbauern saß. Der Wirth war die ganze Zeit bei ihnen in der Stube und kam so wenig auf den Hof zu den Wagen, als sich der Bauer um seine Pferde bekümmerte. Indem sie tranken, besorgte der Hausknecht die Pferde, und zehendete das Holz. Gewiß schwören sie beide, der Wirth, daß er kein Holz genommen, und der Bauer, daß er nichts abgeworfen habe."

Fürſt. „Ja, das iſt ihnen zuzutrauen. Ueberdies wird ſich auch keiner viel Bedenken machen, einen falſchen Eid zu ſchwören, wenn er ſich den Betrug, oder das Laſter ſelbſt erlauben kann. Der Bürger ſollte aufmerkſamer ſein und klagen, ſo würde der Betrieger zur Schadloshaltung angehalten, und andern zur Warnung geſtraft.“

Karl. „Für den Bürger iſt das zu weitläuftig, es macht ihm Wege und Verſäumniß. Er iſt auch wohl ſeiner Sache nicht ſo gewiß und fürchtet, Koſten davon zu haben. Fängt er einmahl einen, der es ſo arg gemacht hat, daß er nicht viel Muth ſich zu vertheidigen zeigt; ſo macht er ihm am Fuhrlohne einen verhältnißmäßigen Abzug. Dadurch wird aber das Uebel nicht gehoben, der Bauer betriegt künftig vielleicht ärger. Eben ſo wäre es mit der gerichtlichen Beſtrafung; wird einer gefangen und beſtraft, ſo glauben die andern eine Zeitlang deſto ſichrer zu ſein. Immer kann man doch nicht klagen und ſtrafen. Soll der Bürger nicht gemißhandelt werden, ſo iſt eine Einrichtung nöthig, die den Betrug unmöglich macht.“

Fürst. „Freilich wäre das gut; aber sagen Sie mir Ihre Gedanken, wie ist das anzufangen?“

Karl. „Eine solche Einrichtung hat keine Schwierigkeit, sobald Sie befehlen, daß sie gemacht werden soll. Ich würde nahe bei der Residenz, auch bei den andern Städten, ledige Plätze zu Holzniederlagen wählen, und das erforderliche Holz auf Rechnung der Kammer anfahren lassen. Der Bauer muß es, wenn er es bringt, vor den Augen des Aufsehers einklaftern; der Bürger bezahlt Holz und Fuhrlohn auf der Stelle, gibt wenige Groschen, so wird es ihm vor die Thür gerückt, und muß keinen Spahn dabei verlieren. Ich bin gewiß, daß Kammer, Bürger und Bauer dabei gewinnen würden.“

Der Fürst dachte einige Augenblicke darüber nach. Endlich sprach er: „ja, ich weiß, daß in mehrern Ländern ähnliche Einrichtungen sind, besonders wo das Holz zu Wasser gebracht werden kann und muß. Ob es aber bei uns rathsam sei, solche Einrichtung zu machen, darauf habe ich noch nicht gedacht. Indes läßt sich die Sache gut hören; ich will sie in Ueberlegung nehmen, und

nächſtens mit Ihnen ausführlicher darüber ſprechen. Wenn Kammer, und Bürger und Bauer dabei gewinnen, ſoll keinen Augenblick Anſtand genommen werden.“

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Wer es ſucht, find es nicht.

„Sie haben ſchon gewonnen!“ ſagten Maibaum und Franz, als ihnen Karl dieſe mit dem Fürſten gehaltene Unterredung erzählte. „Die Vortheile ſind zu einleuchtend, dem Fürſten iſt ſein Volk zu lieb; zweifeln Sie nur an ſeiner Genehmigung nicht. Aber auf Arbeit machen Sie ſich gefaßt, bei der erſten Einrichtung werden Sie das beſte thun müſſen.“

„Recht gern,“ antwortete Karl, „will ich das thun, wenn ich nur das Elend, die Klagen, die Thränen der Unterthanen nicht wieder ſehen und hören darf.“

Um dieſe Zeit trug ſich in der Familie wieder eine Veränderung zu, die ſichtbar bewies, daß die Vorſicht des Onkels ſtarkes Ver-

trauen

trauen belohnen, und seinen Kindern den Verlust der Erbschaft ersetzen wollte. Der bekannte Kaufmann zu Hamburg war gestorben. Vor einigen Jahren gerade um die Zeit, als die unangenehmen Auftritte mit Jakoben vorfielen, hatte ihn Edelmann besucht. Er war nichts weniger Willens, als diese Reise noch einmahl vorzunehmen; aber beide Söhne des Kaufmanns, auch Gustav, der sich wieder in Hamburg befand, ließen mit Bitten nicht nach, bis er sich noch einmahl dazu entschloß. Jetzt kam er wieder zurück, und brachte nebst Gustaven auch den jüngsten Sohn des Kaufmanns und ein junges artiges Frauenzimmer mit sich.

Ihre Ankunft machte schon viel Freude, aber noch weit mehr ihre Absicht. Das Frauenzimmer war eine Niece des verstorbenen Kaufmanns, welche er nach dem Tode ihrer Eltern zu sich genommen und erzogen hatte. Sie besaß ein großes Vermögen, und war in aller Absicht die Person, die Gustaven glücklich machen konnte. Kaum bemerkte der Mann, daß beider Neigung seinem Wunsche entsprach, so faßte er den Vorsatz, Gustavs Treue durch sie zu belohnen. Noch

vor seinem Ende machte er Gewißheit. Gustav mußte sich in seiner Gegenwart mit ihr verloben, und ward darauf öffentlich als Kompagnon der Handlung erklärt. Vier Tage hernach starb der Vater.

Der jüngste Sohn hatte keine Lust, in Hamburg zu leben. Von der Handlungsgemeinschaft wollte er sich nicht trennen, aber er bestand darauf, sich in der Residenz dieses Landes zu etabliren. Ohnstreitig hatte Edelmanns hiesiger Aufenthalt viel anziehendes für ihn, und dann mochte ihn Gustav auch wohl mit seinen Erzählungen von der Lage und Beschaffenheit seines Vaterlandes sehr eingenommen haben. Genug er wollte einen Holzhandel anlegen und diesen mit der Hamburgschen Handlung verbinden. „Ich habe mir darum hier keine Frau aussuchen wollen," sprach er zu Edelmannen in Hamburg, „Sie sollen dort eine für mich wählen."

Edelmann versprach das, und man kann sich leicht denken, daß seine Augen dabei auf des Onkels Jettchen gerichtet waren. „Soll sie auch reich sein?" fragte er, und der edle junge Mann antwortete: „Geld habe ich selbst

selbst genug! Wenn sie nur Kopf und ein gutes Herz hat.“ Nun sahen und gefielen sie sich, die Verbindung ward beschlossen, und zwischen beiden Paaren zu Grünthal vollzogen. Der Onkel sagte zu seiner frommen Tochter: „Sieh wie glücklich dich Gott auf ungesuchtem Wege macht! Du glaubtest es durch den reichen Onkel werden zu müssen, und Gott hatte Edelmannen zum Werkzeuge bestimmt.“

Man hatte anfangs keine Gedanken daran, daß diese Familienbegebenheit für den Staat so vortheilhafte Folgen haben würde. Der ältere Bruder kam von Hamburg zur Hochzeitfeier herauf. Er konnte gar nicht genug beschreiben, wie viel Verdruß ihm seines Bruders Vorsatz gemacht habe, und gestand frei, daß er mit der Absicht gekommen sei, seinem Bruder das Vorhaben leid zu machen, und ihn mit sammt seiner Frau wieder mit sich nach Hamburg zu nehmen. Als er aber einige Tage in der Residenz gewesen war, fand er den Ort so angenehm, und die Umstände so vortheilhaft, daß er nicht nur kein Wort mehr dagegen sprach, sondern auch den Bruder zu mehrern Geschäfften aufmunterte.

„Wir

„Wir haben viel Wolle im Lande," sagte Karl, „weit mehr, als bisher im Lande ist verarbeitet worden."

Der Kaufmannsgeist fing diesen Wink gleich auf. „Gibt es hier Leute, die gut Wolle spinnen können?" fragte er.

„Genug!" antwortete Karl, „und die es nicht können, werden es lernen. Wenn Sie nur viel spinnen lassen wollen; es fehlt den Leuten an Arbeit!"

„Gut," sprach hierauf der Kaufmann, „so wollen wir eine Wollenfabrik anlegen!"

Karl hatte längst gewünscht, daß sich iemand finden möchte, der zu einem solchen Unternehmen Einsichten und Kräfte genug hätte. Bloß aus Mangel an Arbeit, war die Armenanstalt sehr in Verfall gerathen, und wenn nicht bald Gelegenheit dazu geschafft wurde, mußte man besorgen, daß sie gar wieder eingehen möchte. Vortheilhafter konnte nun gar nichts sein, als dieser Einfall. Der Kaufmann fragte nach der Anzahl der Armen, und fand sie viel zu klein für sein Unternehmen.

„Sein

„Sein Sie unbesorgt," antwortete Karl, „es sind Häuser genug da, die mehr Kinder haben, als sie ernähren können, und Hände genug, die sich lieber aus der Dürftigkeit herausarbeiten, als Almosen suchen wollen. Man kann auch in den Mädchenschulen der niedrigen Stände Anleitung zu dieser Arbeit geben lassen, die Eltern werden nicht unzufrieden darüber sein." Genug der Entschluß wurde festgesetzt; er erhielt den Beifall des Fürsten, der den Unternehmern alle nur mögliche Erleichterung und Unterstützung versprechen ließ; und richtete alle diejenigen mit Hoffnung auf, die bisher bei müßigen Händen an den nothwendigsten Bedürfnissen manchmal Mangel leiden mußten.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Nun macht der Winter weniger Furcht.

Jettchen hatte in der That ein beneidenswürdiges Schicksal. Man darf nur wissen, daß Herrmann, so hieß ihr Mann, Edelmanns Zögling war, darf sich nur der Erzählung erinnern, in welcher Edelmann

am

am ersten Abende zu Grünthal eine Beschreibung von seinen Hamburgischen Geschäfften und Schicksalen machte; so wird man von seinem Charakter schon einen vortheilhaften Begriff fassen müssen. Man fand aber mehr an ihm, als man erwartete. Vorzüglich zeichnete er sich durch eine edle Uneigennützigkeit aus, die man mit dem Kaufmannsgeiste so selten vereinbart findet. Nicht als hätte er bei seinen Unternehmungen nicht auf seine Vortheile gesehen, sondern er unternahm nur Geschäffte, wodurch er gemeinnützig ward, liebte Unternehmungen, wodurch neben ihm andern aufgeholfen werden konnte, und trieb seine Vortheile nie über Billigkeit. wenn auch Zeit und Umstände solche Absichten begünstigen wollten. So erwarb sich seines Bruders Rath zur Wollenfabrik seinen ganzen Beifall bloß dadurch, weil er dabei ein Werkzeug zu mehrerer Menschen besserer Versorgung werden konnte.

Sein Bruder mußte der dasigen Geschäffte wegen nach Hamburg zurück eilen, Gustav aber blieb noch einen Monath hier, um mit seinem Schwager die Bemühungen der ersten Anlage zu theilen. Man kaufte in ei-

ner bequemen Lage einige Häuser neben einander, und suchte bei der Kammer das nöthige Bauholz, damit sie zu ihrer Absicht eingerichtet werden konnten.

Der Fürst war in der Kammer gegenwärtig, als von Holzanschlagen gesprochen wurde, und fragte bei der Gelegenheit, wieviel Klafterholz allerlei Art in den Forsten vorräthig sei. Man hatte die Forstextrakte nicht gleich bei der Hand und konnte die Frage aus dem Gedächtnisse nicht genau beantworten. „Es ist gut," sagte der Fürst zum Präsidenten, als dieser dem Sekretair befahl, die Extrakte zu langen, „es ist gut! Kommen sie morgen früh um acht Uhr zu mir, und informiren Sie sich zuvor davon."

Karl stellte sich den andern Morgen pünktlich ein und überreichte dem Fürsten eine Specifikation der vorräthigen Klafter-Hölzer. „Sie glauben doch nicht," satge der Fürst, „daß ich Ihren neulichen Vorschlag ganz vergessen habe? Ich weiß recht gut, was ich Ihnen darauf für eine Erklärung gab, es soll auch noch dabei bleiben; aber über den Nutzen dieser Einrichtung muß ich Sie erst

noch

noch hören. Kammer, Bürger und Bauer ſollen dabei gewinnen, ſagten Sie; mich dünkt, daß ſich noch manches dagegen wird ſagen laſſen. Was verſprechen Sie ſich für meine Kammer für Nutzen?“

Karl. „Sie wiſſen, mein Fürſt, daß zum Behuf der Hofſtadt jährlich mehrere Züge Pferde gehalten werden, die manchen Tag im Stalle ſtehen. Wenn ſonſt nichts zu thun iſt, können ſie Holz anfahren und ihr Futter verdienen. Die erſte Jahresrechnung wird beweiſen, daß dies kein unbeträchtlicher Artikel in der Einnahme ſein wird. Weit beträchtlicher aber müſſen die mittelbaren Vortheile ſein, die für Fürſten und Kammer aus dem erhöheten Wohlſtande der Bürger und Bauern fließen werden. Vortheile der Unterthanen müſſen ſchlechterdings auch Vortheile des Fürſten ſein. Nebenbei werden künftig die Reſte der Bauern in ihren Abgaben ganz aufhören, da ſie ſie mit Fuhren abverdienen können, wodurch der Bauer aus Verlegenheiten geriſſen wird, die ſich mancher leichtſinnig zuzieht. Bloß daher kommt die läſtige Verwirrung der Kammerrechnungen, die nun ganz aufhören muß.

Auch wird für die Hofstadt ungleich weniger Holz verbraucht werden, wenn es aus der Niederlage genommen, oder bei der Ankunft gleichmäßig eingeklaftert, und dadurch der bisherige Betrug verhindert wird.

Fürst. „Sie rechnen mir wohl die Vortheile der Kammer her, sagen aber nichts von den Lasten, die ihr dadurch zuwachsen. Wird nicht ein ansehnlicher Vorschuß erfordert, das Holz vorräthig anfahren zu lassen? Muß nicht ein Mann besoldet werden, der Aufsicht bei der Niederlage haben, und Rechnung darüber führen kann?“

Karl. „Allerdings muß beides sein, aber keins wird der Kammer zur Last fallen. Seit Ihrer wohlthätigen Regierung ist das Geld bei der Kammer nie so knapp gewesen, daß ihr dieser Vorschuß Verlegenheit machen kann. Ob nun das Geld da liegt, oder hierzu verwendet wird, macht nichts aus; es kommt in iedem Jahre sicher wieder zurück. Man könnte auch einige Groschen am Fuhrlohn aufsetzen, so kämen reichliche Interessen heraus. Der Bürger würde sich darüber nicht beschweren dürfen, weil sein Gewinn bei dieser Einrichtung ungleich größer ist, und er sehr oft eini-

einige Groschen mehr geben muß, den Bauer dazu zu bringen, daß er nur fährt, wenn ihm Holz nöthig ist. Aber diesen Vorschlag mag ich nicht thun, weil ich weiß, daß ich einem Herrn diene, für dessen Denkart er Beleidigung wäre."

Fürst. „Nein, das will ich nicht haben! Der Bürger soll keinen Pfennig Fuhrlohn mehr geben, als die Kammer dafür verlegt."

Karl. „Noch weniger Schwierigkeit macht die Besoldung eines Rechnungsführers. Wir haben iezt bei der Kammer Leute genug, die mit Arbeiten nicht so überladen sind, daß sie diese nicht noch auf sich nehmen könnten. Bestimmen Sie den Bauverwalter dazu. Die Kammer kann ihm dafür an seiner Besoldung hundert Thaler ohne Schaden zulegen, weil sie mehr am Holze gewinnt, wenn die Hofstadt nicht mehr, wie bei dem bisherigen Anfahren, betrogen wird."

Fürst. „Es läßt sich hören! Wie kann aber der Vortheil der Bauern damit bestehen, daß meine Pferde aus dem Stalle dabei etwas verdienen sollen? Was durch Pferde aus dem Stalle angefahren wird, können doch die Bau-

ern nicht anfahren; und also wird ihnen ja ihre Nahrung geschwächt und Gelegenheit, Geld zu verdienen, genommen."

Karl. „Die Bauern behalten noch so viel Holz zu fahren übrig, als sie nur immer fahren können; und wenn das auch nicht wäre, so würde es für manchen kein Schade sein. Das Fuhrwesen bringt dem Bauer keinen Nutzen."

Fürst. „Sind Sie auch der Meinung? Fast sollte ich es selbst glauben, weil sich diejenigen gemeiniglich in den schlechtesten Umständen befinden, die sich am meisten damit abgeben. Aber wie geht das zu? Durch Nebenverdienste müßten sich doch die Leute helfen können?"

Karl. „Ja, wenn es darnach angefangen würde! Das ist aber in der Verfassung kaum möglich. So wie nicht ieder Bürger die Einrichtung treffen kann, daß er sein Holz zu gelegener Zeit vorräthig besorgt, sondern kaufen und fahren lassen muß, wenn er Geld dazu hat: so kann auch der Bauer, wenn er sich einmahl mit Fuhrwesen abgibt, nicht verhindern, daß er nicht manchmahl zum Schaden

den seiner Wirthschaft Fuhren annehmen sollte. Bald zwingt ihn die Noth, er braucht Geld; bald bringt ihn Verlegenheit des Bürgers dazu. Will und muß er einmahl darauf rechnen, so muß er auch fahren, wenn ihm Gelegenheit dazu angebothen wird. Er weigert sich wohl, aber er steht mit den Leuten in Bekanntschaft und Verbindung, er hat den Lohn öfters schon vorweggenommen, iene sind in Noth, sie müssen Holz haben, Zureden und Umstände überwältigen ihn, er verschiebt also nöthigere Arbeit und fährt."

Fürst. „Der Fall wird so oft nicht kommen; der Bauer läßt sich zu Gefälligkeiten, die ihm Schaden bringen, so leicht nicht bereden."

Karl. „Wenn er sich erst mit dem Fuhrwesen abgibt, so findet er bald so viel Geschmack an der Lebensart, daß ers aus Gefälligkeit gegen sich selbst thut. Seine Hauptneigung findet ihre Befriedigung dabei. In der Stadt gibt es Bier und Brandwein, und in den Trinkhäusern Gelegenheit zum Spiele. Er versucht es, kommt einigemahl wieder, und bald gefällt ihm die Lebensart so, daß er nun in seinem Hause bei seinem Weibe und unter sei-

nen Kindern Verdruß und Langeweile empfindet. So wird der Holzbauer liederlich in seiner Lebensart und Wirthschaft, nun hält er lieber einen Knecht mehr, der auf dem Acker arbeiten muß, er selbst aber fährt nach dem Busche, um nur sein Vergnügen in den Bierhäusern haben zu können. Ich weiß ein Beispiel, daß ein Bauer zur Aerntezeit eine Fuhre verrichtete, da er Getreide auf dem Felde stehen hatte, das eingefahren werden sollte. Die folgenden acht Tage regnete es stark, und sein Getreide verdarb."

Fürst. „Der Thor! Freilich hat er dabei mehr verloren als gewonnen."

Karl. „Wenn auch solche besondere Umstände nicht kommen, so ist das doch gewöhnlich der Fall, daß mehr verloren als gewonnen wird. Ja wenn sie nur zur gelegenen Zeit führen, daß bei der Wirthschaft nichts versäumt würde, und alle Wagenzeug und Spann darnach hätten, daß sie eine Klafter fahren könnten! Aber da fährt mancher den Weg zwei, dreimahl über eine Klafter, überladet Vieh, ruinirt Wagen und Zeug und verfüttert sein Korn. Um Ostern sind Scheune und Boden leer. Nun häuft sich die Arbeit

heit für Menschen und Vieh auf dem Acker, und zugleich muß er aus aller Macht Holz fahren, um Futter für die Pferde und Brot für sein Haus zu haben. Nach einigen Jahren ist der Wagen inzwei gefahren, die Pferde sind hin, Geld ist nicht da, und der Acker ist verwildert und ausgehungert. Das ist der gewöhnliche Gang der Bauern, die sich mit dem Fuhrwesen abgeben."

Fürst. „Wenn dem also ist, kann der Nutzen für den Bauer bei der neuen Einrichtung so groß nicht sein. Er müßte nach Ihren Grundsätzen gar nicht fahren."

Karl. „Nur im Sommer und zur Arbeitszeit nicht; der Acker muß seine Hauptbeschäftigung sein. Nutzen genug, wenn ihm Gelegenheit genommen wird, sich seinem Hauswesen zu entziehen. Nun braucht er weniger Zugvieh, der Bauer selbst ist bei der Arbeit, er braucht einen Dienstbothen weniger, und die Arbeit geschieht in seinem Beisein dennoch besser; es wird mehr Dünger gemacht, weil das Vieh mehr im Stalle ist, der Acker bekommt mehr Pflege und Kräfte, er trägt reichlicher und der Bauer befindet sich wohl dabei. Im Winter, bei gutem

Wege wird nun Holz gefahren. Es kann mehr aufgeladen werden, und Wagen so wohl als Pferde leiden nicht so viel. Die kleinen Bauern werden wenigstens ihre Dienstgelder abfahren, die größern aber können sich noch einen Thaler Geld darüber verdienen. Es kann nicht fehlen, Wirthschaft des ganzen Landes und Wohlstand der Bauern müssen sich heben."

Fürst. „Ja, ja, Sie haben nicht unrecht! Des Bürgers Vortheile dabei liegen vor Augen, er kauft sein Holz wohlfeiler. Muß er gleich über die vorigen Kosten noch einige Groschen bezahlen, das Holz aus der Niederlage anrücken zu lassen, so bekommt er doch ungleich mehr Holz. Nun kommt er mit vier Klaftern so weit, als vorher mit fünfen."

Karl. „Das ist der Vortheil noch nicht ganz, der niedrige und arme Bürger gewinnt ganz besonders dabei. Es soll nicht fehlen, daß diese nicht mit drei Klaftern so weit kommen als vorher mit fünfen."

Fürst. „So groß kann der Unterschied wohl nicht sein, um zwei Klaftern konnten ihnen fünfe nicht verkürzt werden."

Karl.

Karl. „Auf den Betrug rechne ich auch nicht allein, sondern darauf, daß nun der arme Bürger, wie der reiche, immer trocken Holz brennt. Seine Umstände lassen das nicht zu, daß er in seinem Hause Vorrath halten kann. Er hat manchmal kein Scheit mehr, ehe er Geld zu einer Klafter zusammenbringt, und muß nun grün Holz aus dem Busche holen. Der Kammer macht das keine mehrern Kosten, wenn das Holz ein Jahr eher geschlagen und angefahren wird.“

Fürst. „Man verkauft ia auch halbe und viertel Klaftern, der Arme braucht ia nicht zu warten, bis er eine ganze Klafter bezahlen kann.“

Karl. „Allerdings, mancher arme Bürger wird einen Schubkarren nehmen und sich sein Viertel selbst herein holen, wenn er auch einigemahl fahren muß. Zeit hat er mehr als Geld. Außerdem aber möchte ich gern noch um eine Wohlthat für den Armen bitten, auf dessen Unterstützung man billig bei allen Gelegenheiten sehen muß.“

Fürst. „Sagen Sie nur, was soll das für eine Wohlthat sein?“

Karl. „Sie glauben es nicht, gnädigster Herr, was für Wucher mit dem Holze getrieben wird. Wer nur einige Thaler zusammenbringen kann, will sich ohne Arbeit vom Wucher ernähren. Da gibt es Leute, die kaufen das Schockholz aus den Forsten weg, fahren es auf ihre Höfe und verkaufen es im Winter Stückweise; andre lassen Klafterholz klein machen, und verkaufen es in kleinen Scheiten. Gerade nun der Arme, der nur einige Groschen auf einmahl an Holz wenden kann, muß es noch einmahl so theuer bezahlen, als der Reiche. Aus dem Druck kann er gerissen werden, wenn man Schockholz für den Preis, wofür es im Ganzen verkauft wird, dem Armen Mandel- und auch Stückweise zukommen ließe. Der Holzinspektor darf nur eine Stunde bestimmen, so richten sich die Leute darnach, und er hat wenig Mühe davon."

„Ja," sagte der Fürst gerührt, „wenn alle andre Gründe kein Gewicht hätten, so sollte es aus dieser Ursache allein geschehen."

Auf der Stelle gab der Fürst Befehle, das Holz wurde in großer Quantität angeschlagen, Remisen wurden abgehegt, und mit dem

dem folgenden Jahre ging die neue Einrichtung an.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Ein Proceß. Wer geſchwiegen hätte!

Bei dem Bürger hatte Präſident Sommerfeld durch dieſe Einrichtung alles gewonnen, aber der Bauer hätte ſeine wohlmeinende Abſicht beinahe verkannt. Es wollte den Leuten freilich nicht in den Kopf, daß ſie ſich bei der Veränderung beſſer befinden würden. Sie hielten nun einmahl das gegenwärtige für vortheilhaft, und waren der Lebensart und Wirthſchaft gewohnt; die künftigen Vortheile der neuen Einrichtung ſahen und glaubten ſie nicht. War auch hier und da einer, der die Güte der ganzen Anſtalt einſahe, ſo war ſie doch ſeiner Leidenſchaft zuwider. Kann man vom Bauer erwarten, daß er dieſe nicht lieber hören ſoll? Es gibt Menſchen von feiner Kultur genug, die ihrer Leidenſchaft darum noch keinen Zügel anlegen, weil der Verſtand dazu räth.

Aber

Aber der Bürger fühlte, wie er gemißhandelt worden war, sobald er die erste Klafter Holz von der Niederlage kommen ließ. Man kann sich leicht die Reden vorstellen, die bei allen Gelegenheiten vorfielen, wo Bauern gegenwärtig waren. Diese Stichelreden machten eben die Sache immer ärger. Wer Verachtung und Schande nicht mehr fühlte, den schmerzte nur der Verlust seiner unehrlichen Vortheile; wer aber noch Empfindung von Ehre hatte, der hätte die Vortheile gern verloren, wenn er nur die Schande nicht tragen mußte. Indes blieb das Gerede lange, und nach Jahren entstanden daher noch manchmal Zänkereien. Natürlich war der Bauer darauf bedacht, Vorwürfe zu finden, die er dem Bürger wieder zurück geben könnte.

Karl hatte indes zweimahl taufen lassen, und Bürger und Bauer fanden schon den Nutzen der neuen Einrichtung, als noch eine Klage daher entstand, die dem Fürsten zu Ohren kam. Ein Bauer ließ sich einen Rock machen bei einem Schneider, dem er in vorigen Zeiten sein Holz anfahren mußte. Freilich hatte er seitdem den Schneider manch-

mahl

mahl von Holzbetrug müſſen reden hören, und mochte es ietzt wohl darauf anlegen, daß ihm dergleichen noch einmahl geſagt werden ſollte. Mit langem Reden und Tadeln brachte ers auch dahin, daß der Schneider endlich in die Worte ausbrach: „ihr denkt wohl, die Schneider machen es wie die Bauern ehedem mit dem Holze?“

„Hum!“ antwortete der Bauer, „hä mag mans räden! Wu von wüßten denn wi Bure, wie wi bedrüen ſollden, wenn wi't nich vonde Bürger lehrten.“

Schneider. „Was ſagt ihr, Bauer! betrügen euch die Bürger?“

Bauer. „Hum! ick will em mihn Mäckken metbrengen, die hat Mütze und Wammes von Schniderlappen. Mine Frue geft davor den Meſter manchmal en paar olle Käſe.“

Hier gerieth der Schneider noch mehr in Hitze und trat dem Bauer ganz nahe. „Schlecht genug, wenn es wahr iſt! Meint ihr, daß ihr mich darum ſchimpfen dürfet? Euch ſoll das —“

Bauer. „Sei he doch mans ganz ſtille un ſchwatze nich! He kennt doth die olle Kathen

then ut **leben, die immer bei em kommt? die hat io en Lappen von minen Rock, un läßt ſich enne Latze drut macken.“

So wurde der Zank immer heftiger, ſie ſtritten ſich lange, und wurden endlich gar klagbar.

Der Proceß geht uns gar nichts an, ich mag den Ausgang nicht einmahl erzählen. Unſtreitig hätten die Leute von beiden Seiten klüger gehandelt, wenn ſie geſchwiegen, oder ſich hernach in der Güte vertragen hätten. Mir iſt es nur um die Folgen zu thun, die aus der Klage herrührten, bloß darum habe ich den Proceß erwähnt. Es ward damahls viel davon geſprochen, der Fürſt bekam Nachricht davon, er ließ ſich aus dem Amte die Akten holen, las ſie und ſchickte ſie Sommerfelden zum Durchſehen.

Sobald es Umſtände zuließen, ging dieſer darauf zum Fürſten. „Haben Sie die Akten geleſen?“ ſprach der Fürſt bei ſeinem Eintritt. „Mein Gott, es iſt ia keine Treue und Redlichkeit mehr unter den Leuten, wenn die Beſchuldigungen wahr ſind! — Wie können die Menſchen Glück und Segen haben, wenn ſie ſo mit einander umgehen?“

Karl

Karl wußte das ſchon, daß der Fürſt darüber mit ihm ſprechen würde, ſonſt hätte er ihm die Akten nicht geſchickt. Alſo hatte er ſich darauf vorbereitet, und nicht nur ſelbſt über den Vorfall nachgedacht, ſondern auch mit Maibaumen und Franzen darüber viel geſprochen. Er antwortete alſo: „Wenn der Bauer beweiſen kann, was er angibt, ſo hat der Schneider freilich betrieglich gehandelt. Es könnte aber auch ſein, daß ſich dieſer vor dem Gerichte rechtfertigte, und doch ſchuldig wäre. Gerichtliche Entſcheidungen fallen nicht allemahl für die Wahrheit aus. Indeſſen ſei dieſe Sache wie ſie wolle, ſo ſind doch die Klagen über Unredlichkeit im Handel und Wandel allgemein und wohl nicht ganz ungegründet. Schande iſts freilich, daß Menſchen ſo mit einander umgehen.“

Fürſt. „Dergleichen Unfug will ich durchaus nicht dulden. Was ich zur Wohlfahrt des Landes thun kann, das will ich thun, und meinen Unterthanen alles aufopfern; aber ſie ſollen fromme gute Menſchen ſein. Betrieger müſſen hart beſtraft werden.“

Karl. „Wenn das auch in einzelnen Fällen geſchiht, ſo wird dadurch weiter nichts

ausgerichtet, als daß die Gerechtigkeitsdiener Sporteln bekommen und der unvorsichtige Betrieger für einen einzelnen Fall büßen muß. Er wird aber dadurch nicht ehrlicher, sondern gemeiniglich nur behutsamer und betriegt nun mit tausend andern versteckter und unbestraft. Hat man auch gegründeten Verdacht, so kann man darum noch keinen gültigen Beweis vor Gerichte führen. Wir lassen Brot und Kleidung bereiten, müssen mancherlei Materialien den Arbeitern in die Hände geben, und sind nicht im Stande, wenn die Arbeit geschehen ist, ihnen nachzumessen. Man glaubt gewiß bevortheilt zu sein, man kann auch Recht haben; aber dem Gegner bleiben tausend Entschuldigungen und Ausflüchte, wogegen nichts zu machen ist."

Fürst. „Wissen denn die Leute nicht, daß Betrug eine niederträchtige, schändende Handlung ist und bleibt, wenn sie schon nicht entdeckt und von Menschen bestraft wird. Man sollte sie besser im Christenthume unterrichten."

Karl. „Unterricht und Erkenntniß fehlt wohl den wenigsten, vielleicht keinem. Man weiß recht gut, daß es Unrecht ist, macht sich aber dabei allerlei Entschuldigungen, und erfindet

findet so viel Umstände, die es nicht zulassen anders zu handeln, daß man es nicht allein für sehr verzeihlich, sondern wohl gar für pflichtmäßig hält, sich der Gelegenheit zu bedienen. Da sind die Zeiten zu schlecht, der Verdienst ist zu klein, die Bedürfnisse sind zu groß, und so handelt einer gegen den andern; den besten überwältigt oft die Noth."

Fürst. „Noth," dächte ich, „wäre nicht mehr, so groß, daß man stehlen müßte; es geschiht, ia alles, was geschehen kann, Nahrung und Gewerbe zu bessern!"

Karl. „Ja, bester Fürst, das geschiht, und gewiß lebt in Ihrem Lande kein Unterthan, der es nicht Gott als höchste Wohlthat verdankt, Sie zum Regenten zu haben. Allenthalben wird auch der Segen Ihrer wohlthätigen Regierung in den gebesserten Umständen der Unterthanen sichtbar; aber Wohlstand kann vielleicht so wenig als strenge Bestrafung aus der menschlichen Gesellschaft ein Laster vertreiben, das beinahe zum Gewerbe selbst geworden ist."

Fürst. „Ihre Absicht kann doch nicht sein, dem Laster das Wort zu reden und zur dul-

denden Nachsicht gegen dasselbe zu rathen? Was wäre Wohlstand für ein Glück bei fortdauernder Immoralität!“

Karl. „Bewahre Gott, daß ich ie diese Absicht haben sollte. Ich bin ganz Ihrer Meinung, daß Wohlstand bei Immoralität kein Glück ist, und will eben daraus beweisen, daß Wohlstand so wenig als strenge Bestrafung allgemein wirksame Mittel wider die fast privilegirte Unredlichkeit der Gewerbe sind, weil Wohlstand sowohl als Mangel auf Abwege führen kann.“

Fürst. „Dasselbe Laster, dem Nothdurft bei Menschen einige Entschuldigung gibt, muß doch im Wohlstande strafbarer und schändlicher werden.“

Karl. „Allerdings! so wie Strafen Grausamkeit werden, wenn man sonst nichts zur Verhütung des Lasters thut, und der Fehlende hülflos in den Umständen gelassen wird, die ihm so schwere Versuchung zum Laster sind. Wen Noth betrieglich macht, den macht Wohlstand nicht selten eigennützig oder geitzig; und dann behält er gern alle unerlaubten Vortheile bei, weil sie ein Mittel sind, seine Leiden-

denschaft sättigen zu helfen. Strafen machen auch ihn nicht tugendhaft, aber er muß dadurch zur bürgerlichen Gerechtigkeit gezwungen werden."

Fürst. „Eben das ist meine Meinung. Der Schneider soll sich in sehr guten Umständen befinden. Wird er des Betrugs überführt, so mag man ihm eine noch so harte Strafe bestimmen, ich will nichts mindern."

Karl. „Bei allen ist aber das der Fall nicht. Manchen Ständen, und in allen Ständen manchen Häusern, ist noch nicht so geholfen, daß ihnen nicht ihre Erhaltung blutsauer werden sollte. Es fehlt noch viel, ehe ihre Wünsche erfüllt sind, und schwerlich wird es möglich, vielleicht nicht einmahl rathsam sein, so viel neue Nahrungszweige zu eröffnen und so ihre Betriebsamkeit zu verstärken, daß ihre Bedürfnisse befriediget werden können. Der Luxus ist zu hoch gestiegen, der Bedürfnisse sind zu viel, die Lebensart ist zu delikat geworden. Man thue alles, was möglich ist, (denn ganz zur einfachen Lebensart lassen sich die Menschen schwerlich zurück führen,) ihnen das Fortkommen zu erleichtern, ihnen ihr Brot zu erfrühen und ihre Gewerbe zu begünsti-

günſtigen; aber zugleich ſetze man auch dem um ſich greifenden Luxus weiſe Einſchränkungen, und führe menſchiche Bedürfniſſe und Begierden in billige Schranken zurück, ehe Rettung ganz unmöglich wird.“

Fürſt. „Sie berühren einen Punkt, der mir ſchon manche Stunde Nachdenken gekoſtet hat. Freilich iſt Luxus hoch geſtiegen, ſo hoch, daß verfeinerte Lebensart bald Weichlichkeit und Ueppigkeit geworden iſt. Aber muß man nicht beſorgen, Nahrung zu ſchwächen, wenn man den Luxus einſchränken wollte. Luxus gibt auch wieder vielen Menſchen Brot.“

Karl. „Allerdings, darum ſpreche ich auch von einer weiſen Einſchränkung des Luxus. Wo er auf einer Seite menſchliche Abſicht und Beſtimmung erſchwert, da ſtiftet er doch Verderben, wenn ſchon auf der andern Seite wieder Menſchen Nutzen davon ziehen. Man nehme nur die Umſtände bei den Heurathen. Tauſende werden dadurch abgeſchreckt, und Tauſende legen mit dem Anfange ihres Eheſtandes den Grund zu lebenslanger Noth.“

Fürſt. „Ich beſinne mich, darüber ſchon mit dem Superintendenten geſprochen zu haben, die Sache iſt werth, in Erwegung gezogen zu werden. Ueberlegen Sie mit ihm, was für Maßregeln zu nehmen ſind, nächſtens will ich Ihre Gedanken darüber hören. Gott, könnte ich doch mein Volk ganz glücklich und gut machen!“

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Gut wäre es, wenn es nur möglich zu machen iſt!

Solche Aeußerungen des Fürſten belebten allezeit den Eifer ſeiner rechtſchaffenen Räthe aufs neue. Es konnte nicht anders ſein, ihre Poſten mußten ihnen im Fortgange immer wichtiger, ihre Treue mußte feſter, ihre Lage angenehmer werden, weil ihnen iedes Geſchäfft zur Freude ward. Sie dienten einem wohlthätigen edlen Fürſten, und einem dankbaren Staate. Durch Ausrichtung ſeiner Befehle gewannen ſie Achtung und Liebe der Unterthanen, und durch thätigen Eifer für des Landes Wohlfahrt erwarben ſie ſich

des Fürsten Gnade. Quellen der Freuden durften nur entdeckt werden, so wurden sie auch dem Unterthan geöffnet, und wer Mittel für seine Noth angeben konnte, der war so gut als schon gerettet. Den Unterthan kränken, war Beleidigung des Fürsten; vom Fürsten aber durfte man nur ein unehrerbiethiges Wort sprechen, nur eine seiner Handlungen tadeln wollen, so war man dem Bürger unleidlich und verhaßt.

Karl erzählte nach seiner Zurückkunft das mit dem Fürsten gehaltene Gespräch seinen Freunden. „Wenn man auch nicht Menschenfreund wäre," sagte Maibaum, „und in Beglückseligung der Menschheit keine Freude zu finden wüßte, durch unsern Fürsten müßte man es werden und lernen! Wir wollen auch alles anwenden, ihn in diesen Gesinnungen zu stärken, und seine Absichten aus allen Kräften zu unterstützen. Wir wollen immer tiefer in die Staatsverfassung dringen, und keine Mängel unentdeckt, keine Gelegenheit, Gutes zu stiften, unbenutzt lassen."

Als der Superintendent die Frage von Verhütung des Kindermordes beantworten mußte, gab er bessere Erziehung und Erleichte-

leichterung des Eheſtandes und Fortkommens in der Welt als vorzügliche Mittel an. Man hatte nachher öfters darüber geſprochen, und beſonders, da man nun in der Erziehung ſo viel gethan hatte, auf Erleichterung des Eheſtandes und Fortkommens ſein Augenmerk gerichtet. Alle Verbeßrungen der Nahrung mußten unſtreitig dieſe Erleichterung bewirken, und iede Minderung der Laſten mußte die Wirkung verſtärken. „Der Anfang des Eheſtandes," ſagte Karl „wird den Leuten noch zu koſtbar und umſtändlich gemacht." „Ich wollte," antwortete Franz, „daß alle Accidentien der Geiſtlichen abgeſchaft werden könnten!" „Auch alle Gerichtskoſten!" ſetzte Maibaum hinzu.

Unſtreitig kamen ſie hier auf den rechten Punkt. Je mehr ſie darüber nachdachten, deſto mehr überzeugten ſie ſich, daß dadurch dem Unterthan nicht nur Erleichterung geſchaft, ſondern auch manches Hinderniß der Moralität weggeriſſen, und noch dazu der Weg gebahnt würde, den Luxus von einer Seite einzuſchränken, wo er gerade zur Unzeit am ausſchweifendſten war. Aber die Ausführung war vielen Schwierigkeiten un-

terworfen, offenbar mußte der Hof wieder das beste dabei thun. Weil nun der Fürst zum Besten des Landes so viel schon aufgeopfert und auf die bisherigen Veränderungen so große Summen verwendet hatte; so trug man Bedenken, seine Aufmerksamkeit auf eine Sache zu lenken, die ihm vorietzt unausführbar sein, und eben dadurch kränkend werden möchte. Indessen lagen ihre Gedanken darüber schriftlich da, bis der Zeitpunkt kam.

Eines Tages wohnte der Fürst der Sessionen im Konsistorio bei, als eben mancherlei Händel vorfielen, durch welche der Herr von selbst auf ihre Gedanken geführt werden mußte. Zuerst trat eine Gemeine vom Lande vor, die wider ihren Prediger der Accidentien wegen Klage erhob. „Und ihr habt nicht mehr Liebe zu euerm Prediger," sagte der Fürst, „daß ihr ihn gleich verklagt? Ihr hättet euch ia können bei dem Herrn Superintendenten befragen, der weiß, was ihr dem Prediger zu geben schuldig seid. — Ist euer Prediger reich?"

„Nee, gnädigster Häre," antwortete der Schulze, „hä hät vele liebe Kingger, un manchmahl wol det liebe Brot nich."

„Das

„Das könnet ihr sagen, ohne euch zu schämen? Leben muß er doch! Ihr solltet ihm mit wohlthätiger Güte so zuvor kommen, daß er nicht einmahl in Versuchung käme, mehr fordern zu wollen. Ist es denn sonst ein guter Mann?“

Schulze. „Ach io, preddigen kann he trotz enen, da kommt kener ebbern.“

„Desto schlimmer für euch! — Ihr geht zum Herrn Superintendenten, der wird die Sache entscheiden; zwischen Prediger und Gemeinen müssen Processe, so viel möglich, vermieden werden. Bei der ersten Gelegenheit soll euer Prediger eine bessere Pfarre bekommen; ihr möchtet so nur einen Widerwillen gegen ihn behalten.“

Nach den Bauern kam ein gewisser Bürger aus der Residenz vor. Der Mann hatte seit dem Tode seiner Frau eine gewisse Person zu sich genommen, und dadurch bei iedermann den Gedanken erweckt, daß er sie zu heurathen gesonnen sei. Aber es verging mehr als ein Jahr, und sie lebten noch auf dem vorigen Fuße. Endlich kam er in die Lage, daß er sich gezwungen sahe, die Trauung vor dem Kindbette der Person verrichten

zu

zu lassen und Erlaubniß oder Verordnung dazu vom Konsistorio zu suchen. Sie konnte ihm nicht verweigert werden, er hatte vielmehr die Liquidation der zu entrichtenden Kosten schon in Händen. Weil er nun eben heute in einer andern Sache vortreten mußte, so machte er zugleich einen Versuch, um Erlaß dieser Kosten zu bitten.

„Hattet ihr denn nicht gleich die Absicht das Mädchen zu heurathen," fragte der Präsident, „so bald ihr sie zu euch nahmet?"

„Ach ia," antwortete der Mensch, „sonst wären wir nicht zusammen gegangen."

Präsid. „So habt ihr euch ia Kosten und Strafe vorsätzlich zugezogen! Warum ließet ihr euch nicht gleich trauen?"

Bürger. „Das hätten wir gern gethan, wir konnten nur das Traugeld nicht zusammen bringen."

So gnädig der Fürst bei der Klage der Bauern sich des Predigers angenommen hatte, so sehr ward er in diesem Falle wider die Prediger aufgebracht. Der Mann wurde damit entlassen, daß ihm Antwort gegeben werden

 solle,

ſolle, und ſo bald er hinaus war, fing der Fürſt an, darüber zu ſprechen. „Iſt das nicht zu hart Herr Superintendent, daß man dem Menſchen die Trauung verſagt, und dadurch dieſe Geſetzwidrigkeit ſelbſt veranlaßt? Geld kommt nie zur Unzeit, der Menſch würde ia bezahlt haben! Man dürfte ſich kaum wundern, wenn ein Kindermord daher entſtanden wäre. Wiſſen Sie wohl, daß Sie in Ihrer Beantwortung der Frage von Verhütung des Kindermordes ſagen, man ſolle dem Menſchen den Eheſtand erleichtern? Ermahnen Sie ia ihre Prediger zur Billigkeit.“

„Ja, gnädigſter Fürſt,“ antwortete der Superintendent, „es iſt Ihr Befehl und meine Pflicht; aber erlauben Sie auch, daß ich meine Prediger vertreten darf, wenn ſie unſchuldig ſind. Noch glaube ich nicht, daß der Menſch die Wahrheit geſprochen hat. Er hätte ſich doch melden und um Nachſicht bitten müſſen, ehe ſie ihm verſagt werden konnte, und das iſt meines Wiſſens nicht geſchehen. Vielleicht hat er nie einen Gedanken an Trauung gehabt, und hätte ihn wohl noch nicht, wenn die Früchte ſeiner Lebensart ausgeblieben wären. Nun erhaſcht er dieſen Vorwand, um ſein Vergehen zu verkleinern.“

Fürst. „Wenn man das wüßte, so verdiente der Mann doppelt bestraft zu werden. Indessen hört man häufig die Klagen, daß mit Hochz t und Trauung viel Aufwand verbunden sc. und könnte der Fall wohl sein, daß mancher dadurch vom Ehestande abgeschreckt wird."

Super. „Viel Aufwand, das ist unleugbar! Aber wenn es nicht der allerniedrigste und ärmste ist, so muß er sich warlich schämen, die Traugebühren bei der Gelegenheit nur zu nennen. Man schränkt sich nicht ein, wo man sich einschränken könnte, und findet nur den Aufwand lästig, den man nicht freiwillig, sondern gesetzmäßig machen soll. Wer die Mode mit macht und sich den eingeführten, verschwenderischen Luxus erlaubt, kann sich über kleinere, gesetzmäßige Abgaben warlich nicht beschweren, ohne eine Denkungsart zu verrathen, die ihn sehr herabsetzt. Eben daher ist das Gesetz entstanden, daß diese Gebühren voraus bezahlt werden müssen, weil die Prediger sonst in vielen Fällen nichts kriegen würden."

Fürst. „Besser wäre es doch, man hätte die Sache von Anfange anders eingerichtet."

Super.

Super. „Wie sehr ich diese Einrichtung mißbillige, kann mir der Herr Präsident Zeugniß geben. In meiner unterthänigsten Beantwortung der Frage von Verhütung des Kindermordes hatte ich die Iura stolae im Sinne, als ich schrieb, daß man dem Menschen den Ehestand erleichtern solle, und wir haben unsere gemeinschaftlichen Ueberlegungen schriftlich aufgesetzt, um sie zur gelegenen Zeit unserm gnädigsten Fürsten vorzulegen. Es stiftet gar zu viel Uebel, daß der Prediger für Taufe, Trauung, Beerdigung und Beichte Geld nehmen muß. Der Prediger kann von diesen Handlungen nicht mit Würde reden, er fällt in den Verdacht des Eigennutzes; der gemeine Mann faßt den Gedanken, daß die Wohlthaten der Religion erkauft werden können, und erwartet den ganzen Nutzen dieser Handlungen von der baren Bezahlung; und vielen wird der Prediger bloß dadurch verächtlich, überflüssig und unnützlich, weil er Geld von ihnen nimmt. Viele Gemeinen würden mit ihrem Prediger höchst zufrieden sein, und wir würden selten Klagen wider Prediger hören, wenn die Accidentien nicht wären. Man sollte dem Menschen den Eingang in das Leben und in den

Ehe-

Eheſtand und den Ausgang aus der Welt frei verſtatten.“

Fürſt. „Die Einrichtung kann ja geändert werden; warum haben Sie mir keine Vorſtellung gemacht? Sie wiſſen ja, daß ich alles gern thue, was Tugend und Wohlſtand meiner Unterthanen befördern kann.“

Super. „Eben das hat uns bis ietzt zurück gehalten. Sie haben bisher mit edlem Eifer und rühmlichſter Aufopferung alles ausgeführt, was wir zur Wohlfahrt des Landes, Ihren väterlichen Abſichten gemäß, vorſchlagen konnten, wenn ſich auch die Koſten noch ſo hoch beliefen; wie konnten wir voreilig mit neuen Verbeßrungen kommen, ehe iene ausgeführt waren? Die Sache iſt gut, aber Mittel zur Ausführung ſind ſchwer ausfindig zu machen, wenn wir auf Ihre wohlthätige Gnade nicht Rückſicht nehmen dürfen. Der Prediger kann nichts miſſen. Zu der Zeit, als ſeine Beſoldung eingerichtet wurde, konnte er davon leben; aber ſie iſt dieſelbige geblieben, obgleich Luxus geſtiegen, menſchliches Bedürfniß ausgebreitet, und die Lebensart ungleich koſtbarer geworden iſt. Man

muß

muß ſich ein Gewiſſen daraus machen, ihm einen Pfennig abzunehmen.“

Fürſt. „Sie haben recht, ich erkenne es für billig, daß den Predigern dieſer Abgang aus andern Quellen erſetzt werden müſſe. Wenn ich aber eins thue, möchte ich wohl noch weiter gehen. Wäre es nicht auch rathſam, die Sporteln in allen Gerichtskollegiis und Civilbedienungen abzuſchaffen? Die Unterthanen finden ſich dadurch ſehr beſchwert, und ich glaube wohl, daß daraus viel Unheil entſpringen mag.“

Maibaum wartete nur auf dieſe Wendung und antwortete nun: „Gnädigſter Herr, Sie kommen unſern Entwürfen zuvor, und wir freuen uns, da wir nun deſto gewiſſer hoffen dürfen, Ihren Beifall zu erhalten. Sich Gerechtigkeitspflege bezahlen laſſen, iſt allerdings den Gerichtshöfen nicht nur ſo unanſtändig, als die Wohlthaten der Religion verkaufen der Geiſtlichkeit; ſondern ienes iſt auch für den Unterthan ungleich härter und drückender. Accidentien muß der Prediger wohl laſſen, wie ſie ſind, und bringt ihn Noth oder Geiz zu den Verſuch einer Erhöhung, ſo ſind es gewiß große Kleinigkeiten,

die man ihm nachsieht. Aber wer darf wagen zu reden, wenn Gerechtigkeit aufschlägt, und die Kunst zu sportuliren iährlich mehr ausgebildet und verfeinert wird. Und das möchte noch sein, wenn dabei nur nicht Kläger und Beklagte so manchen Mißhandlungen ausgesetzt wären! Man würde manche Sache ununtersucht lassen und lassen können, mancher Rechtshandel würde ganz kurz abgethan, manche Streitigkeit ohne Proceße entschieden werden, wenn die Sporteln nicht wären. Warlich es wird eine Hauptquelle vielfältiger Uebel für diese und alle künftige Generationen verstopft, der Unterthan wird der Raubsucht entrissen, wenn die Sporteln aufhören. Aber — —"

Fürst. „Lassen Sie das sein, ich kann es einsehen, daß die Sache großen Schwierigkeiten unterworfen sein muß. Bei den mehresten Bedienungen belaufen sich die Sporteln höher als die baare Besoldung; es ist nicht möglich, daß ein Mann mit Familie von dieser allein leben kann; was wird dazu erfordert, die Besoldungen so zu verstärken, daß durch den Verlust der Sporteln niemand gestraft werde. Aber es koste auch was es wolle!

Wird

Wird die Staatsverfassung dadurch vollkommener und besser, so sollen und müssen Mittel dazu ausfindig gemacht werden.“

Hier bemerkte der Fürst an der Uhr, daß die gewöhnliche Zeit der Session längst verstrichen war. Er stand also auf, bestellte aber den Präsidenten und Superintendenten auf den Nachmittag zu sich in das Kabinet, in der Sache ein mehreres zu überlegen. Karl wurde auch dahin beschieden und um drei Uhr waren sie wieder bei einander.

Dreissigstes Kapitel.

Wie der Regent ist, so sind auch seine Amtleute.

„Meine Herren,“ redete sie der Fürst an, „Sie haben mir heute die Mahlzeit verdorben, ich habe vor Nachdenken nicht essen können. Indessen bin ich nicht unzufrieden darüber! Kommt dieser Punkt aufs reine, so hoffe ich, keine erhebliche Veränderungen im Staatssistem ferner machen zu dürfen.“

Man sahe wohl, der Fürst hatte wirklich darüber nachgedacht. Karl überreichte ihm den schriftlichen Aufsatz ihrer gemeinschaftlichen Gedanken in der Sache, und der Fürst las ihn aufmerksam durch. Er gab im Lesen mancherlei Kenzeichen der Verwunderung und des Beifalls von sich, und sagte, nachdem er ausgelesen hatte: „das lasse ich gelten! Sie wollen also auch die Proceßordnung, die ganze Gerechtigkeitspflege umgeändert wissen, auch die Advokaten vom Staate besoldet wissen?“

Karl. „Außerdem, gnädigster Herr, könnte die Abschaffung der Sporteln weiter keinen Nutzen bringen, als daß der Unterthan seine Zänkereien ohne Kosten desto hartnäckiger fortsetzen würde. Was kann der Richter thun, wenn er die Händel den alten Gang gehen, und dem Advokaten seine Re- und Dupliken, seine Läuterungen lassen muß. Wird dem Eigennutze der Zugang zu den Gerichtsstuben ganz versperret, so bleibt Chikane bei offenen Thüren von selbst zurück.“

Fürst. „Glauben Sie nur, daß ich mit der Einrichtung des Justitzwesens am wenigsten zufrieden bin. Langweiligkeit ist bei den Pro-

Processen eine böse Sache; aber wenn durch Verkürzung derselben Wahrheit und Unschuld verlieren sollten, dann wäre das Uebel gewiß größer.“

Karl. „Wahrheit und Unschuld können in keine größere Gefahr kommen, als sie bei der eingeführten langweiligen Proceßordnung sind. Wie viel Processe mögen Jahre lang geführt, und am Ende doch nicht für Unschuld und Wahrheit entschieden werden. Jetzt kann der Richter beinahe gar nichts thun. Er nimmt die Klage an, läßt Kläger und Beklagten vorladen, sagt ihnen seine Entscheidung nach den Rechten, und sucht beide Partheien in Güte dahin zu stimmen, daß sie sich vergleichen. Ist er ein Mann von hellem Kopf und rechtschaffenem Herzen ohne Menschenfurcht und Partheilichkeit, so werden diese seine ersten Entscheidungen selten Wahrheit verfehlen und das Recht kränken. Aber die Partheien sind nicht damit zufrieden und werden zum Verfahren gewiesen. Nun hat der Richter weiter nichts mit der Sache zu thun, als daß er zusieht, liest und höret. Recht und Unrecht kommen in die Hände der Advokaten, sie wechseln ihre Proceßmäßigen Schriften darüber, und erklären, verdrehen

und bemänteln so lange, bis die Sache am Ende verworrener ist, als sie anfangs war. Endlich werden die Akten verschickt, und was das Urtheil mit sich bringt, ist Rechtens.“

„Man kann freilich wieder von vorne anfangen, und den vorigen Gang noch ein paar Mahl gehen, am Ende muß aber doch ein auswärtiges Urtheil das Recht entscheiden. Im Lande, dächte ich, auf der Stelle, wo der Streit entstand, und von Männern, die mit eigenen Augen sehen, die alle vorwaltende specielle Umstände in Augenschein nehmen können, und der Landesgebräuche am kundigsten sind, müßte ieder Handel am leichtesten und richtigsten entschieden werden können.“

Fürst. „Sie haben darin nicht Unrecht, aber welcher Richter und welcher Landesherr will die Verantwortung auf sich laden, alle Fälle selbst zu entscheiden?“

Karl. „Warum nicht? mein Fürst! Recht und Rerechtigkeit beruhen ia auf festen allgemein anerkanten Grundsätzen, die durch specielle Verordnungen der Lage und den Umständen eines ieden Landes angepaßt werden müssen. Sind bestimmte Gesetze da, so darf

der

der Richter nur Kenntniß derſelben, ein gutes Herz und geſunden Menſchenverſtand haben; wo ſie aber noch fehlen, da müſſen ſie gegeben werden. Nun dürfen nur die Gründe von beiden Seiten deutlich vorgeſtellt werden, ſo iſt die Sache entſchieden.“

Fürſt. „Ja wenn die Geſetze und Gebräuche nicht ſo ſehr verſchieden und unbeſtimmt wären! Bald muß man nach beſondern Statuten, bald nach dem lieben Herkommen richten; in dieſem Gerichte hat man dieſe, in einem andern ganz entgegengeſetzte Statute. Nun es ſoll auch dieſer Unvollkommenheit abgeholfen werden!“

Maibaum. „Den Willen, Ihrem Wunſche zuvor zu kommen, haben wir gehabt, wenn unſere Arbeit nur das Glück hat, Ihren Beifall zu erhalten.“

Fürſt. „Was für Arbeit?“

Maib. „Wir haben ſeit mehrern Jahren gemeinſchaftlich daran gearbeitet, ein vollkommenes Geſetzbuch für unſer Vaterland darzuſtellen. Zu dem Ende ſuchten wir alle vorhandenen Geſetze und beſondere Verordnungen, die unter mehrern Regierungen gegeben worden ſind, aufzutreiben; wir bemü-

heten uns, sie in gehöriger Ordnung unter Klassen zu bringen; wir fingen an zu deliberiren, fanden manch Gesetz zu unbestimmt, manches Zweck und Umständen weniger angemessen; wir zogen die weisesten Gesetzgeber des Alterhums und der neuern Zeiten zu rathe, um die Lücken unsers Sistems auszufüllen, und glauben eine Arbeit zu liefern, die nicht ohne Nutzen sein soll. Die Ausarbeitung des Plans hat Herr Edelmann übernommen, und wird sie in wenig Tagen so weit bringen, daß sie Ihnen vorgelegt werden kann."

Fürst. „Sehr gut! Ein solches Buch muß unumgänglich da sein, wenn in der Justitzverwaltung etwas gebessert werden soll. Glauben Sie denn aber ein Gesetzbuch zu liefern, das alle mögliche Fälle so deutlich entscheiden soll, daß den Advokaten alle Gelegenheit zum Streite genommen werde? Advokaten muß man doch den Partheien lassen, und ieder wird, wie vorher, Vorstellungen für und wider machen."

Karl. „Alle Gelegenheiten zu Exceptionen und Verdrehungen kann man dem Advokaten nicht nehmen, zumahl wenn er Chikane liebt;

aber

aber sauer kann man ihm diese Kunst machen durch deutliche und bestimmte Gesetze, und die Lust dazu kann man ihm verderben, wenn man ihm kein Interesse dabei läßt. Je vollständiger und bestimmter das Gesetzbuch ist, desto leichter wird die Entscheidung iedes einzelnen Falles, und ieder vorkommende Fall gibt dem Gesetze wieder festere Bestimmung. Wird nun der Advokat auch vom Staate besoldet, und darf er bei Verlust seines Dienstes und seiner Ehre von dem Klienten keine Belohnung annehmen; so hat der Ausgang des Processes für ihn kein Interesse, und seine Gerechtigkeitsliebe kommt in keine Versuchung. Man wird sich gewiß keine Mühe geben, auf Chikane zu denken, und eine böse Sache mit List und Betrug zu vertheidigen suchen, wenn nichts dabei gewonnen werden kann. Mußten es zuvor die Advokaten ungern sehen, wenn die Partheien den Versuchen der Güte Gehör gaben; so werden sie nun geneigt sein, die Vorstellungen des Richters zu unterstützen."

Fürst. „Ja, ia! Die Advokaten werden mit der Aenderung sehr wohl zufrieden sein, besonders die iüngern, die sich anfangs ge-

wöhnlich sehr kümmerlich durchhelfen müssen. Es sind schon eine ganze Menge in der Residenz, und so wie ein Jurist von der Universität kommt, läßt er sich examiniren und wird Advokat. Sollen sie nun in Besoldung gesetzt werden, so muß man ihnen doch geben, daß sie leben können; woher wollen Sie alle Besoldungen nehmen?“

Karl. „Wenn die Sachen kürzer abgemacht werden, so wird der Arbeit weniger. So viel Advokaten sind künftig nicht nöthig, als bisher gewesen sind. Sie könnten mit dem Charakter der Gerichtsräthe angestellt, und nach und nach zu höhern Bedienungen befördert werden.“

Fürst. „Wo sollen aber die übrigen Advokaten bleiben?“

Karl. „Es sind im Lande hier und da Bedienungen vakant, welche mit einigen von ihnen besetzt werden können. Die übrigen müßten freilich bis zu anderweitiger Versorgung in Pension gesetzt werden, wenn man sie schon vor der Hand als Advokaten nicht gebrauchen könnte.“

Fürſt. „Aber den iungen Juriſten, die erſt von den Univerſitäten kommen, wird die Gelegenheit genommen, ihr Brot zu verdienen; was ſollen dieſe machen?“

Karl. „Die nun einmahl auf dem Wege ſind, müſſen es wie die Theologen machen und ſich fortzuhelfen ſuchen, ſo gut ſie können, bis ſie eine Bedienung erhalten. Für die Zukunft ſollte der Staat billig dafür ſorgen, daß nicht ſo viel iunge Leute zum Studieren gelaſſen würden. Gegen die arbeitenden Stände wird die Zahl der ſo genannten Gelehrten viel zu groß. Jeder mittelmäßige Kopf will ſtudieren, und wenn er ein paar Jahre auf einer Univerſität zugebracht hat, Anſprüche auf ausgezeichnete Bedienungen machen. Man kann ietzt gute Kenntniſſe erlangen, ohne den koſtbaren gefährlichen Weg des Studentenlebens zu wählen. Dadurch würde dem iungen Menſchen ſein väterliches Erbtheil erſpart, er dürfte ſich nun nicht ſchämen, eine niedrigere Bedienung anzunehmen, die ihn durch zureichendes Auskommen glücklicher macht als hoher Stand; und dem Staate wäre gewiß auch damit gedient, wenn ſich niedrigere Diener

von dem gemeinen Manne durch Einsichten und Fähigkeiten etwas mehr auszeichneten.“

Fürst. „Schwierigkeiten gibts, das sehe ich ein, und bei der Ausführung möchten sich wohl noch mehrere finden, die man iezt nicht sieht. Indessen sind die Vorschläge meinen Wünschen angemessen. Nach meinem Willen sollte unter meinen Unterthanen und Dienern in allen Ständen kein einziger sein, der nicht für seine Arbeit sein zureichendes Brot hat, und alle seine Vortheile frei und öffentlich wissen lassen darf. Alsdann kann man erst Redlichkeit von iedermann mit Recht fordern, und den kleinsten Betrug ohne Härte bestrafen. Aber nun frage ich Sie, aus welchen Quellen schöpfen wir, den Civilbedienten ihre Sporteln, und den Geistlichen ihre Accidentien zu vergüten? Es wird ein ganz ansehnlicher Fond dazu nöthig sein!“

Man fing darüber zu deliberiren an. Der Fürst wurde nicht müde, eines ieden Gedanken anzuhören, und zeigte sich so eifrig für die Sache, daß er seine Räthe nicht eher von sich ließ, bis ein Entschluß gefaßt war. Es kamen dabei allerlei Fragen aufs Tapet, die gemeinschaftlich untersucht und beantwortet wur-

wurden. Maibaum meinte, es würde schon schwer halten, die Wahrheit zu erfahren, wie viel ieder bei seinem Amte an zufälliger Einnahme habe; die wenigsten würden sich vielleicht ein Gewissen daraus machen, sie höher anzugeben, damit sie desto reichlichern Ersatz bekämen. Am allerschwersten würde dies bei den Geistlichen sein, die in ihren Accidentien so sehr verschieden wären. In den Kollegiis würden die Sporteln zu gleichen Theilen vertheilt, ob es nicht rathsam wäre, auch die Prediger in ihren zufälligen Einnahmen gleich zu machen?

Der Superintendent widersprach aus dem Grunde, weil die Accidentien der Geistlichen bestimmte Belohnungen gewisser Arbeiten wären, diejenigen also, die mehr Accidentien hätten, auch mehr Arbeiten verrichten, und also billig auch größere Vortheile haben müßten.

„Wenn das auch nicht wäre," sagte der Fürst, „so möchte ich doch, im geistlichen so wenig, als im weltlichen Stande, alle Diener gleichgesetzt wissen. Man hat denn, was man erlangen kann, so bald man ein Amt antritt, und verliert allen Trieb, sich voll-

vollkommener und geschickter zu machen. Sogar dem Fürsten werden die Mittel genommen, seine Diener nach Verdiensten zu belohnen. Alle mögliche Verschiedenheit und Manchfaltigkeit ist Plan Gottes, die Regenten müssen ihn billig beibehalten. Man kann in der Folge mit einer heranwachsenden Familie von einem Auskommen nicht leben, das für den ersten Anbau des Hauses zureichend war. Die Staatseinkünfte leiden es nicht, daß der Fürst bei steigenden Bedürfnissen zu Besoldungserhöhungen immer bereitwillig sein kann, und könnte ers, so würden endlich alle Bedienungen auch dadurch gleich gut werden; aber aus einer geringern Stelle kann der Prediger in eine einträglichere versetzt werden, ohne neue Belästigung des Staats. — Machen Sie allen Dienern und Predigern meinen Willen bekannt, daß sie binnen vierzehn Tagen ein gewissenhaftes Verzeichniß ihrer Sporteln und Accidentien einschicken sollen."

Karl hielt dafür, daß ein Verzeichniß von sechs Jahren nöthig sein würde, damit man einen Durchschnitt machen könne. Auch könne man sich der Richtigkeit ihrer Angaben dadurch

dadurch versichern, daß man ihnen sage, sie würden im erforderlichen Fall ihre Angabe beschwören, oder auch Einnahmeregister vorzeigen müssen.

„Das nicht?“ sagte der Fürst, „Verbeßrung muß von allen Seiten Verbeßrung sein! Ich will es zulassen, daß sie alle ihre Verzeichnisse nach den besten Jahren machen, nur betrüglich soll keiner handeln und fälschlich aufsetzen. Wer dessen überführt wird, soll für ieden aufgesetzten Groschen auf seine ganze Lebenszeit um zehen Thaler herabgesetzt werden.“

Endlich kam man auf den Hauptpunkt, woher die Mittel zur Ausführung zu nehmen wären. Bisher waren es Abgaben der Unterthanen gewesen; sie konnten also ferner ohne Unbilligkeit, wenn es schon auf andre Weise geschahe, von ihnen eingehoben werden. Aber wie war das einzurichten, da ohnmöglich alle Häuser gleich gemacht werden konnten. Eine zahlreiche Familie mußte ia freilich zu den Accidentien der Geistlichen stärkere Beiträge liefern, als ein einsames Haus, und hätte man nach den Köpfen eine Auflage machen wollen, so geschah wieder in Absicht

der Sporteln dem Friedliebenden zu viel. Es ſollte überdies dem Unterthan Erleichterung verſchaft werden, und alſo konnte man auf ihn allein nicht Rückſicht nehmen.

Eben ſo wenig ging es an, daß dem Fürſten die ganze Laſt aufgebürdet werden konnte. Wäre er auch nach ſeiner ausnehmenden Liebe zu ſeinen Unterthanen geneigt dazu geweſen, und hätte er es durch ſeine vortreffliche Staatsökonomie dahin gebracht, daß ihm die Ausführung möglich geweſen wäre; ſo konnte doch dadurch die geſammte Dienerſchaft unter künftigen Regierungen in große Verlegenheiten kommen. Beſonders hätte der geiſtliche Stand die bisherige Sicherheit ſeiner Einkünfte verloren. Es war alſo nicht genug, daß man nur jährlich die zu zahlende Summe durch Beiträge aufbrachte, ſondern man mußte der Zukunft wegen auf einen gewiſſen abgeſonderten Fond ſehen, bei welchem man freilich auf des Fürſten Beitrag rechnen, aber zugleich das ganze Land mit in Anſchlag nehmen mußte.

„Ich überſehe ihre Gedanken ganz,“ ſagte zuletzt der Fürſt, „wenn Sie ſie ſchon nicht mit reinen Worten herausſagen, und

kann

kann sie nicht mißbilligen. Freilich muß auf die Zukunft gesehen werden. Ich will es thun, es soll ein besonderer Fond, eine abgesonderte Stiftung errichtet werden, die nur dazu bestimmt sein soll, daß der gesammten Dienerschaft geistlichen und weltlichen Standes statt der bisherigen zufälligen Einnahmen eine bestimmte fixe Besoldung daher gegeben werde. Einen ansehnlichen Beitrag will ich gern geben, aber das ganze Land muß das seinige auch thun. Es soll ein Landtag ausgeschrieben, aus allen Ständen die bisher gewöhnliche Anzahl der Deputirten verdoppelt, und wenn es möglich ist, die Sache zum Schluß gebracht werden."

Mit dem Ausschreiben des Landtages wurde den Ständen zugleich die Absicht bekannt gemacht, damit sie sich auf die Sache vorbereiten und im voraus schon Ueberlegungen machen könnten. Es ist unglaublich, was für Gährung im Publiko entstand. Wo nur Menschen zusammen kamen, da sprach man mit Enthusiasmus von dem Fürsten und mit Ehrfurcht von seinen Räthen; ieder dachte auf Anschläge zur Ausführung, und allenthalben verbanden sich Häuser und Ge-

ſellſchaften, daß ſie aus allen Kräften das ihrige beitragen wollten, die Sache zu fördern. „Unſer Fürſt," hieß es auf den Straßen, „hat noch keine Veränderung gemacht, die uns nicht Vortheil und Segen gebracht hätte, und ſeine Räthe haben noch immer Rathſchläge gegeben, die auf unſere Wohlfahrt zielten; wir folgen ihnen. Wohl uns, daß wir keine Sporteln und Accidentien mehr bezahlen ſollen, einen jährlichen Beitrag wollen wir gern geben! Dafür wird unſer Fürſt ſorgen, daß er unſere Kräfte nicht überſteigt."

Als der Tag kam und die Stände bei einander waren, hatte der Fürſt eine ausnehmende Freude. Es bedurfte keiner Ueberlegungen, die Sache war ſchon ausgemacht. Zehen Kapitaliſten brachten ieder tauſend Thaler mit zur Stelle als ein Geſchenk zur Grundlage des Fonds, und ein achtzigjähriger Kaufmann, der das ſtärkſte Vermögen im Lande beſaß und keine Kinder hatte, überreichte dem Fürſten ſein Teſtament, worin er zu dem Behuf ein Kapital von zwanzig tauſend Thalern vermacht hatte, welches nach ſeinem Ableben baar ausgezahlt und bis dahin

hin iährlich verzinset werden sollte. Der Fürst ward durch diese zuvorkommende Edelmüthigkeit dieser Männer so gerührt, daß er ihnen sehr verbindlich dafür dankte, und auf der Stelle den Entschluß faßte, dreissig tausend Thaler dazu zu legen. So ward diese wichtige Sache in einer Stunde beendiget. Außerdem nahmen die Stände noch auf sich, durch einen zureichenden iährlichen Beitrag nicht nur das noch fehlende aufzubringen, sondern auch durch gelegentliche Vermächtnisse und Schenkungen den Fond so zu verstärken, daß niemand mehr Beitrag zu geben nöthig hätte; und der Fürst erboth sich, seinen Dienern so lange aus der Kammer diese Vergütung zahlen zu lassen, bis der Fond Kräfte genug hätte, alles ohne Beitrag prästiren zu können. Das Volk erwartete voller Verlangen in zahlreichen Versammlungen auf den Straßen der Residenz den Ausgang, und rief, sobald es die glückliche Beendigung der Unterhandlungen vernahm, mit einem Munde: Gott segne unsern Fürsten!

Ein und dreissigstes Kapitel.

Familienfreude!

Man kann sich leicht vorstellen, daß die Freude des Fürsten über die glückliche Beendigung dieses wichtigen Anliegens die Freude seines Volks weit übertroffen haben müsse. Jedes Wort, das er sprach, gab sie zu erkennen, in ieder Miene drückte sie sich in seinem Gesichte aus.

Einen der nächstfolgenden Tage bestimmte der Fürst zu einer Lustreise nach dem Bergschlosse bei Grünthal. Sonst pflegte er diese Reisen so still zu verrichten, daß kein Mensch davon eher ein Wort erfuhr, als bis man ihn abfahren sahe; diesmahl wurden dazu mehrere Vorbereitungen gemacht. Tages vorher gingen Küche und Kellerei mit den dazu nöthigen Bedienten voran; beide Geheimeräthe und der Superintendent wurden mit ihren Gemahlinnen zur Tafel geladen; und am Morgen darauf fuhren sie zugleich mit dem Fürsten, der Fürstin

und

und dem Erbprinzen in fürstlicher Equipage hinaus. Was man vermuthete, fand man; sämmtliche drei Paar Eltern und Edelmann waren auch dazu gebethen.

So außerordentlich gnädig und vergnügt, als die fürstlichen Eltern heute waren, hatte man sie noch nicht gesehen. Vater Sommerfelden ging der Fürst mit den Worten entgegen: heute bin ich wieder Erbprinz, oder noch lieber, Ihr Freund; lassen Sie mich einmahl in Ihrer Mitte einen Tag leben, der den Fürsten so selten kommt. Mit dieser Absicht des Herrn harmonirten nicht nur die Herzen der Gäste, sondern auch alle getroffene Anstalten und selbst der Tag. Kein Wölkchen trübte den Himmel; die milden Strahlen der Frühlingssonne erwärmten ihr Blut sanft wie den Erdboden; und reine Freude strömte die blühende Natur von allen Seiten auf das Herz.

Gegen Morgen lag am Ende des Gartens ein grüner mit Linden besetzter Platz, in deren Mitte Zelte zu ihrer Aufnahme aufgeschlagen standen. Der Vormittag ward mit unterhaltenden Gesprächen und abwechseln-

den Promenaden hingebracht, wobei sich der Fürst der Tage erinnerte, die er als Erbprinz hier zugebracht hatte, indem er seiner Gemahlin seine hiesigen Geschäffte und seine Vergnügungen erzählte. Es war keiner in der Gesellschaft der nicht angenehme Unterhaltung daran gefunden hätte, aber die Freude ging über alles, mit welcher sie der Fürst bei der Tafel überraschte.

„Heute," fing er an, „sind es gerade sechszehen Jahre, als ich dieses Schloß verließ, und die Regierung antrat. Gott Lob, daß ich nicht schamroth werden darf, wenn man mich Fürst und Vater nennt! Innigst danke ich meinem Gott, daß er meinem Herzen Unterthanenliebe gab, meine Unternehmungen so herrlich segnete, und mich so führte, daß ich selbst nicht nur mit Beifall meines Herzens auf die verflossenen Jahre meiner Regierung zurücksehen, sondern auch Zufriedenheit und Dank in meiner Unterthanen Augen lesen kann. Menschen glücklich machen ist mehr als menschliche Freude! Wüßten doch alle Fürsten, was das heißt: Fürst sein!"

Die ganze Tischgesellschaft machte hier eine Bewegung. Keiner von ihnen hatte daran gedacht, daß dies der Tag war; iezt erhoben sie sich alle von ihren Stühlen, und wollten dem Fürsten ihren Glückwunsch abstatten. Er ließ sie aber nicht dazu kommen, sondern gab einen Wink zum Sitzenbleiben mit der Hand, und sprach fort.

„Sie vergessen, was ich mir ausgebethen habe; ohne daß Sie ein Wort sprechen, weiß ich, was Sie empfinden und sagen wollen. Meine Freude muß auch die Ihrige sein, und ich habe Sie darum zu mir bitten lassen, daß ich sie mit Ihnen theilen will. Sie (hier sahe er die Väter an) haben sich durch Erziehung Ihrer Kinder um den Staat unsterblich verdient gemacht, und Sie (hier sahe er die Söhne an) sind die Männer, durch deren Rath und Hülfe es mir geglückt ist, den Staat von seinem nahen Verderben zu retten und meine Unterthanen in Umstände zu bringen, daß sie ihres Lebens wieder froh sein können. Ihre treuen Dienste sollen bei mir nie vergessen und an Ihren Kindern noch belohnt werden, iezt aber mache ich mir das

Vergnügen, Ihnen ein geringes Zeichen meiner Zufriedenheit zu geben.“

Hier überreichte der Fürst iedem der gegenwärtigen Väter und Söhne eine goldene mit Brillanten garnirte Dose mit seinem Portrait, die Fürstin aber beschenkte iede der gegenwärtigen Damen mit einem Diamantenen Schmuck von vorzüglicher Schönheit.

Von Danksagungskomplimenten war der Fürst kein Freund; kaum ein Wort konnten sie anbringen, so fiel er schon wieder ein. „Lassen Sie es sein,“ sagte er, „ich lese den Dank in Ihren Augen und habe an der Art genug, wie Sie es aufnehmen.“ Ein Lackai, dem der Fürst einen Wink gegeben hatte, brachte hierauf zwei große zusammen gelegte Pergament-Bogen. Sobald sie beiden Geheimeräthen überreicht wurden, wußte man auch was es war, und sie selbst errötheten.

„Sie haben Kinder,“ sagte der Fürst, „denen Sie die durch Vernachlässigung der Vorfahren erloschenen Vorzüge wieder herzustellen als Väter schuldig waren, wenn ich es nicht that;“ und wandte sich den Augenbl[illegible]k

zu Edelmannen. „Nun beruhets auf Ihnen, daß meine Freude vollkommen werde; ist das Gesetzbuch bald fertig?“

„Bester Fürst,“ antwortete Edelmann, „nichts auf der Welt soll mich bewegen, die Arbeit aus den Händen zu legen, nun Sie sie beendiget zu sehen wünschen. Es ist weiter nichts übrig, als daß noch dem unzeitigen und verderblichen Aufwand, wodurch sich manche Familien ruiniren, Gränzen gesetzt werden. Wüßte ich, daß diese Einschränkungen Ihren Beifall nicht finden sollten, so wäre die Arbeit schon fertig.“

Fürst. „Was betreffen diese Einschränkungen?“

Edelm. „Die Trauerkleider zum Exempel. Viele Familien sehen zwar schon die Thorheit ein und machen sich selbst ein Gesetz; so lange es aber nicht Landesgesetz ist, ist man dabei immer dem Urtheile der Welt ausgesetzt. Ehe dies mancher überwindet, macht er lieber einen kostbaren Aufwand, so sauer er ihm auch wird.“

Fürſt. „O ia, dieſer Punkt hat meinen völligen Beifall!“

Edelm. „Noch mehr iſt der Aufwand bei Hochzeiten zu mißbilligen. Die Braut wendet an ihre Kleidung funfzig und mehr Thaler faſt bloß für den Tag; das Kleid wird nicht zehenmahl wieder angezogen, wenn ſie auch ein hohes Alter erreicht. Nach der Trauung wird eine Mahlzeit gegeben, die ſo viel Koſten erfordert, daß die iungen Eheleute davon ein halbes Jahr hätten wirthſchaften können. Zu der Zeit kann ia ieder Groſchen zur Anlegung der neuen Wirthſchaft weislicher genutzt werden. Wäre es nicht rathſamer, dergleichen Feierlichkeiten und Umſtändlichkeiten von den Trauungen abzuſondern? Auch die ſchwarzen Kleider bei der ehrwürdigſten Religions-Handlung ſind dahin zu rechnen. Da muß man nun ein Kleid haben, das man iährlich nur ein paarmahl anzieht, und außerdem hinhenkt, daß es die Motten freſſen, oder die Mode unbrauchbar macht. Mancher Menſch ſetzt die Handlung aus, weil er kein Kleid hat. Jedermann möchte nur für ein neues Herz ſorgen, ſo könnte er in iedem Kleide mit Nutzen hingehen, und ſollte eine beſon-

besondere Kleidung dazu sein, so wäre ja ein weisses Kleid, vorzüglich für das Frauenzimmer, simbolischer als ein schwarzes."

Fürst. „Sie haben durchaus recht, ich kann nichts mißbilligen. Nun dem Unterthan die Beschwerden genommen sind, die er über die, bei solchen Gelegenheiten zu entrichtenden Sporteln und Accidentien, zu führen pflegte, kann man auch wohl von ihm fordern, daß er sich selbst alle mögliche Erleichterung mache."

Edelmann ging mit verdoppeltem Eifer an die Arbeit. Das Buch kam zu Stande, ward vom Fürsten mit Zufriedenheit gelesen, von den berühmtesten Rechtsgelehrten und Staatsmännern gebilliget, mit einigen Verbeßrungen in den Druck gegeben und als Gesetzbuch des Landes öffentlich authorisirt.

Zwei und dreissigstes Kapitel.

Familientrauer.

Vater Sommerfeld bath den Fürsten für seine Kinder um Erlaubniß, daß sie zu Grünthal

thal zurückbleiben und den folgenden Tag bei ihm zubringen durften, und erhielt sie. Daß es auch hier an Freude und Vergnügen nicht mangelte, kann man sich leicht denken. Noch den Abend ging ein Bothe in der Stille nach der Residenz, und den Morgen mit dem frühesten kamen die sämmtlichen Enkel, zwölfe an der Zahl, zu Grünthal an, als die Eltern noch nicht aufgestanden waren. Hannchen hatte es darauf angelegt, sie mit dieser Freude ganz unvermuthet zu überraschen. Nun kamen Kapitains von Sommerlust und der Onkel mit der Tante auch dazu, so daß die ganze Familie mit Eltern und Kindern bei einander war.

Bei Tische lenkte sich das Gespräch ganz ungesucht auf Scheiden und Trennen. Die Großmama, Hannchens Mutter, war vor einigen Monathen gestorben. „Schade," sagte Karls ältester Sohn, „daß unsre Aeltermutter nicht noch bei uns ist!" —

„So geht es, lieben Kinder," antwortete der Großvater, „wenn wir noch so gern bei einander sind, müssen wir uns endlich trennen. Laßt uns die Freude genießen, so

lange

lange wir ſie haben! Wer weiß ob wir iemahls wieder ſo mit einander eſſen! Ich werde nun auch alt, die Reihe iſt an mir!“

„Lieber Vater,“ ſagte darauf Sommerfeld, „mit dem Gedanken trüben Sie die ganze Geſellſchaft.“

Vater. „Das iſt eben mein Wille nicht, indeſſen kannſt du glauben, er liegt mir, ohne daß ich weiß woher er kommt, recht feſt in der Sele. Mein Körper drohete mir ſeit einigen Jahren ſchon den Tod, einigemahl haben mich auch Anfälle vom Stickfluſſe demſelben nahe gebracht, — ich bin dabei ganz ohne Sorge geweſen. Plötzlich ſtirbſt du einmahl, dachte ich, aber ietzt noch nicht. Nur ſeit geſtern habe ich Luſt zu ſterben bekommen; an der Tafel des Fürſten wars als ſpräche mein Herz: nun will ich gern ſterben.“

Karl. „Machen Sie ſich doch keine Gedanken!“ —

Vater. „Nichts weniger als das, lieber Sohn; ich erkläre mir den Gedanken als einen Ausbruch dankbarer Zufriedenheit. Ich habe die Freuden dieſes Lebens in reichem Maaße genoſſen, habe mich ſtets in allen meinen

nen Handlungen nach Gottes Wohlgefallen zu leben beflissen, habe der Welt gedient, habe Kinder erzogen, habe sie meine und des Vaterlandes Erwartung übertreffen sehen, habe des edelsten Fürsten Zufriedenheit mit ihnen vernommen, — warum sollte ich nicht gern sterben? Die Welt hat für mich nichts mehr, und verliert durch mich nichts; in dir mein Sohn, lebe und handele ich fort."

Er merkte hier, daß sich Hannchen, auch seine Töchter und Enkel die Augen trockneten. „Liebe Selen, fuhr er fort, „ich sterbe ia darum nicht, wenn ich vom Tode spreche. Weiß ich doch selbst nicht, was für ein innerlicher Drang mich dahin gerissen hat! Ich will mich aber zurückziehen und kein Wort mehr davon sagen. Vergesset ihr nur nicht, wenn es nun einmahl plötzlich kommen sollte, und ich zum Abschiede nicht sprechen könnte, daß mein Blick, mein Händedruck Segen für euch ist."

Karl konnte dem Drange seines Herzens hier nicht widerstehen, sein Vater war ihm ietzt größer als iemahls. Er stand auf, ging zu ihm, küßte ihn herzlich und sagte dabei:

„So

„So will ich auch, wenn es denn so kommen ſollte, Ihnen meinen letzten Dank nicht ſchuldig bleiben. Durch Sie bin ich, was ich bin; Gott ſegne Sie dafür in Ewigkeit!“ Aber nun wurde erſt die ganze Geſellſchaft zur Traurigkeit herabgeſtimmt, alle weinten, dem Vater ſelbſt rollten Thränen über die Backen herunter.

Nach der Mahlzeit forderte ſie der Kapitain zu einem Spatziergang nach Sommerluſt auf, und das war allerdings ein Mittel, ihnen eine andre Stimmung zu geben. Die traurigen Ideen verloſchen nach und nach wieder, und das Herz öffnete ſich dem Freudengenuß. Nur am Abende, als die Kinder abfahren wollten, ſtellte ſich der Gedanke an einſtige gröſſe Trennung mit ſo ſtarker Lebhaftigkeit wieder ein, daß ſie den Abſchied verkürzen und ſich von einander reiſſen mußten.

„Es wird mir faſt bange um meinen Vater,“ ſagte Karl zu Maibaumen im Wagen; „der Eindruck war zu ſtark, daß er ſich nicht auf innerlicher Empfindung gründen ſollte.“

„Frei-

„Freilich,“ antwortete Maibaum, „muß Trennung einmahl erfolgen, und wer kann wissen, wie fern oder wie nahe sie ist. Indessen müssen wir auch alsdann Männer sein, und die Unsrigen stärken können. Wollten wir dem Schmerze unterliegen, was sollten unsre lieben Weiber und Kinder thun.“ So dauerte das Gespräch den ganzen Weg lang. Man nahm sich vor, davon abzubrechen, aber es blieb, bis man aus dem Wagen stieg.

In den Geschäfften verlor sich der Gedanke nach und nach, deren gesegneter Fortgang ihnen Freude machen mußte. Die Nachricht von den Gnadenbezeigungen, welche ihnen der Fürst auf dem Bergschlosse erwiesen, hatte sich unterdessen in der Residenz ausgebreitet, und die allgemeine Zufriedenheit der Unterthanen darüber mußte ihnen mehr Freude machen, als die Gnade des Fürsten selbst. Wenn doch ein einziger gewesen wäre, der ihnen ihr Glück mißgegönnt oder beneidet hätte! Wo nur davon gesprochen wurde, da lobte man die Handlung des Fürsten, und hielt die Männer seiner Gnade würdig.

„Ih-

„Ihre Handlungen sind adelich," sprach man, „warum soll es ihr Nahme nicht sein!"

Nach einigen Wochen kam nun das Gesetzbuch zu Stande, die Reform der Gerichtsstuben ging vor sich, Sporteln und Accidentien wurden abgeschaft, und alles erhielt den Beifall des Publikums. Man sprach laut von den Verdiensten dieser Männer, ieder Bürger verdankte ihnen seine Wohlfahrt, und einer beeiferte sich vor dem andern, ihnen seine Achtung und Ehrfurcht zu bezeigen. Sie mußten es fühlen, daß es das höchste Glück des Lebens sei, mit Zufriedenheit des Fürsten die Liebe seiner Unterthanen verdienen.

Mitten im Genusse dieser Freuden kam eines Tages ein reitender Bothe von Grünthal; der Vater wollte sterben. Karl ließ den Augenblick anspannen, setzte sich bestürzt in den Wagen, ließ fahren, was möglich war, aber — zu spät. Zum Unglück war der Chirurgus nicht im Dorfe gewesen, daß man ihn erst auswärts hatte holen müssen. Als Karl an-

kam, fand er den Vater auf einem Stuhl ſitzen, die Ader war geöffnet, das Blut perlte nur in einzelnen Tropfen heraus, der Vater drückte ihm die Hand und — ſtarb unter den Händen des Chirurgus.